Deutsche Revue


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierzehnter Jahrgang. — Erster Band.

(Januar bis März 1889.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIV.

(Januar bis März 1889.)

Berichte aus allen Wissenschaften:

Kleine Revuen:

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches.

I.

Wenngleich ich mir bei der Würdigung der Verdienste des Fürsten Bismarck um den Aufbau des Deutschen Reiches in etwas so vorkomme wie der Rhetor, welcher in Sparta dem Herkules eine Lobrede halten wollte, so stimmt doch die Vergleichung bei näherer Prüfung nicht ganz, da wir eben nicht mit Spartanern, sondern mit Deutschen zu thun haben. Als langjähriger Parlamentarier und Publizist habe ich mich stets bemüht, mir in allen Phasen der neueren Geschichte Preußens ein eigenes Urteil zu bilden, und habe zu dem Zwecke, wenn auch nicht ein eigentliches Tagebuch geführt, so doch besonders wichtige Thatsachen in meiner eigenen Auffassung skizziert und meinen Verkehr mit namhaften und maßgebenden Persönlichkeiten dazu benützt, auch deren eigentümliche Auffassung zu fixieren und mir selbst klar zu machen.

Es ist bekannt und auch leicht verständlich, daß diejenige Partei, welche nach 1848 sich die konservative nannte und später als die „kleine aber mächtige“ bezeichnet wurde, und der damals auch der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhausen angehörte, sich zunächst in derjenigen Auffassung unserer Politik, sowohl nach innen als nach außen, bewegte, welche damals allgemein als die konservative galt. Freundschaft mit Österreich und Rußland, Bundestreue, heilige Allianz, wie solche in dem Testamente Friedrich Wilhelm III. ihren präzisen, beredten Ausdruck gefunden hatte, eine nur in Bezug auf neue Steuern beschränkte Monarchie mit einer beratenden Körperschaft, auf ständischer Grundlage, verbunden mit einer durch die „demagogischen Umtriebe“ erzeugten und genährten, überaus mißtrauischen Abneigung gegen ein schwarz-rot-goldenes Deutschland.

Unzweifelhaft waren die Ereignisse des Jahres nicht dazu angethan, die deutsche Bewegung in besseren Geruch zu bringen. Ein Abklatsch der kurz vorangegangenen französischen Revolution, in Szene gesetzt von geübten französischen und polnischen Werkmeistern, anhebend mit einer tiefen Demütigung des preußischen Königtums und einer Karrikatur eines deutschen Kaiserzuges, waren die ersten Versuche, Preußen die ihm gebührende Stellung in Deutschland zu gewinnen, und die unverkennbare, berechtigte Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit

und Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit, soweit diese unter den obwaltenden Verhältnissen möglich erschien, — zu stillen: nichts als der fortlaufende thatsächliche Beweis, daß man das vorgesteckte Ziel auf dem eingeschlagenen Wege niemals erreichen werde.

Bei der Mitteilung meiner Aufzeichnungen werde ich mich einstweilen auf diejenigen beschränken, welche sich speziell mit der deutschen Frage beschäftigen, wobei ich von vornherein nicht unbemerkt lassen will, daß ich zu jener Zeit noch ein junger, diplomatisch unerfahrener Mann war, aufgewachsen in den Anschauungen und Traditionen meiner Parteigenossen, die einen Bruch mit Rußland und Österreich geradezu als einen Akt der Revolution betrachteten und sehr geneigt waren, das bekannte Bild von den drei Monarchen auf dem Kaiserhügel nach der Schlacht bei Leipzig auf den Bundestag und die heilige Allianz zu übertragen. Nichts leichter, als die Geschichte jener Zeit von rückwärts her zu kritisieren. Es tritt hinzu, daß die gewaltige Persönlichkeit des Kaiser Nikolaus damals auf allen europäischen Verhältnissen lastete und daß derselbe sich namentlich in den deutschen Angelegenheiten eine Art von Zwickmühle geschaffen hatte, kraft deren er sich in der Lage befand, durch Österreich und die Mittelstaaten Preußen, durch Preußen und die Mittelstaaten Österreich, und durch Preußen und Österreich die Mittelstaaten beim Bundestage überstimmen lassen zu können.

Berlin, den 21. März 48. Fast scheint es, als ob der Präsident von Gerlach Recht hat mit seiner Behauptung, daß Preußen nur durch seinen König und auch nur durch einen geistreichen ruiniert werden könne. Man könnte blutige Thränen weinen, wenn man den König Friedrich Wilhelm IV. auf demselben Balkon, wo er vor etwa acht Jahren die jubelnde Huldigung seines Volkes entgegen genommen hatte, erblickte, umbrüllt und mit Schmähworten überschüttet von einem wüsten Haufen, der es auf nichts Anderes abgesehen hatte, als die Krone in den Schmutz zu ziehen, und lebhaft trat mir ein Bild des „Ecce homo“ vor Augen. —

Wohin ist es gekommen mit der Monarchie Friedrichs des Großen, und wo ist die Armee geblieben, welche sich rühmen durfte, in erster Reihe den großen Sohn der Revolution von seinem Throne gestoßen zu haben. Man spricht von Verrat, doch ist es nur Kopflosigkeit und der Mangel eines guten Gewissens so wie an moralischem Mut, wie dies in Zeiten der Revolution zu Tage zu treten pflegt und die Revolutionen gelingen macht. Noch niemals hat eine Armee den Dienst versagt, wenn man den Mut hatte, sie zu gebrauchen, und was man von den Thaten und dem Siege der „Barrikadenhelden“ verbreitet, ist alles Schwindel und Humbug. Man war vollständig und überall Sieger in Berlin, und auf den Würdenträgern lastet der harte Vorwurf, die Flinte ins Korn geworfen zu haben.

Den 26. März. Es läßt sich leider nicht leugnen, daß unser Königlicher Herr sich eine seltsame Garnitur von Ministern ausgesucht hat. Die Herren scheinen mit der Revolution einen Wettlauf anstellen zu wollen, wer schneller zu Ende kommt. Graf Schwerin hat den geistreichen Einfall gehabt, Karl

den Großen in Szene zu setzen, und er hat als gewandter Regisseur eine Dekoration gewählt, wo der König von Preußen unter Vorantragung einer papierenen Kaiserkrone zwischen einem jungen Assessor und einem geheimen Polizisten als neuer deutscher Kaiser einreitet. Diese kläglichen Demagogen, welche noch nicht einmal so viel gelernt haben, daß der Masse nichts imponiert als Kraft und Mut.

Den 30. März. Wie kann man daran denken, den König von Preußen jetzt zum Kaiser von Deutschland zu machen! Mir kommt immer wieder der alte Goßner in den Sinn, als dieser zur Feier des tausendjährigen Bestehens des Reiches eine Festrede halten sollte. „Wenn wir nur ständen," — sagte er — „aber wir liegen ja alle." Eigentümlicher Weise war es ebenfalls ein Geistlicher, von dem ich das erste vernünftige Wort über die deutschen Angelegenheiten gehört habe. Ein Minister, der sich bekanntlich gern als eifriger Christ aufspielt, schwärmte heute über die Zustände in den ersten Christengemeinden, als ihn G. von G. in seiner trockenen Weise fragte: „Meinen Sie denn, daß Sie zu denselben gehört haben würden?" Es ist kläglich, wie depriniert und dekouragiert heute selbst die besten Leute sind. H. von R. sagt mir: „Ich spiele gern mit, aber es ist doch alles umsonst," und Graf S. bemerkte philosophisch: „In einer Stadt, wo alle Uhren falsch gehen, muß man selbst auch seine Uhr falsch stellen," doch kann ich mich mit dieser Philosophie nicht befreunden. Ich ziehe es immer noch vor, einem Narren zu sagen, daß er ein Narr sei, und fühle mich nicht beleidigt, wenn er mich nicht für seinesgleichen hält.

Den 6. April. Heute Konferenz mit einer größeren Zahl namhafter Persönlichkeiten, bei welcher auch die deutschen Angelegenheiten zur Sprache kamen. Es kommt mir je länger desto mehr zum Bewußtsein, wie viel ich noch zu lernen habe, doch ist mir eins schon heute vollständig klar: selbst ist der Mann. Die älteren Herren, welche noch in den glorreichen Erinnerungen der Befreiungskriege leben und die deutschen Bestrebungen teilweise à la Dambach beurteilen, bewegen sich, wie es mir scheint, in der bedenklichen Illusion, unser Heil von Österreich oder Rußland zu erwarten. Ich muß dabei bemerken, daß die betreffenden Herren fast ausnahmslos die Befreiungskriege mitgefochten hatten und mit dem eisernen Kreuze I. oder II. Klasse dekoriert sind. Herr von Bethmann-Hollweg war einer von den wenigen, die es vorgezogen hatten, zuhause zu bleiben, und der sich deshalb manche bittere Anspielung mußte gefallen lassen. — Man kann ja allerdings nicht leugnen, daß die Berufung des Vorparlaments und die Einsetzung des fünfziger Ausschusses ebenfalls nur ein kläglicher Versuch waren, die Gewohnheit der französischen Revolutionäre in der Einsetzung einer provisorischen Regierung nachzuäffen. Glücklicher Weise ist das deutsche Volk in dergleichen Dingen noch zu unpraktisch, und ich freue mich schon darauf, daß der deutsche Professor bald die Schleusen jener Beredsamkeit öffnen wird, um das Frankfurter Strohfeuer zu löschen.

7. April. Tiefe Trauer in der alten preußischen Aristokratie, wo man allgemein annimmt, daß mit dem sogenannten „Sechs Paragraphen-Gesetz“ das alte Preußen zu Grabe getragen sei. Das alte büreaukratische vielleicht, das alte militärische gewiß nicht. Es ist ein wahrer Genuß für mich, die Stimmung unserer von der Demokratie so schnöde behandelten Armee zu studieren und mit unseren jungen intelligenten Offizieren zu verkehren; ich fange jetzt an zu verstehen, warum der große Friedrich bei der Erörterung schwieriger Fragen den Militärs den Vorzug gab. Die Armee hat Preußen zu dem gemacht, was es ist, und an der und durch die Armee wird es sich auch wieder aufrichten.

10. Mai. Ein wahrhaft klägliches Schauspiel, welches heute die Preußische Bureaukratie bis in ihre höchsten Spitzen vor uns aufführt. Man desavouiert sich selbst, man intriguiert und agitiert gegen die eigenen Vorgesetzten und verleugnet die ganze Vergangenheit, um nur Wahlmann oder Abgeordneter zu werden. Auch in dem letzten Vereinigten Landtage waren es nur zwei Junker, welche den Mut ihrer Meinung hatten: von Thadden-Trieglaff — Preßfreiheit mit einem hohen Galgen daneben, — und von Bismarck-Schönhausen, der die völlige Isolierung nicht scheute, als es galt, die mit unwürdiger Eile durchgepeitschte Adresse abzulehnen. Ich habe die damalige Erklärung heute wieder gelesen und will sie wenigstens für mich ad acta nehmen. Dieselbe lautet: „Ich kann nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich.“

Es wollte damals etwas besagen, dem Schwindel so offen entgegen zu treten. Natürlich wurde der Herr von Bismarck in keine der damaligen konstituierenden Versammlungen gewählt. Ich hoffe, es wird mir gelingen, unsere frühere Bekanntschaft von der Universität her zu erneuern.

8. Juni. Unsere politischen Hundstage schienen schon vor dem Juli einzutreten. Die Sache hat ja auch ihre komische Seite. Wie selten ist doch der „moralische Zivilmut“, wie Präsident Götze diese Qualität nennt. Man sucht sich gegenseitig graulich zu machen. Es ist ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie schnell die Toten reiten, und die Variationen auf das bekannte Thema: „Jeder dieser &c. sind heute die beliebteste Musik.“ Herr von Bismarck ist mir sehr freundlich entgegen gekommen. Derselbe ist ein entschiedener Gegner des deutschen Schwindels in allen Façons. „Was uns gehalten hat — sagte er — „war das spezifische Preußentum, die alten preußischen Tugenden: Ehre, Treue, Gehorsam und Tapferkeit, welche die Armee, diesen besten Repräsentanten des Volkes, von dem Knochenbau, dem Offizier-Korps, ausgehend

bis zum jüngsten Rekruten beseelen. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben, wenn dies Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt. Wir wollen das preußische Königtum nicht verschwommen sehen in der fauligen Gährung süddeutscher Gemütlichkeit." Diese Unterredung war für mich ein Labetrunk aus einem frischen Quell. Freilich ist Herr von Bismarck darüber nicht im Unklaren, daß uns die nächste Zukunft nichts als Enttäuschungen bringen wird. „Wenn man selbst nicht weiß, was man will, so muß man fremden Zwecken dienen, und wenn man nicht entschlossen ist, ein Märtyrer seiner Sache zu werden, so lasse man die Hand lieber davon."

25. April 49. Welche Stellung Bismarck in der öffentlichen Meinung einnimmt, ersieht man am besten aus den Angriffen, die gegen ihn gerichtet werden. „Dem Abgeordneten zur preußischen zweiten Kammer Freiherrn von Bismarck-Schönhausen ist in Anerkennung seiner trefflichen antediluvianischen Rede, welche er in der Sitzung vom 21. April über die deutsche Frage gehalten hat, das Prädikat „Allerunterthänigster Unterthan" beigelegt worden." „Herr von Bismarck-Schönhausen läßt in seinem Wahlkreise Westhavelland-Zauche eine Adresse an den König besorgen, in welcher die Krone gebeten wird, das Ministerium Brandenburg,-Manteuffel als zu revolutionär zu entlassen und sich mit Ministern zu umgeben, welche weniger dem Umsturze des Bestehenden huldigen." — „Herr von Bismarck-Schönhausen hat den Baumeister des Sitzungsgebäudes gefragt, ob es denn gar nicht möglich wäre, die Wand der rechten Seite noch einige Fuß weiter hinauszurücken: sie ist ihm nicht rechts genug. Der Baumeister hat sein Bedauern ausgedrückt, die Wand selbst nicht verrücken zu können, indessen dem Edlen von Bismarck wenigstens versprochen, in künftiger Session eine Nische für ihn einzuschneiden, wenn er nämlich wieder gewählt werden sollte." Man hält ihn allgemein für einen sehr befähigten, energischen Ultra-Reaktionär, der am liebsten mit dem ganzen parlamentarischen Schwindel Kehraus machen möchte. Personen, die ihn näher kennen, wie mein alter väterlicher Freund, der Oberpräsident von Pommern, sagen mir, daß weit mehr in ihm steckt. Manche nennen ihn eine vulkanische, ja selbst dämonische Natur; ich habe aus unserm neuesten Verkehr den Eindruck gewonnen, daß er die negative Seite unserer Entwickelung vollkommen richtig beurteilt, und das genügt einstweilen. Deutsche Kaiserfabrik, Erfurter Schwindel, Unionsbrauerei: man kann die Weisheit des Herrn von Radowitz kaum abfälliger beurteilen, als dies von seiner Seite geschieht. „Die gewissenhafte Beobachtung dieser deutschen Reichsverfassung" — sagte er scherzweise — „kann ich nicht anders verstehen, als genau aufzupassen, was daraus wird."

Die weiteren Phasen des deutschen Einigungswerkes: das Gothaer Nachparlament, der Dreikönigsbund, das Interim, die Union, sowie die Erfurter Verhandlungen liegen so weit hinter uns und sind so vollständig selbst in der Erinnerung der deutschen Nation abgethan, daß es keinen rechten Zweck hat,

meine Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit ausführlicher zu rekapitulieren. Wenn ich dieselben nichtsdestoweniger hier erwähne, so geschieht dies nur, um noch einiger charakteristischer Äußerungen des Fürsten Bismarck aus jener Zeit zu gedenken.

30. Juni 1850. Alle meine Freunde sind mit mir darüber einverstanden, daß der Einfluß des Herrn v. Radowitz auf den König um deswillen so gefährlich ist, weil er im geheimen, mit sehr vorsichtiger Berechnung und ohne Verantwortung geübt wird. Es ist deshalb beschlossen, allen Einfluß aufzubieten, daß derselbe zum Minister des Auswärtigen ernannt und dadurch gezwungen wird, selbst auf der Bühne zu erscheinen und die Konsequenzen seiner Staatsweisheit zu vertreten. Herr v. Radowitz will seine Unionspolitik mit dem Vorgange Friedrichs des Großen illustrieren, doch bemerkt Bismarck dem gegenüber sehr richtig, daß Friedrich der Große sich vielmehr an die hervorragendste Eigenschaft preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr gewandt haben würde. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unserer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seine Reize für ein preußisches Ohr nicht verloren hat. Von der zeitigen deutschen Politik erwartet Bismarck nichts als ein vollständiges Fiasko (Olmütz).

10. Nov. 1850. Unser politisches Kalkül hat uns nicht getäuscht. Das Ministerium Radowitz ist bereits in die Brüche gegangen. Wie Bismarck darüber dachte, das ergiebt ein an die Kreuzzeitung gerichteter Brief vom 7. d. Monats, worin es heißt: „Ich bin vorgestern Abend bei Lesung Ihres Montagsblattes vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sekt ist diesseit des Gollenbergs auf die Gesundheit des Herrn v. Radowitz getrunken. Zum ersten Mal fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden hoch und freudig in der Sonne blitzen."

Wird man denn nicht endlich daran denken, diesen Mann, der unzweifelhaft sowohl nach Geist als nach Charakter eine unserer hervorragendsten politischen Kapazitäten ist, in einer ihm gebührenden Stellung zu verwenden? Ich muß immer noch lachen, wenn ich daran gedenke, daß man denselben Anfangs der vierziger Jahre zum Landrat in Posen machen wollte, daß man aber seiner „ungeprüften Tugend" nicht ganz traute.

9. Januar 51. Die Differenz im Schoße der konservativen Partei scheint größere Dimensionen anzunehmen. Die Gefahr, „an dem Worte des Königs zu drehen und zu deuteln" und mit dem ganzen Verfassungsleben Kehraus zu machen, scheint allerdings beseitigt zu sein, obschon man den Einfluß der Reaktion pure et simple noch immer nicht unterschätzen darf. Kaiser Nikolaus hat gesagt: „eine absolute Monarchie und eine Republik, die verstehe ich, eine konstitutionelle Monarchie aber ist ein Wechselbalg und eine Lüge."

Der größte Mangel ist, daß die „sozialen Fragen“ für den größten Teil auch der sogenannten Staatsmänner böhmische Dörfer sind, und doch handelt es sich bei den revolutionären Bewegungen der Gegenwart im Grunde um nichts Anderes. Herr von Manteuffel ist ja ein Beamter, wie er im Buche steht, doch wird er uns schließlich auch kaum etwas Besseres als Bureaukratie und Polizei servieren. Jedenfalls dauerte es nicht lange, daß Herr von Hinkeldey ihm über war. Über Manteuffels Stellung zu Herrn von Bismarck kann ich noch immer nicht recht ins Reine kommen. Er macht mir etwas den Eindruck eines Huhnes, welches Enteneier ausgebrütet hat.

5. Juni 51. Die Reaktivierung des Bundestages hat wenigstens das Gute gehabt, daß Bismarck der Adlatus unseres Bundestagsgesandten, des Generals von Rochow, geworden ist, doch scheint derselbe sich in dieser Stellung nicht sehr behaglich zu fühlen. Über seinen Chef schweigt er natürlich, doch versichert er, daß, wenn er selbständig werden sollte, er sein Feld von Unkraut säubern oder urplötzlich wieder nachhause gehen werde. Es fehlt die feste Hand in unserer Diplomatie, jeder singt seine eigene Melodie.

Ein Mitglied der österreichischen Gesandtschaft sagt mir soeben: „Ich denke, der Bismarck gehört zu Ihrer Partei? Derselbe studiert ja förmlich darauf, das gute Verhältnis zwischen Österreich und Preußen zu stören.“ Auf meine Frage, ob er die kleinen Scherze mit dem Grafen Thun meine, gab selbiger keine bestimmte Antwort und war einigermaßen überrascht, als ich ihm sagte, es wäre sehr schwer zu sagen, zu welcher Partei Bismarck gehöre; ich glaubte zu keiner, er triebe Politik auf eigene Hand. „Nun, nun,“ sagte der österreichische Diplomat, „dann muß man ihm auf die Finger klopfen.“

5. Juli 51. Es ist nicht richtig, daß wir es in Deutschland lediglich mit dem österreichischen Gegensatze zu thun haben. Man hat mir die Beweise vorgelegt, daß der alte Rheinbund sehr lebendig ist, und daß namentlich Herr von Hassenpflug, dem man seiner Zeit hier ein Asyl gewährt hat, eine sehr bedenkliche Rolle spielt. Derselbe soll sich dahin ausgesprochen haben, daß er garnichts dabei finde, wenn Frankreich auf Grund eines Bundesbeschlusses die Rheinprovinzen besetze! Ich freue mich, daß ich heute nicht preußischer Diplomat bin. Ein sehr hoch gestellter Mann, der besonders beim Kaiser Nikolaus gut angeschrieben ist, sagt mir: „Unsereiner ist heute in einer sehr prekären Lage. Des Morgens erhalten wir eine Depesche aus dem auswärtigen Amt, am Nachmittage vom General-Adjudanten und des Abends noch von Sr. Majestät selbst, und zwar Depeschen, die fast niemals untereinander übereinstimmen und häufig sich sogar widersprechen. Vorsichtige Leute warten deshalb mit ihrer Aktion immer bis zum Abend, und man gewöhnt es sich dabei allmählich an, auch auf eigene Hand Politik zu treiben.“ Etwas Ähnliches wird Bismarck auch wohl meinen, wenn er aus Frankfurt schreibt: „Wir haben hier mindestens drei Zivil- und zwei Militär-Diplomaten

neben einander, von denen einer den andern verleumdet und Spezialberichte nach Berlin schreibt."

19. August 51. Papa Wrangel, der durch seinen trocknen Humor dem Könige entschieden imponiert, hat A. von Humboldt einen neuen Titel verliehen. Er nennt ihn jetzt quasi offiziell „unser alter demokratischer Weltweiser." Ebenso wird von dem General v. R., dessen Freimut und nüchternen Verstand der König sehr schätzt, eine hübsche Anekdote erzählt. Als Radowitz am Ende seiner Staatskunst angelangt war, da versuchte er den König dadurch zu bestimmen, daß er die Stellung Preußens mit der des Cäsar am Rubikon verglich. „Wir stehen jetzt wie Cäsar am Rubikon und müssen hinüber" — sagte er nicht ohne Emphase. „Nun, was meinen Sie dazu, mein lieber R.," fragte der König den General, und die Antwort soll gelautet haben: „Majestät, ich kenne den Kerl den Cäsar nicht, ich weiß auch nicht, was Rubikon ist, ich weiß nur so viel, daß, wenn Cäsar ein Staatsmann gewesen ist, er den Rat des Herrn von Radowitz nicht befolgt haben würde." Man freut sich heute auch über das kleinste Vergnügen!

23. August 51. Ich habe mich nicht geirrt, wenn ich dem österreichischen Diplomaten die Antwort gegeben habe, daß Herr von Bismarck überhaupt kein Parteimann ist, und daß sein Widerwille gegen alles Partei-Treiben und -Regiment nicht erst aus neuerer Zeit datiert. „In Preußen ist" — wie er sagt — „die Partei ein Kunstprodukt, welches dem Willen des Königs und dem Interesse des Staates gegenüber keine Beachtung verdient. Ein preußischer König soll" — wie er sich ausdrückt — „durch keine Parteidoktrin gehemmt sein." Herr von Bismarck will von allen bisherigen Einheitsbestrebungen nichts wissen, weil dieselben das spezifische Preußentum vernichteten und damit die Muskeln, mit denen regiert werden müsse, zerschnitten. Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist er seiner Zeit der Meinung gewesen, nach dem Bruch mit Frankreich an den alten Kampfgenossen Österreich sich anzuschließen und die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser Nikolaus gespielt habe, oder aber den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Wenn er nichtsdestoweniger den Olmützer Punktationen seine Zustimmung erteilte, so war der Grund kein anderer, als weil er nicht mit Phrasen, sondern mit Thatsachen rechnete, und diese Thatsachen waren Österreich und Preußen. Ein Krieg Preußens gegen Österreich würde zur Zeit nichts Anderes bedeutet haben als einen Kampf zu Gunsten der demokratischen Phrase. Er hatte damals die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Österreich die preußische Monarchie als eine gleichberechtigte Genossin anerkennen werde, und daß unter dieser Voraussetzung die verbündete Kraft der beiden Mächte eine Hüterin der Ordnung und eine Quelle deutscher Stärke sein könne.

13. Sept. 51. Daß in der deutschen Frage mit unseren alten Herren schließlich nicht viel zu machen sein wird, darüber bin ich jetzt im Klaren. Es fehlte nicht viel, daß man mich heute als einen phantastischen Revolutionär vor

die Thüre gesetzt hätte. „Was wollen Sie eigentlich," — fragte mich Graf Sch. in sehr piquierter Weise, — „wollen Sie nach Wien marschieren? Der Bismarck ist noch ein junger, unerfahrener Mann, dem seine neue Stellung etwas zu Kopf gestiegen zu sein scheint; er wird auch wohl noch zahmer werden. Ich tröste mich einstweilen damit, daß in Preußen alles gehorcht, wenn der König befiehlt, wobei es mir allerdings zweifelhaft ist, ob Bismarck ein unbedingter Vertrauensmann für den König ist. Bei der russischen Gesandtschaft, wo ich in neuer Zeit mehrfach verkehrt habe, ist die Temperatur für Österreich keine sehr angenehme. Nur kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, und der Dienst, welchen Rußland Österreich in Ungarn geleistet hat, war zu groß, um dafür dankbar sein zu können."

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit der Totenlida.

Dorfgeschichte

von

Ossip Schubin.

I.

Sie saß auf der Schwelle ihrer Hütte, wand einen Blumenkranz und sang einen Trauermarsch dazu. Ihr Gesicht war fahl und mager, mit kurzer Nase und in großen, braunen Höhlen eingesunkenen Augen. Es erinnerte an einen Totenkopf, und wie ein Totenkopf lächelte es beständig und sah nie fröhlich aus. Ihr Alter nach ihrem Äußeren zu beurteilen, hielt schwer, wie zumeist bei Menschen, denen die Seele vorgestorben ist. Ob sie der Jahre siebzig oder nur fünfzig zählte, stand nicht auf ihrem starren, ausdruckslosen Gesicht.

Sie mochte einst schön gewesen sein und war eitel geblieben.

Um ihre mageren Hüften schlotterte ein bunter Rock von großgeblümtem Kattun, um ihre Schultern schlang sich ein verfärbtes, grünes Seidentuch mit langen, noch verblicheneren Fransen über ein derbes Bauernhemd; ihr volles rotgraues Haar, das sich ihr in schweren Scheiteln um Hals und Wangen schmiegte, war am Hinterkopf mit einem hohen Kamm von karneolbesetzter Messingarbeit aufgesteckt, und um ihren Hals flimmerten fünf oder sechs Schnüre billiger Glasperlen.

So wie sie heute da saß, konnte man sie alle Tage des Jahres vor ihrer Hütte kauern sehen, wenn nicht etwa die Witterung sie in ihre vier Wände hineintrieb —, immer in demselben phantastischen Aufputz, immer denselben starren Blick im Auge und anscheinend immer denselben Kranz auf den Knieen — einen Kranz, der so groß und wuchtig war wie ein Wagenrad.

Man nannte sie die „Totenlida", und nicht etwa wegen ihrer unheimlichen Gesichtsbildung, sondern weil sie, wie die Dorfleute sich ausdrückten, „vom Tode lebte."

Sie war die Leichenbesorgerin des Örtleins. Seitdem sie vor etwa drei Jahren nach langer, langer Abwesenheit in ihr Heimatsdorf zurückgekehrt war, hatte sie es übernommen, die Toten herzurichten für ihren letzten Weg, sie zu waschen, anzukleiden und Kränze zu winden für ihre Särge und Gräber. Vor dieser unheimlichen Beschäftigung fühlte sie nicht die geringste Scheu. Die Leichen flößten ihr kein Grauen ein —, im Gegenteil liebte sie die Toten mehr als die Lebenden, wie sie oft zu versichern pflegte; und wenn man sie fragte, warum, da lächelte sie einen erst blödsinnig an und verstand nicht —, dann legte sie die Hand an die Stirn und murmelte tonlos: „Die Toten . . . sind gut . . . die . . . thun . . . niemandem . . . etwas . . . zu . . . leid!"

Bei Begräbnissen schritt sie stets feierlich mitten im Zug einher und erzählte, wie schön der oder die ausgesehen hätte im Sarge, und wenn dann die Leute nicht mit einstimmten in ihr Lob, fühlte sie sich beleidigt wie ein Künstler, dem man die gebührende Anerkennung versagt hat.

So führte sie im ganzen eine zufriedene Existenz. Nur wenn eine Hochzeit im Dorfe gefeiert ward, geriet sie außer sich, wimmerte und schluchzte, raufte sich das Haar und lief händeringend dem Bräutigam nach. Auch knüpfte sie sich bei solchen Gelegenheiten jedesmal ein noch bunteres Tuch um die Schultern und hängte sich eine Glasperlenschnur mehr um den Hals. Am Abend schlich sie dann rastlos um das Wirtshaus herum, aus dem die Musik erklang, zu der die Hochzeit tanzte. Wie ein verendendes Tier stöhnend, schlug sie sich mit beiden Händen auf ihre magere Brust und verlangte Einlaß in den Tanzsaal. Zumeist wurde ihr dieser gewährt. Dann belustigten sich die Hochzeitsgäste so lange an ihrer Tollheit, bis sie ihnen lästig geworden war, worauf sie mit Gewalt von dem Fest hinweg und nachhause geschleppt werden mußte.

Den nächsten Tag kam wieder alles ins alte Geleis. Ihre Aufregung war verschwunden, zufrieden kauerte sie von neuem vor ihrer Hütte, einen Kranz — sie versorgte damit die ganze Umgebung — auf den Knieen und lächelte blödsinnig, wenn ihr ein Gassenjunge im Vorübergehen zurief, daß sie einst ein schönes Mädchen gewesen sei. — —

II.

Es war ein heißer Julitag. Die weit vorspringenden Strohdächer warfen schwarze Schattenstreifen über die im grellen Sonnenlicht bläulichweiß leuchtenden Wände der langen, niederen Hütten. Zur rechten Hand der Alten blühte in einem Gärtchen, das ordentlich mit einer Ziegelumzäunung eingefaßt war, allerhand buntes Blumenzeug, zur Linken nickte eine sehr müde Sonnenblume mit einem für ihren schlanken Stengel viel zu großen Kopf melancholisch einem Misthaufen zu, in welchem rote und gelbe Hühner nach Futter pickten.

Der Alten gegenüber saß auf einem Steinhaufen ein rothaariger Zwerg und starrte sie, die Knie unterm Kinn, hämisch an.

„Holla, Frau Totin, für wen der Kranz?" krähte er mit unheimlich heiserer Falsettstimme zu ihr hinüber.

Die Alte sah auf, beugte sich jedoch sogleich und ohne ihm zu antworten von neuem über ihre Arbeit.

„Ihr windet ihn wohl für Euren Bräutigam?" krächzte der Zwerg — „für Euren Bräutigam, he! he!"

Bei dem Worte Bräutigam zuckte die Alte zusammen —, „Bräutigam!" sagte sie ein paar Mal halblaut vor sich hin — „Bräutigam! —" dann geziert an den Glasperlen um ihren Hals zupfend, schlug sie die Augen nieder und lispelte mit grotesker Verschämtheit: „Wer sollt' wohl mein Bräutigam sein?"

„Euer Bräutigam ist der Tod" rief der Knirps und kreuzte gravitätisch die Arme über die Brust.

Sie horchte nicht.

Da sprang der Unhold von seinem Steinhaufen herab, pflanzte sich frech und boshaft vor sie hin und kreischte: „Ja wohl, Euer Bräutigam ist der Tod — der Tod, der wird Euch mal treu bleiben bis zur Hochzeit und wird es nicht machen wie Euer — Euer — so seht doch auf und sagt mir, wie er hieß . . . Franz, nicht wahr, Franz . . . Franz . . . Franz Král!"

Die Blumen glitten der Alten vom Schoße herab. Ängstlich forschend heftete sie ihren starren Blick auf den widerlichen Zwerg. Dieser neigte jetzt seinen Kopf der rechten Schulter zu und, das linke Auge zukneifend, die geschlossene Hand wie ein Teleskop an die rechte haltend, sagte er: „Muß mir Euch doch einmal genau besehen, Frau Totin, die Leute behaupten alle, daß ihr einmal ein schönes Mädel gewesen wärt — ein sehr schönes Mädel, sakrament!"

Sie tastete noch einmal an ihren Glasperlen, lachte blödsinnig vor sich hin, plötzlich versteckte sie ihr Gesicht in ihren Händen und brach in kicherndes, winselndes Schluchzen aus.

„Daß dich . . ." rief jetzt eine tiefe, rauhe Mannweibstimme dazwischen, und zugleich trat aus dem Innern der Hütte ein stämmiges, altes Frauenzimmer an der weinenden Greisin vorbei und auf den Zwerg zu: „Scheer' dich zu allen Teufeln" herrschte sie ihn an, indem sie ihm zugleich eine mächtige Faust drohend vor die Augen hielt — „und wenn du schon einmal nichts Anderes auf der Welt kannst, als deine Mitmenschen zu quälen, so suche dir zum wenigsten jemand dazu aus, der deiner Frechheit gewachsen ist; herzloses Ungeziefer du!"

Eingeschüchtert durch die physische Überlegenheit des kräftigen Weibes, schlug der Knirps einen Purzelbaum und machte sich, mit großer Flinkheit auf den Händen weiter laufend, davon. —

III.

Er war der „Narr" des Dorfes. Man nannte ihn nicht anders als den Hochzeitshans. Wohl hatte er früher einen anderen Namen gehabt, den aber hatte man vergessen. In seinem zwölften Jahre durch einen bösen Fall verkrüppelt, war sein Körper seitdem nicht mehr gewachsen, ohne daß man seinem Verstande lange Zeit hindurch irgend eine andere Abnormität angemerkt, als

einen ungewöhnlichen Hang zur Bosheit. Zu schwach zum Arbeiten, war er ein paar Jahre mit einer kleinen, heiseren Drehorgel in der Umgebung herumgezogen, hatte sich sein Brot erbettelt, wie es eben ging — und das war mühsam! — Dann eines schönes Tages hatte er sich von einem Trödler aus der nächsten Kreisstadt eine alte rote Bedientenweste und ein goldgesticktes Käppchen gekauft und war Narr geworden von Profession. Binnen kurzem vervollkommte er sich in diesem Beruf dermaßen, daß bald kein Fest, sei's Hochzeit oder Leichenschmaus, für gelungen galt in der Umgebung, wenn der Hans dabei fehlte.

Ungestraft sagte er die bösesten Dinge, durch seine offizielle Unzurechnungsfähigkeit geschützt. Und während die Bauern sich an seinen täppisch lasziven Scherzen ergötzten, blitzte es aus seinen grünen Augen wie das Licht eines heimtückisch verborgenen Verstandes. Allezeit des Frevels gedenkend, welchen die Natur an ihm verübt, begeiferte er die ganze Schöpfung mit seiner zynischen Spottlust. Er spie der Freude ins Gesicht und deutete mit Fingern auf den Schmerz. Die arme Totenbesorgerin quälte er schon seit längerem mit besonderer Vorliebe. Gewöhnlich ließ sie sich durch seine widerlichen Späße nichts anhaben — heute hatte er sie ins Herz getroffen. Vergeblich hatte ihre stämmige Verteidigerin Blumen und Kranz aus dem Staube aufgelesen und ihr von neuem auf die Kniee gelegt. Die Blumen welkten in ihren heißen Händen, und der Kranz wurde nicht fertig.

Furchtsam um sich schauend und sich von Zeit zu Zeit mit der Hand über die Stirn fahrend, als versuchte sie den Staub von ihren Erinnerungen herabzustreifen, murmelte sie vor sich hin: „Franz! Franz!" Mühsam versuchten ihre armen, unbeholfenen Gedanken sich zurückzutasten in die Vergangenheit, zurück durch ein langes, langes Dunkel bis zu der Zeit, da sie wirklich noch ein schönes Mädchen gewesen war. —

Gar mancher von uns hat eine Stelle in seiner Vergangenheit, der die Erinnerung ängstlich, als fürchte sie dort Gespenstern zu begegnen, ausweicht. Es ist die Stelle, wo unser Glück begraben liegt. Aber für fast jeden kommt auch ein Tag, da seine Erinnerung mit Gewalt an jene unheimliche Stelle heran geschleppt wird, und das ist ein Tag großen Herzeleids! —

Die arme Totenbesorgerin empfand das heute. Jahrelang war ihr Geist in düsteren Schleier eingesponnen, von der Vergangenheit völlig getrennt gewesen, nun aber hatte plötzlich eine rauhe Hand einen Riß in den Schleier gemacht, und der Lida war's, als sähe sie von ferne — ferne ein weißes Licht schimmern . . . eine Tanzweise, die sie seit dreißig Jahren nicht mehr gehört, summte ihr durch den Kopf! . . . Wie war es denn damals gewesen, wie . . . wie . . . damals, als sie wirklich noch ein schönes Mädchen gewesen war?

IV.

Ein schönes Mädchen! ja, das war sie einst gewesen — das schönste Mädchen im ganzen Dorf und einer unverheirateten Tagelöhnerin Kind. Die reichen Bauerntöchter beneideten sie ob ihrer Schönheit und verachteten sie ob

ihrer unehelichen Geburt. Viele Burschen warben um sie, sie verabschiedete sie alle, den einen, weil er von den Blattern gezeichnet war, den andern, weil er rote Haare hatte, den dritten aus irgend einem anderen, noch thörichteren Grunde. Die scharfsinnigen Matronen des Dorfes aber rümpften die Nasen und raunten einander zu: „die hat's auf einen Bauernsohn abgesehen." —

Ein hoher Festtag kam. Lida erschien auf dem Tanzboden. Sie sah sehr hübsch aus, trug ein rotes Kopftuch und eine Seidenschürze und hielt sich so steif und gerade, daß sie um zwei Zoll gewachsen schien. Wenn einer von den Burschen sie zum Tanz aufforderte, machte sie ein gleichgiltiges Gesicht und zierte sich, als ob es gälte, ihm eine besondere Gnade zu erweisen; dabei war sie zerstreut und blickte beständig sehnsüchtig nach der Thür des Tanzsaales.

Alle merkten es, daß sie jemanden erwartete, keiner aber wußte, wen.

Plötzlich hatte sich ihre Aufregung beruhigt. Sie stand nun ganz still auf ihrem Platz, war glutrot, lächelte mit züchtig niedergeschlagenen Augen und zupfte an ihrer Schürze.

„Er ist da!" murmelten die beobachtenden Dorfweisen, „aber welcher ist's denn? — welcher?"

Es wurde zur Damenwahl aufgespielt. Mit linkischer Verlegenheit oder plumpen Ziererei schoben sich die Mädchen an die, welche sie auszeichnen wollten, heran.

Lida schlug die Augen auf, warf einen Blick quer über den Tanzboden — und bald wirbelte die uneheliche Tochter der Tagelöhnerin in den Armen eines schönen, vermögenden jungen Müllers über die schmutzige, holprige Diele.

Von allen Verkleidungen, die der Neid wechselweise trägt, sind ihm Entrüstung und Mitleid die geläufigsten.

„Eine Frechheit . . . sie ist nicht seinesgleichen . . . sie wird ihn noch büßen, ihren vermessenen Hochmut!" — grollten einige der Bäuerinnen.

„Ich möcht' ihm keine meiner Töchter geben, denn er ist ein Schuft, aber es ist schrecklich, daß man so etwas mit ansehen muß." . . .

„Eine Unbesonnenheit", lispelten die anderen, „armes Mädchen, sie ist so übel nicht, wie schade! man möchte ihr ihn ja gerne gönnen, wenn er auch nicht ihresgleichen, aber er ist ein gar lockerer Geselle. Armes Ding!" —

Die Lida kümmerte sich weder um Mitleid noch um Entrüstung, die Musik schmetterte Triumphlieder durch die dumpfe Wirtsstube, und ihr Herz klopfte freudig einstimmend in ihrer Brust. Jubelnde Eitelkeit fieberte ihr in allen Adern — er, der Schönste, der Vornehmste im ganzen Dorfe, tanzte mit ihr und nur mit ihr die ganze Nacht und schenkte ihr ein pfefferkuchenes Herz, auf dem sich eine rosa Zuckertaube mit einer himmelblauen schnäbelte. — —

Als nun die Lida den Sonntag darauf in der Kirche erschien, trug sie an einer fünffachen Granatenschnur drei große Dukaten am Halse, und um ihre Hüften bauschten so viele frisch geplättete Unterröcke, daß die Bäuerinnen mit kritischem Blick sogleich feststellten, — sie haben deren gewiß ein Dutzend am Leibe.

Und das Mitleid seufzte: „So kostbares Geschmeide könne sich das arme Ding nimmermehr von ihren Ersparnissen gekauft haben, oh, die Unglückliche, oh, die Verblendete! Wenn man nur glauben könnte, daß etwas Gutes aus alledem entstände!“

Die Entrüstung ballte die Faust und murrte: „Eine Tagelöhnerstochter, die sich erlaubt, zwölf Unterröcke umzubinden, wie ein leibhaftig Bauernkind, könne nur eine schlechte, verworfene Person sein!“

Die Lida aber merkte nichts von der Bosheit, die sie ringsum beredete, oder sie beachtete sie nicht. Das Kinn stolz auf den Hals gepreßt, ihr großes Gebetbuch mit beiden Händen an die Brust haltend, trat sie in die Kirche und wischte, ehe sie sich niedersetzte, mit ihrem großen, weißbaumwollenen Taschentuch zimpferlich den Staub von der Kirchenbank herunter.

Beim Heimwege, als die anderen Mädchen alle an der Lida vorüberschossen, als ob die Pest an ihr hinge, trat eines an sie heran — eines, häßlich und wohl ein halb Dutzend Jahre älter als die Lida, aber kernbrav und uneigennützig — Marunka mit Namen.

„Ich mag dir nicht viel sagen,“ sprach sie, „du dächtest ja doch nur, der Neid spricht aus mir — ach, mein Gott! Wie sollt' ich dich denn beneiden um das, was doch nie mein sein könnte! Ebensogut könnte ich den Tag um die Sonne beneiden oder die Nacht um den Mond! Übrigens möcht' ich deinen Müller gar gar nicht, nein! . . . Schüttle nur ungläubig den Kopf — ich möchte ihn nicht — eine häßliche alte Jungfer, die ich bin, möchte ich ihn doch nicht. Mir wär's, als nähm' ich den leibhaften Teufel zum Mann, wenn ich den schwarzen Kerl heiraten sollt'. Das aber thut nichts zur Sache, dir gefällt er nun einmal, und das ist ein Unglück! Ich sage dir's zur Warnung, trau ihm nicht, er ist herz- und treulos. Frag' nur die braune Anzenka im Thal dort unten bei den Mühlen, die grämt sich wegen seiner ins Grab, weil er sie verstoßen und verlassen hat wie ein Elender, sie und so manche andere, — er wird nicht besser handeln an dir!“

Die Lida reckte nur vornehm den Hals aus ihren Granatschnüren heraus, maß das häßliche, alternde Mädchen vom Kopf bis zu den Füßen und würdigte es keiner Antwort.

Kein Mädchen glaubt an die Uneigennützigkeit einer Freundin, sobald ein Mann im Spiele ist! — —

Es war Herbst damals. Die schrägen Sonnenstrahlen spiegelten sich in großen, braunen Pfützen, auf denen gelbe und rote Blätter schwammen. Der Wind raufte bereits das Laub aus den krummstämmigen Apfelbäumen am Straßensaum. Die Krähen flatterten krächzend über die braunen, nach frisch geackerter Erde riechenden Felder, und hier und da schimmerten zart und grün die dünnen Hälmchen der neu aufkeimenden Saat!

V.

Anfänglich war sie nur stolz darauf gewesen, einen schöneren und reicheren Burschen zu haben als alle anderen Mädchen im Dorf.

Später liebte sie ihn! —

Der Winter zog vorüber und auch die erste übermütig hinstürmende und hinblühende Frühlingszeit. Aus den schwachen, blassen Hälmchen waren starke, grüne Halme geworden mit langen, silb'rig schimmernden Ähren. Fein wie Weizenmehl und beinahe so hell wie Kornmehl bedeckte der Staub die Straße, und die krummstämmigen Apfelbäume hingen voll steinharter, grasgrüner Früchte.

„Wann wird die Hochzeit sein?“ fragte eines Tages die Marunka besorgt die Freundin. Die aber wendete trotzig den Kopf ab und murmelte: „bald!“

Die wilden Rosen waren erblüht und auch wieder verwelkt, und der Silberglanz auf den Getreidefeldern verwandelte sich in Gold, und über den Kleefeldern schimmerte es bräunlich — davon aber, wann Lida die Hochzeit haben sollte, davon hörte man nichts! —

Täglich wurden ihre Wangen bläßer, ihre Augen röter. Die Mädchen hielten sich fern von ihr bei der Feldarbeit und in der Kirche. Manchmal, wenn die Arbeitsstunde vorüber war, da schlich die Lida hinunter in das Thal dort, wo seine Mühle an einem grünbewaldeten Bergabhang lehnte. Er hantierte bei der Heumahd auf seiner Wiese herum. Sie blieb am Straßenrand stehen und pflückte Feldblumen am Rain. Er aber that, als merke er es nicht, und wie die Schatten länger und die Straße einsamer geworden, da nahm sie ihr Tüchlein ab und setzte sich ein Kränzlein von roten Mohnblumen auf das Haupt und ließ sich auf einen Stein nieder und begann ein böhmisches Volksliedchen zu singen, so recht sehnsüchtig klagend, — er aber wandte den Kopf ab und pfiff ein keckes Tanzstückchen. Sowie dann die Schatten über die ganze Erde reichten und das Licht tot war, ging er nachhause, ohne sie zu grüßen. Sie sah ihm nach — und weinte und wartete, ob er wohl umkehren werde, — aber er kehrte nicht um! Und wie die Dämmerung dichter wurde, da schlich sie hinunter zu dem Mühlbach und versteckte sich am Ufer zwischen den Erlenbüschen und zerriß ihr welkes Kränzlein in zwei Stücke und warf's in den Bach und seufzte: „Ich hab' mein Herz in das Bächlein geworfen, in das dunkle, glänzende Bächlein, aber mein Herz ist in das Mühlrad hineingeraten, und das treibt nun damit sein Spiel“ — und dabei horchte sie auf das rastlose Sausen des Mühlrades. Und als der Mond aufging, da pflückte sie am Bachesrand einen Strauß von Vergißmeinnicht und schlich damit bis an die Schwelle der Mühle. Die küßte sie und legte die Blümlein auf die Stelle, die ihre Lippen berührt.

Dann schlich sie langsam nachhause zurück ins Dorf. Ob er wohl kommen wird den nächsten Morgen, dachte sie!

Aber — er kam nicht! —

Im Dorfe verbreitete sich das Gerücht, Franz Král, der Müller, sei sehr verschuldet, und wenn ihm nicht bald geholfen werde, käme seine Wirtschaft unter den Hammer. Kurz darauf verlautete: „um sich aus seinen Geldnöten zu retten“, hieß es, „heirate der schöne Král die lange Veronika, die häßlichste, aber auch die reichste Bauerntochter in der ganzen Gemeinde.“

VI.

's war am Abend von Peter und Paul und alle Welt im Wirtshaus auf dem Tanzboden, nur die Lida saß einsam auf der Schwelle ihrer Hütte, den Kopf in der Hand. Die Dämmerung zitterte auf die Erde nieder wie schwarzer Staub. Eine Grille zirpte schrill und genügsam wie ein kleines Tier, das stolz darauf ist, einen großen Lärm machen zu können. Durch die träge Abendstille tönte die Wirtshausmusik verwegen jauchzend, höhnend bis zu der Einsamen hinüber. Von Zeit zu Zeit schloß sie die Zähne fest aufeinander und stöhnte, dann preßte sie die Hand aufs Herz, wie man sie auf eine offene Wunde preßt. —

Die Nacht brach herein, langsam stieg der Mond den blauen Sommerhimmel hinauf. Da erhob sie sich und schlich bis zu dem Wirtshause hin. Der Tanzboden befand sich zur ebenen Erde. Aus den offenen Fenstern strömte gelbliches Licht und malte helle, viereckige Flecke in den schwarzen Schatten, den das Wirtshaus auf die Straße vor sich hinwarf. —

Leise, mit stockendem Atem schlich sich die Lida heran. Ihr war's, als tauche sie den Blick in den Abgrund der Hölle hinein. Das Licht der Kienspäne flackerte rötlich und unsicher über die Tanzenden. Die Motten flatterten um die Flammen, und der Nachtodem bewegte sich leise hin und her. Ihren fiebernden Augen schien's, als wälzten sich verzerrte schwarze Ungeheuer durch blutrote Wolken. Sie sah nicht deutlich, erkannte niemanden. Plötzlich fuhr sie auf. Ihr war's, als bisse sie eine Schlange in das Herz! Dort inmitten der anderen, sie um einen halben Kopf überragend, mit frecher Haltung, halb betrunken, den Kopf zurückgeworfen, das Gesicht gerötet, die Augen unnatürlich glänzend, drehte sich Král, die häßliche Veronika im Arm.

Der Lida schwindelte, sie trat zurück, — langsam, mit tief gesenktem Kopf wankte sie hinweg. Bis zu dem Kreuze schleppte sie sich, das dort auf dem Ortsried unter den drei Linden steht, und kauerte auf den steinernen Stufen zu Füßen des Heilandes. Sie weinte nicht, starr, aufrecht, totenblaß und totenstill saß sie da und wartete.

Die Linden waren im Verblühen, beständig zitterten hinsterbende Blüten aus den schweren Ästen auf die Erde nieder, rings um den Heiland war der Boden mit ihnen bestreut, und aus den blassen Blättchen stieg eine wundersam duftige Schwermut, — es war, als hauchte sie sterbend eine süße, traurige Beichte in die Nacht hinaus.

Der Mond schien hell; zwischen die schwarzen Äste der Linden schlich sein Licht und ruhte auf dem Gesicht des Gekreuzigten und küßte seine Wunden! Große, weiße Hollunderblüten sahen gespenstisch undeutlich aus dunklem Laub über die Mauern eines Bauerngehöfts, und die Hütten gegenüber warfen kurze, pechschwarze Schatten auf den hellen Staub.

Die Lida saß still und wartete. Manchmal war ihr's, als tobe ein wütender Wolf in ihrer Brust und zerfleische ihr das Herz; — dann wieder beruhigte sich der Schmerz in ihrem Herzen, der süße Geruch der hinwelkenden Linden-

blüten betäubte sie — schläferte sie ein. Sie träumte von glücklichen Stunden, erwachte plötzlich und schüttelte sich wie in Fieberfrost.

Die Musik war verstummt. Durch die Nachtstille tönten die Schritte der Leute, die sich nachhause begaben. Lida wandte den Kopf, — dort sah sie ihn, er geleitete Veronika nachhause. An der Thür ihres Gehöftes entließ sie ihn mit huldvollen Worten und gezierten Mienen. Nun war er allein, die Hände in den Taschen und sich in den Hüften wiegend, schritt er dahin. Sein Schatten fiel ihm voraus, lang und schwarz, und als er das Kleid der Lida berührte, sprang sie auf und faßte den Burschen am Arm.

„Franz!“ rief sie.

„Was willst du?“

„Mit dir reden.“

„Mit mir reden? . . . Und dazu springst du aus dem Dunkel wie ein böser Geist, lauerst mir auf wie eine Diebin? . . . Geh', Unverschämte, laß mich!“

Er wollte sie abschütteln, aber ihre Hand hielt seinen Arm fest umklammert, und ihre großen Augen, die im Mondschein blitzten, hefteten sich voll auf sein verwegenes braunes Zigeunergesicht.

„Ist das wahr, was die Leute von dir sagen, daß du die Veronika heiraten willst?“ fragte sie langsam, schwer atmend.

„Ich werde heiraten, wen ich will,“ antwortete er zornig.

„Nein, das wirst du nicht! Ich habe ein Recht auf dich und keine andere!“

„Du?“ entgegnete er verächtlich und blickte sie an — und erschrak plötzlich. Sie schmiegte sich an ihn und murmelte weicher: „Die Leute verleumden dich, aber ich weiß es ja am besten, du bist gut, du wirst mich nicht verlassen — du darfst nicht, hörst du . . . jetzt nicht mehr . . . es ist zu spät! . . .“

„Verkaufe deine Dukaten, wenn du Geld brauchst,“ schrie er sie an und stieß sie so roh, so heftig, daß sie niederfiel in den Staub.

Sie aber raffte sich auf und, die Arme hoch empor streckend, rief sie laut: „Herzloser Schuft, ich fluche dir! Sowie du mich jetzt verstoßest, soll unser Herr Gott dich verstoßen, bis dein Glück zerbricht und du um Gnade flehst. Du sollst elend sein, elender als ich, tausendfach elender, das Ungeziefer soll dich verzehren, die Menschen sollen dich scheuen, du sollst irren von Thür zu Thür, und niemand soll dir Einlaß gewähren, bis du endlich mit dem Unrat auf der Straße verfaulst! . . .“

Die Leute blieben stehen und horchten, — einige steckten die Köpfe aus den Fenstern ihrer Hütten, und andere traten aus den Thüren, nur die lange Veronika zeigte sich nicht. Král aber stieß eine leichtsinnige Lache aus, drehte sich auf dem Absatz um und ging seiner Wege.

Da riß sich die Verstoßene die Granatschnüre mit den drei Dukaten vom Halse und schleuderte sie ihm nach. „Ich fluche dir!“ schrie sie, daß es wie die Stimme eines Nachtvogels durch die Nacht gellte, schrill und heiser und grauenhaft, dann griff sie sich taumelnd an die Stirn — und sank um! — —

Die Marunka nahm die Bewußtlose in ihre rüstigen Arme und trug sie nachhause. —

Wenn unser Herz übervoll ist von Schmerz, da ist's oft, als spränge es plötzlich mitten entzwei, und die dunkle Flut ergösse sich durch unser Inneres und schwemmte unsere Qual samt unserer Vernunft mit sich fort.

Als die Lida nach langem Siechtum genas, erinnerte sie sich an nichts mehr, hängte sich Perlen um den Hals und lachte, wenn irgend jemand im Vorbeigehen ihr zurief, daß sie ein hübsches Mädchen sei. Ihre Mutter war inzwischen gestorben, und ein entfernter, in einem andern Dorfe angesiedelter Verwandter nahm die Unglückliche bei sich auf. Als er nach dreißig Jahren starb, schickte man sie ihrer Gemeinde zurück. Die alte Marunka gewährte ihr ein Obdach. — — —

Das ist die Geschichte der armen Totenlida — die Geschichte, die *sie* vergessen hat! —

Träumerisch sitzt sie vor der elenden Hütte, die welkenden Blumen im Schoß. Durch die unbewegte Juliluft schwebt der Geruch der Lindenblüten zu ihr hin. Ein altes Tanzstückchen schwirrt ihr durch den Kopf. Das Bild eines schönen braunen Burschen taucht in ihrer Seele auf. Was sie von ihm trennt, sucht sie umsonst — ihn selber aber sieht sie plötzlich ganz genau. In ihren Adern pocht's. Sie sieht die Mühle vor sich dort an dem Bergabhang und in der Mitte der Wiese die alte Eiche, unter deren Äste sie sich einst während eines plötzlichen Regenschauers beide geflüchtet. Eine schreckliche Unruhe kommt über sie. Sie springt auf, macht ein paar Schritte vorwärts, stiert vor sich hin, als suche sie etwas, fährt sich mit der Hand über die Stirn, schüttelt den Kopf, setzt sich auf ihren alten Platz und seufzt ungeduldig. Wo denn das alles hinverschwunden ist? War's denn ein Traum? . . .

Alles ist verschwommen in ihrer Erinnerung, nur sein Bild steht deutlich vor ihrer Seele! Wo er wohl weilen mag, was denn aus ihm geworden ist? — Sie weiß nicht, was das ganze Dorf weiß, ahnt's nicht, daß sich seine Schuld an ihm gerächt, ihr Fluch sich bereits erfüllt hat fast Wort für Wort, — weiß nicht, daß er die alternde Bauerntochter wirklich geheiratet und es anfangs ein Geschnäbel gegeben hat von früh bis abends, bis es dann plötzlich vorbei war, er wie ehedem sein Glück mit losen Dirnen und Suff und Kartenspiel im Wirtshause verpraßte; — wie sein Weib nichts mehr hergeben wollte und er in Schulden erstickend sich dahin und dorthin wandte in seiner Not, bis seine Mühle unter den Hammer kam und sein Weib sie kaufte für sich, nicht für ihn — wie sie dank der österreichischen Gesetze, welche das Eigentum von Ehegatten streng scheidet, konnte, und wie nun ein Leben für ihn anging, das ihm kein Hund geneidet hätte, wie er, um ein paar Kreuzer für Branntwein zu erbeuten, sich auf kleinlichen Diebstahl verlegte und sein eigenes Weib bestahl, und — wie zuletzt — in einer schwülen Julinacht war's und der Mond schien, und die Linden blühten — sein Weib und sein ältester Sohn ihn aus Haus und Hof hinausstießen auf die Straße und das Thor polternd ins Schloß fiel hinter ihm, er

aber seitdem alt und elend bettelnd von Dorf zu Dorf irrt, in Straßengräben übernachtend, in halb verfallenen Ziegeleien und Ställen bis . . .

Ja, alle wissen's, nur sie weiß es nicht — für alle war er seit Jahren nur noch der Bettler Král — für sie ist er noch immer der schmuckste, stolzeste Bursche in der ganzen Umgebung! —

V.

Über einen schlechten Feldweg rasselt mit klirrender Hemmkette ein schwerfälliger Bauernkarren. Der Kutscher schläft, die Pfeife im Munde, den Kopf auf der Brust. Müde schleppt das Pferd die langen, hageren Beine; die graue Nase beinahe auf den Knien, blickt es stumpf vor sich hin in die tief ausgefahrenen, hartgedörrten Gleise. Auf Strohgarben gebettet liegt auf dem Karren ein Haufen widerlicher Lumpen, unter denen etwas Unsichtbares leise wimmert und stöhnt.

Langsam und verdrießlich holpert das Gefährt — eine sogenannte „Bettelfuhre" — die baumlose Ebene entlang, zwischen bräunlich schimmernden Klee- und nach Regen lechzenden Rübenfeldern. Kein Hauch bewegt die Luft. Um das verzweigte Gestrüpp von Schlehen und wilden Rosen am Wegessaum flatterten zahllose weiße und gelbe Falter.

Ein Rad prallt gegen einen Stein; verschlafen blinzelnd hebt der Kutscher den Kopf, der Feldweg mündet in eine Chaussee, die, stark bergab gehend, in ein böhmisches Dorf herunter führt, das in einer seichten Thalmulde wie in einer großen, grünen Muschel liegt.

Er schnalzt mit der Zunge, und vorwärts geht's, vorwärts über Stock und Stein dem Dorfe zu — dem Dorfe mit seinen moosübergrünten, schwarzen Schindeldächern auf tief in der Erde steckenden, kleinfenstrigen Hütten, vor denen bernsteinfarbige Schweine sich in metallisch irrigierenden schwarzen Pfützen wälzen und halb nackte Kinder im Staube spielen, mit seinen schwerfälligen Bauerngehöften und seinem baufälligen Herrenhaus, dessen Vorderseite, durch eine breite Jelängerjelieberhecke verschanzt, auf den Ortsried hinaussieht, wo noch heute das Kreuz unter den drei Linden steht. —

Vor dem Herrenhause hält die Fuhre. Sich träge dehnend, springt der Kutscher ab, wirft eine Strohschütte unter die graugrüne Hecke mit ihren mageren lila Blüten, dann, den Schieber aus der Rückseite des Karrens ziehend, ruft er: „Kommt, kommt, — wir sind da!"

Zwischen den schmutzigen Lumpen bewegt sich etwas, ein bis zum Skelett abgemagerter, alter, gelber Mann richtet sich halb auf, tastet schwindlig mit den Händen um sich und sinkt machtlos zurück.

„Verflucht!" knirscht der Knecht zwischen den Zähnen, „er kann nicht mehr vom Fleck!" und den Alten an den Achseln packend, zieht er ihn von dem Wagen herab und bettet ihn auf das Stroh.

„Wen bringt Ihr denn da?" fragt ein Weib, das, die Hand über den Augen, in der Thüre einer Hütte stehend, auf die Straße hinausblickt.

„Den Bettler Král," erwidert der Mann, indem er sich mit einer Geberde des Ekels die Hände mit einem Strohwisch überreibt, als wolle er sie von

der Berührung des Kranken reinigen, „er ist bei uns erkrankt und hierher zuständig."

„So! Wir danken Euch recht sehr — hättet ihn Euch behalten können, den Lumpen," antwortete das Weib — „und grade vor das Schloß legt Ihr ihn, die Herrschaft wird sich freuen!"

„Was wollt Ihr? Er hat es so verlangt, und 's ist wohl am besten so," brummt der Kärrner, sich seine Pfeife ansteckend. „Die Herrschaft wird sich am ehesten darum kümmern, daß die Kreatur ein Unterkommen finde — schon Schanden halber! Mit Gott!" und sich auf seinen Wagen hinaufschwingend, rasselt er dem nächsten Wirtshause zu.

„Sonderbar!" murmelt das Weib, und, da soeben die Marunka kommt, ruft sie ihr zu: „Wißt Ihr etwas Neues? — Der Bettler Král ist zu uns zurückgekehrt."

„So, hat ihn seine Frau bei sich aufgenommen?"

„Bewahre. Dort liegt er vor dem Schloß auf dem Stroh wie ein kranker Hund — 's ist zum Erbarmen."

„Ja, wenn er's nicht wäre," grollt die Marunka, „aber er hat's nicht besser verdient." — —

Es ist sechs Uhr; — die Schatten der drei Linden strecken und dehnen sich und reichen bereits über den ganzen Dorfried. Die Arbeitsleute kehren vom Felde zurück. Die Kunde von der Rückkehr des Bettlers verbreitet sich unter ihnen. Einer erzählt dem andern davon — und von allen Seiten kommen sie herbei, um mit Fingern auf ihn zu zeigen und über ihn zu spotten — zu erschrecken. Am lautesten sprechend, am heftigsten gestikulierend von allen, bewegt sich die alte Marunka unter der Menge, erzählt allen, die es hören wollen, zum hundertsten Mal die uralte Geschichte von dem Unglück der armen Totenlida und von dem Fluch, den sie gegen ihren Verderber ausgestoßen hat „hier zur selben Stelle unter dem Kreuz", berichtet die redselige Alte, — „es war schauerlich, die Linden blühten wie heute, nur war es Nacht, und der Mond schien, und sie streckte den Arm gegen ihn aus, so . . . und ihre Worte waren schrecklich und ihre Stimme so stark, so durchdringend . . . daß ich's gleich sagte, die tönt bis in den Himmel hinauf — bis zum lieben Gott!"

Und die Leute nicken ernsthaft mit den Köpfen und wiederholen wichtig immer und immer wieder: „Ja, ja! — Der liebe Gott hat sie gehört."

Das ganze Dorf eilt herbei, um den Heimgekehrten anzugaffen.

Die blödsinnige Totenbesorgerin sitzt noch immer vor ihrer Hütte, den unvollendeten Kranz auf den Knien und denkt: „Was doch für ein Bursche das war, damals . . . damals" und lächelt vor sich hin. —

In dem Schloß hat sich eine große Panik verbreitet. Man fürchtet dort, der Bettler könne am Ende die Cholera in den Ort einschleppen, die Blattern oder irgend etwas anderes Ansteckendes und Gräßliches.

Der Gutsherr tritt zwischen die gaffende Menge, einen halben Schritt hinter ihm der Verwalter.

„Der Mensch muß doch irgend eine Familie haben . . . Angehörige . . .“ ruft der Gutsherr ärgerlich — „man kann ihn doch nicht auf der Straße verenden lassen!“

„Und gerade vor dem Schloß . . . eine Unverschämtheit . . . eine unglaubliche Unverschämtheit!“ entrüstet sich der Verwalter.

Der Gutsbesitzer runzelt die Stirn. — „Sehen Sie zu, daß der arme Mensch wenigstens für diese Nacht ein Unterkommen finde,“ befiehlt er dem Verwalter, „wenden Sie sich erst an seine Familie und, wenn das nichts nützt, an den Vorsteher. Morgen müssen wir ihn zusammenpacken und in das Krankenhaus führen lassen.“ —

Damit hat er seinen Pflichten genügt und entfernt sich verdrießlich über den unangenehmen Auftritt.

Dienstbeflissen sendet der Verwalter nach dem Sohne des Bettlers, der indessen im Wirtshause blauen Montag feiert. Aber unverrichteter Dinge kehrt der Bote zurück — der Sohn will nichts hören von dem Bettler, behauptet, es sei sein Vater nicht — und wenn es sein Vater wäre, — nicht ein Glied wird er rühren, um dem Elenden beizustehen.

Die Frau des Bettlers kommt, vom Felde heimkehrend, vorbei.

Der Verwalter tritt höflich auf sie zu. „Euer Mann ist uns zurückgebracht worden, er liegt im Sterben hier auf dem Stroh; nehmt ihn bei Euch auf, nur für diese eine Nacht, nur um diesem Aufsehen ein Ende zu machen, — morgen führen wir ihn selber ins Krankenhaus.“

Aber das Gesicht der Bäuerin ist hart wie Stein. „Ich kenne den Menschen nicht“, sagt sie kurz und geht ihrer Wege, ohne sich nach dem Kranken umzusehen.

Der Bettler liegt regungslos, den Hut über dem Gesicht, leise wimmernd auf der Strohschütte. „Einen Tropfen Wasser“, murmelt er, „um Gottes willen.“

Aber keiner rührt sich, jeder scheut sich vor ihm. —

Da . . . ein eigentümliches Murmeln durchsummt die Menge, „zurück“, heißt's . . . „was giebt's?“ — „sie kommt“ — „wer das?“ — „Seine Geliebte . . . die Verstoßene . . . die Totenlida!“

Alles verstummt. Eine große Spannung bemächtigt sich aller . . . was wird es geben?

An der Hand des Narren tritt sie herbei, beklommen lächelnd wie ein junges Mädchen, das zum Tanze geht. Sie hat sich eine neue Schürze umgebunden und eine Blume hinter das Ohr gesteckt. Unruhig irren ihre großen, tief eingesunkenen Augen über die Menge. „Wo ist er?“ haucht sie.

„Nun, da, Frau Totin, da . . .“ kreischt der Narr, auf das wimmernde Skelett zu ihren Füßen deutend, „erkennt Ihr ihn denn nicht?“

Sie beugt sich über den Kranken, prallt zurück — „du hast mich zum besten gehabt, Elender!“ ruft sie, die magere Faust ballend, dem Narren zu, „hast mir gesagt, er sei's, er, der schönste Bursch im ganzen Dorf, ja, der allerschönste,

— was hat der mit diesem ekelhaften Menschen gemein?“ sie zittert an allen Gliedern, sie weint vor Wut und Zorn.

Mit der Fußspitze schiebt der Narr dem Bettler den Hut vom Gesicht, es ist blaß und elend, die Lippen blau, die Augen halb erloschen — furchtbar entstellt, ist es doch dasselbe braune Zigeunergesicht, — dasselbe . . .

„Und die Menschen sollen Euch scheuen“ krächzt der Narr, „und Ihr sollt irren von Thür zu Thür, und niemand soll Euch Einlaß gewähren, bis daß Ihr endlich zusammenbrecht und mit dem Unrat auf der Straße verfault! — Nun Frau Totin, hat's der liebe Gott nach Wunsch bestellt?“

Die Worte fallen ihr ins Herz wie ätzendes Gift, Tropfen um Tropfen! Der satte Duft der welkenden Lindenblüthe schwebt durch die staubige Schwüle, furchtsam gleitet ihr blöder Blick über die Umstehenden. Warum sind sie alle so ernst, warum lacht keiner . . . keiner? —

Ein zweites Mal beugt sie sich über den Bettler. Plötzlich greift sie sich mit beiden Händen an die Schläfe und stößt einen furchtbaren Schrei aus.

„Ich bin schuld!“ stöhnt sie. „Gott hat nach meinen Worten gehandelt, aber nicht nach dem Wunsche meines Herzens. Oh nein . . . nein!“

Schluchzend beugt sie sich über den Kranken, vor dem sich alles scheut, den keine Hand berühren will, und stützt seinen Kopf an ihr Knie. Er starrt sie aus weit aufgerissenen Augen entsetzt an, murmelt etwas . . . „den Priester . . . um Gottes . . .“

Er hebt die Hand, um das Zeichen des Kreuzes zu machen — aber seine Hand versagt ihm den Dienst, und die Lida zeichnet ihm das Kreuz auf Stirn, Mund und Brust. Er zuckt mit den Gliedern . . . was ist das? . . .

Feierlich weichen die Umstehenden zurück, die alte Marunka faltet die Hände und murmelt ein „Vater unser!“

Um wenige Minuten später hat man die Leiche hinweggeschafft -- die Menge hat sich verloren. — — —

Das Sterbeglöcklein tönt traurig durch die Luft, in den Linden rauscht es wie ein Schlummerlied, und ihre welken Blüten sinken in den Staub.

Zwei Tage später fährt wieder ein schwerfälliger Karren über die Landstraße und biegt in den holprigen Feldweg ein zum Kirchhof.

Auf dem Karren liegt ein schlechter, schwarzer Sarg mit einem papiernen Christus beklebt, und zu seinen Häupten ein großer, wuchtiger Kranz.

Daneben sitzt die arme Totenlida in ihrem allerschönsten Aufputz und mit sehr vielen Glasperlenschnüren um den Hals. — Sie lächelt verträumt und summt etwas vor sich hin, keinen Trauermarsch diesmal, sondern ein altmodisches Tanzstückchen.

Der Narrenhans blickt ihr spöttisch nach und murmelt: „Die Lida fährt auf ihre Hochzeit!“

Das Wandern der Staatsgrenzen.

Von

Alfred Kirchhoff.

Es hat für jeden Denkenden einen eigentümlichen Reiz, die Veränderungen zu beobachten, welche der Umfang der Staaten im Laufe der Geschichte erfahren hat. Den Laien mag wohl eine vereinzelte, aus dem Zusammenhang herausgerissene Karte über den kunterbunten Verlauf der Grenzzüge in irgend einem Landraum während längst vergangener Jahrhunderte ziemlich kalt lassen. Doch selbst dem Laien drängt sich unwillkürlich etwas auf von der tiefen Frage nach dem Warum, wenn er in zusammenschließender Kartenreihe ein und dasselbe Land betrachtet auf den kaleidoskopischen Wandel seiner staatlichen Grenzen während der geschichtlich überschaubaren Zeit. Und wie bequem ist uns heutzutage eine solche Überschau gemacht durch die lehrreichen historischen Atlanten von Heinrich Kiepert, Spruner-Menke, Karl Wolff und Gustav Droysen!

Da reicht noch ums Jahr 1000 das deutsche Reich in mächtiger Breite von der Waagquelle im nordungarischen Karpatenlande (nämlich von dem bis dorthin ausgedehnten Ostgipfel Mährens) bis über Cambrai im heutigen Belgien, damals gut deutsch Kamerich (von Camericus) genannt, fast bis an den Meridian von Paris. Seine nordsüdliche Erstreckung von Schleswig an der Schlei bis über den herrlichen Gardasee an die Pomündung war kaum geringer. Hingegen gen Nordost fing schon hinter Bober und Oder das Königreich Polen an, dem Schlesien, Posen und Pommern zugehörten, selbst das Land zwischen Elbe und Oder war noch nicht vollerworbener Markbesitz, und im Südwesten grenzte Reuß, Aar, das Rheinstück bis Basel das burgundische Reich vom deutschen ab. Gleich danach fällt zwar durch Erbschaft das ganze Burgunderreich an Deutschland; dadurch kommt, wenn auch nur in loser Angliederung, das gesamte Rhonegebiet, also die Schweiz, soweit sie bis dahin noch nicht deutsch gewesen war, und ganz Südost-Frankreich unter deutsches Szepter. Aber noch lange dauert es, bis sich gen Nordosten die Reichsgrenze zur gegenwärtigen Lage im preußisch-litauischen und polnischen Niederungsraum erweitert. Beim Tode Kaiser Karls IV. (1378) ist letzteres, zumal durch die segensreiche Leistung des deutschen Ritterordens, mit Schwert und Pflug nahezu vollendet: fast nur die heutige Provinz Posen fehlt noch. Die heiße Julischlacht von Tannenberg (1410) bringt dann zeitweisen Rückgang: Westpreußen geht an Polen verloren, Ostpreußen muß der Hochmeister des Deutschordens aus der Hand des Polenkönigs als Lehen annehmen; indessen die drei Teilungen Polens vor hundert Jahren vergrößern das Königreich Preußen weit hinaus in rein polnisches Sprachgebiet und schließen endgiltig die baltischen Lande bis über Memel dem deutschen Kulturbereich, seit 1871 daher auch dem neuen Reiche an. Für eine kurze Zeitspanne verteilten jene tragischen Teilungen sogar das ganze heutige Westrußland bis Kowno am Njemen und Brest-Litowsk am

Bug unter Preußen und Österreich; Warschau war eine preußische Stadt dicht an der österreichischen Grenze, welche sich von dort aus jenseit der Weichsel noch emporwölbte bis in Berlins Breite. Inzwischen waren andererseits die Niederlande samt Belgien und die Schweiz längst ausgeschieden aus dem Verbande des alten deutschen Reichs, und da das neue Reich erstand, schuf man ihm wohl, wie recht und billig, die Wasgaugrenze, schob die Nordmark weit bis an die Königsau hinaus, aber Österreich, unsere alte bayrische Ostmark nebst der ihr angefallenen Böhmenkrone, blieb ausgeschlossen. Das jetzt aufwachsende Geschlecht hat sich schon daran gewöhnt, das Fichtelgebirge, diesen Nabel des alten Reichskörpers, als einen deutschen Grenzstein zu betrachten und in gewissem Sinne mit Recht die „Wiedervereinigung von Deutschland" zu feiern, obwohl diesem Ganzen doch das südöstliche, das österreichische Viertel des früheren Reiches fehlt.

Man ist bei uns meistens geneigt, in dergleichen politischen Veränderungen sich rein geschichtliche Ereignisse spiegeln zu sehen. Jeder hat von der Schulbank her die Erklärung bei der Hand, wie es kam, daß bis 1864 die Eider als Deutschlands Nordgrenze galt, wie es das schnöde Imstichlassen der Niederländer bei ihrem Freiheitskampf wider die Spanier gewesen, was uns um die hochwichtige Mündungsprovinz des Rheins gebracht hat, ähnlich wie uns unser kurzsichtiges Preisgeben der Schweizer an ihr Kriegsglück gegenüber Karl dem Kühnen die Schweiz kostete. Sind die für die Festsetzung der Ostgrenze Preußens so maßgebenden polnischen Teilungen nebst den Abmachungen über teilweise Zurückziehung jener Grenze nach den napoleonischen Kriegen beim Zurechtschneiden der Karte am grünen Tisch in Wien nicht in der That rein geschichtliche Dinge? Wer wüßte nicht, daß es einzig und allein deutsche Siegesthaten waren, die uns 1866 die deutsche Interessensphäre, das bereits leise sich aufrichtende neue Reich sauber abschrankten gegen die aus deutschen, slawischen und magyarischen Elementen zusammengesetzte habsburgische Monarchie, und abermals unvergeßbare Siege unsere heutigen Marksteine gegen Frankreich 1871 aufstellten?

„Rein geschichtlich" fürwahr scheint das alles erfolgt zu sein, d. h. nach dem Maße des Gelingens staatsmännischer Entwürfe, blutiger Waffengänge. Je nach dem religiösen Bewußtsein wird demnach der eine in dem Geschick der Völker, wie es sich malt in der Gestalt ihrer Staaten, blindes Zufallsspiel erkennen, in welchem Menschenwille und Menschentüchtigkeit der Spieleinsatz heißen; der andere göttliche Fürsorge, von überirdischer Macht gelenkte Schicksalsfügung. Und wo gäbe es ein Volk, das nicht zumal im Falle des Sieges sein Geschick von seinem Gott herleitete? Das thaten die Heidenvölker, denen das auch nahe genug lag, weil ihre Gottheiten nationale waren; oder war Jehova ursprünglich etwas Anderes als der sein „erwähltes" Volk Israel gleich einem unsichtbaren König führende Stammesgott? Das thaten und thun aber auch die christlichen Völker, die nie ferner sind dem Christenwort von der Nächstenliebe nachzuachten, als wenn es gilt im friedlichen oder im kriegerischen Wettbewerb einen Nationalfeind abzuwehren. „Victrix causa diis placuit" sagte der stolze Cato nach der Niederlage seiner Sache; viel häufiger hört man so die Sieger jubeln.

Was nun sollen uns da solche historische Karten? Sind sie etwa mehr als kartographisch gehaltene Schlußerkenntnisse, welche die Themis der Weltgeschichte aussprach, nachdem wieder einmal die unruhigen Menschen ihr einen Rechtshandel vorgetragen hatten? Da schau' ich mir lieber recht naturwahr gehaltene Landkarten an, die, in möglichst großem Maßstabe, die Natur der Länder in malerischer Farbenwahl, frei von dem störenden Beiwerk der ewig veränderlichen Staatsgrenzen, abschildern! Ja gewiß, mit dem hohen Reiz wahrheitsvoller Naturgemälde packen uns nur Karten ohne jene bunten Grenzlinien, die sofort den hehren Natureindruck vertrüben, weil sie eben nur Symbole von Menschenwerk sind. Aufmerksamer Betrachtung historischer Karten entschleiert sich jedoch ein höherer Wert wenigstens einiger der staatlichen Grenzen: derjenigen nämlich, welche den Wechsel der übrigen überleben, ja mitunter zauberhaft wieder auftauchen, nachdem eine ganz neue Völker- und Staatenwelt an der Stelle einer vernichteten geboren worden. Dann haftet unser Auge voll gesteigerten Interesses an diesen merkwürdigen Linien, die gleichen „dem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht." Dieselben fesseln sogar mit höherem Reize noch als die Farben- und Linienzeichen der physischen Karte; ahnen wir doch, daß an ihnen wohl das Geheimnis der Abhängigkeit menschlichen Seins, ja der Weltgeschichte von den Naturmächten offenkundig wird!

Vor allem die Küstenlinien sind es, welche immer wiederkehren als Staatsgrenzen. Man sage nicht, das sei selbstverständlich! Freilich können Staaten nur so weit reichen wie die bewohnten Räume, folglich nicht ins Meer hinaus. Indessen die das Meer suchende Tendenz aus binnenländischen Räumen entfalteter Staaten wie des russischen, des magyarischen ist sehr bezeichnend; die Meeresgrenze wird gesucht, und eine starke zielbewußte Staatsgewalt wird sie zu erreichen wissen. Montenegro ruhte nicht, bis es einen Fuß an die Adria setzen konnte; Abessinien muß noch viel notwendiger nach dem Besitz von Massaua streben als Rußland nach dem von Konstantinopel. Nur kleine oder in sehr festen binnenländischen Gehäusen eingezwängte Staaten suchen die Küste nicht zu erreichen. Andorra oder Lichtenstein oder San Marino bleiben binnenländische Liliputaner; die Schweiz und Tibet werden nie einen Admiral brauchen. Bolivias Abgedrängtsein von der Südsee durch das obsiegende Chile ist ein Denkmal und zugleich eine Steigerung seiner Schwäche. Auch wenn eine Macht randständig von einer Küstenseite sich erhebt, wird sie darauf aus sein, das Land bis zu den übrigen Küsten zu erfüllen, falls diese nicht allzu entlegen oder allzuschwer zu erreichen sind. Die Pyrenäen-Halbinsel ist dafür in allen Zeitaltern ein redender Zeuge. Die Römer erkämpften sich zuerst die Herrschaft im Apenninenland bis zu dessen sämtlichen Küsten hin; Sizilien, nur durch ein überschwemmtes Thal von der apenninischen Halbinsel getrennt, folgte dann zunächst als erste Römerprovinz. Aber das „äußere Meer" wurde nicht über die Alpen hinweg von den römischen Legionen erreicht, so wenig wie unsere alten Kaiser Glück damit hatten, in umgekehrter Richtung auf Romfahrten sich ein überalpines Machtgebiet zu erobern. Deutschlands dauerndste Grenzen waren allezeit die Küsten der Nordsee und der Ostsee.

Weite Meeresflächen trennen staatliche Entwickelung, schmalere Meeresarme dienen oft eher zur Ausdehnung derselben nach der Gegenküste. Nie hat ein afrikanisches Reich nach Südamerika, ein südamerikanisches Reich nach Afrika gereicht; noch weniger wäre ein staatlicher Zusammenhang zwischen der Westseite Amerikas und Ostasien denkbar, außer im hohen Norden, wo Ost- und Westfeste einander sogar ansichtig werden, an der Beringsenge, wo ja wirklich bis 1867 hüben wie drüben Rußland gehorcht wurde. In jahrhundertelangen Kriegen erst befreite sich Frankreich von der Gefahr, daß es von England regiert würde, dessen Könige zeitweilig ganz Westfrankreich besetzt hielten. Der Sund war bis 1658 auf beiden Seiten dänisch, wie der Bosporus von der Perserzeit bis zur gegenwärtigen Osmanenzeit stets eine stromgleiche Verbindung zweier zusammengehöriger Reichsteile darstellte. Wie wenig selbstverständlich es ist, daß Küsten Staaten umgrenzen, lehrt vor allem der Auswuchs des Römerreichs, welches im Gegenteil in der innigen Verknüpftheit aller Gestadeländer des Mittelmeeres eine seiner Hauptgrundlagen besaß. Nicht viel hat ja daran gefehlt, daß ein zweites Mal im Mittelalter das nämliche Meeresbecken ein Binnensee in einem einzigen Staatsganzen, im Kalifat, wurde. Vollends an der Küste hängende Staatsgebilde, nicht bloß die Phönizier von der syrischen Küste her oder die Republiken Genua und Venedig, sondern auch Oman, durch die Wüste abgeschieden vom innern Arabien, drängte naturgemäß auf überseeischen Besitz, und zwar zufolge der Erleichterung, welche der Wechsel der Monsunwinde ihm stiftete auch für Befahrung weiter Seeräume, auf Staatserweiterung nach Ostafrikas Küste, wo bekanntlich der Staat Sansibar erst seit kurzem vom omanischen sich ablöste. Die Norweger, noch ausschließlicher als einstmals die Phönizier ein Küstenvolk, erweiterten von allen Völkern der Erde zuerst ihren Wohnraum über das Weltmeer hinaus, indem sie bis Island, ja bis Grönland vordrangen; doch konnten ihre dortigen Gemeinwesen bei der Entlegenheit für bloße Ruderbootfahrt nur Außengemeinden des heimischen Staates, nur Kolonien werden. Schweden dagegen griff für lange Dauer mutig nach Finland und den jetzt russischen Ostseeprovinzen über, baute seine östlichste Schanze auf dem Newadelta, das jetzt St. Petersburg trägt, und besiegelte seine Hegemonie in der Ära des dreißigjährigen Krieges durch die Besitzergreifung selbst an der südlichen, also der deutschen Küste der Ostsee. Bis 1814 wehte das schwedische Banner auf Stralsunds Wällen wie auf Rügen als Denkmal der Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands in den letztvergangenen Jahrhunderten. Rußlands Vordringen an die baltische Küste und Deutschlands Wiedergewinn seiner naturgemäßen Ostseegrenze gemahnt eben an die Wahrheit, daß nur schwache Staaten ihre Küsten in der Hand von Nachbarn jenseit des Meeres lassen.

Entstehen Reiche auf Inseln, so deckt sich das Trachten nach Alleinherrschaft mit dem nach Erfüllung des Küstenrings. Karthago oder Syrakus hätte sich der Alleinherrschaft Siziliens bemächtigt, wenn ihnen beiden nicht Rom zuvorgekommen wäre. Großbritannien zeigt uns das unvollendet gebliebene Streben der Römer, die Insel bis in den schottischen Norden zu unterwerfen, den besseren

Erfolg der Angelsachsen, auch den keltischen Nordwesten sich anzueignen. Sachalin hätte auch nicht für die Dauer in seiner Nordhälfte russisch, in seiner Südhälfte japanisch bleiben können. Seeküsten sind leichter zu verteidigen als Landgrenzen: in dieser Thatsache beruht ja u. a. zum guten Teil Englands Sicherheit, des einzigen von Napoleon nicht bezwungenen Landes von Europa. Das schließt aber das Wandern der Grenze eines Inselreiches über die Küste schmalerer Meeresglieder keineswegs aus. Was der Ostsee gegenüber der nur halbpeninsulare Staat Schweden ausübte, das vermochte ja eben mit weit besserer Rückendeckung England zur Zeit seiner auf Frankreich gerichteten Eroberungspolitik. Ja wie einst die Phönizier, so suchen in der Neuzeit die Engländer kleine Kusteninseln vor fremdem Strande wie Hongkong (oder wie Gibraltar und Aden bloß mit schmaler Landbrücke am Festland hängende kleine Halbinseln) zu erwerben, allein als Mittel zum Zweck politischer, mehr noch merkantiler Machtstellung in den umgebenden Ländern und Meeren. Der Küstenschutz, der nur Inseln allseitig beschieden ist, muß flottengewaltigen Staaten am meisten zu statten kommen. Von der so gesicherten Grundlage sind große Inseln besonders geeignet, Ausgangsherde für Machterweiterung herzugeben, kleinere Inseln sich unterthan zu machen, vielleicht von ihnen aus wieder benachbarte Festlandgebiete im Schach zu halten oder doch zu beobachten (man denke an die normannischen Inseln, an Helgoland). Eine größere Insel ist ja unter sonst gleichen Verhältnissen immer auch die mächtigere. Neu-Guinea und Borneo mit ihren ausgedehnten, den Verkehr im Inneren hemmenden Urwäldern, ihren dürftig bevölkerten Landstrichen ohne einheitlichen Zusammenhang sind kein Gegenbeweis dieses Satzes. Großbritannien wird nicht nur die große Beständigkeit der einmal erzielten Küstenumgrenzung in unermeßliche Zeitfernen hinaus darthun, sondern es lehrt uns auch die ganz naturgemäße Herrscherkraft der größeren Insel innerhalb einer zusammenschließenden Inselgruppe kennen. Hätte Westindien je einen Einheitsstaat aus sich hervortreten lassen, so wäre sicher Kuba das westindische Großbritannien, Habana sein London geworden. Aus frühem Morgengrauen der Geschichte Europas blickt uns in wenn auch unklaren Dämmerungsumrissen Kreta hervor als berufene Herrscherin eines ägäischen Inselreichs. Daß nie wieder Kreta am hellen Tage der Geschichte solche Machtstellung errang, war die Folge davon, daß die festländischen Massen ums griechische Inselmeer herum doch noch eher berufen waren, sobald sie sich nur politisch kräftigten, herrschend im Archipel aufzutreten als dessen größte Insel; gerade so wie Sizilien, Sardinien, Korsika in den Schatten derjenigen Festlandmacht Afrikas, Spaniens, Frankreichs oder Italiens traten, welche gerade im ewigen Kampf um den staatlichen Vorrang das Schwergewicht in die Wagschale werfen konnte. Korea nutzte die geographische Möglichkeit, sich gegen alles Ausland abzuschließen, durch ängstlich eingehaltenes Staatsgebot bis in unsere Tage aus; es dachte so wenig wie die „fischhäutigen Barbaren“ der Mandschurei an Übergriffe auf Japans Inselwelt; diese entwickelte daher ungestört ihre staatliche Organisation, sie zeigt in Hondo (oder, wie wir irrig sagen, Nipon) das Ebenbild Großbritanniens: in engstem staatlichen Zusammenhang

mit Schikoku und Kiuschiu, ließ die hegemonische Hauptinsel ihre Machtsphäre nur insular sich weiten, gen Süden über die Riu-Kiu- oder Lutschu-Gruppe, nordwärts über Jeso und gleichwie auf Leitersprossen über die Kurilen bis ans nun erreichte Ende der Insel-Leiter. Niemals verrät Japans Grenze Wanderlust nach dem Festland hinüber.

Wie viel seltener schmiegen sich unsere wandernden Grenzen an das Flüssige im Lande, also an Binnenseen und Stromlinien an, und wie viel kürzer ist dort ihres Bleibens! Wohl sind Landgewässer gleich Meeresküsten ausgezeichnet klare und treue Abgrenzer. Erst nach gar langen Zeiten, oft kaum nach Jahrhunderten verändern sie ihre Naturgestalt um ein weniges, und ausnahmslos scheiden sie durch den Gegensatz von fest und flüssig ihre Uferseiten unzweideutig von einander; besser als Grenzsteine schranken sie deshalb auch im politischen Sinne das Mein und Dein ab. Trotzdem rastet gar selten ein Grenzrain an den Gestaden zunächst eines Sees. Erst seit wenigen Jahren schauen wir den Bodensee von drei selbständigen Staatsgebieten umschlossen, denselben See, welcher den Römern dazu diente, unter Tiberius' Führung mittelst einer Kriegsflotille recht leicht alle umwohnenden Keltenvölker zu bezwingen. Jene drei Staaten werden wohl tiefen Frieden mit einander halten, wie die fünf Uferstaaten des Bodensees zur Zeit des deutschen Bundes höchst friedlich über die grüne Wasserfläche einander anschauten; drum wird das Gewässer dieses Sees wohl länger, als es Brauch ist, den Grenzzug an, ja auf seinem Spiegel dulden. Wieviel sorgenvoller hingegen mag der Schweizer an die strategisch weit mehr verbindende als trennende Kraft eines Binnensees denken, wenn er (seit 1860) die Grenze gegen Frankreich völlig offen am schönen Genfer See dahinziehen sieht! Und bedeutet die viel breitere Wasserfläche der großen kanadischen Seen einen wesentlich dauerhafteren Schutz als die bloß den Sternen abgelauschte Linie des 49. (Regensburger) Parallelkreises, der weiter westwärts die Vereinigten Staaten vom britischen Nordamerika trennt? Der kaspische See hielt immerdar mehr Völker als Staaten aus einander; er ebnete schon Peter d. Gr. den Weg für seine Anschläge gegen Persien, er ist bereits heute bis auf seine Südküste ein durchaus russisches Gewässer.

An Flüssen vollends haftet die wanderlustige Staatsgrenze in der Regel am kürzesten. Nur wie Augenblicks-Etappen schauen wir Tajo, dann Duero als Grenzen benutzt vom Suevenreich; der untere Duero bildete nur für eine kurze Spanne Zeit den feuchten Grenzgraben zwischen dem christlichen Königreich des iberischen Nordwestens und der arabischen Herrschaft; erst die Dotation, welche dem tapferen Heinrich von Burgund, dem Gründer des Königreichs Portugal, zuteil wurde, erhob den bescheidenen Minho auf künstliche Weise zu einem ausnahmsweise dauerhaften Grenzwächter.

In Norddeutschland benutzten wir Elbe (mit Saale) und Oder, soweit sie gen Norden strömen, auch nur in Gestalt von Operationsbasen, während der Bezwingung der Wenden nach einander als zeitweilige Reichsgrenzen, keineswegs weil an diesen Flüssen der wendische Vorschub gen Westen zur Epoche der Völkerwanderung sich gestaut hätte (der vielmehr tief nach Thüringen über die Saale

und bis ins Hannöversche über die Elbe reichte). Geradeso nutzten die Römer den Rhein vielmehr als strategische Grenzlinie denn als Reichsgrenze aus; auf dem rechten Rheinufer baute Drusus die schützenden Forts, auf der badisch-württembergischen Rheinseite schuf man die „Zehntländerei“ wie ein schirmendes Glazis gegen germanischen Angriff. Die graue Theorie, der Rhein sei die geschichtlich berechtigte Grenze Frankreichs, bedarf keiner Widerlegung. Seitdem es ein „Frankreich“ giebt, d. h. seit dem Mittelalter, ist der Rhein nur einmal für wenige Jahre in ganzer Ausdehnung seine Grenze gewesen: eben damals als E. M. Arndt den Protest dagegen in seinem wackeren Büchlein veröffentlichte: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.“ Das aber geschah eben gar nicht aus geschichtlicher Tradition, sondern ein Federstrich des korsischen Imperators schuf dem deutschen Vasallen, genannt Rheinbund, von Basel bis Wesel die völlig naturwidrige Rheingrenze. Die schwächliche, ränkesüchtige Diplomatie des Wiener Kongresses bewahrte uns klüglich den schmachvollen Rest der letzteren zwischen der Schweiz und der bayrischen Pfalz, bis das deutsche Schwert dortselbst die Landkarte korrigierte.

Mit weithin blinkendem Silberband durchströmt unser Rhein seine obere Tiefebene, den prangenden Garten unseres Südens; rechts wie links ist das fruchtbare Schwemmland aus seinem eigenen Schoß geboren, dieselbe Natur, dasselbe Volk von der Stromrinne zum Wasgau wie zum Schwarzwald, der Rhein selbst vielmehr das verknüpfende Element als die scheidende Mauer der beiden verschwisterten Uferseiten! Und hier sollte eine der wichtigsten Staatsgrenzen Europas ziehen? Als wenn jemals Ägypten durch den Nil an einen östlichen und einen westlichen Staat verteilt worden wäre! Gerade die großen Ströme werden von Staatsgrenzen lieber quergeschnitten: der Nil von der ägyptischen (so lange als man die Hand nicht eroberungslustig nach Nubien ausstreckte), der Rhein von der deutsch-niederländischen, die Weichsel und die Memel von der deutsch-russischen, die Elbe von der deutsch-österreichischen, die Donau von denjenigen zwischen Österreich-Ungarn auf der einen, Rumänien und Serbien auf der anderen Seite.

Jedoch die Donau macht eben von dieser Regel an zwei Stellen bemerkenswerte Ausnahmen. Der rechte Winkel der Donau mit dem Scheitelpunkt bei Waitzen erwies sich in dem Halbjahrtausend der römischen Kaiserherrschaft, ja noch bis ins frühere Mittelalter hinein als eine sehr dauerhafte Flußgrenze, und nun gar abwärts des eisernen Thores hat der mächtige Strom eigentlich nie aufgehört eine gewichtige Grenzlinie zu sein. Pannonien lag stets nur am rechten Donau-Ufer; eine römische Donauflotte besorgte dort die Grenzhut. Nochmals hielt dann die heute ungarische Donau das Longobardenreich im Westen vom Gepidenreich im Osten einige Zeit hindurch geschieden. Bald darauf aber warfen die türkischen Awaren ihre Ringwälle in dem Mesopotamien zwischen Donau und Theiß auf, brandschatzten von da aus Nähe und Ferne, und hundert Jahre später beginnen die Magyaren ein erstes Mal in der Geschichte den Ausbau eines Staates in der ungetrennten Ebene zwischen den Alpen und dem karpathischen

Gebirgsbogen, — die Donau trennte fürder nicht mehr, sie wurde mehr und mehr die zentrale Schlagader des Verkehrs. Der Umschwung erklärt sich einfach: weithin säumte einst Morastboden Donau und Theiß im heutigen Ungarn, erst als die Granitfelsen bei Orsowa tiefer und tiefer vom Strom ausgewetzt worden, der Flußspiegel sich tiefer gelegt hatte, schrumpften die Ufermoräste zusammen; für eine Weile konnten sie noch von den Awaren benutzt werden zum Bergen ihres Raubes auf den trockenen Sandflächen zwischen den Sumpfbändern der beiden Flüsse, wo im Altertum die jazygischen Reiternomaden sich getummelt hatten; endlich vermochte man zur Magyarenzeit, auch ehe noch künstliche Drainierung einsetzte, an immer zahlreicheren Stellen die Flußufer beiderseits zu betreten, und so hörte eine Trennung auf, die weniger den Strömen selbst als der Unnahbarkeit ihrer Ufer entstammte. Geradeso wie einst in Ungarn liegen aber noch heute die Verhältnisse auf dem rumänischen Ufer der unteren Donau. Von dem niedrigen, doch schroffen Absturz der trockenen Lößplatte Bulgariens überschaut man ein ödes Weiher- und Sumpfland, welches mit gar wenigen und schmalen Lücken (so bei dem deshalb in der Kriegsgeschichte so berühmten Übergangsort Dschurdschewo) das ganze linke Ufer der Donau begleitet. Darum mußten schon die Römer, als sie unter Trajan hier an der Unterdonau ihre letzte Eroberung machten, der rechtsdanubischen Provinz Mösien gegenüber eine selbständige Nordprovinz Dacien auf dem eroberten Boden schaffen, wie eben bis dahin die fast vollkommene Unbetretbarkeit des diesseitigen Donau-Ufers der beste Schutz für die Freiheit des dacischen Königsthrons gewesen war; und darum wieder sehen wir im Laufe des Mittelalters Bulgarien gegen die aus Südrußlands Steppen in die Walachei eingedrungenen Nomaden, wie Petschenegen und Polowzer, das heutige Bulgarien gegen Rumänien genau noch von dem nämlichen Stromstück der Donau abgegrenzt, welches bis vor 18 Jahrhunderten dem Römerreich als Nordgrenze diente und später die Bezirke Mösien und Dacien schied.

Schwierigkeit der Überschreitung einer Linie, sei das eine Meeresküste oder ein reißender Strom oder ein Sumpfgürtel, wie z. B. derjenige der Tarai, welcher noch zur Stunde die Mongolen-Reiche Nepal und Butan von Britisch-Indien trennt, eignet sich nun aus doppeltem Grunde zu mehr oder weniger nachhaltiger Einhegung von Staatsgebieten: der innere Verkehr eines Staates flutet tagtäglich bis zu jener ihn hemmenden Linie, und der äußere feindliche Andrang findet eben auch an ihr einen Widerstand, welchen der Mensch durch künstliche Befestigung leicht stärken kann.

In dieser Doppelthatsache finden wir schließlich die Ursache, warum binnenländische Staatsgrenzen so gern den Gebirgen zuwandern und so dauerhaft mit deren Kämmen sich vermählen, zumal wenn letztere hoch, steil und arm an Übergangswegen sind. Die karnischen Alpen und die hohen Tauern waren darum stets festere Grenzen als die breiter gelagerten Alpengruppen Tirols und dessen tief vom Brennerpaß eingescharteter westöstlicher Zentralalpenzug. Von der Veroneser Klause, die Etsch und den Eisack empor, sehen wir bajowarische und langobardische, deutsche und italienische Grenze unruhig hin- und herschwanken,

die deutliche Kammschärfe gleichsam suchend, aber an deren Stelle bloß die offene Thalwasserscheide am Brenner findend. Doch im ganzen schied der gewaltige Alpenwall immerdar deutsche und italienische Staatsentwickelung, seitdem in der Völkerwanderung die Germanen die schwache, nur durch römische Verteidigungswerke künstlich gekräftigte Donaulinie überschritten und wohlgemut mit sich selbst die Grenzmarke einer werdenden deutschen Nation, eines werdenden deutschen Staatswesens auf die Alpenzinnen hatten wandern lassen. Wir wissen, daß Italien bis auf Augustus nur das Apenninenland befaßte, Oberitalien dagegen seiner Bevölkerung wegen so gut wie die Molasseschweiz zwischen Genfer- und Bodensee aus dem nämlichen Grunde zu Gallien gehörte. Aber man fühlte sodann, daß Staatsgrenzen, ja selbst Grenzen für Provinzialverwaltungen viel naturgemäßer nach den vom Bodenbau vorgezeichneten Verkehrsprovinzen als nach der Abstammung der Bewohner sich richten. Deshalb that Augustus Oberitalien zu Italien, und deshalb tastete die Schweizergrenze so lange ruhelos hin und her, bis der vom Verkehr gewollte, vom Produktionsgegensatz vorgeschriebene Anschluß der Alpenschweiz an die Molasseschweiz, dagegen die Abgliederung von Frankreich durch den Jura gefunden war.

Lehrreich tritt uns die Bedeutung des Gebirgsabschlusses für die Staatsbildung entgegen, wenn wir den politischen Zusammenhang der drei großen südeuropäischen Halbinseln mit dem Rumpf unseres Festlandes erwägen. In allen Zeitaltern finden wir ethnisch wie staatlich die Balkanhalbinsel in ihrem Nordwesten undauerhaft oder gar nicht abgegrenzt gegen Ungarn. Pannonien war der natürliche nördliche Zuwachs zu Dalmatien und wurde in der römischen Kaiserzeit mit ihm zu „Illyricum" verbunden. Eben dorthin nach Ungarn drängte die islamische Eroberung unter osmanischem Siegesglück, denn die erträumte westliche Fortsetzung des Gebirgsmauer des Balkan ist nicht vorhanden; in Bosnien wie in Dalmatien streichen die Gebirgskämme gen Nordwest, kürzere (wenn auch höhere) Gebirgsmassen, die sich nordwestlichem Vordringen quer entgegenstellen, sind leicht zu umgehen, weil sie offene Lücken zwischen sich lassen. So zogen unter Prinz Eugen die siegreichen Heerscharen nach Vertreibung des türkischen Paschas aus Budapest nicht von ungefähr dieselben Straßen in die Balkanhalbinsel hinein, die in entgegengesetzter Richtung vordem die türkischen Eroberer betreten hatten. Und wieder schauen wir heute die schwarzgelben Grenzpfähle längs der bosnisch-serbischen Drina und bis an den hohen Dormitor Montenegros aufgepflanzt. Italiens Staatsgewalten seit der Epoche der Völkerwanderung haben nie über die Alpen hinausgegriffen; auch das gegenteilige Hinübergreifen von der deutschen Seite in die Poniederung war niemals von Bestand, so wenig der alte Besitz der Mark Verona bis zum Gardasee wie Österreichs Herrschaft in der Lombardei und in Venetien. Daß aber unseren Ottonen, Saliern und Staufern immer neue Gelüste kamen, ihr Glück im wälschen Lande jenseit des „lombardischen Birgs" zu versuchen, das verschuldeten die bequemen Alpenpässe gutenteils mit. Wie viel geschlossener steht da die iberische Halbinsel neben der italischen oder gar der balkanischen! Fast ausnahmslos läßt uns die

geschichtliche Karte den Pyrenäenriegel zugleich als einen politischen erkennen. Kaum daß einmal im wunderbaren Werdeprozeß des westgotischen Reiches, welches eben mit der Wanderung der Westgoten selbst aus Südwestfrankreich nach Hispanien auswuchs, die Pyrenäengrenze auf kurze Zeit hier oder da verwischt wird oder der Traum vom „Weltreich“ Karl den Gr. bestimmt seine spanische Mark über dieses Gebirge vorzuschieben.

Böhmen mit Mähren, das am besten von Gebirgen umschlossene Stück mitteleuropäischen Bodens, ist nicht durch Zufall das einzige Land Mittereuropas, welches seit Marbods Zeit (abgesehen von vorübergehender Abgliederung Mährens an Ungarn) ununterbrochen eine staatliche Einheit ausmachte. Herodot bezeugt seine Zustimmung zur Lehre vom hohen politischen Grenzwert der Gebirge durch seinen treffenden Ausruf: „Wer fragt hinter dem Kaukasus nach des Perserkönigs Macht!“ Heute können wir dies Wort nicht erneuern, indem wir es auf die Macht des Zaren münzen. Der längste Krieg unseres Jahrhunderts, ein halbhundertjähriges Ringen, hat den Kaukasus auf beiden Seiten russisch gemacht. Der neueren Ingenieur- und Kriegskunst gelingt eben mehr als der alten; man vergleiche Hannibals Übergang über die Westalpen mit dem Napoleons I.! Immer vollkommener lernt der Mensch die Naturgewalten zu bezwingen, nur zu vernichten vermag er sie nicht. Ein so vielgliedriges und trotzdem so streng zentralisiertes Reich wie das russische durfte es schon wagen seine Kraft an der Bändigung der kaukasischen Alpen, des Freiheitstrotzes der dortigen Bergvölker, zu versuchen, hiermit ein durchaus neues, eigenartiges Glied dem Reichsganzen anzufügen. Es ist auch erfolgreich dabei beschäftigt, die Nord- und die Südseite seiner kaukasischen Statthalterschaft gleichmäßig neu zu organisieren in der Verwaltung von Tiflis aus, indessen die großen Schwierigkeiten dieser Unternehmung würden kaum zu bewältigen sein, wenn nicht der Mittelübergang über das gewaltige Kammgebirge zu der kunstvollen Kurierstraße Wladikawkas-Tiflis ausgebaut worden und sowohl der pontische als der kaspische Flügel des Kaukasus leicht zu umfahren wäre. Ist doch ein wirklicher innerer Zusammenhang der Vereinigten Staaten vom atlantischen bis zum pazifischen Gestade auch erst erweckt worden durch die Eisenbahnüberbrückung des Felsengebirges und der Nevadakette.

Die höchste und zugleich massigste Bodenschwellung der gegenwärtigen Erdgestalt, die innerasiatische, ist für den weitaus größten Teil der Menschheit geradezu bestimmend gewesen betreffs des Staats-, des ganzen Kulturlebens. Ohne daß sich diese himmelhohe, durch Wasserarmut noch unwirtlicher gemachte hochasiatische Felsenmasse und ihr flaches, jedoch erst recht wüstenerfülltes mongolisch-ostturkestanisches Vorland zwischen Ost und West erhöbe, gäbe es nicht den schneidigen Gegensatz zwischen chinesischer und abendländischer Gesittung, wäre die geschlossene Einheit des chinesischen Kaiserstaates, des einzigen weit über zwei Jahrtausende alten Reiches der Welt, undenkbar. Und die nämliche Bodenanschwellung legt mit ihrer saharahaft geringzähligen Bevölkerung gleichsam eine neutrale Zone zwischen das russische Nordasien und das britische Indien. Gäbe es zwischen dem schon fast ganz den Russen unterworfenen

Turan und Indien eine ähnlich ungeheuere Scheidemasse anstatt des afghanischen Flaschenhalses, der Iran und Hochasien am Hindukusch verschmilzt, so hätten wir nicht so oft zu zittern vor Friedensstörung, wenn mit ruckweisem Vorschieben der turanischen Grenze gen Südost der Russe immer vernehmlicher sein „Schach der der Königin" über Kabul nach Indien ruft!

Was sind doch die vielbeschrienen „natürlichen Grenzen!" Ja, es ist etwas Wahres daran, daß Küste und Gebirge schirmender ein Staatsgebiet umfängt als dies ein Fluß oder gar nur eine vom Menschen nach Willkür über den Erdboden gezogene gerade oder krumme Linie vermag. Nicht weil die Elsaſſer Deutsche sind und das Elsaß aus unserem alten Reichskörper eroberungssüchtig herausgeschnitten worden war, hatten wir ein Recht zu dessen Rückerwerbung, sondern weil wir Straßburg nicht als stetsbereite Ausfallspforte der Rothosen am deutschen Rheine dulden durften und weil die Felsen des Wasgaus uns gegen den friedhässigen Nachbar besser decken als ein fließendes Wasser, deshalb war Rückforderung des Elsasses Pflicht der Selbsterhaltung. Aber nicht ferneres chauvinistisches Auslugen über die heutige Reichsgrenze ziemt uns Deutschen, etwa hinüber nach den Niederlanden, der Schweiz, nach Deutsch-Österreich oder gar nach den russischen Ostseeprovinzen! Wir freuen uns eines national nahezu einheitlichen, verkehrsmäßig gut zusammenschließenden, nach den meisten Seiten gut zu verteidigenden Reichskörpers. Und sollen wir klagen, daß uns im Osten keine „natürliche Grenze" beschieert ist? Wir trösten uns lieber mit dem homerischen Helden: „Ein Wahrzeichen trügt nie: sich wacker fürs Vaterland schlagen!"

Das Anwachsen und die Tilgung der deutschen Reichsschuld.

Von

Albert Schäffle.

Bei der ersten Lesung des Reichsvoranschlages für das Jahr 1889/1890 hat sich Herr von Bennigsen das Verdienst erworben, auf das rasche Anwachsen der Reichsschuld und auf die Notwendigkeit baldigen Beginns der Tilgung hinzuweisen. Die Angabe, daß die Reichsschuld im bevorstehenden Staatshaushaltjahre die Kapitalsumme von einer Milliarde überschreiten werde, hat auch Sie stutzig gemacht und veranlaßt, mich für Ihre geschätzte Zeitschrift um meine Ansicht über das rasche Anwachsen der Reichsschuld sowie über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit ihrer Tilgung zu befragen.

Das Wachstum der Schuld des Deutschen Reiches ist ohne Zweifel rasch vor sich gegangen. Der Kapitalbetrag derselben hatte sich von nicht ganz 2 Millionen Mark im Jahre 1873 bis auf 675 Millionen Mark im Jahre 1887 erhöht,

um seitdem noch rascher bis rund tausend Millionen zu steigen. Der Jahresbedarf für die Verbindlichkeiten aus der Reichsschuld hat schon im Voranschlag des laufenden Finanzjahres 30 Millionen Mark überschritten. Dabei ist eine Vermehrung der Staatsschuld in verschiedenen Einzelstaaten einhergegangen, allerdings fast ausschließlich für produktive Zwecke und unter Erwerbung eines Gegenwertes an werdendem Staatsvermögen, namentlich an Eisenbahnen, so daß hier nur das Wachstum und die Tilgung der Reichsschuld in Frage kommen soll.

Die Ursache der raschen Zunahme der Reichsschuld ist nicht zu verkennen. Sie liegt ganz überwiegend in den außerordentlichen Bedürfnissen für die Verwaltung des Reichsheeres und für unsere Marineverwaltung. Während schon der ordentliche Bedarf des Reichsheeres seit 1873 von rund 260 auf rund 363 Millionen Mark im Voranschlag des laufenden Jahres gestiegen ist, ergab sich eine viel größere Erhöhung in den einmaligen Ausgaben für das Reichsheer, nämlich vom niedrigsten Betrag im Jahre 1883/1884 mit 27 Mill. auf 211 Mill. Mk. für 1887/88 und 373 Mill. Mk. im Voranschlag des laufenden Finanzjahres. Ganz dasselbe ist bei der Marine wahrzunehmen; der ordentliche Bedarf ist seit 1876 um etwa 50 Prozent, nämlich auf rund 36 Mill. Mk. für 1888/89 angewachsen, und eben werden auf 6 Jahre 116 Mill. Mk. allein für den Bau von Schlachtschiffen in Anspruch genommen.

Über den für die Tilgungsfrage entscheidenden staats- und finanzwirtschaftlichen Charakter dieser außerordentlichen Ausgaben darf man sich einer Täuschung nicht hingeben. Diese Ausgaben sind nicht ein für allemal gemacht, so daß die Steuerträger ein Jahrhundert lang Ruhe vor ihrer Wiederkehr in vielleicht vermehrter Auflage hätten. Das Gegenteil wird es sein, wovon die Reichsregierung und der Reichstag auszugehen haben werden. Nirgends ist die Militärtechnik an einem Ruhepunkt angelangt. Man wird daher in der Behandlung dieser Ausgaben und der dafür gemachten Schulden — will man dem Reiche das Finanzgleichgewicht, d. h. die finanzielle Schlagfertigkeit nach außen und die Leistungsfähigkeit nach innen bewahren — von der Annahme ausgehen müssen, daß in den nächsten fünfzehn oder zwanzig Jahren aufs neue ebensoviel außerordentliche Anforderungen für Heer und Marine zu bestreiten sein werden wie in den letzten anderthalb Jahrzehnten. Zwar ist der heiße Wunsch gerechtfertigt, daß es anders komme, allein mit bloßen Wünschen wird die zukünftige Ordnung des Reichshaushalts nicht gesichert, sondern nur durch die kühl rechnende Vorsicht. Man wird also von der Ansicht auszugehen haben, daß die für die Bestreitung solcher Ausgaben erwachsenen Schulden, soweit die Steuerkraft der Nation nur immer gestattet, binnen fünfzehn oder zwanzig Jahren getilgt werden müssen, da der nationale Nutzwert der daraus erfolgten Anschaffungen unter dem Einfluß der militärtechnischen Umwälzungen sich in zehn bis zwanzig Jahren, vielleicht in noch kürzerer Frist, bereits verflüchtigt haben kann. Aus der Gesamtheit der Einnahmen dieser zehn bis zwanzig Jahre wird die Deckung aufzubringen, oder es wird, was dasselbe ist, im Falle der ursprünglichen Anschaffung aus Mitteln des öffentlichen Kredits die Schuldtilgung durchzuführen sein, welches auch die finanzielle Form und Methode dieser Tilgung sei. Der

mittelbare oder unmittelbare Deckungsbedarf für die ungefähr 800 Mill. Mk. Anlehen zu außerordentlichen Heeres- und Flottenausgaben während der letzten 19 Jahre betrüge demnach für das Jahr 40 Mill. Mk. wenigstens.

Neben der Belastung aus außerordentlichen Militärausgaben ist eine andere Schuldbelastung für Verkehrsanstalten, Münzwesen, Zollanschlüsse und andere einmalige Ausgaben erwachsen im Betrag von rund 200 Mill. Der Nutzwert der meisten dieser außerordentlichen Anschaffungen ist gewiß als weit weniger vergänglich anzusehen. Eine ebenso rasche Amortisation des Nutzkapitals, wie sie der umwälzenden Militärtechnik gegenüber geboten ist, wird gegenüber dem so erwachsenen Bestandteil der deutschen Reichsschuld eben deshalb nicht geboten sein. Zwei Prozent jährliche Tilgung werden jedenfalls genügen, was einen weiteren Bedarf von 4 Mill. auf das Jahr ergiebt. Der Gesamttilgungsbedarf des Jahres betrüge also, wenn man die unseres Erachtens erlaubte volle Finanzvorsicht üben will, mindestens 44 Mill. Mk. für die Gesamtschuld, sagen wir rund 40 Mill. Mk.

Soll dieser hohe Betrag von 40 Mill. wirklich und jetzt schon als Ausgabe der Reichsschuld in den Voranschlag gebracht werden? Dieser Gedanke wäre geeignet, die Volksvertreter und die Wähler recht sehr zu schrecken! Herr von Bennigsen hat, wenn die Tagespresse dessen Budgetrede richtig wiedergegeben hat, nur etwa 12 Mill. Mk. ins Auge gefaßt, womit der jetzige Betrag der Reichsschuld erst in 80 bis 100 Jahren getilgt sein würde. Unter einer bestimmten Voraussetzung hat er gewiß Recht. Auch die strengste Behandlung des Staatshaushaltes gestattet, die Summe von 40 Mill. jährlichen Tilgungsbedarfes bis auf weiteres erheblich zu kürzen. Man muß sich nur klar sein, welches von zwei Zielen man sich stecken will: ob man damit zufrieden sein will, die jetzige Schuld nicht weiter anwachsen zu lassen und sie nur langsam zu tilgen, oder ob man sie rasch im Maße der Abnutzung der daraus bestrittenen Militäranschaffungen aus der Welt schaffen will. Darüber sind zunächst einige weitere Worte erforderlich, welche zeigen werden, daß vorläufig das erstere Ziel ins Auge zu fassen sein wird. Dies allerdings nur unter der Voraussetzung, daß künftig im Reichshaushalt die Gesamtschuld für die einmaligen Ausgaben einer längeren Finanzperiode im Maße der Entwertung der daraus bestrittenen Anschaffungen auch regelmäßig aus den ordentlichen Gesamteinkommen derselben Periode getilgt werde. Unter dieser Voraussetzung, welche das weitere Anwachsen einer untilgbaren oder nur langsam tilgbaren Schuld ausschließt und in der näheren Zukunft sehr wohl festgehalten werden kann, nachdem die Reichssteuerquellen starke Entwickelung teils schon gefunden haben teils noch weiter finden werden, spricht vieles für eine nur langsame Tilgung der in den letzten sechzehn Jahren erwachsenen Reichsschuld, obwohl solche zu vier Fünfteilen aus einmaligen Ausgaben für Heeres- und Marine-Anschaffungen hervorgegangen ist.

Eine Reichsschuld von einer Milliarde ist, absolut betrachtet, noch immer nicht beängstigend; sie beträgt nur rund 4 Prozent der jetzigen französischen Staatsschuld. Die Reichsschuld ist um so weniger beängstigend, als die Schulden der deutschen Einzelstaaten aus dem neu erworbenen Vermögen an Verkehrsanstalten

u. s. w. großenteils sich selbst verzinsen und in den Einzelstaaten auch die Domänen bedeutendes zur Schonung der Steuerkraft beitragen. Man würde auch sehr ungerecht sein, der letztsechzehnjährigen Reichsfinanzpolitik einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie uns eine Militärschuld von rund 800 Mill. Mk. hinterlassen hat. Sind doch gegen 600 Mill. Mk. außerordentlicher Militärausgaben aus laufenden Mitteln bestritten worden, also 35 bis 40 Mill. Mk. jährlich, was in Anbetracht der noch jüngst sehr unvollkommen gewesenen Entwickelung des Reichssteuersystems geradezu eine bedeutende, hochpatriotische Selbstbelastung der Steuerträger der letzten anderthalb Jahrzehnte zu nennen ist. Nachdem die Entwickelung des Reichssteuersystems erfolgt ist und weiter hin gesichert erscheint, können große weitere Ausgaben wohl für längere Zeit aus laufenden Mitteln bestritten werden, so namentlich für die neueren Flottenanschaffungen mit rund 20 Mill. auf jedes der nächsten sechs Jahre; würde letztere Summe wirklich aus laufenden Mitteln aufgebracht, so wäre unter Annahme der Entwertung des Flottenmaterials binnen 20 Jahren das Dreifache dessen aufgebracht, was aufzubringen wäre, wenn für die Flotte der Kredit auf Tilgung binnen 20 Jahren in ganz zulässiger Weise in Anspruch genommen werden wollte. Unter der Voraussetzung, welche bis auf weiteres festgehalten werden darf, daß weitere einmalige Ausgaben teils durch laufende Mittel, teils durch Anlehen mit einer passend kurzfristigen Tilgung die Bedeckung finden werden, wäre demnach eine nur langsame Tilgung der schon bestehenden Reichsschuld mit durchschnittlich zehn bis zwölf Mill. Mk. jährlich eine durchaus befriedigende Leistung der nächstkünftigen Reichsfinanzpolitik. Die Fragen der besonderen Form und Methode dieser Tilgung sind besonderer Erörterung vorbehalten.

Dabei darf ich Ihnen nicht vorenthalten, daß diese Auffassung auch grundsätzlich abweichenden Standpunkten begegnet, hinter welche mehr oder weniger einflußreiche praktische Interessen sich verschanzen, teils um Lasten auf die Zukunft abzuwälzen und die Gegenwart zu erleichtern und zu beschmeicheln, teils um die einmaligen Ausgaben für Wehrzwecke zu verhindern oder doch thunlichst einzuschränken. Die Einen nehmen es mit dem Schuldenmachen nicht genau und wollen den Beginn einer ausreichenden Tilgung hinausschieben, die Andern wollen keine weiteren Schulden, weil sie nichts weiter auf solche Zwecke ausgegeben haben wollen, für welche die Reichsschuld in den letzten drei Jahren so rasch angeschwollen ist. Beiden Standpunkten gegenüber wollen Sie, verstehe ich Ihre Anfrage richtig, den durchschlagenden allgemeinen Gesichtspunkt in leichtverständlicher Weise für Ihren Leserkreis angegeben sehen. So will ich es versuchen, die einfachen Gesichtspunkte, welche allgemein maßgebend sind, in Kürze aufzustellen und daran die obenerwähnten abweichenden Ansichten zu prüfen.

Voraus die Bemerkung, daß die grundsätzliche Bekämpfung jeder Reichsschuld meiner Ansicht nicht entspricht. Es heißt meines Dafürhaltens einem falschen Ideal nachjagen, wenn die Gesamtheit der ordentlichen und der außerordentlichen Ausgaben durch die Gesamtheit der ordentlichen und der außerordentlichen einmaligen Einnahmen Jahr um Jahr die Bedeckung finden sollen, und zwar so,

daß unter den außerordentlichen Einnahmen niemals Eingänge aus der Zuhülfe-nahme des Kredites sich befänden. Dieses angebliche Ideal der Finanzpolitik ist niemals auch nur annähernd für eine längere Reihe von Jahren zu verwirklichen. Die ordentlichen Einnahmen gehen meist gerade dann zurück oder lassen sich nicht entsprechend rasch steigern, wenn die außerordentlichen und dennoch unumgänglichen Ausgaben sich steigern und umgekehrt. Wollte man das obige ideale Gleichgewichtsverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben Jahr um Jahr verwirklichen, so kann man thatsächlich zu recht schlechten Zuständen gelangen. In mageren Jahren, wo Matrikular- und Steuererhöhung am empfindlichsten ist, müßte man die Steuerkraft der Nation im Reiche und in den Einzelstaaten überbürden, in fetten Jahren dagegen, wo es am wenigsten Bedürfnis wäre, die Steuerträger besonders erleichtern. Das alljährliche Gleichgewicht des Staatshaushaltes wäre durch zahllose Gleichgewichtsstörungen und Schwankungen in der Wirtschaft aller Steuerträger sowie der Einzelstaaten erkauft. Die wahre Ausgleichung der mageren und der fetten Jahre ineinander, welche so wohlthätig wirkt, wäre durch diesen unpraktischen Idealismus künstlich beseitigt. Zwar staatsrechtlich wäre es möglich, die Jahresgesamtausgabe auch aus den Mitteln jedes Jahres zu decken; denn auch der größte Fehlbetrag kann durch Matrikularausschreibung auf die Einzelstaaten umgelegt werden. Nur um so empfindlicher wäre diese Übertreibung den Steuerträgern in den Einzelstaaten, oder diese letzteren müßten dennoch die Schulden man machen, die im Reich vermeiden wollte. Die völlige Vermeidung jeder ferneren Reichsschuld für größere einmalige Ausgaben ist daher finanzpolitisch die reine Unmöglichkeit.

Dennoch leitet diese Übertreibung auf den richtigen Grundsatz hin, daß jede längere Periode des Reichshaushaltes, eine Generation in die andere gerechnet, bestrebt bleiben muß, die Gesamtheit auch der außerordentlichen Ausgaben aus der Gesamtheit der ordentlichen Eingänge zu bestreiten, beziehungsweise die unumgänglichen Schulden im Maße der Entwertung der durch Kredit bestrittenen Anschaffungen aus den ordentlichen Mitteln der Gesamtperiode zu tilgen. Für eine längere Finanzepoche muß es unverbrüchliches Ziel sein, die Gesamtheit der Ausgabe durch die Gesamtheit der Einnahme mit Ausschluß einer ewigen Schuld zu decken.

Dies geschieht dadurch, daß man das Steuersystem zu einer solchen Entwickelung bringt, um mit den Überschüssen der fetten Jahre die Fehlbeträge der besonders ausgabenreichen Jahre zu decken und die zur Deckung der Fehlbeträge aufgenommenen Schulden in der einen oder anderen Weise immer wieder zu beseitigen. Auf diese Weise wird die Kreditdeckung lediglich zur Funktion nachhaltiger Steuerdeckung des Gesamtbedarfes einer längeren Periode aus der Gesamtheit aller nicht dem Kredit entlockten Einkünfte derselben Periode. In anderer und in praktischer Weise ist das Ideal für das Gleichgewicht des Staatshaushaltes erreicht, das Schuldenmachen ist zum vorübergehenden Mittel der Herstellung des Finanzgleichgewichtes einer längeren Periode ausgestaltet; es hebt sich immer wieder durch Tilgung auf.

Wie aber ist dies möglich? Ganz einfach dadurch, daß das Steuersystem die entsprechende Entwickelung erreiche und behaupte, um den nachfolgend bezeichneten Aufgaben gewachsen zu sein. Einmal, nämlich in mittelguten Jahren muß das ordentliche Einkommen ausreichen, um reichlich den durchschnittlichen Bedarf für alle ordentlichen (nichteinmaligen) Ausgaben, weiter den Bedarf für die bescheideneren einmaligen Ausgaben unverschieblicher Art, sodann den Bedarf zur Tilgung der von schlechten Vorjahren hinterlassenen schwebenden Schulden zu decken. Eine Entwickelung des Steuersystems, welche für mittelgute Jahre diese Deckungen gestattet, wird auch der zweiten Aufgabe gewachsen sein, in guten und ganz guten Jahren kräftige außerordentliche Tilgungen an der fundierten Schuld durchzuführen, den verschobenen außerordentlichen Bedarfen Deckung zu geben, endlich den Zubußen der Fehljahre aus Schatzlegungen und anderem Aktivvermögen den Ersatz zu verschaffen. Diese einfachen Grundsätze, praktisch befolgt, hindern trotz starker Schwankungen in den Gesamtbeträgen des einzelnen Jahresbudgets dennoch das Anwachsen der öffentlichen Schuld im Laufe einer halben oder ganzen Generation. Es sind, genau betrachtet, dieselben hausbackenen Grundsätze, die jeder umsichtige Privathaushalt in Glücks- und in Unglücksjahren beobachten muß, um sich zu erhalten und eher vorwärts als rückwärts zu kommen.

Allerdings ist die Sache nur unter der Voraussetzung durchführbar, daß die Steuerkraft einer Nation nicht durch schon bestehende alte Schulden dermaßen überbürdet sei, um die gedachte Ertragsentwickelung des Gesamtsteuersystems nicht zu ertragen. Allein für Deutschland trifft diese Voraussetzung zu. Ich habe mir auf Ihre Aufforderung hin in einem andern Artikel schon früher den Nachweis erlaubt, daß in Deutschland die Steuerkraft jetzt und auch wohl künftig für jeden anderen Fall als jenen einer schweren Niederlage im Kriege oder einer verwüstenden Revolution vollständig zur Lösung der Tilgungsaufgabe zureicht. Die Entwickelung, welche dem Steuersystem des Deutschen Reiches bereits gesichert ist, gestattet für die nähere Zukunft nicht bloß kräftigste, außerordentliche Schuldtilgungen, sondern reichliche einmalige Ausgaben sogar aus laufenden Einnahmen.

Dies führt zu einem weiteren entscheidenden Punkte, welcher in der jüngsten Budgetdebatte des deutschen Reichstages berührt worden ist. Wie ist auch bei bloß außerordentlicher Schuldentilgung die Stärke oder Raschheit der Tilgung zu bemessen? Und ist nicht, wenn immer möglich, die Tilgung samt der Schuld selbst lieber möglichst zu vermeiden, indem auch stärkere einmalige Ausgaben ganz oder teilweise aus laufenden Einkünften bestritten werden, wie das für die 116 Millionen Mk. zu den Flottenanschaffungen der nächsten sechs Jahre vielleicht in Aussicht genommen werden darf.

Die zweite dieser Fragen möge zuerst ihre Beantwortung finden.

In der That ist thunlichst, d. h. soweit es die Steuerkraft der Nation nur immer gestattet, auch der außerordentliche Bedarf, welcher als notwendig erwiesen ist, in erster Linie aus laufenden Mitteln zu decken. Die Vergangenheit unseres Volkes hat uns ein reiches öffentliches Vermögen an Eisenbahnen, Bildungsmitteln und Verteidigungseinrichtungen hinterlassen. Es ist Pflicht der Gegenwart gegen die

Nation, auch die Kinder, Enkel und Urenkel kommenden Gefahren und großen Aufgaben gegenüber so leistungs- und zahlungsfähig, so unüberbürdet als möglich zu hinterlassen. Dies geht so weit, daß selbst solche Ausgaben, welche dauernd werbendes Vermögen hinterlassen, möglichst aus laufenden Mitteln bestritten, und unvermeidliche Schulden dafür thunlichst rasch getilgt werden; alle mit der Wohlfahrt und der Steuerkraft der Gegenwart verträgliche Anhäufung nützlicher Anlagewerte für die Zukunft, seien sie „produktiver" rentierender Art oder seien sie dies nicht, ist die Pflicht der Gegenwart gegen die Zukunft der Nation, ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung, um kommenden Generationen den Sieg im Daseinskampf und die Behauptung zu erleichtern. Dem jüngsten Mahnruf des Herrn von Bennigsen, auch außerordentliche Ausgaben möglichst aus laufenden Mitteln zu decken, kann daher nicht entschieden genug beigestimmt werden. Wir haben auch gesehen, daß der Reichstag selbst schon, bevor die jetzt ereichte Höhe der Entwickelung des Reichssteuersystems erlangt war, dennoch drei Achtel aller außerordentlichen Militärausgaben der letzten sechzehn Jahren aus laufenden Mitteln zu bestreiten gut geheißen hat. Beim dermaligen, hoffentlich weiter andauernden Stand der Steuerkraft des deutschen Volkes darf der Aufrechterhaltung und weiteren Festigung dieser weisen, im besten Zukunftssinne des Wortes nationalen Finanzpolitik entgegengesehen werden.

Indessen giebt es so starke außerordentliche Ausgaben, daß tilgbare Anlehen dafür nicht zu umgehen sind. Wer hätte z. B. die außerordentliche Heeresausgabe von 372 Millionen Mk., welche in den Voranschlag des laufenden Reichsfinanzjahres eingestellt sind, ganz aus laufenden Einnahmen des Jahres zu bestreiten empfehlen wollen?! Außerordentliche Kredite sind daher unumgänglich. Nur müssen sie tilgbar erklärt und muß die ausreichende Stärke der Tilgung vorgesehen werden. Damit stehen wir vor der anderen oben aufgeworfenen Frage: „Wie ist die Stärke der Tilgung unumgänglicher öffentlicher Schulden zu bemessen und sicherzustellen?"

Das streng wirtschaftliche Maß der sicherzustellenden Tilgung läßt sich grundsätzlich ganz genau feststellen; es geht dahin, daß mindestens binnen derjenigen Zeitfrist, binnen welcher der Nutzwert der aus dem Kredit bestrittenen Anschaffungen — der Abnutzung stehender Kapitale in der Privatwirtschaft ähnlich — sich verflüchtigt, auch die Tilgung vollzogen sein muß. Praktisch allerdings ist diese Frist und die Raschheit und daher auch die Größe der Schuldtilgung nicht mit aller Sicherheit voraus zu ermessen. Je nach Umständen können z. B. die großen Militärkredite der drei letzten Jahre solche Flotten, Festungen, Kanonen und Gewehre schaffen, die in weniger als fünfzehn Jahren schon nicht mehr brauchbar sind und wieder durch besseres Material ersetzt werden müssen. Allein man wird bei der mutmaßlichen Bewertung einerseits eher den schlimmeren als den günstigsten Fall annehmen und andererseits auch den allerschlimmsten Fall der Zukunft ruhig überlassen dürfen, wenn man dieser letzteren nur im allgemeinen eine Schuldüberbürdung nicht hinterläßt.

Lassen sich denn aber die Mittel für eine Tilgung in dem grundsätzlich soeben mit voller Genauigkeit bezeichneten Maße auch wirklich sicherstellen? Diese Frage legt einige weitere, höchst praktische Gesichtspunkte nahe, deren maßgebende Bedeutung für die Reichsfinanzpolitik nicht frühe und nicht bestimmt genug ins Klare gestellt werden kann.

Man hat bekanntlich das System der gleichmäßig fortlaufenden Tilgung im Wege der Verlosung und des Tilgungsfonds oder der Staatsschuldentilgungskasse fast allgemein aufgegeben. Es geschah hauptsächlich aus dem Grunde, weil die fortgesetzt gleiche Schuldentilgung, während für neue Ausgaben neue Anlehen oft zu ungünstigeren Bedingungen aufgebracht werden müssen, als irrationell und unnatürlich sich darstelle; die außerordentliche Tilgung aus außerordentlichen Erträgen sei das Angezeigtere. Wir stimmen dieser Ansicht im ganzen bei. Allein zweierlei ist dabei doch zu bedenken. An Sicherheit hat die wirkliche Schuldentilgung durch den Sieg der veränderlichen außerordentlichen über die fortlaufende und fixe Tilgung im wesentlichen nicht gewonnen. Zum Zweiten ist der Umstand zu beachten, daß die Nachteile der fortlaufenden ordentlichen Tilgung, wenn es nur um verhältnismäßig kleine Schulden sich handelt, doch sehr bedeutend zurücktreten, während die Sicherung wirklicher Tilgung durch das alte Verfahren fortlaufender ordentlicher Tilgung gewinnt. Die Milliarde jetziger deutscher Reichsschuld ist nun eine verhältnismäßig noch kleine Schuld. Daher kann es doch nochmals der Rede wert sein, ob es nicht das Einfachere und Bessere wäre, dennoch die etlichen zehn bis zwölf Millionen, welche in der jüngsten Reichshaushaltdebatte in Vorschlag kamen, dauernd zur allmählichen ordentlichen Tilgung der Einmilliardenschuld einzustellen.

Selbst für etwaige künftige größere Schulden ließe sich die fortlaufende Tilgung, — im Maße des Nutzloswerdens der daraus bestrittenen Anschaffungen, wie dies oben gefordert ist, — unter den eigentümlichen finanzpolitischen und finanzstaatsrechtlichen Voraussetzungen des Deutschen Reiches nach unserem Dafürhalten in mancher Hinsicht empfehlen. Vor allem kommt in Betracht, daß in Deutschland, solange seine jetzige bundesstaatliche Verfassung besteht — und niemand will diese antasten — dem Fortgange der kräftigen außerordentlichen Tilgung im Reichstag und vielleicht einmal auch im Bundesrat besonders gefährliche Widerstände erwachsen könne. Viele Abgeordnete haben mehr oder weniger die Steuerträger der Gegenwart über das notwendige Maß hinaus zu berücksichtigen; die Agitation der jeweiligen Opposition nötigt fast zum Wettlauf um Popularität auf Kosten normaler Schuldentilgung. Dieser Wettlauf wird verstärkt durch das Verlangen der Einzelstaaten und ihrer Kommunalkörperschaften nach Überweisungen aus den Reichssteuereingängen. Angesichts dieses stets drohenden Widerstandes ist es immerhin fraglich, ob bei der Methode außerordentlicher kräftiger Tilgungen das deutsche Steuersystem zu der diesen Tilgungen gewachsenen Höhe der Entwickelung ebensoleicht gebracht werden und darauf bleiben wird wie bei der anderen alten

und eingelebten Methode der ordentlichen Tilgungen. In der Finanzpolitik haben eben nicht bloß finanzielle, sondern auch psychologische und allgemeine politische Erwägungen ein gewichtiges Wort zu sprechen.

Will man aber, sei es für die jetzige oder doch für die künftig erwachsende Reichsschuld, nur die kräftige außerordentliche Tilgung, so werden zwei Mittel der Sicherstellung im Auge zu behalten sein: die Zerlegung der im Ertrage beweglichsten Reichssteuern in ein Normal- und in ein außerordentliches Erträgnis und größte Vorsicht in den Überweisungen an die Einzelnstaaten, bezw. in der Minderung der Last der Matrikularbeiträge. Der außerordentliche Teil des Erträgnisses der Zölle und Verbrauchssteuern ist für die außerordentliche Tilgung zu verwenden; er wird in jedem Jahre anders ausfallen, in schlechten Jahren entfallen und für die Schuldentilgung nichts ergeben, dagegen in guten Jahren verhältnismäßig reiche Tilgungsmittel ergeben. Die fragliche Zerlegung für Zwecke kräftiger außerordentlicher Schuldentilgung sollte in den Anlehensgesetzen gewährleistet werden. Ein zweites Mittel zu demselben Zweck ist die größte Vorsicht in der Einräumung der Überweisungen an die Einzelnstaaten. Weitere Überweisungen sind so lange, als die außerordentliche Tilgung der Anlehen binnen der mutmaßlichen Frist der Abnützung der aus den Anlehen bestrittenen Anschaffungen nicht völlig gesichert ist, womöglich zu vermeiden und Überschüsse eher zu höheren Tilgungen aus laufenden Mitteln, bezw. zu höherem Ansatze des den Schuldentilgungen gewidmeten außerordentlichen Erträgnisses der indirekten Steuern zu verwenden. Solche Mittel zur Sicherstellung kräftiger außerordentlicher Tilgung kommen wenigstens für unser eigentümliches Reichsfinanzrecht praktisch in Betracht. Hätten wir in Deutschland einen einzigen einheitsstaatlichen Haushalt, so wäre die Sicherstellung auf andere Weise, namentlich durch sach- und zeitgemäße Zuschläge zu einer regulativen allgemeinen Reichseinkommensteuer, vielleicht besser zu erreichen. Allein diese allgemeine Einkommensteuer besitzt das Reich nicht, und wahrscheinlich kommt sie überhaupt nicht oder noch lange nicht; denn ihre politische und finanzielle Zweckmäßigkeit ist sehr bestritten und sehr bestreitbar. Die Finanzgemeinschaften, welche über diese regulativen Steuern verfügen, d. h. die Bundesstaaten, werden ganz sachgemäß damit belastet, in ihrem Haushalt für den Ersatz der Mittel zu sorgen, welche das Reich der kräftigen außerordentlichen Tilgung seiner Schuld vorbehält.

Damit glaube ich Ihrem Wunsche gerecht geworden zu sein. Ich habe nicht bloß die jüngst im Reichstag laut gewordene Forderung, sowie sie vorgetragen worden ist, klar zu machen, sondern auch die überaus einfachen, allgemeinen Gesichtspunkte über Deckung einmaliger Ausgaben und über Tilgung der aus solchen Ausgaben hervorgehenden Staatsschulden Ihrem Leserkreis — in der Anwendung auf die besonderen Voraussetzungen der deutschen Reichsfinanzpolitik — vorzuführen gesucht, soweit ich es verstehe und meine Einsicht reicht.

Mittelbar habe ich mich dabei auch schon mit den nach zwei entgegengesetzten Richtungen abweichenden Standpunkten auseinander gesetzt. Ich kann jenen nicht

beistimmen, welche keine weitere Schuld für außerordentliche Militärzwecke haben wollen, weil sie keine weiteren Ausgaben für diese Zwecke zugeben möchten. Ich halte auch Ausgaben für die Flotte für begründet, schon wegen des Schutzes des Handels in allen, namentlich den östlichen Meeren und vor allem zu unserer Verteidigung in Europa; die Kolonisation oder Nichtkolonisation Deutschostafrikas scheint mir dabei nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. Ich kann aber auch der entgegengesetzten Ansicht nicht beitreten, welche das weitere Anwachsen der Schuld ohne gleichzeitige Tilgungsvorkehrungen als unverfänglich und ungefährlich betrachtet, weil man die dem Reich entbehrlichen Steuerbeträge zur unmittelbaren oder mittelbaren Erleichterung der Steuerlast der Gegenwart, zu Steuerherabsetzungen für die Einzelnen und zu stärkeren Überweisungen an die Einzelstaaten und an die Kommunalkörperschaften verwandt sehen möchte. Diese letztere Ansicht würde man nur teilen können, wenn die Theorie richtig wäre, daß alle Schulden ewig dauernde, nützliche und sich verzinsende Material- und Immobiliarkapitalien für die Nation hinterlassen. Diese Ansicht ist aber längst widerlegt. Wäre sie es noch nicht, so würde sie durch die Erfahrung der unmittelbaren Gegenwart beseitigt werden, welche hunderte von Millionen außerordentlicher Militärausgaben nach verhältnismäßig kurzer Zeit zu „altem Eisen" macht. Eine einzige neue Erfindung kann jede Art von öffentlichen Anlagewerten herabsetzen und die meisten derselben bis zum Ausmusterungs- und Abbruchswerte herab vernichten.

Schließlich ließen sich die Sonderfragen über Einzelnheiten der finanztechnischen Ausgestaltung der uns auch im Reich notwendigen Schuldentilgung erörtern. Ich will es unterlassen, da das kaum nach dem Geschmacke Ihrer Leser sein würde. Nur das sei noch bemerkt, daß man einer jeden Art kündbarer Anlehen gegenüber die oben aufgestellten Grundsätze vollständig verwirklichen kann. Man braucht höchstens zwei Hauptgattungen von kündbaren Reichsschuldtiteln, solche mit längerer, aber gleichmäßiger fortschreitender Tilgung und solche mit kürzer befristeter, dafür weniger gleichmäßig, wohl aber und auch kräftig fortschreitender Tilgung. Doch kann und will ich das nur andeuten, lediglich um den bösen Schein zu vermeiden, als seien die hier vertretenen Grundsätze nicht im stande, den praktischen Anforderungen gerecht zu werden, welche an die Verwaltung der öffentlichen Schuld gestellt werden können.

Gottesdienst oder Menschheitsdienst?[1]

Von
Ludwig Büchner.

Solchen, welche nicht bloß die Oberfläche der geistigen Strömungen ihrer Zeit beobachten, sondern gewohnt oder im stande sind, in deren Tiefe zu blicken, kann es schwerlich verborgen bleiben, daß wir gegenwärtig wieder an einem jener großen Wendepunkte der Entwickelung der Gedanken- oder Ideenwelt angelangt sind, welche sich in der Geschichte der Menschheit von Zeit zu Zeit wiederholen und welche jedesmal den Schluß einer alten und den Beginn einer neuen Epoche in dem Zustande des allgemeinen Bewußtseins bezeichnen. Daher auch die weite Verbreitung oder Intensität jenes Gefühls von geistigem Unbehagen, welches sich in solchen Zeitläufen oder Übergangsperioden so vieler denkender Geister zu bemächtigen und Anlaß zu einer starken litterarischen Produktion zu geben pflegt — indem jeder von jenem Gefühl Ergriffene den unwiderstehlichen Drang empfindet, entweder an der Entwickelung oder dem Durchbruch der neuen Ideen selbst mitzuarbeiten oder aber sich mit den von anderen darüber produzierten Gedankenkreisen bekannt zu machen. Ein vollgiltiger Beweis dafür scheint dem Verfasser in dem außerordentlichen Erfolge der Max Nordau'schen Schriften zu liegen, welche es sich bekanntlich zur speziellen Aufgabe gemacht haben, die in der Gegenwart wirksamen geistigen Gegensätze einander gegenüber zu stellen und dem Verständnis des Lesers nahe zu bringen. Gewiß ist es nicht ein Behagen an diesen Gegensätzen oder ein Behagen an solcher die eigene Ruhe störenden Lektüre gewesen, welches ihren ungewöhnlichen Erfolg verschuldet hat, sondern vielmehr jenes erwähnte Gefühl geistigen Unbehagens, welches nach einem Ausgleich der empfundenen Gegensätze verlangt.

Zwei an sich ganz verschiedene, aber doch innerlich nahe verwandte Gebiete oder Richtungen sind es nun, in welchen sich diese Gegensätze bewegen oder geltend machen. Es sind einerseits das soziale, andererseits das religiöse Gebiet, auf welchen beiden die Bewegung mächtig zum Umsturz oder doch zur Reform des Bestehenden und zum Ersatz des Alten durch neueres oder besseres drängt. Wie es in der physischen Welt allgemeines Gesetz ist, daß alles, was da ist, einen Zyklus von Entstehen, Leben und Vergehen durchmacht, so auch in der geistigen und moralischen Welt, und angebliche Wahrheiten oder Glaubenssätze der Menschen entstehen und vergehen ebenso wie diese selbst. Mag man auf der Oberfläche der Erde suchen, wo man wolle, überall findet man die Spuren vergangener Menschengeschlechter. Man findet ihre Gräber, ihre Asche, ihre Tempel, Zeugnis ablegend von längst dahingegangenen Anschauungen oder Glaubenskreisen,

[1]) Wir können nicht immer den Standpunkt der Verfasser philosophischer oder theologischer Abhandlungen teilen, halten es aber für tolerant, sowohl den Ansichten berühmter Theologen wie Gerok, Beyschlag u. a., wie auch einem Naturphilosophen den Raum freizuhalten. Durch Gegensätze werden oft richtige Meinungen gebildet. Die Redaktion der Deutschen Revue.

welche zu ihrer Zeit als ewige oder heilige Wahrheiten angesehen wurden, aber späteren Zeiten nur Ausdrücke der Verwunderung oder des Spottes entlockten. So vergänglich die Gebäude der Menschen aus Holz oder Stein sind, so haben sie doch nicht selten die Götter, die in ihnen angebetet oder verehrt wurden, um tausende von Jahren überlebt. Es scheint keine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu geben, daß die Religionssysteme in demselben Maße an Ansehen verlieren, in welchem sie nach Überschreitung ihrer Glanzperiode an Jahren zunehmen, und daß ihre ehrwürdigsten Glaubenssätze schließlich dem Zweifel und der Ableugnung verfallen. So ist es gegangen mit dem zu seiner Zeit allmächtigen Polytheismus der Griechen und Römer, und so wird und muß es mit der Zeit dem Hinduglauben, dem Islam, dem Protestantismus und dem Katholizismus ergehen. Es ist der umgekehrte Gang von demjenigen, welchen wissenschaftliche Wahrheiten durchzumachen pflegen. Anfangs bezweifelt und zurückgewiesen, bebefestigen sie sich mit der Zeit immer mehr, während früher für unumstößlich gehaltene Glaubenssätze schließlich als Irrtümer erkannt werden.

Daher denn auch jener bekannte Konflikt oder Gegensatz zwischen der an Ansehen und Bedeutung von Jahr zu Jahr verlierenden Theologie und der vorangeschrittenen und voranschreitenden Wissenschaft oder zwischen Glauben und Wissen — ein Gegensatz, welcher die Gegenwart beunruhigt und so drohend wie niemals vorher auftritt. Zwar mag zugegeben werden, daß der Kampf der Aufgeklärten und Freigeister gegen den religiösen und speziell gegen den christlichen Glauben in dem hinter uns liegenden Jahrhundert noch weit schärfer und erbitterter geführt wurde als heutzutage. Aber der Erfolg dieses Kampfes war ein verhältnismäßig geringer, weil er noch nicht hinlänglich durch die Wissenschaft gestützt wurde, und weil die Theologen gegenüber dem bloßen Raisonnement ihrer Gegner ein verhältnismäßig leichtes Spiel der Verteidigung hatten. Das sogenannte „Licht der Natur“, welches die Deisten des 17. und 18. Jahrhunderts zur Hilfe herbeiriefen, reichte nicht hin, um das mächtige Licht der Kirche zu ersetzen, und der Materialismus der französischen Aufklärer und Revolutionsmänner war so wenig im stande, den religiösen Glauben der großen Menge zu verdrängen, daß er vielmehr einen mächtigen Rückschlag und eine Stärkung der Kirche im Gefolge hatte. Dazu kommt, daß die Wissenschaft früherer Jahrhunderte gewissermaßen mit einem Strick um den Hals arbeitete und nur unter steten Demuts- oder Ergebenheitsversicherungen gegen die Kirche und ihre Lehren ihr durch Folter und Scheiterhaufen geängstetes Dasein fristen durfte. Sah sich doch selbst der große Descartes genötigt, seiner Naturphilosophie die Bemerkung vorauszuschicken, daß es zwar keinem Zweifel unterliegen könne, daß Gott die Welt aus freiem Willen und auf einmal geschaffen habe, daß es aber doch interessant sei, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie sie möglicherweise von selbst hätte entstehen können!

Heutzutage ist das Verhältnis beinahe ein umgekehrtes geworden, und die ehemalige Herrscherin Kirche hat sich genötigt gesehen, der Wissenschaft gegenüber eher die Rolle einer Bittenden als einer Befehlenden anzunehmen. Sie wagt nicht mehr, wissenschaftliche Wahrheiten offen abzuleugnen oder ihnen gar ein Verbot

entgegenzusetzen, sondern sie sucht sich auf jede mögliche oder unmögliche Weise mit denselben zu vergleichen oder auseinanderzusetzen, wie z. B. in der bekannten Identifizierung der sechs Schöpfungstage der Bibel mit den von der Geologie festgestellten Thatsachen. Dieses Verfahren, wenn es auch nicht zum Ziele führen sollte, ist wenigstens besser als das entgegengesetzte. Denn wenn sich, wie gesagt, die Theologie gegen ihre bloß spekulativen Gegner und namentlich gegen die deistischen Philosophen erfolgreich verteidigen konnte, so ist dieses ihren naturwissenschaftlichen Gegnern und Kritikern gegenüber nicht mehr gut möglich. Was will sie den Thatsachen der Astronomie, der Geologie, der Paläontologie, der Biologie, der Entwickelungsgeschichte u. s. w. entgegensetzen? Wie will sie das Paradies und die Geschichte von Adam und Eva noch verteidigen im Angesichte einer Forschung, welche bewiesen hat, daß der Mensch nicht aus einem höheren oder besseren Zustand herabfiel, sondern daß er allmählich im Laufe unberechenbar langer Zeiträume den entgegengesetzten Weg verfolgt hat? Wie will sie die ihr unentbehrlichen teleologischen Gesichtspunkte noch festhalten gegenüber den schlagenden Aufklärungen, welche die Entwickelungstheorie über das Zustandekommen zweckentsprechender Einrichtungen der Natur gegeben hat? Wie kann sie sich erkühnen, die christlichen Wunder noch aufrecht erhalten zu wollen im Angesicht einer Zeit, welche von der Unabänderlichkeit der Naturgesetze überzeugt ist? Nur gänzlich unwissenschaftliche Zeiten oder ganz ungebildete Menschen können heutzutage noch im Ernste an Wunder glauben. Könnte es wirklich Wunder geben, so würden solche, welche einen Zweifel an ihrer Wirklichkeit nicht könnten aufkommen lassen, in unserer skeptischen Zeit eine weit größere und auffallendere Wirkung äußern müssen als in ehemaligen wundersüchtigen und wundergläubigen Zeiten und mit einem Schlage jeden Widerstand der Wissenschaft über den Haufen werfen. Eine einzige unzweifelhafte Wiedererweckung eines wirklich Toten, ein minutenlanger Stillstand der Sonne auf menschlichen Befehl oder menschliches Bitten würde das Unterste zu oberst kehren und den Triumph des Glaubens über das Wissen zu einem vollständigen machen. Aber solche Verstöße gegen die natürliche Ordnung der Dinge kommen eben nicht vor; und was hin und wieder dafür ausgegeben wird, wie die Heilige von Lourdes oder ein Monate lang fastendes Mädchen oder die Wunder des Spiritismus und ähnliche kompromittierende Dinge, hat sich bei genauerer Betrachtung jedesmal als Schwindel oder Täuschung entpuppt. Dazu kommt, daß die dem Christentum zu Grunde liegende Idee, daß Gott das Bedürfnis gefühlt habe, sich mit seinen sündigen Geschöpfen durch den Tod des unschuldigen Christus zu versöhnen, wohl in jenen barbarischen Zeiten möglich war, welche die beleidigten Gottheiten durch Opfer versöhnen zu können glaubten, aber unseren heutigen geläuterten Gefühlen und Anschauungen direkt zuwiderläuft. Dies ist gleicherweise der Fall mit jener anthropomorphistischen Vorstellung von Gott, welche für frühere Zeiten ganz natürlich war, aber dem gebildeten Bewußtsein der Gegenwart widerstrebt. Alle Vorstellungen, welche man sich von einem persönlichen Gott macht, können nur von dem eigenen Selbst abstrahiert sein. Der Begriff eines göttlichen Willens

oder einer göttlichen Intelligenz nach dem Muster der menschlichen verlangt notwendig eine Lokalisation in Raum und Zeit, eine Beschränkung oder Bedingung durch andere Willen und Intelligenzen, welche mit dem wahren Gottesbegriff unvereinbar ist. Eine von solchen Beziehungen freie und unabhängige Intelligenz ist eine Vorstellung ohne Sinn.

Auch in moralischer Beziehung ist die Idee eines wohlwollenden oder gütigen Schöpfers aller Dinge unvereinbar mit den zahllosen Greueln und Grausamkeiten, welche der unerbittliche Gang der Natur und des Schicksals mit sich bringt. Mehr als die Hälfte der ganzen tierischen Schöpfung besteht aus sogenannten Parasiten oder Schmarotzern, welche nur auf Kosten und zur ewigen Qual ihrer Mitgeschöpfe da sind. Wenn nun, wie Agassiz sagt, jede einzelne Art die Verkörperung eines göttlichen Gedankens ist, so erscheint das göttliche Wohlwollen mindestens in einem recht sonderbaren Lichte.

Wenn nun trotz dem allem der religiöse und speziell christliche Glauben immer noch einen so großen Einfluß besitzt oder eine so große Macht ausübt, so ist die Ursache dafür weniger in ihm selbst als vielmehr in einer Reihe von Umständen zu suchen, unter denen die Macht der Gewohnheit und der Erziehung — wenigstens bei der großen Menge — die erste oder Hauptrolle spielen dürfte.

Der zweite und fast noch wichtigere Umstand ist die ziemlich allgemein verbreitete Überzeugung, daß es an einem genügenden Ersatz fehlt für dasjenige, was aufgegeben werden soll, und daß mit dem Verlust des religiösen Glaubens eine höchst gefährliche Erschütterung der Moralität und der gesellschaftlichen Ordnung notwendig verbunden sein müsse. Philosophie und Wissenschaft können nur verhältnismäßig wenigen den Verlust jenes Glaubens ersetzen; und der Hang zu dem Übernatürlichen, zu dem, was über das Grab hinausgeht, wurzelt so tief in der menschlichen Natur, daß er auf irgend eine Weise befriedigt werden muß. Gewiß würden die Gaukeleien des Spiritismus nicht so viele Gläubige und Anhänger finden, wenn nicht selbst in den Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten dieser Hang so mächtig wäre, daß er sich, nachdem die religiösen Vorstellungen mehr oder weniger wankend geworden sind, mit Gewalt auf dieses neue und vielversprechende Gebiet wirft. Faßt man gar die niederen und niedersten Klassen der Gesellschaft ins Auge, so können dieselben nach der Meinung der christlichen Theologen nicht bloß, sondern auch nach derjenigen der meisten Moralisten nur durch die Furcht vor künftiger Strafe oder Belohnung in einem ewigen Leben vor Verbrechen und Laster bewahrt, und kann so die allgemeine Moralität erhalten werden. Dazu kommt der gewaltige und gar nicht zu entbehrende Trost, welcher das menschliche Herz unter den unvermeidlichen Leiden des Lebens und Schlägen des Schicksals durch die Aussicht auf eine Ausgleichung in einem besseren Leben, Wiederfinden geliebter Toten u. s. w. stärkt und aufrecht erhält. Ein Aufgeben des christlichen Glaubens und der Tröstungen der Kirche müßte daher notwendig mit einer allgemeinen Verzweiflung und Ruchlosigkeit, mit einer schweren Gefährdung der menschlichen Gesellschaft selbst enden oder verbunden sein.

Solchen düsteren Prophezeiungen oder Befürchtungen gegenüber, welche die Güte der menschlichen Natur und die Schutz-Vorrichtungen der menschlichen Gesellschaft sehr gering anschlagen und welche ihre Sache weniger mit Gründen als mit Drohungen verteidigen, dürfte es wohl der Mühe lohnen, eine kurze Untersuchung darüber anzustellen, inwieweit dieselben gegründet sein können oder nicht, namentlich darüber, ob die Religion wirklich im stande ist, die von ihr erwartete Hilfe und Tröstung zu verleihen; ferner darüber, ob das Christentum die behauptete Stütze der Moralität bildet, und endlich darüber, ob wirklich ein allgemeiner Ausbruch von Zuchtlosigkeit und Verbrechertum als das natürliche Resultat des Aufgebens der hergebrachten theologischen Meinungen zu erwarten ist.

Was den ersten Punkt anbelangt, so ist die mit religiösen Vorstellungen notwendig verbundene Zerknirschung und Furcht vor Gott keineswegs geeignet, Trost und Erquickung in die Seelen zu gießen. Geht man der Sache auf den Grund, so wird man finden, daß die Religion bisher mehr Ursache für innere Pein und Beängstigung gewesen ist als für Trost und Beruhigung, und daß allein die vielfachen Kontroversen über Auslegung der Bibel oder über gewisse Glaubenssätze Tausenden und Millionen den Frieden ihrer Seele geraubt haben, während dem gegenüber, wie Virgil in seiner Georgika sagt, derjenige glücklich zu preisen ist, welcher die Gesetze der Natur erkennt und seinen Fuß auf das unerbittliche Verhängnis gestellt hat. Die Furcht vor dem jüngsten Gericht oder dem Zorn Gottes hat sicher Tausenden und aber Tausenden das Sterben schwerer gemacht als den Ungläubigen, während das Dogma von der absoluten Verderbtheit der menschlichen Natur gewiß nicht geeignet ist, Hoffnung und Seelenstärke zu verleihen. Dagegen sind die entsetzlichen Äußerungen fanatischer Glaubenshelden über die ewige Bestrafung der Sünder, Ketzer und Ungläubigen Zeichen einer Roheit und Härte des Herzens, welche mit dem angeblichen mildernden und wohlthuenden Einfluß der Religion auf das menschliche Gemüt im schneidendsten Widerspruch steht.

Was zweitens den Einfluß religiöser und speziell christlicher Vorstellungen als Leiter und Führer zur Moralität angeht, so ist bekanntlich gerade dieses Verdienst von denjenigen, welche die Dogmen und Wunder des Christentums nicht anerkennen, aber dafür seinen ethischen Wert um so höher anschlagen, in den Vordergrund geschoben worden. Nun kann aber von Unterrichteten gewiß nicht bestritten werden, daß das eigentliche und wahre Ziel des Christentums von Anfang an nicht in der Moralität an sich, sondern vielmehr in der Hoffnung auf ewige Seligkeit, oder auf Strafe und Belohnung in einem himmlischen Jenseits gerichtet war. Nicht Regeln, sondern Beweggründe, nicht Vorschriften, sondern heilige Weihen und Hoffnungen sollten den Christen zu moralischem Wandel veranlassen. Mit anderen Worten — der eigentliche Zweck der christlichen Mission war nicht, moralische Menschen zu erziehen, sondern dieselben für jenen künftigen Zustand vorzubereiten, der ihnen Lohn oder Strafe bringen sollte; und wenn nicht geleugnet werden kann, daß das Resultat beider Lehrmethoden oft zusammenfallen oder das nämliche sein mag, so beruht dieses doch mehr auf Zufälligkeit als auf

Notwendigkeit. Selbst der große Reformator Luther nahm diesen Standpunkt ein und erblickte das eigentliche Ziel des Christentums in der Seelen-Rettung in einer künftigen Welt, nicht in moralischem Verhalten in dieser. Und in der That ist dieses ganz konsequent gedacht; denn wenn das irdische Leben nur ein Vorbereitungsstadium für das jenseitige ist, so kommt die kurze Spanne Zeit, welche dasselbe umfaßt, und das Maß von Glück, welches wir hier genießen, der Ewigkeit gegenüber kaum in Betracht. In ähnlicher Weise fallen die Unannehmlichkeiten, welche wir z. B. auf einer noch so langen Seereise zu erdulden haben, im Vergleich mit dem Glück oder Wohlsein, das wir jenseits des Ozeans erwarten, gar nicht ins Gewicht, und derjenige, welcher sich für die kurze Zeit der Überfahrt seemännische Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen wollte, würde ebenso thöricht handeln wie ein gläubiger Christ, welcher sein Herz dauernd an irdische Güter und Freuden hängen wollte. Immerhin würde zuzugeben sein, daß auch unter solchen Umständen die irdische Moralität aus der Furcht vor dem himmlischen Richter Nutzen ziehen könnte oder müßte, wenn dem nicht das dem Christentum unentbehrliche Dogma von der Gnade und der Sünden-Vergebung im Wege stünde. Kein aufrichtiger Christ wird leugnen oder in Abrede stellen wollen, daß die mit der Erbsünde belegte Menschheit allein durch das Verdienst und die Leiden Jesu Christi von ewiger Verdammnis gerettet werden, und daß infolgedessen der hartgesottenste Sünder, wenn er nur glaubt und bereut, ebensogut selig werden kann wie derjenige, welcher während seines ganzen Lebens den Pfad der Tugend gewandelt ist. Zwar differieren Katholiken und Protestanten in diesem Punkte insofern, als die Ersteren das Hinzukommen der „Gnade“ für unerläßlich halten, während die Letzteren den Hauptnachdruck auf den „Glauben“ legen. Aber in der Sache selbst ist diese Differenz, welche seit den Zeiten der Reformation Anlaß zu endlosen Diskussionen gegeben hat, unwesentlich. Die Mehrzahl der Theologen stimmt darin überein, daß ein noch so sündhaftes Leben, wenn vor dem Tode bereut, ein geringeres Hindernis für den Eintritt in das Paradies bildet als ein noch so tugendhaftes, aber im Unglauben verbrachtes Leben. Pönitenz ist in diesem Sinne alles, Moralität nichts. Der Sünder wird gewaschen mit dem Blute des Lammes und geht ein zur ewigen Herrlichkeit. Hat doch Christus selbst dem neben ihm am Kreuze hängenden Sünder, welcher seinen Glauben an ihn aussprach, versprochen, daß er noch desselbigen Tages mit ihm im Paradiese sein werde.

Und der fanatische Kirchenvater Augustinus (354—430), der einen so verderblichen Einfluß geübt hat, sagt sehr bezeichnend, daß, wenn man von der Gnade Gottes absähe, kein Grund vorhanden wäre, warum nicht die größten Heiligen die schlimmsten Sünder oder Verbrecher sein könnten.

Man wird kaum zu behaupten wagen, daß solche und ähnliche Lehren der Moralität förderlich seien; sie laden im Gegenteil zur Sünde ein. Dies wird auch leider durch die Erfahrung bestätigt. Denn wie sollten sonst, nachdem das Christentum fünfzehnhundert Jahre Zeit gehabt hat, um seinen moralischen Einfluß auf die Gemüter der Menschen auszuüben, die ewigen und

endlosen Klagen der Theologen und Priester über die grenzenlose Verderbtheit der Welt möglich oder erklärlich sein? Ihr ewiger Refrain ist, daß die ganze Welt in Sünde und Verderbnis läge, was ja nicht möglich sein würde, wenn der Hinweis auf jenseitige Bestrafung und Belohnung einen merkbaren Einfluß auf die Gemüter der meisten Menschen zu üben im stande wäre, oder wenn die Beziehung zwischen Glauben und Moralität so innig wäre, wie die Theologen annehmen. Die meisten Menschen lassen sich nicht beunruhigen durch den Gedanken an entfernte Gefahren oder Übel; und der Tod entfaltet für sie seine Schrecken erst dann, wenn er unmittelbar vor ihnen steht. Wenn daher die Welt nichtsdestoweniger in Kultur, Sitten, Moralität und allen guten Werken vorangeschritten ist, so muß die Ursache dafür in anderen als religiösen Einwirkungen oder Vorstellungen gesucht werden.

In der That liefert denn auch die Geschichte die unzweideutigsten Belege dafür, daß Glaube und Moralität durchaus nicht in einem geraden Verhältnis stehen, und daß im Gegenteil die Zeiten, welche in Sachen des Glaubens am höchsten standen, die moralisch schwächsten waren, während, wenn jene theologische Behauptung richtig wäre, das direkt Umgekehrte der Fall sein müßte. In demselben Maße, in welchem wir aus der Gegenwart mit ihren skeptischen Anwandlungen und ihrer vielgetadelten Glaubenslosigkeit rückwärts schreiten, finden wir, daß die Neigung zu Verbrechen, Sünde und Gewaltthat zunimmt, und begegnen inmitten einer durch den devotesten Glauben und unumschränkte Macht der Kirche beherrschten Gesellschaft einem Zustand der Dinge, in welchen wir uns von unserem vergleichsweise zahmen und moralischen Standpunkte aus kaum mehr hinein denken können. Verbrechen und Thaten von ausgesuchtester Schlechtigkeit vertrugen sich mit einem ungewöhnlichen Eifer in religiösen Dingen; und wenn man hinzurechnet, daß der Zustand der damaligen Gesellschaft die Entdeckung und Verfolgung von Verbrechen weit leichter machte als heutzutage, wo die Zahl der Bevölkerung, die Größe der Städte, die leichten Kommunikationsmittel dem Verbrechen zu Hilfe kommen, so muß man gestehen, daß der Durchschnitt der Moralität ebenso niedrig wie der Durchschnitt des religiösen Glaubens und Eifers hoch war. Man lebte, wie Bourdalone von der Zeit Ludwigs XIV. sagt, wie Heiden und nannte sich Christen; und die hervorragendsten Kirchenlichter jener Zeit führten ohne Furcht vor Tadel oder Scheu vor der Öffentlichkeit ein höchst skandalöses Privatleben. Man denke auch an die sprichwörtlich gewordene Korruption des Klerus, überhaupt an die unglaubliche Unmoralität der Klöster und an die bekannten Zustände in den glaubenseifrigsten Ländern, wie Schottland, Spanien, Frankreich u. s. w. Weder Aristophanes noch Athenäus oder Petronius haben Zustände gezeichnet, welche dem Bilde tiefster, moralischer Verworfenheit nahe kommen, wie es uns z. B. der heilige Pater Damiani, der Freund und Mitreformator des großen Hildebrand (Papst Gregor VII.), in seinem „Liber Gomorrheanus“ von dem Klerus seiner Zeit hinterlassen hat.

Ludwig XIV., welcher gewiß nicht der Mann war, um schlecht von den religiösen Orden zu sprechen, sagt von dem Orden der Karmeliterinnen: „Ich

wußte, daß sie Diebe, Intriganten, Schwätzerinnen, Lügnerinnen, Straßenläuferinnen sind; aber ich glaubte nicht, daß sie auch Giftmischerinnen seien." In Schottland hauste der Kalvinismus fast noch ärger als die Inquisition in Spanien, und wenn ein fanatischer Glauben an Christus und die Unfehlbarkeit der Bibel ein Volk moralisch machen könnten, so hätte Schottland gegen die Mitte und Ende des 17. Jahrhunderts das moralischste Land der Welt sein müssen, während das gerade Gegenteil der Fall war.

Aus allem diesem darf man gewiß folgern, daß die höchste Unmoralität, die ärgsten Vergehen gegen das Moralgesetz sehr wohl vereinbar sind mit dem glühendsten und eifrigsten Glauben an Gott, an die Bibel, an Christus u. s. w.

Ebensowenig wie in moralischer, kann man diesem Glauben einen günstigen Einfluß auf die Gemüter der Menschen in politischer Beziehung nachrühmen. Fast immer stand die christliche Kirche auf der Seite politischer Gewalt und Unterdrückung und predigte passiven Gehorsam nicht bloß gegen Gott, sondern auch gegen dessen geistliche oder weltliche Vertreter auf Erden. Was die Beziehung des christlichen Glaubens zur Philosophie betrifft, so ist bekannt, daß die letztere in der Form der sogenannten Scholastik sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast nur in der Eigenschaft einer ancilla theologiae frei bewegen durfte. Ebenso war dieser Glaube Gegner und Verächter alles weltlichen Fortschrittes überhaupt, in welchem er nur eine Mißachtung Gottes und seiner Werke zu erblicken glaubte, und ist es — wenigstens dort, wo er konsequent sein will — bis auf den heutigen Tag geblieben. Als die in England wegen ihrer aufopfernden Krankenpflege wie eine halbe Heilige verehrte „Mutter Margaret" (Margaret Hallahan), deren Lebensbeschreibung im Druck erschienen ist, zuerst das Wunderwerk der Britannia-Brücke zu Gesicht bekam, rief sie aus: „O, wie wunderbar! Aber wenn die Menschen solche Dinge machen, so werden sie anfangen zu denken, daß sie Gottes nicht mehr bedürfen!" Und ihr Biograph erzählt weiter, daß sie eine gewisse Befriedigung empfand, wenn einige der wunderbaren Entdeckungen der Neuzeit zu Fall kamen. So war sie froh zu hören, daß der erste Versuch der Legung des transatlantischen Kabels mißlang; und sie freute sich sogar darüber, wenn trotz Leuchttürmen, Sturmsignalen und meteorologischen Stationen die Schiffbrüche an der englischen Küste sich vermehrten statt verminderten. „Ich freue mich darüber," sagte sie, „daß diese gelehrten Herren darüber belehrt werden, daß Gott der Herr ist!"

Das ist in der That im christlichen Sinne ebenso konsequent gedacht oder gefühlt wie die Befriedigung, welche die wirklich Gläubigen im Mittelalter bei dem gräßlichen Anblick eines Autodafes oder eines gefolterten Ketzers empfanden. Aber daß dieser Standpunkt heutzutage von verhältnismäßig so wenigen geteilt, und daß jede neue Entdeckung oder Erfindung der Wissenschaft oder Technik, jeder Fortschritt auf geistigem oder materiellem Gebiet mit Frohlocken begrüßt wird, zeigt deutlich, daß der wahre christliche Glaube an das alleinige Heil der Kirche und das Jenseits nur noch auf sehr schwachen Füßen steht und wahrscheinlich längst durch besseres ersetzt worden wäre, wenn solches vorhanden wäre, oder

wenn nicht die unerschütterliche Macht der Gewohnheit und Erziehung dem entgegenstünde. Eine bittere Erfahrung hat die Menschen darüber belehrt, daß Gebete nichts helfen, und daß der Himmel taub ist für die Klagen und Fragen der Menschen. Sie haben es daher für besser befunden, sich lediglich auf die eigene Kraft zu verlassen und die Religion gewissermaßen nur noch als ein durch Tragen bequem gewordenes Kleid zu behalten, welches man nicht wegwirft, so lange man nichts Besseres anzuziehen hat.

Aber hier entsteht die große und schwer zu beantwortende, schon im Eingang unseres Aufsatzes berührte Frage, was an deren Stelle gesetzt werden soll? Das religiöse Gefühl der Menschheit, welches nicht weniger mächtig ist als der Intellekt, bleibt und sucht Befriedigung. Eine neue Religion kann man nicht machen; sie will geboren sein; und diejenigen, welche in dieser Richtung vorwärts drängen, haben vor allen Dingen danach zu fragen, was die moderne Richtung von Gefühl und Gedanke ist.

Die Beantwortung dieser Frage dürfte indes nicht allzu schwer fallen, wenn man die Geschichte der menschlichen Geistes- und Gemütsentwickelung zu Rate zieht. Die Geschichte aller Religionen zeigt, daß an die Stelle der anfänglichen Gottesopfer und Gottesverehrung eine allmähliche Umwandlung des Kultus der Götter in den Kultus des Menschen tritt, und daß der letztere in demselben Maße an Kraft, Einsicht und Glück zunimmt, in welchem er sich auf die eigenen Füße stellt oder auf die eigene Kraft verläßt. „Wer nur am Glauben hält", sagt P. Heyse, „dem wankt die Welt. Wer auf sich selber ruht, steht gut." In diesem Sinne ist an die Stelle der ehemaligen Theolatrie mit der Zeit die Anthropolatrie getreten; und aus dem ehemaligen Gottesdienst ist ein Menschen- oder Menschheitsdienst geworden. Verbesserung des Einzelnen wie der Gesellschaft in materieller, geistiger und moralischer Beziehung heißt das große Ziel, welchem die zum Ersatz der alten bestimmte neue Religion oder die Religion der Zukunft zuzustreben hat.

Solche und ähnliche Betrachtungen haben einen englischen Schriftsteller, James Cotter Morison, dazu geführt, in einer geistvollen Schrift über den Dienst des Menschen [1]), deren Leitung wir in vorstehenden Ausführungen zum Teil gefolgt sind, einen Versuch zur Aufstellung eines solchen Schemas der Zukunftsreligion und des auf sich selbst ruhenden Humanismus zu machen. Der Verfasser ist Anhänger der gegenwärtig in England unter Gelehrten und philosophisch Gebildeten sehr verbreiteten Schule der sogenannten Agnostiker, welche sich von den Atheisten dadurch unterscheiden, daß sie die Gottesfrage als eine offene und menschlicher Untersuchung nicht zugängliche betrachten. Sie verhalten sich daher allen, sowohl philosophischen wie theologischen Erörterungen dieser Art gegenüber indifferent und behaupten, daß man weder die Existenz noch die Nichtexistenz Gottes beweisen könne. Theoretisch ist der Standpunkt der Agnostiker von demjenigen der Atheisten wesentlich verschieden, während dagegen praktisch die beiden Stand-

[1]) **James Cotter Morison.** The service of man. An Essay towards the religion of future. Second edition. London, Kegan Paul, Trench and Co., 1887.

punkte in eins zusammenlaufen. Beide sehen bezüglich der Ordnung des praktischen Lebens von jeder Beeinflussung durch jene Vorstellung vollständig ab und suchen eine andere, in dem Wesen des Menschen selbst gelegene und von der bisherigen religiösen Vorstellung unabhängige Begründung der moralischen und intellektuellen Zukunft des Menschengeschlechts.

Diesem Versuche unterzieht sich der genannte Verfasser aber erst, nachdem er aus seinen kritischen Untersuchungen das allgemeine Resultat gewonnen zu haben glaubt, daß erstens eine allgemeine Tendenz zur Abwerfung des christlichen Glaubens und zum Übergang in einen wissenschaftlich begründeten Skeptizismus bestehe, — daß zweitens die angeblichen Tröstungen der christlichen Religion sehr übertrieben und geeignet seien, mehr Angst und geistige Verwirrung als Trost, Freude und Zufriedenheit zu erzeugen, — daß drittens das christliche Dogma von der Sündenvergebung der Moralität zuwider sei, — daß viertens die Zeiten der höchsten Blüte des Glaubens in der Regel die unmoralischsten gewesen seien, — und daß fünftens die Wissenschaft viel mehr für den geistigen Fortschritt und das Wohl der Menschheit gethan habe als die Religion.

An der Hand dieser Sätze fällt es dem Verfasser begreiflicher Weise nicht schwer, die Notwendigkeit eines Ersatzes für religiöse Anschauungen zu beweisen, welche zwar nach ihm in historischem Sinne ihre volle Berechtigung gehabt haben, welche sich aber nunmehr ebenso überlebt haben wie die ehemaligen Anschauungen der Biologie über die Stellung des Menschen in der Natur.

Diesen Ersatz selbst findet der Verfasser in einer Art von „Trainierung" der menschlichen Natur zur Übung im Guten und Besseren. Die falsche Annahme, daß alles Thun des Menschen von dessen „freiem Willen" abhänge, ist philosophischerseits ebenso falsch und unwahr wie die theologische Doktrin von der „Gnade Gottes." Vielmehr wird das Verhalten der Menschen zumeist durch innere oder äußere Einwirkungen bestimmt, auf die der freie Wille des Einzelnen so gut wie keinen oder nur einen sehr geringen Einfluß hat. Daher ist eine gewissermaßen „automatische" Anleitung der menschlichen Neigungen und Handlungen zum Guten notwendig. Gewohnheit ist alles und kann nicht durch den freien Willen gebrochen oder bestimmt werden. Moralisches oder unmoralisches Betragen hängt ebenso von Gewohnheit, Erziehung und angeborenem Charakter ab, wie Gesundheit oder Krankheit von der Beschaffenheit des Körpers abhängt. „Ein Mann mit einer zum Verbrechen neigenden Natur und Erziehung kann unter gegebenen Umständen der Versuchung des Verbrechens ebensowenig widerstehen, als er unter gewissen Umständen ein Kopf- und Magenweh vermeiden kann." Verbrechen und Kopfweh sind beide Folgen einer Reihe vorhergegangener Ursachen, welche ihren Kulminationspunkt in eben dieser Wirkung finden. Der freie Wille kann unmittelbar weder das Verbrechen noch das Kopfweh unterdrücken. So wie das physische Übel beseitigt oder gemildert werden kann durch Arzneien oder geänderte Lebensweise, so kann das moralische Übel beseitigt oder gemildert werden durch eine Änderung der moralischen Umgebung des Kranken. Allerdings ist in keinem der beiden Fälle das Resultat sicher, da der Ausgang in jedem einzelnen Fall

von zahlreichen, schwer zu berechnenden Umständen abhängt, wie Lebensalter, Dauer und Hartnäckigkeit des Übels, Konstitution, Charakter u. s. w.

Unter diesen Umständen spielt der letztgenannte Einfluß oder spielen die angeborenen bösen oder guten Instinkte, über welche kein Mensch Herr ist, eine hervorragende Rolle, und die An- oder Abwesenheit derselben ist keines Individuums Fehler oder Verdienst. Niemand kann sich seinen Charakter selbst geben; jeder Mensch erhält ihn von seinen Eltern und Voreltern. Der Held wird mit einem furchtlosen Herzen geboren, der Heilige mit einer angeborenen Hinneigung zu guten Werken und erhabenen Gefühlen, das moralische Ungeheuer mit schlechten, von nahen oder entfernten Vorfahren ererbten Leidenschaften. Ein Mensch ererbt sein Gehirn so gut wie sein Vermögen. Die alte theologische Lehre, daß es vor dem Angesicht Gottes kein Verdienst giebt, und daß wir alles, was wir besitzen, als freiwillige Gabe von ihm empfangen haben, beruht auf einer thatsächlich richtigen Anschauung. Es giebt Menschen ohne gute Instinkte, deren Neigung zum Übelthun oder zu schrankenlosem Egoismus schon in frühester Jugend deutlich hervortritt, und auf welche keine Ermahnung oder Predigt einen Eindruck macht, während es wieder andere giebt, deren Hang ein entgegengesetzter ist, und welche, auch ohne Lehre oder sogar trotz schlechter Lehre, einen großmütigen, aufrichtigen und uneigennützigen Charakter in allen ihren Handlungen entwickeln. Alle diese Unterschiede sind angeboren; und solche Menschen sind unter einander ebenso verschieden wie eine hektische Konstitution von einer gesunden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht moralische oder physische Heilmittel in beiden Fällen einen Erfolg haben könnten; nur sind sie unvermögend, eine schwache Konstitution in eine starke oder einen schlechten Charakter in einen guten umzuwandeln. Predigen oder Ermahnen kann hier wenig oder nichts helfen, da der freie Wille so mächtigen Einflüssen gegenüber mehr oder weniger ohnmächtig ist. Man kann nicht gut oder böse sein w o l l e n; man ist es durch äußeren oder inneren Zwang. Gute Menschen werden nicht gemacht, sondern geboren. Wenn wir von Natur selbstsüchtig sind, so wird keine Vorstellung oder gute Lehre dieses zu ändern im stande sein; und wenn wir von Natur großmütig, mitleidig, aufopfernd sind, so richtet sich unser Betragen danach, ohne daß es besonderer treibender Momente bedarf. Diejenigen, welche die Tugend in der nach einem Konflikt der Beweggründe freiwillig getroffenen Wahl der besseren Entscheidung finden, müssen zugeben, daß die Tugend um so größer, je geringer das bewußte Selbstopfer ist. Der Egoist, welcher nicht das geringste seiner Vergnügungen oder Leidenschaften der Linderung, der größten Not anderer zu opfern vermag, und der Held, welcher sein Leben für ein Geringes daran giebt, sind die zwei entgegengesetzten Pole der Menschlichkeit. Und es ist so wenig wahr, daß die Tugend nur in einem Siege des eigenen Herzens über böse Versuchung bestehe, daß das bloße Dasein oder die Möglichkeit der Versuchung bereits ihre Reinheit befleckt. Was würden wir von einem Freunde oder Bekannten denken, von dem uns bekannt wäre, daß er seine Zeit in harten inneren Kämpfen zur Besiegung der Versuchung zu Verstößen gegen das sechste, siebente oder achte Gebot zubrächte!

Und doch ist nach der Theorie so mancher Moralisten derjenige nicht tugendhaft, welcher mit uns zu Mittag ißt und dabei nicht die Versuchung niederkämpft, unsere silbernen Löffel zu stehlen; oder derjenige nicht keusch, der nicht das Verlangen nach Umgang mit unseren Frauen zu besiegen versteht; oder derjenige nicht moralisch, der nicht über einen allenfallsigen Antrieb, uns umzubringen, Herr wird, u. s. w. u. s. w.

Wenn solche Versuchungen an uns herantreten, so liegt die Schuld teils an unserem Charakter und teils, in einem geringeren Grade, an unserer Erziehung. Die Doktrinen oder Lehrsätze, denen wir anhängen, fallen dabei wenig oder gar nicht ins Gewicht. Wer eine starke Neigung zu Mord, Raub oder Diebstahl hat, läuft Gefahr, ihr zu unterliegen, einerlei ob er an Hölle oder Himmel, ob er an Moses, Buddha, Jesus oder Mahomed glaubt, ob er katholisch oder protestantisch ist.

Auch die moralistische Theorie, daß sich die Tugend selbst belohne und notwendig zum Glück führe, ist den Thatsachen gegenüber unhaltbar. Wie oft ist das gerade Gegenteil der Fall, während Kälte, Rücksichtslosigkeit, Gewissenlosigkeit und Selbstsucht so häufig die besten Lebenslose gewinnen! Wie oft ist oder fühlt sich der Tugendhafte unglücklich, während der Böse triumphiert! Zudem ist Glück ein höchst relativer und ganz von der Eigenart jedes Einzelnen abhängiger Begriff. Starke Verlangen oder Leidenschaften, welche lange und gründlich befriedigt werden können, bilden das eigentliche Material des Glückes u. s. w. u s. w.

Nach diesen Auseinandersetzungen ist leicht einzusehen, wohin der Verfasser mit seinen Vorschlägen der Verbesserung zielt. Die Moral ist nicht zu erreichen durch Predigten oder bestimmte Glaubensvorstellungen; sie muß vielmehr als eine Art von K u n s t betrachtet werden, welche wie jede andere Kunst erlernt und geübt werden muß — vorausgesetzt, daß die Anlage dazu vorhanden ist. Diese Anlage ergiebt sich aus einer moralisch organisierten Gesellschaft von selbst. Man muß daher die Menschheit zu kultivieren suchen in derselben Weise, wie wir einen fruchttragenden Boden kultivieren, indem wir das Wachstum der guten Pflanzen auf jede Weise zu befördern, dasjenige der schlechten oder des Unkrauts auf jede Weise zu hindern oder zu vertilgen suchen. Die sogenannten alternistischen oder der Gesellschaft nützlichen Instinkte oder Leidenschaften müssen gepflegt oder kultiviert, die egoistischen oder schädlichen zurückgedrängt werden. „Eine ideale Gesellschaft ist eine solche, in welcher eine ideale Erziehung die guten Leidenschaften gewohnheitsmäßig oder systematisch antreibt und entwickelt, während sie die schlechten entmutigt und allmählich zum Aussterben bringt.“

Mit diesen Worten schließt die merkwürdige Schrift, welche das moralische Problem von einer Seite angreift, von der es bis jetzt nach kaum anzugreifen versucht worden ist. Zwar sind die allgemeinen Grundsätze, von denen der Verfasser ausgeht, bekannt genug; aber ein so bestimmter Vorschlag zur moralischen „Trainierung“ der Menschheit ist unseres Wissens noch nicht gemacht worden. Wohl trainiert die Gesellschaft ihre Mitglieder in gewissem Sinne auch jetzt

schon durch Gesetze, Strafen, Einrichtungen, Schulen, Sitte u. s. w.; aber sie thut dieses nicht als Selbstzweck, sondern mehr beiläufig in Verfolgung anderweitiger Zwecke oder Ziele, und das dabei im Interesse der Moralität erzielte Resultat ist mehr zufällig als notwendig. Soll sich dieses ändern, und soll die Gesellschaft als solche die moralische Trainierung oder Erziehung ihrer einzelnen Glieder als Zweck verfolgen, so muß sie eben mehr als bisher die soziale Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen oder jenes Ideal zu verwirklichen suchen, das der Verfasser als „Menschheitsdienst“ (service of man) dem „Gottesdienst“ gegenüberstellt. Leider begnügt sich der Verfasser damit, das Ziel hinzustellen, ohne sich darüber auszulassen, auf welche Art und Weise er dasselbe zu erreichen gedenkt. Aber der geehrte Leser wird dabei nichts verlieren, wenn er sich an dasjenige zurückerinnern will, was der Schreiber dieser Zeilen in einem früheren, in diesen Blättern veröffentlichten Aufsatz über die Neugestaltung der Gesellschaft gesagt hat. Eine moralisch organisierte, auf den Prinzipien der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls oder der gegenseitigen Solidarität errichtete Gesellschaft wird schon an und für sich so wenig Gelegenheit oder Anlaß zu Verbrechen bieten, daß auch ohne förmliche „Trainierung“ die letzteren immer seltener werden müssen. Kommt nun dazu noch der Erziehungseinfluß und die von Eltern oder Voreltern, welche in moralisch organisierter Gemeinschaft aufgewachsen sind, ererbten Anlagen oder Antriebe zu moralischem Fühlen und Handeln, so ist dasjenige, was der Verfasser des Service of man erreichen will, mehr oder weniger erreicht, und ist ein Zustand geschaffen, der, wie die Geschichte lehrt, weder durch den Einfluß der Religion noch durch Furcht vor Strafe noch durch Predigten oder Ermahnungen jemals erreicht werden kann. Die geistige Natur der Menschen selbst muß eben eine bessere und eine solche werden, welche durch ihre guten Instinkte oder unbewußten Antriebe von selbst vom Verbrechen zurückgehalten und der Tugend in die Arme geführt wird. Die ewigen Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen werden dann ein Ende nehmen, die vielen kostspieligen Veranstaltungen kirchlicher Ermahnungen und Drohungen werden entbehrlich werden, und die an die Spitze dieses Aufsatzes gestellte Frage: Ob Gottesdienst oder Menschheitsdienst? wird zu Gunsten des letzteren entschieden werden. Freilich muß zugestanden werden, daß dieses schöne Gemälde vorerst ein Zukunftsbild ist und auch wohl noch lange bleiben wird; aber da auch Zukunftsbilder ihre Berechtigung haben, so möge der gütige Leser der Phantasie des Menschenfreundes dasjenige zu Gute halten, was vielleicht in diesem Aufsatze seinen eigenen Anschauungen nicht genügt oder entsprochen hat.

General Gordon und einige unveröffentlichte Briefe von ihm.

Von

Egmont Hake.

Der General Gordon war ein Mann, welcher sehr vielen Leuten oberflächlich bekannt war, aber nur sehr wenige konnten sich rühmen, ihm wirklich näher getreten zu sein. Nur selten schloß er sich einem Bekannten wirklich an, denn, von vollkommener Uneigennützigkeit erfüllt, wie er selbst es war, haßte er alles Strebertum und das, was er „Sonnenanbetung" nannte, zu sehr, als daß er sich nicht von der Mehrzahl seiner Mitmenschen abgestoßen fühlte.

Dennoch war Gordon mit einigen Personen in einen sehr engen und warmen freundschaftlichen Verkehr getreten, so besonders mit dem Obersten Elwyn Harwey. Diese Freundschaft bestand schon zu der Zeit, als beide noch Kadetten waren, und dauerte noch in die schmerzensreiche Zeit von Chartum hinein. Von den Briefen, welche die beiden Freunde einander schrieben, sind die Gordon'schen aus einem Zeitraum von zwanzig Jahren erhalten. Die ersten Briefe sind aus China datiert und aus Gravesend, wo Gordon im Jahre 1865 den Armen und Kranken im geheimen so viele Wohlthaten erwiesen hat; das letzte Schreiben ist eine Postkarte aus Chartum, geschrieben im Frühjahr 1884. Diese Briefe, von welchen keiner bisher gedruckt ist, sind sehr geeignet, um manches neue Licht auf viele Episoden aus Gordons seltsamer und romantischer Laufbahn zu werfen. Dieselben liegen uns vor, und wir wollen sie benützen, um zur Würdigung des eigenartigen und großartigen Mannes einige Beiträge zu liefern.

Einige dieser Schreiben sind einfache Notizen, niedergeschrieben im Junior United Service Club; wir bekommen aus denselben einen Einblick in das Clubleben der Pall Mall Straße, um welches Gordon sich indessen sehr wenig kümmerte und in welchem er kaum irgend eine Rolle gespielt hat, obgleich gerade er um jene Zeit in der besten Gesellschaft Londons als der beachtenswerteste und merkwürdigste Mann seiner Zeit betrachtet wurde. Er war damals gerade aus China zurückgekehrt, wo er als Hauptmann des „Unbesieglichen Heeres" den ungeheuren Aufstand der Taipings bezwungen und den Thron des Himmlischen Reiches gerettet hatte. Auf dieses große Ereignis und auf die bedeutende Rolle, welche er dabei gespielt hatte, legte er sehr wenig Gewicht. Vielmehr schrieb er gerade bei dieser Gelegenheit an seinen Freund in Anlaß eines Mittagsmahles, welches man ihm zu Ehren in Chatham veranstaltet hatte, folgende Worte:

„Es ist meine ehrliche Meinung, daß ich nirgend so gern hingehen möchte, wie nach Chatham; aber so sehr ich es bedaure, ich kann mir nicht helfen. Das Gefühl ist mir angeboren und nicht etwa jetzt aus Hochmut entstanden. Ich habe an Oberst X. geschrieben, und ich hoffe, du, als mein alter Freund, wirst ihm noch auseinandersetzen, wie sehr ich solche Huldigungen und Zurschaustellungen hasse und verabscheue. Ich weiß, daß ich damit einen sehr schlechten Geschmack zeige und daß ich wegen dieser Abneigung allen Tadel verdiene, aber ich bin

nicht im stande, meinen natürlichen Widerwillen zu bezwingen." In demselben Briefe, welcher vom 10. Mai 1865 datiert ist, haben wir auch das erste Zeugnis von Gordons großer Sehnsucht nach dem Sudan, einer Sehnsucht, auf deren Erfüllung er noch acht Jahre zu warten hatte. Er sagt: „Ich trage lebhaftes Verlangen nach einer Anstellung im Innern von Afrika. Kannst du mir dazu verhelfen?"

Die Briefe aus China, welche schon aus dem Jahre 1864 stammen, enthalten wenig Einzelheiten über Gordons Thätigkeit bei der Unterdrückung des großen Aufstandes. Sie sind aber interessant, da sie einen Einblick in sein Gedankenleben aus jener Zeit gewähren. Ein Schreiben, welches fast unmittelbar nach dem Schluß des Krieges und zu der Zeit abgefaßt worden ist, als der „Unbesiegliche Hauptmann" mit Ehrenbezeugungen und Beglückwünschungen von seiten der kaiserlich chinesischen Regierung und der europäischen Vertreter überschüttet wurde, ist für Gordons Art äußerst bezeichnend. Folgende Zeilen wollen wir aus demselben anführen:

„Meine Aufgabe besteht jetzt darin, chinesische Offiziere in der Ausbildung der Artillerie und der Infanterie zu unterrichten, und zu diesem Zwecke habe ich jetzt 600 Mann, eine Zahl, welche vielleicht bis auf 3000 anwachsen kann. Ich bringe die Kenntnisse zunächst meinen Offizieren bei, und wenn diese etwas begriffen haben, müssen sie es den anderen Chinesen zeigen. Ich halte alle meine Vorträge in chinesischer Sprache und habe festes Vertrauen auf guten Erfolg. Ich habe für mich selbst wohl den Wunsch, aus China fortzugehen, aber es ist schwer, einen Mann zu finden, welcher das Werk nach mir fortsetzen könnte, denn wenn man hier Erfolg haben will, muß man das einmal Angefangene so fest halten, wie wenn man einen Aal am Schwanze festhalten wollte.

„Den europäischen Krieg habe ich zur Genüge durchgemacht. Ehrgeizig bin ich ebensowenig wie je. Wäre ich es, so hätte ich das Spiel, das ich in der Hand hatte, viel besser ausnutzen können. Das Einzige, was ich jetzt errungen habe, ist eine gründliche Kenntnis des Charakters der einflußreichen Chinesen, der sogenannten Mandarinenpartei, und die Kunst, mit der Schanghai-Bande [1]) fertig zu werden."

Sodann beschäftigt sich das Schreiben mit dem Aufstand und seiner eigenen Stellung bei der Unterdrückung desselben, welche damals so vielfach falsch verstanden und falsch dargestellt worden ist. Er sagt:

„Was die Aufständischen betrifft, so mache ich mir kein Gewissen daraus, bei ihrer Unterdrückung thätig gewesen zu sein, denn sie haben gewirtschaftet wie die Heuschrecken. Nach der Einnahme von Nanking eilte ich dorthin und ging durch die Stadt. Die Kaiserlichen haben die vierzig Fuß hohe Mauer mit sechzigtausend

---

[1]) Unter der Schanghai-Bande versteht General Gordon die eigenwilligen und unbändigen Elemente, welche den größten Theil des „Unbesieglichen Heeres" ausmachten, Abenteurer und Landsknechte, welche unter Gordons Vorgängern durch Plündern und Aussaugen der Städte, welche sie in ihre Gewalt bekamen, vielen ernstlichen Schaden angerichtet hatten und erst von Gordon zur Vernunft gebracht werden konnten.

Pfund Pulver gesprengt und eine sechzig Fuß breite Bresche freigelegt. Mein alter Feind Tschung-Wang[1]) war gefangen genommen, aber ich mochte ihn nicht aufsuchen, denn er war ein braver und kühner Mann; deswegen ging ich nicht in seine Zelle, obgleich ich in allernächster Nähe gewesen bin. E. hat ihn gesehen und war ganz voll von dem Besuche. Er schreibt seine Geschichte noch vor seinem Tode, denn der letztere ist ihm sicher; über die Behandlung bei uns kann er sich übrigens nicht beklagen ... Der Aufstand ist jetzt vorüber, da Tien-Wang[2]) sich im Juni, zu der Zeit, als ich in Nanking war, mit Blattgold vergiftet hat und gestorben ist. Die Festung Nanking war sehr leicht zu nehmen ... Nicht die Festungswerke bringen den Sieg, sondern die Leute, die sie zu verteidigen haben, und deren Führer. Die Chinesen bauen schreckliche Feldbefestigungen, mehr als irgend ein anderes Volk und ringsherum noch mächtige Pfahlwerke &c. in einem Umkreise von dreißig Ellen. Aber ein Flankenangriff bringt sie in der Regel außer Fassung, und sie ergreifen die Flucht."

Die Briefe, welche Gordon bei der Rückkehr von dem Schauplatz seiner Thätigkeit und nach seiner Niederlassung in Gravesend geschrieben hat, werfen nicht viel neues Licht auf das Leben, welches er führte. Er spricht in denselben nur wenig von sich und beschäftigt sich mehr mit den Angelegenheiten seiner Freunde. Um diese Zeit, im Jahre 1865, haben sich seine religiösen Anschauungen zu jener Lebendigkeit und Strenge entwickelt, welche von der Welt später so viel besprochen worden ist und welche wir wegen ihrer Tiefe und Konsequenz bewundern müssen, einerlei, ob wir mit ihnen übereinstimmen oder nicht. Ohne Zweifel hat der Tod von Gordons Vater, welcher General der Artillerie in der königlich großbritannischen Armee war, auf diese Entwickelung einen ganz bedeutenden Einfluß gehabt. Auch die Briefe aus Galatz, wohin Gordon sich darauf als Mitglied der europäischen Donau-Kommission begab, haben wenig mehr als technisches Interesse, da sie sich mit den Einzelheiten seiner Thätigkeit beschäftigen und diese Thätigkeit der Veranlagung Gordons sehr wenig entsprach. Er hatte noch immer seine Sehnsucht nach Inner-Afrika und dabei ahnte er nicht, daß er gerade auf der Schwelle der Erfüllung seines langgehegten Wunsches stand, als er, wie er sich ausdrückt, in Galatz „im Exil begraben" war. In einem Briefe aus Galatz vom 15. November 1873 heißt es:

„Ich hatte im März die Absicht, meine unangenehme Stellung hier aufzugeben, als ein unerwartetes Ereignis eintrat. Der Chedive hat mir eine Stelle als Nachfolger Bakers[3]) angeboten. Ich hatte Nubar Pascha im September 1872 in Konstantinopel getroffen, und dieser fragte mich, ob ich einen indischen Offizier wüßte, welcher geneigt wäre, im März 1873, wenn der Vertrag mit Baker abgelaufen wäre, nach dem oberen Nil zu gehen. Da mir dieser langweilige Aufenthalt schon damals zuwider geworden war, so spitzte ich meine Ohren, und ob-

[1]) Ein hervorragender Führer der Aufständischen.

[2]) Tien-Wang war der König der Aufständischen, welcher bald unter seinem Namen, bald unter seinem Titel Ong-Tsu-Schuën erwähnt wird.

[3]) Sir Samuel Baker.

gleich im Laufe der Unterhaltung kein endgültiger Beschluß gefaßt wurde, so traf es sich doch so, daß, als Baker im August 1873 zurückkehrte, der Chedive mir telegraphierte, ob ich den Posten annehmen wollte, was ich nach einiger Überlegung auch that . . . Ich will mit dem Chedive über die Höhe meiner Bezüge (die Einnahme soll zehntausend Pfund jährlich betragen) und über die Länge der Zeit, die ich auszuhalten habe, keinen Vertrag abschließen, damit ich meinen freien Willen behalte. Ein großes Gehalt bedeutet Knechtschaft, ein kleines Freiheit. Ich denke nicht daran, eine Lebensweise aufzugeben, wenn es möglich ist, sie zu erhalten, und ich glaube, daß es möglich ist."

In einem Briefe vom 30. Dezember 1873 berichtet Gordon wiederum von seiner neuen Anstellung und von seinem Besuche in Kairo.

„Wir gingen zu Nubar Pascha und dem Chedive. Beide waren sehr freundlich, und der Chedive gab mir beim Fortgehen die Hand und äußerte sich, wie sehr er sich freue, daß ich die Stellung angenommen und wie sehr er gefürchtet habe, ich würde es nicht thun; daß er mir sein Gefühl so offen aussprach, bewies mir, daß er wußte, ich würde es nicht ausbeuten. Ich habe es auch nicht gethan, denn da ich selbst festzusetzen hatte, wieviel ich jährlich haben wollte, begnügte ich mich mit zweitausend Pfund!!!"

Später berührt der Schreiber den Gegenstand noch einmal und sagt:

„Meine Aufgabe ist im großen und ganzen folgende: (Der Chedive sagte mir: „Ich brauche keine Kriege und keine Annexionen, ich will nicht mehr Land haben, als ich besitze, sondern nur, daß der Zugang zu dem Hinterland mir geöffnet wird.") Der Chedive giebt mir die Truppen, welche ich brauche, um meine Thätigkeit zu sichern; er wünscht, ich möchte Dampfer benutzen, von denen sich zwei auf den Seen befinden und mit den Leuten Handel treiben. Er überträgt mir alle militärische und bürgerliche Hoheit über den Bezirk. . . . Der Chedive sagte, die größte Schwierigkeit für mich würde darin liegen, den Völkern, welche durch Bakers Unternehmungen geängstigt seien, wieder Vertrauen einzuflößen. Ich hoffe, ich werde das durch Freundlichkeit erreichen."

In dieser Politik der Freundlichkeit erkennen wir den großen Menschenfreund wieder, aber auch den wahren staatsmännischen Geist. In einem anderen Briefe aus derselben Zeit befindet sich eine Stelle, welche, ohne Gordon seines höheren Anspruches auf unsere Bewunderung zu entkleiden, auch geeignet ist, denen, welche seinen eigentümlichen Charakter nicht verstanden haben, klarzumachen, wie wenig er ein Träumer war, so mystisch er auch erscheinen mochte, wenn er sich nicht auf dem Felde seiner Thätigkeit befand.

„Bei allen diesen Völkern ist kein Verlaß und keine Einigkeit zu finden. So lange der Krieg gegen sie im ganzen geführt wird, halten sie zusammen. Aber sobald eine Partei übertritt und gut behandelt wird, hört es auf. Die Stärke der Aufständischen in China bestand in dem Bewußtsein, daß sie, sobald sie sich von den Kaiserlichen ergreifen ließen, enthauptet werden würden. Darauf beruhte ihre Einigkeit, und als ich den entgegengesetzten Weg einschlug, den einzelnen Gefangenen freie Rückkehr anbot und sie dann auch wirklich frei

gehen ließ, da löste sich ihr Bund auf, denn die Leute, welche entlassen waren, sagten zu sich: „Wie schlecht werden wir bei unserem eigenen Volke behandelt und ernährt und wie gut werden wir von unseren Feinden verpflegt!“ Es verbreitete sich bei diesen armen Geschöpfen der Glaube, sie würden gut aufgenommen werden, und so that das Gift, so zu sagen, seine Wirkung. Das ist gewiß keine berühmte Art, Krieg zu führen, aber man spart dabei Menschenleben und Geld; und das Leben eines jeden Feindes, sei er schwarz oder weiß, ist ein wertvolles Gut, das man nicht unnütz verschleudern soll.“

Ungefähr zwei Monate später, in seinem Briefe an Oberst Harwey vom 20. Februar 1874, sehen wir Gordon im Begriff, seine große Mission anzutreten, voller Hoffnung und Kraft, aber auch mit Zeichen von Überdruß, wir er ohne Zweifel durch die Unwahrheiten und Ränkeschmiedereien hervorgerufen sein mußte, welche sein scharfes Auge in den Diwanen und Büreaus in Kairo beobachtet hatte. Er schreibt:

„In wenig Stunden reise ich nach Suakim ab, en route nach Chartum. Ich bin müde, aber nicht sehr. Ich möchte wohl, und das habe ich, seit ich hier bin, oft genug ausgesprochen, daß du hier wärest. Du bist einer von meinen Spiegeln, d. h. du zeigst mir meine Fehler, und das ist ein gesegnetes Ding. Das ist auch ein Vorteil, wenn man verheiratet ist, da spielt die Frau die Rolle des Spiegels bei dem Manne; und Frauen sehen klar.“

Der Chedive trug bei seinem eifrigen Streben nach Popularität in Europa, welches seine Regierung ausgezeichnet hat, kein Bedenken, die Dienste eines so hervorragenden Vorkämpfers für das Christentum, wie Gordon es war, für sich in Anspruch zu nehmen. Die Entsendung Gordons war für ihn eine Sache des Ehrgeizes, aber anstatt einer Einnahmequelle wurde dieselbe für ihn nur eine Quelle der Verwirrung, der Gefahr und der Schulden. Der Bezirk von Chartum war zu groß, um ihn zu regieren, die Bevölkerung zu wild, um sie zu bezähmen. Aber Se. Exellenz der Chedive war vor nicht langer Zeit von einem Anfall von Menschenfreundlichkeit ergriffen worden, und wie jedes Fieber, so war auch dieses in dem ersten Anfall sehr heftig, um dann allmählich nachzulassen. Böse Zungen behaupten, hierin sei vieles von Exeter Hall abhängig gewesen; jedenfalls ist gewiß, daß eine Menschenfreundlichkeit wie die des Chedive damals modern war. Denn das Mitgefühl der Herren und Damen aus der guten Gesellschaft und selbst von Prinzen von Geblüt war für das Los der armen Sklaven im Sudan rege gemacht worden, und als in Ägypten der Plan auftauchte, dieselben zu befreien, war dieser mit großer Wärme in jenen aristokratischen Häusern Londons aufgenommen worden, wo die Barmherzigkeit sich damit zu brüsten pflegt, daß sie in erster Linie für fremde und unbekannte Länder sorgt. So wurde die Sklavenbefreiung das allgemeine Losungswort. Und dieser Grundsatz der Sklavenbefreiung trieb auch einen englischen Offizier, Sir Samuel Baker, dazu, die Sklavenjäger des äquatorialen Ägypten zu bekämpfen. Baker that seine Pflicht, soweit seine Macht es ihm erlaubte. Aber Ismaïl Pascha verwandte, um zu zeigen, wie eifrig er dem neuen Grundsatze zugethan sei, auch ägyptische

Beamte, Baschi-Bozuks und Türken dazu, um bei dem guten Werke mit zu helfen. Diese fremden Herren hielten nun aber nur wenig von der tugendhaften Sklavenbefreiung, desto mehr aber von dem lasterhaften Leben und den Fleischtöpfen Ägyptens, und infolgedessen war die Lage der Dinge im Jahre 1873, als Gordon die Provinz übernahm, dieselbe wie in China, als Gordon zur Unterdrückung der aufständischen Taiping berufen wurde. Wie die Kaufleute in Schanghai, so hatte auch der Chedive und seine gelehrten Ratgeber wohl etwas von Medizin gehört, und da sie der Meinung gewesen, für einen kränkelnden Weltteil müsse dasselbe gut sein wie für einen kränkelnden Menschen, so hatten sie ein Zugpflaster angewandt, um die Aufregung in Inner-Afrika zu beruhigen. Denn, als Gordon in seiner Eigenschaft als Statthalter nach Chartum kam, fand er, daß nicht nur die Sklavenjäger sich im offenen Aufstande gegen den Diwan in Kairo befanden, sondern, daß selbst die armen harmlosen, unterdrückten Angehörigen der angesessenen Stämme von Haß und Argwohn gegen das Menschenfreundlichkeitssystem und gegen alle damit zusammenhängenden Ränke und Erpressungen, gegen die Aussendungen und Intrigen erfüllt waren. Denn diese vornehmen Fremden, die offiziell ausgesandten Ägypter, Türken und Baschi-Bozuks hatten das Volk aufs äußerste gepeinigt und bis aufs Blut ausgesogen, sie hatten Steuern erhoben, Geldstrafen eingezogen und nach allen Seiten das beliebte Backhschischspiel gespielt. Als daher Gordon unter den Opfern dieses Systems erschien, war ihr erster Gedanke, er sei nicht gekommen, um ihnen etwas zu bringen, sondern um ihnen etwas zu nehmen; er sei auch einer von den polternden und tobenden hartherzigen Boten des Friedens, wie schon so viele von den zudringlichen Paschas in Kairo zu ihnen hinaufgeschickt waren.

Als er mit seinem Gefolge den Nil hinaufsegelte, drohten sie ihm mit Speeren und Pfeilen. Sie lagen im Hinterhalt im hohen Grase und lauerten auf ihn. Groß war daher ihre Überraschung und der Schrecken seines Stabes, als er an einer Stelle in der einsamen Wildnis halten ließ und mit Tisch und Stuhl in das Dickicht hineingehen wollte, um dort an einem Orte, wohin vorher hundert Bewaffnete keinen Zugang hätten finden können, sich allein, unbewaffnet und unbekümmert um jede drohende Gefahr, mit seinen Schriftstücken niederzusetzen und Geschäfte zu erledigen. Einem solchen Mute und einem solchen Vertrauen gegenüber hielten sie erstaunt zurück und bewunderten die Kühnheit des bleichen Mannes, welcher gekommen war, um sie zu unterdrücken, und ihnen doch sein Leben in die Hand gab. Sie krochen hervor aus ihrem Hinterhalt und wollten sich ihm verstohlen nähern und seine Kleider berühren und seine Füße küssen. Was er dabei erstrebte, war, diese niedergedrückte Rasse mit vollkommenem Vertrauen gegen ihn zu erfüllen, und da er wußte, er könne dies nicht mit einem sechsläufigen Revolver und mit dem aufgepflanzten Seitengewehr erreichen, so versuchte er es statt dessen mit dem Zauber seiner Persönlichkeit.

Man hatte Gordon den Rat gegeben, er möge ein Heer mit sich führen; aber er machte seine Kriegsfahrt von Kairo bis zum Viktoria Nyanza und Albert Nyanza, einen Weg von 3000 englischen Meilen, und zeigte die ägyptische Flagge

auf den märchenerfüllten Gewässern, ohne mehr als einen verhältnismäßig unbedeutenden Stab mitzunehmen. Wie er auf seiner Fahrt dorthin sich an fast unpassierbaren Sandbänken entlangarbeitete, durch Dickichte und Gestrüppe seinen Weg bahnte, sein Lager in fiebererfüllten Sümpfen aufschlug und dabei für das Wohlergehen der angesessenen Stämme sorgte, ihre Verfolger vertrieb und bestrafte und ihre Zukunft sicherte, das ist eine Geschichte, wie sie sich an dieser Stelle nicht ausführlich erzählen läßt.

Sein Leben war eine Wiederholung von Gravesend, aber in größerem Maßstabe. Er unterhielt, er ernährte und er schalt sie, er lehrte sie säen und ernten, handeln und tauschen, Töpfe und Teller herstellen; kurz eine Menge kleiner Künste, welche dazu dienten, ihr Leben angenehmer und bequemer zu machen. Die Eingeborenen waren in den Augen der gewöhnlichen Humanitätsprediger nur die Sklaven der Wüste, die Hefe und der Abschaum der Menschheit; in Gordons Augen waren sie die Kinder Gottes.

Niemals in der Geschichte unzivilisierter Völker wurde unserem Ideal der Gerechtigkeit und Billigkeit so wenig Genüge geleistet wie zu dieser Zeit im Sudan. Sieben Achtel von der Bevölkerung des Sudans waren Sklaven; das ganze Land war von Menschenjägern und Menschenhändlern beständig durchstreift; die Unterstatthalter der einzelnen Landschaften geldgierig und selbst in den Handel mit verwickelt; die Mitglieder der ansässigen Stämme so feindselig, daß ihre Hand gegen jedermann erhoben war, so hilflos, daß sie bereit und gewillt waren, ihr eigen Fleisch und Blut für Vieh oder Korn hinzugeben. Ihre Herden aller Art wie ihre Kinder waren ihnen gestohlen. Sie hatten nicht den Mut zu säen, denn die Statthalter und die Sklavenhändler hätten sie nicht zur Ernte kommen lassen. Zudem mußte jedermann seinen Nachbarn für seinen Todfeind halten, und alle waren den Anfällen der kriegerischen Häuptlinge an den Seen und den arabischen Führern der Gefangenenzüge nach Ägypten ohne Widerstand preisgegeben, und diese thaten, was sie konnten, um das Land einer Hölle auf Erden noch ähnlicher zu machen, als es so schon war.

In dieses wilde, herrenlose Treiben von Unterdrückern und Unterdrückten trat der neue Statthalter hinein, nicht wie ein Schwert, sondern wie ein wahrer Friedensengel. Seine Thätigkeit war unermüdlich, er war Richter, Gesetzgeber, Soldat, Staatsmann, Verwaltungsbeamter zugleich, und eine solche Begeisterung flößte seine Energie ein, daß das Andenken an ihn zur Legende geworden ist, und noch nach vielen Jahren wird man in den wilden Stämmen um die Lagerfeuer herum zu erzählen wissen von dem weißen Manne wie von einem Racheengel, der da gekommen, um sie von ihren Leiden zu befreien. War er doch auch dafür bekannt, daß er auf der Verfolgung von Übelthätern ein Kamel zu Tode reiten und sofort ein neues besteigen und den Marsch in derselben schrecklichen Weise fortsetzen konnte.

Noch viel romantischer und malerischer, wenn auch in seinen Wirkungen nicht so segensreich, ist die Geschichte von Gordons Ritt in die Räuberhöhle von Schaka, Gordon befand sich eines Tages in einer feindlichen Gegend, begleitet von einer geringen Bedeckung ohne jeden militärischen Wert, als er hörte, daß in Schaka,

80 englische Meilen von ihm entfernt, Ssulaiman, der Sohn des Subair, dessen Macht er gebrochen und dessen Sturz er herbeigeführt hatte, sein Lager mit 3000 aufs äußerste entschlossenen Männern aufgeschlagen habe, von welchen jeder es nicht nur als ein Gebot der Pflicht, sondern als eine unsterblichmachende Heldenthat angesehen hätte, wenn er ihn hätte töten können.

Ohne sich eine Stunde aufzuhalten, brach Gordon nach dem gefährlichen Platze auf und wie gewöhnlich war er seinen Begleitern bald weit voraus. So kam er, „ein Mann mit rotem Gesicht, bedeckt mit Fliegen," wie er sich selbst beschreibt, in der treugebliebenen kleinen Stadt Dara an, allein, unbewaffnet, erschöpft. In der Nacht kamen seine Leute nach, und „als der nächste Morgen dämmerte," so erzählte er, „da stand ich auf, zog die goldene Rüstung an, welche der Chedive mir gegeben hatte, und ging hinaus, um meine Truppe zu besichtigen; dann stieg ich auf mein Pferd und, begleitet von meinen Räubern, den Baschi-Bozuks, ritt ich fort, um die anderen Räuber zu sehen, welche drei Meilen entfernt waren."

Ssulaiman ibn Subair begegnete ihm auf dem Wege, dann ritt er durch die Feinde hindurch, gerade auf Ssulaimans Zelt zu, setzte sich dort auf den Ehrenplatz, trank ein Glas Wasser und befahl den versammelten Bewaffneten „welche bei meinem Anblick starr vor Staunen waren", sich bei ihm zu einer Verhandlung zusammenzufinden. Sie kamen „und", sagt er, „in ausgewähltem Arabisch setzte ich ihnen meinen Willen auseinander." Sie hätten sich sofort zu unterwerfen, oder er würde sie entwaffnen und auflösen. So wie er sagte, war es sein Ernst, und sie wußten, er würde Wort halten. Es bestand Blut-Fehde zwischen beiden Parteien, und die Räuber waren an Zahl so überlegen, daß sie Gordons kleine Begleitung mit einem Mal hätten auffessen können, trotzdem unterwarfen sie sich ihm ohne Murren.

Der Chedive Ismaïl hatte viele Fehler, aber seine Sünden mögen ihm vergeben werden, denn so lange er am Ruder war, vertrat er seinen Generalstatthalter durch Dick und Dünn. Seine Absetzung erschien den Sklavenjägern wie ein Geschenk Gottes, denn ihr folgte im Winter 1879 der Rücktritt Gordons und mit ihm die Wiedereinführung der Herrschaft der Baschi-Bozuks und die Wiederaufrichtung des Backhschisch-Kults, und sofort verfielen alle Provinzen des Sudans wieder der Gesetzlosigkeit.

Wie ein Held ohne ein Ziel, dem er nachstreben kann, wie ein fahrender Ritter ohne Roß und Waffen, findet Gordon in den nächsten Jahren wenig Gelegenheit zu einer Wirksamkeit, wie sie ihm allein zusagt. Er geht mit seinem Freunde Lord Ripen nach Indien, legt große Reformpläne vor und giebt seine Stellung wieder auf, da er einsieht, daß ihre Thätigkeit in den Augen der Durchschnittsbeamten donquichotisch und albern erscheint.

Dann werden Gerüchte von einem drohenden Kriege zwischen Rußland und China laut; Gordon erinnert sich daran, daß er Mandarin erster Klasse und zugleich britischer Offizier ist, und begiebt sich nach Peking, findet aber nur geringe Thätigkeit. Dann sehen wir ihn wieder in segensreichem Wirken auf Mauritius

und noch mehr am Kap, wo er den Häuptling Masupha in der ihm eigenen Weise behandelt und Frieden und Vertrauen stiftet an einer Stelle, wo seine Vorgänger und Nebenbuhler nichts als Krieg und Zerstörung hervorgerufen haben.

Inzwischen wird eine neue Aufgabe für ihn vorbereitet; wer darf schwanken und zweifeln, wenn der fahrende Ritter mit dem Kreuz auf dem Schilde zur Hand ist? Die Stunde des Triumphes ist gekommen, aber es handelt sich um einen Triumph in einem anderen Dienst und um einen Sieg über einen größeren Feind.

Jedermann erinnert sich noch der angsterregenden Nachricht aus dem November 1883, als Hicks Pascha mit seinem Heere von elftausend Mann in den wasserlosen Wüsten Kordofans von dem Machdi bis auf den letzten Mann abgeschnitten war, und des Schreckensrufes, welcher in Folge dieser Nachricht durch ganz Ägypten erscholl. Was hatte dies Unglück zu bedeuten? Es hatte zu bedeuten, daß dreißig tausend Ägypter, Männer, Weiber und Kinder, im Sudan der Niedermetzelung oder der Gefangenschaft ausgesetzt waren waren. Nunmehr war zu erwarten, daß der Machdi als Sieger in Mohammeds Namen die Grenzen des eigentlichen Ägyptens überschreiten und die Fahne des Propheten in Alexandrien und Kairo aufpflanzen würde. Ja, wenn der Machdi über Ägypten siegte und die belagerte Armee ihrem Schicksal überlassen wurde, was zum Glück noch nicht sofort verwirklicht wurde, dann konnte dies Ereignis eine Gefährdung, ja eine Demütigung Englands herbeiführen.

Das war eine dunkle Stunde für die ganze Welt, aber da die dunkle Stunde gekommen war, so war auch der geeignete Mann vorhanden. Die Kabinette in London und Kairo waren von panischem Schrecken ergriffen und kopflos geworden. Ja sie gingen so weit, das „rette sich wer kann" auszurufen und schlugen im geheimen vor, den Sudan und alle ihnen treugebliebenen Unterthanen auf Gnade und Ungnade einem fanatischen Betrüger preiszugeben, dessen Religion nichts als Mord und Blutvergießen war. Diese Politik erschien unglaublich. Dann aber mußte die Lebensfrage aufgeworfen werden, wer sollte die Garnisonen befreien, wer sollte dem Hilferufe antworten, den die Beamten in Chartum an ihren Herrn in Kairo gerichtet hatten?

Und der Hilfeschrei klang sehr traurig. „Wir bitten dich, gieb uns den Befehl zum Rückzug. Der dritte Teil der Truppen ist mißvergnügt und kann nicht einmal zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt verwandt werden. Einem Angriffe könnten wir selbst mit der doppelten Zahl der Truppen nicht widerstehen."

Die Antwort wurde hingehalten, während schleppende und schwachmütige Pourparlers der Minister, ein unverantwortlich frivoles Geschwätz in den Klubbs und elende Streitereien der Presse ihr Wesen trieben. Als die Antwort aber endlich kam, überraschte sie die Welt in London wie ein Bombenschlag. „Der Chinesen-Gordon ist, nur von seinem Sekretair begleitet, vor wenigen Stunden

abgereist, um sich in einer Sendung nach Chartum zu begeben." Wie gesagt, die Stunde war gekommen, und der Mann, der eine Welt in sich trug, war auf dem Platze.

Gordons Sendung ist das romantischste und kühnste Abenteuer der modernen Zeit. Es waren nur wenig Leute auf Charing Croß, um ihm guten Ausgang zu wünschen, denn kaum einer wußte von seiner Abreise, obgleich er die Ehre Englands und die Sicherheit Ägyptens aufrecht erhalten sollte. In Kairo war seine Aufnahme fast die eines von Gott gesandten Retters, und als er, Stewart an seiner Seite, auf seinem grausigen Ritt in der Wüste verschwand, da stiegen vom häuslichen Herd wie von der Kanzel so viele und so innige Gebete für ihn zum Himmel auf, wie sie wohl nicht leicht für einen anderen Helden unserer Zeit ausgesprochen sind. Es war der alte Streit zwischen Christentum und Heidentum, und wir riefen ihm Glückwünsche zu, als dem fahrenden Ritter vom Kreuz, als dem Boten vom Himmel, welcher den verzweifelnden Tausenden hoffnungsvolle Botschaft bringen sollte. Seine Aufnahme in Chartum beweist, daß das Volk dort zu ihm wie zu seinem Retter aufblickte. Chartum war eine Stätte der Verzweiflung gewesen, jetzt wurde es eine Stätte der Freude. Die Straßen waren glänzend illuminiert und voll von Menschen, deren Gesichter Hoffnung und Vertrauen ausdrückten. Als er durch ihre Mitte schritt, drängten sie sich um ihn, um seine Hände zu küssen und ihn als den Retter Kordofans zu begrüßen. „Ich komme ohne Soldaten" sagte er, „aber Gott auf meiner Seite, um das Land von seinen Leiden zu befreien. Ich will mit keiner anderen Waffe fechten als der der Gerechtigkeit." Sodann rief er seine Anhänger zusammen und gab allen, reich und arm, große Audienz. Er hörte auf alle Beschwerden; er ließ alle Folterwerkzeuge, alle Knebel, Ketten und Peitschen auf einen Haufen bringen und vor den Thüren seines Palastes verbrennen. Er öffnete die Thore des Gefängnisses und befahl, es in der Morgendämmerung des folgenden Tages in Brand zu setzen; und bis tief in die Nacht hinein tanzte und sang und jubelte das Volk in den erleuchteten Straßen. Gordon war gekommen als ein Bote des Friedens und als Bote des Friedens setzte er sein Werk fort. Es war der Triumph des schnellen Entschlusses, aber zuhause waren langsame Berater, und wir wissen, zu Englands ewiger Schande wissen wir, was sich darauf ereignet hat. — Ja, wir wissen, was sich darauf ereignet hat. Es kam die lange Reihe von Demütigungen der Nation, Gordons Rufe um Hilfe an die englische Regierung und die Abweisungen dieser Hilferufe seitens der englischen Regierung. Der Gedanke hieran kann einen Menschen krank machen, und man wird mir als Engländer verzeihen, wenn ich über diese Ereignisse so schnell wie möglich hinweggehe. Mit seiner unvergleichlichen Fähigkeit, neue Hilfsquellen aufzusuchen, fand Gordon einen Plan über den anderen, und die Minister, welche darüber zu entscheiden hatten, verboten den einen wie den anderen. Zehnmal erhob Gordon seine Stimme und sprach: „Ist es euch so recht?" und zehnmal sagte die Regierung: „Nein, wir wollen es nicht." Und Gordon überließ seinen dienstlichen Vorgesetzten „die unauslöschliche Schande," ihn preisgegeben zu haben

und mit ihm die dreißigtausend, zu deren Errettung er ausgesandt worden war; er richtete sich auf das Schlimmste ein und bereitete sich vor zu sterben, wie es einem Manne und einem Soldaten geziemte.

Das Ministerium war müßig gewesen, der falsche Prophet nicht. Sein Heer, welches, wie es natürlich war, durch das Zuströmen aller waffenfähigen Mannschaft des ganzen Sudans gewachsen war, schweifte nach dem Norden mit der verheerenden Gewalt einer Überschwemmung und tobte jetzt vor den Mauern von Chartum. Die Stadt wurde halb ausgehungert; es fanden sich Verräter im Lager, und zuletzt war Gordon allein, denn Stewart und Power, seine treuen Unterfeldherren, waren ermordet worden bei einem vergeblichen Versuche, das Ministerium, das ganze Reich, die ganze zivilisierte Welt aufzuwecken und sie zum Bewußtsein von Englands Erniedrigung und Englands Schande zu bringen. Gordon wurde gefangen wie in einer Falle; Verrat, Hungersnot, Tod traten ihm überall vor die Augen; auf dem Dache seines Palastes stehend sah er aus der Ferne wie dunkle Wolken die Truppen des Machdi immer näher und näher heranrücken; aber Gott war auf seiner Seite; Englands Ehre stand unter seinem Schutz; er wußte so wenig wie Nelson, was Furcht sei, und mit der Thatkraft, wie sie der Glaube verleiht, strebte er für England und sein Volk. Es ist die Art, wie er die Mittel seinem Zwecke dienstbar macht, wodurch sich ein großer Geist am glänzendsten zeigt; und niemals, das ist meine volle Überzeugung, niemals hatte ein großer Mann ein schwierigeres Ziel zu erreichen und weniger Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu seiner Verfügung. Und niemals war Gordons fast übermenschliche Fruchtbarkeit in der Auffindung neuer Hilfsmittel zu einem so großartigen und außerordentlichen Zwecke dienstbar gemacht worden. Gordon war Kopf und Herz für seine Stadt, und in kurzer Zeit war dieselbe zur Verteidigung bereit gemacht. Minen wurden gegraben, Torpedos ausgesetzt, Hindernisse aus Glasscherben an den Wegen angebracht, eine Dampferflotte beobachtete auf dem Nil, die Armen wurden gespeist, die vorhandenen Nahrungsmittel in tägliche Portionen verteilt, alle Bürger zu den Waffen aufgerufen, und so wurde der Machdi zehn lange Monate hindurch in jedem Angriff zurückgewiesen, in jedem Gefecht geschlagen, bis seine Anhänger an ihm zu zweifeln und die übrigen seiner zu spotten begannen. Ja zehn lange Monate hindurch blieb Chartum, was es war, die Hochburg des Christentums, und Gordon die angesehenste Persönlichkeit des ganzen Landes. Der falsche Prophet hatte auf seiner Seite die fanatisch begeisterte Bevölkerung eines Gebietes, welches fast so groß ist wie das Festland von Europa, aber gegen sich hatte er die Glaubenstreue, die Charakterfestigkeit und den Geist Charles Gordons. Und als zuletzt das Ende hereinbrach und der Machdi den Eintritt in die Stadt gewann, da zeigte es sich, daß er ihn erkauft hatte und daß eine handvoll Gold seiner Sache mehr Dienste gethan als der Stahl in der Hand von ihm und seinen 300000 Kriegern. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Chartum war gefallen und der lange heldenmütige Todeskampf zu Ende. Gordon lag niedergeschossen auf der Straße, sein Körper bleichte auf einem Sandhaufen, sein Haupt war als Siegeszeichen an dem Thore

angebracht. Gordon, der große Krieger, der Bürger Englands, der Vorkämpfer der hilflosen und leidenden Menschheit, war wieder eingegangen zu dem gnädigen und gerechten Gott, der ihn gesandt hatte und in dessen Dienst er gelebt und gestorben.

Deutsche Jugend.

Von

Moritz Carriere.

Ich saß im Spätsommer bei einem Glase Wein mit zwei Freunden zusammen, die mir vor vierzig Jahren im aufstrebenden Lebensgang treue Genossen waren; der eine ein Buchhändler, der andere ein Professor der Naturwissenschaft. Von Erinnerungen an die eigene Jugend wandte sich das Gespräch bald auf die heutige Studentenschaft. „Wo fiele es heute jungen Männern ein, allwöchentlich einmal am Abend zusammenzukommen und mit verteilten Rollen ein klassisches Drama zu lesen bei einer Tasse Thee und trockenem Weißbrot? Heute gehört Fleisch und Bier dazu, was bei uns die Ausnahme einer Geburtstagsfeier war, und über Beefsteak und einer Flasche Münchener Gebräu wird Sophokles und Shakespeare vergessen." „Das doch wohl nicht," erwiderte der Botaniker dem Buchhändler, „wenn auch das ästhetische Interesse in unserer Gegenwart nicht mehr vorwiegt wie damals im Licht der Abendröte Goethes und Schillers, heut unter dem Stern Bismarck." Der Buchhändler verzog den Mund, ich fuhr fort: „Die Welt ist überhaupt genießender geworden als früher; damals waren unsere Verhältnisse kümmerlicher, Handels- und Gewerbsverkehr noch nicht durch den Dampf beflügelt und erweckt; das Volk ist wohlhabender geworden, und während hier und da große Reichtümer aufgehäuft werden, scheint es mir, daß der arbeitende Mittelstand mehr das Erworbene verzehrt als spart. Die Enkel geben lustig aus, was die Großväter erübrigt haben. Das gehört zu den Dingen, die mich über die deutsche Zukunft bedenklich machen, wenn ich auch nicht so weit gehe wie ein Berliner Kollege, der gegen die Altersversorgung eifert, welche der Staat den Invaliden der Arbeit gewähren soll, ein Volk, das nicht mehr spare, das verarme, und ein Mensch, der nicht selber für sein Alter sorge, sondern sich auf den Staat verlasse, der erschlaffe. Er übersah, daß das Sparen dem mittellosen Arbeiter, der eine Familie hat, doch kaum möglich ist, und daß wir ihm das bessere äußere Leben gern gönnen."

„Wenn ich unsere Korpsburschen ansehe," sagte der Buchhändler, „die sich doch als die Studenten par excellence betrachten, wie patent gehen sie einher, oft mehr als einmal frisiert, nach der Mode gekleidet bis auf zierliche, farbige Mützchen, wie wissen sie beim Frühschoppen und auch beim abendlichen Sekt das Leben zu genießen, und welchen Mut beweisen sie, wenn sie einander die Gesichter zerhacken!" —

„Auch ich sehe hier Mißbräuche," sagte der Botaniker. „Zu unserer Zeit galt es für einen Triumph der Fechtkunst, unverletzt aus dem ritterlichen Tournier hervorzugehen, als das ich die Paukereien ansehe; sie sind eine Probe des Mutes und der Kraft, sie verhüten den rohen Ausbruch der Wortwechsel oder Schlägereien. Und wenn ich den erzieherischen Einfluß betrachte, den das Korpsleben auf die eben von der Schule Freigelassenen übt, so bedauere ich, daß es so teuer geworden, daß es nur den Reichen oder Schuldenmachern möglich ist. Auf sich selbst aber zu halten, die innere Ehre wie den äußeren Anstand zu wahren, kräftig aufzutreten, sich als Glied einer Genossenschaft fühlen und bewegen zu lernen, das möchte ich nicht gering anschlagen, und das kann erzielt werden mit weniger Luxus und mehr Fleiß im Kollegienbesuch, im Studium der Wissenschaften. Der Tag, vor allem der Morgen, sei der Arbeit, der Abend den geselligen Freuden gewidmet! Die Jugendfreundschaft dauert dann auch in den Mannesjahren." — „O ja," sagte der Buchhändler, „es giebt einen Beamtenring, der für sich und die nachwachsenden Korpsbrüder sorgt." — „Nun," erwiderte der Botaniker, „wie viele tüchtige Beamte sind aus den Korps hervorgegangen im Wirken für's Gemeinwohl! Die Burschenschaften haben mehr Lehrer gebildet. Die Professoren der Paulskirche waren meist Burschenschafter, Bismarck war Korpsbursche."

Ich nahm das Wort: „Hier haben wir einen Hauptunterschied unsrer und der heutigen Jugend. Damals hatten wir eine humane Bildung, eine Blüte der Kunst und Wissenschaft, ein Reich der Ideale, aber kein Vaterland, keine würdige Stellung des Volkes im Rat der Völker; wir sahen ältere und jüngere Männer für das, was heute errungen ist, was heute von denen gepriesen wird, die es bekämpft haben, dafür sahen wir viele der Besten in den Kerker, in die Verbannung wandern, zurückgesetzt werden! Wir wollten ein Vaterland, eine bundesstaatliche Einigung, wollten freies Wort, freie Assoziation, Öffentlichkeit des Rechtes; wir standen in unserer Gesinnung, in unseren Zielen den staatlichen Verhältnissen oppositionell gegenüber und priesen die, welche das thatkräftig bewährten. Und es ist denkwürdiges geschehen: der nationale Gedanke, die liberalen Ideen haben glorreich ihre Macht dadurch bewiesen, daß doch die herrschenden Gewalten in ihren Dienst traten, daß konservative Männer des Staates und der Waffen das verwirklichen halfen, was die Sehnsucht unserer Jugendträume war; sie haben zum Teil das anfangs nicht gewollt, sie haben an ein starkes Preußen gedacht, und ein großes Deutschland ist geworden, aber so ist das Reich keine Parteisache, sondern das Werk der ganzen Nation, und wir wollen uns glücklich preisen und Gott danken, daß es nicht durch die Wechselfälle und den Wirrwarr einer Revolution von unten, sondern durch die organisierte Macht selbst und auf dem Schlachtfelde im Ausland, nicht im Bürgerkrieg auf heimischem Boden erbaut worden. Das Geschlecht aber, das im neuen Reich unter der Herrschaft von Fürsten und Führern heranwächst, welche der Nation die neue große Lebensform geschaffen haben, sollte das revolutionär gesinnt sein oder andere Zustände herbeiwünschen? Ich selber bin konservativ geworden, seit im wesentlichen auf politischem Gebiet erreicht ist, was ich erstrebt. Bismarck ist ebensogut zu uns gekommen, wie wir zu ihm."

„Ich bin nicht zu ihm gegangen, ich bin kein Erfolganbeter“, sagte der Buchhändler. „Wieviel ist noch zu wünschen und zu thun!“ — „Meinetwegen!“ versetzte der Botaniker, „mir scheint, es sei eigentlich mehr Freiheit da, als gut ist. Da z. B. das allgemeine Stimmrecht. Es ist eine Antizipation, die Vorwegnahme eines Zustandes, der in weiter Ferne liegt, wo jeder Bürger Einsicht und Mut, Bildung und Interesse am öffentlichen Leben hat; heute dient es den Pfaffen rechts, den Demagogen links, um die Massen für selbstsüchtige Zwecke zu gängeln, zu benutzen. Möge man nicht zu viel gesetzgebern, möge man das Volk sich in die neueren großen Formen einleben lassen. Mir sagt es zu, daß die Jugend sich des Reiches erfreut, sich daran genügen läßt, daß sie ein Vaterland hat, in welchem jeder als Mann ein mitwirkendes Glied sein soll; mir gefällt es, daß unsere Studenten von den Weltverbesserungsplänen abgekommen sind.“ — „Ich aber sehe,“ sagte der Buchhändler, „mit Sorge in die Zukunft. Militarismus und Dogmatismus, soldatische Strammheit, Gehorsam auch im bürgerlichen und kirchlichen Leben; ist das im grünen Holz vorhanden, was soll im dürren werden?“

„Lieber Freund,“ sagte ich, „sieh doch um dich, wie Europa in Waffen starrt, wie Frankreich und Rußland uns bedrohen! Nicht alle Franzosen oder Russen, aber mächtige Parteien, die jeden Augenblick ans Ruder kommen können, die den Kampf vom Innern nach außen werfen möchten! Da müssen wir gerüstet sein, und das Jahr kriegerischer Erziehung ist den Söhnen gebildeter Stände ebenso heilsam wie den ungebildeten. Daß noch nicht aller junkerhafte Dünkel verschwunden ist, wer will das leugnen? Es giebt noch reaktionäre Gelüste und es giebt gerade in der jüngeren Generation ein Strebertum, das schlimmer ist als die Weltverbesserei der früheren Tage; denn es hat keine Ideale, es will nur emporkommen und braucht eigentlich das Opfer der Überzeugung nicht zu bringen, weil es keine hat, weil es dem von oben wehenden Winde folgt, um mit ihm in den Hafen einer guten Stelle einzulaufen und sich von da aus weiter zu pussieren ohne andere Rücksicht als den Willen der Machthaber. Gottlob, wir haben Herrscher in großen und kleinen Staaten voll Einsicht und gutem Willen, denen der freie Mann gern sich anschließt; aber es giebt auch ein ruere in servitium, von dem Tacitus Zeuge war, und dadurch kann das wieder verdorben werden, was gut geworden ist. Das Streben nach Wahrheit, den Mut der Wahrheit wollen wir unsererseits behaupten und in der Jugend nähren.“

„Wenn die Jugend nicht auf der Bierbank sitzt, so sucht sie rasch zu lernen, was fürs Examen nötig ist, positive Satzungen; wer fragt heute danach, ob die auch wahr sind?“ so fiel der Buchhändler ein; „ich sehe ja in meinem Geschäft, was die Jugend kauft; was sie liest, das sagen die Leihbibliotheken, Zola, Ibsen, Ecksteins Späße oder Paul Lindaus Witze, was ich noch nicht verargen mag, aber die pessimistische Schwarzmalerei, der mitunter unflätige Realismus verdirbt den Geschmack für das einfach Schöne, das Ideale.“ „Aber Schillers Dramen bewahren doch ihre Zugkraft,“ versetzte ich, „der Goetheverein wächst von Tag zu Tag, Fritz Reuter, Freytag, Heyse haben viele Freunde. Schiller und Fichte haben nicht minder über den Stumpfsinn des großen Publikums geklagt, wie du

heute thust. Halten wir die Fahne des Idealismus aufrecht, das ist unsere Pflicht und unsere Lust; es folgen ihr auch heute so viel Jünglinge wie früher, und der Drang nach allgemeiner Bildung ist doch auch in weiteren Kreisen rege, das beweisen die kaufmännischen Vereine, die in allen größeren Städten sich Vorträge von hervorragenden Lehrern halten lassen; das ist kein wissenschaftliches Studium, aber eine Fülle von Anregungen wird verbreitet, Anlaß zum Denken und Forschen und gute gesellige Unterhaltung wird geboten. Dabei haben die meisten Zeitungen sich die Aufgabe gestellt, über allgemeine interessante Bücher aus verschiedenen Fächern Bericht zu erstatten. Es wäre ein Nachteil, wenn das Bücherstudium selbst darunter litte, aber unser Freund würde uns heut nicht so viel Rüdesheimer vorgesetzt haben, hätte er als Verleger gediegener Werke ein schlechtes Geschäft gemacht."

„Man tadelt", fuhr der Botaniker fort, „daß mehr das Fachstudium betrieben werde, aber wo ein guter Lehrer aus dem Bereich seiner Forschung das für die allgemeine Geistesbildung Bedeutende hervorhebt oder die Lebensfragen der Menschheit mit philosophischem Geiste bespricht, den Gang der Kulturentwickelung geschichtlich klarstellt, da finden sich die Hörer ein. Ich sehe es selber, wenn ich über Darwin vortrage, aufzeige, wie jede Entwickelung ihre Bildungsgesetze und ihr Ziel hat, und so auch der große Emporgang vom Niederen zum Höheren, im Ganzen die lebendige Welt diesen geordneten Zusammenhang hat, der auf ein ordnendes Prinzip eine zielsetzende, einsichtsvolle Urkraft hinweist. Es ist einmal der Gang der Dinge so, nachdem ihr Philosophen eine Zeitlang geherrscht, daß jetzt die empirische Forschung an der Reihe, und da ist es freilich nötig, daß der einzelne arbeitend sich in das Besondere vertieft; er braucht den Blick aufs Ganze dabei nicht zu verlieren, aber das geschieht oft, und ihr stimmt mir wohl bei, es ist vom Übel, wenn man heutzutage gewöhnlich nur den Kleinkram, das Detail für rechte Wissenschaft hält, wie wenn der Historiker meint, sich einen Fürsten, eine Stadt, oder einen Krieg wählen zu müssen, und dem sein ganzes Leben widmet und auf andere, die von Weltgeschichte reden, wie auf Dilettanten herabsieht. Ist's anders in der Litteratur- und Kunstgeschichte, in der Chemie, Botanik, Zoologie? Wieviel Kleinliches, wieviel unnützes Zeug, das glücklich durch das Sieb der Zeit gefallen oder als Spreu verflogen schien, wird wieder hervorgesucht und in erbärmlichem Notizenkram für wichtig ausgegeben." — „Aber an diesem Alexandrinertum ist doch die Jugend nicht schuld," versetzte der Buchhändler, „da müssen Männer Hilfe bringen, die werden den Mut und den Geist haben, die vielen kleinen Errungenschaften zum Ganzen zusammenzufassen und die Idee aus den Thatsachen zu entwickeln. Mir scheint eine andere große Gefahr unserem Volke zu drohen. Der Jesuitismus hat sich die Aufgabe gestellt, zunächst den Katholiken nicht bloß die Reformation und Reformatoren recht schwarz zu malen, überhaupt die Träger unserer nationalen Bildung, die Lessing, Herder, Goethe, Schiller herabzuziehen, die menschliche Schwäche herauszukehren, wie wenn sie das Ausschlaggebende wäre, die Mängel der Werke zu betonen und die Vorzüge zu verschweigen oder zu verkleinern. So sollen wohl

dem ganzen Volk seine Geisteshelden verleidet werden, was ja mit dem gemein naturalistischen oder materialistischen Zug der Zeit zusammentrifft, oder es soll eine Kluft befestigt werden zwischen Protestanten und Katholiken, daß sie am Ende aufhören einander zu verstehen und wieder einander die Köpfe einschlagen. Unsere Volksseele muß gesund sein, wenn sie das aushält, wie Pfaffen des Atheismus und des Syllabus, Semiten und Antisemiten, Reaktionäre und Sozialdemokraten an ihr herumzerren. Ich wiederhole es, ich sehe trüb in die Zukunft, unsere Jugend geht allzusehr in der Jagd nach Genuß, nach äußeren Erfolge auf die Parteiungen ein, der feste, freie Mannesmut, der dem Militarismus, ich meine der strammen Herrschaft von oben über den Willen und dem Jesuitismus, der Bindung des Denkers unter die römischen Satzungen der Kirche, der Freisinn, meine ich, der sich solchem doppeltem Despotismus widersetzt, der lebt nur in wenigen, und gerade die Freude an dem Errungenen, an der Einheit und Macht des Vaterlandes ist ein Anlaß, sich nun daran genügen zu lassen, und alle die Güter, die das Leben lebenswert machen, deren Schutz und Halt der Staat sein soll, gering zu achten gegenüber einer vermeintlichen Größe, die ohne sie doch ganz hohl ist. Statt der Religion im Herzen und in der Gesinnung ein buchstabengläubiges protestantisches Kirchentum, statt des selbständigen Gewissens ein unfehlbares Papsttum, statt der Selbstverwaltung ein Beamtentum hochmütiger Streber und gefügiger Werkzeuge, statt der Selbstbestimmung des Volkes der Servilismus. Könnt ihr dagegen eure Studenten aufbieten? Hört doch einmal, was Eduard von Hartmann, ein unabhängiger Denker, ein konservativer Realpolitiker neuerdings drucken läßt: „Unsere gebildete Jugend ist heute weit ungläubiger, als in irgend einem der vorhergehenden Geschlechter die Jugend es war; aber sie spricht nicht mehr von ihrem Unglauben, weil ihr das Pathos der Wahrheit selbst in seiner negativen Gestalt abhanden gekommen ist. Sie ist skeptisch und indifferentistisch, fachstreberisch und genußsüchtig und deshalb gleichgültig gegen die Unwahrhaftigkeit, die in dem äußeren Anschluß an eine ihr innerlich förmlich entfremdete Kirche liegt. Das Pathos der Negation hat sich aus den Kreisen der Bildung in diejenigen der Halbbildung und Unbildung geflüchtet und treibt hier seine Propaganda um so erfolgreicher und mit um so besserem Gewissen, als ihm dabei das berechtigte Gefühl der Überlegenheit über die skeptische Gesinnungslosigkeit und Ideallosigkeit der Gebildeten zur Seite steht."

„Böse Worte hast du uns vorgelesen" erwiderte ich, „und wir drei sind ja sogleich selbst der lebendige Protest gegen ihre allgemeingiltige Richtigkeit. — Und wir sind ja nicht die einzigen, die im Alter die Treue der Jugendideale bewahrt haben; wir hegen das negative Pathos gegen das Falsche, das positive für die Wahrheit und sehen auch im nachwachsenden Geschlecht den gleichen Sinn. Ich könnte Hartmann gegenüber darauf hinweisen, daß unter unsern Studenten wie unter Handwerksgesellen religiöse Vereine bestehen, unter Protestanten und Katholiken, und wie arg der Liberalismus sich getäuscht hat, der die Mahnung in den Wind schlug, das Christentum nicht für überlebt, das kirchliche Interesse

nicht für tot zu achten. Katholischer Ultramontanismus und lutherische Bekenntnishaftigkeit sind erstarkt, die Volksseele mag den Indifferentismus nicht und wählt statt des Materialismus wieder die alten Formen des Glaubens. Die genügen der aufstrebenden denkenden Jugend nicht mehr, wenn sie den Widerspruch dogmatischer Überlieferung mit all' den fruchtbaren Ergebnissen der Naturwissenschaft, mit dem das Vernunft- und Erfahrungsgemäße fordernden Denken sieht. Laß einmal die Geistlichen, die Religonslehrer den Mut haben, die einfachen sittlich-religiösen Wahrheiten des Evangeliums, jene eigenen Worte Jesu, mit der Wissenschaft der Gegenwart ebenso in Verbindung zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der hellenischen Weltanschauung gethan, und sie werden die Gebildeten unter den Alten und Jungen wieder in die Kirche hineinpredigen, zumal wenn die werkthätige Liebe in der Sorge für die leiblich und geistig Bedrängten, für die Verwahrlosten, Hilfsbedürftigen hinzukommt. Solche Bestrebungen sind kräftig bei den Alt- und bei den Neugläubigen. Ich erinnere euch daran: es war kein Zufall, sondern die zur That begeisternde Wahrheit selbst, daß die Männer, welche Deutschland von der Fremdherrschaft befreiten, die Stein, Fichte, Scharnhorst, Blücher, Arndt und ihre Genossen, im Glauben an die sittliche Weltordnung handelten, sowie das Vertrauen auf die sittliche Weltordnung die Königin Luise aufrecht erhalten hat im Zusammenbruch alles äußeren Glanzes, ja des Staates selbst. Es war kein Zufall, sondern die kraftverleihende Wahrheit, daß der König Wilhelm, Moltke, Bismarck, der Kronprinz gottesfürchtige Männer waren, als sie auszogen, Deutschland zu verteidigen, als sie das neue Reich gründeten. Ich erinnere an den Widerhall, welchen das Wort des Kanzlers fand: „Der Deutsche fürchtet Gott, sonst niemand."

„Bravo", rief der Botaniker, der Buchhändler brach ein nachdenkliches Schweigen mit der Hindeutung auf einen der großen Männer, die zu Deutschlands geistigen Befreiern zu zählen seien. „Schleiermacher," fuhr er fort, „hat uns belehrt, daß nichts Glaubenssatzung sein soll, dessen beseligende Macht nicht jeder Mensch in eigener Seele erfahren kann. Dem steht immer noch ein Dogmagebäude gegenüber, das aus Kompromissen von Gelehrten, aus Intrigen von Hofdamen und fürstlichen Meinungen hervorgegangen ist. Davon hat sich die Bildung der Zeit abgewandt, und Schleichermacher hat schon von der Belagerung, der Aushungerung gesprochen, die eintreten werde, wenn die Theologie sich gegen die fortscheitende Wissenschaft absperre. Er fragte: ob Glauben und Wissen auseinander gehen, Bildung und Christentum sich scheiden sollten, und sie sind seitdem weiter auseinandergegangen, und die Jugend, um die folgt teils, wie ich meine, streberisch, um im Staat von heute voranzukommen, den Kirchenmännern, ergiebt sich der Gleichgiltigkeit, wo sie ja nicht anstößt, wenn sie nicht dem Materialismus des Kopfes und Herzens verfällt." — „Nicht alle, nicht alle," warf ich ein. Ich holte Schleiermachers Monologe vom Bücherbrett herab, schlug auf und las: „Wo ich stehe, soll man die heiligen Flammen brennen sehen, welche die Welt erneuern, den abergläubischen Knechten der Gegenwart eine schauerliche Mahnung, den Verständigen das Zeugnis

von dem Geiste, der da waltet. Es nahe sich in Liebe und Hoffnung jeder, der der Zukunft angehört, und durch jegliche That und Rede eines jeden schließe sich enger und erweitere sich das schöne freie Bündnis der Verschworenen für die bessere Zeit." An dies Wort, das uns begeisterte, als wir jung waren, wollen wir uns halten, da wir alt sind. Wir wollen es der Jugend überliefern, im Glauben und Vertrauen auf die guten positiven Lebenskeime, die werden wir pflegen. Möge die Jugend sich des Lebens erfreuen, aber zugleich mit ernstem Sinn für seinen Ernst sich ausbilden! Möge sie in körperlicher Tüchtigkeit, in der Lust an den Waffen die physische Basis auch für den Mut der Überzeugung haben, die Selbständigkeit des eigenen Wesens behaupten, auf Ehre halten, auf die innere wie auf die äußere! Männerstolz vor Königsthronen, Wahrheit gegen Freund und Feind! In dieser Gesinnung bleibe Schiller ihr Stern! Sie hat, wonach wir in früheren Tagen ringen mußten, ein großes Vaterland, freies Wort, öffentliches Leben; möge sie erkennen, daß nun auch die geistige Einigung gewonnen werden muß, daß es den Kampf gegen den Jesuitismus wie gegen den Materialismus gilt, damit die Schlagbäume und Grenzpfähle, die auf den Straßen für den Warenverkehr verschwunden sind, nicht in den Köpfen wieder aufgerichtet werden, damit der Gedankenaustausch innerhalb einer gemeinsamen Weltanschauung zu einer vielstimmigen Harmonie der Geister führe. Die freie Wissenschaft liefere die feste Grundlage für den Glauben an die Ideale des Guten und Schönen, für die Forderungen der Vernunft und des Gewissens in einer Religiosität, die Sache des Herzens ist, dem Willen Gottes sich ergiebt und den Willen Gottes thut! Mögen Denker und Arbeiter einander nahe sein, an einander Anteil nehmen, jeder Arbeit ihre Ehre werden, jede Kraft sich für den besonderen Lebensberuf schulen, darin wirken, aber zugleich im Erkennen wie im Handeln das Ganze im Auge haben! Das Nationalgefühl werde gepflegt, aber innerhalb der Humanität, sodaß in jedem Volk ein voller, reiner Ton auf der Harfe der Menschheit klingt; nicht Haß, nicht Überhebung, sondern Selbstbeherrschung und Liebe!"

Die Freunde erhoben ihre Gläser mit mir anzustoßen; „daß unsere nachwachsende Jugend Zeuge davon wäre, wie wir ihr mahnend ein Lebehoch bringen," sagte der Botaniker. — „Sie kann es hören samt meinen Bedenken", sagte der Buchhändler, „wenn einer unser Gespräch aus der Erinnerung aufschreibt und es drucken läßt". Indem wir uns die Hand zum Abschied in Hoffnung des Wiedersehens reichten, erklärte ich mich bereit dazu.

Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé in Katalonien.

Von

Heinrich Herzog von Aumale. [1])

Cäsar in Katalonien.

„In Summa: Das ist Cäsar, eins der größten Wunderwerke der Natur; hätte sie mit ihren Gaben sparsamer umgehen wollen, es wäre ihr ein Leichtes gewesen, aus demselben Stoffe zwei wahre Prachtstücke herzustellen: den beredtesten klarsten und wahrheitsgetreusten aller Geschichtsschreiber und den größten Feldherrn, den sie je hervorgebracht. Betrachte ich die unvergleichliche Größe dieses Geistes, so kann ich es der Göttin des Sieges nicht verargen, daß sie ihm unwandelbar treu blieb, so verwerflich und ungerecht seine Sache auch war." Mit diesen wenigen Worten, flüchtig auf den Rand eines Buches seiner Bibliothek geworfen, zeichnet Montaigne treffend den Mann und seine Sache. Diese Zeilen könnten den Kommentaren der Bürgerkriege, besonders dem ersten Buch, das vom Rubikon und von Katalonien handelt, als Motto dienen.

Gleich im Anfang stellt Cäsar fest, daß der Senat zuerst mit den Traditionen der Republik gebrochen hat, „contra omnia vetustatis exempla." Dieser Rolle getreu, schont er den Bürgerstolz und vermeidet es, wie Amyot sagt „sich die Bürgerschaft von Rom auf den Hals zu hetzen." Mag doch Pompejus die Fasces und allen Pomp der Regierungsgewalt mit sich über das adriatische Meer nehmen! Cäsar beeilt sich eben so wenig, ihm zu folgen, als er sich beeilt hat, in die heiligen Mauern einzuziehen: vor allem will er die Anhänger des Pompejus aus den Provinzen vertreiben, welche die Quiriten mit Nahrungsmitteln versorgen. Seinen Unterfeldherren überläßt er es, Afrika, Sizilien und Sardinien zu unterwerfen; er selbst behält sich Spanien vor. Denn dort sind noch jene alten, von Pompejus vernachlässigten Legionen, und die Krieger, die einst den Sertorius besiegten, stehen nun den Legionen gegenüber, die soeben den Vercingetorix vernichteten. Nicht Anführer fremder Stämme, barbarische Fürsten oder aufrührerische Vasallen sind hier Cäsars Gegner, sondern zwei Feldherren, aus derselben Schule hervorgegangen wie er, wohl erprobt in Mannszucht und Kriegskunst. Adler gegen Adler! Mitbürger gegen Mitbürger! Movebatur etiam misericordia civium quos interficiendos videbat."

Als die Kohorten einander gegenüberstanden, beide Heere in gleicher Schlachtordnung und mit den gleichen, allen Herzen teuern Feldzeichen, senkten sich unwillkürlich die Waffen: das Verbrechen erschien jedem in seiner wahren Gestalt, und Scham besiegte die Kampfeslust. So wurde der erste Tag dem Vaterlande geweiht und der Achtung jener Gesetze, die man zu verletzen gewillt war.[2])

---

[1]) Aus der Geschichte des Prinzen von Condé hat der Verfasser uns vor Erscheinen des betreffenden Bandes den obigen Abschnitt zur Veröffentlichung übersandt.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

[2]) Lukanus, Pharsalia IX, 24—28. Ungeachtet seines oft schwülstigen Stils und mancher poetischen Freiheit, die er sich gestattet, muß man doch Lukanus mit Cäsar zugleich lesen. Der

Und es gelingt Cäsar in der That, den Feldzug zu beenden und zu siegen, ohne daß römische Schwerter Römerblut vergossen hätten. Er vermeidet den Kampf, den die Gegner suchen und die eigenen Soldaten begehren. Seiner ausgezeichneten, aus Galliern und Germanen zusammengesetzter Reiterei überläßt er es, den Feind fortwährend zu beunruhigen. Die Feldherren des Pompejus finden alle Ausgänge besetzt und ihre Pläne im voraus vereitelt. Sie irren aufs Geradewohl in einem Kreise umher, den sie nicht zu durchbrechen vermögen, und sehen sich endlich genötigt, die Waffen zu strecken, da es ihnen an Wasser und Lebensmitteln fehlt.

Vor anderen großen Männern zeichnet sich Cäsar dadurch aus, daß er als Feldherr und Staatsmann gleich bedeutend ist. Nie aber hat sich diese doppelte Begabung glänzender bewährt als im katalonischen Feldzug. Und welche Fülle von Bildern entrollt uns diese unvergleichliche Darstellung! Der Marsch der von schwärmender Reiterei umgebenen Legionen, die ausgedehnten, unfruchtbaren Ebenen, die Engpässe, der Durst, dazu plötzlich ausbrechende Gewitterstürme und endlich der Hunger im Lager.[1])

In dieser Weise schildert und entwickelt Condé den Führern seiner Truppen, was er aus der Pharsalia und Cäsars Commentaren geschöpft hat. Die Örtlichkeiten sind dieselben geblieben, sogar die Namen haben sich fast unverändert erhalten. Der Donjon und die Kathedrale „La Seu“, deren feste Mauern der Kugeln und Minen zu spotten scheinen, krönen den Felsen, auf dem einst Ilerdis stand, und auf dessen steilen Abhängen sich jetzt die Gäßchen von Lerida hinziehen. Wie einst im Jahre Roms 704, so wird sich auch im Jahre 1647 christlicher Zeitrechnung das Schicksal des Feldzugs am Fuße dieses Felsens entscheiden. Hier fließt die Segre, deren Launen man wie damals benutzen oder bekämpfen muß; hinter jenen Bergen wälzt der Ebro seine Fluten; dort ist die Straße, die nach Tarragona führt. Das Vordringen in Aragonien ist noch eben so beschwerlich; es sind dieselben schmalen Durchgänge und Engpässe, die bewacht werden müssen, aber heute gilt es nicht, ein fliehendes Heer am Entweichen zu verhindern, sondern sie gegen einen drohenden äußeren Feind zu verteidigen. Dabei darf man die Schwierigkeit der Ernährung und das Eintreten von Überschwemmungen nicht außer acht lassen; denn Katalonien ist auch heute noch das

---

eine ergänzt den anderen, besonders wenn der Dichter von den Vorgängen in Spanien, seinem Vaterlande, redet. Er ist gut unterrichtet; die besiegte Partei spricht durch ihn. Wohl hat sein Leben manchen Flecken aufzuweisen; er wagt seinen Gedanken nur mit äußerster Vorsicht Worte zu leihen, Cäsar dabei stets den Zoll der Bewunderung darbringend; aber dennoch durchweht ein Hauch echt republikanischen Geistes seine Dichtung.

[1]) Der Regen fließt in Strömen, und das harte Erdreich vermag die Wassermassen nicht aufzusaugen; sie ergießen sich in Gräben, reißen aber, durch Wälle und Brustwehren aufgehalten, in wildem Strudel die Zelte mit sich fort und verwandeln das Lager in einen See. Die Herden sind wie weggefegt; es giebt nichts mehr zu fouragieren und zu plündern! Mit den Wiesen sind auch Wege und Stege verschwunden; selbst der Feind ist nicht mehr zu finden. Der Hunger ist an seine Stelle getreten und der Soldat kann mit seinem aufgesparten Solde kein Stück Brot erkaufen. (Pharsalia, IV. 87—95).

Land der schnell hereinbrechenden verheerenden Stürme und Unwetter. Alles ist hier grellem Wechsel unterworfen: das Volk neigt eben so zu unerwarteten Erhebungen wie das Klima zu plötzlicher Veränderung.

Katalonien huldigt dem allerchristlichsten König im Jahr 1640. La Motte Houdancourt und Graf d'Harcourt werden vor Lerida geschlagen (1644 und 1646.)

Wie die Länder des Herzogs von Savoyen mit ihren Hauptstädten Turin und Chambéry einen zu beiden Seiten der Alpen liegenden Staat bildeten, so war das Prinzipat von Katalonien mit den Grafschaften Roussillon und Cerdagne seit Jahrhunderten zu einem Staatswesen verbunden, das zu beiden Seiten der Pyrenäen lag und, ohne einen eigenen Herrscher zu haben, sich einer altehrwürdigen Unabhängigkeit erfreute. Aber die politische Regsamkeit war nicht die gleiche an den beiden Abhängen der Bergkette: Die Grafschaft Roussillon verhielt sich passiv und versuchte nicht, das kastilianische Joch abzuschütteln, als Philipp von Österreich die Provinzen der „Krone von Aragonien" ihrer alten Privilegien beraubte. Die Katalonier dagegen erhoben sich wie ein Mann, um ihre Gesetze zu verteidigen, und erklärten, dem allerchristlichsten König unterthan sein zu wollen. Im Namen seines Herrn nahm Richelieu das Geschenk an. Hier in Katalonien, am Ufer des mittelländischen Meeres, bot sich ihm, was er vergebens an der Biscayischen Küste gesucht hatte, eine Gelegenheit, die katholische Majestät auf spanischem Boden empfindlich zu treffen. Welchen Schlag führte er dadurch gegen das Haus Habsburg! Welch' Unterpfand hatte er für den Frieden!

So lange Richelieu lebte, hielt er den drei „Armen" [1]) Wort. Kein Mißerfolg konnte ihn darin wankend machen. Als Tarragona durch Espenan verloren ging und es Sourdis nicht gelang, die Stadt wieder zu nehmen, als das bewegliche Volk der Katolinier schon in Gedanken anfing, sich auf die Seite der stärkeren Partei zu stellen, wußte der Kardinal den Mut von neuem zu beleben.

Er ordnet die Regierung der Provinz, schickt Schiffe und Soldaten und entfernt die unglücklichen und mittelmäßigen Anführer. Dem glänzenden Armand von Brézé vertraut er die Flotte, La Motte-Houdancourt erhält das Heer, und die Eroberung von Roussillon scheint den Erfolg unserer Waffen auch in Katalonien zu sichern. Doch bald erlahmt die treibende Kraft — Ludwig XIII. und sein Minister sind nicht mehr!

Dank der durch den Kardinal zusammengebrachten Mittel gelingt es La Motte noch achtzehn Monate lang, erfolgreich vorzugehen. Als aber seine Hilfsquellen erschöpft sind und ihm keinerlei Unterstützung zu teil wird, kann er den König von Spanien nicht hindern, Lerida wieder in Besitz zu nehmen.[2])

[1]) Dies war der Name der drei Stände von Katalonien, Ludwig XIII. billigte und unterzeichnete am 19. September 1641 die Beschlüsse jener Körperschaft und bestimmte, daß seine Nachfolger auf dieselben den Eid leisten sollten.

[2]) Le Plessis-Besançon war der erste Agent, den Frankreich in Barcelona beglaubigte. Espenan ging mit einer starken Heeresabteilung über den Perthus, um den Insurgenten beizustehen. Er ließ sich in Tarragona einschließen und gefangen nehmen. Als sich im folgen-

Mazarin läßt den braven Mann das entgelten und hält ihn vier Jahre in Pierre-Encise gefangen. Graf d'Harcourt[1]) erscheint mit Verstärkungen in Katalonien und geht, seiner Gewohnheit gemäß, sofort gegen den Feind vor, gewinnt die Schlacht von Llorens, entsetzt Flix und nimmt Balaguer wieder ein, im Jahre 1645. Das Vertrauen wird für kurze Zeit von neuem belebt. Unfähig die Lage zu erwägen und selbständig zu beobachten, in hohem Grade sorglos, zeichnet sich Harcourt selbst am besten durch folgenden Ausspruch: „Nach vierzehn Tagen war ich mit den Angelegenheiten Kataloniens vollständig vertraut. Man braucht nicht viel Griechisch und Latein zu können, noch Geschichten aus der Zeit Karls des Großen zu wissen, um diese Provinz zu regieren.[2])

In Barcelona eingezogen, umgiebt sich der Vizekönig mit Schmeichlern und niedrigen Vertrauten, die er um jeden Preis bereichern will. Die ränkesüchtigen Leute, von denen Barcelona wimmelt, erkennen schnell seine geistige Unbedeutendheit, und bald herrscht die größte Verwirrung in der ganzen Provinz. Von Mazarin eben so schlecht unterstützt wie sein Vorgänger, setzt Harcourt doch den zur Unzeit begonnenen Kampf hartnäckig fort, und sein in Verfall geratenes Heer wird am 7. November 1646 vor Lerida geschlagen.

Am Hofe erhebt sich nur eine einzige Stimme zu seiner Verteidigung, die Stimme eines Mannes, der sonst gewiß kein Freund der Lothringschen Prinzen war,[3]) Condé sagt zur Königin: „Es ist eben so leicht, die Handlungen anderer zu tadeln, als es schwer ist, die Sache besser zu machen. Hier auf dem Parkett des Hofes führen viele, die den Krieg nur vom Hörensagen kennen, das große Wort über die Ereignisse in Katalonien. Man muß auch den Grafen d'Harcourt zu Wort kommen lassen.

---

den Jahre der Erzbischof von Bordeaux mit seinen Schiffen nicht vor Tarragona halten konnte, blieb La Motte-Houdancourt mit seinem kleinen Heer in großer Gefahr, hatte aber im März 1642 die Kühnheit, mit 600 Reitern eine Abteilung von 2600 Reitern und 1500 Mann Fußvolk anzugreifen. Dieselbe war von Tarragona aus nach Roussillon unterwegs, wurde aber von La Motte binnen drei Tagen teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Das Ende dieses glorreichen Kampfes fand bei Villafranca de Panados statt. Am 7. Oktober 1642 verließ der Marquis de Mortara Tarragona, um sich mit dem aus Aragonien anrückenden Marquis de Leganes zu vereinigen und mit ihm vereint La Motte unter den Mauern von Lerida anzugreifen. Nach hartem Kampf, der unentschieden blieb, zog sich das spanische Heer mit großem Verlust nach Aragonien zurück. Im Februar 1643 errang La Motte einen neuen Sieg und erhielt als Belohnung das Herzogtum Cordona. Am Ende des Jahres rüsteten die Spanier gewaltig; es gelang La Motte nochmals, die Unternehmungen der Feinde zu vereiteln; aber im Mai 1644 bemächtigte sich Don Felipe de Silva Leridas, und Philipp IV. hielt nach wenigen Tagen seinen Einzug in die Stadt.

[1]) Heinrich von Lothringen, geb. 1601, gest. 1666.

[2]) Marca an Le Tellier, 14. März 1646.

[3]) In Mazarin dringend, er solle Lothringen um jeden Preis behalten, da „die Herzen dort schon vollständig Frankreich gehören," fügt Prinz Condé hinzu: „Giebt man dem Herzog von Lothringen das Land zurück, so erweckt man dadurch in Frankreich eine Partei zu neuem Leben, der es augenblicklich an einem Haupt und einem Sammelplatz fehlt, die sich dadurch aber kräftiger als früher erheben würde. (Prinz Condé an Mazarin, Barzelona, 14. April 1647).

Als Prinz Condé diese ruhige und gerechte Sprache führte, ahnte er noch nicht, daß er berufen werden würde, die Mißgriffe des Grafen d'Harcourt wieder gut zu machen, und daß sich in Lerida Brito gegen ihn zum Kampf rüstete, wie sich einst Petrejus und Afranius gegen Cäsar gerüstet hatten.

Große Überraschung in Barcelona bei der unvermuteten Ankunft des Prinzen von Condé im April 1647.

Ende Februar 1647 wurde die Wahl des Prinzen Condé in Barcelona bekannt und erregte allgemeine Freude. General Marchin, der mit der Führung der Truppen beauftragt war, brachte die Nachricht mit, Graf d'Harcourt reiste bald darauf ab, ohne ein Hehl daraus zu machen, wie sehr es ihn kränke, den Abschied erhalten zu haben.[1] Nur seine Günstlinge betrauerten ihn.

Der neue Vizekönig verließ Paris am 24. März. Die Abgeordneten des königlichen Gerichtshofes und der Stadt hatten kaum seine Ernennung registriert, als man erfuhr, daß er nur noch fünf Meilen von Barcelona entfernt sei. Der Prinz hatte den ganzen Weg in großen Tagereisen zu Pferde gemacht und war all seinen Kurieren zuvorgekommen. Seine Ankunft erregte großes Aufsehen.[2]

Alle, die durch Rang oder Stellung berufen waren, ihn zu empfangen, erwarteten ihn vor den Thoren der Stadt. Er ließ die Feierlichkeit des öffentlichen Einzugs über sich ergehen, erschien aber dabei im Reiseanzug, nur von drei Edelleuten begleitet. (11. April.)

Beim Anblick dieses bescheidenen Gefolges, dieses hageren Mannes von mittlerer Größe, dessen unregelmäßige Züge von langem Haar eingerahmt waren, das ziemlich nachlässig auf seine Trauerkleidung fiel, riefen einzelne Stimmen: „Es un estudiante.“ Aber sein Adlerblick, seine kriegerische Haltung und soldatische Einfachheit sowie sein überraschendes Eintreffen hatten die Menge begeistert. Das Volk fühlte, es sei ein Führer erschienen, und begrüßte ihn mit begeisterten Zurufen.

Lage von Catalonien im Jahre 1647. Regierung und Parteien. Marca und Margarit.

In Barcelona, dessen von jeher leicht entflammte Bevölkerung eben so eifersüchtig über ihre Freiheit wacht, als sie geneigt ist, überall Verrat zu wittern, in Barcelona zählte die französische Partei, die man heute vielleicht die Partei der Selbstregierung nennen würde, noch die meisten Anhänger. Doch sogar hier war es mit der Begeisterung früherer Tage längst vorbei. Seit Mazarin damals La Motte achtzehn Monate ohne jede Hilfe gelassen hatte, war das Vertrauen geschwunden und konnte nie wieder recht belebt werden. Die politischen

---

[1]) Marca an L. Tellier, 18. März 1647. Nach einer königlichen Verordnung sollten während des Interims die Vollmachten des Vizekönigs von nachstehenden Personen gehandhabt werden: dem General-Statthalter Marchin, dem General-Visitator Marca und dem Gouverneur von Catalonien, Don Joseph Margarit. (Archiv der „drei Arme“ von Katalonien in Barcelona.

[2]) Marca an Le Tellier. 14. April.

und militärischen Mißgriffe des Grafen d'Harcourt machten das Maß voll. Der größte Teil des Adels, die hohe Geistlichkeit und mehrere Städte, wie z. B. Lerida, suchten ihre Anhänglichkeit an den König von Spanien durchaus nicht zu verbergen.

Alle Bischöfe hatten die Provinz verlassen, und obgleich mehrere dieser Prälaten gestorben waren, ernannte doch der Papst keinen Nachfolger für die erledigten Sitze.[1])

An vielen Orten zeigte sich auch unter dem Volke Mißstimmung. Die Leute waren ohne Geistliche und ohne Sakramente und wünschten laut die vergangenen Zeiten zurück. Unter der Last der Abgaben seufzend, fanden die Bauern, unser Schutz richte sie zu Grunde.[2])

Die Seele der spanischen Partei war eine Dame von hoher Geburt, Donna Hyppolita von Aragonien, die, von ihrem Gemahl getrennt, bald in der großen Welt, bald in einem Kloster lebte. Sie fädelte tausend Intrigen zugleich ein, war aber schwer zu fassen. Kalt und vor nichts zurückschreckend, schien sie sich Agrippina zum Muster genommen zu haben und wußte ihre verschiedenen Liebschaften mit der ausgesprochensten Herrschsucht zu vereinigen.[3]) Zwei hohe katalonische Beamte standen völlig unter ihrem Einfluß, wie man sich erzählte; der eine war ihr Schwager, der andere ihr Geliebter.[4])

Sie stachelte fortwährend zu Verschwörungen auf, die ungemein schnell aufeinander folgten und wiederum von Exekutionen gefolgt wurden, mit denen man, nach der Meinung des Herrn von Marca[5]), etwas zu eilig vorging.

---

[1]) Ein Franzose, der Erzbischof von Babylon in partibus, wurde abgesandt, um die verwaisten Diözesen zu verwalten; er kam aber nie aus Barcelona heraus und ließ sich durch einen gewissen Doktor Morell tief in dessen Intrigen verwickeln. Dieser Morell, ein Mensch von niederer Herkunft und fast ohne wissenschaftliche Bildung, hatte seiner schlechten Sitten wegen einen bösen Leumund; man sagte ihm nach, er unterhalte ganz öffentlich Buhlerinnen und versorge seine Bekannten in dieser Richtung. (Marca schreibt unterm 27. Juni 1645 an Le Tellier: „Morell hat gute Dienste geleistet, Spione ausgesandt und ihre Berichte entgegengenommen, man könnte ihn durch eine kleine Pfründe oder eine konfiszierte Besitzung belohnen.") Der General-Visitator Marca konnte die Vorliebe des Grafen d'Harcourt für diesen „kleinen Schurken" nicht begreifen. Graf d'Harcourt hatte ihn sogar zum Bischof von Sulmone machen wollen und sich schließlich selbst in militärischen Angelegenheiten vollständig von ihm beeinflussen lassen. Die öffentliche Stimme machte Morell für die Niederlage bei Lerida verantwortlich und sagte ihm nach, er habe den Gouverneur Margarit durch Räuber aus den Pyrenäen ermorden lassen wollen. Als Graf d'Harcourt in Ungnade gefallen war, wurde Morell „fast mit Schimpf und Schande," wie Le Tellier an Gramont berichtet, nach Paris zurückgerufen. Man war daher erstaunt, ihn bald mit Ehrenketten und ganz besonderen Empfehlungen zurückkehren zu sehen. Mazarin schreibt an Condé, er sei eine höchst brauchbare Persönlichkeit und verdiene sein Wohlwollen, er möge ihn rücksichtsvoll behandeln." 18. Juni 1647.

[2]) Marca an Le Tellier.

[3]) Marca an Le Tellier, Mai 1646.

[4]) Don Joseph von Arden und Don Hieronymo Tamarit.

[5]) Er klagt die Richter der Mitschuld an und beschuldigte sie, die Geständnisse der Angeklagten absichtlich unterdrückt zu haben, indem sie nur fünf Grade der Folter anwandten, wo es doch die Sitte des Landes gestatte, die Tortur achtzehnmal in Anwendung zu bringen.

Marca war aus Pau gebürtig, und sein Vorleben soll nicht ganz unbedenklicher Natur gewesen sein. Nach einander Jesuit und verheiratet, selbst Hugenot, wie man sich erzählte, war er aus dem Parlament von Bearn ausgeschieden, um hohe geistliche Würden zu erlangen. Doch zeigte er weder Eile sich zum Bischof weihen zu lassen, noch seinen Sitz zu Conserans einzunehmen. Er war geistvoll und gelehrt und ein eifriger Briefsteller, der gern ausführlich und öfters sehr launig schrieb. Sehr geschäftskundig und etwas ränkesüchtig, war er verhältnismäßig redlich. Kurz vor seinem Tode wurde er Erzbischof von Paris[1]). Seine Amtsbefugnisse in Barcelona waren eben so ausgedehnt wie unbestimmt und jedenfalls ebenso unklar wie sein Titel. Er war ein vertrauter Freund des Grafen La Motte gewesen, lebte aber in beständigem Streit mit dem Grafen d'Harcourt. Der General-Visitator erhielt seine Instruktionen direkt von den Ministern und repräsentierte im Grunde die bürgerliche Gewalt, war, so zu sagen, beim Vizekönig und bei der katalonischen Regierung beglaubigt. Denn es gab in der That auch eine einheimische katalonische Regierung mit mächtiger Ausrüstung und sehr kompliziertem Räderwerk. Wir haben da mehrere beratende Körperschaften: die Deputation[2]), „die Sechsunddreißig", das Konsistorium, den königlichen Gerichtshof, den Rat der Hundert ꝛc. Welche Fülle hoher Würdenträger mit pomphaften Titeln, als da sind: Regent, Kanzler und andere mehr. Und sie alle führen erbitterte Kämpfe miteinander um einen Teil dieser Scheingewalt. Die heftigste und zugleich wichtigste dieser Fehden war die zwischen Joseph von Arden und Margarit. Josef von Arden, ein mit Recht geschätzter höherer Offizier, hatte den ganzen Adel für sich, wurde vom Grafen d'Harcourt gestützt und strebte danach, Don Margarit aus seiner Stellung als Gouverneur der Provinz zu verdrängen. Margarit war das beim Volke beliebte militärische Haupt des Aufstandes gewesen und hatte den Anschluß Kataloniens an Frankreich bewirkt. Er glaubte für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu kämpfen und opferte der Sache, der er sich geweiht hatte, sein ganzes Vermögen. Mit einem thatkräftigen, unternehmenden Charakter verband er die strengste Rechtlichkeit und wußte sich in allen Lagen zu helfen. Barzelona hatte er fünfzehn Monate lang verteidigt, trotzdem die Pest in der Stadt herrschte und in der ganzen Gegend Hungersnot war; dann war es ihm gelungen, in einer Barke zu entkommen

[1]) Er starb 1662, siebenundsechzig Jahr alt, als er im Begriff stand, den erzbischöflichen Sitz von Toulouse mit dem von Paris zu vertauschen, nachdem sich Kardinal von Retz zurückgezogen hatte. Peter von Marca besaß ein scharfgeschnittenes Profil, dicke, von leichtem Schnurbart beschattete Lippen, lebhafte, schwarze Augen und langes, aus seinem Käppchen hervorquellendes Haar. 1621 Präsident des Parlaments von Bearn, war er 1639 Staatsrat und, wie Guy-Patin sagt, „einer jener unseligen Kommissarien, die Herrn de Thou zum Tode verurteilten." Im Jahre 1642 wurde er Bischof von Conserans und war seit 1644 in Katalonien, wo er bis 1651 blieb. Im folgenden Jahre wurde er Erzbischof von Toulouse.

[2]) „Deputation" wurden die „drei Arme", d. h. die drei Stände der Provinz genannt. Der „Rat der Hundert" war die städtische Vertretung von Barcelona.

(obgleich die feindliche Flotte vor Barcelona lag) und den Kampf in den Hochthälern und Bergschluchten fortzusetzen. Ein Mann für Plutarch[1])!

Die ganze Lage war in hohem Grade unerquicklich. Was aus Münster verlautbarte, zerstörte die letzten Illusionen. Zwar beteuerte Marca, der König von Frankreich werde eher das Elsaß dem Kaiser als Katalonien dem König von Spanien zurückgeben — niemand schenkte ihm Glauben. Mit Ausnahme der am schwersten kompromittierten Katalonier war jedermann bemüht, sich den Rückweg zu den früheren Verhältnissen offen zu halten. Doch selbst diese Leute fühlten, daß der Kampf noch fortgeführt werden müsse, um möglichst günstige Bedingungen zu erlangen. Die Franzosen dagegen, die bald das Land verlassen wollten, dachten nur daran, sich nach Möglichkeit zu bereichern. Selbst der tapfere La Motte steht nicht rein da. Mit dem Titel eines Herzogs von Cordona waren große Einkünfte verbunden, die ihm allerdings bald wieder entzogen wurden. Le Tellier verwandte sie unbedenklich zur Bezahlung von Gehältern und Schulden. Überall wurde nach demselben Grundsatz verfahren. Am Hofe ging man mit katalonischen Domänen und Pfründen höchst verschwenderisch um, ganz wie „in der Kanzlei zu Rom[2])", und da auch die Vizekönige nur zu geneigt waren, ihre Umgebungen mit Gunstbezeugungen zu überhäufen, so kam es oft vor, daß ein und dieselbe konfiszierte Besitzung, ein und dieselbe Pfründe gleichzeitig an zwei oder drei verschiedene Personen vergeben wurde. Und bei diesen verschwenderischen Austeilungen bedachte man die Franzosen stets in erster Reihe. Von den Kataloniern waren es fast ausnahmslos nur gefällige Ehegatten, Kuppler und unwürdige Priester, die einen Anteil an der Beute erhielten. Dies Verfahren gab natürlich Veranlassung zu großem Ärgernis und erzeugte tiefen Groll.

Handlungsweise des neuen Vizekönigs.

Prinz Condé, der sich so plötzlich auf das von den verschiedensten Parteien völlig unterminierte Terrain der Hauptstadt versetzt sah, ließ sich nicht in das

[1]) Don Joseph von Bivre und von Margarit, Marquis von Aguilar, Herr von Castel-Ampourdan. Seine Bilder zeigen ihn, wie er im Leben war, entschlossen und leidenschaftlich. Üppiger Haarwuchs drängt sich aus einem Käppchen hervor und umrahmt ein Antlitz, das ein mächtiger Schnurbart ziert, dessen Spitzen nach oben gedreht sind und fast bis zu den Augen hinaufreichen. „Er ist, schreibt Marca, ein aufrichtiger und höflicher Mann, weiß sich gut auszudrücken und hat ein angenehmes Wesen. Dem Dienst des Königs und seinem Vaterlande ist er von ganzer Seele ergeben, und sein höchstes Bestreben geht danach, recht zu handeln. Sein Wesen besitzt überdies jenen besonderen Zauber, von dem Sokrates sagt, er gewinne die Herzen. Harcourt that alles, um ihn zu verderben, weil er ein Freund von La Motte gewesen war. Er beschuldigte Margarit verschiedener Verbrechen, unter anderen der Falschmünzerei, und hätte ihn gar zu gern in die Verschwörungen verwickelt. Man erzählt sich sogar, er habe Donna Hyppolita auf Knieen und mit aufgehobenen Händen gebeten, gegen ihn auszusagen." (Marca an Le Tellier Mai 1646). Die spanische Regierung schloß Margarit allein von der Amnestie aus. Er starb im Alter von 85 Jahren zu Perpignan. Auch Joseph von Arden blieb seinem Wort getreu und verließ Katalonien im Jahre 1659. Er wurde in französischen Diensten Generalleutnant und erhielt den Titel eines Grafen von Illes in Roussillon; starb 1677.

[2]) Marca an le Tellier. Mai 1644.

Labyrinth der Intrigen und Parteibestrebungen hineinziehen. Er öffnete seinen Palast in der Calle Ancha[1]) allen Personen von einiger Bedeutung, er suchte den Reklamationen und Klagen gerecht zu werden und hob das Ansehen Margarits, den er als das Haupt der Katalonier betrachtete; doch wollte er deshalb nicht auf den Beistand des Marquis von Arden und dessen Partei verzichten und vermittelte daher eine Zusammenkunft der beiden Rivalen, die sich in seiner Gegenwart sahen und sprachen. „Es hat den Anschein, als wolle man die persönlichen Feindschaften begraben; aber leider hat es wohl nur den Anschein, denn ich fürchte, in den Herzen werden sie noch lange fortleben[2])." Den unmäßigen Konfiskationen wird ein Ziel gesetzt, und ein Gefühl neuer Sicherheit durchdringt alle, die sich in ihrem Besitz bedroht sahen; Ordnung und innerer Friede scheinen zurückkehren zu wollen; man hofft, die erbärmlichen Zustände der letzten Zeit werden ein Ende nehmen und mit ihnen die Zwistigkeiten, die seit lange an den Kräften der Provinz zehren, und wenn es Condé auch nicht gelingt, die Begeisterung wieder zu entflammen, erlangt er doch die thätige Mitwirkung der verschiedenen Parteien, erhält Rekruten für sein Heer und die Mittel, die Kriegszufuhr an sich zu ziehen. Denn das bleibt seine erste Sorge. Er ist vor allem Feldherr und sucht die militärischen Vorbereitungen mit derselben weisen Umsicht zu fördern, von der er schon in seinem ersten Feldzug Beweise gegeben hat.

Der Generalstab und die Kadres sind vollzählig; aber es fehlt an Soldaten und an Kriegsmaterial. Ersatz und Verstärkungen sind ungemein schwer heranzuziehen. Die Reiterei hat enge Gebirgswege zu überwinden; Kanonen und Munition müssen durch Rhoneschiffer befördert werden, und die Infanterie soll sich auf Küstenfahrzeugen in Agde[3]) einschiffen. Gramont sieht sich genötigt, eine Zeit lang in Pont-Saint-Esprit[4]) zu bleiben, um den Abgang der Truppen und Schiffe zu beschleunigen. Am 22. August werden 1200 Rekruten und 4000 Soldaten von den dem Hause Condé gehörenden Regimentern im Hafen von Barcelona[5]) ausgeschifft und bringen den Bestand des Heeres auf fast 10 000 Mann Fußvolk. Die Reiterei beläuft sich auf 4000 Mann, von denen der größere Teil soeben den Perthus überschritten hat. Die Gießereien und Pulverfabriken von Katalonien sind in voller Thätigkeit, um das noch fehlende Material zu ergänzen. Im Heere

---

[1]) Calla Ancha, lange Geschäftsstraße, parallel dem Kai Muralla del Mar, der damals noch nicht vorhanden war.

[2]) Prinz Condé an Mazarin, 7. Mai 1647.

[3]) Kleine Küstenstadt am Golf von Lyon.

[4]) Gramont an den Prinzen, 9. April. Er tröstet sich über diese Verzögerung durch Spöttereien über den Prinzen von Oranien, der „Himmel und Erde in Bewegung setzt, um ein Heer zusammenzubringen. Gelingt ihm das, so werde ich ihn für einen größeren Wunderthäter ansehen als Herrn von St. Ouen, dem es gelang, die Gänse aus den Feldern seiner Mutter zu vertreiben."

[5]) „Verzeichnis des im Hafen von Agde eingeschifften Fußvolks, Soldaten und Rekruten, das zur See nach Katalonien gehen soll. Auf der Fregatte des Herrn de la Jallie und neunundzwanzig Barken am 10., 12., 13., 14 und 15. April. Revue der Infanterie, die auf der Rhede von Barzelona am 22. April 1647 ausgeschifft wurde."

haben die Streitigkeiten aufgehört, denn jeder ist auf den ihm zukommenden Platz gestellt. Prinz Condé arbeitet unermüdlich mit dem Intendanten seines Hauses, Champlâtreux und mit seinem maréchal de bataille[1]) dem Malteserritter La Valliere, der, ein guter Ingenieur und Verfasser militärischer Schriften, wohl etwas zu sehr am Alten hängt, aber entschieden seinem Bruder überlegen ist, dessen Ungeschick sich bei Rocroy zeigte[2]).

Marchin, La Moussaye, Chatillon und Gramont waren dem Prinzen sehr nützlich, der erstere durch seine Festigkeit und sein klares Urteil, die andern durch ihre Ergebenheit und Gramont besonders durch seinen guten Humor. Aber Condé verstand auch die Erfahrungen der Männer zu verwerten, die schon länger mit den Verhältnissen vertraut waren, wobei besonders Argencourt und Saint-Aunais zu erwähnen sind[3]), derselbe Saint-Aunais von Leucate, der, im Jahr 1639 so grausam verfolgt, erst kürzlich wieder zu Gnaden gekommen, ein in alle spanischen Angelegenheiten eingeweihter entschlossener Parteigänger war. Condé hatte auch eine glückliche Hand bei der Wahl neuer Persönlichkeiten und unterließ nicht, öfters auf deren Verdienste hinzuweisen. Wir werden die Namen später erwähnen.

Von drei Plänen, die dem Prinzen von Condé vorgelegt werden, entscheidet er sich für den von Lerida.

In zwei an den Minister Le Tellier gerichteten Denkschriften vom 7. Mai zieht Condé einen Vergleich zwischen den Streitkräften des Feindes und den eigenen. Ohne sich im geringsten zu beschweren, setzt er doch klar die Bedürfnisse seines Heeres auseinander und erwähnt, wie schwach er im Grunde sei. Zugleich giebt er genau die Stellung der Truppen an und sendet eine Liste der Plätze ein, die seinen Operationen als Stützpunkte dienen sollen; Cervera, das Lerida gegenüber liegt, elf französische Meilen von dieser Festung entfernt; nördlicher gelegen Balaguer; einige detachierte Werke in der Ebene von Tarragona, endlich Flix, das schon jenseits des Ebro liegt, ein etwas gewagter Posten, der sich wie ein Keil in die feindlichen Stellungen schiebt und als Stützpunkt für Offensivoperationen dienen kann. Die Behauptung von Flix war eine der größten Sorgen des Prinzen, und die Wichtigkeit, die er diesem Punkte beilegte, gab später Veranlassung zu einem erbitterten Streit.

Seine Instruktionen ließen Condé die Wahl unter drei veschiedenen Plänen. Der eine bezweckte die Eroberung von Lerida, dem Ilerdis des Cäsar, das die

---

[1]) „Maréchal de bataille" in damaliger Zeit der Titel eines höheren Offiziers, dem es oblag, unter dem Befehl des Feldherrn das Heer in Schlachtordnung aufzustellen, der aber auch über die Marschordnung und die Lagerplätze zu bestimmen hatte, also vielleicht auch als „General-Quartiermeister" zu bezeichnen wäre.

[2]) François von La Baume-Leblanc, Verfasser der Pratiques et Maximes de guerre, war am 13. Juli 1613 geboren, im Jahre 1630 Malteser geworden. Gouverneur von Flix und Inhaber eines Infanterieregiments, wurde er am 8. Juni 1646 zum Brigadegeneral ernannt.

[3]) Saint-Aunais, im Jahr 1639 verbannt, kommt 1643 wieder zu Gnaden und wird 1644 zum zweiten Mal Gouverneur von Leucate. Im Jahre 1653 schließt er sich der Partei des Prinzen Condé an, dient aber das Jahr darauf in Katalonien wieder dem König. Im Jahre 1665 geht Saint-Aunais, abermals mit dem Hofe zerfallen, wieder nach Spanien.

Helden Karls des Großen den Mohammedanern nicht hatten entreißen können[1]), und unter dessen Mauern in letzter Zeit zwei französische Heere fast aufgerieben worden waren. Der zweite Plan richtete sich gegen Tarragona. Diese schon von Plinius und Martial gefeierte, ehrwürdige Stadt[2]) war ursprünglich eine phönizische Niederlassung gewesen und hatte besondere Wichtigkeit durch ihre Lage und ihren Handel sowie durch ihre Befestigungen. Sie bildete den Mittelpunkt einer fruchtbaren Gegend und diente den Spaniern als Kornkammer und Zufluchtsort.

„Dies wäre die ruhmreichste Unternehmung“ schrieb Prinz Condé am 7. Mai an Le Tellier. Aber leider ist nichts dazu in Bereitschaft. Es ist weder eine Flotte vorhanden noch ein Admiral. Der Komthur des Gouttes hat nur eine handvoll Schiffe, und der kleine Herzog von Richelieu ist sicher kein Ersatz für seinen Vetter, Armand de Maillé. Auch beeilt sich Mazarin, diesen gar zu unerfahrenen Admiral nach Toulon zurückzurufen, und bemüht sich einen Nachfolger für ihn zu finden. Wird er den Grafen d'Harcourt wählen? Seine Mißgriffe und Niederlagen sind noch in zu frischer Erinnerung. Oder Moritz von Savoyen?[3]) Dieser war dreißig Jahre lang Kardinal, hat sich eben verheiratet und nie im Leben an die See gedacht. Des Suchens müde, fragt Mazarin zuletzt den Prinzen von Condé um Rat, der aber ausweichend antwortet und sagt „er sei ein schlechter Seemann[4]).“ Condé giebt den Plan auf, Tarragona zu belagern, und begnügt sich damit, die Stellungen zu halten, die zur Beobachtung dieses Platzes geeignet sind. Es bleibt also nur noch der dritte Plan zu bedenken, der Vormarsch gegen Fraga. Welch' glänzendes und kühnes Unternehmen! Eine Herausforderung des Feindes, der dort sein Heer sammelt. Man bedroht dadurch Saragossa, faßt festen Fuß in Aragonien und kann vielleicht dies große Königreich in den Aufstand hineinziehen. Aber einmal in dieser Wüste, in der selbst die Spanier nur ungern Truppen unterhalten, wovon soll man dort leben?[5]) Dies ist die Frage, die sich bei jedem Feldzuge in Spanien erhebt und die so unendlich schwer zu lösen ist. — Prinz von Condé entscheidet sich für den Plan von Lerida.

Einschließung von Lerida am 11. Mai.

Der Anfang war glücklich. Am 8. Mai hielt der Prinz eine Beratung mit den Kontre-Admiralen und befahl ein Scheinmanöver gegen Tarragona; am

---

[1]) Es gelang Karl dem Großen nicht, die Mauren aus Lerida zu vertreiben. Sie hatten es mehr als vierhundert Jahre im Besitz, von 712—1149.

[2]) Der siegreiche Augustus erließ von Ilerdis aus den Befehl zur Schließung der Pforten des Janustempels

[3]) Es ist verbürgt, daß Mazarin, der damals sehr für das Haus Savoyen eingenommen war, mit der Absicht umging, diesem Prinzen die Flotte anzuvertrauen. Moritz war im Jahre 1593 als jüngster Sohn des Herzogs Karl Emanuel geboren; mit vierzehn Jahren wurde er Kardinal und war fast ebenso veränderlicher Natur wie der Prinz von Carignan, bald „Protektor Frankreichs“, bald Haupt der spanischen Partei. Er lebte lange in Rom und erhielt im Alter von neunundvierzig Jahren einen Dispens vom Papst, um seine Nichte Marie Luise zu heiraten. Er starb 1657.

[4]) Condé an Mazarin, 3. September 1647.

[5]) Los desiertos de Fraga no son capaces para sustentar esercitos. (Don Ludwig von Haro an den Marquis de los Balbazes, 18. Juni 1647.

11. Mai stand er vor Lerida. „Wir sind mit wunderbarer Schnelligkeit vorgegangen, denn am 10. verließen wir erst Cervera und waren den nächsten Morgen schon bei Tagesanbruch mit der Reiterei hier. Die Infanterie langte bereits um drei Uhr nachmitags am 11. hier an; sie hatte die Noguera[1]) zu Pferde passieren müssen, da der Fluß durch das Schneewasser zu sehr angeschwollen war und man zu Fuß nicht hindurch konnte. Diese „wunderbare Schnelligkeit" schloß die Thore von Lerida für 500 Mann Fußvolk und 200 Reiter, die Tags zuvor ausgerückt waren und sich nun nach Fraga werfen mußten. Lerida war eingeschlossen, das Heer hatte jenseits der Segre Stellung genommen. Eine über den Fluß gelegte Brücke stellte die Verbindung mit Cervera her[2]). Aber die Ereignisse, die Lukanus und Cäsar beschrieben, schienen sich wiederholen zu sollen. Wenige Tage später, am 24. Mai, wurde die Brücke durch ein plötzliches Steigen des Flusses zerstört und konnte nur mit großer Mühe wiederhergestellt werden. Condé erinnerte sich genau, welche wichtige Rolle die Anhöhen im Westen der Stadt zur Zeit des Diktators gespielt hatten, und würde sich deshalb gern des Fort Garden, eines vereinzelten Außenwerkes, bemächtigt haben. Aber es fehlten Zeit und Mittel, die Operationen so weit auszudehnen. Er entschied sich daher dafür, zuerst gegen das Schloß von Lerida vorzugehen und zwar von Norden aus durch zwei in einander eingreifende Belagerungswerke. Das eine dieser Angriffswerke sollte sich gegen den Turm der Kathedrale La Seu richten, die den steilen Abhang beherrscht, das andere gegen das Martinthor, wo die Mauern der Stadt mit den Festungsmauern zusammentreffen[3]). Freilich war es ein höchst schwieriges Unternehmen; aber er vertraute der Geschicklichkeit seiner Minierer und hoffte, es werde ihnen gelingen, die Unebenheit des Felsens, ja selbst die Steilheit des Abhangs als Deckung während ihres Vorrückens zu benutzen. Durch Einsetzung aller Kräfte dachte er den entscheidenden Schlag vor Eintritt der großen Hitze und der Fieber führen und dadurch das rechtzeitige Eintreffen eines Ersatzheeres verhindern zu können.

Eröffnung der Laufgräben am 27. Mai. Die Geigen des Regiments Champagne. Brito schickt Sorbet.

Die Belagerten warteten nicht die Eröffnung der Laufgräben ab, um Lebenszeichen von sich zu geben. Durch häufige Ausfälle störten sie die Truppen beim Einnehmen ihrer Standquartiere. Es waren dies dieselben, welche im vergangenen

[1]) Die Noguera Ribagorzana. Die Truppen mußten im Norden von Cervera die Richtung nach Balaguer nehmen, um eine Brücke zu erreichen, die über die Segre führte. Darauf suchten sie eine Furt, um die Noguera zu durchwaten. Lerida liegt auf dem rechten Ufer der Segre. (Entfernung 56 Kilometer.)

[2]) „Die Brücke über die Segre ist soeben erst fertig." (Prinz Condé an Mazarin, 14. Mai.)

[3]) Man sagt, daß dieser Plan von La Vallière herrührte, der die Örtlichkeit genau studiert hatte. Er ist mehrfach abfällig beurteilt worden. In den beiden denkwürdigen und von Erfolg gekrönten Belagerungen der Jahre 1707 und 1810 sind die Laufgräben im Osten der Stadt eröffnet worden, und man hat das Schloß erst nach Einnahme der Stadt angegriffen. Aber die Verhältnisse waren ganz andere.

Jahre die Soldaten des Grafen d'Harcourt benutzt hatten; allerdings lagen sie sehr zerstreut, mehr für eine Einschließung als für eine Belagerung geeignet. Aber der Vorteil, bereits verschanzte und gesunde Wohnstätten zu finden, überwog etwaige Bedenken. Die Schwierigkeiten der Lage waren ohnedies groß, und wenn nicht Adel und Bürgerschaft von Barcelona, dem Beispiel des Prinzen folgend, ihre Pferde und Maultiere hergegeben hätten, so wäre es unmöglich gewesen, den ganzen Belagerungspark zusammen zu bringen. Am 24. Mai konnte endlich mit den Erdarbeiten begonnen werden. Die Tradition berichtet, das Regiment Champagne, das zuerst auf Wache zog, habe beim Eintritt in die Laufgräben aufspielen lassen, als ginge es zur Hochzeit. Durch den unglücklichen Ausgang der Belagerung hat die mehr oder weniger wahre Erzählung von den „Geigen[1]" eine Bedeutung gewonnen, die man ihr wohl sonst nicht beigelegt hätte. Läßt sich annehmen, das Regiment habe sich mit seinem sorglosen Mut brüsten wollen?

Könnte es nicht vielleicht eine Aufmerksamkeit des Prinzen Condé gewesen sein, der seine Musik dem berühmtesten Regiment der Armee lieh, wie er sie einem seiner Freunde geliehen haben würde? Oder war es etwa Brauch bei diesem Regiment, das möglicher Weise seine eigenen Spielleute hatte, wie es ja eine eigentümliche Organisation und besondere Vorrechte besaß.[2])

Don Gregorio Brito wollte sich jedenfalls nicht übertrumpfen lassen. Als er ein paar Offiziere gefangen hatte, schickte er sie mit seinen Empfehlungen an Condé zurück und ließ sein Bedauern darüber aussprechen, „daß ein so berühmter Prinz sich einer unbedeutenden Festung wegen der Lebensgefahr aussetze; wenn er nur immer wissen könnte, wo sich Se. Hoheit gerade aufhielte, würde er sicher das Schießen nach jener Stelle untersagen." Der Parlamentair brachte einen kleinen Neger und einen Vorrat von Sorbet und Zitronen mit, welches Geschenk mehrmals wiederholt wurde. Diese Lesart hat den meisten Glauben gefunden; aber Bussy erzählte den ganzen Vorgang in anderer Weise und behauptet, die Höflichkeit sei auf Seiten des Prinzen Condé gewesen, der dem Gouverneur von

---

[1]) Im geschichtlichen Tagebuch des Regiments ist nichts darüber erwähnt. Übrigens erhellt aus anderen Quellen, daß man öfters bei Belagerungen „mit Geigen aufspielte." Brantôme erzählt: Als Bonnivet in Santhia belagert wurde, ließ er während eines Sturmangriffes, den er zurück schlug, seine Geiger hinter dem Wall spielen. „Als der Klang dieser Instrumente sich mit dem Schall der Trommeln und Trompeten mischte, zitterten alle vor Freuden, und es war ihnen zu Mute, wie in einem Ballsaal." Wir wollen auch an die Sackpfeifen erinnern, welche die berühmten schottischen Regimenter aufs Schlachtfeld begleiten, sowie an den bescheidenen Biniou unserer Matrosen aus der Bretagne, der so oft seine gellenden Töne in den Donner der Seeschlacht gemischt hat.

[2]) In gewissen Fällen durfte das Offizierkorps des Regiments Champagne in direkte Verbindung mit dem König treten. Dasselbe war von Arnould fest zusammen geschweißt und galt stets als Muster der Standhaftigkeit und Mannszucht. Origny, der Befehlshaber, war 1646 vor Lerida gefallen und durch den Oberstleutnant La Mothe-Bedel ersetzt worden, der das Korps mehrere Jahre führte Als er im Jahre 1652 in Miradoux hart bedrängt und zur Übergabe aufgefordert wurde, antwortete er nur: „Ich bin vom Regiment Champagne."

Lerida auf seine Bitten zwei mit Schnee beladene Maultiere geschickt habe.[1]) Wie dem auch sei, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit des Gouverneurs von Lerida sind durch die Legende ebenso verbürgt wie der Leichtsinn und die Eitelkeit des französischen Generals, der die Laufgräben unter den Klängen der Geigen eröffnen ließ. Der Erfolg beeinflußt nur gar zu sehr das Urteil der Menschen. Wäre die Festung erobert worden, so hätte man sicher die Aufmerksamkeiten Britos als Prahlerei bezeichnet und sich über seinen Neger und seine Sorbets arg lustig gemacht.

Belagerung von Lerida.

Übrigens war der Gouverneur von Lerida ein sehr tapferer Mann; er führte oft selbst die Ausfälle an und wurde im Laufe der Belagerung dreimal verwundet.[2]) Von Geburt war er Portugiese, hatte sich aber nicht der Bewegung angeschlossen, durch welche der Herzog von Braganza auf den Thron von Portugal erhoben wurde, wünschte vielmehr die iberische Halbinsel unter dem Zepter eines Königs zu sehen; es lag ihm daher auch sehr am Herzen, Katalonien wieder der Herrschaft des Königs von Spanien zu unterwerfen.

Die Bevölkerung von Lerida war von denselben Gefühlen erfüllt; nur mit Ungeduld hatte sie die Besitznahme des Landes durch die Franzosen ertragen. Sobald sich im Jahre 1644 wieder spanische Truppen blicken ließen, unterstützte sie deren Anstrengungen durch wiederholte Aufstände. Die Besatzung war zahlreich und kriegstüchtig.[3]) Gouverneur, Offiziere, Soldaten und Bürger beseelte derselbe Geist. Der Kriegsruhm ihres neuen Gegners sowie die Schnelligkeit und Kühnheit, mit welcher die Belagerungsarbeiten fast ohne Deckung in Angriff genommen worden waren, beunruhigten sie allerdings anfänglich und machten sie ein wenig stutzig. Sie wurden dadurch aus der Sicherheit aufgeschreckt, in welche der Erfolg des vergangenen Jahres sie gewiegt hatte, waren aber dennoch fest entschlossen, hinter ihren Mauern hartnäckigen Widerstand zu leisten, wie das in der Art dieser Rasse liegt, die stets mit zäher Entschlossenheit für ihren Herd gekämpft hat, wenn sie durch religiöse oder patriotische Gefühle be-

[1]) Der spanische Bericht erzählt den Vorfall ganz anders und sagt, Condé habe sich mit dem Gouverneur von Lerida in Verbindung gesetzt, weil die Franzosen behaupteten, die aus der Festung entsandten Kugeln seien vergiftet, und Brito habe geantwortet, die Kugeln, deren er sich bediene, seien ihm vom Könige, seinem Herrn, geschickt worden und haben keine besondere Taufe erhalten, indessen werde er sich Geschosse zu verschaffen suchen, die mehr nach dem Geschmack Sr. Hoheit wären.

[2]) So höflich er auch zu scheinen suchte, war Brito in Wahrheit nicht allzu weichherzig. Im Jahre 1646 vertrieb er viele Frauen und Kinder aus der Festung und verwehrte ihnen die Rückkehr durch Kanonenschüsse. Harcourt hatte Mitleid mit diesen Unglücklichen und nahm sie auf. Hamilton (Memoiren des Chevalier von Gramont) behauptet, der Gouverneur von Lerida sei mit der Inquisition in Konflikt geraten, doch findet sich sonst nirgends ein Beweis für diese Behauptung. Gewiß ist nur, daß Don Gregorio, der schon für seine ersten Erfolge durch eine bedeutende Ordenspfründe belohnt worden war, nach der Verteidigung von 1647 zum Befehlshaber der Artillerie ernannt wurde und als solcher am Feldzug von 1648 teilnahm.

[3]) Dreitausend Mann Fußvolk und sechshundert Reiter.

geistert wurde. Zahlreiche denkwürdige Belagerungen legen dafür Zeugnis ab, von Sagunt bis Saragossa und Puebla.

„Die Feinde verteidigen sich gut," schrieb Prinz Condé am 5. Juni,[1]) „gestern machten sie einen gewaltigen Ausfall gegen den Grafen von Broillion und Herrn von Clermont. Sie kamen bis dicht an unsere Werke, aber diese Herren warfen sie gehörig zurück. Mein Regiment war auf Wache." Clermont-Bertillac, Sergent de Bataille[2]), blieb einige Tage später. Der von Condé mit dem Namen „Graf Broillion" bezeichnete Offizier war von piemontesischer Abkunft und von Mazarin erst vor kurzer Zeit für den französischen Dienst gewonnen. Franz Maria von Broglia, Graf von Revel, gewöhnlich Graf Broglie genannt, erhielt bald darauf das Regiment Champagne, eine der größten Auszeichnungen, die in jener Zeit einem Kriegsmann zuteil werden konnte.[3]) Von ihm stammt ein Geschlecht von Feldherren, Staatsmännern und Schriftstellern ab, dessen verschiedene Glieder in dem von ihnen gewählten Beruf stets hervorragten, mit einem Wort ein Geschlecht, das die Furcht nicht kennt, seiner Überzeugung unerschütterlich treu bleibt, unter allen Verhältnissen die Fahne der Ehre hoch hält und weder auf dem Schlachtfelde noch auf der Tribüne seine kriegerische Abstammung verleugnet.

Die Ausfälle erneuten sich und wurden nicht immer mit gleicher Kraft zurückgewiesen. Am 6. Juni zeigten die Schweizer einige Schwäche.[4]) Die Sache wäre ohne die rechtzeitige und energische Dazwischenkunft eines deutschen Offiziers, des Oberst Balthasar, schlecht abgelaufen. Balthasar stammte aus der Schule Gustav Adolfs und Gassions und wurde später in den Bürgerkriegen berühmt.[5])

---

[1]) An Mazarin.

[2]) Dieselbe Charge wie Maréchal de Bataille.

[3]) Ohne dabei aus dem Oberbefehl auszuscheiden. Im Jahre 1611 geboren, wurde Franz Broglie 1645 von Mazarin im französischen Heere angestellt. Im Jahre 1646 wurde er Sergent de Bataille, 1647 Brigadegeneral und Inhaber des Regiments Champagne, später Gouverneur von Constanti, Salo, La Bassée, im Jahre 1650 Generalleutnant. Der Marschallstab war ihm zugedacht, als er im Jahr 1656 bei der Belagerung von Valencia in Italien blieb. Es ist der Ahnherr der drei Marschälle von Broglie und der heutigen Broglie. Sein jüngerer Bruder Carl, Graf Carle genannt, diente ebenfalls im katalonischen Heere. Condé schlichtete einen Ehrenhandel, den der jüngere Broglie mit einem der Genfer Familie Fabri angehörenden Offizier hatte. Graf Carle starb 1702 als Generalleutnant.

[4]) Es waren die neu eingestellten Leute (die Regimenter Praroman und Rohan). Zur Strafe wurden sie hinter die Laufgräben geschickt, machten aber in der Nacht vom 11. zum 12. alles wieder gut, weshalb der Prinz ihnen auch gestattete, wieder auf Wache zu ziehen, wenn die Reihe sie traf.

[5]) Johann von Balthasar, zu Simmen in der Unterpfalz geboren, diente im schwedischen Heer und trat 1634 als Hauptmann in das Regiment Gassion. 1641 wurde er Oberstleutnant und führte sechs Kompagnieen dieses Korps nach Katalonien. Sie bildeten den Kern des Regiments Balthasar, das unter dem Namen Royal-Cravate in der französischen Armee berühmt geblieben ist. Als er sich im Jahr 1651 der Partei des Prinzen von Condé angeschlossen hatte, schlug er in Guyenne mehrmals die königlichen Truppen. Sein viel bewundertes Pferd „Halbteufel" wurde im Gefecht von Mugron (1659) erschossen. Im Jahre 1654 wieder zu Gnaden angenommen, wurde er Generalleutnant und ging nochmals nach Katalonien, das er 1657 von

Die Franzosen gewannen wohl Terrain, aber nur sehr langsam. Erst beim zweiten Angriff konnten sie sich zu Herren des Klosters vom heiligen Franziskus machen, das die Belagerten in ein Außenwerk verwandelt hatten. Überall stießen sie auf neue, starke Befestigungen, die nur durch Kanonen oder Minen zerstört werden konnten und zwar vorzugsweise durch Minen. Und mit den Minen ging es nur langsam vorwärts. La Pomme, der sich in Thionville bewährt hatte und „in dieser Kunst der erste Mann seiner Zeit war," leitete die Arbeiten unter der Erde, fand aber am 6. Juni seinen Tod. Einen Tag zuvor hatte eine Musketenkugel den tapferen und gelehrten La Vallière, maréchal de bataille, getroffen. Beide Männer waren unersetzlich.

Am 12. Juni war man endlich mit den bedeckten Minengängen bis an das Schloß vorgedrungen. Die Batterien, welche Bresche schießen sollten, eröffneten ihr Feuer in der Nacht vom 14. bis zum 15. In ganz Europa glaubte man, die Tage des Widerstandes seien gezählt, und selbst Brito fühlte sich nicht mehr ganz sicher. Es hatte vollständig den Anschein, als habe Spanien sich in den Verlust von Lerida ergeben und sei weniger auf die Rettung dieser Festung als darauf bedacht, dem feindlichen General andere Hindernisse in den Weg zu legen. Frankreich vertraute dem Stern des Prinzen und sagte mit Mazarin: „Sie wissen anders mit Brito umzuspringen, als er sich's hat träumen lassen." [1]) Allerdings fanden sich in den Depeschen des Prinzen Condé hier und da beunruhigende Andeutungen: „Der Feind sammelt sich in großer Stärke zu Fraga und hat alle seine Garnisontruppen an sich gezogen," schrieb er an Mazarin, „kommt er, so werden wir unser Möglichstes thun, um nicht geschlagen zu werden." Aber es lag in der Art des Prinzen Condé, am Vorabend entscheidender Ereignisse dergleichen Bedenken zu äußern, und selbst als hier und da davon gesprochen wurde, es seien in Privatbriefen weit beunruhigendere Nachrichten enthalten, achtete man doch im Publikum um so weniger darauf, als sich dergleichen Gerüchte fast alljährlich wiederholten.

Aufhebung der Belagerung am 18. Juni. Prinz Condé nimmt Stellung vor der Festung.

Hof und Stadt warteten mit Ungeduld auf die Siegeskunde, als gegen Ende des Monats La Moussaye [2]) durch Paris kam und eine Nachricht brachte, die sehr verschieden von den Botschaften war, deren Träger er sonst zu sein pflegte. „Nach den Hoffnungen, die ich Ihnen gemacht hatte, werden Sie gewiß nicht wenig darüber staunen, daß ich die Belagerung von Lerida aufgehoben habe. Sie kennen mich genügend, um mir zu glauben, daß ich nur mit Schmerz und innerem Widerstreben zu diesem Entschluß gekommen bin, ja daß ich mir habe Gewalt

neuem verließ, um mit Erlaubnis des Königs den Oberbefehl über die Truppen des Kurfürsten von der Pfalz zu übernehmen. Ende 1668 zog er sich in die Schweiz zurück, wo er die Baronie von Prangins gekauft hatte. Von seinen Nachkommen haben viele mit Auszeichnung im französischen Heere gedient. Sein Geschlecht existiert noch.

[1]) Mazarin an den Prinzen; 7. Juni.

[2]) Der Hof war damals in Amiens

anthun müssen, um also meine Ehre[1]) im Dienst des Königs zu opfern. La Moussaye wird Ihnen die Gründe mitteilen, die mich nötigten, so zu handeln und hoffe ich von Ihrem Gerechtigkeitssinn, daß Sie diese Gründe billigen und bei der Königin vertreten werden. — Sollten die Feinde es sich jetzt einfallen lassen, uns anzugreifen, so würden sie es bereuen; denn wir sind gut gerüstet." [2])

Condé bediente sich keiner Umschreibungen, sondern nannte die Dinge einfach beim Namen. Eine derartige Aufrichtigkeit ist in Wahrheit selten in der Welt. Die Wirkung war eine ungeheure. Keine Siegeskunde hatte je einen ähnlichen Eindruck hervorgebracht! Ludwig von Bourbon war zurückgewichen! (man erzählte sich sogar, er sei geschlagen), das erschien völlig unglaublich.

„Die Siegesgöttin hat gefragt:
„Ist das der Prinz von Condé, sagt?
„Hielt ihn für seinen Vater ja!
Trala! [3])

In der Frühe des 17. Juni hatte Prinz Condé die Befehlshaber der Truppen, Gramont, Châtillon und Marchin zu sich entboten und ihnen in gedrängtester Kürze seine Ansichten über das Heer und die von außen drohende Gefahr sowie über den Stand der Belagerung auseinandergesetzt. — Die Beschaffenheit des Bodens, die ganze Lage der Örtlichkeit und die energische Verteidigung hatten den Fortschritt der Arbeiten gehemmt; alle Mineure sind tot; das Feuer des Feindes, Krankheiten und Desertionen sowie die nicht zu vermeidenden Truppenentsendungen vermindern täglich die Zahl der kampftüchtigen Soldaten und der Arbeiter. Man hat notgedrungen die Standquartiere weiter auseinander legen und entfernte Punkte, wie Castel d'Azans und andre, besetzen müssen. Auf die Überschwemmungen und die durch das Schmelzen des Schnees verursachten Unglücksfälle ist die glühendste Hitze gefolgt. Überall herrscht das Fieber. Die im Süden von Frankreich kürzlich angeworbenen Soldaten verschwinden wie zur Zeit der Bürgerkriege, da die Spanier Deserteure nicht zwingen, bei ihnen Dienste zu nehmen, sondern sie gespeist und mit Geld versehen über die Berge in ihre Heimat zurückschicken. Noch kann man sich auf die alten Korps verlassen, aber das Übel wirkt ansteckend. Don Luis von Haro, erster Minister des Königs von Spanien, ist in Saragossa[4]) und sucht den Abmarsch der Ersatzarmee nach Kräften zu beschleunigen: Zehntausend Mann Fußvolk — auserlesene Soldaten — und 3000 Reiter sind in Fraga schon beisammen. Hier in diesen Verschanzungen, am Fuße dieses Felsens und angesichts der starken feindlichen

[1]) „Ehre" ist hier in der lateinischen Bedeutung von „honor" für „gloria" zu verstehen.

[2]) Prinz Condé an Mazarin, 15. Juni.

[3]) Dies Spottgedicht wurde Voiture zugeschrieben.

[4]) Don Luis de Haro hatte 1642 seinen Oheim Olivarez ersetzt. Er traf am 18. Juni in Saragossa ein. Die Depeschen (vom 18. und 23. Juni,) aus denen wir verschiedene Stellen angeführt haben, waren einem Franzosen abgenommen worden, der sie an Don Antonio Bonquillo nach Genua bringen sollte, aber auf der Insel St. Marguerita von Herrn von Guitot aufgegriffen wurde. Mangel an Raum hat uns verhindert, diese wichtigen Depeschen unter die Dokumente und Aktenstücke einzureihen.

Besatzung bei so zerstreut gelegenen Standquartieren mit geschwächten Streitkräften den Kampf aufzunehmen, hieße einer sicheren Niederlage, ja vielleicht der Vernichtung entgegengehen" . . . Und hierauf teilt der Prinz den von ihm gefaßten Entschluß mit, den er ungesäumt ausführen will. Ohne ihr Erstaunen zu verbergen, bewundern die Generale doch die Weisheit und Entschiedenheit ihres Feldherrn. Die notwendigen Befehle werden sofort gegeben.

Am 17. Juni versah man den Dienst in den Laufgräben noch wie gewöhnlich; der Feind machte einen Ausfall und wurde kräftig zurückgeworfen. Am Abend stand das ganze Heer unter den Waffen; während der Nacht wurden die Kanonen entfernt. Am 18. begann der Rückzug. Aber es war ein stolzes Zurückweichen: Condé verschob seine Stellung nur um wenige hundert Klafter bis in die Gärten, und seine Truppen konzentrierten sich angesichts der Festung.

Sobald die Belagerung aufgehoben war, erschien der Marquis von Mortara mit Mannschaften und Lebensmitteln in Lerida. Er fand seinen Gegner weniger geschwächt, als man zuerst vermutet hatte. Condé hatte nichts zurückgelassen, keine Kanone, keine Laffette, keine Kugel, weder Wagen noch Pulverfässer waren stehen geblieben. Nur zwei Kanonenschuß weit von Lerida entfernt, war er noch immer ein zu fürchtender Gegner, der nach allen Seiten Plänkler ausschickte und bereits Marchin in die Ebene von Tarragona (el campo) entsandt hatte. Der Prinz konnte, wie er das stets gehalten, bei der ersten feindlichen Truppenbewegung seine Detachements einziehen; aber der Spanier war nicht geneigt, das Schlachtenglück zu versuchen. Don Luis de Haro begann schon die für den Ersatz zusammengezogenen Truppen in verschiedene Kantonnements zu legen, als ihn die Sorge um Tarragona bewog, die Mannschaften von neuem zu vereinigen und Don Juan von Österreich zu befehlen, mit seiner prächtigen Flotte auf der Rhede zu bleiben.[1])

Am 30. Juni schrieb Condé noch aus dem Lager von Lerida an Mazarin. Sobald aber die Kanonen und der Pontontrain im Rücken des Heeres waren und er seinen Proviant an die festen Plätze abgegeben hatte, ging er nach Lesborges.

Condé im Lager von Lesborges am 1. Juli.

Nach einem Mißerfolg ist es für jeden Feldherrn sehr schwer, eine beobachtende Stellung richtig zu wählen und zu verwerten; aber schwerer noch ist es vielleicht, in derselben nicht die Thatkraft zu verlieren. Condé zeigte sich als Meister in dieser seltenen Kunst. Das neue Lager war auf einer Anhöhe angelegt, deren Fuß von einem Nebenfluß der Segre bewässert wird. Ein verfallenes Schloß, das man wieder hergestellt hatte, diente als Stützpunkt, und die befestigten Plätze von Arbecca und Castel-Azens, die erst kürzlich erobert worden waren, deckten die Flanken. Die kleine Stadt Borjas (gallice Lesborges) war mit in das Lager

[1]) Die Flotte bestand aus fünfzig großen Kriegsschiffen und zwei Brandern, die spanischen und sizilianischen Galeeren nicht gerechnet. Don Juan war ein natürlicher Sohn Philipps des IV. und der Schauspielerin Maria Calderonna. Wir werden ihm in den Niederlanden wieder begegnen.

hineingezogen, welches der französischen Armee nicht allein Sicherheit gegen Überfälle bot, sondern auch gute Verbindungen mit anderen Örtlichkeiten, was für die Verproviantierung günstig ist. Die vorgeschobenen Posten waren nicht zu weit vom Lager entfernt, als daß sie im Falle eines feindlichen Angriffs nicht rechtzeitig hätten unterstützt werden können, und der Wiederaufnahme der Offensive standen keinerlei Schwierigkeiten im Wege.[1]) Während die Infanterie sich hier ausruhen und verschanzen konnte, blieb die Kavallerie, welche weniger gelitten hatte, nicht unbeschäftigt. Sie dehnte ihre Rekognoszierungen weit aus und begleitete den unermüdlichen Feldherrn auf seinen Inspizierungsritten. In der heißesten Zeit eines ungewöhnlich heißen Sommers war Condé fortwährend unterwegs und besichtigte selbst die kleinsten Plätze, ohne Fieber und Sonnenstich zu fürchten. Er war in Balaguer und Flix, sowie in dem Campo von Tarragona und sah überall zum Rechten. Die Befestigungen wurden verstärkt, die Besatzungen und Ausrüstung vervollständigt. Auch in Barcelona erschien er auf kurze Zeit, erledigte Geschäfte mit Marco, Margarit und den Intendanten, eröffnete neue Hilfsquellen, half so weit es möglich dem Mangel an Geld ab und sorgte dafür, daß der Sold ausbezahlt werden konnte. Inmitten dieser Arbeiten, Reisen und unaufhörlichen Sorgen erreichten ihn Nachrichten aus Paris, die ihn mit dem Urteil der öffentlichen Meinung bekannt machten und ihn weder über die Gefühle des Hofes noch über die Gedanken des Staatsrats und der Minister im Zweifel ließen.

Nachrichten aus Paris. Haltung des Hofes, die öffentliche Meinung. Mazarin.

Wenn man Rivière und andern persönlichen Freunden, die stets lieber angenehme als genaue Nachrichten geben, glauben könnte, so hätten der Hof, alle Beamten und die Stadt einstimmig die Aufhebung der Belagerung von Lerida als die schönste That des Prinzen von Condé angesehen. Die offizielle Korrespondenz lautet aber ganz anders. Le Tellier schickt wahre Beileidsschreiben. Indem er scheinbar den Prinzen bedauert, stellt er ihn boshafter Weise in eine Reihe mit den Generalen, die so eben auf dem Kriegsschauplatz im Norden[2]) mehrere feste Plätze verloren haben, beklagt dabei, daß dies der Ausdruck der öffentlichen Meinung sei, während alle, welche die Sache besser kennen, gewiß die Weisheit und Mäßigung Seiner Hoheit lobend anerkennen werden.“[3]) In einem zweiten Briefe, der einige Tage

[1]) Hier einige Daten aus dem Reisetagebuch des Prinzen: am 28. Juni in Balaguer; — 30. im Lager vor Lerida, 1. Juli in Borjas; — 13, 14 in Flix — 15. bis 18. im Campo von Tarragona; Inspektion der Posten von Reus, Salo, Constanti, Vallo, Montblanch. Nach Borjas zurückgekehrt, wird die berühmte Abtei von Poblet besichtigt, die zur Zeit der Mauren schon bestand; dort eine Nacht; — am 19. in Borjas; vom 3. bis zum 5. August in Barcelona. — Am 11. sehr krank in Borjas (es wurde ihm fünfmal zur Ader gelassen), Gramont nach Balaguer geschickt; — am 3. September in Verdu. (Aus den Papieren des Prinzen — Archiv des Rats der Hundert.)

[2]) „Dort sind wir nicht glücklicher, da die Feinde, nach der Einnahme von Armentières, Comine und Lens, jetzt Landrecy belagern. 7. Juli.

[3]) Ebendaselbst.

später geschrieben ist, erhebt der Minister ein wahres Triumphgeschrei über die Einnahme von La Bassée und Dixmuda sowie über einige kleine Vorteile, die Gassion kürzlich davon getragen hat, und redet nur ganz nebenbei von der Sorge, die Prinz Condé den Angelegenheiten Kataloniens widmet. Was den Kardinal betrifft, so giebt er sich den Anschein, über die Flut von Spottgedichten und Schmähschriften entrüstet zu sein, und spricht von den Maßregeln, die er ergriffen habe, „um den Herrn Prinzen vor der Zügellosigkeit der Zungen und Federn zu schützen." Katalonien erwähnt er kaum, ergeht sich aber in Schilderungen der rühmlichen Unternehmungen, die man in Neapel und Sicilien ins Werk setzen könnte.

Hat Mazarin wirklich jemals gehofft, es werde dem Prinzen gelingen, in wenigen Monaten den Schaden wieder gut zu machen, den drei Jahre der Mißgriffe und der Vernachlässigung angerichtet hatten? Glaubte er, Condé könne in aller Eile Lerida und Tarragona erobern, Katalonien vom Feinde säubern und Aragonien zum Aufstand bewegen? Weshalb sollte der Prinz nicht jenseits der Pyrenäen dieselben Wunder der Tapferkeit verrichten wie im Thale des Rheins? Dann war der Friede ja gesichert! Hat er das wirklich eine Zeitlang geglaubt, so war der Traum jedenfalls von kurzer Dauer; denn Mazarin, mit seinem Scharfblick und klaren Urteil, erkannte aus den Depeschen sofort die wahre Sachlage. Als La Moussaye in Paris anlangte, war der Kardinal vollständig auf „die Schmach von Lerida" vorbereitet. Der Mißerfolg brachte ihn nicht aus der Fassung, er überschätzte auch nicht seine Tragweite, sondern überlegte sofort, auf welche Weise er sogar einen gewissen Nutzen aus diesem Ereignis ziehen könne. Freilich fiel Katalonien jetzt bei den Friedensunterhandlungen nicht mehr so schwer in die Wagschale, als man gehofft hatte, aber selbst wie die Sachen nun standen, blieb es noch immer ein Triumph, den man in den Konferenzen und beim Notenwechsel geschickt ausspielen konnte. Condé ist jetzt dort überflüssig, und wenn der Minister auch zum Schein noch einmal auf den Plan zurückkommt, der Prinz solle im November die große Feste Tarragona[1]) angreifen, widerspricht er sich selbst doch sofort wieder. Im südlichen Italien überstürzen sich die Ereignisse, und der entscheidende Augenblick, auf den der Minister so lange gelauert hat, scheint endlich gekommen zu sein. Wie alle großen Staatsmänner verstand auch Mazarin geduldig zu warten. Oft ließ er einen von ihm angeregten Gedanken scheinbar fallen, kam aber bei Gelegenheit sofort wieder darauf zurück. So wollte er auch jetzt einen alten Plan wieder aufnehmen. In Italien braucht er einen Feldherrn und in Katalonien einen Vizekönig, den es weder nach Kriegsruhm noch nach Eroberungen gelüstet, dessen Name aber glänzend genug sein muß, um den eigentlichen Zielen der Ver-

[1]) 25. August; ausführliche Depesche, auf deren Rand Prinz Condé die Antwort vermerkt hat, die er auf jeden einzelnen Artikel geben will.

[2]) Dem Prinzen gegenüber läßt Mazarin diese Pläne nur ein wenig durchblicken, spricht sich aber in Briefen an Bichi und andere ganz deutlich darüber aus, wie man aus seinen gesammelten Briefen vom Juli und August 1047 ersehen kann. Erst im September wird ihm klar, daß er den Prinzen nicht dazu bewegen kann, nach Italien zu gehen.

handlungen als Schild dienen zu können: Prinz Condé in Neapel und der Kardinal von St. Cécile[1]) in Barcelona. Ließe sich das durchsetzen, so wäre alles aufs beste geordnet; Michel Mazarin käme von Rom fort, wo er augenblicklich uns im Wege ist, und Prinz Condé wäre dadurch für lange Zeit von Paris entfernt.

Condé erfuhr den Namen seines Nachfolgers schon im August und billigte die Wahl unverhohlen, ohne jedoch die geringste Neigung für das italienische Abenteuer zu verraten. Allen darauf bezüglichen Eröffnungen setzte er hartnäckiges Schweigen entgegen, was einer abschlägigen Antwort gleich kam, und als man ziemlich deutlich durchblicken ließ, es stehe seiner sofortigen Rückkehr nach Frankreich nichts im Wege, schien er diese Andeutungen nicht zu verstehen, sondern erklärte sich bereit, auf seinem Posten zu bleiben, so lange seine Anwesenheit von Nutzen sein könne. In der That blieb er volle acht Monate in Katalonien. Seine Korrespondenz verrät keine Spur von Gereiztheit; er antwortet höchst ausführlich, verhandelt über streitige Punkte mit größter Höflichkeit und setzt auseinander, was er unternehmen kann und will. Ganz unempfindlich zeigt er sich gegen alle satirischen Ausfälle und bittet nur, man möge ihm die Demütigung ersparen, ihn durch besondere Verordnungen gegen die Schmähschriften und Spottgedichte zu schützen. Die Sticheleien der Federfuchser lassen ihn ebenso kalt, und er verschmäht es, auf die boshaften Andeutungen einzugehen, die in gewissen Beileidsschreiben enthalten sind. Nur selten erinnert er daran, wie schwach doch im Grunde seine Armee gewesen sei[2]) und einmal spielt er auf eine Äußerung der „amtlichen Zeitung" an: „Aus dem letzten Artikel des Herrn Renaudot haben wir zu unserem Erstaunen ersehen, daß man in den Niederlanden als „gute Kriegslist" bezeichnet, was wir hier zu Lande die Aufhebung einer Belagerung nennen[3]). Nur in einer einzigen Angelegenheit wollte er nicht nachgeben, weil er es dem Interesse des Dienstes und der Ehre seines Namens schuldig zu sein glaubte, auf seiner Ansicht zu bestehen.

Streitigkeiten wegen der Festung Flix.

Wir haben weiter oben erwähnt, welche Bedeutung Condé der Festung Flix beilegte. La Vallière war Gouverneur des Platzes gewesen, und Condé hatte nach dessen Tode den Baron Jumeaux dorthin gesandt, um, „bis Se. Majestät darüber bestimmt haben werde", den Befehl in der Festung zu übernehmen. „Ich glaube," schreibt Condé, „Sie können keine bessere Wahl treffen. Er hat alles für sich, ist aus gutem Hause, besitzt Mut und Erfahrung und

[1]) Michel Mazarin war beim Beginn der Unterhandlungen noch Erzbischof von Aix und wurde erst am 7. Oktober Kardinal.

[2]) 5. Oktober und passim.

[3]) 3. September Rantzau und Gassion hatten in Flandern und Artois mehrere feste Schlösser eingenommen; als aber der letztere Lens belagert hatte, war er durch den Erzherzog Leopold zur Aufhebung der Belagerung genötigt worden. Die „Amtliche Zeitung" verkündete diesen Mißerfolg mit wahrem Triumphgeschrei als einen Glücksfall und ließ die Siegestrompete ertönen.

zählt außerdem zu meinen näheren Freunden[1]). Der Vorschlag wurde aber unbeachtet gelassen, weil, wie Le Tellier antwortete, der Kourier zu spät eintraf und Flix schon vergeben war. Condé erhob jedoch Einspruch gegen diesen Bescheid und sagte, er werde es als eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn Herr von Jumeaux, dem er den Platz anvertraut habe, die Stelle nicht erhalte. Ganz besonders verstimmte ihn bei der Sache, daß die Wahl des Hofes auf einen Offizier gefallen war, mit dem er seit Beginn des Feldzuges unzufrieden gewesen. Doch Mazarin und seine Leute gaben nicht nach. „Die Sache macht großes Aufsehen," schreibt Rivière[2]), „und der Hof wird stolz sein, wenn vor den Augen von ganz Europa Marin an die Stelle von Jumeaux tritt. Der infolge einer Schwelgerei plötzlich eingetretene Tod des Herrn von Jumeaux machte dem Streit ein Ende. Marin erhielt Flix, und drei Jahre später rechtfertigten die Ereignisse die Ansicht des Prinzen Condé, da Marin in der That „recht schlecht bestand.[3])"

Prinz Condé fühlte sich tief verletzt durch die Art und Weise, in der seine Empfehlung und seine dringenden Vorstellungen aufgenommen worden waren. Der Vorgang ließ eine nachhaltige Verstimmung in ihm zurück und kränkte ihn weit mehr als frühere abschlägige Bescheide, wie er solche auch nach errungenem Siege erhalten hatte, ja selbst mehr als der Streit wegen der Admiralswürde. Es war sein erstes ernstliches Zerwürfnis mit Mazarin.

Mehrere am 27. Juli eingebrachte Gefangene sagten aus, die kastilianische Armee beabsichtige einen Vorstoß. Marquis von Aytona, Vizekönig von Katalonien für Seine katholische Majestät, hatte in Fraga den Oberbefehl übernommen, zog seine Garnisontruppen und Detachements an sich und sprach von nichts Geringerem als von seiner Absicht, in Barzelona einzuziehen und den Prinzen Condé übers Meer zu jagen.[4]) Sofort warf ihm der Prinz eine Lockspeise hin, indem er bekannt werden ließ, daß er sein Lager auflösen werde. Aber fast ein Monat verging, ohne daß Aytona von sich hören ließ. Wie beim Kampf

[1]) Baron Jumeaux aus dem Hause Duprat war weder schön von Angesicht noch von Gestalt, aber munter, tapfer und geistreich. So urteilt sein Landsmann Bussy, der mit ihm zusammen den berühmten Brief in Versen verfaßt hatte, den Lenet nach der Schlacht von Nördlingen erhielt. Früher Kapitän im Kavallerie-Regiment Guiche, wurde Jumeaux 1646 **Maréchal de bataille** und starb 1647.

[2]) 18. Juli.

[3]) „Sollte der Feind Flix angreifen, so gebe ich mein Wort darauf, daß St. Colombe sehr schlecht bestehen wird, vielleicht noch schlechter als Herr von Heudicourt in Landrecy." Prinz Condé an Mazarin, Lesborges 10. August 1647. Heudicourt hatte so eben Landrecy nach einer erbärmlichen Verteidigung dem Feinde übergeben. Karl von Bouzet-Marin, Herr v. St. Colombe, übergab Flix am 20. September 1650 dem Marquis von Mortara. Er war ein Verwandter von Le Tellier und starb 1652.

[4]) Wilhelm Raimund von Moncada, Marquis von Aytona, starb 1672. Der Marquis Mortara (Don Franzisko de Orozco), der gleich nach Aufhebung der Belagerung in Lerida erschien, hatte wahrscheinlich eine besondere Mission, da sein Name nicht auf der Liste der Generale des Marquis Aytona steht. Im November 1649 wurde Montara von Philipp IV. zum Vizekönig von Katalonien ernannt. Er nahm nicht allein Barzelona ein, sondern brachte durch

mit dem Degen der geschickte Fechter zurückweicht, um seinen Gegner zu einer Angriffsbewegung zu verleiten, so ging auch Condé einige Meilen zurück. Es war jedenfalls an der Zeit, Lesborges zu verlassen, denn es ist unter allen Verhältnissen rätlich, ein Lager zu räumen, welches Truppen zwei Monate lang im heißen Sommer inne gehabt haben. Der Aufenthalt in demselben ist der Gesundheit nachteilig, wenn es ursprünglich auch noch so gut angelegt war. Jetzt schon wurden die Fieberkranken rückfällig. Besonders heftig waren die Leute erkrankt, die den Feldherrn auf seinen Inspizierungsritten begleitet hatten. In damaliger Zeit besaß man noch nicht die richtigen Arzeneien gegen das Wechselfieber: Der gute Montreuil, der Condé seit zwanzig Jahren nie verlassen hatte, kannte kein anderes Mittel als reichliche Aderlässe. Bussy behauptet, der Tod des alten Arztes habe ihm und dem Prinzen das Leben gerettet.[1]) Des Prinzen Zustand erschien in der That eine Zeit lang hoffnungslos[2]). Ein Luftwechsel war geboten. Am dritten September verließen die Truppen das Lager. Eine starke Abteilung feindlicher Kavallerie zeigte sich, wurde aber überrumpelt und zusammengehauen. Dies blieb für den Augenblick die einzige Offensivoperation des Marquis von Aytona.

Verdu[3]), wo das Heer jetzt Stellung nahm, war eine eben so gute Wahl wie Lesborges. Ohne sich zu weit von Balaguer zu entfernen, näherte sich Condé dem Campo von Tarragona und zugleich auch der Stadt Barcelona, wo seine Anwesenheit besonders notwendig war. Die „Schmach von Lerida“ hatte in Katalonien denselben Eindruck gemacht wie in Paris. Die kastilianische Partei hob wieder das Haupt empor; die Freunde Frankreichs waren niedergeschmettert, Marca glaubte sich verloren. In der That war in Saragossa sowohl als in Paris schon das Gerücht verbreitet, der französische General-Visitator und der Gouverneur Margarit seien bei einem Aufruhr umgekommen. Da ging Condé im August nach Barcelona, und es gelang ihm, die Aufregung zu beschwichtigen. Doch Marca wurde von schwerer Krankheit befallen, man fürchtete für sein Leben, und der Prinz mußte wieder nach Barcelona eilen, um den Anordnungen vorzubeugen, welcher dieser Todesfall verursachen könnte.[4]) Das Erscheinen des

---

zwei glänzende Feldzüge fast die ganze Provinz unter die Herrschaft des Königs von Spanien 1650—1651. Von 1652 bis zum pyrenäischen Frieden beschränkte sich der Krieg dort auf Cerdagne und Lampourdan.

[1]) „Er ließ mir in drei Wochen acht Mal zur Ader. Glücklicherweise für mich wurde er selbst krank und starb, sonst hätte er mich ins Jenseits befördert.“ (Bussy's Memoiren.)

[2]) Am 25. August 1647 ließ der katalonische Ausschuß dem Prinzen Condé zu seiner Genesung Glück wünschen. (Archiv der „drei Arme“).

[3]) 48 km ostnordost von Borjas, 36 km östlich von Lerida, 8 km südöstlich von Cervera, 28 km nördlich von Montblanch, 55 km nordwestlich von Villefranche de Panados gelegen, das 40 km östlich von Barcelona liegt und wo Condé sich am 10. September, bei der Rückkehr aus der Hauptstadt, aufhielt. Am folgenden Tage, ehe er sich wieder zu seinem Heere begab, inspizierte er die Forts des Campo.

[4]) Condé an Mazarin, Verdu, 3. September.

Vizekönigs und seine Ansprachen gaben dem Ausschuß[1]) neuen Mut und beruhigten die Bürgerschaft. Übrigens genas Marca wieder.

Offensives Vorgehen des Prinzen Condé. Er bemächtigt sich Agers, 6—10. Oktober.

Im Monat Oktober nahmen die Ereignisse einen schnelleren Verlauf. Das französische Heer, welches sich durch Rekruten verstärkt, sich ausgeruht und erfrischt hat, geht schleunig in nordwestlicher Richtung vor, überschreitet bei Balaguer die Segre und nimmt bei Castillon de Farfagne eine derartige Stellung ein, daß seine Front gegen den Feind gerichtet ist, möge dieser nun direkt von den Ufern des Ebro kommen oder den Weg über Lerida nehmen. Dadurch wird auch des Vorgehen Arnauld's gedeckt, welchen der Prinz beauftragt hat, sich Ager's zu bemächtigen. Diese kleine Stadt, wie ein Adlernest in den Bergen versteckt, hat eine gewisse strategische Bedeutung. Ihre Einnahme soll die Sicherheit von Balaguer vermehren und die Einfälle des Feindes von jener Seite aus unmöglich machen. Wohl war das Vordringen durch die fast unzugängliche Lage und unwegsame Straßen erschwert; doch da alle Maßregeln umsichtig getroffen und genau berechnet waren, gelang das Unternehmen in drei Tagen. Ager wurde am 6. Oktober eingeschlossen und am 9. genommen.

Wenn Prinz Condé einen festen Platz erobert hatte, war seine erste Sorge, ihn wieder in Stand zu setzen und mit allem Nötigen zu versehen. Deshalb blieb er auch in Castillon, bis die Wälle von Ager wieder hergestellt waren, schickte aber von dort aus die Dienerschaft, Wagen und Pferde nach Frankreich zurück. Ankündigend, daß der Feldzug beendigt sei und seine Truppen die Winterquartiere beziehen, läßt er sie eine fächerförmige Aufstellung nehmen. Scheinbar sind sie weit von einander getrennt, sodaß der Feind Lust bekommen kann, einen Angriff zu wagen, in Wirklichkeit sind sie aber nahe genug bei einander, um sich gegenseitig unterstützen zu können.

Da sein Gegner ihn völlig überrascht hatte, war es dem Marquis von Aytona unmöglich, Ager rechtzeitig zu unterstützen. Doch schien ihm dieses verwegene Unternehmen die Gelegenheit zur Freimachung von Tarragona zu bieten; und er beschloß daher, sofort jene Posten im „Campo" anzugreifen, die jetzt von den Franzosen besetzt waren. Das hatte Prinz Condé vorausgesehen. Hören wir, was er darüber von Castillon de Farfagne aus an Mazarin schreibt: „Unsere Stellungen sind gut gewählt; sollten die Feinde versuchen, Ager zu Hülfe zu kommen, so bürge ich dafür, daß ihnen dies nicht gelingen wird. Wenn sie mit ihrer ganzen Armee anrücken, werden sie die festen Plätze in gutem Zustande finden, und ich werde ihnen auf den Fersen bleiben; wenn sie sich aber damit begnügen, eine kleinere Abteilung vorzuschicken, werde ich ihnen mit größeren Kräften entgegentreten. Mit einem Wort, so schwach wir auch sind, werden wir

[1]) Condé kam am 5. September nach Barcelona und wurde von dem Ausschuß beglückwünscht. (Archiv der „drei Arme").

doch das Unmögliche möglich machen, um nicht den Kürzeren zu ziehen." Und er zog nicht den Kürzeren.

Die Gegner wechseln ihre Stellungen. Marquis Aytones in Lerida, Condé in Tarraga.

Der spanische General ging über den Ebro nach Lerida. Während er hoffte, seinen Gegner durch dies Manöver irrezuführen, entsandte er den Baron Touteville in einer andern Richtung. Dieser tapfere Parteiführer hatte den Auftrag, mit seiner burgundischen Infanterie (Leute aus der Franche-Comté) Stadt und Schloß Constanti zu nehmen. Es war für die Spanier höchst wichtig, dieselben wieder in die Hände zu bekommen, da sie den stärksten Punkt der Befestigungen der Campo bildeten und für Tarragona sehr lästig waren. Ging Constanti verloren, so waren auch Salo, Reus und andere feste Plätze nicht zu halten. Condé, der es vortrefflich verstand, seine Kavallerie wachsam zu erhalten und ihr gute Führer zu geben, war aber stets rechtzeitig von allen Bewegungen des Feindes unterrichtet. Die kleinen, von seinen Truppen besetzten Forts waren mit einer Art von Telegraphennetz versehen [1]). Der Generalstab verständigte sich mit den Gouverneuren durch Signale und Kanonenschüsse. So hatte auch diesmal Condé sofort von den Bewegungen des spanischen Generals Kenntnis erhalten und seine Absicht erraten. Gramont sollte dieselbe vereiteln. Pfeilgeschwind eilte der Marschall mit einigen Schwadronen Constanti zu Hilfe. Unterwegs zieht er Verstärkungen an sich, zuerst La Trousse und darauf das in Montblanch stehende Korps des Grafen Broglie. Ihm auf dem Fuße folgend, geht Prinz Condé nach Süden, überschreitet wieder die Segre und vereinigt den Rest seiner Truppen in Tarraga, welche Stellung sich als eine vorzügliche Wahl erweist [2]). — Wie der Reiter sein Pferd sammelt, ehe er es ein Hindernis nehmen läßt, hält sich Condé von Lerida entfernt, ohne seine drohende Stellung aufzugeben. Er reicht Gramont die Hand und nähert sich Montblanch und dem Campo. Constanti wird entsetzt; nachdem Touteville vergeblich zwei kräftige Angriffe gemacht hat, wird er schließlich nach Tarragona zurückgedrängt und muß drei Kanonen und viele Gefangene zurücklassen.

Die spanische Armee wird auf ihrem Rückzug angegriffen und geht am 23. Oktober wieder über den Ebro.

Unterdessen hatte sich Aytona zum Vorgehen entschlossen [3]). Er will Gramont überfallen und ihm den Rückweg abschneiden und hofft, den geschwächten Prinzen

[1]) Die große Anzahl der Schlösser und Posten, welche Prinz Condé besetzte, entzog seiner Feldarmee nicht so viel Streitkräfte, als man glauben könnte. Da sie gehörig befestigt und mit Kriegsmaterial versehen waren, brauchte der Prinz nur kleine Besatzungen hineinzulegen. Er verwandte dazu die im Lande selbst ausgehobene Miliz und Leute solcher Regimenter, die der Ruhe bedurften oder zur Desertion geneigt waren, auf diese Weise Kräfte benutzend, welche er anderweitig nicht hätte verwenden können.

[2]) Tarraga liegt 28 km südöstlich von Castello di Farfanna, 8 km östlich von Belpuig. Belpuig 28 km nordnordwestlich von Montblanch — Constanti 26 km südlich von Montblanch, 6 km westnordwestlich von Tarragona, 6 km nordnordöstlicher Richtung von Salo.

[3]) Er hatte 8000 Mann Fußvolk, 3000 Reiter und 12 Geschütze. — Condé nur 7000 Mann Fußvolk, 1500 Reiter und 5 Geschütze.

dann mit Vorteil angreifen zu können. Deshalb geht er über Lerida hinaus bis nach Borjas (Les borges), wo er seine Truppen das verschanzte Lager beziehen läßt, welches die Franzosen zwei Monate lang inne gehabt haben. Aber schon war Gramont außerhalb seines Bereichs und hatte sich mit dem Oberfeldherrn vereinigt. Condé aber hütete sich wohl, es wie bei Freiburg oder Nördlingen[1]) zu machen und die starke Stellung des Feindes anzugreifen, — worauf dieser vielleicht rechnete — sondern beschränkte sich vielmehr darauf, die Rückzugslinie des Gegners zu besetzen. Er nahm Aufstellung in Belpuig, zwischen dem feindlichen Heer und Lerida. —

Am 23. Oktober ertönt das verabredete Signal. Drei vom Gouverneur von Arbecca abgegebene Kanonenschüsse zeigen den Franzosen an, daß der feindliche General (dem es an Lebensmitteln fehlt) seine Rückzugsbewegung begonnen hat. Sogleich werden die nötigen Befehle gegeben. Die Reiterei wird in zwei Abteilungen geteilt und erhält den Befehl, den Marsch des Feindes zu beunruhigen und aufzuhalten, damit das Fußvolk Zeit gewinnen kann, den Kampfplatz zu erreichen. Condé und Gramont befehligen die Reiterei, Arnauld und Broglie das Fußvolk. Dasselbe Verfahren war schon von Caesar angewandt worden, wie die Kommentare berichten, und die Nachahmung mußte glücklich ausfallen, wenn bei der Ausführung kein Irrtum vorfiel und kein Unfall eintrat. Doch Arnauld verfehlte den Weg. Condé drang, wie später bei Senef, auf den im Marsch begriffenen Feind ein; er sowohl als Gramont verrichteten Wunder der Tapferkeit. Besonders zeichneten sich bei diesem Treffen die katalonischen Schwadronen des Don Joseph von Arden und das berühmte deutsche Regiment Balthasar aus; aber die Infanterie langte nicht zur rechten Zeit an. Der Kampf dauerte bis in die Nacht. Am Fuße jener einst von den Legionen des Pompejus besetzten Anhöhen schlug man sich noch, als nur die Strahlen des Mondes das Feld beleuchteten, ganz wie das in Romanen erzählt wird. Die zusammengedrängten spanischen Truppen konnten nur mit großer Mühe ihre Verschanzungen erreichen. Ihre Nachhut wurde übel zugerichtet. Hätte Arnauld nicht den Weg verfehlt, so wäre es Condé vielleicht geglückt, auf dem Schauplatz von Caesars großen Erfolgen einen glänzenden Sieg davon zu tragen.

Am Morgen des folgenden Tages überschritt der Marquis von Aytona, seinen Marsch durch Kavalleriefeuer deckend, bei Lerida die Segre und zog sich über den Ebro zurück.

Günstige Lage Ende Oktober.

So ist nun das spanische Heer ins Königreich Aragonien zurückgedrängt. Da man die Truppen, denen es überdies auch an Lebensmitteln fehlt, hier nur widerwillig duldet, wird sich die Armee wohl auflösen müssen. Das französische Heer dagegen hat das Feld behauptet. Ihm stehen alle Hilfsquellen der Ebene von Urgel und der höchst fruchtbaren Umgebungen von Tarragona zu Gebote.

[1]) Der Schlacht, welche nicht allzufern von Nördlingen im Jahr 1645 stattfand, geben wir den Namen der Schlacht von Nördlingen, obgleich sie eigentlich Altersheim heißen sollte, zum Unterschied von der von den Schweden bei Nördlingen verlorenen Schlacht vom Jahr 1634.

Unsere Truppen sind von Balaguer bis Montblanch in Standquartiere verteilt und bilden eine Schlachtlinie, welche durch die Posten gedeckt wird, die Lerida und Tarragona umgeben.[1]) Jeder dieser beiden großen Plätze ist von einem Kreise gut bewachter und vorzüglich ausgerüsteter Festungen eingeschlossen, die jede Verbindung zwischen Tortosa mit Fraga oder Lerida unmöglich machen. Tarragona bleibt nur das Meer, Lerida nur der Weg über den Ebro. Graf Broglie hat den Oberbefehl im Campo von Tarragona und läßt die Forts von Constanti vollenden. Prinz Condé hinterläßt ihm sehr genaue Instruktionen.[2]) Marschall Gramont soll noch einige Tage beim Heere bleiben und dann durch Marchin abgelöst werden, der die Marschallswürde erhalten wird, deren er in hohem Grade würdig ist. Der neue Oberfeldherr kann dem Vizekönig, dessen Ankunft man entgegensieht, ein wieder erstarktes Heer zur Verfügung stellen, ein Heer, das Selbstvertrauen gewonnen hat, sich im Vorteil befindet und beim Beginn des nächsten Feldzuges bereit sein wird, vor Lerida oder Tarragona zu rücken.

Condé verläßt Katalonien am 7. November. Seine Abreise wird von der Bevölkerung betrauert.

Am 2. November kam Prinz Condé noch Barzelona und schlug am 7. den Rückweg nach Paris ein. Er reiste diesmal im Wagen und nahm sein erstes Nachtquartier in Hostalrich. Bei seinem Aufenthalt in der Hauptstadt hatte man ihn sehr gefeiert. Der Ausschuß veranstaltete ihm zu Ehren nicht allein einen großen Ball,[3]) sondern auch ein feierliches Antodafé,[4]) und durch nichts konnten die Repräsentanten der „drei Arme" von Katalonien dem von ihnen scheidenden Vizekönig einen glänzenderen Beweis ihrer Verehrung geben. In der That hatte sich wieder ein Umschwung in den Ansichten vollzogen. Frankreichs Ansehen war gestiegen, und Prinz Condé erfreute sich der besonderen Gunst der Bevölkerung. Im Juni waren die Bewohner von Barzelona nahe daran gewesen, sich für den König von Spanien zu erklären, heut, wo sie Ager genommen, Constanti entsetzt, Tarragona und Lerida eingeengt wußten, hätten die Katalonier gern den General behalten, der diesen Feldzug so glücklich beendet und den kommenden so gut vorbereitet hatte. Der Ausschuß bat ihn, wenn er seine Abreise nicht verschieben könne, doch wenigstens seine Rückkehr für das Frühjahr zu versprechen.[5])

---

[1]) Don Luis de Haro an den Marquis de los Balbazes 18. Januar 1647. Obgleich das Königreich Aragonien einsieht, daß die Truppen ihm Schutz gewähren, will es dieselben doch nicht in seinem Innern dulden „no las querra sufrir dentro de si."

[2]) Artikel, die mit Herrn Grafen von Broglie vereinbart wurden. Constanti 19. Nov. 1647. Note, die durch Marschall Gramont an den Herrn Prinzen geschickt wird.

[3]) Am 6. November. Seine Hoheit bezahlte die „dulces" (Süßigkeiten).

[4]) Bei der Vereinigung mit Frankreich hatten sich die Katalonier die Aufrechthallung der Inquisition ausbedungen. Die Rechtsstreitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten zwischen den Inquisitoren und dem königlichen Gerichtshof waren für die Vizekönige die Quellen mancher Verlegenheiten.

[5]) Protokoll der Sitzung der Deputation, 5. November. (Archiv der „drei Arme.")

„Die Leridas." Eindruck, den die Schlappe vor Lerida in Frankreich hinterlassen.

In Frankreich dachte man anders. Paris war noch immer von „Leridas" überschwemmt; mit diesem gemeinsamen Namen bezeichnete man die schon erwähnten Spottgedichte. Alle Welt sang sie, und Condé stimmte mit ein. Oftmals hörte man ihn vor sich hin summen:

„Vor Lerida, o Schrecken.
„Da blieb sein Rößlein stecken [1])!

Die großen Eigenschaften, welche er in diesem Feldzug an den Tag legte, strategische Geschicklichkeit, Worthalten und Charakterfestigkeit, sind nicht dazu angethan, die Menge zu blenden. Es ist der Geschichte vorbehalten, dieselben zu würdigen. Der äußere Glanz fehlt. Das Hauptunternehmen des Prinzen ist mißglückt, „das einzige, wo er die Waffen Frankreichs nicht zum Siege geführt hat.[2])" Über die Wahl des Angriffspunktes läßt sich streiten, und man kann vielleicht Condé den Vorwurf machen, er habe sich gleich zuerst in seiner Berechnung geirrt und die Dauer der Widerstandsfähigkeit von Lerida zu kurz bemessen. Gewiß ist, daß er in Katalonien nicht so groß dasteht wie Cäsar, trotzdem hätte er beinah seinem Gegner das Schicksal des Afranius bereitet. Als er nach Katalonien kam, fand er anarchische Zustände, ein Raubsystem war im Gange, und die Truppen standen unter dem entmutigenden Eindruck der Niederlage. Bei seiner Abreise herrschte überall Ordnung. Die festen Plätze waren in gutem Stande, die Anführer richtig gewählt, das Heer war reorganisiert und kampftüchtig, die Armee des Feindes dagegen entmutigt und über den Ebro zurückgedrängt.

Und doch hatte sein Ruhm gelitten. Der Neid, verkörpert in den „Importants", hatte vergeblich versucht, Condé die Palme des Sieges von Rocroy zu rauben; vor den Thatsachen mußte er verstummen. Nach den unentschiedenen

---

[1]) Scherz und Reim stammen vom Prinzen selbst und sind einem Brief entnommen, den er, gemeinschaftlich mit einigen Freunden, an die Marquise von Montausier richtete. Im Namen derselben antwortete Voiture den „Herren Katalonischen Rittern" in einem gereimten Briefe folgendes:

„Seh' deinen Brief ich an,
Bewundre ich den Mann,
Der selber hat geschrieben,
Daß stecken er geblieben
Mit seinem Roß vor Lerida.
Wohl ist kein andrer fern und nah,
Der solchen Scherz kann wagen
Und seinen Namen sagen."

In derselben poetischen Epistel erlaubt sich Voiture die kecke Bemerkung, Prinzen seien wunderliche Leute, und glücklich zu preisen sei jeder, der nichts mit jenen zu thun habe. So äußerte sich der Dichter nach der Schlappe von Lerida. In den Briefen, die er in letztvergangenen Jahren an den Sieger von Rocroy und Altersheim, an den Eroberer von Dünkirchen richtete, war freilich eine ähnliche Bemerkung nicht enthalten.

[2]) „Galerie der Thaten des Prinzen Condé in Chantilly." Inschrift des Bildes von 1647.

Gefechten; bei Freiburg erhob er von neuem das Haupt; die Eroberung des Rheins brachte ihn wieder zum Schweigen. Nach Nördlingen zählte er die Opfer; aber die Niederwerfung von Bayern erstickte abermals seine Stimme. Nach Dünkirchen wußte er nichts zu sagen: nach Lerida triumphierte er. Und der erste Eindruck verwischte sich auch später nicht. Als Maulevrier im Jahre 1710 Ludwig XIV. anzeigte, der Herzog von Orleans habe Lerida im Sturm genommen, „empfand die Familie Condé dies als eine Art Demütigung,"[1] und der König rief: „Es ist für meinen Neffen eine große Ehre, diese Festung erobert zu haben, die dem Grafen Harcourt zur Klippe geworden, und an der selbst ein Held wie Prinz Condé gescheitert ist!"

Noch heute ist der Name von Lerida eben so eng mit dem Gedächtnis des großen Condé verknüpft wie der Name von Rocroy.

Über Bleichsucht und Blutarmut.

Von
F. Winckel.[2])

In seiner schönen Erklärung, warum die Mediziner die einzigen Studierenden seien, die sich von ihrer Wissenschaft auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhielten, sagt Goethe: Die Gegenstände ihrer Bemühungen seien die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die kompliziertesten. Die Medizin beschäftige den Menschen ganz, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftige. Auch das Thema, mit welchem wir uns heute befassen wollen, beschäftigt sich mit dem ganzen Menschen und ist sehr wohl im stande, einen Mediziner ganz und voll zu beschäftigen. Auch gehört es, obwohl sehr sinnlich und scheinbar ungemein einfach, gleichwohl zu den schwierigsten und kompliziertesten, die es giebt. Es ist ein Thema, über welches Laien ungemein häufig als von etwas ganz Bekanntem sprechen, jedenfalls ohne eine Ahnung davon zu haben, wie viele der in dasselbe einschlagenden Fragen noch ihrer Beantwortung harren, und ein Thema, welches so recht zur Beschreibung auch außerhalb ärztlicher Kreise sich eignet, weil es lehrt, wie man durch allseitige Beobachtung von Krankheitsursachen immer mehr dahin gelangen kann, Krankheiten vorzubeugen.

Der edelste Saft des menschlichen Körpers, das Blut, ist zwar seit undenklichen Zeiten bekannt. Auch wußte man, daß von seiner Mischung die Gesundheit mit abhängig sei, aber daß es in den Adern in steter Bewegung sei, das wußte man nicht, man hielt es für ruhend; oder man leitete alle Krankheiten von einer widernatürlichen Bewegung desselben von den Venen in die Arterien

[1]) Memoiren von St. Simon.

[2]) Ein Vortrag.

ab. Jahrtausende waren bereits über die Blüte der griechischen Medizin hinweggerauscht, ehe der Kreislauf des Blutes entdeckt wurde. Ein Engländer war es, ein Zeitgenosse des gewaltigen Shakespeare, dem wir diesen Fortschritt verdanken. Wenn man aber die Worte dieses Dichters liest, so könnte es scheinen, als wenn Shakespeare selbst der Vater dieser Entdeckung wäre. Läßt er doch Warwick an der Leiche des ermordeten Glocester sagen:

Seht, wie sein Blut sich ins Gesicht gedrängt!
Oft sah ich einen geistig Abgeschiedenen
Aschfarb von Ansehn, mager, bleich und blutlos,
Weil alles sich ums Herz hinabgezogen.
Das in dem Kampf, den mit dem Tod es hält,
Es an sich zieht zur Hilfe gegen seinen Feind,
Wo's mit dem Herzen kalt wird und nicht rückkehrt,
Die Wangen noch zu röten und verschönen.

Ist hier nicht die Bewegung des Blutes von dem Herzen zum Gesicht und zurück mit klaren Worten ausgesprochen? Sollte man nicht glauben, daß Shakespeare von Harvey, dem Entdecker des Kreislaufs, in sein Geheimnis eingeweiht sei? Aber Harvey kam erst 1604 nach London, gerade in der Zeit, in welcher Shakespeare dasselbe verließ, und Harvey trug erst 1619, d. h. 3 Jahre nach Shakespeares Tode, seine Entdeckung des Blutkreislaufs seinen Schülern vor (vergl. Aubert: Shakespeare als Mediziner, Rostock bei Stiller). Und so überraschend kam sie noch aller Welt, als er dieselbe 9 Jahre später erst (1628) publizierte, daß sie einen gewaltigen Sturm hervorrief und viele ärztliche Gegner ihm erwuchsen. Wenn wir also auch nicht annehmen können, daß Shakespeare wirklich den Blutkreislauf gekannt hat, und ein späteres Zitat wird dies noch beweisen, so ist es doch unzweifelhaft, daß er mit derjenigen Krankheit wohl vertraut war, von der hier die Rede sein soll und daß er ihr auch den richtigen Namen gegeben hat. Die Annahme unserer ersten medizinisch-geographischen Autoritäten (Prof. Hirsch), daß Sennert zuerst den Ausdruck Chlorose gebraucht habe, ist um deswillen wohl nicht ganz stichhaltig, weil die Dichtung König Heinrich IV. wahrscheinlich zwischen 1592 und 1597 fällt, Sennerts diesbezügliches Werk aber erst in das Jahr 1628. Die interessante Stelle, an welcher Shakespeare diese seine medizinischen Erfahrungen dem Falstaff in den Mund legt, ist zugleich amüsant dadurch, daß er seine Kenntnis von den Entstehungsursachen dieser Krankheit mit einflicht. In König Heinrich IV., II. Teil, 4. Aufzug, 4. Szene, da, wo Falstaff den scheidenden Prinzen Johann gebeten hat, bei seinem Vater ein gutes Wort für ihn einzulegen und dieser ihm geantwortet hat: „Lebt wohl, Fallstaff, ich an meiner Stelle will besser von euch reden, als ihr's wert seid," da murmelt Falstaff hinter ihm her: „Meiner Treu, dieser junge Knabe von nüchternem Geblüt liebt mich nicht, auch kann ihn kein Mensch zum Lachen bringen, aber das ist kein Wunder, er trinkt keinen Wein. Es wird niemals aus diesen bedächtigen Burschen etwas Rechtes, denn das dünne Getränk und die vielen Fischmahlzeiten kühlen ihr Blut so übermäßig, daß sie in eine Art von männlicher Bleichsucht verfallen." Green sickness ist die Bezeichnung,

welche Shakespeare gebraucht, eine treffliche Übersetzung des griechischen Ausdrucks Chlorose. Wenn also, wie wir Hirsch glauben wollen, in keinem medizinischen Werk der Ausdruck Chlorose vor Sennert vorkommt, so werden wir Shakespeare wenigstens das Verdienst zuerkennen müssen, eine der Bezeichnung Chlorose identische in die englische Sprache eingeführt zu haben, auch' ein Beweis, welch ein trefflicher Beobachter der Menschen er war!

Doch genug von diesen geschichtlichen Erörterungen, wenden wir uns nun zu der Frage: Was ist denn Blutarmut und was Bleichsucht? Die Antwort hierauf ist nicht so einfach, wie es scheint. Blutarmut kann offenbar in zweifacher Hinsicht verstanden werden, nämlich als Armut an Blut und als Armut des Blutes oder mit anderen Worten als eine Verminderung der Gesamtmenge des Blutes oder nur einzelner Teile desselben. Indessen decken sich diese beiden Bezeichnungen doch nicht völlig; denn eine Verminderung des Blutes bewirkt noch nicht ohne weiteres Blutarmut. Von dieser werden wir erst sprechen können, wenn so viel Blut verloren worden ist, daß die noch gebliebene Menge desselben nicht ausreicht, um alle Organe in einem gewissen Wohlbehagen gedeihen zu lassen. Um für diese Menge einen bestimmten Ausdruck zu erlangen, werden wir zuerst die Frage erörtern müssen: wie viel Blut hat denn überhaupt der gesunde Mensch, wie viel bedarf er davon zu seinem Leben und Gedeihen und wie viel könnte er davon entbehren? Die Ansichten der Ärzte hierüber waren früher sehr verschieden, Blumenbach gab beispielsweise die Blutmenge des Erwachsenen zu 8—10 Pfund, Haller zu 28—30 und Reil sogar zu 40 Pfund. Erst durch ein sehr kompliziertes Verfahren und zwar erst seit 30 Jahren durch die Untersuchungen von v. Bischoff und Welcker wissen wir, daß die Blutmenge beim Erwachsenen $^1/_{13}$ seines Gewichts, also ca. 5 kg und beim Neugeborenen $^1/_{19}$, also etwa 170 g beträgt. Fettleibige besitzen absolut weniger Blut als magere und außerdem geringeren Farbstoffgehalt der roten Blutkörperchen.

Wie viel von dieser Blutmenge zum Leben nun unbedingt notwendig ist, das haben uns Blutentziehungen bei Menschen und Tieren gelehrt, welche zu gleicher Zeit die verschiedenen Erscheinungen der Blutleere und deren Überwindung durch den Organismus deutlich erkennen lassen.

Während Neugeborenen schon ein Blutverlust von einigen Eßlöffeln, einjährigen Kindern derjenige von $^1/_2$ Pfund gefährlich werden kann, kommen Erwachsene erst dann direkt in Lebensgefahr, wenn sie die Hälfte ihrer Blutmenge verloren haben. Frauen überstehen erhebliche Blutverluste leichter als Männer; fette Personen, Greise und Schwächliche schwerer, und je schneller die Blutung erfolgt, um so gefährlicher ist sie. Im Durchschnitt genügt schon die Entziehung von 1 Pfund Blut beim Erwachsenen durch einen Aderlaß, um eine Ohnmacht herbeizuführen; aber englische Ärzte sollen bei Matrosen und Seeleuten nicht selten 1—200 Unzen (3—6 ? k) und ein Arzt in Philadelphia will sogar einem ihm befreundeten Arzt daselbst 2700 g auf einmal entzogen haben! Wesentlich besser ertragen werden in Pausen wiederholte Blutentziehungen. So kannte ich eine Dame, der vor 30 Jahren

innerhalb 10 Wochen wegen einer Entzündung 80 Blutegel und 47 Aderlässe gemacht wurden und die trotzdem sich völlig wieder erholte.

Versuche an Tieren über den Effekt von Blutentziehungen haben ergeben, daß Verluste bis $^1/_7$ der ganzen Blutmenge die Erregbarkeit des Großhirns noch nicht alterieren, bei $^1/_7$—$^1/_5$ wird dieselbe erhöht; noch stärkere Blutverluste setzen sie herab, bis sie ganz aufhört, nachdem die Tiere bereits eine Zeit lang somnolent geworden sind.

Die Regeneration des Blutes erfolgt bei kräftigen und gut genährten Menschen in überraschend schneller Weise. Die Menge der Blutflüssigkeit ist nach mittelstarken Aderlässen schon in wenigen Stunden, nach starken Blutverlusten in 24—48 Stunden wiederhergestellt. Die roten Blutkörperchen sind aber erst nach 7—34 Tagen wieder vollzählig.

Die ersten Erscheinungen, welche bedenkliche Blutverluste nach sich ziehen, sind Bläſſe und Kälte der Haut, Beklemmung, Erschlaffung, Gähnen, Flimmern vor den Augen, Ohrensausen und Schwindel, Atemnot und Neigung zu Ohnmachten. Da nun der Furchtsame einen Teil dieser Erscheinungen auch zeigt, so wurde seine Furchtsamkeit früher für Folge von Blutarmut erklärt. So sagt beispielsweise Falstaff an der vorhin schon zitierten Stelle ferner: „Die zweite Eigenschaft eines vortrefflichen Sekts ist die Erwärmung des Bluts, welches zwar kalt und ohne Bewegung die Leber bleich und weiß ließ, was das Kennzeichen der Kleinmütigkeit und Feigheit ist, aber der Sekt erwärmt es und bringt es von den innersten zu den äußersten Teilen in Umlauf.“ Und an einer anderen Stelle wird, um die große Bleichheit des Junkers Christoph von Bleichenwang zu beschreiben, gesagt (Was Ihr wollt, Akt III, Szene 2): „Wenn der geöffnet würde und Ihr fändet in seiner Leber so viel Blut, als eine Mücke auf ihrem Schwanze davon tragen kann, so wollte ich das übrige Gerippe aufzehren.“ Interessant und jedenfalls nicht zufällig ist, daß Shakespeare gerade den Blutgehalt der Leber, die beispielsweise $^1/_4$ der gesamten Blutmenge enthält, wiederholt als Beweis für den Blutgehalt des Körpers überhaupt anführt; man geht wohl nicht zu weit, wenn man als Erklärung hierfür die Thatsache zu Hilfe zieht, daß er im Hause seines Vaters, der Oekonomiebesitzer, Handschuhmacher und Metzger war, wiederholt Tiere schlachtete und deren Organe und ihren Blutgehalt zu sehen Gelegenheit hatte (Aubert).

Wird der Blutverlust mehr als $^1/_2$ der Gesamtmenge, so tritt Erweiterung der Pupille auf, große Angst, Ohnmacht, tiefe Bewußtlosigkeit und endlich unter Konvulsionen der Tod. Dieser erfolgt nun merkwürdigerweise nicht durch den massenhaften Verlust an roten und weißen Blutkörperchen, sondern infolge des zu bedeutenden Wasserverlustes, was dadurch bewiesen wird, daß eine rechtzeitige rasche Wasserzufuhr denselben aufhalten, ja sogar verhüten kann. Bei Hunden z. B., welche durch Verlust von $^1/_2$—$^2/_3$ ihrer Blutmenge dem Tode nahe waren, hat eine Injektion einer 0,6% Salzlösung überraschend schnell die Gefahr beseitigt, und durch diese Salzwassereinspritzungen in die Adern sind von sechs Personen,

welche dem Verblutungstode nahe waren, vier gerettet worden. Die Menge des injizierten Wassers muß aber mindestens 500 Gramm betragen.

Ganz ähnlich wie die Veränderungen, welche wir in dem übrig gebliebenen Blut als Folge direkten Blutverlustes kennen gelernt haben, ist nun die Blutbeschaffenheit, welche bei der Bleichsucht, der Chlorose, ohne einen solchen Blutverlrst sich entwickelt; sie ist eine Erkrankung, welche eine Verarmung des ganzen Blutes an einzelnen wichtigen Bestandteilen führt. Um diese zu begreifen, müssen wir auf die Beschaffenheit des Blutes selbst noch etwas näher eingehen. Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, eine genaue Analyse sämtlicher Blutbestandteile aufzuführen. Es genügt hervorzuheben, daß die rote Farbe des Blutes herrührt von dem in roten Blutkörperchen enthaltenen Farbstoff, der namentlich viel Eisen enthält, und daß außer den roten Blutkörperchen und zwar ca. 1:335 auch weiße vorkommen. In 1 Kubikmillimeter sind z. B. 5 Millionen rote und 14000 farblose Körperchen. Das Weib hat weniger Blutkörperchen im Verhältnis als der Mann, dagegen mehr Eiweiß und Wasser. Als besondere Bildungsherde der roten Blutkörperchen gelten nun beim Erwachsenen die Milz, die Lymphdrüsen und das rote Knochenmark, weil man in letzterem namentlich alle Stadien der Übergänge, d. h. zuerst farblose, die den weißen nahe stehen, und außerdem rote kernhaltige als Vorläufer der roten gefunden hat. Die kernhaltigen verlieren ihren Kern und nehmen den Blutfarbstoff in jenen Organen auf. Natürlich bleiben die roten nicht unverändert an der Zahl, sondern während neue gebildet werden, gehen alte zu Grunde; wo, wodurch und wann ist noch streitig, am wahrscheinlichsten wohl in der Leber, vielleicht auch in der Milz.

Die für das gesunde Blut notwendige Zahl der roten Blutkörperchen kann abnehmen, abnorm sinken, wenn erstlich zu wenig neue gebildet werden, zweitens zu viele zu Grunde gehen, drittens zwar neue gebildet werden aber nicht den hinreichenden Farbstoff erhalten, oder endlich viertens, wenn sie in den diesen bildenden Organen zurückgehalten werden. Von der Chlorose, der Bleichsucht, wissen wir, daß bei ihr nicht bloß die Zahl der roten Blutkörperchen sehr bedeutend, sogar bis zur Hälfte vermindert sein kann, sondern daß auch in den vorhandenen die Menge des Blutfarbstoffs bisweilen bis auf $^1/_3$ der gewöhnlichen Quantität abgenommen hat; mithin ist der Eisengehalt des Blutes beträchtlich reduziert. Gleichzeitig ist der Eiweißgehalt des Blutes geringer, es zeigt also im ganzen eine mehr wässerige Beschaffenheit. Ob neben dieser verminderten Entwickelung von roten Blutkörperchen auch ein zu erhebliches Zugrundegehen derselben einhergeht, das ist wohl noch nicht sicher ermittelt; ebensowenig, welche Organe dann vorwiegend die Schuld an jenem Bildungsmangel tragen. Bei einzelnen an Bleichsucht verstorbenen Kranken fand man außerdem eine angeborene Schwäche der bluttreibenden Organe, des Herzens und der großen Schlagadern. Allein diese Veränderung kann nicht in vielen Fällen Ursache der Chlorose sein, weil die meisten Bleichsüchtigen vollständig hergestellt werden und weil jene genannten Bildungsfehler des Herzens und der Schlagadern auch bei nicht chlorotischen ziemlich häufig vorkommen.

Die gewöhnlichen Krankheitserscheinungen, die wir bei der beschriebenen Blutanomalie finden, sind: Blässe der Wangen, Lippen und des Zahnfleisches; Kopf- und Zahnschmerzen; Ohrensausen; geringer Appetit, Widerwille vor Fleischspeisen, Verdauungsstörungen der mannigfachsten Art. Die Kranken sind immer müde, hinfällig, matt, schläfrig, haben leicht Herzklopfen und zuweilen selbst Ohnmachten. Sie seufzen oft, hüsteln, und Abmagerung, selbst Schwellungen der Füße oder gar des Gesichts stellen sich ein, sodaß sie von manchen sogar für schwindsüchtig gehalten werden.

Ja es giebt sogar Fälle, in denen das Leiden unaufhaltsame Fortschritte macht und bald zum Tode führt, und solche hat man als fortschreitende bösartige Blutverarmung bezeichnet. In solchen Fällen konstatierte man nicht bloß die Abnahme der roten Blutkörperchen bis zu $^1/_{10}$, bedeutend verminderten Blutfarbstoff, sondern auch vermehrte Ausscheidung des Eisens auf außergewöhnlichem Wege. Man fand dabei im Blut vielfach abnorme, kleine oder unregelmäßig geformte Blutkörperchen neben vielen sehr blassen und in einigen Fällen konstatierte man im Blute zahlreiche Mikrokokken in äußerst lebhafter Bewegung, ebenso in der Leber in großer Menge. Die Untersuchung derselben ergab, daß die in die Leber eingewanderten Pilze von einem Zahnpilz abstammten, und der Autor, welcher dieselben fand, sprach die Ansicht aus, daß die Pilze, von schadhaften Zähnen in den Magen und Zwölffingerdarm, von da in die Leber und von dieser aus in die Blutmasse gelangt, hier ihre perniciöse Wirkung entfalten, eine Ansicht, die aber noch ihrer Bestätigung durch neue Beobachtungen harrt.

Von diesen beiden nur graduell verschiedenen Arten der Bleichsucht unterscheiden wir nun noch das sogenannte weiße Blut, die Leukaemie. Hierbei sind die farblosen Blutkörperchen sehr bedeutend, ja fast bis zur Menge der roten vermehrt; das Blut erscheint daher milchig oder eiterähnlich. Es steht aber noch nicht fest, ob die gebildeten farblosen Blutkörperchen in farbige umgewandelt werden können, oder ob sie einen schädlichen Einfluß auf die Bildungsstätten der roten Blutkörperchen ausüben.

Endlich dürfen wir nicht zu erwähnen vergessen, daß mit diesen wirklichen Erkrankungszuständen des Blutes von Laien häufig Zustände vorübergehender Blutleere einzelner Organe verwechselt werden. Wenn jemand friert, ihm übel, er durch Alkohol oder Tabak vergiftet oder seekrank ist, so sieht er fast ebenso hohläugig, blaß und hohlwangig aus wie Anämische, auch wenn er nicht einen Tropfen Blut verloren und seine Blutkörperchen in gehöriger Menge aufzuweisen hat. In solchen Fällen sind einzelne Teile des Gehirns blutleer, und die ihnen zukommende Blutmenge ist zum Teil andern Organen in erhöhtem Maße zugeführt. Diese lokale vorübergehende Blutleere kann für die betroffenen Organe natürlich dieselben Folgen haben wie stärkerere allgemeine Blutverluste, indessen gleichen sich jene selbstverständlich in kürzester Zeit wieder aus.

Nach diesen manchen von Ihnen vielleicht zu eingehenden Betrachtungen der Arten der Bleichsucht gelangen wir nun zu deren Ursachen und wollen

zunächst eine kurze Generalübersicht derselben geben, um dann auf die Bedeutung einzelner unter ihnen etwas näher einzugehen. Allgemein anerkannte Ursachen der Bleichsucht sind: Mangel an frischer Luft und Sonnenlicht, enge, dunkle Wohnungen, vor allem aber kleine, kalte Schlafzimmer, in die mehrere Personen eingeklemmt sind; ferner Mangel an genügender Nahrung, besonders eine eiweißarme Kost; zu geringe und zu starke körperliche Bewegungen; zu hohe und zu niedere Temperatureinwirkungen; zu intensive geistige Anstrengungen und deprimierende dauernde Gemütsaffekte. Außer diesen Ursachen, die, wie jedermann sofort erkennen wird, durch Medikamente gar nicht oder nur wenig zu bessern sind, führen auch fast alle Organerkrankungen, namentlich wenn Fieber mit denselben verbunden ist, in kürzerer oder längerer Zeit zur Blutarmut. Sie alle aufzuführen, würde uns hier natürlich viel zu weit führen. — Auf der Naturforscherversammlung zu Wien im Jahre 1856 hielt nun ein sehr bekannter Arzt, Direktor eines großen Kinderspitals, einen Vortrag über die Blutarmut, Bleichsucht und die ihnen verwandten Zustände als den vorwiegenden Charakter unseres Zeitalters, wobei er die Überzeugung aussprach, daß die Verschlechterung des Menschengeschlechtes rasche Fortschritte mache, daß durch maßlose Anspannung aller Kräfte des Geistes, die ruhelose Aufstachelung der Leidenschaften, ein rastloses Drängen und Treiben und eine heißentbraunte, sich stets überbietende Konkurrenz ebenso wie die Nervosität und Gemütsstörungen auch die Blutarmut und Bleichsucht immer mehr überhand nehme. Da nun diese Anstrengungen nicht mehr bloß bei Erwachsenen stattfänden, sondern auch die Viellernerei der Kinder nachgerade auf ein sehr bedenkliches Maß getrieben sei, die Zahl der blutarmen Kinder sogar 70—80% nach seinen Erfahrungen betrage, so kam er zu dem Schlusse, daß die Häufigkeit der Blutarmut bei Erwachsenen auf dieselben Erkrankungen der Kindheit zurückgeführt werden müsse.

An dieser Jeremiade ist gewiß manches Wahre; aber sie ist doch auch in mancher Beziehung übertrieben und leicht zu widerlegen. Zunächst steht einmal fest, daß bis zum 6. bis 7. Jahr die Blutarmut bei Knaben und Mädchen gleich oft vorkommt, daß sie dann aber bei weitem häufiger bei Mädchen gefunden wird, und daß gerade in den Jahren, in welchen bei Knaben die größten geistigen Anstrengungen stattfinden, namentlich zwischen dem 15. und 25. Jahre, der Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu Ungunsten der Mädchen ein ganz eminenter ist.

Ein weiterer wichtiger Einwand ist der, daß die Bleichsucht nicht bloß bei hochzivilisierten, sondern auch bei wenig kultivierten Völkern und zwar in ziemlich gleicher Ausdehnung vorkommt. Denn sie ist wie im mittleren Europa auch in der gemäßigten Zone Amerikas, ferner in Mexiko, Brasilien, in Algier, Indien, Chochinchina, Japan und China verbreitet. Besonders aber ist die schon bedeutende Verbreitung der Chlorose auf St. Miquelon, Neufundland, ferner auf Island und den Faröerinseln, dann an den Küsten und im Innern Norwegens, endlich in den orientalischen Harems von Algier bis nach Konstantinopel um deswillen besonders interessant, weil man in allen diesen Gegenden wohl schwerlich

eine Hyperzivilisation und zu große geistige Anstrengung als Ursache jener Bluterkrankung beschuldigen kann.

Noch wichtiger aber sind die Erfahrungen, welche man beziehentlich der Bleichsucht in Schweden gemacht hat. Dort hat dieselbe erst vom Jahre 1851 an eine epidemische Verbreitung gewonnen. Sie kommt nicht mehr bloß wie früher bei einzelnen Personen der wohlhabenden Klassen und in den ärmeren Volksschichten der Städte vor, sondern sie hat in einzelnen Distrikten auch unter der ländlichen Bevölkerung allmählich immer weitere Ausdehnung gewonnen, und zwar nicht bloß die leichtere, auch die schwere Art der Erkrankung, so daß sie in der That als ein endemisches Leiden des Landes betrachtet werden kann.

Die Angaben darüber, wie groß die Ziffer der Erkrankten ist, sind noch nicht sehr zahlreich. Wir begnügen uns mit dem Zitat, daß in Island 5% aller dort vorkommenden Kranken und 11% aller erkrankten Frauen an Chlorose leiden sollen. In Deutschland kamen im Königreich Sachsen in vier Jahren 2,2—2,5% Blutarme in den Krankenanstalten vor, und von 6 Jahren sind in der ganzen Bevölkerung eines Medizinalbezirks (Meißen)

1867	1868	1869	1870	1871	1872	2340 auf 58460 Kranke
370	390	381	446	348	405	ca. 4% konstatiert worden.

Hier ist also die Zahl schon erheblich höher. Auch aus der Praxis eines einzelnen Arztes läßt sich mit Leichtigkeit beweisen, daß die Zahl der in Krankenhäusern an Blutarmut und Bleichsucht Behandelten hinter derjenigen in der Gesamtbevölkerung erheblich im Verhältnis zurückbleibt. Verfasser fand in seiner Dresdner Klinik nur 1,7%, in der Privatpraxis in Sachsen dagegen 5%. In Bayern scheinen auf den ersten Blick die Verhältnisse viel günstiger als anderwärts zu liegen. Nach den offiziellen Berichten kamen in den letzten Jahren in öffentlichen und Privat-Krankenanstalten des ganzen Landes nur 0,9—1,0% Blutarme vor und in dem über $10^1/_4$ Jahre sich erstreckenden Bericht unseres großen Krankenhauses links der Isar sogar nur (461:81674 Kranke) 0,56%! Man hat gewiß mit Recht darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich die so vorzügliche, an Eiweiß, Fetten und Kohlehydraten überreiche Nahrung der arbeitenden Klassen meistens ein Grund des seltenen Vorkommens der Anämie hierselbst sei. Indessen darf man dabei nicht vergessen, daß, da die Kindersterblichkeit in Bayern um wenigstens 10% höher ist als im übrigen deutschen Reich, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Überlebenden weniger zu solchen Erkrankungen disponiert sein werden, während ein nicht geringer Satz von jenen 10%, wenn sie am Leben geblieben wären, wohl die Ziffer der an Blutarmut Leidenden erhöht haben würde. Wenn es gestattet wäre, aus der kurzen Beobachtungszeit von $^5/_4$ Jahren mit $8^1/_2$ und $11^1/_2$ jährigen Zeiträumen Vergleiche zu ziehen, so wären nach meinen Beobachtungen in Mecklenburg unter den besseren Ständen 3, in Sachsen 5 und in Bayern sogar 7% Blutarme, indessen ist die Zeit, auf die sich dieses Resultat gründet, noch zu kurz. Immerhin ist es bemerkenswert und zeigt meines Erachtens, daß man doch auf eine gute Ernährung allein nicht zu viel Gewicht unter den Ursachen der Bleichsucht legen dürfe.

Darin stimmen indes alle Beobachter überein, daß bei beiden Geschlechtern zwischen dem 15. und 30. Jahre die Blutarmut am häufigsten vorkommt, aber — beim weiblichen Geschlecht zehnmal so oft wie beim männlichen. Diese Thatsache spricht zweifelsohne dafür, daß in der Organisation der Weiber eine gewisse Neigung zu derartigen Erkrankungen liegen muß, aber daß gewisse Schädlichkeiten in seiner Lebensweise mindestens ebensoviel zu ihrer Entstehung beitragen, werden wir gleich zeigen. In dieser Beziehung ist es ungemein wichtig, die Erfahrungen der schwedischen Ärzte zu Rate zu ziehen, weil dort erst seit den letzten drei Dezennien und so rasch jenes Leiden endemisch geworden ist. Von ihnen erfahren wir nun, daß der hauptsächlichste Grund hierfür in der vollkommen veränderten Lebensweise zu suchen sei, welche unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung in den meisten Gegenden des Landes seitdem sich entwickelt habe. Früher habe die Frau mit dem Manne fast alle Beschwerden der Feldarbeit geteilt, habe fast anhaltend in der freien Luft gelebt, sich der anstrengendsten Beschäftigung unterzogen und sei dadurch abgehärtet und körperlich kräftig geworden. Seit den letzten Dezennien aber beschäftigten die Frauen sich, ausgenommen in der Erntezeit, fast ausschließlich mit häuslichen Arbeiten und hielten daher auch die Kinder fast immer im Hause eingeschlossen, dessen beschränkte, enge, ungesunde Räumlichkeiten schon an sich einen verderblichen Einfluß auf das Gedeihen seiner Bewohner äußern müssen. Von wie großer Bedeutung dieser Umstand aber für das endemische Vorkommen der Chlorose ist, geht daraus hervor, daß in den Gegenden, wo auch heute noch die alte Lebensweise im Gebrauch sei, die Krankheit selten oder gar nicht, in den Landschaften dagegen, wo sich die Frauen fast nur mit häuslichen Arbeiten beschäftigten, am verbreitetsten gefunden werde. Auch für Norwegen wird diese Thatsache von ärztlicher Seite bestätigt. Und auch für St. Miquelon ebenso wie für die Türkei, Ägypten und Algier wurden dieselben Schädlichkeiten, namentlich der anhaltende Aufenthalt in geschlossenen Räumen, die mangelhafte Bewegung der Individuen in freier Luft, die sonnenarmen Wohnungen als die Hauptursachen der ausgebreiteten Bleichsucht unter der weiblichen Bevölkerung anerkannt. Die soziale Lage dagegen erwies sich als untergeordnet: bei arm und reich, in Stadt und Land kommt die Erkrankung vor. So ist denn in Schweden nicht etwa die zunehmende Armut an ihrer Verbreitung schuld, da diese mehr in den Städten um sich gegriffen hat, während die Erkrankung gerade die ländlichen Gegenden mehr betroffen hat und in diesen unter den besitzenden Klassen häufiger als unter den Ärmeren und den Tagelöhnern gefunden wird.

Daß auch in Deutschland der Mangel an genügender kräftiger Bewegung in frischer, freier Luft einen sehr wesentlichen Grund zu der viel häufigeren Erkrankung der Mädchen an Bleichsucht mit abgiebt; daß enge Wohn-, besonders aber enge, unzureichende Schlafräume ihr wichtiges Teil zur Entstehung derselben beitragen; daß die Art der körperlichen und geistigen Beschäftigung, der Kleidung und Nahrung bei der weiblichen Jugend noch vielerlei Verbesserungen bedarf, daß endlich das gesellige Leben, die häufigen Bälle, Konzerte, Theater u. s. w.

genug Anlässe zu Schädigungen der Gesundheit und zur Blutarmut und Bleichsucht abgeben können, bedarf bloß der Erwähnung.

Ob nun auch in den Gegenden, wo man die Bleichsucht schon seit Jahrhunderten kennt, die Häufigkeit derselben zugenommen hat, das läßt sich, weil brauchbare statistische Unterlagen bisher ganz fehlen, noch nicht beweisen. Die früher zitierten Angaben aus Sachsen scheinen nicht dafür zu sprechen, und es ist doch wohl auch anzunehmen, daß die zahlreichen Verbesserungen in Wohnung, Nahrung, Kleidung, Beschäftigung und Erholung, welche der Fortschritt der Kultur mit sich bringt, zahlreiche Nachteile früherer Sitten und Zeiten, aus denen Blutarmut hervorgehen konnte, auszugleichen imstande sind. So können wir denn doch hoffen, daß die von Hufeland vor 50 Jahren ausgesprochene Befürchtung, daß wir auf dem Wege seien, Schattenbilder zu werden, nicht Körper und nicht Geist, für welche sich zur Beschleunigung ihres Unterganges die Zerstörbarkeit und die zerstörenden Potenzen zugleich erhöhten und vermehrten, niemals in Erfüllung gehen wird.

Diese kurzen Bemerkungen, verehrte Anwesende, werden genügen, um Ihnen zu zeigen, wie viele Fragen noch, selbst bei einer so einfachen Erkrankung, wie die Bleichsucht ist, einer weiteren Bearbeitung harren und daß, was die Behandlung des Leidens betrifft, es wahrlich nicht mit der inneren Verabreichung des Eisens oder des Blutfarbestoffes als Arzeneimittel gethan ist. Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: zuerst entferne man die Ursachen, erst wenn das allein nicht mehr hilft, dann ist auch die medikamentöse Behandlung nötig!

Dazu erlauben Sie mir zum Schluß noch ein Beispiel! Wer mit mir am Ende dieser Stunde in diesem Kreise sich umschaut, wird jetzt manches Gesicht schmaler und blasser als im Beginn des Vortrages finden. Ein zeitweise unterdrücktes Gähnen kehrt mit erhöhter Macht wieder und bricht endlich siegreich durch; ja sogar der obenerwähnte dritte Grad der Blutleere des Gehirns, eine gewisse Somnolenz, Schläfrigkeit genannt, macht sich bei manchem sichtlich geltend. Das lange Stillsitzen, der Hunger und Durst, die vergebliche Anstrengung, den oft ineinandergeschachtelten Konstruktionen und vielen Fremdwörtern zu folgen, rächt sich allmählich, eine allgemeine Erschlaffung droht. Allein getrost! Die Vorhersage ist gut, wir kennen die Ursache ganz genau, und in kurzer Zeit wird mit ihrer Beseitigung auch das Leiden gehoben sein. In frischer Luft, nach einem kühlen Trunk, bei erquickender Speise werden Sie den Anfang dieser Bleichsucht bald überwinden. Wenn Sie dann aber in kurzem sich wieder behaglich fühlen, wenn der Schleier der Vergessenheit auf die heute vor Ihren Geist gestellten Bilder sich senkt, dann lassen Sie wenigstens den Refrain noch oft in Ihrem Innern nachklingen, daß der Arzt zwar manche Krankheiten verhüten und heilen kann, daß es aber noch viel mehr in der Macht eines jeden Einzelnen liegt, sich vor Krankheiten und so auch vor Blutarmut und Bleichsucht selber zu schützen durch Sorge für eine gesunde Wohnung, durch zweckmäßige Kleidung, entsprechende Nahrung, gute Luft und kräftige Bewegung, und endlich auch durch das richtige Verhältnis zwischen körperlichen und geistigen Anstrengungen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Chemie.

Die Kompensation in der Speisewahl.

Wer ein vollständiges, gut arrangiertes, gut gekochtes Diner mit Suppe, Entremets, Fleisch, Gemüse, Braten, Fisch, Mehlspeise und Dessert zu sich nehmen kann, der genügt dem Bedürfnis des Körpers nach den verschiedenen Nahrungsmittelklassen, Stärke und Zucker, Eiweißstoffen, Fett und Salzen sicher in reichlicher, oft in zu reichlicher Art.

Wer aber, wie die Mehrheit der Menschen, mit einem oder zwei Gerichten seines Körpers Erfordernisse decken muß, der wird wohl thun, durch einen Ausgleich der verschiedenen Nahrungsmittel, durch die Kompensation der Speisen dem unabweislichen Bedürfnisse in rationeller Art entgegen zu kommen.

Die Studien über Tierernährung können dabei die wichtigsten Fingerzeige geben. Während man früher als Maßstab des Nahrungswertes ausschließlich den Totalstickstoffgehalt des Futters festhielt, je nach dem gefundenen Prozentgehalte an Stickstoff das Futtermittel auf Heuwert umrechnete und nach dem feststehenden Bedarf an Heu dann die nötige Gabe an Ölkuchen z. B. berechnete, erkannte man bald, daß ein Teil des gefundenen Totalstickstoffes in der Form von Amidosäuren und Amiden vorlag, denen man nicht denselben Wert beilegen wollte wie den eigentlichen Proteinstoffen. Schließlich stellte es sich durch die Erfahrung heraus, daß ein gewisses Verhältnis zwischen Stickstoffkörpern und stickstofffreien Substanzen (1 : 4 oder 5) für die Ausnützung des Futters am günstigsten sei und daß auch die genügende Aufschließung des Futters durch Kochen, Dämpfen, Ansäuern (durch Milchsäurebildung) den Erfolg wesentlich beeinflusse. Auch die im lauen Futter zugeführte Wärme konnte als Sparmittel gegenüber der sonst durch Atmung aus dem Futter zu produzierenden in Betracht kommen.

Das eben erwähnte rationelle Verhältnis läßt sich entweder durch partielle Eliminierung der überschüssigen Kohlenhydrate oder durch Zugabe von stickstoffreicheren Nahrungsstoffen erreichen.

In die erstere Kategorie gehört das Verfuttern von Rübenpreßlingen statt Zuckerrüben, von Kartoffelschlempe statt Kartoffeln, wobei man den Überschuß von Kohlenhydraten technisch verwertet und ein passend zusammengesetztes Futter übrig behält; in die zweite dagegen fallen die diversen Kunstfuttermittel, Ölkuchen Fleischmehl u. s. w., welche stickstoffärmeres Futter aufbessern.

Der Mensch hat durch lange Erfahrung bei seiner Ernährung die wissenschaftlichen Untersuchungen bei der Tierernährung antizipiert und trägt in vielen seinen Speisemischungen den dort festgestellten Thatsachen Rechnung. Nicht allein das passende Verhältnis zwischen flüssiger und fester, zwischen stickstofffreier und stickstoffhaltiger Nahrung, Fett und Salzen, auch die rationelle Vorbereitung der Verdauung kommt in den Speiserezepten zur Geltung.

In den Suppen und vielen warmen Getränken, z. B. im Kaffee und Thee ist der Gehalt an fester Nahrungssubstanz relativ gering. Wenn dieselben trotzdem eminent belebend und anregend wirken, so trägt dazu jedenfalls der Gehalt an leicht verbrennlichen Amidoverbindungen, Kreatin in der Fleischbrühe, Kaffeïn im Kaffee und Thee wesentlich bei.

Ich möchte diese Amide im Gegensatz zu den Proteinstoffen mit dem aus Steinkohlen bereiteten Leuchtgas vergleichen, dessen Verbrennung wesentlich erleichtert ist, während freilich die Steinkohle, aus der es stammt, bedeutend mehr Wärme liefert. Daneben findet freilich eine ausgedehnte Kompensation, wenigstens in betreff des geringen Trockengehaltes, Anwendung. Die klare Fleischbrühe wird z. B. mit einem frischen Ei abgequirlt, oder man setzt ihr stärke- und albuminreiche Gerstengraupe, Makkaroni, Nudeln, Gemüse ꝛc. zu. In Österreich, wo man die Suppen besonders liebt, ist die Mannigfaltigkeit und Schmackhaftigkeit dieser Suppen-Zuspeisen für den Fremden geradezu überraschend.

Auch die allgemein verbreitete Gewohnheit, Kaffee und Thee mit Milch und Zucker zu versetzen, ist ein Ausfluß dieses Kompensationsbestrebens. Karl Vogt meint freilich, dieser Milchzusatz zum Thee sei barbarisch, da der Gerbstoff des Theeabsuds mit dem Kasein der Milch eine Art pulverisierten Leders bilde, das nicht verdaut werde. Irrationell, weil unnötig, erscheint dagegen das Kochen der Schokolade mit Milch. Hier ist schon in der Wasserabkochung neben dem anregenden Alkaloid eine so reichliche Menge Nahrungsstoff aus allen Klassen desselben vorhanden, daß die Zufuhr mittelst Milch leicht entbehrt werden kann.

In Spanien, wo man bekanntlich die beste Schokolade trinkt, würde man das Gebräu, welches deutsche Hausfrauen für Kinderfeste mit Milch, Mehl und Eiern, aber möglichst wenig Schokolade komponieren, entrüstet zurückweisen.

Von den festen Nahrungsmitteln ist das Brot jedenfalls das wichtigste und wertvollste. Es enthält Stärke und Stärkederivate, Albuminstoffe und nützliche Ernährungssalze genau in passender Mischung und konzentrierter Form. Nebenbei ist es auch sehr haltbar und ohne hervorstechende Würzung, so daß sein Genuß auch das ganze Leben hindurch möglich erscheint. Nur an Fettsubstanz leidet es Mangel, weshalb eine Kompensation durch die so gebräuchliche Zugabe von Butter, Schweineschmalz, Speck und Wurst nötig erscheint. Das alte Kindersprichwort: „Salz und Brot macht die Wangen rot,“ wird daher im Scherz, aber ganz richtig dahin variiert: „Aber Butterbröter machen sie noch röter.“

Weniger rationell erscheint die Kompensation durch koagulierte Milch, Pflaumenmus, Honig, eingedickten Traubenmost ꝛc., weil weder Kohlenhydrate noch Albuminstoffe einer Ergänzung bedürfen.

Daß den sparsamen Italienern ihr Maisbrot oder ihre Maispolenta genügt, erklärt sich vielleicht durch den gerade beim Mais auffallend gesteigerten Fettgehalt, doch wird auch hier meist eine Kompensation durch Zugabe fetten Käses willkommen geheißen. Auch der Hafer, für den die Schotten schwärmen, zeichnet sich durch größeren Fettgehalt aus. Daß derselbe, wie behauptet wird, durch ein besonderes Alkaloid aromatisiert und schmackhaft gemacht wird, soll nur kurz hier berührt werden.

Beim Brote spielt der Gährungsvorgang und das Backen eine wichtige Rolle, indem dadurch die Verdaulichkeit und Ausnützung des Materials wesentlich gefördert wird. Abgesehen davon, daß die entwickelten Gasblasen das Brot auflockern und dadurch den umwandelnden Verdauungssäften zugänglicher machen, liegt nach den neueren Untersuchungen von Chikandart bei der Brotgährung eine Art Bakterienwirkung vor, durch welche eine partielle Peptonisierung des stickstoffhaltigen Klebers herbeigeführt wird, was die Verdaulichkeit wesentlich erhöht. Durch das Backen werden diese Spaltpilze natürlich getötet. Dasselbe führt auch bei der höheren Temperatur eine partielle Umbildung der aufgequollenen Stärke in leicht lösliches Gummi herbei, das sich ebenso wie der lösliche Proteinstoff in der Kruste vorwaltend konzentriert. Das sogenannte Brotwasser, ein unschädliches Getränk für Kranke, welches die alten Ärzte sehr patronisierten, soll stets nur aus scharf gebackener Brotkruste dargestellt werden, um so einen größeren Betrag an leichtverdaulichem Nahrungsstoff aufzunehmen.

Obwohl bei der Brotbereitung Material durch die Gährung verloren geht und Arbeitskosten sich dazu addieren, wird im Brote der Nahrungswert des Getreides besser ausgenützt, als wenn man sich mit Mehlsuppen begnügen wollte.

Dem Brote wird als allgemeines, freilich kostspieliges Nahrungsmittel das Fleisch der Haus- und Zugtiere zur Seite gestellt. Hier überwiegen die Albuminstoffe, die nützlichen Salze, auch teilweise das Fett, das man ja auch nebenbei beim Braten des Fleisches in der Form von Butter, Schweine- und Rindsfett endlich (im Süden) von Olivenöl kompensierend zufügt. Die Akkommodationsfähigkeit unsers Organismus ist groß genug, um auch eine reine Fleischnahrung durch längere Zeit aushalten zu können. Da man indessen, um 1 k Schlachtgewicht zu gewinnen, vielleicht 100 k Pflanzennahrung zur Aufzucht und Unterhaltung der Tiere opfern muß, so erklärt es sich leicht, wie, wenigstens in dicht bevölkerten Gegenden, das Fleisch zum Luxusnahrungsmittel werden muß. Es ist natürlich gleichgiltig, ob wir die übermäßig stickstoffreiche Fleischnahrung durch stickstoffarme Pflanzennahrung kompensieren oder ob wir, von letzterer ausgehend, das Fleich als Anreichungs-Kompensationsmittel anwenden. Die rationelle Ausnützung geringer Fleischzugaben wird wesentlich durch die Art der Zubereitung bedingt. Ausgekochtes Suppenfleisch wird schlechter verdaut als sorgfältig gebratenes. Der eminente Vorteil des Fleischextraktes liegt darin, daß er uns Suppe liefert und wir unsere Fleischportionen zum Braten übrig behalten. Vielleicht ist die mehrfach proponierte Vermengung des kleingehackten Fleisches mit gährendem Brotteig der rationellste Weg, indem hierbei die Peptonisierung in vollkommenster Art vorbereitet wird. Für die niederen Volksklassen hat das Schweinefleisch, in den Formen von Schinken, Wurst, Speck und Braten verwendet, den höchsten Wert. Das Schwein ist leicht mit Abfällen zu ernähren, wächst rasch und liefert relativ das höchste Schlachtgewicht, d. h. die meisten als Nahrung verwertbaren Teile. Auch die Konservierung dieses Fleisches durch Salzen und Räuchern ist einfach. Die Kompensation des Fleisches erfordert vor allem die Zugabe von Kohlenhydraten, wie sie uns vor allem die Kartoffel und der Reis in reichlicher Fülle darbieten. Daneben treten

als Ergänzungsmittel die diversen Salate auf, die sich durch besonderen Reichtum an Wasser auszeichnen. Auch der zugegebene Essig wirkt wohl als Kohlenhydrat. Endlich kommen auch Kompots aus Früchten, Äpfeln, Birnen, Pflaumen 2c. als Zuspeisen in Verwendung. Hier ist es der in den Früchten vorhandene oder zugesetzte Zucker, welcher die Kompensation bewirkt, doch mögen auch die vorhandenen Fruchtsäuren zum Teil diese Stelle übernehmen.

Dem Fleische als Anreichungsmittel stickstoffarmer Pflanzennahrung sind Eier und Milch zur Seite zu stellen. Beide Nahrungsmittel sind in sich schon einigermaßen kompensiert, indem die Eier neben reichlichen Mengen Albuminstoffen ebenfalls viel Fett enthalten, während die Milch daneben noch im Milchzucker ein Kohlenhydrat aufweisen kann. Immerhin wird durch den Zusatz von Mehl und Zucker zum Ei, durch Versüßen der Milch oder Zumischen stärkereicher Substanzen die Kompensation vervollständigt. Der Erfolg der sogenannten Kindermehle als Zusatz zu verdünnter Kuhmilch ist ebenfalls auf ein solches Kompensationsbedürfnis zurückzuführen.

Auch mit Pflanzensubstanzen allein lassen sich richtig kompensierte Speisen herstellen. Wenn auch die Vegetarianer vielfach von der strengen Observanz abweichen, indem sie Eier und Milch, also Tierprodukte, zur Kompensation verwenden, so kann man doch durch Heranziehen der Hülsenfrüchte ebenfalls ohne Anstand zum Ziele gelangen.

In den trocknen reifen Samen der Bohne, Puffbohne, Erbse, Linse 2c. finden wir neben wenig Wasser 20—26% stickstoffhaltiger, 45—60% stickstofffreier Nahrungssubstanz. Hier überwiegt der Albuminstoff soweit über das oben berührte rationelle Verhältnis (1:4), daß man mit diesen Samen leicht ärmere Pflanzennahrung aufbessern kann, ebenso wie dies durch Fleisch geschieht. Für sich genossen, zeigen die Hülsenfrüchte, eben wegen des Stickstoffüberschusses, sich schwerer verdaulich, im Gemenge mit anderen ärmeren Nahrungsmitteln wird der Ernährungszweck viel vollkommener erreicht. Um hier gleich ein schlagendes Beispiel anzuführen, so ist seit alten Zeiten bekannt, daß zu gelben Erbsen Sauerkraut gehört, das nur 1,8% Proteinstoff, 4% Kohlenhydrat und 92% Wasser enthält und daher, für sich genossen, mindestens eine Aufbesserung durch Knödel oder Selchfleisch verlangt.

Bei Linsen wirken die zugesetzten gedörrten Pflaumen ebenfalls durch ihren Zuckergehalt kompensierend. Bei weißen Bohnen ist die Kompensation durch mitgekochte Äpfel ebenfalls sehr zu empfehlen, eine Erfahrung, die für mich aus Bremerhafen stammt.

Auch die Beigabe von Reis zu den Hülsenfrüchten würde ganz rationell erscheinen. Diese Beispiele der durch den Gebrauch geheiligten Speisenkompensation dürften genügen.

Dem menschlichen Körper ist ein analytisches Vermögen zuteil geworden, welches ihn belehrt, wo etwas in der richtigen Ausgleichung seiner Nahrung fehlt. Der arme Ire, der nur von Kartoffeln lebt, genießt sie mit Milch, und

den Chinesen hat seine ausschließliche Nahrung, der Reis, als Kompensationsmittel zum Genuß von Hunde- und Rattenfleisch geführt.

Graz. H. Schwarz.

Forstwirtschaft.

Die Bedeutung des Waldes für das Volkswohl.

I.

Wegen der wichtigen Rolle, welche der Wald sowohl im Haushalt der Natur als auch in jenem des Menschen spielt, ist dessen Bedeutung schon seit langem der Gegenstand eifriger Betrachtungen und vielfacher Untersuchungen gewesen. Die bedeutendsten Gelehrten sind für die Erhaltung des Waldes in die Schranken getreten und haben in beredten Worten dessen Nutzen hervorgehoben.

Die namentlich den germanischen Völkern eigene Vorliebe für den Wald hat indessen allmählich dazu geführt, in vielen Kreisen eine Überschätzung der wohlthuenden Einflüsse desselben hervorzurufen. Es werden dem Walde auch Vorzüge zugeschrieben, welche häufig im Licht einer exakten Forschung nicht bestehen können oder doch mindestens noch eines gründlichen Beweises bedürfen.

Unter diesen Umständen konnte auch eine Reaktion nicht ausbleiben, welche geneigt ist, den Wald nur als eine große Holzerzeugungsanstalt zu betrachten und jede weitere Einwirkung desselben auf Klima, Wasserstand 2c. zu leugnen.

Wenn man von der Bedeutung des Waldes als Lieferanten von Holz und anderen Forstprodukten, welche in einem weiteren Artikel besprochen werden soll, absieht, so läßt sich eine Einwirkung desselben bezüglich des von ihm eingenommenen Terrains sowie der näheren und weiteren Umgebung nach den Resultaten der neuesten Forschungen hinsichtlich folgender Verhältnisse wahrnehmen:

1. Auf das Klima und zwar sowohl auf jenes der bewaldeten Fläche selbst als auch auf jenes der Umgebung.
2. Auf die ober- und unterirdische Abfuhr der Gewässer.
3. Auf die Gesundheitszustände der menschlichen Gesellschaft.
4. Auf die Bindung des Bodens.

Ad 1. Das Klima einer Gegend hängt in erster Linie von der Zone ab, welcher sie angehört, doch unterliegt das Zonenklima sowohl aus terrestrischen als aus tellurischen Ursachen teilweise sehr beträchtlichen Schwankungen.

Abgesehen hiervon kommen aber für das Klima noch andere Momente in Betracht, welche sehr bedeutend modifizierend auf dasselbe einwirken, nämlich die Größe und Gestalt des Festlandes gegenüber dem umgebenden Meere und den Meeresströmungen; ferner die Plastik des Bodens (Ebene, Hügelland, Gebirge), dann die Exposition, sowie das Wassernetz des Landes und endlich die Vegetationsdecke mit Einschluß des Waldes selbst.

Schon hieraus ergiebt sich, daß die klimatischen Einflüsse des Waldes den anderen mächtigen Faktoren gegenüber nur von untergeordneter Bedeutung

sein können. Dieselben treten aber doch, und zwar am stärksten in der gemäßigten Zone bezüglich sämtlicher Momente hervor, welche in ihrer Gesamtheit das Klima einer Gegend darstellen.

Als solche kommen in Betracht:

a) Erscheinungen der Wärme. Wie die betreffenden Untersuchungen dargethan haben, ist im geschlossenen Walde die mittlere Jahrestemperatur der Luft im allgemeinen etwas kühler als im Freien, diese Differenz beträgt aber bei einem mehrjährigen Durchschnitt selten über 1° C. Beträchtlicher als diese Erniedrigung der Mitteltemperatur ist die Einwirkung des Waldes auf die Abstumpfung der Temperaturextreme, indem im Sommer das Maximum im Walde um ca 4° niedriger, im Winter aber das Minimum um etwa 2° höher ist als auf unbewaldetem Terrain.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung, namentlich für die Feuchtigkeitsverhältnisse, ist die Einwirkung, welche der geschlossene Wald auf die Bodentemperatur ausübt.

Dieselbe liegt im Jahresmittel hier in allen Bodenschichten niedriger als im Freien. Die größten Differenzen (2,5—3°) zeigen Fichtenbestände, während bei den sommergrünen Holzarten nur Abminderungen von 0,7—2,4° beobachtet wurden. Auch die Temperatur des Baumstammes, noch mehr aber die der transpirierenden Äste ist während der Vegetationsperiode geringer, im Winter aber wegen des geringeren Wärmeleitungsvermögens meist höher als die der Luft im Freien. Die Haupteinwirkung des Waldes auf die Temperatur liegt demnach in der Abstumpfung der Extreme.

b) Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Art und Menge der Hydrometeore. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Auffassung haben die Beobachtungen gezeigt, daß der Einfluß des Waldes auf die Menge der wässrigen Niederschläge nahezu verschwindend ist. Die Regenmenge eines Landes oder eines größeren Bezirkes hängt in erster Linie von der Windrichtung und von dem Vorherrschen des feuchten Äquatorialstromes, dann von der geographischen Lage und der Nähe großer Wasserflächen ab. Auch auf die zeitliche Verteilung der Regenmenge ist der Wald ohne Einfluß.

Ebenso haben auch seit sehr langer Zeit fortgesetzte Beobachtungen ergeben, daß die vielfach behauptete und als eine Folge der zunehmenden Entwaldung angesehene Minderung der jährlichen Niederschlagsmenge nicht nachgewiesen werden kann.

Die Anschauung, daß es im Walde mehr regne, stützt sich auf die Wahrnehmung, daß die Waldluft meist feuchter ist als die Luft im Freien. Allein der hieraus abgeleitete Schluß auf die größere Regenmenge innerhalb des Waldes ist total falsch. Im Gegenteil zeigt es sich, daß sogar innerhalb des belaubten Waldes ein sehr wesentlicher Teil der Niederschläge (26%) gar nicht auf den Boden gelangt, weil derselbe von den Blättern, Ästen und Zweigen aufgefangen wird.

Der höhere Feuchtigkeitsgehalt der Luft im Walde (5—6%) ist lediglich eine Folge der durch den Baumschirm und die Bodendecke verlangsamten Wasserverdunstung.

Da auf den Waldboden weniger Niederschläge gelangen als auf den unbewaldeten, und hiervon wieder ein sehr beträchtlicher Teil durch die Bodendecke, namentlich wenn dieselbe aus Moos besteht, zurückgehalten wird, so ist der Feuchtigkeitsgehalt des Waldbodens gegenüber dem des Freilandes wesentlich von der Schichtenfolge und von dem Umstande abhängig, ob der Boden sein Wasser nur in vertikaler Richtung von oben, oder auch durch darunter liegendes Grundwasser und seitliche Zuflüsse erhält.

Sehr wichtig ist die Thatsache, daß ein wesentlicher Teil des im Boden befindlichen Wassers durch die Transpiration der Waldpflanzen, namentlich der Bäume, wieder der Luft zugeführt wird.

Hierdurch wird, abgesehen von den noch später zu besprechenden Wirkungen für den Wassergehalt des Bodens, die Feuchtigkeit der zwischen und über den Baumkronen befindlichen Luftschichten sehr erheblich gesteigert. Da dieselben nicht nur wasserreicher, sondern im Sommer auch kälter sind als jene über Freiland, so werden trockene und warme Luftströme, welche durch den Wald streichen, solange dieser selbst noch nicht zu sehr ausgetrocknet ist, durch die Berührung mit dem feuchten Waldboden und den transpirierenden Kronen reicher an Wasserdampf; war aber die eintretende Luft schon vorher feucht, so wird sie beim Durchstreichen des kühleren Waldes der Kondensation des Wasserdampfes näher geführt.

Die Folge hiervon ist eine etwas größere Niederschlagsmenge auf bewaldetem Terrain als auf unbewaldetem (ca. 6%); allerdings gelangen, wie früher bemerkt, trotzdem um 25% Niederschläge weniger auf den Waldboden. Dieser rasch verdampfende Wasseranteil wird jedoch teils selbst wieder die Veranlassung zu neuen Niederschlägen, teils erhöht er den Feuchtigkeitsgrad der in die Umgebung abfließenden Luftschichten.

Dadurch, daß die trockene Luft beim Durchstreichen des Waldes feuchter wird, trocknet sie das Freiland, mit dem sie alsdann in Berührung kommt, weniger aus.

Einen direkten Beweis hierfür bilden die günstigen Folgen der von der russischen Regierung im Gouvernement Ekatarinoslaw, Kreis Mariupol in der hohen Steppe während der letzten vierzig Jahre ausgeführten Aufforstungen von ca. 3000 ha. Die Einwohner des Dorfes Blagodatnoë und der Nachbardörfer, welche an den neubegründeten Wald „Weliko Anatol" anstoßen, behaupten, daß, seitdem der Wald herangewachsen, sich die Sommerregen in bemerkenswerter Weise vermehrt haben; die früher so gefürchtete Sommerdürre schadet den Weizenfeldern viel weniger als ehedem, und die Erträge sind infolgedessen durchschnittlich gestiegen.

Ob der Wald die ihm öfter zugeschriebene Wirkung zur Vermeidung von Hagelbildung habe, läßt sich zur Zeit mit Sicherheit nicht behaupten.

Einen sehr bemerkenswerten Einfluß äußern größere Waldmassen auf die Geschwindigkeit und mechanische Kraft der Winde. Die Baumkronen

bilden einen sehr elastischen Widerstand gegen den Angriff des Windes, welcher geignet ist, dessen Geschwindigkeit allmählich abzuschwächen. Diese Wirkung macht sich allerdings nur in den untersten Luftschichten geltend und ist nur dann auf weitere Umgebung wirksam, wenn der Wind parallel zur Bodenoberfläche streicht. Immerhin gewähren aber doch Bäume die meiste Deckung, weil die mit den Stämmen und Kronen der Bäume in Berührung kommenden Luftschichten ganz erheblich mächtiger sind als jene anderer bodenständigen Floren. Waldungen bilden daher einen unentbehrlichen Schutz für solche Örtlichkeiten, welche von lokalen Windströmungen besonders bedroht sind. z. B. Küstengegenden, Steppen, Höhenlagen der Gebirge rc. Die oben erwähnte Aufforstung in Südrußland gewährt den genannten Ortschaften bereits einen augenfälligen Schutz gegen die Gewalt der winterlichen Schneestürme (Buran).

Ad 2. Wenn man jenen Anteil des tellurischen Wassers, welches auf den Boden einer gewissen Waldfläche gefallen und in die obersten Bodenschichten eingedrungen ist, weiter verfolgt, so zeigt sich, daß für das fernere Schicksal desselben zunächst die Geotektonik maßgebend ist; auf durchlassendem Boden und auf sehr zerklüftetem Gestein mit vertikalem oder doch nahezu vertikalem Verlauf der Schichten wird das Wasser sehr rasch eindringen, wenn nicht die Bodenbedeckung mit Streu, Moos rc. entweder die Schichten verstopft oder das Wasser in sich festhält und erst langsam nach unten abgiebt. Wenn aber der Untergrund aus Felsmassen mit mehr oder minder horizontaler Lagerung oder aus wenig durchlassenden Schichten besteht, so werden die eindringenden Baumwurzeln eine Reihe von Kanälen erzeugen, welche das Eindringen des Wassers in tiefere Schichten mehr begünstigen, als dieses außerdem der Fall sein würde. Beim Fehlen des Waldes würde unter solchen Bodenverhältnissen eine derartige Ableitung des Wassers nach unten nicht stattfinden, und da gleichzeitig alsdann die Bäume nicht beträchtliche Wassermassen durch Transpiration entfernen, so kann leicht ein Überfluß von Wasser, eine Versumpfung eintreten. Hierdurch erklärt sich die häufig beobachtete Erscheinung, daß einzelne Terrainstrecken nach Entfernung des Holzbestandes versumpfen und daß dann dieser Sumpf mit dem Heranwachsen einer neuen Waldgeneration wieder verschwindet, sowie der günstige Einfluß des Waldes für die Entsumpfung verschiedener ausgedehnter Flächen.

Nach Becquerel ist infolge der Entwaldung in der Brenne zwischen Indre und Creuse eine Fläche von 80000 ha und in der Sologne eine solche von 450000 ha versumpft. Der großartigste Erfolg einer Wiederbewaldung wurde in den Landes de Gascogne erzielt, jenem Landstrich, der in einer beiläufigen Ausdehnung von 800000 ha südlich von Bordeaux zwischen den Flußthälern der Garonne und des Adour gelegen ist und vor dreißig Jahren noch den Charakter einer ungeheueren Wüste trug, die im Winter überschwemmt, im Sommer dagegen heiß und trocken war. Der Boden schien ungeeignet für jede Kultur; in großen Entfernungen waren weder Städte noch Ortschaften zu finden, nur hier und da tauchten Lehm- und Holzhütten auf, in denen eine von Fieber dezimierte, moralisch tiefstehende Hirtenbevölkerung ein kümmerliches Dasein fristete. Heute haben sich

die ehemaligen Heideflächen in herrliche Seekiefer- und Eichenwälder verwandelt. Bahnen, Kanäle, Straßen und Wege durchziehen nach allen Richtungen hin den ganzen Landstrich, und an Stelle der bisherigen körperlich und sittlich verkommenen Bewohner ist ein gesundes, gesittetes, glückliches und reiches Industrievolk getreten.

Wenn auch auf den Waldboden im allgemeinen weniger Niederschläge gelangen als auf unbewaldetes Terrain, so kann die Quantität des versinkenden Wassers doch dort beträchtlicher sein als hier, weil einerseits die Verdunstung geringer, und andererseits durch die Vegetationsdecke des Waldbodens, die Stämme, Streu und Moos, der oberflächliche Abfluß verlangsamt wird und infolgedessen mehr Wasser in die Tiefe eindringt.

Das im Boden befindliche Wasser verbreitet sich entweder als Durchfeuchtungswasser nach allen Seiten oder es wird in der Gestalt von Wasseradern zusammengehalten und tritt an geeigneten Stellen in Form von Quellen wieder in die Oberfläche.

Für die Quellenbildung sind lediglich die geotektonischen Verhältnisse von Bedeutung, der Wald kann nur durch Verminderung der Verdampfung erhaltend auf schon vorhandene unterirdische Quellenzuflüsse einwirken. Dieser Einfluß wird um so lebhafter sein, je näher unter der Oberfläche die Zuflüsse verlaufen. Wird hier der Wald weggenommen, so trocknet die Bodenoberfläche aus, es entstehen Risse und Spalten, und ein größerer oder geringerer Teil des Wassers wird verdunsten, sodaß ein Versiegen der Quellen die Folge sein kann.

Nach dem bisher Gesagten wird sich auch bemessen lassen, inwieweit der Wald von Einfluß auf den Wasserstand der Flüsse nnd die Verhütung von Überschwemmungen ist.

Was zunächst die Wasserstandsfrage betrifft, so nahmen allerdings verschiedene Forscher, wie Berghaus und Wex an, daß allmählich ein Sinken des Wasserstandes der Flüsse stattgefunden hat, dagegen ist hervorzuheben, daß andere, nicht minder bedeutende Sachverständige, z. B. Dechen u. Hagen, diese Abnahme leugnen.

Eingehende Untersuchungen haben auch gezeigt, daß dem Sinken des mittleren Wasserstandes an einzelnen Orten ein Steigen desselben an anderen entgegensteht. Außerdem kommt es aber, wie namentlich Purkyne bemerkt, viel weniger auf die mittlere Höhe des Wasserstandes als auf die Menge des vorbeigeflossenen Wassers an; diese hängt aber neben der Höhe des Wasserstandes auch von der Breite des Flußbettes und der Wassergeschwindigkeit ab. In diesen Wassermengen scheint nun allerdings eine Minderung überhaupt nicht eingetreten zu sein.

Wenn auch der Wald auf die Menge der Niederschläge von verschwindendem Einfluß ist, so hat er doch Bedeutung für die Erhaltung eines möglichst gleichmäßigen Wasserstandes in den Flüssen und zwar in dreifacher Richtung.

Der gut behandelte Wald nimmt mit seiner Streu- und Moosdecke Wasser auf und verlangsamt infolgedessen den Wasserabfluß. Dieser Hergang dauert

aber nur so lange, bis die Bodendecke vollständig mit Wasser gesättigt ist. Der ausgedehnteste Wald mit der bestgeschützten Bodendecke kann daher nicht Überschwemmungen verhüten, welche eine Folge langdauernder heftiger Regengüsse oder plötzlicher Schneeschmelzen sind, was am deutlichsten daraus hervorgeht, daß die meisten der großen Überschwemmungen des letzten Dezenniums ihre Ursachen in Wassermassen haben, welche aus großen Waldgebieten stammen; namentlich gilt dieses für die Hochflut des Rheins im Jahr 1882.

Eine weitere günstige Wirkung der Wälder für die Regulierung des Wasserstandes liegt darin, daß sie die rasche Verdampfung des Wassers in den durch sie fließenden kleinen Wasserfäden und Bächen vermindern; es schicken daher die Waldungen deu Flüssen im Sommerhalbjahr einen nachhaltigeren Tribut zu, als unter gleichen Umständen das freie Feld.

Endlich wird infolge der im Frühjahr wesentlich geringeren Luft- und Bodentemperatur im Walde in den meisten Fällen die Schneeschmelze verzögert, wegen des langsameren Schneeabganges dringt mehr Wasser in den Boden ein und geht den Flüssen die Wassermenge aus dem ganzen Speisungsgebiet nicht auf einmal zu, sondern verteilt sich auf eine längere Periode.

Ad 3. In der stärkeren Transpiration der Waldbäume und der damit zusammenhängenden günstigen Einwirkung auf die Trockenlegung versumpfter Gegenden dürfte auch der Schwerpunkt der sanitären Einflüsse des Waldes zu suchen sein, jedenfalls ist dieser bedeutender als der durch Verminderung der heftigen und trocknen Winde veranlaßte.

Es liegen sowohl Beweise dafür vor, daß Gegenden, welche früher bewaldet waren, nach der Entwaldung, wenn gleichzeitig Versumpfung eintrat, durch Wechselfieber ungesund wurden, so in der Brenne und Sologne, als auch dafür, daß früher ungesunde Gegenden infolge der Bewaldung gesund und überhaupt erst bewohnbar wurden.

Für die oben erwähnten Landes hat Chambrelent dieses sogar ziffermäßig nachgewiesen. Seit Durchführung der Aufforstung ist die mittlere Lebensdauer in jener Gegend von 34 auf 39 Jahre gestiegen, und während in den Jahren 1856—1859 die Zahl der Geburten jene der Todesfälle nur um 10% überstieg, übertraf sie dieselbe in den Jahren 1873—1875 um 49%.

Der früher mit Vorliebe als Beweis für die sanitären Einflüsse des Waldes aufgeführte Eukalyptus-Kultur bei dem Trappistenkloster Tre Fontane, aus welcher man noch eine spezifische antiseptische Wirkung dieses Baumes sehen wollte, ist durch den Bericht der vom italienischen Ackerbauminister eingesetzten Untersuchungskommission[1]) ihres bisherigen Nimbus im wesentlichen entkleidet worden. Es hat sich nämlich ergeben, daß die dem Eukalyptus zugeschriebene Senkung des Grundwasserspiegels von 13—15 cm auf 1,95 m hauptsächlich eine Folge der Räumung verfallener Wasserkanäle ist, immerhin hat aber doch die hohe Tran-

[1]) Della influenza dei boschi sulla malaria dominante nella regione della provincia di Roma, Roma 1884.

spiration dieses Baumes nicht unerheblich zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse jener Gegend beigetragen.

Auch andere stark transpirierende Holzarten, z. B. die Esche äußern günstigen Einfluß auf die Entwässerung versumpfter Gründe und damit auch auf die Herstellung einer gesunden Luft, wie dieses verschiedene, in Amerika ausgeführte große Eschenpflanzungen zur Evidenz beweisen.

Ad 4. Von größter Bedeutung sind die Waldungen für die Bindung des Bodens, eine Wirkung, welche namentlich im Gebirge und auf Sandländereien hervortritt, wo die Entwaldung nicht nur das betreffende Terrain zur Wüste macht, auch für die weitere Umgebung verhängnisvoll werden kann.

In hohen Freilagen, auf den Kuppen und Rücken der Gebirge und an steilen Berghängen, ist die Waldbestockung das einzige Mittel, die hier ohnehin nur wenig mächtige Nährschicht des Bodens vor dem Herabschwemmen zu bewahren und als Grundlage einer nutzbaren Vegetation an Ort und Stelle zu erhalten.

Der Wald wirkt hier dadurch, daß er die mechanische Gewalt der Niederschläge mindert, das oberflächliche Abfließen des Wassers verlangsamt und das Mitnehmen des Gesteinschuttes und der gelockerten Gesteintrümmer verhindert.

Wenn auch schon das Mittelgebirge vielfach Gelegenheit bietet, die schlimmen Folgen des Fehlens von Wald zu beobachten, so zeigen sich dieselben doch am verhängnisvollsten im Hochgebirge, wo der Regen oft mit solcher Heftigkeit herabstürzt, daß innerhalb 20 Minuten 5—6 cm Regen fallen, wo zugleich das Terrain am steilsten, der Boden steinig und nur mit einer dünnen Erdschicht bedeckt ist.

In jedem Jahre kann man hier entweder im Frühjahr infolge plötzlicher Schneeschmelze oder im Sommer infolge eines heftigen Gewitters auf steilen Abhängen das plötzliche Aufteten von Runsen konstatieren, welche in ihrem unteren Teil den Anblick einer großen Furche darbieten, an deren Fuß das von oben abgeschwemmte Material in Form eines Schuttkegels angehäuft ist. Bei erneuten Regengüssen und Schneeschmelzen sammeln sich die Gewässer in solchen Vertiefungen, führen die Erdteilchen fort, welche den Gesteintrümmern als Stütze dienen, diese folgen, ihres Stützpunktes beraubt, nach. Alle diese Materialien stürzen in den Grund der Runse, wo sie mehr und mehr an Geschwindigkeit zunehmen. Alle Runsen, welche zu gleicher Zeit und in gleicher Richtung thätig sind, führen eine förmliche Lawine im flüssigen Zustand in die sie vereinigende Schlucht. Das geringste Hindernis, welches dieser weichen Masse begegnet, leitet sie von der Axe des Gerinnes ab und stürzt sie auf die steilen Ufergehänge. Der Fuß der Gehänge wird unterwaschen, verschwindet, und der Einsturz des höher gelegenen Geländes ist wieder hierdurch bedingt.

Diese zerstörenden Einflüsse wiederholen sich und bewirken eine Reihe von Einstürzen, deren Massen sich mit den von der Bergseite herabgekommenen vereinigen und zusammen jene großen Muren bilden, welche das bewohnte und fruchtbare Gelände auf weite Entfernungen in Wüsten verwandeln.

Häufig ereignet es sich auch, daß oberhalb der berglichen Ufergehänge Rutschungen in oft ungeheuerer Ausdehnung eintreten, welche Erde, Feldmassen und selbst Waldungen zum Absturz bringen.

Surell hat bereits im Jahre 1842 in seinem Werk „Etude sur les torrents des Hautes Alpes“ folgende Sätze aufgestellt:

1. Die Bestockung eines Bodens mit Wald verhindert die Bildung von Wildbächen.
2. Die Entwaldung liefert den Boden den Wildbächen als Beute aus.
3. Durch die Ausdehnung der Wälder werden die Wildbäche beseitigt.
4. Das Verschwinden des Waldes verdoppelt die Heftigkeit der Wildbäche und kann dieselben sogar von neuem hervorbringen.

Diese Anschauungen wurden durch die inzwischen gemachten ausgedehnten Erfahrungen im vollsten Umfang bestätigt und gelten heutzutage als das Fundament für die diesbezüglichen Arbeiten.

Im größten Maß leiden Österreich und Frankreich, aber auch die Schweiz und Italien unter solchen Verwüstungen.

In Frankreich ist man seit 1860, unterstützt durch eine ebenso zweckmäßige als energische Gesetzgebung, mit dem besten Erfolg eifrig bestrebt, den vorhandenen Mißständen entgegenzuwirken. In den drei hier in Betracht kommenden Regionen der Alpen, Cevennen mit dem Zentralplateau und der Pyrenäen sind bereits 74000 ha Boden mit einem Aufwand von 15 Mill. Fr. befestigt worden. Im Jahre 1879 hat man als noch aufzuforstende Fläche 758000 ha bezeichnet und den hierfür erforderlichen Kostenaufwand auf 148 Mill. Fr. geschätzt. In Österreich sind seit mehreren Jahren ebenfalls die nötigen Gesetze und Vorkehrungs-Einrichtungen zu Verbauung der Wildbäche getroffen, und auch Italien ist kürzlich mit dem Erlaß eines solchen Gesetzes vorgegangen.

Nicht minder verheerend als die Wucht der mit elementarer Gewalt herabstürzenden Wildbäche und Muren ist das zwar langsame, aber stetige und unaufhaltsame Wirken des losen Sandes.

Sobald der feine Sand einmal beweglich geworden ist, hält es schwer, auf demselben wieder eine Vegetation zu erzielen. Der Wind hat große Gewalt über ihn; Sandhügel entstehen und verschwinden; da die bewegte Luft das feine Sandkorn auf weite Strecken mit sich führt, so besteht eine fortwährende Gefahr für die benachbarten Grundstücke und stellt selbst die Benutzbarkeit von Wasserläufen in Frage.

Solche Flugsandgebiete finden sich in Europa in teilweise ungeheuerer Ausdehnung; namentlich in der norddeutschen Tiefebene, in der deutsch-dänischen Inselebene, in der ungarisch-österreichischen Donauebene, ferner in den Landes.

Am verheerendsten ist die Einwirkung des Flugsandes da, wo er am stärksten und häufigsten der Einwirkung des Meeres ausgesetzt ist, nämlich an den Dünen. Sie bestehen aus dem vom Meere ausgeworfenen feinkörnigen Sande, der, aus Mangel eines Bindemittels vom Wind ins Rollen gebracht, vom Sturm gehoben und weit ins Festland hineingetragen wird, woselbst er dann große Flächen des

herrlichsten Kulturlandes zerstört, ganze Wälder, ja selbst Ortschaften unter sich begräbt. Sofern die Dünen nicht in gehörige Pflege genommen werden, tragen sie durch ihr langsames, aber ununterbrochenes Fortrücken (Wandern) Verderben in das Kulturland hinein und werden selbst durch das unablässig am Abbrechen der Küste arbeitende Meer stückweise vernichtet.

Diese beständigen Gefahren und Beschädigungen haben schon seit langem das Streben wachgerufen, in irgend einer Weise dem fortwährenden Verluste an produktivem Lande vorzubeugen. Die ersten gelungenen derartigen Arbeiten sind von einem deutschen Inspektor Roehl 1738 auf Seeland ausgeführt worden.

Die Flugsandkultur ist jedoch durch Aufforstung allein nur selten durchzuführen. Die erste Arbeit besteht in der größten Mehrzahl der Fälle in der Beruhigung und Bindung des Bodens, wozu je nach der Lage der Verhältnisse verschiedene Mittel angewendet werden müssen.

Erst dann kann mit der Arbeit des Waldes begonnen werden, welcher nicht nur den Schutz für solchen Boden gewährt, sondern meist auch die einzige Möglichkeit bietet, dem sonst ganz ertragslosen Terrain eine Beute abzugewinnen.

Eberswalde. Schwappach.

Litterarische Berichte.

Afraja. Roman von Theodor Mügge. Dritte Auflage. Breslau 1889. Verlag von Eduard Trewendt.

Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande. Von Wilhelm Behrendt. Mit 12 Bildern von Richard Knötel und 1 Karte. Breslau 1889. Verlag von Eduard Trewendt.

Neue Jugendschriften.

Wenn es wahr ist — und es ist wahr, — daß für die Jugend an leiblicher wie an geistiger Nahrung gerade das Beste gut genug ist, so dürfen wir zum kommenden Weihnachtsfeste wohl zwei Schriften empfehlen, welche eben aus Eduard Trewendts Verlag hervorgegangen sind. Zwar Theodor Mügges „Afraja“ bedarf dieser Empfehlung kaum. Auch halte man es nicht für ungerechtfertigte Herabsetzung, wenn wir dieses bedeutendste Werk des toten Dichters unter die Jugendschriften stellen. Afraja ist nicht speziell für die Jugend geschrieben, aber es verdient von der Jugend gelesen zu werden. Die ungezügelte Phantasie der Knabenzeit schweift nun einmal gern in die Weite, und es ist nur zu wünschen, daß sie dabei Führer und Lenker findet, welche ihr mit dem Angenehmen auch das Nützliche zu geben wissen und, indem sie die Vorstellungskraft und die Lernbegierde sättigen, auch den Charakter stählen. Und ein solcher Führer ist Mügge, der in allen seinen Werken, und namentlich auch in Afraja nicht bloß der Neugier und dem Lernbedürfnis Nahrung giebt, sondern einen sittlichen Grundsatz zu erläutern und zu bekräftigen bemüht ist. Mag man die moralische Tendenz im allgemeinen aus der Poesie verbannen wollen — wie es im Gegensatze zu Schiller namentlich die Romantiker thaten, deren Anschauungen wir in diesem wie in anderen Punkten nicht beipflichten — so darf sie doch in jenen Werken nicht fehlen, welche wir unseren reifenden Kindern in die Hände geben. Und „Afraja“ gehört, wie es einer der interessantesten erotischen Romane ist, welche unsere Litteratur besitzt, zugleich zu den besten und zweckdienlichsten Erziehungsmitteln, mit denen das schwierige Werk des Lehrers und der Eltern unterstützt werden kann. — Ein Werk von gleichem Interesse für die Jugend, wenn auch nicht von derselben litterarischen Bedeutung, liegt uns in einer zweiten bei Trewendt erschienenen, illustrierten Jugendschrift vor, welche Wilhelm Behrendt zum Verfasser hat. Sie betitelt sich „Pytheas von Massilia“ und schildert die Abenteuer eines jungen Griechen auf einer Meerfahrt nach dem Bernsteinlande. Es geht ein romantischer Zug durch das Buch, der seine Anziehungskraft auf die jugendliche Phantasie nicht verfehlen wird; zugleich aber enthält dasselbe eine Fülle belehrenden Materials, welches neben dem Geschichtsunterrichte

die Kenntnisse von den in Frage kommenden Ländern und Völkern in trefflichster Weise ergänzen wird. Das Buch ist mit einer Reihe hübscher Originalzeichnungen illustriert. H. R.

Platons Apologie, Kriton, Phaidon. Uebersetzt von Hermann Zimpel, Oberlehrer am Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau. Breslau 1888. Verlag von Max Woywod.

Wer Plato nicht kennt, der kennt nicht das Griechentum. Wenn dieser Satz wahr ist, wie viel Gebildete kennen dann unter uns die Griechen? Kaum daß auf unseren Gymnasien ein bis zwei Platonische Schriften gelesen werden, und wie selten hinterlassen diese einen tieferen Eindruck! Der größte Teil unserer Philologen liest diese Schriften als Einübungsstoff für die Grammatik; an dem Inhalt zu rühren, wagen nur wenige, denn es fehlt den meisten die philosophische Ausbildung, es fehlt die Fähigkeit, das Verständnis zu vermitteln und die Brücke zu schlagen zu unserer Gegenwart. Und doch wie leicht wäre es, das Ziel zu erreichen, wenn man nur Platons Apologie und Phaidon mit den Schülern behandeln wollte. In der Philosophie der neueren Zeit treten zwei Richtungen auf, die eine, welche vor den Grenzen des menschlichen Wissens ehrfurchtsvoll still stehen bleibt und sich nicht einbilden will, etwas zu wissen, wo sie nichts weiß, wir nennen hier nur Kant, und die andere, welche den Versuch macht, diese Grenze zu übersteigen, durch eine Spekulation, die mehr auf Intuition beruht, hier die ganze Linie von Fichte bis Hegel. Wie leicht läßt sich die Gegenwart aus der Vergangenheit begreifen und umgekehrt, wenn man hier auf Sokrates und Plato zurückgeht. Wie ergreifend die Lehre vom Nichtwissen in der Apologie des Sokrates! Es gehört wirklich schon ein bewunderungswürdiges Ungeschick dazu, wenn ein Lehrer nicht im stande wäre, seinen Schülern einen nachhaltigen Eindruck von dieser herrlichen Partie der Apologie zu erwecken. Und weiter, welch' kühner Versuch der Spekulation, ein Versuch in großem Stil, der Phaidon, dessen einzelne Bausteine zu verwerten es allerdings schon eines geschickten Lehrers bedarf, weil dieselben in der alten Form nicht mehr zu brauchen sind; aber ist nicht z. B. der Satz in Phaidon, „nur der Gleiche erkennt das Gleiche", ein Gedanke, der seine Kraft nie verliert, der hindurchtönt durch alle Spekulationen und nachklingt in unseres Goethe Wort:

Wär' nicht dein Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken,
Lebt in uns nicht des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Und es soll damit wahrlich nicht gesagt sein, daß das die einzigen wahrhaft fruchtbaren Gedanken der beiden Platonischen Schriften wären, Schon die Apologie bietet deren eine ganze Zahl, abgesehen von dem tiefen Eindruck, den die Schilderung der Seelengröße des Sokrates in allen Umständen, die seinem Tode vorangehen, hinterläßt. Wir bedauern nicht nur die, welche ein Gymnasium absolviert haben, wenn ihnen kein Erbteil fürs Leben in dem Plato mitgegeben worden ist, sondern nicht minder die weit größere Schicht unserer gebildeten Klassen, denen wir die Fähigkeit, zusprechen, das Schönste der griechischen Denker in sich aufzunehmen, und denen meist nur eins fehlt, eine Uebersetzung des Plato, die ihnen in gutem Deutsch das Ferne nahe rückt und das Fremdartige, das immer mit einer fremden Sprache verbunden ist, entfernt. Das aber sehen wir in der oben angeführten Uebersetzung erreicht. Der Uebersetzer erklärt als Zweck seiner Uebersetzung, den Text auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen und zwar so, daß die Uebersetzung dem deutschen Ohr ungefähr so klingt wie das Original dem griechischen. Er sagt von den schon vorhandenen Uebersetzungen: „Das Deutsch, das hier geboten wird, ist nicht die lebendige deutsche Sprache, sondern eine ganz besondere Sprache, die ich als Schuldeutsch bezeichnen möchte, mehr oder weniger auf gelehrte Leser berechnet, die sich allenfalls den griechischen Text daneben legen können; zu selbständiger Lektüre sind sie kaum bestimmt, jedenfalls nicht geeignet." Wir können dem nur beistimmen und hinzufügen, daß sich die Uebersetzung des Oberlehrer Zimpel von sämtlichen uns bekannten Uebersetzungen aufs vorteilhafteste unterscheidet. Manche dieser Uebersetzungen, die als Musterübersetzungen gepriesen werden, sind wahre Monstra von Satzbildungen und mißhandeln unsere deutsche Sprache, um nur recht wortgetreu zu sein. Es ist, als ob sie nur zeigen wollten, wie ungeschickt man eine Sache machen kann. Wir haben mehrere derselben wieder verglichen und waren erstaunt, wie unbeholfen und hölzern diese Uebersetzungen zum Teil sind und wie sie gegen das fließende, formgemäße Deutsch des Herrn Verfassers obiger Schrift zurückstehen. Und wenn es noch die bloße Form wäre, die hier besser geboten wäre! Bei Schleiermachers Uebersetzung, die immer ihren Zweck behalten wird, erkennt man wenigstens, daß er selbst den Plato verstanden hat und seine guten Gründe hat, eine Stelle so oder so auszulegen, aber bei wie vielen Uebersetzungen vermißt man das Verständnis des Sinnes! Wir könnten leicht Bescheid geben, wenn es gefordert würde. Wir sagen aber getrost, wir können es jedem Leser überlassen, nur wenige Seiten anderer Uebersetzungen mit den parallelen Stellen der Zimpelschen zu vergleichen, um das gleiche Urteil zu gewinnen, daß hier das Verständnis ungleich erleichtert ist, manche Stellen gradezu glänzend übersetzt sind. Zum Schluß möchten wir noch den Wunsch aussprechen, es möge bei einer späteren Auflage doch in der Vorrede der Gedankengang jeder einzelnen platonischen Schrift, namentlich im Phaidon, kurz fixiert werden. Damit wäre dem Leser eine wesentliche Hilfe geleistet, und er würde für das Fehlen eines

Kommentars einigermaßen entschädigt werden. Und so sei von obigem Werke das erste Bändchen, dem hoffentlich andere folgen werden, einem weiteren Leserkreise bestens empfohlen.

Tr.

Zu häßlich. Roman eines Kindes von Eugen Salinger. Breslau. Druck und Verlag von S. Schottländer.

Wie seit längerer Zeit alljährlich, so bringt Eugen Salinger auch in diesem Jahre zur Weihnachtszeit ein neues Werk auf den Büchermarkt. Die Vorzüge Eugen Salinger's beruhen auf seiner Fähigkeit, interessante psychologische Probleme aufzustellen, sich in dieselben zu vertiefen und sie in einfacher Weise zu lösen. Er sucht nicht durch absonderliche Vorkommnisse in künstliche Spannung zu versetzen, durch künstliche Mittel zu verblüffen, er wendet sich vielmehr ebenso an den Geist wie an das Gemüt seiner Leser. Es ist stets gesunde Kost, die er ihnen vorsetzt; er hält sich völlig frei von den Verirrungen der neusten naturalistischen Schule und ihrer Anhänger. So ist es auch bei dem neuesten Roman Salingers. Die Geschichte, welche hier erzählt wird, ist ebenso einfach wie rührend. Der kleine Hieronymus hat das Unglück, abschreckend häßlich zu sein; er hat dadurch schwer zu leiden. Die andern Kinder verstoßen und verhöhnen ihn, sie schließen ihn von ihren Spielen aus. Hieronymus fühlt sich tief unglücklich, vergebens sucht ihn seine ihn zärtlich liebende Mutter zu trösten. Als Hieronymus größer wird, gestaltet sich sein Leben freundlicher, ein Knabe und dessen Schwester Johanna schließen sich an ihn an und beschützen ihn, er hängt mit allen Fasern seines Herzens an den neugewonnenen Gespielen. Im Laufe der Zeit wandelt sich die Neigung des Knaben zu Johanna in Liebe; aber das Mädchen erwidert diese Liebe nicht, ihr Jugendfreund ist ihr eben — zu häßlich! Als Hieronymus sich keiner Täuschung darüber hingeben kann, daß seine treue Liebe verschmäht wird, ergreift ihn Verzweiflung; er endet durch Selbstmord. — Diese Geschichte ist in so schlichten Worten und doch so ergreifend erzählt, daß niemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne aufs tiefste ergriffen zu sein. — Wir können Salinger zu seinem neuesten Werke aufrichtig beglückwünschen.

J. S.

Denkschriften des Freiherrn Karl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz, königlicher preußischer General-Leutnant und General-Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., Staats- und Kabinets-Minister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. Zwei Bände. Berlin 1888. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung.)

Unter der überaus großen Zahl derer, welche Bücher zu schreiben unternehmen, befinden sich außerordentlich wenige, denen nicht der Kampf ums Dasein die Feder in die Hand drückte, oder die von Eitelkeit getrieben ihren Namen am litterarischen Himmel wollen glänzen lassen, sondern denen die Liebe für Wahrheit und Recht, das Bestreben, nur sich nützlich zu machen im Staat und der Gesellschaft oder zur Klärung und Sichtung im Streit der Meinungen nach bestem Wissen und Können das Ihrige beizutragen, einziger Beweggrund ist, durch das geschriebene Wort sich öffentlich vernehmen zu lassen. In solch' edlem Sinne griff der Freiherr von Canitz und Dallwitz zur Feder, um in verschiedenen Denkschriften Beiträge teils zur Kriegsgeschichte, teils zur Regierungsgeschichte und Charakteristik König Friedrich Wilhelm IV. zu liefern, wozu ihn seine ungewöhnlich umfassende Bildung, scharfe Auffassungsgabe und hohe Lebensstellung ganz besonders befähigte. Das Unglück der preußischen Waffen bewog ihn 1806, seine Studien auf der Göttinger Hochschule aufzugeben, um von da an bis zu seinem 1850 erfolgten Tode in treuer Hingebung der Fahne seines Königs zu folgen. Seine während dieser Zeit gemachten Aufzeichnungen sind mit sehr geringen Ausnahmen zur Veröffentlichung erst nach seinem und der von ihm charakterisierten Personen Tode bestimmt gewesen, wodurch sich der Verfasser in seinem ungeschminkten, durch keine Nebenabsicht oder Rücksicht auf irgend ein Verhältnis geleiteten Urteil nicht die mindeste Zurückhaltung auflegen zu müssen erachtete. Hierin erkennen wir den hauptsächlichsten Wert der vorliegenden „Denkschriften.“ Daß der Verfasser der „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrich II. und in denen neuerer Zeit“ durch die in den „Denkschriften“ veröffentlichten kriegsgeschichtlichen Aufsätze nicht bloß viel Interessantes und Neues, sondern auch zum Verständnis seiner Zeit höchst Wichtiges beibringt, braucht nicht besonders betont zu werden, es könnte sich von selbst verstehen. Sein „Feldzug 1812“ und die durch seine „Reise nach Wilna“ Anfang Dezember 1812 mit herbeigeführte „Yorker Konvention,“ der von ihm geschilderte „russisch-polnische Krieg 1831—1832,“ sowie die „Reminiszenzen aus dem russisch-polnischen Kriege“ verdanken ihre Entstehung seiner Teilnahme an den erwähnten Ereignissen, die ihm die genaueste Beobachtung der von ihm geschilderten Personen und Verhältnisse gestattete. Rückhaltlos spricht er in „Meine Sendung nach Konstantinopel“ sich über das Vorgehen Rußlands und das Verhalten der Westmächte gegen die Türkei 1827 aus, und was er über Preußens Aufgabe in „England in seinem Verhältnisse zu den Kontinental-Staaten Europas im J. 1840“ sagt, trifft wohl auch heute noch zu. Wir müssen es uns leider des Raummangels wegen versagen, auf von Canitz' Stellung dem Konstitutionalismus gegenüber einzugehen, auf den

er als den „Universal-Mirakel-Balsam der sogenannten Liberalen“ nicht gut zu sprechen ist, obgleich er sich schließlich „der endlichen Erfüllung der Forderung nach einer ständischen Vertretung,“ der er aber durchaus keine Bestimmung über die Wehrkraft Preußens zugestehen will, nicht verschließt, können auch auf seine zutreffenden „Bemerkungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Preußen (1838)“ und die Verfassung der evangelischen Kirche (1840) nicht näher eingehen, sondern müssen uns begnügen, nur noch auf zwei Urteile hinzuweisen, deren eines auf Metternich, das andere auf Friedrich Wilhelm IV. sich bezieht. In dem Artikel über den deutschen Bund von 1815 und Fürst Metternich (August 1848) heißt es: „Die historische Bedeutung des Fürsten Metternich liegt nicht in der inneren Verwaltung, sondern in der Leitung der äußeren Politik des kaiserlichen Kabinets von 1809—1848.“ Daß er berufen war, ein maßgebendes Urteil über das Metternich'sche System abzugeben, erhellt aus seinem jahrelangen Verkehr mit Metternich und der ihm gebotenen Gelegenheit, sich auch in Oesterreich persönlich umzusehen. Aus den beiden hochinteressanten Arbeiten: „Friedrich Wilhelm IV. erste Regierungsjahre (1844)“ und „zur Geschichte der letzten Tage der alten preußischen Monarchie (1848)“ weisen wir auf die Worte hin, welche von Kanitz als seine „innigste Ueberzeugung“ niederschrieb und den Kernpunkt der beiden Artikel bilden: „Friedrich Wilhelm IV. wäre ein seltener, liebenswürdiger, achtungswerter Mensch, wenn er auch kein König noch Fürst wäre. Er wäre ein Ideal von König, wenn er fester die Dinge auffaßte, mit trocknerem, praktischerem Verstande das alsbald Auszuführende von dem unterschiede, was ihm als Ziel vorschwebt; wenn er dazu die rechten Leute sich aussuchte und mit denen, die dazu nicht taugen, weniger Umstände machte.“ Näheres über diese Leute zu erfahren, dürfte jeden unserer Historiker sehr interessieren, denen wir des Freiherrn von Canitz und Dallwitz Denkschriften nicht dringend genug empfehlen können. L.

Geschichte Karls V. Von Herrmann Baumgarten. Zweiter Band, zweite Hälfte. Stuttgart 1888. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Wir haben die großen Vorzüge des Baumgarten'schen Werkes hier bereits gelegentlich des ersten Bandes und der ersten Hälfte des zweiten Bandes dargelegt. Die vorliegende Fortsetzung, die bis zur Kaiserkrönung in Bologna reicht, ist ganz dazu angethan, das Interesse für das große Werk noch zu steigern. Der ganze italienische Krieg mit seinen großartigen Pertinenzien ist zwar oft genug in seiner Rückwirkung auf die Reformationskämpfe in Deutschland gewürdigt worden, aber er bekommt in dieser wahrhaft welthistorischen Betrachtung denn doch noch ein ganz anderes Aussehen. Mitten in diesem alle zivilisierten Staaten aufregenden und erschütternden Drama treten die deutschen dogmatischen und theologischen Streitigkeiten, wie folgenreich sie auch immer waren, doch nur als nebengeordnete Episoden auf. Wenn man Karl V. in solcher universalen Beleuchtung vor sich stehen sieht, dann begreift man eher, wie er die ungeheuere Thatsache der entstehenden Kirchenspaltung so wenig tragisch auffassen konnte. Ueberall entspringen schon diesem erweiterten Sehwinkel des Verfassers neue Aufklärungen und neue Auffassungen, die durch die Sorgsamkeit der Detailforschung und insbesondere auch durch die Betrachtungen über das innere Leben der dem Kaiser unterstehenden Staaten noch vielfältig vermehrt werden. Immer wieder legt B. einen Nachdruck darauf, daß Karl in erster Reihe aus dem Gesichtspunkt und nach den Impulsen eines Königs von Spanien gehandelt habe, und daß daher die inneren Bewegungen dieses Staates für das Verständnis seiner Haltung fortwährend herangezogen werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, die Prüfung anzustellen, inwieweit die neuen Ergebnisse dieser Darstellung stichhaltig sind; zuweilen scheint den älteren Auffassungen doch ein höheres Recht zuzustehen. Gewiß aber ist es, daß eine Fülle von Anregungen aus dem mit Wärme und Lebhaftigkeit geschriebenen Buche hervorgehen, und daß diese umfassende Darstellung ein glänzendes Zeugnis von der Höhe giebt, welche die deutsche Geschichtsschreibung nunmehr erreicht hat. C.

Bleibe fromm und gut. Das Vermächtnis Kaiser Friedrich III. an die deutsche Jugend. Von August Meer. Breslau. Goerlich und Coch's Buch- und Kunsthandlung (Gustav Wolff).

Mit Recht sind die einfachen und gerade darum so erhebenden Worte, welche, aus dem Munde des sterbenden Kaisers an seine Tochter gerichtet, durch das ganze Land sich verbreiteten, als ein teures Vermächtnis des edlen Toten an die ganze deutsche Jugend aufgefaßt und in diesem Sinne gewürdigt worden. Die tiefe Bedeutung dieses recht christlichen Wortes dem heranwachsenden Kinde und den christlichen Eltern vorzuhalten und einzuprägen, ist der Zweck des vorliegenden kleinen Buches, dessen Verfasser, ein katholischer Geistlicher, die ihm selbst eigene kindliche Frömmigkeit in schönen Gedanken und Worten zum Ausdruck gebracht hat. Die wahre Frömmigkeit sieht er mit Recht in der Liebe zu Gott und in der Gottesfurcht, Eigenschaften, deren Besitz das Wesen des wahren Christen ausmacht und diesem, zumal dem jugendlichen, den Halt in den Verlockungen und im Ernst des Lebens verleiht. Gut zu sein aber vermag der Mensch nur durch Selbstverleugnung und Veredelung des Willens; daher liegt in der Einprägung und Ausübung des Gehorsams die Pflicht der Eltern

und der Kinder, und hierin steht dem Menschen das Leben Jesu selbst als leuchtendes Vorbild vor Augen. Mit dem berechtigten Wunsche, daß des Kaisers Vermächtnis als teures Erbe in den Herzen des deutschen Volkes fortleben und edle Früchte zeitigen möge, schließt die kleine Schrift, die wir den Eltern und der Jugend aufrichtig und gern empfehlen.

C. S.

Goethes Iphigenie. Festvortrag gehalten von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg 1888. C. Winters Universitätsbuchhandlung. 8.

Der Festvortrag, welchen der berühmte Heidelberger Philosoph am 26. Mai 1883 in Weimar bei der dritten Generalversammlung der Goethegesellschaft gehalten hat, behandelt die Goethe'sche Iphigenie. Er beabsichtigt den Beweis für den religiösen Charakter der Dichtung: die Heldin übernimmt die Aufgabe, die Götter ihrem Hause wieder zu versöhnen. Sie glaubt sich zu einer erlösenden That berufen, und sie, die selbst rein und schuldlos ist, leidet für die Schuld derer, die sie liebt und von ihrer Schuld entlasten und reinigen möchte. Schon andere und nun auch K. Fischer haben dabei an die Verwandtschaft mit der Christusthat erinnert und der Goethe'schen Dichtung daher einen christlichen Charakter zugesprochen. In den beiden herrlichen Gedichten „Grenzen der Menschheit“ und „das Göttliche“ erkennt der Verfasser dieselben Gedanken wie in der Iphigenie. In wohlgefügter Abhandlung hat Fischer gedrängt und geschickt seine Aufgabe gelöst. Der Vortrag erscheint zugleich als erstes Heft von Goethe-Schriften, welche der Verfasser in zwangloser Weise nach und nach erscheinen lassen will.

Q.

Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Kultur- und Kirchengeschichte, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Bremen 1888. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. Gr. 8.

Der sehr fruchtbare Verfasser giebt in dem vorliegenden Buche einen Nachtrag zum 1. Bande seines „Niederdeutschen Schauspiels.“ In den Archiven von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg hat er eine Menge Notizen gefunden, die zur Schauspielgeschichte dieser alten niedersächsischen Städte Beiträge geben und nebenbei auf Bildung, Sitten und Ansichten des 16. und 17. Jahrhunderts Lichter werfen. Er schüttet nun einen Teil seiner Kollektaneen unter obigem Titel vor uns aus und fügt hinter dem diplomatischen Abdruck derselben erläuternde Anmerkungen bei, welche seine Bekanntschaft mit dem Stoff beweisen. Möge der Verfasser Muße gewinnen, seine Forschungen fortzusetzen und in der sorgsamen Weise seines G. Rollenhagen, ohne die Schwächen, welche manche seiner späteren Schriften zeigen, das Erforschte zu verarbeiten.

Q.

Die Entwickelungsgesetze der Menschheit. Eine sozialphilosophische Studie. Von Paul Weisengrün. Leipzig, 1888. Otto Wigand. 253 S.

Verfasser knüpft an Aug. Comtes drei Stufen des Fortschritts an, geht sodann fort zu einer Analyse der verschiedenen Theorien über menschliche Entwickelung (Saint-Simon, Turgot, Hegel, v. Hartmann, Ferd. Mohr, Häckel, Wallace, Jacson, Renan, Buckle, Taine, Marx, Engels, Ricardo u. a. m.) und stellt nach historisch-kritischer Betrachtung „das Gesetz des ökonomischen Materialismus“ als das richtigste hin, indem er als dessen Ergebnis fünf Stadien menschlicher Entwickelung statuiert. Diese sind die Wildheit, der primitive Kommunismus, die Sklaverei, das Feudalsystem ,der Kapitalismus. Aber der „ökonomische Materialismus“ fordert doch eine Ergänzung, da er nicht alles erkläre. Vielmehr löse sich ein bedeutsames geistiges Moment von dem materiellen Untergrunde ab, dessen Spuren schon hier und da bemerkbar seien. Im Gegensatz zur Familien- und materiellen Entfaltung sei die dritte Phase ein intellektuell-soziales Element. S. 226 f. faßt Verfasser seine Ansicht in neun Thesen zusammen. Könne man die soziale Welt mit einer großen Wüste vergleichen, in der als Oasen Thatsachenreihen hervorragen, aus denen der menschliche Geist Gesetze zu schaffen im stande sei, so will Verfasser einige dieser Oasen dem Leser vor Augen bringen.

B.

Lieder des Herzens. Von Alfred Friedmann. Berlin 1889. Verlag von Rosenbaum und Hart.

Alfred Friedmann hat sich durch seine bereits in 2. Auflage erschienenen Gelehrten-Novellen für Ungelehrte: „Der Todesring“ und „der Venusdurchgang,“ sowie durch seine Arbeiternovellen „Kirchenraub“ und „Falsche Freundschaft“, die eine dritte Auflage schon erlebt haben, vorteilhaft bekannt gemacht. Seinen höchst geschmackvoll ausgestatteten „Liedern des Herzens,“ in denen er sein „bestes Teil,“ wie er sagt, offenbart, wünschen wir, daß sie des Dichters Wunsch mögen erfüllen helfen: „Doch wenn die späten Tage kommen — Singt einer wohl ein Lied von mir.“

L.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches.

(Fortsetzung.)

26. Sept. 51. Der russische Gesandte scheint mir ein gewisses Vertrauen zu schenken, weil ich ihm kürzlich ganz ernst die Wahrheit gesagt habe. Er ladet mich soeben ein, und ich gedenke die Fortsetzung zu liefern. Man nennt dort die Politik Österreichs eine Renommierpolitik, bei welcher man den Mund umso voller nimmt, je weniger man augenblicklich zu leisten vermag. Ich habe den Russen darauf erwidert, daß sie selbst auch nicht gerade zu bescheiden seien, und daß es ein falsches Exempel sei, wenn sie glaubten, unsere Sympathien durch schlechte Behandlung zu gewinnen. Das beliebte „Der Bien' muß" paßte nicht für deutsche Männer. Bismarck, welcher inzwischen Nachfolger des General von Rochow als Bundestagsgesandter geworden ist, scheint den Österreichern schon etwas ins Herz geschaut zu haben. Er nennt dieselben „intrigant unter der Maske burschikoser Bonhommie". Den Fürsten Schwarzenberg betrachtete er, bei Licht besehen, als komische Figur, der die Schwäche Österreichs dadurch zu verdecken bemüht ist, daß er sich als Wohlthäter und Schiedsrichter Europas aufspielt. Sein ceterum censeo bleibt dabei die preußische Armee. Man muß sich hierbei daran erinnern, daß insbesondere die Unions-Politik Preußens mit dem Schimmel von Bronzell zu Grabe getragen ist.

18. Okt. 51. Wie man hört, soll der Prinz von Preußen bereits einen Plan für die Reorganisation der preußischen Armee ausgearbeitet haben. Das Nähere hat mir Herr von Brauchitsch mitgeteilt, welcher mir zugleich versicherte, daß Herr von Manteuffel, d. h. der militärische, mit allen Kräften bemüht sei, neues Leben in die Armee zu bringen und unter den alten Herren etwas aufzuräumen. Es war allmählich ein Schlendrian eingerissen, daß man bei Paraden und Manövern die einzunehmenden Stellungen mit Steinen markierte. Herr von Manteuffel soll die beachtenswerte Äußerung gethan haben, daß auch an die Landwehr, welche man bisher als eine Art von militärischer Sinnpflanze zu behandeln gewohnt war, die bessernde Hand gelegt werden müsse: es sei ein gefahrvoller, ja unerträglicher Zustand, das

Schicksal Preußens und seines Königtums von dem mehr oder weniger guten Willen von 50000 Bauernjungen abhängig zu machen.

21. Nov. 51. Fürst Schwarzenberg hat sich ein sonderbares Programm zurecht gemacht. Österreich, welches soeben erst seine zitternden und blutenden Glieder aus der Revolution zusammengerafft hat, soll Herr von Mittel-Europa, vom Belt bis zu den Donaumündungen werden und außerdem als Mädchen aus der Fremde einem Jeden eine kleine Gabe bringen. Er schickt die Truppen Österreichs an die Eider, um dem Könige Friedrich VII. die Gestalt, die der dänischen Monarchie gegeben werden müsse, zu diktieren; er nimmt die Fürsten Deutschlands durch die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung unter seine Fittiche: er protegiert die Souveräne in Italien vom Könige Sardiniens, den er gegen die Mazzinisten zu schützen verspricht, bis zum Könige von Neapel, dem er die besten Rezepte gegen den Konstitutionalismus verschreibt. Er verkündet den Satz von der erstaunenswerten Undankbarkeit Österreichs, womit er nichts anderes meint, als daß er die Pläne Rußlands auf die Türkei durchkreuzen, die Integrität des osmanischen Reiches aufrecht erhalten und den russischen Einfluß aus den Donau-Fürstentümern verdrängen will. Und damit dem Ganzen der erheiternde Schluß nicht fehlt, macht er zu seinem Testaments-Vollstrecker den Grafen Buol und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil er in der Meinung, seine Krankheit sei nicht lebensgefährlich, einen Vertreter suchte, der nicht an eigenen Gedanken leide und ihm daher nichts an seinem Programm verderben werde!

1. Jan. 52. Herr von Bismarck bezeichnet seine Amtsführung in Frankfurt a. M. selbst als „Ottos Lehrjahre“. Statt des erhofften Einverständnisses findet er Mißtrauen, statt der Gewährung des Einflusses, welcher Preußen ebensowohl des Machtverhältnisses als der geographischen Lage wegen gebührt, begegnet er dem Bestreben, Preußen auch aus den bisher inne gehabten Positionen zu verdrängen; statt des gemeinsamen Kampfes gegen die Revolution tritt ihm ein System entgegen, welches die revolutionäre Bewegung als Mörtel zur Erreichung eines habsburgischen Weltherrschaftgebäudes zu verwerten gedenkt. Man erinnert sich des Ausspruches: „avilir et après anéantir“. Bismarck ist zu scharfsichtig, um sich über das Systematische in der Aktion Österreichs zu täuschen, und er ist zu vorurteilsfrei und selbständig, um sich mit alten Sachen aus der Metternich'schen Hinterlassenschaft abspeisen zu lassen. Es sind sehr interessante Mitteilungen, welche mir aus der russischen Gesandtschaft durch Vermittelung des Baron Sch. und des Prinzen L. zugehen. Der Kaiser Nikolaus wird in der Kürze bitter enttäuscht werden. Weit entfernt sich mit Rußland zu identifizieren und dessen Politik, speziell in der orientalischen Frage, zu sekundieren, bewegt sich das österreichische Kabinet in der Illusion, die Politik Frankreichs und Englands so zu dirigieren, daß man diese als Stütze und Förderer der österreichischen Monarchie ausnützen könne. Preußen sollte dabei nur die Rolle eines Anhängsels spielen.

28. Juli 53. Preußen wird zunächst von allen Seiten schlecht behandelt, und jeder thut so, als ob es sich von selbst verstände, daß wir nach seiner Pfeife tanzen müßten. Man gönnt uns kaum ein gutes Wort, und darüber freue ich mich sehr. Wir werden doch endlich lernen müssen ohne Gängelband und Fallhut zu marschieren. Der patriotische Zorn ist ein schönes Ding.

Es hieße leeres Stroh dreschen, wollte ich meine Zeit damit verlieren, aus jenen Kinderjahren der deutschen Politik eine revue retrospective aller der mehr oder minder thörichten Anläufe zur Herstellung der deutschen Einheit zu liefern. Ich überschlage deshalb eine ganze Reihenfolge meiner Aufzeichnungen und beschränke mich darauf, Verwahrung dagegen einzulegen, wenn sich jetzt so viele Leute den Anstrich geben, zu jener Zeit ebenso gedacht zu haben wie heute und schon damals Mitarbeiter des Fürsten Bismarck und in seinem Geiste thätig gewesen zu sein. Es erinnert mich das an eine Anekdote von dem alten General York, der sich bekanntlich nicht gerade durch Höflichkeit auszeichnete. In der Schlacht von Wartenburg hatte sich ein pommersches Regiment besonders ausgezeichnet, so daß der General dasselbe beim Vorbeimarsch mit entblößtem Haupt begrüßte, indem er hinzufügte: „Ich bin auch ein Pommer, Kinder." „Ja" — sagte ein alter Grenadier — „nanu will ein Jeder ein Pommer sind." Dies Stück spielt heute auch, „Nanu will ein Jeder ein Bismärcker sind."

3. Aug. 53. Wie Bismarck zu diesen Fragen steht, darüber hat er sich schon im April 1850 in Erfurt ausgesprochen: „Darum ist unsere Losung nicht Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis." Dabei betont derselbe stets die Notwendigkeit, Preußens Schwert zu schleifen und zu schärfen, worüber er, wie ich glaube, schon heute mit dem Prinzen von Preußen vollständig einverstanden ist.

13. Sept. 53. Die brüske und unhöfliche Art, in welcher der Kaiser Nikolaus sich über und gegen den König von Preußen ausspricht, und die hochfahrende Weise, in welcher man sich um die preußische Allianz bewirbt, wird natürlich als persönliche Beleidigung empfunden und erleichtert es den Gegnern Rußlands, nach der entgegengesetzten Richtung zu wirken.

Gegen Frankreich und dessen Regierung ist der König nicht allein verstimmt, sondern von dem tiefsten Mißtrauen erfüllt, welches noch gesteigert wird durch die Praktiken der französischen Diplomatie. Der politische Blick des Königs ist scharf genug, um in dem Kaiser Napoleon den revolutionären Störenfried Europas, den Vernichter der bestehenden Verträge und das größte Hindernis einer Konsolidierung Deutschlands zu erkennen.

An England dagegen fesseln den König die stärksten Bande der Sympathie, sowohl in politischer als in kirchlicher Beziehung, eine Sympathie, welche der zeitige Gesandte von Bunsen in geschickter Weise zu steigern gewußt hat, wobei selbiger durch die „öffentliche Meinung" nicht unwesentlich unterstützt wurde.

Erleichtert wurde dem König sein Entschluß schließlich dadurch, daß man auch in England sich allmählich dazu fortreißen ließ, eine Sprache zu führen,

welche Preußen bis auf einen gewissen Punkt als einen Vasallen der Westmächte erscheinen ließ und die sich auch in bezug auf die Person des Königs von der des Kaisers Nikolaus nicht wesentlich unterschied, ja daß man dreist genug war, die Entscheidung des Königs von der anderen Seite geradehin zu antizipieren. Außerdem war Herr von Bunsen darauf bedacht, seine Bestrebungen im Interesse der Westmächte vorweg zu diskontieren und sich von diesen territoriale Vergrößerungen und sonstige Vorteile versprechen zu lassen, Abmachungen, welche dem König in tiefster Seele zuwider waren und die deshalb die umgekehrte Wirkung hatten, als welche der Unterhändler sich davon versprochen hat. Verschärft wurde diese Wirkung noch dadurch, daß man in England fast so sprach, als ob Preußen vernünftigerweise überhaupt keine Wahl habe und nur durch die Kurzsichtigkeit und Charakterlosigkeit seiner Staatsmänner hin- und hergeworfen werde. Nichtsdestoweniger war die Sache hinter dem Rücken des Königs so weit gediehen, daß sowohl Herr von Bunsen als Herr von Manteuffel die Neutralisierung bereits preisgegeben hatten. Glücklicherweise gelang es noch in letzter Stunde dem mit dem unbedingten Vertrauen des Königs begnadigten Baron Senfft von Pilsach auf Gramenz, gegen die Westmächte den Ausschlag zu geben. Ich kann dies aus eigener Wissenschaft verbürgen, da ich die Korrespondenz zwischen dem König und dem Baron selbst in Händen gehabt habe und auch bezeugen kann, daß dieselbe zur Kenntnis der beiden entschlafenen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. gelangt ist.

Auf welcher Seite Bismarck gestanden, ist nicht schwer zu ergründen. Es wird hierbei nicht ohne Interesse sein, die nur wenigen bekannte Thatsache zu konstatieren, daß derselbe Baron Senfft von Pilsach gleichzeitig die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Minister des Auswärtigen aufs eifrigste betrieb, daß er damit aber an dem Widerstande zweier General-Adjutanten scheiterte, welche den entschiedensten Widerspruch erhoben, nicht weil sie den Herrn von Bismarck nicht für qualifiziert hielten, sondern weil sie den Herrn von Manteuffel nicht fallen lassen wollten. Es ist ein alter Grundsatz Bismarcks, daß die Interessen Preußens im Orient nicht von der Art seien, um die Westmächte ihre Kriegskosten aus den Knochen der preußischen Grenadiere herausschlagen zu lassen, und es zieht sich wie ein roter Faden durch seine Politik, dem eisernen Egoismus Englands zu mißtrauen und, vor die Wahl zwischen Rußland und England gestellt, dem ersteren den Vorzug zu geben.

2. März 55. Soeben begegnete mir der Baron von Sch. von der russischen Botschaft und teilte mir mit, daß vor wenigen Minuten dort die Depesche über das Ableben des Kaisers Nikolaus eingegangen sei. Als Todesursache wird angegeben eine schwere Grippe, welche der Kaiser sich auf der Fahrt nach dem Exerzierhause zugezogen haben soll; doch kursiert in den vertrauten Kreisen eine andere Version. (Es ist darüber später eine mir aus St. Petersburg zugegangene geheime Schrift „les mystères du Palais des Czars sous l'empereur Nikolaus I. par Paul Grimm, Würzburg 1870 erschienen.) Bekanntlich wurde damals seitens der russischen Diplomatie die Parole ausgegeben: „Rußland

schmollt nicht, aber es sammelt sich." Bismarck bezeichnete die westmächtliche Aktion Österreichs als „einen diplomatischen Leichtsinn, der sich vergeblich hinter den Ornamenten der Weltmachtseinbildung verstecke." Der preußische Diplomat in Frankfurt, der mit der russischen Diplomatie im besten Einvernehmen steht, weiß genau, daß das Tischtuch zwischen Österreich und Rußland zerschnitten ist, und sieht — wenn ich seine Politik richtig verstehe — scharf genug, um sich nicht darüber zu täuschen, daß Österreich, indem es Rußland beiseite schob, selber die Lücke geschaffen hat, durch welche der Umsturz hereinbrechen und nach einander jedes Stück des Schwarzenberg'schen Programms zerstören muß. „Die Ruhe, welche Österreich im Orient schaffen wollte, schafft die Unruhe in Europa, deren Opfer Österreich sein wird."

7. April 55. Man kann von jedermann lernen, auch von Napoleon III., zumal dieser den Österreichern in der Diplomatie „über" ist. Man sagt mir, daß der Kaiser von Frankreich sich bei den Österreichern in Italien für ihre Freundlichkeiten bedanken wird. Die Russen werden natürlich keinen Finger rühren. Von Bismarck höre ich immer nur, daß er „die nachdrücklichste Stärkung der Heeresmacht Preußens und die Erlösung der deutschen Kraft von dem Drucke der österreichischen Eigensucht verlangt."

18. Juni 55. In Frankfurt wird der kleine Guerilla-Krieg fortgesetzt, und habe ich zu Bismarck das Vertrauen, daß er niemals zu einer „Pränumerando-Allianz" mit den Österreichern die Hand bieten wird. Leider sind meine besten Freunde noch immer wahre Fanatiker für den himmelblauen Begriff der Legitimität im Auslande, selbst in Neapel, und die Österreicher wissen hier das „Ewig Weibliche" vortrefflich auszunutzen, um Preußen in die Rolle eines europäischen Don Quichote hineinzulocken. Überall „Kämpfer für das Recht" gegen möglichst schlechte Behandlung.

20. Juli 56. Wenn Napoleon III. auch keine Rolle als Feldherr während des Krimkrieges gespielt hatte, so hat er sich doch als ein Meister des diplomatischen Schachspieles, sowohl bei der Einfädelung des Krieges als bei dem Abschluß des Pariser Friedens bewährt. Er war ein gelehriger Schüler seines Oheims in der Kunst, in den Friedensvertrag der Krim neue Zwistigkeiten niederzulegen, alte Verbündete durch Mißtrauen zu entzweien, den eigenen bösen Willen hinter der Maske der Friedfertigkeit zu verstecken, und die Gefahr der Koalitionen durch das divide et impera zu vermeiden. Es ist ihm gelungen, die alten Verträge zu zerreißen, England und Österreich an seinen Siegeswagen zu spannen, Rußland zu demütigen und doch wieder durch Entgegenkommen zu gewinnen und mit tiefem Groll gegen Österreich zu erfüllen, dem französischen Nationalgefühl Genugthuung zu bieten und mit einem Schritt an die Spitze der europäischen Kabinette zu treten, welche sich wohl oder übel einstweilen seiner Führerschaft unterwerfen und die weitere Entwickelung Europas der Initiative Frankreichs überlassen müssen. Er ist wie ein Triumphator, welcher die Huldigungen Europas in Empfang nimmt. Wie werden wir uns rehabilitieren? Auf keine andere Weise wie der alte

Fritz. Den Versuch Sardiniens, die italienische Frage aufs Tapet zu bringen, bezeichnet Österreich als das nächste Kriegsobjekt.

10. Dez. 56. Man täuscht sich hier nicht über die ferneren Eventualitäten, und es geht wie ein instinktives Gefühl durch Gesamtdeutschland, daß eine günstige Stunde geschlagen, mit dem Erbfeinde des deutschen Wesens Abrechnung zu halten. Graf Buol, der schwächste und böswilligste aller österreichischen Diplomaten, scheint indes der Meinung zu sein, sich lieber von Frankreich besiegen, als von Preußen als gleichberechtigtem Alliierten helfen lassen zu wollen. Man führt von seiten unserer konservativen Freunde wieder „die europäische Revolution und deren Solidarität“ ins Gefecht, indem man es für gleichgiltig erklärt, ob ihr Ruf mit Freiheit und Gleichheit, oder mit Nationalität beginne, kann jedoch dabei nicht in Abrede stellen, daß die Politik Österreichs nichts als „Kontrerevolution“ ist. Was ich von unserem diplomatischen Freunde in Frankfurt höre, erfreut und beruhigt mich sehr. Es klingt fast wie eine Andeutung, daß man die Politik Napoleons „rückwärts revidieren“ müsse, und hängt hiermit auch wohl das Gerücht zusammen, daß Herr von Bismarck demnächst als Gesandter nach St. Petersburg gehen solle. Glücklicherweise rechnet dieser nicht mit unklaren Parteidoktrinen, sondern mit den aktuellen Machtverhältnissen Preußens und seiner Krone, und zwar ohne alle Sentimentalität.

17. Jan. 57. Man wundert sich hier vielfach, daß Napoleon Preußen nicht als erstes Angriffsobjekt wählt, doch hält er wohl (Orsini-Bombe) an dem Grundsatz fest, „lieber vivre als mourir,“ wie der alte revolutionäre Ruf „vivre libre ou mourir“ in der Bourgeois-Verbesserung lautet. Außerdem kann heute von einer gemeinschaftlichen Aktion mit Rußland gegen Preußen noch nicht die Rede sein. Alexander II. ist kein Franzosenfreund, und ein russischer Kaiser hört nicht gern den Ruf: „vive la Pologne.“ Es giebt Leute, die Bismarck noch immer nicht ernsthaft nehmen wollen, und dies ist ihm vielleicht einstweilen ganz angenehm. Seine Auffassung der Diplomatie ist jedenfalls eine ganz andere als die bisher gangbare, „dafür bezahlt zu werden, daß man für das Vaterland lüge.“ Regieren heißt: „vorhersehen“, und Diplomat sein heißt, „die Zukunft als Gegenwart behandeln.“

15. Novbr. 58. Das laufende Jahr hat uns endlich die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Gesandten in St. Petersburg gebracht, und es wird uns, wie es scheint, auch noch manches andere bringen. Das orsinische Attentat vom 14. Januar, durch welches Napoleon an die italienische Vehme und deren Dolche und Bomben erinnert wurde; das orsinische Testament, durch welches dem alten Carbonari Napoleon die Freiheit und Einheit Italiens in Kommission gegeben wurde [1]), die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, eine gesell-

[1]) Dies Testament lautete: „Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Versuch machen, Italien zu Hilfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens ist mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Majestät richte. Italien wird gegen Österreich kämpfen; dulden Sie nicht, daß Deutschland den Österreichern zu Hilfe kommt. Das

schaftliche Umwälzung, wie solche der keckste Revolutionär kaum hatte planen können: Alles weist darauf hin, daß für Europa ein neues Programm in der Arbeit ist und daß St. Petersburg für den preußischen Diplomaten der geeignetste Platz ist, den Verlauf der Krisis zu beobachten. Bismarck läßt mich auffordern, ihm über die hiesigen Zustände und meine Wahrnehmungen zu schreiben, und ich thue dies um so lieber, als ich dabei auch meinerseits erfahre, „wie Hase läuft.“

17. Dezember 58. Wie mir aus russischen Botschaftskreisen mitgeteilt wird, ist die Stellung Bismarcks am russischen Hofe eine ganz vorzügliche. Man scheint dort bereits zu spüren, daß man keinen Kommißdiplomaten der alten Schule vor sich hat, und sucht unverkennbar nach einer Gelegenheit, um sich bei Österreich zu bedanken. Dabei scheint man die alten verwandtschaftlichen Beziehungen mit einer gewissen Ostentation zu kultivieren. Ich habe Herrn von Bismarck wissen lassen, daß hier alle diplomatischen Pygmäen auf der Keule des Herkules herumkrabbeln und daß man an verschiedenen Stellen bemüht ist, ihn als einen Durchgänger und als einen sehr gefährlichen Menschen zu diskreditieren. Man hatte mir ein Wort aus hohem Munde mitgeteilt, als wenn Bismarck alles auf den Kopf stellen wollte. Daß er die österreichischen Staatsmänner gern auf den Kopf stellen würde, glaube ich schon; er scheint nur den Kopf nicht finden zu können.

2. Jan. 59. Gestern ist die österreichische Neujahrsbombe geplatzt. „Ich bedauere“ — hat Napoleon zu dem ihn beglückwünschenden österreichischen Botschafter Baron Hübener gesagt — „daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich wünschte, aber ich bitte Sie zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die nämlichen sind.“ Den Kommentar dazu lieferte die Thronrede Viktor Emanuels: „Der Horizont“ — heißt es dort — „an welchem das neue Jahr 'herauffsteigt, ist nicht vollkommen heiter. Wir sind entschlossen, allen Eventualitäten entgegen zu gehen. Unser kleines Land ist gewachsen an Ansehen in den Räten Europas, weil es groß ist durch die Prinzipien, die es vertritt, und durch die Sympathien, die es einflößt. Eine solche Lage ist nicht ohne Gefahr, denn wenn wir die Verträge achten, sind wir andererseits nicht unempfindlich gegen den Schmerzensschrei, der sich von so vielen Seiten Italiens zu uns erhebt.“ Damit ist der Krieg diplomatisch erklärt, und glaube ich nicht, daß sich Bismarck hierdurch sein Neujahrsvergnügen hat verderben lassen. Es ist dieselbe Münze, mit welcher Österreich seine Dankbarkeit zu beweisen pflegt. Eine hohe russische Persönlichkeit soll gesagt haben: Napoleon ist ein prompter Zahler, er reguliert seine Verpflichtungen aus dem Krimkriege regelmäßig

können Sie, wenn Sie wollen, und von diesem Willen hängt das Wohl und Wehe Italiens ab. Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von 25 Millionen Bürger wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten.“

und scheint zu wissen, daß das Haus Habsburg an keinen anderen Dank gewöhnt ist.

8. März 59. Das Schwarzenberg'sche Programm geht schneller in die Brüche, als man hier gemeint. Man hatte sich in Wien der Illusion hingegeben, durch die Freundschaft mit Frankreich die Hoffnungen Italiens zu ersticken und durch das Einverständnis mit England die Donaumündungen und den Bosporus sichern zu können. Anstatt dessen hat Napoleon die neue Parole ausgegeben: Anerkennung der Nationalitäten und Befreiung Italiens. Die französisch-englische Allianz, welche von Hause aus nichts war als eine Gemeinschaft zu gegenseitiger Überwachung, hat dem Kaiser der Franzosen bereits die Möglichkeit gewährt, seine maritimen Streitkräfte auf das Niveau der englischen zu bringen und die Königin von England bei der Einweihung des neuen, gegen dasselbe bestimmten Kriegshafens Gevatter stehen zu lassen. England ist außer stande, Österreich in Italien beizustehen, und Rußland reibt sich vor Vergnügen die Hände. Man versucht hier eine Politik in Szene zu setzen, „den Rhein am Po zu verteidigen," und ich würde eine derartige Politik unter Umständen befürworten, wenn ich nicht das entschiedenste Mißtrauen gegen die österreichischen Staatsmänner hätte. Die Versicherung Napoleons: an den Rhein überhaupt nicht zu denken, sind für mich natürlich Luft und die Phrasen vom „isolierten Kriege," eine diplomatische Kinderei, doch kann ich nur daran festhalten, mit Österreich keine Pränumerando-Geschäfte zu treiben.

1. Juli 59. Womit man sündigt, damit wird man gestraft, und in Wien wird man heute vielleicht schon mehr geneigt sein, darüber nachzudenken, daß man durch den Krimkrieg selbst Sardinien mit in die hohe Politik eingeführt hat. Natürlich denkt Napoleon nicht daran, Italien frei zu machen, sondern er will einfach den französischen Einfluß an die Stelle des österreichischen setzen und den Papst zu seinem Groß-Almosenier machen. Wie ich höre, soll indes Cavour ein Mann sein, der an dem Grundsatz festhält, „selbst essen macht fett." Man macht dem Herrn von Bismarck hier vielfach den Vorwurf, russische Politik zu treiben. Nichts kann unrichtiger sein; ich habe bestimmte Beweise dafür in Händen gehabt, daß derselbe sich schon heute nicht darüber täuscht, das Verhältnis Rußlands zu Frankreich sich immer intimer gestalten zu sehen. Der innerste Kern und die letzte Konsequenz — hat man mir gesagt — ziele ohne Frage darauf hin, den Romanismus und das Slaventum gegen die germanische Welt in den Kampf zu führen; — es ist dies in der That schon im Jahre 59 geschrieben! — vorläufig begnüge man sich aber, namentlich um dem deutschen Liberalismus Sand in die Augen zu streuen, damit, die gegen Rußland gerichtete Front der europäischen Mächte eine Schwenkung gegen Österreich und seine unberechtigte Stellung in Italien machen zu lassen.

Die Stellung Preußens zu Rußland und England ist in diesem Augenblick unzweifelhaft eine sehr schwierige, und daß Bismarck nicht die polnische Frage mit mobil machen will, wird man nur billigen können.

11. Juli 59. Da eine Geschichte des Krieges von 1859 außerhalb des Rahmens meiner gegenwärtigen Zusammenstellung liegt, so beschränke ich mich darauf zu konstatieren, daß die Kriegserklärung Österreichs gegen den ausdrücklichen Rat Preußens erfolgte und daß der Friedensschluß die Probe auf das Exempel war, daß die österreichischen Staatsmänner sich lieber von Napoleon dupieren und besiegen, als von Preußen sekundieren ließen. Der französische Gesandte hatte — auf Bestellung! — aus Berlin berichtet, daß Preußen gar nicht an ein aktives Vorgehen denke, und der österreichische war so schlecht unterrichtet, oder so verrannt, dem Franzosen zu sekundieren. Man schien in Wien nicht einmal den Moniteur mit Aufmerksamkeit zu lesen, sonst würde man in diesem die wiederholten Erklärungen Napoleons gefunden haben: „Er sei nur durch die drohende Haltung Preußens zum Frieden gezwungen, da er nicht zugleich am Po und am Rhein habe fechten können.“ Der Friede von Villafranca nebst Zubehör ist schließlich nichts als ein kleines Possenspiel „Betrug an allen Ecken,“ und wir können schließlich sehr zufrieden sein, daß wir der Affaire auf anständige Weise fern geblieben sind. Wir haben Geld und Menschen für bessere Zwecke gespart.

30. Juli 59. Man hatte geglaubt, daß mit der im November 58 erfolgten Übertragung der Regentschaft an den Prinzen von Preußen eine wesentliche Veränderung in der preußischen Politik insbesondere in unserem Verhältnis Österreich gegenüber eintreten werde, zumal man das Ministerium Hohenzollern-Auerswald als antiösterreichisch betrachtet, doch scheint der fragliche Einfluß hier noch immer stark genug zu sein, um uns in dem alten fehlerhaften Zirkel festzuhalten. Wir machen die Faust in der Tasche und begnügen uns mit der Rolle des Biedermannes, mit einem kleinen Beigeschmack. Man sagt allgemein: „Die Preußen sind so gute Leute, daß es schade wäre, sie nicht zu betrügen.“ Wie Bismarck zu all' diesen Fragen steht, darüber hat er glücklicher Weise keinen Zweifel gelassen. „Ich sehe“ — schreibt er — „in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen. Stets haben wir uns derselben kompakten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden, und in der orientalischen Frage war die Schwerkraft Österreichs der preußischen so überlegen, daß selbst die Übereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegen zu setzen vermochte. Ich glaube“ — fügte er hinzu — „daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Überhebungen unserer Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik anschlügen, die preußische Fahne sichert den Erfolg!“ Man sieht: es ist immer derselbe Grundgedanke!

21. Sept. 59. So sehr ich es als einen Ausdruck der Pietät anerkenne, daß der Prinz-Regent bei Lebzeiten seines kranken Bruders durchgreifende Verände-

rungen der Politik vermeidet, so kann man doch nur sein tiefes Bedauern darüber aussprechen, daß die Minister noch immer in der Täuschung befangen sind, unsere Gebrechen mit Rosenwasser heilen und eine liberal gestempelte Politik via London beziehen zu sollen. Mit den bisherigen Redensarten werden wir nicht weit kommen. Mit um so größerer Befriedigung erfahre ich aus bester Quelle, daß die Erfahrungen bei der Mobilmachung zum Zweck des italienischen Krieges nicht verloren sind. Der Prinz-Regent hat klar gesehen, daß die Organisation der preußischen Armee nicht diejenige Geschwindigkeit, Schlagfertigkeit und Vollzähligkeit garantiere, welche um so nötiger wird, je mehr die Zustände Europas einen militärischen Charakter annehmen und je sicherer man erwarten muß, daß die sich immer verhängnisvoller in einander schiebenden Stellungen der Mächte nur durch Massenkämpfe zum Austrag gebracht werden können. „Preußen muß sich auf sich selbst besinnen," sagt Bismarck.

1. Dezember 59. Komischer Weise gilt es noch immer für liberal, in den Wegen der Westmächte zu wandeln. Französischer Despotismus mit englischer Ministerdiktatur verquickt. Es ist fast, als ob die Franzosen eine Art erbliches Recht darauf hätten, die Österreicher in Italien zu schlagen. Leider, oder wenn man will glücklicher Weise, ist dabei wieder sehr handgreiflich zu Tage getreten, daß manches faul ist in der österreichischen Armee, und daß die alten Spottlieder auf die österreichische Landwehr noch immer gesungen werden dürfen. Gleichzeitig aber bot dieser Krieg Gelegenheit, auch die französische Armee zu studieren. Napoleon ist doch immer mehr Badinguet als Feldherr, und sein diplomatisches Auftreten hat den Italienern darüber keinen Zweifel gelassen, daß er nicht für sie, sondern für sich selbst arbeite. Mazzini erließ deshalb ein Manifest, in welchem er die Seinen dringend vor dem Bunde der drei Kaiser warnte, und Cavour nahm seine Entlassung, wenn auch nur zum Schein. Seine Proklamation, trotz des Friedens die Waffen nicht aus der Hand zu legen, ist — wie man treffend sagt — von Napoleon und Palmerston mit unterzeichnet. Frankreich spekulierte schon damals auf Savoyen und England auf Sizilien, und Cavour hofft beide zu übermeistern. Ein Königreich für einen preußischen Staatsmann!

16. Febr. 60. Bismarck hält sehr verständiger Weise an dem Grundsatz fest, Politik nur für Preußen zu treiben, und er ist deshalb — soviel ich erfahre — durchaus nicht ungehalten, daß Napoleon sein Spiel in Italien immer offener darlegt. Die Plebiszit-Komödie in Savoyen und Nizza scheint selbst dem beschränkten Garibaldi die Augen geöffnet und denselben so weit gebracht zu haben, Cavour des Verrates zu beschuldigen. Zu beklagen ist nur, daß an den italienischen Fürsten auch nicht viel zu rühmen ist, und daß insbesondere die päpstliche Regierung zu den am wenigsten empfehlenswerten gehört. Daß Italien und Frankreich schon heute bis auf einen gewissen Punkt Konkurrenten sind, kann uns ja unter Umständen sehr nützlich werden. Heute sind die Dinge noch zu sehr in der Gährung, um schon von

bestimmten Plänen und Eventualitäten sprechen zu können. Daß Graf Rechberg viel klüger oder preußenfreundlicher wäre als sein Vorgänger Buol, meine ich nicht. Ich hatte heute Gelegenheit, mit einem Mitgliede der österreichischen Botschaft über die Proklamation nach dem Waffenstillstand von Villafranca zu sprechen. Auf meine Bemerkung, daß die Schwierigkeiten Österreichs in Italien nicht etwa zu Ende seien, sondern erst anfingen, wußte mir derselbe nichts zu erwidern als: „wir werden uns dankbar beweisen." Die Herren können die Zeiten des Wiener Kongresses und die Metternich'sche Ära noch immer nicht vergessen.

20. Juni 60. In dem italienischen Versteck- und Intrigenspiel ist mir zur Zeit nur so viel klar, daß wir nicht wohlthun würden, uns ernsthaft dort einzumischen und von den Österreichern irgend eine Konzession in deutschen Angelegenheiten à conto Italien zu erwarten. Patienza! ich glaube, daß es zur Zeit nur einen Diplomaten in Europa giebt, der genau weiß, was er will, und mit benannten Zahlen rechnet. Den Österreichern scheint es mit ihrer Politik zu gehen wie den Lungenkranken. Je mehr es mit ihnen bergab geht, desto wohler fühlen sie sich. Napoleon soll in den geringschätzigsten Ausdrücken von Österreich gesprochen haben und verwendet nicht ohne Geschick den Preußenhaß als rotes Tuch, um die österreichischen „Staatsmänner" — sit venia verbo — zu allen möglichen Thorheiten zu treiben. Zum Glück für uns ist der Kaiser der Franzosen auch kein Original, sondern nur eine matte Kopie seines Oheims, und wer die Geschichte des Kaiserreichs kennt, kann daher schon ziemlich genau wissen, wohin er steuert und mit welchem Winde er segelt.

15. Dez. 60. Wenn ich nicht hin und wieder etwas aus der russischen und österreichischen Botschaft hörte, so würde ich glauben müssen, daß Bismarck sich und seine Pläne absichtlich mit einem gewissen Dunkel umgebe. So aber erfahre ich, daß derselbe die europäische Diplomatie in offenbar demonstrativer Weise mit einer geradezu verblüffenden Offenheit bedient. Die Petersburger Diplomatie hat auch bereits ihr Verdikt über ihn abgegeben, und zwar in ebenso geistreicher Weise wie der höhere preußische Regierungsrat. Wie kann ein Mann bedeutend sein, welcher das Assessor-Examen nicht absolviert hat — sagen die Potsdamer — und wie kann der Mann ein Staatsmann sein, der so schlecht französisch spricht — sagen die Kommiß-Diplomaten; man wird über ihn lachen! Die hiesigen Russen sprechen über ihn nur mit einer großen Reserve, was mir einen angenehmen Eindruck macht. Fürst Gortschakoff ist unzweifelhaft sehr mit sich zufrieden.

1. April 61. Bismarcks Geburtstag — 46 Jahr —; ich hoffe, daß er uns bald in den April schicken wird, und sehne mich ordentlich danach, etwas Näheres über seine heutige Politik zu erfahren. Bei seiner bekannten Energie ist es leicht verständlich, daß er, um der russischen Umgangssprache Herr zu werden, seinen Hausstand aus Original-Russen zusammengesetzt hat, obschon es ihm nicht unbekannt ist, daß die Russen eine besondere Geschicklichkeit darin be-

sitzen, bei solchen Gelegenheiten bestimmte brauchbare Persönlichkeiten mit anzubringen. Er ist zu sehr ein Mann der That, um nicht bei allem, was er sagt und thut, einen bestimmten Zweck zu verfolgen. „Ich würde mich nur schwer entschließen“ — sagte er einmal scherzweise — „einen Mann, der gut Tenor singt, mit einer wichtigen Aufgabe zu betrauen, und doch ist, nach einem bekannten Ausspruch, von allem Lärm, der in der Welt gemacht wird, Musik immer noch der erträglichste.“ Was ich von der Politik der preußischen Regierung höre, befriedigt mich nur wenig. Es ist das beliebte Pelzwaschen ohne Wasser.

10. Mai 61. In unserer inneren Politik scheinen wir unter der Firma „neue Aera“ etwas Zauberlehrling spielen zu wollen, und es drängen sich dabei Leute in den Vordergrund, die sich nach dem bekannten Ausspruch von Schopenhauer wohl zu Staats-Barbier-Gehilfen, doch nicht zu Staats-Doktoren qualifizieren. Es war eine verfrühte Hoffnung, daß die Auerswälder endlich ruhen würden, und auch der Graf Schwerin, dessen Hauptfehler nach Bismarcks Ausspruch bekanntlich darin besteht, daß er nicht bei Prag geblieben ist, scheint wieder aufzutauchen. Es ist ein wahres Glück für Preußen, daß der sich entwickelnde Konflikt ein Militärkonflikt ist, denn dabei pflegen die Hohenzollern keinen Spaß zu verstehen. Die englischen Rezepte scheinen nicht mehr zu verfangen, und der Nationalverein ist eine Komödie, bei welcher die Herren Regisseure schwerlich auf ihre Kosten kommen werden. Hoffentlich wird Bismarck bald alle diese Herren nach seiner Pfeife tanzen lassen. In dem heutigen Deutschland werden selbst die Kurhessen nicht mehr an England verkauft.

8. März 61. Manteuffel war ja kein Original-Staatsmann und ist während der Pariser Friedensverhandlungen von allen Seiten schlecht genug behandelt worden, doch war er immer noch golden gegen seine plattierten Nachfolger, für welche die deutsche Politik eine Art von Schäferspiel zu sein scheint. Turn- und Schützenfeste, Gesangvereine, die schöner singen als Hermann und Thusnelda, patriotische Biervertilgungen, bei denen man niemals an das Ziel gelangt „nicht noch eins trinken zu können“: Es gehört in der That Mut dazu, in diesen wüsten Chor die Worte ferro — et igni, Blut und Eisen, hineinzurufen. Zu meiner Freude hat Bismarck inzwischen auch den Kaiser Napoleon näher studiert. Das Resultat soll sein, daß Napoleon den preußischen Junker nicht ernsthaft nimmt, und daß Bismarck den Franzosen für voll zu nehmen und mit der diplomatischen schiefen Schlachtordnung aufzurollen gedenkt.

20. Nov. 61. Wie ich aus guter Quelle höre, existiert in Rußland bereits eine große Partei, welche auf ein intimeres Verhältnis zwischen St. Petersburg und Paris hinarbeitet, doch dürfte diese Partei bei Lebzeiten des zeitigen Kaisers nur geringe Chancen haben, gegen Preußen mobil zu machen. Mit Österreich ist das etwas anderes. Das in der Bundestagssitzung vom 31. vorigen Monats von Gotha aus angeregte Verfassungsprojekt bewegt sich nicht etwa in dem Gedankenkreise Bismarcks, sondern ist — um mit Lassalle zu sprechen — „ein Gothaer Wurstzitat“ im Sinne

der Mittelstaaten. Man hat dagegen von hier aus lebhaften Protest erhoben und verlangt einen engeren Bund unter preußischer Hegemonie und Beschränkung des weiteren Bundes auf völkerrechtliche Verhältnisse. Ich halte dies Intermezzo für ein Schattenspiel an der Wand. Die betreffenden preußischen Depeschen werden mit einem gewissen Humor behandelt, da man dem zeitigen Ministerium nicht die Energie zutraut, mit seinen Postulaten Ernst zu machen. In Wien glaubt man, daß Preußen schon so weit herunter ist, um sich alles gefallen lassen zu müssen, und wird in dieser Meinung noch durch den sich entwickelnden inneren Konflikt bestärkt.

22. Nov. 61. Mit der Übernahme des Kriegsministeriums seitens des Herrn von Roon ist die Durchführung der Armeereorganisation in den Vordergrund getreten, und ich weiß, daß Herr von Roon mit aller Kraft darauf hinarbeitet, den Herrn von Bismarck an die Spitze des Ministeriums zu bringen. Beide sind darüber einverstanden, daß ein Nachgeben auf diesem Gebiete finis Borussiae heißen würde. Zu meiner großen Freude behandelt Se. Majestät König Wilhelm die bisherigen Arrangements als definitive. Den neuen Regimentern sind bereits Fahnen verliehen, und die drastischen Worte, welche bei dem Einschlagen der Nägel gesprochen wurden, „waren der Humor davon.“ Wie Herr von Roeder zu sagen pflegt, so wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken, und ich bin überrascht, mit welcher Energie und Konsequenz Herr von Roon seine Wege wandelt und mit welcher Meisterschaft er das Schwert des Geistes handhabt.

3. August 62. Obschon es mir fern liegt, mich in diesem für das Schicksal Preußens entscheidenden Moment mit Parteizänkereien herumzuschlagen, so kann ich mich doch nicht darüber täuschen, daß schon das immer bestimmter auftretende Gerücht, Bismarck werde in der nächsten Zeit an die Spitze des Ministeriums berufen werden, alle oppositionellen Elemente in das Gewehr zu rufen scheint und daß speziell in den Kreisen, welche sich mit Emphase als „nationale“ zu bezeichnen lieben — wie ich höre — ein Kampf bis aufs Messer vorbereitet wird. So weit ich Bismarck kenne, wird er sich um so wohler fühlen, je ernsthafter der Kampf ist; er zieht die Jagd auf Wildschwein der Hasenjagd vor. „Man kann keinen schöneren Tod sterben als in seinem Beruf; für einen Soldaten ist das Schlachtfeld der geweihteste Kirchhof, und fünf Minuten, nachdem man tot ist, ist es ganz gleich, auf welche Art man gestorben ist;“ es sind dies authentische Aussprüche, welche den Mann vollständig charakterisieren. Offenbar haben diese Staatsmänner minorum gentium noch keine Ahnung davon, was Bismarck eigentlich treibt und beabsichtigt. Vielleicht giebt man sich der Hoffnung hin, ihn nächstens in der Schützenjoppe in Frankfurt erscheinen und mit einem lustigen Bierwirt Schmollis trinken zu sehen. Daß „Blut und Eisen“ ernsthaft gemeint sein könnte, scheint diesen Herren noch ein unfaßbarer Gedanke zu sein. Dagegen soll man in der österreichischen Botschaft um so hellhöriger sein, doch scheint man sich

dort einstweilen noch mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß Bismarck nur drei zuverlässige Freunde habe, nämlich den König, den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Carl, glücklicherweise Männer, die sich in ziemlich einflußreichen Stellungen befinden und insbesondere die Armeereorganisation niemals im Stiche lassen werden. (Fortsetzung folgt.)

Ein Trauerspiel aus den Bergen.

Erzählung
von
L. Westkirch.

Der Zug war auf der Station angekommen. Die einzige Straße des zwischen zwei Bergrücken eingeklemmten Fleckens herauf rasselten in langer Reihe die Hotelwagen und Omnibusse, welche die Sommerfrischler und ihr Gepäck hereinbringen sollten; sie fuhren meistens leer, denn es war noch früh in der Jahreszeit. Trotzdem verfolgten hinter frisch aufgesteckten Gardinen hervor und über kürzlich erst vor den Scheiben befestigten Vermietsanzeigen hinweg die Eingesessenen mit neugierigen Blicken ihre Fahrt, und auf den Veranden der stattlichen Gasthöfe, die zahlreich zwischen den einstöckigen Häuschen der Bürger aufragten, standen die Wirte mit wichtiger Miene und überschlugen im Geist die Aussichten des heurigen Jahres, denn der Flecken war ein beliebter Sommeraufenthalt.

Auf dem Hofe eines der stattlichsten Gasthöfe trieb unbeobachtet ein etwa dreizehnjähriger Knabe sein Wesen. Er war im Reiseanzug, und auf einer der Bänke des Hofes stand eine gefüllte Handtasche. Der Junge schien jedoch keine Eile zu haben, er starrte traumverloren die Umrisse des Berges an, der so dicht vor ihm aufragte, daß er seinem Blick ein großes Stück Himmel abschnitt. Durch seine Massenhaftigkeit wirkte er fast beängstigend, um so mehr als sich ihm gegenüber ein gleicher Koloß erhob; zwischen beiden blieb eben Raum für die einzige Straße und das Flüßchen, welchem der Flecken seine Stelle unter den „Badeorten" verdankte.

Die Augen des Kindes wurden feucht, während ihr Blick an dem Bergkamm haftete, schöne, leuchtende Augen von der Farbe des wolkenlosen Himmels, überwölbt von einer freien, hohen Stirn, über welche die blonden Haare in dichten Ringeln fielen. Nur um den Mund lag ein alter Zug, etwas von verbissenem Groll, verstecktem Ingrimm, das in das weiche, junge Gesicht nicht passen wollte.

Als der Knabe der Thränen in seinen Augen gewahr wurde, schüttelte er unwillig den Kopf, und weil gerade die Gänse heimkehrten und der Gänserich ihn im Vorbeigehen mit gestrecktem Halse anzischte, hob er einen Stein auf und schleuderte ihn nach dem Tier, dann wandte er sich um, ging auf die Hundehütte

zu, warf beide Arme dem alten Karo um den Nacken und drückte sein Gesicht in dessen struppiges Fell. Der Hund wedelte dazu verständnisvoll, plötzlich aber hob er den Kopf und ließ ein lang gezogenes Knurren hören. Schlurfende Schritte näherten sich der Hofpforte, und alsbald kam eine wunderliche Erscheinung hereingeschwankt. Zwei Röcke übereinander schlotterten, vorn weit offen stehend, um die hagere Gestalt. Wo die beiden Röcke auseinanderklafften, quollen eine bauschige Weste, ein zerknittertes Hemd und ein unordentlich umgeschlagenes, schwarzseidenes Halstuch mit lang herabhängenden Zipfeln hervor. Was vom Gesicht unter dem vergilbten Strohhut herausschaute, war eigentlich nur Nase, eine üppig rot glänzende, an der Spitze dunkelblau angelaufene Nase, welche direkt unter der Stirn in mächtigem Bogen vorsprang, ein Drittel jeder Wange bedeckte und sich weit über die Oberlippe herunterzog, ein Ding von der Form einer Morchel, eine Sehenswürdigkeit unter den Nasen, welche ihr Besitzer nicht ohne Stolz aus seinen schmalen, grünen Äuglein anzublinzeln pflegte.

„Guten Abend, Georg! — Wetter auch! da steht ja schon der Reisekober! — Soll wohl gleich losgehen — Was?" —

Georg war langsam vom Boden aufgestanden. „Guten Abend, Onkel Malmus. — Hast du an dein Versprechen gedacht?"

Malmus kicherte vergnügt. „Blitzjunge! ganz der Vater —. Gott hab' ihn selig! — Wenn der in den Ort herunterkam, war auch sein erstes Wort: Malmus! einen echten! — Ja, der war kein Duckmäuser! — Na, prost Junge! da! — die ganze Feldflasche hab' ich dir gefüllt. Wenn der Willibald Malmus etwas verspricht, dann hält er es auch. — Und ein Likörchen ist's! — Ein Likörchen! — Na, ich sage dir! Das ist ein Aroma, — ein Boukett! — Was? — Riech' mal! — He, was? —"

Er löste den Stöpsel und hielt die Feldflasche unter sein mächtiges Riechorgan, mit Entzücken den Fuselduft einziehend, ehe er sie dem Knaben reichte. Dieser erfaßte sie leuchtenden Auges und that einen tiefen Zug; dann schrak er zusammen, schielte ängstlich nach den Fenstern des Hauses empor und ging, die Flasche sorgfältig in der Tasche verbergend, zur Pumpe, wo er den Mund an das Rohr legte.

Malmus beobachtete ihn mit behaglichem Schmunzeln.

„Seh' einer den Schlauberger! Nun, spül' dir deinen Mund nur gehörig aus, — sonst setzt es wohl zu guterletzt noch Hiebe — was?"

Mit dem Frageworte „was," oft in mehrfacher Wiederholung, schloß Malmus, der Spirituosenhändler en gros und en détail des Ortes, jeden seiner Sätze, nur daß er in der Regel die Endbuchstaben verschluckte, so daß seine Frage wie „wa — wa?" klang. Die Straßenjungen des Fleckens nannten ihn denn auch beharrlich: Onkel Wa.

Georg richtete sich entrüstet vom Brunnenrohr auf. „Mich haut niemand mehr, Onkel Malmus!"

„Na, na, ich dächte doch! zu Ostern, als das Zeugnis gar so schlecht ausgefallen war! — oder etwa nicht? — Ja, du armer Narr! das Latein und das

Griechische, das würde, glaube ich, auch in meinen Kopf nimmer gehen. Muß wohl mächtig schwer sein! — Wa?"

„Schwer? — Es ist gar nicht schwer! —" Georg stand mit der ganzen Wichtigkeit eines halbwüchsigen Jungen vor dem Verblüfften. „Denken Sie wirklich, Onkel Malmus, ich wär' so dumm, daß ich das Bischen Latein nicht begreifen könnte? — Ich begreif's sehr gut! — aber —" er ballte die Faust und seine Augen blitzten trotzig, „ich will's nicht begreifen!"

„Willst nicht?! — Ja, warum willst du denn nicht?"

Georg trat näher an seinen Freund heran. „Ich will's Ihnen sagen, Onkel Malmus, — aber verraten Sie mich nicht! — Er schickt mich fort von Mutter und meinen Freunden, damit ich ihm nicht im Wege bin und ihm nicht auf die Finger sehen kann. Wenn er einen Gelehrten aus mir macht, da, meint er, würd' ich zum Wirt verdorben sein, und er könnte mit der „Goldenen Tanne" schalten, wie es ihm gefällt. Ich will aber kein Gelehrter sein, denn die haben alle nicht satt zu essen, — das seh' ich an dem Lehrer, bei dem ich in Pension bin, und an unserem Küster hier! — Ich will Wirt werden, wie's der Vater war, und wenn ich erwachsen bin, dann nehm' ich dem drinnen die „Goldene Tanne" weg. Dann kann er wieder Kellner spielen, — weiter ist er ja vordem auch nichts gewesen!" —

Malmus hörte sprachlos vor Erstaunen zu. „Wetterjunge! Wer hat dir denn das alles gesagt?"

„Das hat mir die alte Markeln gesagt, die immer des Winters auf der Teufelsklippe Haus halten muß. Sie sagte auch, es wäre eine Schande, daß er das Logierhaus dort ganz verfallen läßt. Und es hat meinen Vater doch 45000 Mk. zu bauen gekostet!"

In diesem Augenblick kam eine Frau die Treppe der hofwärts gelegenen Veranda herab. Sie trat ein wenig schwerfällig auf, wie die meisten Frauen von starker Körperfülle, wenn sie das dreißigste Jahr überschritten haben. Das Schicksal hatte ihren Lebenspfad nicht mit Rosen bestreut; vielleicht drückte sich in ihrem müden Gang etwas von der geistigen Müdigkeit aus, die über sie gekommen war in harten und andauernden Seelenkämpfen. Das runde Gesicht unter dem welligen braunen Scheitel sprach von Ergebenheit, Geduld und Ausdauer. Möglicherweise hätten erfahrenere Menschenkenner als ihre Landsleute aus einem gewissen Etwas in ihrem Blick, aus einem eigentümlichen Zucken ihrer Mundwinkel auf eine nicht gewöhnliche Glut und Energie ihres Charakters geschlossen, die nur auf eine Gelegenheit warteten, sich Luft zu machen. Ihre Umgebung traute ihr jedenfalls keine heroischen Entschließungen zu, und sie ist gestorben und begraben worden als eine fleißige, ehrbare, gottergebene Frau, die ein besseres Los verdient hätte, als ihr geworden war. Die Heldin einer Tragödie sah niemand in ihr, am wenigsten wohl der gemütliche Onkel Malmus, als er ihr an jenem sonnigen Maiabend gegenüber stand.

„Guten Abend, Frau Rotte. — Wollte mich nur mal nach Läppchen umschauen. Doch nicht ausgegangen — wa?"

„Nein.“ — Die Frau zog ein wenig die Stirn kraus ob des Spitznamens, der von seiner Knabenzeit her an ihrem Mann hängen geblieben war. Eigentlich hieß er Fritz Rotte, aber kein Mensch nannte ihn so. Läppchen war er gewesen, als er im vielgeflickten Kittel die Bank der Volksschule drückte, Läppchen, da er als Laufbursche seine ersten Groschen verdiente, Läppchen, als er zum Kellner emporstieg, und Läppchen war er geblieben, nachdem er die Witwe seines ehemaligen Prinzipals geheiratet und sich so zum Mitbesitzer der „Goldenen Tanne“ hinaufgeschwungen hatte. Jedermann fand, daß der Name für ihn passe, keiner hätte mit Worten zu sagen vermocht warum. Vielleicht kam's daher, weil Fritzchen schon auf der Schulbank sich unter Umständen so glatt und schmiegsam zu erweisen vermochte wie ein Seidenläppchen, und wieder, wo es seinem Zweck entsprach, sich aufbauschen konnte und rascheln und klappern und störrisch thun wie die gesteifte baumwollene Tolle auf der Mütze einer Haushälterin, während er für gewöhnlich die derbe, schlichte Biederkeit einer soliden Wollenprobe zur Schau trug. — Er war kein schlechter Mensch; er besaß Ehrgeiz und hegte das gerechtfertigte Streben vorwärts zu kommen, aber durch Arbeit und Tüchtigkeit. Er hatte Grundsätze, strenge sogar! und hielt auf Sittlichkeit bei sich und anderen. Wie er jetzt hinter seiner Frau auf der Veranda sichtbar wurde, im Vorübergehen einige leere Bierseidel zusammenräumend, im tadellos sitzenden schwarzen Rock, mit tadellos weißer Wäsche, — beides nur ein wenig zu tadellos für den Besitzer eines so reichen Anwesens, einen unabhängigen Mann, der nach keines anderen Wohlgefallen zu fragen brauchte, — sah man deutlich, daß er in einem Mauserungsprozeß begriffen war: er hatte den Oberkellner noch nicht ganz abgestreift und den Hotelbesitzer noch nicht ganz angezogen, aber er gab sich redlich Mühe und er war auf dem besten Wege. Als er den Knaben erblickte, wurden seine großen blauen Augen noch größer, und die leicht beweglichen Flügel seiner Adlernase blähten sich.

„Noch immer hier, Georg? — — Guten Abend, Malmus! — — Warum bist du nicht mit dem vorigen Zuge abgereist, wie es bestimmt war?“

Der Knabe sah verstockt zu Boden und schwieg.

„Immer derselbe Mangel an Gewissenhaftigkeit!“ fuhr der Wirt zur „Goldenen Tanne“ fort. „Du wirst in später Nacht in Nordhausen ankommen und morgen in der Schule verschlafen und zum Lernen untauglich sein, ganz zu schweigen davon, daß meine Pferde allein um deinetwillen noch einmal den weiten Weg zur Bahn machen müssen.“

Ein höhnisches Lächeln verzog den Mund des Knaben. „Ich dachte, es wären m e i n e Pferde,“ murmelte er, laut genug, daß alle drei Zuhörer ihn verstanden.

Über das zartfarbige Gesicht Fritz Rottes lief es wie eine Flamme; aber er antwortete mit äußerer Ruhe: „Das ist einer der vielen Irrtümer, in welche du dich verrannt hast, mein Junge. Du bist durchaus nicht der Sohn eines reichen Vaters, wie thörichte Menschen dir vorschwatzen, und du wirst klug thun, wenn du die außergewöhnlich sorgfältige Erziehung, welche deine Mutter und ich dir geben lassen, nach Kräften ausnutzest, denn durch deine Kenntnisse allein wirst

du dir dermaleinst dein Brot erwerben müssen. Soviel in deinem Interesse! — Was mich anbelangt, so bin ich deines Betragens gegen mich überdrüssig, — verstehst du! — Noch eine solche Antwort — und du kannst die großen Ferien über in Nordhausen bleiben."

„— Dann geh' ich zu der Markeln auf die Teufelsklippe!" trotzte der Junge. „Die Markeln, — die jagt mich nicht fort! — Und droben ist's viel schöner als hier unten! — —"

„Georg!" schnitt die Mutter seine Rede ab. Der Name klang wie ein Aufschrei, und die Qual, die sich in dem einen Wort zusammendrängte, schien das Herz des Kindes zu rühren; es sah zur Erde und verstummte.

„Geh auf dein Zimmer," sagte Frau Rotte leise, und der Junge gehorchte widerwillig. —

Die Hände in den Taschen war Willibald Malmus mit heimlichem Behagen dem Auftritt gefolgt. „Ist das eine Kröte!" schmunzelte er jetzt und zwinkerte Läppchen verständnisvoll mit seinen grünen Äuglein von der Seite an. „Es begreift sich schon, daß Ihr solch e'n Früchtchen lieber in Nordhausen wissen mögt als hier bei Euch."

„Meinetwegen schick' ich den Buben wahrhaftig nicht fort!" antwortete Läppchen kurz, und die Frau setzte hinzu:

„Ich weiß nicht, was in ihn gefahren ist! — Sein Herz war sonst lenksam und gut; — aber die unvernünftigen Menschen hetzen ihn immer wieder auf."

„Na, wenn's nicht um des lieben Friedens willen geschieht," wunderte sich Malmus, „dann weiß ich wirklich nicht, warum du den Bengel nicht lässest, wo er ist. Die Nordhauser Erziehung muß dich doch ein Heidengeld kosten! — bei den schlechten Zeiten obendrein! — Und was einer zum Wirt braucht, lernt er in unserer Schule hier ja wohl auch — wa?"

„Er soll nicht Wirt werden — Verstehst du? — Darum nicht!" Fritz Rotte schlug auf den Deckel eines leeren Bierseidels. „Er hat den Hang seines Vaters geerbt, Malmus. In einem anderen Stand mag er ihn überwinden und ein braver Mensch werden, — bei einem Wirt ist die Versuchung zu groß! — Da muß er sich zu Grunde richten wie der Alte."

„Pah! Pah! — Mit dem Hans Jansen war das ein besonderes Schicksal! — Ich sage immer: wer mit Getränk umgehen will, muß selbst trinken können! — Schau' mich an! Hab mein Lebtag einen guten Zug gehabt! Und befind' ich mich nicht kreuzwohl dabei? Wa?"

Läppchen streifte mit sarkastischem Blick die prächtige Nase seines Gastes, ehe er erwiderte: „Führe uns nicht in Versuchung, beten wir im Vaterunser. Ich will meine Schuldigkeit an dem Jungen thun, schon um seiner Mutter willen. Bei mir bekommt er keinen Tropfen, und seinen Pensionsvater hab' ich auch verständigt." —

Frau Rotte hatte das Ende der Unterredung nicht abgewartet, sie war in die Küche hinuntergestiegen, denn der Oberförsterkandidat, der Winter und Sommer

in der „Goldenen Tanne“ speiste, hatte zu Abend ein Gericht Forellen bestellt; da mußte sie selbst zum Rechten sehen. Sie war eine gewissenhafte Wirtin und ließ sich keine Arbeit verdrießen, obgleich ihr Mühen bis jetzt allzeit ein Schöpfen ins Faß der Danaiden gewesen war.

Durch die Hofpforte kam inzwischen ein neuer Besuch, ein vierschrötiger Mann in graugelber Joppe und mit einem dreieckigen Kopf, den ein schwarzer Zwickelbart am Kinn noch dreieckiger gestaltete. Es war Erk, der Krämer des Fleckens, eine gewichtige Persönlichkeit. Sein Wort galt viel im Gemeinderat, und seine Thaler galten noch mehr.

„'N Abend, Läppchen! — Komme eben vom Lindenwirt — hat heut seine neue altdeutsche Weinstube eröffnet! — Pompös, sag' ich dir! — Extrafein!“ — Er warf seinen Hut klatschend auf den mit einem rotgewürfelten Tuch bedeckten Tisch der Veranda und sich selbst auf einen der eisernen Stühle, der unter seinem Gewicht leise ächzte. — „Was soll ich hinterm Berge halten? — Geärgert hab' ich mich grün und blau — nämlich über dich, Rotte! — Bist doch ein rechtes Läppchen! — ein Waschlappen, eine Schlafmütze bist du, daß du dir von einem Kerl, wie der Lindenwirt, zuvorkommen läßest! mit deinen eigenen Ideen obendrein. — Na, der Spott, den du wirst einstecken müssen! — Kannst deine Bude nur gleich für den Sommer schließen! — In den verräucherten Saal hier kommt dir keine Katze, wenn solch ein feines Lokal am Ort ist! — mit geschnitzten Balken an der Decke und gemalten Inschriften drauf, mit Fensterscheiben, auf denen lebensgroße Ritter herumstolzieren — und Besenboukets auf dem Büffet! — Na, ich sage dir, so etwas muß man mit Augen gesehen haben, um zu glauben, daß es möglich ist!“

Läppchen lief mit aufgeregt vibrierenden Nasenflügeln und wild rollenden Augen die Veranda der Länge lang auf und nieder.

„Du weißt ja, Erk, weshalb ich nicht bauen konnte! nicht konnte! — Die Teufelsklippe! — die verdammte Teufelsklippe! sie frißt uns auf mit Haut und Haaren! — Was die „Goldene Tanne“ einbringt, — die Klippe verzehrt's und mehr dazu! — Alles andere wollt' ich dem Jansen verzeihen, — aber daß er den vermaledeiten Bau da oben auf die Bergspitze gesetzt hat, in eine Steinwüste, wohin kaum jemals ein Tourist sich verirrt — — — das — muß ihm der leibhaftige Böse eingeblasen haben!“

„Du bist zu ängstlich, Rotte! das taugt nicht,“ sagte Erk und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Im Geschäft heiß's: Frisch gewagt! Du mußt die „Goldene Tanne“ zwingen, daß sie dir das Doppelte trägt, — dann schleppst du die Klippe mit durch und hast noch Überschuß.“

„Und wenn dir's für den Augenblick ja an flüssigem Kapital fehlen sollte,“ — meinte Malmus, bedächtig mit den Augen zwinkernd, „so nimm doch noch eine Hypothek auf das Grundstück hier! — Hast ja Freunde, dächt' ich, welche dir solchen Dienst nicht abschlagen werden.“

Rotte hatte, an der Verandabrüstung lehnend, finster in die Berge gestarrt. Wenn der Himmel klar war, wie an diesem Abend, so vermochte ein weitsichtiges

Auge auf einer der letzten Kuppen ein helles Würfelchen zu unterscheiden —: das war der Gasthof zur Teufelsklippe, welcher dem Tannenwirt so schwere Sorgen schuf.

Bei den Worten des Likörhändlers fuhr Fritz Rotte herum.

„Du willst mir das Geld zum Bau vorschießen? — das ist freundschaftlich von dir, Malmus — sehr freundschaftlich! — Ich danke dir — — — Aber — nein! nein! nein! — Ich darf die Tanne nicht noch schwerer belasten — Es ist ein hartes Jahr, — doch es muß durchgerungen werden. — Wie sollt' ich's anfangen, noch höhere Zinsen für dich herauszuschlagen?" —

„Natürlich," brummte Malmus. „Ich bin ja auch ein Halsabschneider, ein Krawattenmacher, — der seine Freunde um Haus und Hof bringt — Wa?"

In Läppchens Brust tobte ein heftiger Kampf. Sein Ehrgeiz ertrug's nicht, daß andere ihn überholten. — „Gemalte Fenster hat der Lindenwirt, sagst du —."

„Ja, und einen Kronleuchter aus Berlin mit lauter Glasbummeln, die schillern wie der schönste Regenbogen."

Läppchen schüttelte sich, als müsse er ein unsichtbares Etwas von sich abwehren, das ihn zu umstricken drohte.

„Nein! — und nochmals nein! — Durch neue Schulden werden die alten nicht weniger drückend gemacht. — — Ich muß sehen, daß ich mir die Teufelsklippe vom Halse schaffe! — das ist das einzige Rettungsmittel!" —

„Vom Halse schaffen," wiederholte Erk. „Nun, was das betrifft, darin haben freilich manche Leute ein merkwürdiges Glück oder Geschick — nenn's, wie du magst!"

„Wieso?"

„Weißt du's noch nicht? — Das Gehöft am Gründlingsteich, das der Witwe Seeberg so viel Kopfschmerzen verursacht hat —"

„Was ist's mit dem Gehöft?"

„Abgebrannt ist's mit Rumpf und Stumpf in vergangener Nacht!"

Läppchen horchte mit weit geöffneten Augen. „Abgebrannt — sagst du? — Von ungefähr, — oder angezündet?" —

„Frag' du und der Kuckuck!" — lachte Erk. „Das Licht hat ihr wohl keiner dabei gehalten! — Zudem vermag sie ein feines Alibi aufzuweisen, — war die Nacht bei Verwandten, — was weiß ich? — Genug, der Kram liegt in Asche, und die Versicherung zahlt! — Baare fünfundzwanzig Tausend Mark! — Das mag ihr bekommen nach der Schinderei der letzten Jahre!" —

Eine Pause folgte. Läppchen starrte nach dem hellen kleinen Viereck auf der Felswand.

„Ohne Gewissen mag sich's freilich leichter durch die Welt wandern," sagte er endlich langsam. „Ich aber hab' eines mitbekommen. Wenn nicht der Himmel selbst mir durch einen gnädigen Blitzstrahl zu Hülfe kommt, so mag die Versicherung ruhig sein. Zum Betrüger soll mich das verfluchte Rabennest da oben nicht machen, — — wenn es mich schon zum Bettler macht!" —

Er wandte sich hastig um und prallte wie vor einem Gespenst zurück. „Malwine! — du! — Ich hab' dich nicht herauskommen hören — — Und wie du aussiehst! — Ist dir nicht wohl?"

— —„Doch — doch — — nur meine Füße wollen seit einiger Zeit nicht recht — sie schmerzen bis zum Knie herauf. — Ich wollte dich um den Kellerschlüssel bitten, Fritz."

Rotte zog den Schlüssel aus der Tasche. „Darüber hast du ja deiner Tage noch nicht geklagt! — So schick' doch zum Arzt! — Himmlische Güte! das fehlte gerade noch, daß du bettlägerig würdest just zu Anfang der Saison!" —

Die Frau lächelte mit bleichen Lippen. „Sei ohne Sorgen, meine Schuldigkeit thu' ich — und wenn ich kriechen müßte — — aber du hast Recht, ich will den Arzt zu Rate ziehen."

Malmus sah ihr kopfschüttelnd nach, wie sie schweren Schrittes aus der Stube schwankte. „Ist ja ganz was Neues mit der Frau — Läppchen, wa?"

„Pech ist's, — wie alles Übrige!" — Rottes Nasenflügel zuckten krampfhaft, und seine Hand zerknitterte nervös die Ecke des roten Tischtuches. — Sein Weib krank! — Das stieß dem Faß den Boden aus. Er wollte ihr folgen, näheres über ihr Befinden hören. Erk hielt ihn zurück.

„Wird ja nicht schlimm sein! — Die ist kernfest, alter Junge — war Zeit ihres Lebens schier und frisch wie ein Weihnachtsapfel! — Übrigens, Läppchen, laß dir sagen: zum Verdursten bin ich nicht zu dir gekommen!" —

„Erk hat recht," kicherte Malmus. „Du mußt mit uns trinken! Wir helfen dir die Sorgen verscheuchen. Die Zeche knobeln wir dann aus. Gilt's? — Wa?"

In Läppchens von Natur farbloses Gesicht war eine brennende Röte gestiegen, eine ungeheuere Aufregung sprach aus seinen hastigen, zuckenden Bewegungen. Die etwas gezierte Gemessenheit, die ihn sonst auszeichnete, war völlig dahin.

„Meinetwegen!" rief er mit hartem Auflachen und zog die Klingel. „Emil — Pschorr! und Licht!"

Dann warf er sich auf einen Stuhl im Wirtssaal, stemmte die Arme auf den Tisch und starrte in die Flamme der Lampe.

Erk schlürfte unterdessen behaglich aus dem Seidel, das der Kellner vor ihn hingesetzt hatte. „Das Bier ist gut — — Alles was wahr ist! — Aber das Andere ist auch wahr: dein Saal ist nur eine schäbige Spelunke im Vergleich zu des Lindenwirts Weinstube. Hab' ich nicht Recht, Malmus? Mußt' dir den Spektakel bloß mal ansehen, Läppchen!"

„Werd' ich! Werd' ich! — Emil, Pschorr! —" Rotte hatte schon ausgetrunken.

„Na, na, na," beschwichtigte Malmus, „die Weinstube beim Lindenwirt ist recht anständig. Aber was Geschmack anbelangt, darin hat unser Läppchen vor dem drunten zwei Kilometer voraus. Wenn der drei bis viertausend Mark springen lassen will, dann bringt der noch ganz was Anderes zuwege! — Prost! Läppchen! Darauf wollen wir mal anstoßen — wa?"

„Unter sechstausend kann ich's nicht schaffen!“ sagte Rotte aufgeregt und reichte noch einmal dem Kellner das Glas. Er wußte selbst nicht, daß er schon beim dritten angelangt war. „Da ist zunächst der Rohbau — die Täfelung ist auch nicht billig — — wenn schon, denn schon!“

„Sei's um sechstausend!“ lachte Malmus. „Darum keine Feindschaft! — Weiß wohl, nicht jeder würde dir auf die „Goldene Tanne“ noch so viel zu den übrigen Hypotheken zuschießen — — aber der Willibald Malmus läßt seinen Freund nicht im Stich. — Prost, Erk! — Läppchens altdeutsche Weinstube soll leben! — —“.

Malwine hatte unterdessen in der Küche ihre Anweisungen in betreff der Forellen gegeben. Jetzt stieg sie mit ihrem müden, schweren Gang die Treppe wieder hinauf. Diese Treppe! — Wie viele Erinnerungen sie in ihr wachrief! — Mit jugendlicher Lebhaftigkeit war sie die Stufen hinaufgehüpft als neuvermählte Frau an der Hand eines geliebten Gatten, das Herz von frohen Hoffnungen voll zum Zerspringen. Und langsamer und stiller war sie hinauf- und hinabgewandert in dem Maß, wie ihre Hoffnungen eine nach der anderen zerflatterten, wie Reiz nach Reiz von dem Idealbild ihres Herzens abfiel, bis der geträumte Halbgott sich ihr als ein bejammernswürdiger Mensch, der hülflose Spielball seiner übermächtigen Leidenschaften, enthüllte. — — Dann hatte sie nicht mehr von überschwenglichem Glück geträumt, — aber unerschütterlicher Mut und feste Zuversicht waren wieder in ihre Seele eingekehrt, als sie die wankenden Schritte des kleinen Georg hinauf und hinab leitete, der sich das Treppenhaus zum Lieblingsspielplatz erkor. Sie hatte nun wieder einen Zweck, sie wußte, weshalb sie lebte, arbeitete und duldete! — Einen schönen Besitz langsam unter den Händen zerrinnen sehen, durch die Schuld dessen, der vor allen Anderen berufen gewesen wäre ihn zu erhalten, zu mehren, und mit gekreuzten Armen machtlos zuschauen müssen, ist Marter für einen thatkräftigen Menschen. Malwine hatte manchmal gefürchtet zu erliegen, und einmal, als sie nach einem heftigen, nutzlosen Auftritt von Jansens Stube herabkam, hatte sie den Kopf hier an dieser Stelle auf das Treppengeländer gedrückt und aufgeschluchzt in fassungsloser Verzweiflung. Sie meinte noch heute die Stimme zu hören, welche da in ihrem Jammer wie eines Engels Verheißung an ihr Ohr schlug, obgleich die Worte einfach genug lauteten. „Fassen Sie Mut, liebe Frau Jansen! — So wahr ich ein ehrlicher Kerl bin, — man soll's der Wirtschaft nicht anmerken, daß ihr der Herr fehlt.“ — — Aufschauend sah sie den blonden Oberkellner vor sich stehen. Sie konnte ihm nur mit überströmenden Augen die Hand reichen; er drückte sie stumm. Der Händedruck war ein Versprechen, und Fritz Rotte hatte es gehalten durch alle die grauenvollen Tage, die noch folgten, — bis zu jenem gräßlichsten, da sie in wilden, entsetzten Sprüngen vom Speicher herabfloh, weil endlich das Ende gekommen war, — das vorausgesehene, fast ersehnte —! — — und das nun doch überraschend, vernichtend wirkte! — Denn die gerechteste Anklage erstirbt, wenn die Lippen desjenigen für ewig geschlossen sind, welcher sich dagegen verteidigen sollte. Und freilich erzählten die starren Züge des Todten nichts mehr

von den an Wahnſinn ſtreifenden Wutausbrüchen, welche ihn in den letzten Jahren zum Schrecken ſeiner Umgebung gemacht hatten, nichts von ſeinen Thorheiten, ſeinen Laſtern, noch von dem Elend, aus dem er ſelbſt ſich mit Hülfe einer ſoliden Schlinge zwar befreit, in welches er aber ſeine Angehörigen nur um ſo tiefer hineingeſtoßen hatte! — Was hätte aus der Frau und dem Kinde werden ſollen ohne Fritz Rotte? — Es wäre ein Gebot der Klugheit für Malwine geweſen, dem tüchtigen Menſchen ihre Hand zur Ehe zu reichen, ſelbſt wenn ihr Herz geſchwiegen hätte — aber es ſchwieg nicht! — Es hungerte nach Liebe, nach Zärtlichkeit. Ihre erſte Ehe war die Hölle geweſen, — was Wunder, daß ſie die Hand noch einmal ausſtreckte nach ihrem Anteil an Glück? — Und Glück war ihr geworden in all der Sorge und Mühe, welche aus den ungeordneten Verhältniſſen, in welchen Janſen die Wirtſchaft zurückließ, für ſie und ihren zweiten Gatten entſprangen. Der einzige Schatten darauf war ihres Sohnes unüberwindliche Abneigung gegen ſeinen Stiefvater.

Mit einem Seufzer legte Malwine die Hand auf den Drücker an der Thür des Giebelſtübchens und trat ein. Georg wandte ſich nicht um. Er ſaß finſter brütend am Tiſch, einen Zug von Trotz um die zuſammengekniffenen Lippen, welcher die unglückliche Frau mit einem Schauder an ſeinen Vater zurückdenken ließ.

„Georg.“

„Mutter —“

Sie legte die Hand auf ſeine Schulter. „Georg, — du haſt mir heut ſehr weh gethan.“

Der Knabe zog die Stirn kraus und antwortete nicht.

„Du biſt ein unverſtändiges Kind,“ fuhr die Mutter fort. „Ich will um deiner Jugend willen glauben, daß du ſelbſt nicht weißt, wie tief du mich in deinem Vater gekränkt haſt —“

Jetzt ſah der Junge feindſelig auf. „Herr Rotte iſt nicht mein Vater! —“

Die Mutter nickte wehmütig. „Ich kann dir darauf die gebührende Antwort nicht geben, mein armes Kind; du biſt zu jung, und das Andenken der Todten iſt heilig. — Rotte iſt dein Vater nicht, ſagſt du? — Um ſo mehr Dank alſo biſt du ihm ſchuldig! Denn er hat an dir gehandelt, wie ein Vater, — beſſer als dein Vater —“ fügte ſie kaum hörbar hinzu.

„Dank?! — Ich — ihm! — Mutter! — Ich — dieſem Menſchen!“

„So iſt es. Du wirſt das einſt ſelbſt begreifen. Und darum ſollſt du Abbitte thun, Georg —“

„Niemals, Mutter!“

Die Frau ſah ihn traurig an. „Glaubſt du wirklich, Georg, daß ich verſuchen würde, mein einziges Kind zu einer That zu überreden, die ſeiner nicht würdig wäre? — Du thuſt deinem Stiefvater Unrecht — — gut! gut! — Dein Gemüt iſt voll Groll, ich will jetzt nicht die Sprache der Vernunft und Billigkeit zu dir reden; du würdeſt ſie nicht verſtehen. An dein Herz wende ich mich, Georg! Und ich bitte dich, um meinetwillen, deiner Mutter zu lieb, beuge deinen harten Sinn! — Sieh, dir mag es ein Leichtes dünken, die Ferien fern

von Hause zuzubringen, du hast deine Kameraden, deine Freunde! dir wird die Zeit rasch und lustig genug verfliegen. Mehr als dich würde die Strafe deine arme Mutter treffen, welche die Tage zählt, bis du zu ihr zurückkehrst. Soll sie dich ein volles halbes Jahr nicht wiedersehen, nicht in ihre Arme schließen dürfen? Nicht wahr, Georg, — das willst du nicht? — Das hattest du nicht bedacht?"

Der Junge wand sich unschlüssig hin und her.

„Du schickst mich ja fort, Mutter — — liegt dir denn noch an mir?"

„Georg! —"

Sie zog den Knaben in ihre Arme und bedeckte sein Gesicht mit heißen Küssen. Plötzlich fuhr sie entsetzt zurück, ein eigentümlicher Duft war zu ihr aufgedrungen, und als sie nun, von jäher Ahnung gepackt, hastig in des Knaben Brusttasche fuhr, von der seine Hand sie mit unsicherem Griff noch abzuwehren suchte, zog sie Onkel Malmussens zur Hälfte geleerte Feldflasche hervor.

Mit einem Aufschrei, so wild, daß er den Knaben bis ins Mark erschütterte, sank die unglückliche Frau in die Kniee und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Soll mir denn nichts erspart bleiben? — Gott! Gott! Gott! was habe ich verbrochen, daß ich denselben Jammer zweimal durchleben muß — am Vater und am Sohn?!"

Georg hatte sich zur Seite geduckt, er erwartete eine verdiente Züchtigung. Der Schmerzensausbruch seiner Mutter erfüllte ihn mit maßlosem Staunen.

„Worüber weinst du denn, Mutter?"

Die Frau schüttelte energisch die Thränen fort und deutete auf die Flasche.

„Wer hat dir das gegeben?"

„Onkel Malmus."

„Der Schändliche!" murmelte sie zwischen den Zähnen, ging zum Fenster und schüttete den Inhalt der Flasche hinaus. „Georg, — glaubst du, daß ich es gut mit dir meine?"

Der Knabe empfand den Verlust seines Lieblingsgetränkes mit Betrübnis.

„Ach, der schöne Rosenlikör! — Er schmeckte so fein! — Warum nimmst du ihn mir weg, Mutter? — Was kann er denn schaden?"

„Was er schaden kann, fragst du? —" Frau Rotte starrte auf die Wand gegenüber, als läse sie dort die Antwort. „Er kann um Ehre und Gewissen bringen, um Gesundheit und Vermögen, um das Leben selbst! kann aus einem rechtschaffenen Menschen einen Elenden, einen Betrüger, einen Selbstmörder machen! — Das kann er! Das weiß ich! — Denn ich hab's erlebt. — — Georg! —" Sie faßte bittend seine Hände. „Ich kann dir nicht überallhin folgen und dich behüten, und wenn ich dir ein Versprechen abnehme, magst du es leichten Sinnes brechen. Aber das bedenke stets: jeder Tropfen, den du trinkst, ist ein Schlag, den du gegen deine Mutter führst. — Ich habe viel Trauriges im Leben erduldet — Georg, thu' du mir nicht das Ärgste an!"

Die ungewöhnliche Erregung der Mutter blieb nicht ohne Eindruck auf des Knaben Gemüt. Er sah mit hellem Blick zu ihr auf, und ein gewinnendes Lächeln flog über seine Züge.

„Nun ja, ich mag wohl gern Likör, — lieber als Bonbons und Kuchen, und daß das etwas so Schreckliches sein soll, will mir nicht in den Kopf. Aber sei ruhig, Mutter, weinen sollst du nicht über mich! — Es wird mir nicht leicht werden, — dennoch, da hast du meine Hand: ich trinke bis zu den Ferien keinen Tropfen! — Und ihm will ich eine Abbitte schreiben, — vier Seiten auf dem schönsten Briefpapier, das in Nordhausen zu haben ist!"

Frau Rotte zog den Sohn in ihre Arme. „Mein Liebling! Mein wilder, warmherziger Liebling!"

„Nicht wahr, Mutter — und nun hast du mich auch lieb?" —

Sie faltete die Hände über seinem blonden Lockenkopf und schickte ein heißes Gebet zu Gott empor um Segen für ihren Einzigen. —

Spät abends erst und etwas unsicheren Ganges kam Läppchen in seine Kammer, wo Frau Malwine Wäsche stopfend am Tische saß.

„Noch auf, Malwine? mit deinen schmerzenden Füßen? Das ist nicht recht."

„Ich dachte, du brauchtest vielleicht noch etwas, — — oder hättest mir wichtiges zu sagen — — ja, das ist's! — Du hast mir etwas zu sagen — ich seh's an deinem Gesicht!"

„Magst du's denn heut schon hören! Ich bin entschlossen, Malwine, — wir bauen trotz allem noch diesen Sommer die altdeutsche Weinstube!" Er war furchtbar aufgeregt, seine Stirn glühte.

Malwine blickte wehmütig zu ihm auf. „Du wirst das besser verstehen als ich, Fritz. Aber die Saison hat schon begonnen. Ich fürchte, der Bau wird uns die Gäste verscheuchen, und die Stube kann doch nicht mehr rechtzeitig fertig gestellt werden."

„Papperlapapp! Der Architekt mag sich sputen! — Ich nehme einen aus Nordhausen, keinen von den hiesigen Leimsiedern. — — Malmus schießt mir das Kapital vor."

—„Wenn es nur nicht gerade Malmus wäre!"

„Er oder ein Anderer! Was ist da viel zu mäkeln? — Die Freunde, die jetzt noch sechstausend Mark auf die „Goldene Tanne" wagen, sind nicht eben dicht gesäet. — Daß es so ist, — du weißt, es ist nicht meine Schuld."

„Das weiß ich, Fritz! — Du warst es nicht, der die „Goldene Tanne" mit Hypotheken überlastet hat, um das Logierhaus auf die Teufelsklippe zu setzen. Mein armer Mann, wie viel Not und Sorge trägst du für mich und den widerspenstigen Jungen?"

Läppchen rückte einen Stuhl neben den Malwinens und legte seinen Arm um ihre Schulter. „Ich bin mir völlig bewußt, daß ich hohes Spiel spiele," sagte er leise. „Es steht alles auf dem einen Wurf — und hätt' ich es vermeiden können, — glaub' mir, ich thät' ihn nicht. — Aber die Steuern, Zinsen und Abgaben für die Teufelsklippe bring' ich nicht länger auf, — wenn ich mich von anderen Wirten hier unten überflügeln lasse, schon gar nicht! — Ich muß aus dieser Klemme heraus — so oder so! — Denn ich besitze Ehrgefühl, Malwine! — Ich weiß, daß viele scheel auf mich sehen, weil ich emporgekommen

bin, und war doch nur armer Leute Kind! — Was Georg mir in kindischem Trotz entgegenwirft, ist nur das Echo von den Reden meiner Mitbürger. Müßt' ich der „Goldenen Tanne" den Rücken wenden, ein bankerotter Bettler, die Zielscheibe ihres wohlfeilen Spottes — Himmel und Erde! Malwine —" er sprang auf. „Hans Jansen war ein Narr! — aber seine letzte That, die war kein Narrenstreich! — Was ihn dazu trieb, das kann ich ihm nachfühlen — — und bei unserem Herrgott! — Ich würd's nicht anders machen!"

—„Fritz!"

„Es ist ein Kampf auf Tod und Leben, Malwine! — aber wir müssen ihn durchringen — wir müssen siegen!"

„— — Wir werden siegen, Fritz." —

Dann gingen sie zur Ruhe. Läppchen schlief trotz seiner Aufregung endlich ein. Aber Frau Malwine wachte die ganze Nacht. „Wir müssen siegen," stand mit Flammenschrift vor ihrem inneren Auge. — Er sollte siegen, der Mann, den sie liebte, — siegen um jeden Preis! — — —

* * *

Der Herbststurm entblätterte die Wälder, die Wiesen an den Hängen färbten sich gelb; die Reisezeit war vorüber, und in dem kleinen Bergflecken rüstete man sich zu dem langen trüben Winter.

Vater Malmus weilte, eine blauleinene Schürze um seine schlotternden Röcke gebunden, inmitten seiner geliebten Flaschen, entkorkte eine nach der anderen und sog mit schlauem Augenblinzeln den Duft seiner Lieblingssorten ein. Vor ihm stand eine alte Frau in der Tracht der ärmeren Harzerinnen. Auf dem Rücken hing ihr eine große, hochbepackte Kiepe, und am Schürzenband war das Baumwollenknäuel befestigt, von welchem ihre fleißigen Hände Strümpfe strickten, während sie mit der schweren Last auf dem Rücken bergauf, bergab wanderte.

„Nun, Mutter Markeln, — noch eine Herzstärkung mitnehmen in die Einsamkeit der Teufelsklippe? — Ist recht! — Was soll's denn sein? — Ingwer oder Kümmel? — Wa?"

„Kümmel, Herr Malmus, — Kümmel schlecht und recht. Trink' ihn nicht zum Wohlleben, das können Sie glauben! — Aber wenn der Schnee da droben auf der Teufelsklippe erst mal seine drei Ellen hoch liegt, und wochenlang keiner herauf- und keiner herunter kann — und ich mutterseelenallein bin mit der alten Margret, was meine Ziege ist, Herr Malmus — dann — — wissen Sie! — Einen Trost muß der Mensch haben."

„Warum laßt Ihr Euch noch immer in die verdammte Einöde hinaufschicken, Mutter Markeln? — Seid doch auch die Jüngste nicht mehr!"

„Freilich, freilich! — Aber wer soll's den Rottes zu Gefallen thun, wenn nicht ich? — Und dann die Kinder, Herr Malmus, — die Kinder!"

„Na, Ihr habt doch keine mehr, denk' ich, — wa?"

„Ei ja doch! — Einen Tochtersohn hab' ich, den Friedrich! Er steht just in Glogau bei den Soldaten — ja, was würde der wohl sagen, wenn seine Groß-

mutter ihm nicht zu Weihnachten ein paar Thaler Taschengeld zustecken wollte, daß er sich einen vergnügten Tag machen kann? — Wir Alten müssen noch immer für die Jungen sorgen, Herr Malmus, das ist wahr."

Malmus schlug eine Flasche in Papier und packte sie in die Kiepe der Frau. „'S ist vom ältesten, Markeln, kostet eigentlich sechzig Pfennige! — aber weil Ihr's seid! — Und grüßt mir den Friedrich. — — — Ja, was ich sagen wollte — wie geht's denn bei Rottes? — Bin lang nicht in die Tanne hinuntergekommen."

Die Frau hatte ein abgegriffenes Portemonnaie aus der Kleidertasche gezogen und kramte zwischen den schmutzigen Nickelmünzen darin. Bei der Frage des Likörhändlers schüttelte sie den Kopf. „Da ließe sich viel sagen, Herr Malmus. — Aber was hilft alles Reden? — Frau Jansen hatte ein schönes Vermögen und eine gut eingerichtete Wirtschaft. Sie hätte es dem Georg nicht zu leid thun müssen, daß sie den Rotte zum Mann nahm. — Hab ich recht, Herr Malmus?"

„Das sagen noch andere als Ihr, Mutter Markeln," nickte Malmus ermutigend.

„Da ist jetzt der Bau," fuhr die Alte fort, „daß Gott erbarm, Herr Malmus! — Verschimpfiert das ganze Wesen, daß kein Kurgast sich in der Tanne einzumieten getraut und die Tischgäste über Bohlen und Gräben klettern müssen! — Sie haben ihm das Haus nicht eingerannt diesen Sommer, das kann ich Ihnen sagen. — — Und nun kann das Ding noch nicht mal fertig werden! — Seit drei Tagen wird keine Hand mehr dran gerührt: das Geld ist alle. — Nun bitt' ich Sie, muß ein vernünftiger Mensch so etwas nicht im voraus überlegen?!"

„Das sag ich ja, Mutter Markeln, das sag ich ja!"

„Ihr darf man freilich nicht mit solchen Reden kommen, — aber innerlich fühlt sie's gewiß. — Sie wird auch alle Tage stümpriger. Und er läuft neben ihr her wie ein rechter Wüterich, der Georg kann ein Lied davon singen! — Ist der Junge da in den Sommerferien über einen Bierrest geraten — du lieber Himmel! Alle Kinder naschen gern! — Wie der Rotte ihn aber da heruntergeputzt hat — Herr Malmus — davon ist das Ende weg! — Und sie sieht's mit an und sagt kein Wort. — Ja, was will sie machen? — Sie hat A gesagt, als sie ihn zum Mann nahm, jetzt muß sie auch B sagen. Es ist ein Kreuz, Herr Malmus! — ein rechtes Kreuz!" — — Die Frau gab ihrer Kiepe einen Ruck und schob die Tragbänder zurecht, denn ein vornehmer Besuch trat eben über die Schwelle, Erk, der Krämer. Da wollte sie nicht stören, sie wußte, was sich ziemte. „Guten Tag, mit einander," schloß sie ihre Rede und ging aus der Thür.

Erk warf sich auf einen Stuhl. „'N Abend Malmus! — Was giebt's neues?"

„Nicht viel! — Dem Läppchen steigt das Wasser jetzt an die Kehle. Seit drei Tagen wird nicht mehr an der Weinstube gearbeitet — nicht mehr gearbeitet — Verstehst du? Wa?"

Der reiche Mann war nicht im mindesten überrascht.

„Hab ich's nicht gleich gesagt? — Der Rotte spekuliert zu toll! — Was braucht er dem Lindenwirt gleich die altdeutsche Weinstube nachzumachen? — Wer kein Geld zum Bauen hat, soll die Finger davon lassen! Das ist meine Meinung. — Na, nun wirst du wohl wieder ein paar Tausende schießen lassen, Malmus?"

„Keinen Heller, Erk, keinen Heller! — Ich habe an dem Läppchen gehandelt wie ein Brüder, das weiß der ganze Ort. Aber alles hat seine Grenzen — alles hat seine Grenzen! — 'S ist mit der goldenen Tanne nicht mehr wie sonst. — Die Frau krank! — Der Mann verliert den Kopf! — — Unter uns, ich hab schon ernstlich daran gedacht, dem Läppchen all meine Kapitalien auf Neujahr zu kündigen."

Erk sah den Likörhändler mit großen Augen an. „Du willst dem Rotte die Hypotheken kündigen? — Da ist er Neujahr bankerott."

„Mein Gott! ich hab's auch nicht zum Verschenken! — Wenn er nicht im stande ist, die „Goldene Tanne" zu halten, so muß es eben ein anderer versuchen. Jeder ist sich selbst der nächste! — Wa?"

Er hantierte dabei geschäftig zwischen seinen Flaschen herum.

Erk starrte ihn noch immer mit weit geöffneten Augen an und bemühte sich, zu begreifen. Plötzlich brach er in ein schallendes Gelächter aus.

„Donner und Doria! Du bist ein Geriebener, Malmus! — Wetter, ja! Das hab ich nicht gewußt, daß du darauf hinaussteuertest! — — Meinte schon, du wärest ein bischen zu tief ins Wasser gegangen für den Rotte. — — Aber wenn du's so drehst — freilich! — Ja, dann muß die „Tanne" in andere Hände übergehen — Und zehn Flaschen Sekt will ich wetten, ich kenne den neuen Tannenwirt!"

Malmus schmunzelte behaglich. „Je nun, die einen arbeiten mit ihren Knochen und mühen sich vom Morgen bis zum Abend — die andern mit ihrem Hirn." — Er tippte sich wohlgefällig mit dem Zeigefinger auf das schmale Stückchen Stirn, das über seiner ungeheuren Nase sichtbar war. „Die letzteren haben's dann bequemer. — — Aber — vielleicht übernimmst du die Hypotheken?" — setzte er zögernd hinzu.

„Daß ich ein Narr wäre! — Hab' Geschäfte genug auf dem Halse, mag keine neuen aufsacken. — Du hast dein Geld einmal in die „Tanne" hineingesteckt, du magst sehen, wie du es wieder herausziehst. — Die alteingesessenen Bürger werden dir übrigens nicht böse drum sein, wenn im Gemeinderat ein hergelaufener Wicht weniger das große Wort führt! — Also, Glück auf, Tannenwirt!" —

Der Likörhändler nahm zwei nicht zu kleine Gläser vom Sims und füllte sie mit Danziger Goldwasser.

„Du bist ein guter Kerl, Erk! — Ich werd's dir einmal gedenken! Prost!"

Es war der Abend des ersten Oktobers. Ein einförmiger Landregen rieselte hernieder, tropfte in launenhaftem Rhythmus von den Verandendächern der „Tanne", gurgelte und klapperte in den Dachrinnen der halbvollendeten Weinstube und

schlug durch die offenen Fensterhöhlen, welche vergeblich auf ihre Füllung von gemalten Glasscheiben harrten, ins Innere, den hartgestampften Lehmboden durchweichend, auf welchem die Vierecke des Parketts in starrer Ordnung aufgeschichtet lagen, neben einem halben Dutzend Proben von stilvollen Ledertapeten. Auf dem Geländer der Veranda hatte sich eine Schar Spatzen vor dem Regen geborgen, sie saßen in gerader Reihe, fröstelnd, mit aufgeplusterten Federn. Vom Stall herüber klang ab und zu das Stampfen oder Schnaufen eines Pferdes. Eine naßgeregnete Gans stand auf dem Hofe zwischen den Sandhaufen, Kalkgruben, zurückgelassenen Gerüststangen und Leitern, welche ihn für einen menschlichen Fuß ungangbar machten, betrachtete mit schiefem Kopf das unfertige Gebäude, in welchem der fröhliche Lärm der Arbeit gänzlich verstummt war, und schnatterte ab und zu leise in philosophischer Verwunderung. Sonst unterbrach kein Laut das einförmige Rauschen des Regens, — nichts Lebendiges sonst zeigte sich auf dem einsamen Grundstücke; nicht der Schritt oder der Ruf eines Gastes ward vernehmbar, kein Kommen und Gehen des Wirtes oder der Kellner. Wie ausgestorben lag der geräumige Gasthof zwischen den Berggipfeln rechts und links, um welche die schweren Regenwolken wie zerfetzte Mäntel hingen, und unbestimmte Schatten ballten sich hinter den leeren Fensterhöhlen des Neubaues und den lichtlosen des alten Hauses zusammen, sie erfüllten Gänge und Treppen, Stuben und Kammern. Es war, als ob die Sorge und die Angst in den Menschenherzen Gestalt angenommen hätte und als Finsternis durch das Haus schritte, es erfüllend von der Diele bis zum Dachstuhl mit ihren riesengroßen, zerfließenden Formen, hinausquellend aus allen Ritzen und Öffnungen — — — Die Kündigung der Malmus'schen Hypotheken war pünktlich vor 12 Uhr vormittags eingetroffen.

In Jansens ehemaligem Zimmer ging Rotte auf und nieder. Seine Frau saß ein Stockwerk tiefer in einem leeren Logierzimmer — sie waren alle leer geblieben dieses Jahr — und lauschte gepreßten Herzens auf das Geräusch seiner Schritte. Sie verstand, was sie sagen wollten, als sprächen sie in Worten zu ihr. Eins — zwei — drei — schnell und elastisch; die ungebrochene Energie eines thatkräftigen Menschen sprach sich darin aus, der mit dem Schicksal ringt bis zum letzten Atemzug. Und dann war die Wand erreicht, Rotte kehrte um, aber langsam, zögernd, mit schlurfendem Schritt. — — Was hilft aller Heldenmut dem Kämpfenden, wenn die Wucht widriger Umstände ihn erdrückt? — — Und nun mit rasender Geschwindigkeit! — Zorn, Erbitterung gegen den treulosen Freund, ein letztes verzweifeltes Aufbäumen. — Dann ganz leise, zaghaft, müde, wie der Gang eines Kranken: — — Der Kampf ist umsonst! Die beste Kraft, die besten Jahre des Lebens sind vergeudet. — — —

Zwei Stunden schon dauerte die verzweifelte Wanderung droben, immer dieselbe Stufenleiter der Empfindungen durchlaufend; ebenso lange saß die Frau in dem unbewohnten Zimmer drunten und starrte trockenen Auges in den Regen hinaus, immer auf denselben Fleck, wo durch die hereinbrechende Dämmerung und den dichten Nebel, welche ihn ihrem leiblichem Auge verhüllten, ihr geistiges

Auge deutlich den kleinen hellen Auswuchs auf der Bergkuppe erschaute, den Gasthof zur Teufelsklippe, der wie ein Krebsgeschwür den gesunden Körper ihrer Wirtschaft zerfressen, seine Säfte vergiftet hatte und ihn einem frühen Verfall entgegenführte.

Endlich stand sie auf, ein Entschluß war in ihr aufgekeimt. Sie nahm leise Hut und Mantel und ging aus dem Hause. Zwei Minuten später stand sie vor Malmus.

Sein Verkaufslokal war leer; der Biedere saß hinter seiner Kasse, den Kopf aufgestützt, und blätterte behaglich in seiner Zeitung. Als er Frau Malwine erkannte, sprang er hastig auf. Vor ihr hatte er kein gutes Gewissen.

„Ei der Tausend! Frau Rotte! — Guten Abend! — Das ist ja eine seltene Freude! Und bei dem Hundewetter gar! — Gewiß dringende Einkäufe? Freut mich, freut mich! — Was soll's denn sein? — Ingwer? — Anis? — Wa? — Habe da eben eine neue Sendung — —"

Malwine sah ihm steif in die unruhig zwinkernden Augen.

„Ich möchte zwei Worte mit Ihnen sprechen, Herr Malmus, — aber allein."

„So kommen Sie doch herein, verehrte Frau Rotte. Nehmen Sie Platz! — Es geht Ihnen doch gut, wa? — Nun, natürlich! da Sie ohne Stock gekommen sind —"

Die Frau zuckte zusammen und sah wie erschrocken auf ihre rechte Hand hernieder, in welcher der Krückstock fehlte, ohne den sie seit einigen Wochen nicht einmal mehr ein Zimmer durchmaß. — „Ich habe mich auf den Regenschirm gestützt, Herr Malmus; — nein, es geht mir nicht besser. — Aber nicht davon wollte ich reden."

Sie ließ sich erschöpft auf das kleine Ledersofa der Ladenstube fallen und schien nach Worten zu suchen. Er saß ihr gegenüber in der blauen Küferschürze, die Daumen in geheucheltem Behagen um einander drehend. Eine schlecht gereinigte Petroleumlampe brannte mit trüber Flamme zwischen ihnen.

„Und wie geht es denn meinem Freund Läppchen? — Das vermaledeite Wetter! — Man bekommt seine Freunde gar nicht mehr zu sehen!" —

„— Sie haben uns heute Morgen die Hypothek gekündigt, Herr Malmus," unterbrach Malwine den Wortschwall.

Der Likörhändler antwortete durch ein nervöses Lachen.

„Hat Läppchen Ihnen das schon mitgeteilt? — Ein Mustereheman! — Wa? — — Freilich, mir ist ein vorteilhaftes Anerbieten für mein Kapital gemacht worden von einem Schneidemüller da oben in Sieber. Na, und ich weiß ja, Ihnen verschlägt's nichts, ob Sie die Hypothekenzinsen mir zahlen oder einem andern —"

„Wenn Sie auf Ihrer Kündigung bestehen, Herr Malmus, sind wir bankerott."

Darüber wunderte sich Malmus nun sehr. „Bankerott? — Warum nicht gar? — Wie können Sie sich solchen Unsinn aufbinden lassen? — Aber das Geld liegt ja heutzutage auf der Straße, verehrte Frau, — geradezu auf der Straße! — Da ist zunächst das Privatvermögen, dann die Hilfskassen — die

Vorschußkasse in Nordhausen — und die andere da in Klausthal" — Und er fing an ein langes Register von Namen und Kassen herzusagen. Seiner Darstellung nach flogen die Tausendmarkscheine in der Luft herum, und ein gescheiter Mann brauchte nur zu flöten, so setzten sie sich ihm in Schwärmen auf die Hand. — Leider fand seine prächtige Schilderung ein undankbares Publikum.

„Wir sind bankerott, Herr Malmus, wenn Sie Ihr Kapital so plötzlich zurückfordern," wiederholte Malwine, „und Sie wissen, daß wir es sind."

Die kleine, harte Hand, die sich auf die Wachstuchdecke des Tisches stützte, zitterte; die großen, grauen Augen hefteten sich mit unbarmherziger Starrheit, der ganzen Grausamkeit einer ehrlichen Natur, auf das schnapsrote Gesicht des Likörhändlers, der Mühe hatte, das verlegene Lächeln um seine Lippen festzuhalten. Jetzt aber wurde auch er zornig. War diese Frau unbequem mit ihrer Sucht, die Dinge unverblümt bei ihrem Namen zu nennen! — Er spann so gern seine Geschäfte glatt ab. Wozu sich erhitzen? Geschäftliche Verwickelungen brauchten das persönliche Einvernehmen doch nicht zu trüben! — Aber wenn sie seine Schonung nicht verstehen wollte, nun gut, — so brauchte auch er keine Flausen mehr zu machen. Er warf den Kopf zurück und redete laut und grob.

„Wenn sie denn wirklich bankerott waren, — was kam sie zu ihm um ihm Vorwürfe zu machen? — Hatte er das Haus auf die Teufelsklippe gesetzt oder den unsinnigen Bau der Weinstube unternommen? — Sollte er vielleicht die Dummheiten ausbaden, welche die beiden Tannenwirte nach der Reihe begangen hatten? — Er dankte gehorsamst!"

„Herr Malmus," sagte die Frau leise und trat einen Schritt näher, „Sie waren nach einander der Freund meiner beiden Männer, — ich muß es sagen: nicht zu deren Heil! — Sie haben beide zu Thorheiten verleitet — — ich will nicht zergliedern, aus welchem Grunde — aber gewiß, das Hotel stände nicht auf der Teufelsklippe ohne Sie! — Ohne Sie hätte Rotte nie daran gedacht, schon jetzt die unselige Weinstube zu bauen! — Sie haben sogar Georg heimlich zum Trunk verführt — — Unterbrechen Sie mich nicht! — Nicht jeder, der schweigt, ist darum auch blind! — Ich könnte Ihnen eine lange Schuldrechnung vorhalten, — — sie soll getilgt sein, Malmus! Ich will Sie als meinen Freund, meinen Wohlthäter verehren, — wenn Sie uns nur in dieser Not nicht im Stich lassen! — Nicht um meinetwillen bitte ich! — Um seinetwillen! der diesen Schlag nicht überleben würde! — den Sie Ihren Freund nennen — —! — Ich selbst — — ich verlange nicht mehr viel vom Leben. — Müßt' ich aus der „Tanne" fortziehen, — müßt' ich als Magd mein Brot verdienen — ich wollte nicht murren. — Nur — sehen Sie — meinen zweiten Mann enden sehen wie den ersten — den Jammer ertrag' ich nicht — und den will ich auch nicht ertragen! — Auch meine Geduld hat ihr Maß! — Treiben Sie mich nicht zur Raserei, Malmus! — — Malmus, auf meinen Knien bitte ich Sie — gönnen Sie uns Frist! — Frist! nur auf ein einziges Jahr!" —

Sie war in der That vor ihm auf die Knie gesunken, die Hände flehend erhoben.

Malmus befand sich in tödlicher Verlegenheit; er haßte Auftritte; sein trockner Sinn vermochte sich in das Ungewöhnliche nicht zu finden. Verwirrt hob er die Widerstrebende vom Boden auf.

„Aber beste Frau Rotte! — Ums Himmelswillen! — Ich nehme Ihre ganze Rede als einen Ausfluß Ihrer Krankheit — — Sie sind krank, verehrte Frau! — Und mit Kranken rechtet man nicht.“

„Gönnen Sie uns Frist!“ flehte Malwine außer sich. Sie hatte die Hand des Likörhändlers ergriffen und schüttelte sie in ihrer Verzweiflung.

Er machte sich los. — Dies war eine Sache, die man nicht in der Erregung entschied! Geschäft und Gefühl seien verschiedene Dinge, und man thue wohl, sie getrennt zu halten — übrigens mache er seine Geschäfte mit Männern. Sie möge ihm Rotte schicken, dann werde sie sehen, ob er sein Freund sei! — Was? — er nicht sein Freund? — Aber — er wollte gleich morgen mit ihm nach Klausthal fahren, — ihm mit Rat und That zur Seite stehen — er sei doch wohl nicht der Mann, der seine Freunde im Stich lasse! — Die Hypothekenschuld stunden, — das sei das Einzige, was er nicht könne! Er habe sein Wort gegeben, sein Wort müsse man halten — wa? — Aber jeden anderen Dienst würde er Rotte erweisen und er würde ihm Geld schaffen, — wenn Geld auf der Welt zu haben sei! —

Die Frau hörte schon lange nicht mehr zu; — sie schüttelte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung den Kopf; noch einmal streifte sie mit flüchtigem Blick das rotgedunsene Gesicht ihres Gläubigers, — dann war sie ohne Gruß in der Nacht verschwunden. Malmus hatte seine Rede noch lange nicht beendet. Verdutzt schaute er ihr nach.

Sie aber wanderte, schwer auf den Griff des Schirmes gestützt, nachhause. Der Regen schlug auf ihren jetzt unbeschützten Kopf, durchweichte ihren Hut und rieselte von ihrer Stirn; sie schien es nicht zu empfinden.

„Der Herr sei ausgegangen,“ sagte man ihr daheim. Sie fragte nicht, wohin? — Sie wußte, er suchte Geld und sie wußte auch, daß er keines finden würde. Sie legte ihren nassen Hut auf die Kommode und erschrak beinahe, als wohlthuende Wärme ihr entgegenstrahlte; die Magd hatte, in Sorge um ihre kränkelnde Herrin, Feuer im Ofen angezündet. Langsam trat sie näher, — die Glut hinter dem Rost schien sie mit unwiderstehlicher Gewalt anzuziehen; — sie nahm das Schüreisen und stieß kräftig hinein — — und als blaue Flämmchen aufloderten, flog etwas wie ein Lächeln über ihr Gesicht.

Spät erst kehrte Rotte zurück mit nervös zuckenden Nasenflügeln, mit roten Rändern um seine hellen Augen, wie von verhaltenem Weinen.

Malwine schob einen Stuhl für ihn an den gedeckten Tisch, trug das Essen auf und fragte nicht. —

Einförmig schleppten Monate und Wochen sich unter dem grauen Regenhimmel hin. Den Bürgern des Fleckens schien dieser Herbst nicht ganz so öde wie in andern Jahren, ein ungewöhnliches Schauspiel unterhielt sie; sie harrten mit grausamer Neugierde einer wie alle auf das Zerplatzen einer bunten Seifen-

blase, welche sie unter ihren Augen hatten entstehen, wachsen und sich ausdehnen sehen zu staunenerregender Größe, — auf das Zerfallen von Läppchens, des Emporkömmlings, Glück. Auf allen Bierbänken war von nichts Anderem die Rede, nur auf seinen eigenen nicht, denn die blieben leer. Wo er sich zeigte, beobachteten ihn hundert Augen mit der Spannung, mit welcher ein Vivisektor den Zuckungen seines Opfers folgt. Über seine vergeblichen Versuche, sich Geld zu verschaffen, waren die ergötzlichsten Geschichten im Umlauf. Dabei mied man ihn aufs ängstlichste. Ein Mann, der mit der heimtückischen Absicht umgeht, Geld zu borgen, ist gemeingefährlich. Und er selbst zog sich in seine Höhle zurück wie ein verwundetes Tier.

Nur in der Kirche sah man das Rotte'sche Ehepaar, die es an keinem Sonntag versäumte. Läppchen, mit eingefallenen Wangen, die gegen den schwarzen Sonntagsrock noch blasser erschienen, mit unruhig rollenden Augen, führte seine kranke Frau, welche sich mit der anderen Hand schwer auf ihren Krückstock stützte. Und dann saßen sie nebeneinander in ihrem altersgrauen Kirchenstuhl, vereinsamt inmitten der Gemeinde, welche das Schiff um sie her erfüllte, und Frau Malwine hob die Augen nicht mehr vom Gesangbuch auf bis zum letzten Amen. Es wurde aber bemerkt, daß sie viel inbrünstiger bete als in früheren Zeiten; barmherzige Seelen meinten, daß sie das auch groß nötig habe. Wenn dann der Gottesdienst zu Ende war, schritten sie wieder langsam Arm in Arm durch den langen Kirchengang hinaus, und Läppchen sah verlegen auf die Steinfließen nieder und mochte keinen Gruß bieten noch erwidern. Malwine aber blickte geradeaus, so ruhig und so freundlich wie in ihren besten Tagen.

Zuhaus war's ein fortdauerndes Hangen und Bangen. Läppchen schrieb an alle Vorschußkassen und Kreditvereine, die er kannte, ließ in Zeitungen inserieren, stieg bis zu berüchtigten Wucherern herab. Und wenn dann die verneinenden Antworten eintrafen, eine nach der anderen, verlor er den Mut und wollte sich nicht ferner bemühen, aber Malwine spornte ihn immer wieder an.

„Mir fällt ein, Fritz, — da ist noch der und der. — Wende dich an ihn."

Und Läppchen nahm einen Bogen und schrieb.

„Ich weiß im voraus, Malwine, daß es vergeblich ist."

„— — So haben wir wenigstens alle erlaubten Mittel erschöpft," — murmelte dann wohl die Frau. Und sie wandte sich zum Fenster und sah in den Herbstnebel hinaus nach der Richtung, in welcher die Teufelsklippe lag. Wenn böse Blicke die Gewalt von Kugeln besäßen, — das Haus da oben wäre längst glatt vom Boden abrasiert gewesen.

Das Weihnachtsfest kam heran. Rotte hatte sich den Besuch seines Stiefsohnes verbeten. „Du weißt, Malwine, ich würde dir und ihm die Freude gönnen. — — Aber wenn wir zu Neujahr von hier fort müssen — —" Seine Stimme brach.

Malwine ergriff seine Hand. „Du hast recht. Ich will Georg schreiben, daß er bleibt, wo er ist." —

Übrigens hatten sie in elfter Stunde einen Schimmer von Hoffnung. Eine Hilfskasse, weit weg, in Emden, hatte sich eingehend nach allen Einzelnheiten in

bezug auf die „Goldene Tanne“ erkundigt und schien der Übernahme der Hypotheken nicht abgeneigt; ihre endgiltige Entscheidung stand noch aus. —

Es war am Tage vor Weihnachten. Den ganzen Morgen über hatte es geregnet, aber jetzt blickten hier und da ein paar Fleckchen blauen Himmels durch die rasch ziehenden Wolken, und über die halbgetrockneten großen Steine, welche eine Art Bürgersteg in dem unergründlichen Schmutz der Straße bildeten, kam Malmus zur „Goldenen Tanne“ geschlottert. Von Zeit zu Zeit pflegte er da noch einzukehren; er gab sich hartnäckig den Anschein, nicht an den Ruin seines Freundes zu glauben. Überdies, konnte ein lediglich geschäftlicher Zwiespalt eine so festgegründete Freundschaft zerstören, wie diejenige war, welche ihn mit seinem lieben Freund Läppchen verband? — Im Grunde lag ihm daran, ein Auge auf den Gasthof zu haben, welcher ihm als Preis jahrelanger Machenschaften binnen kurzem gleich einer reifen Frucht in den Schoß fallen mußte, und den er im stillen schon jetzt als sein eigen betrachtete. Insgeheim pflegte er ihn vom Keller bis zum Speicher zu durchstöbern; jede Nachlässigkeit, jeder Schaden, den er dabei entdeckte, kränkten ihn wie ein an seinem Besitz verübter Diebstahl. Auch heute schlüpfte er gleich in den Stall. Ein Pferd hatte die Holzwand seiner Stelle zerschlagen. — — Nichts als Verlust! — Gedachte dieser Rotte vielleicht das ganze Grundstück zu verwüsten, ehe er es ihm überließ? — Und wie Schnee und Regen den Boden des Neubaus durchweichten! — Das Fundament mußte sich ja mit Feuchtigkeit förmlich sättigen! Ein wahres Wunder, wenn ihm da nicht in einem halben Jahr der Schwamm ins Haus kam! — Dieser Lüderjahn von Läppchen! — Nicht einmal die Fenster zu verschließen! — — Er selbst zerrte zornig ein paar Bretter herbei, welche zu Dielen hatten verwandt werden sollen, und lehnte sie vor die der Witterung am meisten ausgesetzte Fensteröffnung.

Als er prustend von der Anstrengung aufschaute, erblickte er auf der Veranda gegenüber Frau Malwine, auf ihren Krückstock gelehnt, die ihm mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen zusah.

„Ich greife ein wenig in Läppchens Amt, verehrte Frau.“ entschuldigte er sich. „Der verteufelte Regen verdirbt alles.“

„Sie sind besorgt um Ihr Eigentum, Herr Malmus; ich finde das begreiflich.“

Nun wurde er doch verlegen. „Aber Frau Rotte! — Sie haben eine Art sich auszudrücken. — —“

„Ja, ist's denn nicht so? — In acht Tagen, wenn wir nicht zahlen können, sind Sie der Tannenwirt. Ich bin auch völlig vorbereitet. Wenn Sie sich hinauf bemühen wollen, — droben auf dem Flur stehen die Möbel meiner guten Stube bereits in Stroh verpackt.“

„Wie können Sie denken, daß ich Sie so Knall und Fall aus Ihrem Hause treiben werde? — Wenn Sie bis zum Frühjahr bleiben wollen — gegen geringe Miete — — Wa? —“

„Danke, nein. Mir ist der Aufenthalt verleidet. — Ich will wünschen, daß Sie mehr Freude in der „Goldenen Tanne“ erleben als ich, Herr Malmus.“

Malmus wußte nicht, wie er sich dieser heiteren Fassung gegenüber benehmen sollte. „Freilich, — mit der Wirtschaft fällt eine große Last von Ihren Schultern," stammelte er endlich. — — „Vielleicht, — wenn Sie sich besser pflegen können, verehrte Frau, — wird Ihre Genesung raschere Fortschritte machen als bisher."

„Das nicht. — Der Arzt befürchtet ein Rückenmarksleiden. Ich werde mich im Gegenteil auf völlige Lähmung gefaßt machen müssen." — Sie sprach unbewegt, und noch immer sahen ihre grauen Augen ihn an mit dem halb unterdrückten, überlegenen Lächeln, das sich über ihn lustig zu machen schien.

Dies Lächeln in dieser Lage brachte den Likörhändler völlig außer Fassung. „Verzeihen Sie," murmelte er — „ich hatte mit Erk — — — Er erwartet mich — — Guten Abend. — —" Er lief aus dem Hofthor, als werde er gejagt. Und während Frau Malwine ihm nachsah, lachte sie wirklich. Es war ein leises, spöttisches Lachen, das nichts Wohlthuendes hatte und das wie in einem Schluchzen erstarb.

Dann wankte sie, schwer auf ihren Stock gestützt, in ihre Kammer. Seit einigen Wochen schlief sie allein; die Schmerzen in ihren Füßen machten sie oft des Nachts unruhig, sagte sie, und sie wollte ihres Mannes Schlaf nicht stören. Auch wohnte sie lieber ebener Erde, das sparte ihr viel mühsames Treppensteigen. Über dem Bett hing ein schwarzes Kreuz mit einem weißen Christus darauf. Frau Malwine schloß die Thür hinter sich, lehnte den Krückstock an die Wand und kniete auf dem Teppich vor ihrem Bett nieder, die Hände flehend zu dem Kreuz erhoben. Sie lag so oft stundenlang. Es hatte sich ein förmlicher Kampf zwischen ihr und der Gottheit entsponnen um ihr bedrohtes Lebensglück. Sie rechnete es dem Bilde vor, wie viel Herbes sie schon erlitten habe, wie redlich sich Fritz Rotte mühe, und sie flehte es an, sie vor dem Einen zu bewahren, das sie vor allem anderen Unheil fürchtete: dem gewaltsamen, freiwilligen Tode auch ihres zweiten Gatten! — — Und manchmal, in dem Maß, wie der Abend das Gemach mit seinen Schatten erfüllte, kam es ihr vor, als neige sich das Bild ihr gewährend zu, oder schüttle sein weißes, dornengekröntes Haupt. — Auch heute lag sie so in verzweifeltem, trotzigem Gebet. Das gierige Umherstöbern ihres Gläubigers hatte ihre Angst erneut.

„Vater im Himmel, so lange ich denken kann, bin ich auf deinen Wegen gewandelt, habe Geduld geübt in jeder Prüfung. Die einzige kann ich nicht dulden, — will ich nicht dulden! Der Kelch ist zu bitter, Vater im Himmel! Ich mag ihn nicht leeren. Hilf mir, du, bei dem die Hilfe wohnt! — — damit ich nicht gezwungen sei, mir selbst zu helfen!" — — —

Ihre Hände preßten sich krampfhaft in einander, große Thränen rieselten aus ihren Augen, während die Dämmerung immer tiefere Schatten um das Bild an der Wand wob, so daß zuletzt nur noch der weiße Leib des Gekreuzigten wie ein helles Wölkchen aus dem Dunkel vorschimmerte, in welchem Kreuz und Wand verschwammen.

Da pochte es an die Thür. „Frau Rotte! Frau Rotte! — Eben kommt die Post! — Und es ist ein Paket dabei von Nordhausen, — gewiß das Weihnachtsgeschenk vom jungen Herrn! —"

Draußen stand die Magd, ein brennendes Stearinlicht in einer Hand, eine mit Bindfaden verschnürte Kiste in der anderen. Man sah es ihrem guten Gesicht an, wie sie sich freute, ihrer armen Herrin eine willkommene Botschaft überbringen zu können.

Auch über Malwinens Gesicht flog ein Freudenschimmer. „Von Georg? — Ja, Marie, das müssen wir gleich öffnen!" —

„Freilich", sagte die Magd und setzte Kiste und Licht auf den Tisch. „Ich habe das Stemmeisen und den Hammer auch schon mitgebracht. Wenn Sie vielleicht eine Scheere zur Hand haben, Frau Rotte? —"

Bald war die Kiste erbrochen, und unter bewundernden Ausrufen zog die Magd ein Kästchen in Laubsägearbeit daraus hervor, im Innern sehr sauber mit rosa Papier beklebt, dann ein Uhrgehäuse, ebenfalls in Laubsägearbeit; ganz unten lag ein Brief. Nach diesem griff Malwine zuerst, ihr war bange, wie Georg seine Verbannung während des Festes aufnehmen würde. Dem Himmel sei Dank! er schrieb ganz wohlgemut. Freilich beklagte er sich, daß seine böse Mama ihn nicht sehen wolle, aber durch sein Schmollen leuchtete überall ein trefflicher Humor. Auch langweilen würde er sich nicht. Da man ihn daheim nicht wünsche, schrieb er, müsse er sehen, wie er zu seinem Feste komme, und so habe er die Einladung eines Freundes angenommen, tief in den Bergen, er rechne auf eine Schlittenbahn, wie er sie sein Lebtag noch nicht gehabt habe, und hoffe nur, daß seine Eltern nichts gegen sein Vorhaben einzuwenden haben möchten. Selbst ein Gruß für den Stiefvater fehlte nicht, und der Schluß floß über von zärtlichen Beteuerungen.

Frau Malwine drückte den Brief an ihre Lippen, dann griff sie nach dem rosa ausgeschlagenen Kasten. Die Magd war längst gegangen, um die frohe Kunde von den Geschenken des jungen Herrn im ganzen Hause zu verbreiten. Leise, behutsam, als wäre es ein lebendes Wesen, strich die Frau über das Geschenk ihres einzigen Kindes. Es war nur die Arbeit eines Schülers, rauh und stümperhaft, mit eckigen Bogen und rund verlaufenden Ecken, wie unter der ungeschickten Kinderhand die Säge eben geruht hatte in das Holz einzuschneiden, aber das Mutterauge ruhte doch mit Stolz auf den stillosen Krümmungen, den Höckern und Auswüchsen selbst, die ihr erzählten, wie redlich sich ihr Kind für sie gemüht hatte. Daß auch für Rotte ein Geschenk beigefügt war, erfüllte sie mit froher Hoffnung. Vielleicht kam es doch endlich zu einem Einvernehmen zwischen den beiden Menschen, die sie liebte! — Mit Kasten, Uhrgehäuse und Brief ging sie hinüber in die Wohnstube zu ihrem Mann. Aber an der Schwelle blieb sie stehen, — die kaum erkeimte Hoffnung ihres Herzens starb.

Rotte saß vor seinem Schreibtisch mit starrem, blutlosem Gesicht, in dem nur die Nasenflügel krampfhaft zuckten, einen eben erbrochenen Brief in der Hand. Die Post hatte zugleich mit Georgs Geschenken auch die endgültige Antwort der Kasse gebracht: — ein entschiedenes Nein! —

Geräuschlos setzte Malwine ihre Schätze nieder, schloß die Thür und trat zu ihrem Manne; auch sie war sehr bleich geworden.

„Sie wollen nicht, Fritz?" —

„Sie wollen nicht." — Er blickte starr auf die Wand gegenüber, ohne sich zu rühren, und schrecklich war's zu sehen, wie aus den weit geöffneten, unbeweglichen Augen langsam die Thränen quollen und über die Wangen niederrieselten, während er dasaß wie versteinert.

„Wenn ich träge gewesen wäre," begann er endlich langsam, „oder leichtsinnig, — oder ein Verschwender, — so müßt' ich's tragen! — Aber ich habe gearbeitet! — Du weißt es, Malwine! — Ich habe gearbeitet. — — Herr Gott im Himmel! Ich habe gearbeitet! — —"

„Fritz!" rief sie erschüttert. Da legte er seinen Kopf an ihre Schulter und begann zu schluchzen wie ein Kind.

Sie streichelte sein Haar, sie nannte ihn mit Schmeichelnamen, sie suchte ihm Trost einzusprechen, der Stimme in ihrem Innern zum Trotz, welche ihr beharrlich zuraunte, daß die Wunde, welche sein Stolz und sein Selbstgefühl empfingen, tödlich sei.

„Es ist um meinetwillen, daß dies Leid über dich kommt, Fritz. Die alten Schulden richten dich zu Grunde! Hättest du noch so klein angefangen, — bei deiner Rührigkeit, bei deinem Geschick, wären wir weit. — — Aber ist es denn zu spät, liebster Mann? — Wenn wir alles hinter uns würfen? — — Wenn wir fortzögen — —"

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht fort! — Ich will nicht fort! — Nur das nicht! — O, wie sie höhnen werden über den Kellnerjungen, der sich's hat einkommen lassen, Wirt zu spielen — —!"

„Wir könnten ihnen aus dem Wege gehen — nach Nordhausen — — oder wohin du willst! — Und ich hab' mir gedacht, wenn wir eine feine Restauration anfingen — — Ich würde die Küche übernehmen — — — Aber du hörst mich ja nicht!" Und nun brach auch sie in Thränen aus. „Fritz, Fritz, nimm die entsetzliche Angst von mir! — Nichtwahr — — — nichtwahr, was auch komme, wir — bleiben zusammen? — Fritz — du lässest mich nicht allein?"

Er strich leise über ihren Scheitel. „Mein armes Weib" — dann stand er auf, ging langsam durch die Stube und wieder zurück, blieb vor ihr stehen, als habe er noch etwas zu sagen, und wandte sich doch stumm ab und schritt aus der Thür.

Sie sah ihm in atemloser Spannung nach, dann sprang sie auf ihre Füße, sie bedurfte keiner Krücke jetzt, sie stand fest und sicher.

„Es würde ihn töten," murmelte sie, „so soll er's nicht erleiden! — Über seine Kräfte hinaus kann keiner." — — Und wieder fuhr sie mit der Hand zärtlich über den geschnitzten Deckel des Kästchens. „Du sollst nicht abermals verwaisen, mein armer Sohn! Ich will zum zweitenmal nicht Witwe werden! — — Freund Malmus soll nicht einziehen in die heißbegehrte „Goldene Tanne."

Auch sie ging zur Thür. Als sie schon den Drücker in der Hand hielt, erschrak sie und kehrte um: — sie hatte ihre Krücke vergessen. —

Als sie dann wenige Stunden später schlafen ging unter den hellen Klängen des Kirchenglöckleins, welches den Christabend einläutete, streifte sie mit düsterem Blick das Kruzifix über ihrem Lager.

„Du hast mir nicht helfen wollen, du, den sie Erlöser nennen! — Jetzt helf' ich mir selbst. — Wisse, noch ganz andere Sünde würde ich begehen, um sein Leben zu retten.“ —

Und an diesem Abend betete sie nicht. —

Den Feiertag über kramte sie in Rottes Papieren und Büchern, es hatte dies nichts Auffälliges, sie war eine gewiegte Geschäftsfrau. Und er that nicht einmal eine Frage. Wortlos, regungslos saß er am Fenster und starrte die weiße Zinke an, den Gasthof zur Teufelsklippe, der wie eines Raubtiers Fangzahn in der klaren Winterluft weiß über die weißen Bergkuppen herüber ragte; denn über Nacht war Schnee gefallen. Am zweiten Festtage aber taute es wieder, der Regen floß in Strömen, und eine Nebelwand schob sich zwischen die „Goldene Tanne“ und ihren Mörder auf der Felsenklippe. Dennoch starrte Läppchen beharrlich auf denselben Fleck, ohne einen Blick für die Gegenstände, welche ihn umgaben und die einst sein Herz mit frohem Stolz erfüllt hatten, unempfindlich für jeden Tröstungsversuch seiner verzweifelnden Frau.

Zur Kirche gingen beide nicht, was in der Muße der Feiertage von jung und alt im Ort eifrig besprochen wurde. Man langweilte sich grausam, denn das plötzliche Tauwetter schnitt den Flecken ab von jedem Verkehr mit der Außenwelt. Am dritten Tage machten nur noch einige der vergnügungssüchtigsten Burschen blau, und am vierten war das Leben aller ins alte Geleis zurückgekehrt, außer daß der Ort eine Stunde früher in Schlaf versank als sonst, um sich von den Strapazen der Feiertage auszuruhen.

Tiefe Stille lagerte über dem Thal; nur ein Hund bellte ab und an in die Nacht hinaus, und ferne Kameraden antworteten ihm; eine Kuh brüllte verschlafen, ein Hahn krähte im Traum. Sonst stieg kein Laut aus der unregelmäßig zusammengewürfelten Häusermasse auf, kein Lichtschimmer durchbrach die lastende Dunkelheit der endlosen Straße. Es war eine sternenlose Nacht, der Wind pfiff um die Berggipfel, der schmelzende Schnee rieselte von den Kuppen und plätscherte in zahllosen Bächen und Quellen zu Thal. Die Chausseen waren bedeckt mit weißgrauem, zäh schlüpfrigem Schmutz, die Feldwege erwiesen sich ungangbar. Wen nicht zwingende Notwendigkeit trieb, der hatte selbst am Tage den Flecken nicht verlassen. — — Und doch regte sich jetzt in der Dunkelheit eine dunkle Gestalt. Verhüllten Hauptes, vom langen Mantel umweht, schlüpfte sie aus der Hofpforte der „Goldenen Tanne,“ hart an Karos Hütte vorüber, der keinen Laut von sich gab, — horchte vorsichtig hinaus und glitt über den Weg, — an ein, zwei Häusern vorbei, über die Brücke, ein Stückchen Landstraße — und dann in scharfer Biegung rechts um in den laublosen Wald hinauf — —

Der Nachtwächter, der schlaftrunken seinen Rundgang beginnen wollte, sah den Schatten vorbeihuschen, ungewiß, ob er einen Menschen erblickt habe, ein Reh, oder einen Höllenspuk.

„Ist jemand hier?“ rief er pflichtgetreu in die Finsternis hinaus. Nur das Heulen des Sturmes antwortete ihm, und ein Uhu schrie in einem Buchenwipfel. — — Kopfschüttelnd setzte er seinen Weg fort; — es war eine ungastliche Nacht! —

Der Schatten aber wanderte weiter, dunkel in der Dunkelheit des Waldes, — weiter, auf den Scheitel des Berges hinauf und wieder hinunter ins Thal, und abermals zur Höhe empor, ohne anzuhalten, lautlos, kundig des Weges auch mit geschlossenen Augen, — weiter Stunde um Stunde. — Zerfetzte Wolken schifften um die Berge, die Nebel ballten sich dichter mit dem nahenden Morgen, sie schoben sich als undurchdringlicher Vorhang zwischen den Flecken und seinen Vorposten, den Gasthof in der Einöde der Berge, — sonst hätte der Wächter wohl, als er die letzten Stunden ausrief, ein Morgenrot erblicken mögen in einer Himmelsgegend, in welcher die Sonne noch niemals aufgegangen war. —

Um sechs Uhr pflegte es in der „Goldenen Tanne“ lebendig zu werden. Die Magd fegte die Stuben, der Hausknecht schloß die Thür auf, sah nach den Pferden und bürstete Läppchens Rock und Stiefel. Nach sieben Uhr pflegten Rottes zum Frühstück zu kommen. Malwine war heut die Erste; dem Mädchen, welches den Kaffeetisch deckte, erschien sie so bleich und hinfällig, daß es sich voll Teilnahme nach ihrem Befinden erkundigte. — Nein, sie hatte keine gute Nacht gehabt, — aber es war nicht von Bedeutung, man möge den Herrn nicht beunruhigen. —

Sie setzte sich auf das kleine Sofa hinter den Frühstückstisch und wartete. Auf der Kommode neben ihr stand Georg's Kästchen. Darauf legte sie die zitternden Finger. „Um deinetwillen,“ — murmelte sie — — „und um seinetwillen!“ — Sie strich über die Lehne des Sofas und schob das Kissen zurecht. Fritz mußte jeden Augenblick kommen — — warum blieb er heut so lang? — — Die Uhr tickte eigentümlich hohl — Malwine mußte an eine andere denken, die sie Mitternacht hatte schlagen hören mit hellem Klang, — und die nun wohl keine Stunde mehr schlagen würde. — — Vor dem Fenster stand eine undurchdringliche Nebelwand, man sah nicht bis zum Hofthor. — Wenn die nächsten Tage nur erst überstanden wären! Oder wenn sie wenigstens ihrer zitternden Glieder Herrin werden könnte und des wilden Klopfens in ihrer Brust! Sie fühlte sich schwach zum Sterben — am liebsten hätte sie sich schlafen gelegt — — aber sie wußte, man würde sie heut nicht schlafen lassen — — —

Endlich kam Läppchen. Hinter ihm trug die Magd die Kaffekanne herein. Er sprach kein Wort. Mechanisch setzte er sich neben seine Frau, gerade vor sich hinstarrend wie immer seit dem Weihnachtsabend. Noch drei Tage, — dann würde man den Emporkömmling hinaustreiben — — Er hörte schon das kaum unterdrückte Hohnlachen! — Er sah sie alle vor sich, seine guten Freunde, Erk, Malmus und die anderen! — —

Malwine hob die Kanne auf, sie wollte ihrem Manne den Kaffee einschenken, aber ihre Hände flogen, der braune Trank sprühte auf das Tischtuch.

„Was machst du denn?“ fragte Läppchen ungeduldig.

„Vergieb — mir ist nicht wohl — — — willst du nicht selbst — — heiliger Himmel! Was war das? — Hörst du nicht?“

Sie sprang auf, mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, stand sie, in wahnsinniger Angst nach der Thür starrend.

Er hatte nichts gehört — doch, jetzt! — Stimmengemurmel — — ein Schrei — — gewiß, es war in der „Tanne“ selbst — — und nun flog die Thür auf, und über die Schwelle stapfte in verschobener Kleidung Mutter Markeln. Die grauen Haarsträhne hingen ihr wild um das Gesicht, der kurze, faltige Rock war fast bis zum Gürtel bespritzt mit dem zähen Schmutz der Landstraße, einzelne Fetzen hingen an ihm hernieder, und auf den redseligen Lippen schien irgend etwas Entsetzliches die Worte zu hemmen. Der Kellner, der Hausknecht, die Magd drängten sich in die offene Thür. Auch Rotte war aufgestanden.

„Sie sind es, Markeln?“ — Er begriff nicht, was sie von ihm wollen könne.

„Geben Sie mir einen Stuhl,“ sagte die Frau, nach Atem ringend. „Es — — ist ein Unglück geschehen, Herr Rotte. — Daß ich's mit einem Wort sage: — — das Gasthaus droben ist abgebrannt. —“

„Abgebrannt? —“ Rotte wagte nicht an sein Glück zu glauben. So war er in letzter Stunde seines Würgers ledig geworden! — Das Kapital, das kein Käufer ihm jemals für den Steinhaufen in der Wüste zurückgezahlt hätte, — die Versicherung mußte es zahlen, unweigerlich! — er war gerettet! —

Die Alte aber faßte sich mit ihren runzligen Händen, über welche breite rote Streifen liefen, an die Stirn und wand sich wie in Verzweiflung auf ihrem Stuhl. „Es ist nicht meine Schuld, Frau Rotte! — O, du mein Heiland! daß ich den Jammer erleben mußte!“

„So beruhigen Sie sich doch, Mutter Markeln,“ sagte Rotte freundlich und schob ihr seine unberührte Kaffeetasse hin. „Der Fall wird untersucht werden — und liegt kein Verschulden Ihrerseits vor, so wird niemand Ihnen etwas anhaben können.“

„Ich! — ich! — Herr Rotte, was liegt an mir alten Frau? — Und ich bin ja auch gerettet — und meine Margret auch, — was ein rechtes Wunder ist, denn gerad' an unserer Seite brach das Feuer aus — — — aber er — er!“

„Wer?“

Malwine machte eine Bewegung — sie versuchte zu sprechen — zu schreien — ein eiserner Reif preßte ihr die Kehle zusammen. Stumm stand sie, weit über den Tisch gebeugt, ihre aufgestützten Hände zitterten so stark, daß das Geschirr leise klirrte, ihre Augen traten fast aus den Höhlen.

„O, du grundgütiger Gott! — Sie wissen von nichts! Und mich hat er glauben machen, Sie schickten ihn! — Ich hätt' ihn sonst nicht aufgenommen, gewiß und wahrhaftig nicht! — Und das Erkerzimmer mußt' er haben, ganz oben, damit er weit ausschauen könnte ins Land — und ich konnt's ihm nicht abschlagen — er war gar so lieb — und herzig — und schmeicheln that er wie ein Kätzchen — — In der Nacht, als das Feuer ausbrach, wurd' ich wach, — es schlug etwas gegen die Scheiben — und ich glaubte, es sei Hagel — es war aber keiner — und ich wollte mich schon wieder hinlegen, da hört' ich die Mar-

gret schreien, die hatte sich losgerissen und stand unter meinem Fenster — Und, sehen Sie, das war kurios — denn ich hatte sie am Abend gut festgebunden und die Stallthür zugeklinkt, — das weiß ich gewiß — — Und da sah ich, daß es brannte — — und weiß Gott! Liebe Frau Rotte, ich hab' mich nicht aufgehalten meine Habseligkeiten zu retten — gewiß und wahrhaftig! mein bischen Leinenzeug liegt unter dem Schutt der Teufelsklippe — sogar das schöne Umschlagetuch, das ich von meiner Tochter selig hab! — Ich bin nur gerannt, ob ich ihn noch retten möcht' — und ich bin mitten durch's Feuer gelaufen — ich hab' mich nicht geschont — das sehen Sie!" — Sie wies auf ihren angesengten Rock und die Brandwunden an ihren Händen. „Aber ich konnt' ja nicht durchdringen! — konnt' nicht! von keiner Seite! — Ich hab' gerufen! geschrieen! — Aber er hat mich nicht gehört! — war wohl schon betäubt von Rauch und Qualm — Und kein Wasser! — Und kein Mensch zur Hülfe! — Und stockfinstere Nacht! — — Und — und — — rechnen Sie mir's nicht zu! Ich hab' keine Schuld! — Ich wäre ja lieber selbst gestorben, als zu leben um den herzigen Jungen bei lebendigem Leibe verbrennen zu sehen!"

Rotte hatte die Frau an beiden Schultern gepackt und rüttelte sie. „Wen haben Sie verbrennen sehen? — Wer war bei Ihnen auf der Teufelsklippe?"

„Georg Jansen," sagte die Frau dumpf. —

Vom Sofa her drang ein Laut, ein Schrei, welchen diejenigen, die ihn hörten, Zeit ihres Lebens nicht vergaßen. Malwine, die wie ein Steinbild dem Bericht der Alten gelauscht hatte, war hinterrücks übergestürzt auf das zerschlagene Weihnachtsgeschenk ihres Sohnes.

Man trug sie in ihre Kammer, entkleidete sie, brachte sie zu Bett. Der Arzt wurde geholt. Sie erkannte niemand, sie lag im Fieber, und Flammen malten alle ihre Phantasien. Sie verfolgten sie, sie floh in Todesangst vor ihnen — und dann wieder schien sie sie zu rufen, herbeizulocken, sich ihrer zu freuen. Der Arzt zog seinen Thermometer hervor und maß die Blutwärme. — Dann nahm er Läppchen bei Seite.

„Bereiten Sie sich auf das Schlimmste vor, Herr Rotte — — Wenn die Hitze noch um einen halben Grad steigt — — und ich fürchte, sie wird steigen." —

Läppchen ging umher wie betäubt. War er der Spielball eines tückischen Dämons? — Kaum sah er sich aus Malmusens Wucherklauen befreit, so ward sein Weib ihm entrissen, — sein Weib, das er schon geliebt hatte, als sie noch das Weib eines anderen war, das er liebte, wie am ersten Tage seiner Ehe, dem er nun endlich das Dasein leicht und freundlich zu gestalten hoffte! — Wenn ihr Leben der Kaufpreis sein sollte für seine Befreiung aus finanzieller Not — so fluchte er dem Handel! so war er schamlos übervorteilt! —

Wie im Traum öffnete er Malwinens Schrank. — Man hatte ihm einen Schlüssel abverlangt, den sie gewöhnlich in ihrer Kleidertasche bei sich führte. Als er den Rock hervorholte, den sie gestern getragen hatte, bemerkte er, daß der

Saum naß war. — — Warum naß? — seine Frau ging ja nicht vor die Thür. Auch stand die Reihe ihrer Stiefel blank gewichst am Boden des Schrankes. — — — Er sann nicht weiter, sein Kopf war zu angegriffen, um Rätsel zu lösen. — In der Tasche steckte neben dem Schlüssel ein harter Gegenstand. Ohne es zu wollen, zog er ihn mit hervor. Er betrachtete ihn wie abwesend und verstand zunächst nicht seine Bedeu'ung. Was er in der Hand hielt, war ein metallner Zündholzbehälter, wie sie in Gasthöfen üblich sind. „Hotel zur Teufelsklippe. O. F. Rotte," las er darauf.

Und dann ergriff ihn ein Schwindel, er mußte sich niedersetzen, die Kniee brachen unter ihm. Mit scheuem Blick streifte er den Krückstock, das Bett, in welchem die Kranke sich vergebens gegen die auf sie eindringenden Flammen ihrer Fieberträume wehrte. Konnte es denn möglich sein? — Seit fünf Jahren war er der tägliche Gefährte dieser Frau und hatte sie doch nicht gekannt! — Sie hatte ihn zu täuschen vermocht wie alle andern! — — Wie er zitternd das verhängnisvolle Beweisstück zurückversenkte in das Versteck der Tasche, aus welchem er es unfreiwillig gezogen hatte, wußte er nicht, was er in höherem Grade empfand: Grauen vor der gräßlichen That und ihre Folgen — oder Bewunderung für ihre planvolle, zielbewußte Durchführung? — Doch das Grauen überwog. Für ihn war dies Verbrechen begangen worden, er wußte es, — aber es machte ihm sein Weib zu einer Fremden. —

Und als am Ende des zweiten Tages das heiße, entschlossene Herz der schwer gestraften Sünderin endlich stille stand, da hätte er sie nicht ins Dasein zurückrufen mögen, nie wieder hätte er friedlich an ihrer Seite leben können.

Und sie ward aufgebahrt mit allem üblichen Pomp und Schmuck; in ihre Hände legten sie das schwarze Kruzifix, vor welchem sie in ihrer Not vergeblich gerungen hatte, — und dann ward sie eingesargt neben ihrem Sohn, dessen verkohlte Überreste aus den Trümmern der Teufelsklippe gezogen worden, und sie genoß den Nachruhm einer braven, rechtschaffenen Frau.

Läppchen aber, biegsam und schmiegsam, wie er Zeit seines Lebens gewesen war, nahm, nachdem er sich von dem ersten Entsetzen erholt hatte, das Geld der Versicherung und blieb der Wirt zur „Goldenen Tanne." Er ist zur Stunde ein wohlhabender Mann. Eine zweite Frau aber hat er nicht heimgeführt — und so oft von der ersten die Rede ist, beginnen seine Nasenflügel zu beben, und das behagliche Lächeln erstirbt auf seinen Lippen. Man sagt von ihm, er habe Furcht vor den Weibern.

Gedanken einer englischen Dame über einige Erscheinungen des deutschen Lebens.

Von
Janetta Herzogin von Rutland.
(Lady John Manners).

Alle Leute, welche „des Deutschen Vaterland" durchreisen, pflegen von den Bildern, welche sich ihnen darbieten, begeistert zu sein: von den deutschen Bergen wie von dem unvergleichlichen Rheinstrom, von den weiten Eichen- und Buchenwäldern wie von den dunklen Fichtenholzungen und den baumbestandenen, hügeligen Ebenen, von den Städten mit ihren großen Domen wie von den Dörfern mit ihren traulichen Kirchen und vor allem von jenen prächtigen Denkzeichen vergangener Zeiten, durch die so mancher felsige Berg gekrönt wird.

Aber für den denkenden Geist besitzt Deutschland noch größere Reize.

Wer einige Zeit in den Städten und Kurorten Deutschlands zugebracht hat oder auch in ländlichen Gegenden, wo er Gelegenheit hatte, mit dem Volke zu verkehren, auf den muß das große häusliche Wohlbehagen, dessen sich alle Stände erfreuen, den tiefsten Eindruck machen. Die Höflichkeit und Freundlichkeit und die Bildung, welche auch bei dem eigentlichen Volke in so hohem Grade vorhanden ist, machen auf den Geist der Fremden den allerangenehmsten Eindruck. Das Wort „gemütlich", welches wir im Englischen überhaupt nicht genau wiedergeben können, scheint mir ein Ausdruck der Sinnesart zu sein, von welcher im allgemeinen das gefällige, freundliche und zufriedene deutsche Volk beseelt ist. Ich glaube, daß ein Grund für den glücklichen Zustand des Volkes darin zu finden ist, daß man dort nicht das Bestreben kennt, so auszusehen, als ob man besser daran wäre, als man ist. Das Volk scheint mit seinem Lebenslose zufrieden zu sein, und ich bin fest überzeugt, daß in Deutschland viel weniger für materielles Wohlleben ausgegeben wird als in England. Die Ausgaben dort sind vielmehr etwa so groß, wie sie bei uns vor sechzig Jahren gewesen sind.

Die Thatsache, daß viele Damen und alle Frauen, welche in Familien des Mittelstandes aufgewachsen sind, Erfahrung in der Wirtschaft haben und sich aufs Kochen und andere häusliche Pflichten verstehen, ist von unberechenbarem Werte für das Behagen in der Häuslichkeit. Die Mädchen, welche in diesen Häusern aufwachsen, sind nicht nur fähig, zu heiraten, sondern sie sind durchweg ausgezeichnete Hausfrauen, sie sind im stande, alle Arbeiten des Haushalts zu verrichten, und können Vergnügen darin finden, ein Haus angenehm zu machen. In England versteht leider die überwiegende Mehrheit der Mädchen aus allen Ständen sehr wenig vom Hause. Die Frauen und Töchter der Kleinbürger laden gewöhnlich die ganze häusliche Arbeit einer einzigen Magd auf. Dies arme Wesen versteht in zu vielen Fällen wenig oder gar nichts vom Kochen und hat überdies neben der Küche noch das Fegen und Scheuern des ganzen Hauses

zu besorgen, während die Hausfrau und ihre Töchter den Tag hinbringen, ohne etwas für die Wirtschaft oder sonst zu thun. So kommt es, daß viele Männer Bedenken tragen, überhaupt zu heiraten. Die deutsche Art hat mir außerordentlich viel besser gefallen. Ich habe deutsche Damen kennen gelernt, die Frauen von Gewerbetreibenden, welche nicht nur wie Eva den Haushalt mit seinen täglichen Geschäften besorgten, sondern dabei auch feingebildete und belesene Damen waren, und ich glaube, daß dies im allgemeinen der Fall ist.

Ich habe mich stets gewundert, wie viele Gelegenheiten zu angenehmer und nutzbringender Erholung bei verhältnismäßig geringen Kosten sich in Deutschland für alle Stände finden; vieles ist sogar ganz unentgeltlich. Es macht einer Engländerin stets großes Vergnügen und viele Überraschung, zu beobachten, wie Leute aus den reichen, armen und mittleren Schichten der Bevölkerung in den Konzerten im Freien, die an so vielen Stellen in Deutschland abgehalten werden, nebeneinander sitzen. Es hat mir auch immer große Freude gemacht, wenn ich sah, wie auch Soldaten in Uniform da saßen und an der Unterhaltung teilnahmen. Denn bei uns hat man einen Widerwillen gegen das Erscheinen von Soldaten in Ihrer Majestät Uniform bei solchen öffentlichen Lustbarkeiten, wo auch die feinere Welt verkehrt. Es wäre zu wünschen, daß dieser Widerwille einmal aufhören möchte.

Die große Zahl von Kaffeehäusern, welche sich in ganz Deutschland findet, muß dahin wirken, die Nüchternheit der Bevölkerung zu befördern, und es war mir stets ein wohlthuender Anblick, wenn an Sonn- und Fest-Tagen ganze Familien dahin zogen, um nach einem hübschen Spaziergange sich in einer Gartenwirtschaft an Kaffee zu erquicken. Es kommt bei solchen Gelegenheiten zwar vor, daß die Männer Bier trinken, aber dies scheint viel schwächer zu sein als unseres. Ich bin viel in Deutschland gereist und habe oft mehrere Wochen hintereinander in derselben Gegend zugebracht und manchmal an sehr besuchten Orten, aber in der ganzen Zeit habe ich nur ein einziges Mal einen berauschten Mann gesehen. Es war ein armer Bursche in einer der Städte am Rhein, und die Einwohner schienen über den Anblick höchst erstaunt zu sein. In England werden jetzt große Anstrengungen gemacht, um öffentliche Vergnügungslokale zu beschaffen, in welchen keine alkoholhaltigen Getränke ausgegeben werden sollen. Wo dieselben ordentlich erhalten werden, haben sie sehr guten Erfolg, so giebt es in Leicester acht sehr schöne Kaffeeschänken, welche das aufgewendete Kapital sehr gut verzinsen; aber in der größten Mehrzahl der Städte werden in den Wirtshäusern nur Bier und Spirituosen verabfolgt.

Ich weiß, daß sehr viel gegen das System des bäuerlichen Eigentums geschrieben worden ist. Aber in Deutschland besteht wenigstens nicht das weit verbreitete äußerste Elend wie in anderen Ländern. Der Landmann hat sein kleines Feld und bestellt es mit Hilfe seiner Familie. Die Frau und die Kinder helfen mit. Sie arbeiten alle gern, denn sie wissen, daß es für ihr eigenes Hauswesen geschieht; und alles wird so ausgiebig verwendet wie nur möglich. Wenn der Landmann Schafe hat, so muß seine Frau die Wolle reinigen und spinnen; im

Winter verarbeitet sie sie zu Kleidern. Wenn die Familie Gänse hat, so werden die Federn gerupft und verkauft oder in Bettkissen gestopft; die Gans selbst wird auch verkauft. In einem Dorfe Deutschlands sahen wir eine sehr große Anzahl von Gänsen, und es hieß, daß sie zu Weihnachten nach England geschickt würden; in Kronberg, wo wir sehr große und ausgedehnte, mit Äpfel-, Pflaumen-, Kirsch- und Birnbäumen bestandene Obstgärten zu sehen bekommen, sagte man uns, daß viele Tonnen jährlich davon ausgeführt würden. Wenn auch ohne Zweifel die Einnahme dieser Leute kleiner und das Haus weniger gut ausgestattet ist als im Durchschnitt die Nahrung und das Heim des englischen Arbeiters, so muß ich doch ihre Lage für glücklicher halten; denn sie arbeiten für sich selbst. Obwohl ihre Speise nur zum geringsten Teil aus Fleisch besteht, so muß sie doch nahrhaft sein, denn man sieht viele starke und gesunde Arbeiter und Arbeiterinnen. Die schottische Landbevölkerung, welche früher zum großen Teil von Hafermehl und Milchsuppe lebte, wies sehr schöne Männer auf. Jetzt ist es ihnen schwerer geworden, Milch zu bekommen, und wie man mir sagt, hat das Volk viel von seiner Stärke verloren.

Die Kleidung der Frauen auf dem Lande kam mir recht zweckmäßig und nicht unkleidsam vor. Die blaue baumwollene Schürze, welche sie oft trugen, die schönen Zöpfe, welche von keinem Hut und keiner Mütze verdeckt werden, sind sehr ansprechend, und diese Art Kleidung ist viel praktischer und billiger als die, welche die Arbeiterfrauen in den meisten Gegenden Englands tragen. Man hat sich viele Mühe gegeben, um die Schotten dazu zu bringen, die nette, zweckmäßige Tracht, welche ihre Frauen und Töchter früher trugen, wieder aufzunehmen, aber wie ich fürchte, ohne Erfolg.

Die einfache Pietät vieler Leute aus den niederen Ständen Deutschlands kam mir sehr rührend vor. Lutheraner und Römisch-Katholische setzten mich oft dadurch in Erstauen, mit welcher Verehrung sie an dem Glauben ihrer Väter hängen. Ich werde die Antwort niemals vergessen, welche eine Frau vom Lande mir gab, als ich sie fragte, ob ihre Kinder in der Schule Religions-Unterricht bekämen. Ihre Antwort war: „Ja, das geschieht immer.“ Und ihr ganzes Benehmen zeigte mir, wie hoch sie diesen Unterricht schätzte.

Mir scheint durch die ganze Lebensart und die gesellschaftlichen Gewohnheiten in Deutschland das häusliche Glück in hohem Maße befördert zu werden, und große Behaglichkeit, geistige Ausbildung und ein gewisses Vermeiden von überflüssigen Ausgaben sind für die Häuser der vornehmen Klassen charakteristisch. Alle Stände scheinen erkannt zu haben, daß die Arbeit das Gesetz des Lebens ist.

Die Höhe der geistigen Schulung bei den gebildeteren Landleuten hat mich sehr überrascht. Aber wie ich höre, giebt es in jeder Stadt höhere und niedere Schulen, in welchen man für verhältnismäßig wenig Kosten eine vorzügliche Unterweisung bekommt. So kann man es sich auch erklären, daß eine so große Zahl von Stellen in England, besonders in der kaufmännischen Welt, mit Deutschen besetzt sind. Die entsprechenden höheren Anstalten Englands in Oxford und Cambridge sind sehr teuer. Aber es sind durch Woodward sehr große Schulen für den Mittel-

stand errichtet worden, in welchen die Kinder für wenig Geld sehr guten Unterricht empfangen.

Die vielen Gesangvereine, welche über ganz Deutschland verbreitet sind. haben vorzüglich dahin gewirkt, die Liebe zur Musik überall auszubreiten, und die großen Schützenfeste müssen für die jungen Leute sehr nützlich sein.

Für die letzteren ist, wie ich fest überzeugt bin, die Verpflichtung, drei Jahre im Heere zu dienen, auch von dauerndem Nutzen, wenn sie auch für manche sehr hart sein mag. Denn durch die Dienstzeit werden sie an Disziplin gewöhnt und sie erwerben eine gewisse Weltkenntnis; die Dienstpflicht ist bei den Deutschen sehr volkstümlich, und ich habe Männer in den besten Jahren sich dahin aussprechen hören, daß die Soldatenzeit die glücklichste Zeit ihres Lebens gewesen sei.

Ich habe auch von der lobenswerten Sitte gehört, daß die Eltern selbst in den niederen Ständen eine kleine Aussteuer für ihre Töchter zusammen sparen, indem die Mutter Leinenzeug bereit hält, für den Fall, daß ihre Mädchen sich verheiraten. Früher setzten in England die Frauen der mittleren und niederen Stände ihren Stolz darin, es ebenso zu machen und für ihre Töchter selbst gesponnene Kleider aufzuspeichern, aber ich fürchte, daß dies nicht mehr der Brauch ist.

Ich halte auch die Sitte der Verlobung in Deutschland für eine schöne, artige Sitte. Man sagt, die schönste Zeit im Leben einer Frau ist die Zeit der Umwerbung, und diese Zeit wird durch die Verlobung verlängert. Es wird auch in vielen Fällen manches Elend dadurch vermieden, daß die Leute mit der Heirat warten, bis sie genug zum Leben haben.

Bibliotheken zur unentgeltlichen öffentlichen Benutzung scheinen in Deutschland überall verbreitet zu sein; bei uns hat man große Anstrengungen gemacht, um solche mehr allgemein zu machen, aber, falls nicht die Regierung die Frage in die Hand nehmen sollte, so fürchte ich, wird noch manche Zeit vergehen, ehe dieselben so zahlreich sind, wie man wünschen möchte. Ich war etwas erstaunt darüber, wie selten in Deutschland gute, billige Bücher für das Volk sind. Wir haben große Gesellschaften, die Christian Knowledge Society, die Religions Trade Society und die National Society, die für billigen Preis solche Bücher herausgeben, welche zum Vertrieb unter die Massen dienen sollen. Diese Bücher werden von Geistlichen und anderen Interessenten gekauft und von ihnen verschenkt oder zu billigen Preisen weiter verkauft. Wir haben auch unternehmende Firmen, wie die von Cassel, von Routledge, von Ward und Lad, und viele andere, welche sehr gut aufgenommene Ausgaben unserer besten Schriftsteller veröffentlichen und das zu Preisen, welche kaum noch Preise zu nennen sind.

Von vielen deutschen Sitten möchte ich wünschen, daß sie in England nachgeahmt würden; die Einrichtung, daß sich überall Gelegenheiten finden, gute Musik für verhältnismäßig geringe Kosten zu hören, wo Männer und Frauen aller Stände eine angenehme und nützliche Erholung finden, sollte vor allen Dingen auch in England getroffen werden. Der Prinz von Wales, menschenfreundlich und volkstümlich, wie er von je gewesen ist, hat bereits die Notwendigkeit erkannt, nach dieser Richtung eine Anregung zu geben, und hat viel dafür

gethan. Nebenbei ist noch zu beobachten, daß die weitere Ausbreitung von derartigen Vergnügungsgelegenheiten und Kaffeehäusern sehr viel dazu beitragen könnte, um den unmäßigen Branntweingenuß einzuschränken, welcher in unserem Vaterlande viel Laster und Elend im Gefolge hat.

Viele Menschenfreunde in England bemühen sich jetzt, den Mädchen aller Stände Unterricht im Kochen, in der Näharbeit und anderen praktischen Fächern zu verschaffen: aber kein Schulunterricht vermag den Mädchen dasselbe zu gewähren wie die Unterweisung durch die Mutter, welche die Deutschen erhalten.

Die wundervolle Ausbildung der Gesellschaft vom Roten Kreuz flößt in ganz England, wo man sehr viel von ihr zu hören bekommt, große Achtung ein. Das Zusammenwirken von mehr als achtzigtausend Mitgliedern zu dem Zwecke, den Armen und Leidenden ihr Los zu erleichtern, ist ein erhebender Gedanke. Ihre Majestät die Kaiserin Augusta gab mir vor mehreren Jahren einige Bücher über diesen Gegenstand, welche ich in England bekannt zu machen suchte, und welche daselbst in der Gesellschaft ein sehr großes Interesse erweckt haben. Als ich mich im Jahre 1888 während des Besuches unserer Königin Viktoria in Berlin aufhielt, sprach die Kaiserin Augusta noch einmal mit mir über diesen Gegenstand, und ich besuchte ein Hospital, welches Ihre Majestät in Berlin gegründet hat. Es hat mir sehr große Freude gemacht, in diesem vorzüglich eingerichteten Krankenhause, welches von einer Dame, einer Schwester vom Roten Kreuz, geleitet wird, einige Zimmer zu sehen, welche für solche Kranke aus dem Mittelstande bestimmt waren, die einen kleinen Beitrag zu bezahlen im stande sind. Ich kann meinen Lesern versichern: wenn ich krank werden sollte, so wünschte ich mir keine bequemere Unterkunft als hier. Das freundliche Aussehen der Wartezimmer und Gänge benahm mir sofort die trüben Gedankengänge, welche man gewöhnlich beim Anblick eines Krankenhauses zu haben pflegt.

Ich habe auch die Erziehungsanstalt für Töchter von im Kampfe für das Vaterland gefallenen Offizieren gesehen. Mit Vergnügen beobachtete ich, daß auch einige junge Mädchen, deren Eltern Beiträge zahlen konnten, zum Genuß der Vorteile dieser Einrichtungen zugelassen wurden.

Niemals werde ich die Zeichen von Teilnahme und Liebe für Kaiser Friedrich vergessen, welche die Berliner Bevölkerung zu erkennen gab, nachdem er ihnen ein solches Beispiel von heldenmütiger Geduld und Mut im Leiden gegeben hatte. Alle Fremden müssen einen tiefen Eindruck von den Äußerungen der Bevölkerung davongetragen haben, welche sie in den Straßen von Berlin hörten, als unsere Königin Viktoria hindurchfuhr. Die herzlichen Grüße des Volkes und ihr höfliches ruhiges Betragen wird allen Zeugen im Gedächtnis bleiben.

Es ist hier nicht der Ort, das große Interesse der Engländer an der deutschen Litteratur ausführlich darzulegen. Selbstverständlich sind die Gebildeten mit den Werken Schillers, Goethes, Lessings, Heines und Lenaus bekannt, auch mit denen modernerer Novellisten und Dichter wie Freytag, Auerbach und anderen. — Ich glaube aber, daß auch manche von den Dichtern geringeren Ranges in ihrem

Denken und Fühlen den einfachen, freundlichen, warmherzigen Charakter des Volkes treu wiedergeben.

Es macht mir großes Vergnügen, mir den ruhigen, glücklichen Zustand auszumalen, welcher in unzähligen Haushaltungen des deutschen Vaterlandes besteht, wo die Beschäftigung mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens und daneben anregende Unterhaltung, Musik und Kunst, die Tage nützlich und friedlich verfließen lassen, frei von einer Jagd nach beständiger Aufregung, nach beständigem Wechsel.

Ich glaube gewiß, daß in vielen dieser glücklichen Hauswesen, an die ich denke, die Mitglieder derselben die Worte unseres großen Geistlichen, des Bischofs von Rochester, verwirklicht haben:

„Nicht im Essen und Trinken, nicht in Häusern und Feldern, nicht in hohem Rang und glänzender Stellung besteht das wahre Leben des Menschen; das wahre Leben besteht einfach im Glauben und in der Barmherzigkeit, darin, daß wir Gott zu erkennen suchen und unseren Nächsten lieben wie uns selbst."

Friedrich von Gentz.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Von

L. Geßner.

In allen Zeiten und bei allen Völkern hat es zahlreiche Männer gegeben, die, unbefriedigt von dem Treiben der Gegenwart, vor dieser sich entweder flüchteten zu den Tagen der Vergangenheit oder aber zu den Tagen der Zukunft, Idealisten mit rückwärts oder vorwärts schauendem Gesichte. Es ist das eine Thatsache, die sowohl im menschlichen Geiste begründet ist wie auch in den Gesetzen der Natur. Einst, so lehrten bereits die Mythen des Heidentums, war die Welt eine vollkommene; vollkommen war die Natur, sündlos die Menschen und sündlos die Götter; aber dieser Zustand war kein dauernder, die Götter nahmen, um an die Anschauungen des germanischen Heidentums anzuknüpfen, den bösen Loke in ihre Mitte auf; bei dem Menschen wohnte alsbald ebenfalls neben dem Guten das Böse und in der Natur neben dem Vollkommenen das Unvollkommene. Mit anderen Worten: der Keim des Todes wurde gelegt in alles Bestehende, der Tod deshalb geahnt im Leben. Der Geist flüchtete sich nun, von Wehmut ergriffen, in die schuldlosen Tage der Vergangenheit oder, mit freudiger Hoffnung erfüllt in die Zukunft, in eine neue Welt, entstanden nach dem Untergange der gegenwärtigen.

Was in dieser Weise von dem menschlichen Geiste überhaupt gilt, das muß folgerecht für alle Gebiete des geistigen Lebens gelten. Auch in der Litteratur,

auch in der Politik haben wir abstrakte Idealisten, Männer, die nichts von der Gegenwart wissen wollen um der Vergangenheit willen, oder nichts von der Gegenwart um der Zukunft willen. Aber es giebt daneben auch ernstere, tiefere Geister, welchen die Vergangenheit nicht schlechtweg verwerflich und die Zukunft nicht immer als böse Göttin erscheint; Männer, die zwar das Unbehagliche der Gegenwart fühlen, aber doch nicht aus dieser mit Sack und Pack herausflüchten, sondern vielmehr die bessernde Hand da angelegt wünschen, wo irgend ein Hemmnis für die normale Entwickelung des Lebens sich kundgiebt. Solche Männer sind nicht häufig vorhanden, aber sie sind in der Geschichte unseres Volkes nicht selten hervorgetreten. Es darf nur an einen Staatsmann wie Justus Möser erinnert werden, welcher der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörte, welches mit einem Selbstmorde endigte. Sein Wahlspruch war: „Unsere Vorfahren waren auch keine Narren;“ aber er ist nicht blind für ihre Mängel und für die Zeichen des herannahenden Sturmes, obwohl er vor welschem Wesen warnt und deutsches Wesen, deutsches Leben, deutschen Geist, deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst preist, daß das Jahrhundert der Aufklärung sein altes Haus in Brand gesteckt hat.

Es folgte der Anfang dieses Jahrhunderts, der große Weltbrand der Revolution rief die bramarbasierenden Gestalten Napoleons, seiner Generale und Staatsmänner hervor; es folgten endlich die Freiheitskriege Europas gegen den modernen Cäsar.

Diese Arbeit soll sich damit beschäftigen, wie ein Mann von höchster Begabung und zugleich von weitreichendem, politischem Einfluß, Friedrich von Gentz, damals dachte, riet und handelte, welche Ansicht er namentlich von der nächsten Vergangenheit, dem Zeitalter der Revolution und deren erstem Bannerträger, dem Kaiser Napoleon, und von der Gestaltung einer besseren Zukunft hatte.

Reden wir zunächst ein Wort über seine Jugendzeit. Ein Jahr später, als Schlesien durch den Frieden von Hubertsburg aus einer österreichischen eine preußiche Provinz wurde, am 2. Mai 1764, wurde in Breslau Friedrich Gentz geboren. Seine erste Biographie hat Varnhagen von Ense geschrieben, welcher darin erwähnt, daß in dem Jahrzehnt von 1757 bis 1767 ein Dreigestirn beredsamer Männer in Breslau die Welt erblickte: Fleck, der große Schauspieler, Gentz, der große Publizist, und Schleiermacher, der große Kanzelredner.

Der Vater von Gentz wurde, als Friedrich der Große die dritte Münze Preußens errichtete, zum Inspektor derselben ernannt. Die Mutter war eine gebildete und geistreiche Frau von trefflichem Charakter, eine geborene Ancillon und Tante des berühmten preußischen Staatsministers dieses Namens. Friedrich zeigte von Kindheit an ein weiches und anschmiegendes Gemüt und trug seinen Eltern Verehrung und Liebe entgegen, welche bis zum Tode derselben fortdauerten. Dieselbe Anhänglichkeit erwies er seinen Schwestern Luise und Flora, für die er bis ins Alter sorgte, und welche ihn überlebten. Am innigsten schloß er sich dem um ein Jahr jüngeren Bruder Heinrich an, mit dem er alle Studien teilte und der später als Architekt und Oberbaurat in Berlin fungierte, aber bereits 1811 starb. Der andere Bruder Ludwig war 1767 geboren, war Beamter bei der

Finanzverwaltung in Berlin und starb 1827. Zwei Kinder von diesem, ein Sohn Karl und eine 1829 verheiratete Tochter Marie, sind die einzigen legitimen Nachkommen dieser Familie.

Die Erziehung von Friedrich Gentz im elterlichen Hause war eine sehr sorgfältige. Der Vater war immer freundlich, die Mutter immer liebevoll. Die Schule in Breslau, welche Gentz besuchte, genügte für die Ausbildung; hier erlangte er ungeachtet eines reichbegabten Mitschülers den ersten Preis für die Deklamation. Der Vater wurde 1779 als Direktor der Münze nach Berlin versetzt. Friedrich besuchte dort das Joachimsthal'sche Gymnasium. Die Lehrer erkannten ihn als einen sehr fähigen und fleißigen Schüler. Zu Ostern 1783 ging Gentz von dem Joachimsthal'schen Gymnasium; nachdem er zwei Jahre der ersten Klasse angehört hatte und im letzten halben Jahre primus omnium gewesen, sollte er zunächst nach der Universität Frankfurt a./O. kommen. Dies kam jedoch nicht zur Ausführung, da er schließlich mit Zustimmung seines Vaters sich entschied, nach Königsberg sich zu begeben, wo er im Mai 1783 immatrikuliert wurde.

Kant lehrte an der Universität seiner Vaterstadt bereits seit 1755, wurde 1770 Professor und bald ein berühmter Mann. Er las außer Logik und Metaphysik dann auch über Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letztere Vorlesungen waren die besuchtesten, denen auch Gentz den Vorzug gab. Der Eifer und dabei die Selbständigkeit, mit welcher Gentz seinem Lehrer entgegen kam, blieb diesem auch keineswegs gleichgiltig und bewirkte, daß er von ihm eingeladen wurde. Kant war einer der unterhaltendsten Gesellschafter, er liebte lange und feine Mahlzeiten, sein Witz und heiterer Humor heiterten jede Gesellschaft auf. Gentz fühlte sich in diesen Kreisen doppelt wohl. Der Umgang mit Kant hatte ihm zu den angenehmsten Bekanntschaften geholfen, die er mit Takt zu pflegen und zu erweitern verstand. Nicht minder als bei den wissenschaftlichen Geistern machte er Glück bei den Frauen. Das interessanteste Verhältnis von Gentz in Königsberg, welches mehrere Jahre lang nach dem Verlassen der Stadt für ihn fortdauerte, war mit Elisabeth Gramm, der Gemahlin des Regierungsrat Gramm. Die Eheleute lebten unglücklich, die Frau verstand nicht den Gatten, und dieser seine Frau nicht. Ihr zweiter Gemahl war Stägemann, mit dem sie in der That Glück fand. Ein damaliges Verhältnis mit einem jungen Manne Le Noble genügte ihr nur halb, und das Verhältnis wurde daher nach einiger Zeit ohne Schmerz aufgegeben. Durch Le Noble aber kam Gentz in den Kreis, dem Elisabeth vorstand. Gentz wurde vollständig ihr Vertrauter, und die Freundschaft glich in der That dem Ideal einer Harmonie der Seelen, die alles Entzücken der Liebe einschlürft und doch nicht Liebe ist und sein will. Doch die Verhältnisse wurden immer intimer, und er lernte durch diese Beziehungen ihre Kousine Bernhardine Schwieck kennen. Für diese empfand Gentz eine feurige Liebe. Der Vater war gegen diese Liebe, aber Elisabeth begünstigte dieselbe und ebenso die Mutter der Bernhardine und diese letztere kam selbst Gentz auf halbem Wege entgegen. Nachdem er seine Studien in Königsberg beendigt hatte, kehrte er nach Berlin zurück. Eine eheliche Verbindung mit Bernhardine wurde eingeleitet; er

wurde zum Referendar bei dem Subdirektorium und zum Referenten bei dem General-Direktorium avanciert, erhielt aber kein festes Gehalt, sondern der Minister Voß gab ihm nur eine jährliche Gratifikation von einigen hundert Thalern, und der Vater, welcher mit seiner Heirat durchaus einverstanden war, legte ihm soviel zu, daß er 800 Thlr. hatte. Den Eltern der Bernhardine begann jedoch die Heirat ihrer Tochter mit Gentz immer mehr leid zu werden, da diese einen neuen Liebhaber gefunden hatte, und es wurde deshalb aus der Heirat nichts.

Wir kehren jetzt zu dem Staatsmanne, Politiker und Publizisten zurück. Daß er das System des Fürsten Metternich unterstützt hat, ist ihm mehrfach zum Vorwurf gemacht worden, aber jedenfalls ist wohl kein anderes System mit größerer Meisterschaft und mit glänzenderen Waffen verteidigt worden. Selbst seine bedeutendsten Gegner mußten sich notgedrungen zu der Anerkennung verstehen, daß sie, was Feinheit des Geistes, Eleganz und Schärfe der Darstellung betraf, ihm in keiner Weise gewachsen waren. Er hatte etwas von dem gewaltigen Schwung des Engländers Edmund Burke.

Einen weit glücklicheren Boden fanden diese glänzenden Fähigkeiten indes auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, da er bemüht war, für die auswärtige Politik die Grundsätze von Recht und Sittlichkeit zur Anwendung zu bringen. Seine „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa", eines der wenigen, aber das bedeutendste der von Gentz verfaßten größeren Werke, geben für dieses Streben ein ruhmvolles Zeugnis ab. Sein scharfer politischer Blick zeigte sich auch am Anfang des Krieges Napoleons gegen Preußen. Er erkannte sofort, daß der Herzog von Braunschweig ein ungeeigneter Anführer in diesem Kriege sei. Der preußische Gesandte Lucchesini unterstützte seine Bemühungen, um den König hiervon zu überzeugen, aber alles blieb erfolglos. Die unglückliche Schlacht von Jena war der Erfolg davon. Den größten Ruhm hat Gentz durch seine politischen Manifeste gewonnen. Ein Schreiben des österreichischen Staatsmannes Freiherrn Prokesch von Osten sagt in dieser Hinsicht: „In Manifesten wurde nie würdiger und stolzer vor Europa gesprochen, wie in demjenigen vom Jahre 1809, und zwar von einem zweimal besiegten Staate zu einem Sieger, wie Napoleon." Und wieder das Manifest von 1813, welches Meisterstück von Mäßigung, Kunst und Würde! Nach dem ersten Pariser Frieden erklärte ein an ihn gerichtetes Handschreiben des Kaisers Alexander, welches in ganz Europa veröffentlicht wurde, Gentz als den „ritterlichsten" Vorkämpfer der konservativen Interessen Europas. Noch eine erhebliche Zeit nach dem Tode von Gentz spricht sich der bereits erwähnte österreichische Staatsmann Prokesch von Osten an Gustav Schlesier, den Herausgeber der „kleinen Schriften" und der Briefe von und an Gentz, in ähnlichen Sinne aus mit dem Hinzufügen, daß Gentz aller Verleumdungen seiner Feinde ungeachtet auch als ein Charakter von höchstem sittlichen Werte betrachtet werden müßte. Schlesier hatte in der Vorrede zum ersten Bande seiner Herausgabe gesagt: „Wer wird aus Gentz eine Person von sittlicher Erhabenheit machen wollen" — Herr von Prokesch erwidert darauf: „Wenn das Ihre Meinung ist, wenn Sie

so den edlen Freund betrachten, dann lassen Sie ab von einem Unternehmen, das zu Ihrer Ehre nicht gereichen kann und gegen ihn nur einer Schmähschrift gleich kommt; dann will ich wenigstens, der ihn liebte und achtete, da er lebte, nun auch sein Andenken verehren, so viel ich vermag, und ihn schützen, wie in edlerer Zeit auf dem Boden, wo ich schreibe (Griechenland), der Freund den Leichnam des Freundes, der unter der ehrenvollen Decke des Schildes für das Vaterland dalag. Ein Charakter, der so große Proben bestand, wie Gentz, hat mit Thaten gesprochen, und diese Sprache darf kein edles Gemüt, kein redliches Ohr überhören. Ich kenne keine „höhere Denkweise“ und keine nationalere Stellung, und ich weiß nicht, worin die wahre Sittlichkeit bestehen soll, wenn nicht in einem treuen, wahren, unablässigen Bestreben nach einem rein sittlichen Ziele, durch ein langes und gewaltiges Leben, jeder Drohung wie jeder Verlockung zum Trotze fortgesetzt.“

Auf dem Felde der auswärtigen Politik hat Gentz jedenfalls seine höchsten Triumphe gefeiert. Hier gelang es ihm einen Ruhm zu erwerben, der, als er seinen Höhepunkt erreicht hatte, ganz Europa erfüllte, und eine Stellung zu gewinnen, welche in ihrer Art einzig dasteht, da sie weder vor ihm noch nach ihm ein einziger eingenommen hat. Der bescheidene Titel eines österreichischen Hofrates, welchen er bis an sein Ende führte, giebt für dasselbe in keiner Weise einen Maßstab ab, da es unzweifelhaft ist, daß er namentlich in der Zeit von 1806, wo er von Wien aus in das preußische Hauptquartier berufen wurde, um den preußischen Ministern mit seinem Rate und seinem Beistande zur Seite zu stehen, bis zum Kongreß von Verona 1822 zu den einflußreichsten Staatsmännern in Europa gehörte. Er stand während dieser Zeit mit den Ministern und hervorragendsten Staatsmännern großer europäischer Länder, wie England, Rußland, Preußen und Schweden in genauster Beziehung und führte mit ihnen sowie mit dem König Ludwig XVIII., dem König von Schweden und dem Großherzog von Weimar bedeutende Korrespondenzen, und auf seinen Rat und auf seine Ansichten wurde überall das größte Gewicht gelegt. Diese Sachlage bekundet auch ein Schreiben, welches der Vicomte de Chateaubriand am 30. Dezember 1822 an Gentz richtet: „Me voilà ministériel, Monsieur, sur le prince de Metternich vous communiquer peut-être la lettre où j'ai l'honneur de lui mander tout le détail. Maintenant ne m'anbandonnez pas; je suis sur la brèche. Les obstacles sont grands au dedans comme au dehors. J'ai à lutter contre les choses et contre les hommes, appuyez-moi donc. Vous m'avez promis, Monsieur, votre amitié; je la réclame et les temoignages m'en seront surtout précieux dans ce moment. — Gentz sagte Chateaubriand in seinem Antwortschreiben die verbindlichsten Dinge.

II.

Gentz trieb während seines Aufenthaltes in Berlin seit seiner Bekanntschaft mit Burkes Schriften sehr gründliche und für seine spätere Wirksamkeit als Staatsmann wichtige Studien. Sein Eifer ist ohne Grenzen. Im Jahre 1822 übersetzte er Burkes Betrachtungen über die französische Revolution. In den angehängten

Abhandlungen macht sich der Schüler Kants geltend, er sucht den von Burke historisch entwickelten Gegenstand mehr philosophisch zu entwickeln. Ebenso übersetzt er die „Recherches sur les causes, qui ont empêché les Français de devenir libres“ von Jean Joseph Monier, welcher gleich ihm einst ein Lobredner der französischen Revolution war.

Diese publizistische Thätigkeit hatte Gentz bereits einen berühmten Namen erworben. Besonders seine überall in den Vorgergrund tretende Begeisterung für England, die bei jeder Gelegenheit mit Wärme geführte Verteidigung der damals von Pitt geleiteten auswärtigen Politik dieses Landes, hatten die Aufmerksamkeit der englischen Staatsmänner auf ihn gelenkt. Im Jahre 1796 trat Pitt mit ihm in briefliche Verbindung. In dieser Zeit richtete Gentz an König Friedrich Wilhelm III. bei Gelegenheit von dessen Thronbesteigung ein Sendschreiben (ein ähnliches hatte Mirabeau an Friedrich Wilhelm II. bei der Thronbesteigung gerichtet), worin er dem Könige Ratschläge über innere und äußere Politik erteilt.

Im Jahre 1799 gründete Gentz das „historische Journal,“ dessen Aufgabe es sein sollte, sich der Belehrung und Bildung des politischen Urteils seiner Zeitgenossen zu widmen. Gentz beabsichtigt darin „historische und räsonnierende Beiträge zur einst zu bearbeitenden Geschichte der letzten zehn Jahre zu liefern und große Gegenstände der allgemeinen Politik und der politischen Ökonomie in ausführlichen Abhandlungen zu erörtern.“ Diese Aufgabe hat er mit großer Meisterschaft gelöst. Das „historische Journal“ konnte sich den englischen „Reviews“ ebenbürtig an die Seite stellen. Gentz beschloß das historische Journal bereits im Dezember 1800 mit einem Artikel über den ewigen Frieden. Er hatte in dieser Zeit die politische Situation Europas mit einer Schärfe und Sicherheit erkannt, welche bewunderungswürdig ist. Er hatte vollständig erkannt, daß Napoleon seiner gleißnerischen Worte und Thaten ungeachtet die weitgehendsten Ziele verfolge, und daß eine Verteidigung am Rhein und am Po stattfinden mußte. Aber Gentz fand bei den meisten Regierungen Europas nur taube Ohren. Im Jahre 1800 schrieb er eine Broschüre „Betrachtungen über den Frieden,“ worin er Österreich von einem Frieden unter den von Napoleon gebotenen Bedingungen dringend abriet und diese Macht zu einer Koalition mit England und Preußen zu bestimmen suchte. Später suchte er die von Rußland und Preußen beobachtete Neutralitäts-Politik zu durchbrechen. Er *sagt der preußischen Regierung scharf die Folgen ihrer unseligen Politik voraus.* Sie antwortet nur mit einer verschärften Zensur seiner Schriften.

So angestrengt und wenig einträglich seine dienstliche Thätigkeit in Berlin war, so wurde er doch als politischer Schriftsteller in die große Welt eingeführt und er war namentlich seit 1799 in der vornehmen Welt Berlins eine der gesuchtesten Persönlichkeiten. Die Minister und die in Berlin residierenden Gesandten huldigten um die Wette seinen politischen Talenten, die Frauen waren hingerissen von seiner Beredsamkeit, welche in der Konversation von ganz unwiderstehlichem Einfluß war, und ließen namentlich seinem „weltmännischen Schliff“ alle Anerkennung widerfahren. Prinz Louis Ferdinand von Preußen zog Gentz in

seinen Kreis und speiste mit ihm in kleinem Kreise auserwählter Freunde. Außerdem beehrte ihn auch Prinz August mit seiner besonderen Gunst, und die Prinzessin Luise zog ihn in ihre Salons. Durch den Major Gualteri, einen geistreichen und hochgebildeten Offizier, welcher Generaladjutant des Königs war, wurde er der Königin Luise vorgestellt, welche ermunternde und schmeichelnde Worte an ihn richtete.

Während er auf dem Höhepunkt seines Glückes stand, wurde er von Tag zu Tag unsittlicher. Spiel und Tänzerinnen kosteten ihn große Summen, die weder durch seine Honorare noch durch das Geld, welches ihm Pitt zufließen ließ in Summen von 1000 und 500 Lstr., gedeckt wurden. Er war mit der Tochter des Oberbaurats Gilly vermählt. Diese beschloß sich von ihm zu trennen. Seine Lage in Berlin wurde eine hart bedrängte. Er war unter Ernennung zum Kriegsrate von allen Geschäften dispensiert, um sich seiner schriftstellerischen Thätigkeit ungestört widmen zu können. Als er im Jahre 1802 Urlaub um eine Badereise nachsuchte, wurde ihm dieser nach einigem Zögern bewilligt, zugleich aber die Eröffnung gemacht, daß es nach Ablauf des Urlaubs mit jener Dispensation ein Ende habe. In diesem Augenblicke kam ihm das Anerbieten des Grafen Stadion, in den österreichischen Staatsdienst zu treten, sehr gelegen. Gentz reiste nach einem heftigen Auftritte mit seinem Vater, welcher über ihn höchlichst erzürnt war, nach Wien. Dort erhielt er eine Audienz bei dem Kaiser, und am 16. September 1802 erfolgte „in Anbetracht seiner seltenen Einsichten und Geschicklichkeit, welche von dem rühmlichen Eifer für die Erhaltung der Regierungen, Sitten und Ordnung begleitet werden,“ seine Ernennung zum kaiserlichen Hofrat mit einem jährlichen Gehalt von 4000 Gulden. Er begab sich dann auf kurze Zeit nach Teplitz und von dort nach Dresden, von wo aus er unter Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste ein Gesuch an den König richtete und bat, daß diese mit einigen Worten der Huld und Gnade begleitet sein möge. Durch Kabinetsordre vom 4. Oktober an den Grafen Voß befahl der König das Demissioriale für Gentz auszufertigen mit dem Beifügen: „daß Se. Majestät gern zu erkennen geben, daß Sie in Absicht der Schätzung seiner schriftstellerischen Verdienste dem allgemeinen Beifall beitreten, den er sich dadurch so rühmlich erworben habe.“

In Wien gab sich Gentz wieder den Genüssen der Welt hin. „Haben Sie denn bereits schöne Kleider und Möbel, lieber Gentz,“ so schrieb ihm seine Freundin Rahel bald nach seiner Ankunft in Wien. Gentz antwortet ganz entzückt, daß er beides ganz vortrefflich besitze, daß er rasend gut lebe und ein schönes Spielzeug nach dem anderen sich anschaffe. In dem Briefe heißt es weiter: „Wissen Sie, Lieber, warum unser Verhältnis so groß und vollkommen geworden ist? Ich will es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich produzierendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann, ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich, wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis vor meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht; bemerken Sie die Sonderbarkeit; aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus; ich bin

unelektrischer als Metall, aber eben deshalb ein Ableiter der Elektrizität, wie kein anderer. Meine Empfänglichkeit ist ganz ohne Grenzen; Ihr ewiger, ewig thätiger, ewig fruchtbarer Geist (ich meine nicht Kopf, sondern Seele) traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahnt kein Sterblicher."

Bevor er seine Wirksamkeit in Wien antrat, unternahm er mit dem englischen Gesandten in Dresden, Lord Eliot, eine Reise nach England, zu welcher er sich bei der Durchreise durch Weimar einen Teil des Reisegeldes von dem Herzoge borgte. In England wurden ihm von den ersten Staatsmännern die größten Huldigungen zu teil. Burke war allerdings nicht mehr unter den Lebenden, aber Pitt und Granville, wie Fox, Sheridan und Mackintosh waren um die Wette bemüht, seinem Talente und seiner Liebenswürdigkeit zu huldigen. „Die konservative Politik in England schloß damals," wie einer seiner Biographen ausdrückt, „einen Pakt mit dem Repräsentanten der konservativen Politik in Deutschland." Es hatte eben dies die große Annehmlichkeit, daß Pitt ihm nicht bloß eine runde Summe Geldes übergab, dessen er gar sehr bedurfte, sondern ihm auch ein bestimmtes Jahrgeld zusagte.

Bei der Rückkehr nach Wien beginnt der großartige Kampf, welchen Gentz gegen Napoleon geführt hat, so daß ihm dadurch eine welthistorische Bedeutung zu Teil geworden ist. Diese Bedeutung beruhte damals nicht etwa bloß darin, daß er die Artikel, mit welchen Napoleon 1804 und 1805 im Moniteur seine eigene Politik verteidigte, mit einer Schärfe des Urteils, einer Sachkenntnis und geistigen Überlegenheit, welche ihm die Gerechtigkeit seiner Sache verlieh, wahrhaft zermalmte, endlich nicht bloß darin, daß er seinen Zeitgenossen und den Regierungen Europas immer wieder von neuem die allerwichtigsten Grundsätze gegen den „französischen Usurpator" vor Augen führte, sondern sie bestand namentlich darin, daß der sonst oft mutlose Gentz auch dann den Kopf oben behielt, wenn alle, selbst die Besten und Mutigsten, verzagten, wenn es eine ausgemachte Sache zu sein schien, daß Napoleon alles, was bei uns noch national war, „unter die Hufe seiner Rosse stampfen werde, daß nichts im stande sein werde, seinem unaufhaltsamen Vordringen Halt zu gebieten." Er rief mit wahrhaft prophetischer Gewißheit den Mutlosen zu, daß für den Eroberer die letzte Stunde der Macht sehr bald geschlagen haben werde. Mit einer solchen Begeisterung, mit einer solchen überzeugenden Wahrheit konnte nur jemand schreiben, der aus einer tiefen inneren Überzeugung für ein großes Ziel kämpfte, — es ist eine unwürdige Verleumdung, die Bestrebungen auf das Geld zurückzuführen, welches er von England erhielt.

Das Beste, was Gentz überhaupt geschrieben hat, ist der Brief, welchen er am 27. Februar 1807 an Johannes von Müller gerichtet hat, als dieser die Fahne, unter welcher er mit ihm gemeinschaftlich gekämpft hatte, treulos verließ und zum Lobredner Napoleons wurde. Selbst die berühmte Vorrede zu den „Fragmenten aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts", von welcher, als sie im Jahre 1806

erschien, Johannes von Müller, Wilhelm von Humboldt und Arndt so übereinstimmend erklärten, daß es das Beste sei, was jemals in deutscher Sprache geschrieben sei, erreicht den in Rede stehenden Brief nicht. Dieser braucht, was Schönheit des Ausdruckes betrifft, keinen Vergleich zu scheuen, und ist zugleich mit einer Wärme, einer tiefen, inneren Wahrheit und einer wahrhaft vernichtenden Gewalt geschrieben, welche in diesem Grade weder in der gedachten Vorrede noch in irgend einem größeren oder kleineren Schriftwerke von Gentz sich findet. Wir führen folgende Stelle aus diesem Briefe an: „Wie soll man solche Dinge (die Apostasie von Johannes von Müller) erklären? Wurde Ihr heller und durchdringender Geist plötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen bereits sechs Monate zuvor (wie schrieben Sie noch im Juni an Dalberg) in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten? Oder verleitet Sie irgend ein schnödes Interesse, irgend eine niedrige knechtische Furcht wider bessere Überzeugung zu schreiben? Nach einer oder der anderen dieser Hypothesen wird das Urteil der Zeitgenossen greifen. Was mich betrifft, ich nehme keine von beiden an. Ich schmeichle mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellt. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Kombinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich bloß für andere zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel fassen können; Sie sind und bleiben das Spiel jeden zufälligen Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine fortwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen. Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle also, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurteil aus, als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie; Sie zu hassen ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühungen krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe, aber diese Strafe ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren, die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühen."

Die Schlacht von Jena hatte Gentz vorausgesagt, weil er die Unfähigkeit des Herzogs von Braunschweig vorhergesehen hatte und es namentlich tief beklagte, daß man erst in der letzten Stunde und, als es in der That zu spät war, mit Österreich sich zu verständigen suchte. Napoleon hatte einen besonderen Haß auf ihn geworfen. Er nannte ihn im Moniteur „un misérable scribe, un de ces hommes

sans honneur, qui se vendent pour de l'argent." Der korsische Ehrenmann nahm an, Gentz habe das preußische Kriegsmanifest geschrieben. Dies war aber ein Irrtum, Lombard hatte es abgefaßt, Gentz hatte aber wesentliche Änderungen daran vorgenommen und die bessernde Hand daran gelegt. Gentz lebte jetzt, um vor den Verfolgungen Napoleons sicher zu sein, anfangs in Dresden, dann in Breslau, später in Teplitz und Prag. Namentlich verkehrte er viel mit zwei durch Geist und Schönheit hervorragenden Damen, der sehr reichen Gräfin Lankoranska und der russischen Fürstin Dolgorucki, welche ihm in seinem Exil von Ort zu Ort nachfolgte. Er beschäftigte sich damals aber auch viel mit schriftstellerischen Arbeiten. Mit Frau von Staël hat er sich schlecht verstanden. Sie suchte, als er in Prag war, ihn kennen zu lernen, und er sah sich deshalb aus bloßer Eitelkeit gezwungen, sie zu kultivieren. Demnächst „sei sie ihm unerträglich geworden, und er habe spätere Briefe von ihr aus Stockholm von wahnsinnigem, politischem Inhalte mit Kälte und Verachtung beantwortet. In England habe sie daher pis que pendre von ihm gesprochen." Bei einer anderen Gelegenheit nennt er Chateaubriand das Männchen von ihrer Gattung.

Den Minister von Stein nennt Gentz bereits 1805 den ersten deutschen Staatsmann. Namentlich seit dem Kongreß von Erfurt und der Ächtung Steins trat er in genaue persönliche Beziehung zu ihm und in lebhafte Korrespondenz. Im Januar 1809, wo Stein nach Prag kam, schrieb ihm Gentz: „Alle die, welche noch wissen, auf welchem Wege Heil und Rettung zu finden wäre — wenn sie gleich längst daran verzweifelt, daß man es auf diesem Wege suchen werde — verehren in Ew. Exzellenz den Patriarchen, das Oberhaupt ihrer Kirche; aus diesem Standpunkte habe ich wenigstens, und haben die, welche mit mir gleich denken, Sie schon seit mehreren Jahren betrachtet; die letzten Begebenheiten haben unserem Glauben das Siegel aufgedrückt. Und ich meinesteils erkläre hier, daß, wenn es mir heute gelänge, Ew. Exzellenz die Diktatur (im altrömischen Sinne des Wortes) über alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte, zusprechen zu lassen, ich morgen, mit meinem Tagewerke zufrieden, über den Ausgang und über die Zukunft beruhigt, die Welt verlassen möchte."

Im Februar 1809 kehrte Gentz nach Wien zurück, und seine Wirksamkeit erhielt einen offizielleren Charakter, als Graf Metternich 1811 erster Minister wurde. Namentlich während seines Aufenthalts 1813 in Wien, wo das damalige österreichische Hauptquartier sich befand, stand er auf der Höhe seines politischen Einflusses. Während dieser Zeit schrieb er an seine gleichfalls daselbst weilende Freundin Rahel: „Von der Bewegung, in welcher ich seit einigen Wochen lebe, haben Sie keine Ahnung, ich weiß alles, kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich weiß." Denn in so tiefer Intimität mit so vielen Hauptpersonen und Hauptparteien zugleich war niemand und kann nicht leicht ein anderer wieder sein. „Zum Schanzbau fehlt es mir an Mut, Zeit und besonders an Jugend."

III.

Wir haben uns jetzt noch mit dem glänzendsten Abschnitt der politischen Laufbahn von Gentz zu beschäftigen, mit seiner Thätigkeit auf den politischen Kongressen

Europas, welche seit dem Jahre 1814 ihren Anfang nahmen. Er hat auf ihnen sämtlich, vom Kongreß zu Wien bis zum Kongreß von Verona, die Feder geführt. Auch an den Beschlüssen selbst hat Gentz den hervorragendsten Anteil, an Sachkenntnis wurde er von keinem der übrigen Kongreßmitglieder übertroffen; er war fast allen in der Kunst der Unterhaltung überlegen, für welche seine geistigen und geselligen Talente ganz besonders geschaffen waren. Gentz besaß allerdings eine Arbeitskraft, welche ohne Grenzen war. Dazu kamen seine ästhetischen Interessen, welche früher bereits zu einem lebhaften Briefwechsel mit Schiller geführt hatten. In Verona war er sehr beschäftigt. Wie er an Adam Müller schrieb, arbeitete er oft 16 Stunden den Tag, und er hat seine Wohnung nur einige Male zu Wagen, zu Fuß nie verlassen. Die Gräfin Lilow hielt jeden Tag um 10 Uhr Salon für die ganze Diplomatie, er hat diesen nur drei bis viermal im ganzen besucht. Früher verstand es niemand besser als Gentz, mitten in den Sorgen und Geschäften zu genießen. Seine Villa „Weinhaus" bei Wien war mit dem höchsten Raffinement und Luxus eingerichtet, und daselbst veranstaltete er, namentlich zur Zeit des Wiener Kongresses, die ausgesuchtesten Mahlzeiten. Selbst sehr vornehme Leute betrachteten es als eine besondere Ehre, in diesen kleinen und auserlesenen Kreis geladen zu werden, wo unter den Genüssen aller Art auch die geistigen und geselligen sich in höchster Ausbildung befanden. Dann lebte er eine Reihe von Jahren seiner angegriffenen Gesundheit wegen fern von der Welt, nur mit Arbeiten und Studien beschäftigt. Später gab ein Aufenthalt in Gastein und Ischl ihm Kräfte und Gesundheit zurück, und noch am Abend seines Lebens schienen die Tage seiner Jugend sich erneuern zu wollen. Er trat in die Gesellschaft wieder ein, welche den interessanten und noch immer liebenswürdigen Greis mit Freuden wieder aufnahm, aber auch seine alten Sünden traten wieder zum Vorschein. Der beinahe 70jährige Greis verliebte sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Jugend in eine junge und hübsche Tänzerin, welcher er fast seine sämtlichen freien Stunden widmete.

Sein verschwenderisches und vornehmes Leben in Wien konnte Gentz allerdings von dem unbedeutenden Gehalte nicht bestreiten, welches er bezog. Das Jahresgehalt, welches er lange Zeit aus England bezog, wurde ihm von Canning, dessen Politik er tapfer bekämpfte, nicht weiter gezahlt. Von dem Hospodar der Wallachei hatte Gentz ein fixes jährliches Gehalt von 6000 Gulden, da er dessen politische Korrespondenz in amtlicher Eigenschaft führte; er bezog indes von dieser Seite auch noch andere amtliche Einnahmen anderer Art, welche bisweilen 20000 Dukaten betrugen. Außerdem erhielt er aber noch bedeutende Summen von den verschiedensten Seiten, wie von dem Fürsten Metternich, der stets sich sehr freigebig gegen ihn erwies, besonders aber von den drei großen Finanzmächten damaliger Zeit, von Parisch, Baring, Rothschild, zu denen er seit dem Kongreß von Aachen in den genauesten Beziehungen stand. Namentlich scheint auch Parisch die bedeutenden Dienste, welche ihm Gentz geleistet hat, reichlich belohnt zu haben. Charakteristisch ist auch die Äußerung eines der Chefs des Hauses Rothschild nach dem Tode von Gentz: „Das war ein Freund, solchen bekomme ich nie wieder.

Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große; denn er schrieb nur auf einen Zettel, was er haben wollte, und er bekam es gleich; aber seit er nicht mehr da ist, sehe ich erst, was uns fehlt, und dreimal soviel möchte ich geben, könnte ich ihn ins Leben zurückrufen." Große Summen erhielt Gentz auch zur Zeit des Wiener Kongresses von den verbündeten Souveränen, namentlich gingen Rußland und England in dieser Beziehung voran. Von ersterer Macht erhielt er damals auch das Großkreuz des Annenordens nebst einem Handschreiben des Kaisers Alexander, worin dieser von seinen Verdiensten für die Herstellung des Weltfriedens spricht. Gentz zog damals und auch später einer Dekoration eine Summe Geldes vor, woran er bei seiner Neigung zur Verschwendung niemals Überfluß hatte. Aber er bekam gleichwohl mehrere hohe österreichische, preußische, großbritannische, hannöversche, dänische, badische und brasilianische Orden. Der ungarische Stephans-Orden, welchen er besaß, berechtigte ihn sogar, seine Erhebung in den Freiherrnstand nachzusuchen. Dies hat er nicht gethan, da er Titel und ähnliche Auszeichnungen mit einer gewissen Gleichgiltigkeit behandelte. Bei seiner Eitelkeit, aus welcher er selbst kein Hehl machte, läßt sich das nur dadurch erklären, daß er der nicht ganz unbegründeten Ansicht war, diese Auszeichnungen würden zu der bedeutenden und einflußreichen Stellung, welche er in Europa einnahm, doch nicht in entsprechendem Verhältnis gestanden haben. Durch den schwedischen Nordsternorden, welchen er 1804 bereits von dem König Gustav von Schweden erhielt, mit dem er damals, sowie mit Ludwig XVIII. von Frankreich, in eifriger Korrespondenz stand, wurde ihm faktisch der Adel verliehen, und er nannte sich seitdem Friedrich von Gentz, oder auch Chevalier von Gentz.

Als politischer Schriftsteller wirkte Gentz mit mehrfachen Unterbrechungen für den österreichischen Beobachter, welchen sein Freund Pilat, der Privatsekretär Metternichs war, redigierte. Für die Wiener Jahrbücher, welche er im Jahre 1818 gegründet hat, schrieb er bis zu seinem Tode. In diesem Jahre schrieb er namentlich für diese Jahrbücher einen auch durch seine wissenschaftlichen Forschungen bedeutenden Aufsatz „über die Preßfreiheit in England und die Briefe des Junius." Es wird in dieser Hinsicht bemerkt: Im Jahre 1769 stand unter dem erdichteten und nie enträtselten (?) Namen Junius der gewaltigste und frevelhafteste Libellist auf, den England und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffenen und selten erreichten Beredsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Miltons Teufel hinter sich ließ, wußte dieser geheimnisvolle Unhold das britische Publikum länger als 2 Jahre lang in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Kabinets, alle hohen und niederen Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtenen Individuen, die Tribunale, die beiden Parlamentshäuser, endlich die geheiligte Person des Königs selbst an. Jeder dieser Briefe war ein moralischer und politischer Mord, der irgend ein vorher ausgesehenes Schlachtopfer, wie unschuldig und ehrwürdig es auch sein mochte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde

richten sollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdischen Macht, und es war so weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann und einen der ersten Künstler seiner Zeit, den Schauspieler Gorrick, schreiben durfte: „Hütet Euch vor meinem Zorn, oder Ihr sollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulassen."

Nachdem der erste Schrecken, den seine Adresse an den König am Hofe und im Kabinet wie in allen Klassen des Publikums verbreitet hatte, vorüber war, beschloß man den ursprünglichen Herausgeber des Briefes, Buchdrucker Woodfoll, vor den Kings-Bench belangen zu lassen. Die Jury beratschlagte vom Morgen bis zum Abend und brachte endlich ihren Spruch über Woodfoll mit den Worten: „Schuldig des Druckes und der Publikation allein." Das Tribunal entschied, der Prozeß solle demnächst weiter geführt werden. In einem späteren Termine mußte aber die weitere Verhandlung niedergeschlagen werden, da man das ursprüngliche Dokument, das Zeitungsblatt, welches der Vormann der ersten Jury zerrissen hatte, nicht mehr zur Hand hatte. Im Jahre 1771 brachte Dowdeswell den Fall in einer anderen und bestimmteren Gestalt von neuem zur Sprache. Die Jury sollte ermächtigt werden, in allen Verhandlungen gegen aufrührerische Schriften, wie überhaupt gegen Libelle jeder Art, über den gesamten Inhalt der Anklageakte sowie über die politische Tendenz der Schrift, und strafbare Gesinnung der Verfasser, als über die Thatsache der Publikation, ohne Ausnahme und Einschränkung zu erkennen. Dieser Antrag wurde von Burke lebhaft verteidigt, aber von Fock scharf angegriffen und scheiterte damals. Im Mai 1791 stellte Fock den früher angegriffenen Antrag, und ging er im Unterhause durch. Im Oberhause wurde er von drei großen Rechtsautoritäten, Lord Phenelow, Lord Kenyon und Lord Barthury, bekämpft und nach der ersten Debatte beiseite gelegt. In der Sitzung des Jahres 1792 nahm auch das Oberhaus die Vorlage an, ungeachtet des Protestes der Richterbank.

Die Frage, wer Junius sei, hat lange keine Lösung gefunden. Gentz findet solche bereits annähernd. Sir Ro. Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Harfings Beisitzer des hohen Rats von Ostindien zu Calcutta, nachher ein sehr thätiges Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meist in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium stets geschätzt, soll der neuesten Angabe zufolge der wahre Junius sein. Die scharfsinnigen Herausgeber der Edinburger Review haben sich für diese Meinung zwar nicht ganz entschieden erklärt, doch so günstig ausgesprochen, daß sie nun in jedem Falle Aufmerksamkeit verdient.

Die äußeren Umstände treffen allerdings ungleich besser als bei allen früheren Annahmen zusammen. Mr. Francis war sehr gering in einem kleineren Posten der auswärtigen Geschäfte angestellt, ging im Jahre 1760 als Sekretär der Legation nach Loßdan und gelangte 1763 zu einer Stelle im Kriegssekretariat, aus welchem sein Chef Lord Barrington im Jahre 1772 ihn in Ungnaden entließ. Nach sechs- oder siebenwöchentlicher Abwesenheit von England erhielt er plötzlich, ohne irgend eine be-

kannte Veranlassung oder Empfehlung, den wichtigen Posten in Ostindien, den er in einem unruhigen und schwierigen Zeitpunkte, in einer für seinen Verstand und Charakter gleich ehrenwerten Weise bekleidete. Verschiedene Hauptzüge in der Geschichte von Junius, seine genauen Kenntnisse der Verhältnisse des Kriegs-Departements, sein ganz besonderer Haß gegen Barrington, sein plötzliches Verstummen im Jahre 1772, sein kurzes Wiederaufleben im Jahre 1773 und gleich nachher sein definitives Verschwinden vom Weltschauplatz, dies alles, sowie seine ausgebreitete Bekanntschaft mit Dingen, die sich am Hofe, im Kabinet, in den Ministerial-Büreaus und den höheren Kreisen zutrugen, läßt sich aus der neusten Annahme begründen und befriedigend genug erklären. Man begreift auch vollkommen, wie Lord North, als ihm allein (und wie es scheint, von dem Verfasser der Briefe selbst) das Geheimnis entdeckt worden war, sich zu einer sehr vorteilhaften Kapitulation herbeilassen konnte, um einen Mann von so großen und gefährlichen Talenten aus England zu entfernen und doch für den Staatsdienst zu erhalten. Selbst der Umstand, daß Sir Philipps Vater, als Übersetzer des Horaz und Demosthenes in England bekannt, Lord Hollands Kaplan gewesen war, scheint über die der Familie des letzteren bewiesene besondere Schonung ein unerwartetes Licht zu verbreiten.

Gentz fügt hinzu: da es von Mr. Francis kein ausgearbeitetes Werk giebt, so läßt sich sein Stil, seine Manier, sein schriftstellerischer Charakter nur aus einigen Flugschriften beurteilen. In diesen erscheint er allerdings als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen. — Wenn man übrigens bedenkt, daß der, welcher den Ruhm und das Genie dieses Schriftstellers auf sich nehmen soll, zugleich alles tragen muß, was ihn bei der Mit- und Nachwelt entehrt hat, die Frage ob er Junius war, unter den Augen eines noch lebenden Mannes mit derselben Ruhe und Kaltblütigkeit behandeln konnte, wie die, ob Mapherson den Ossian geschrieben hatte, (Sir Philipp Francis kann nicht viel weniger als 80 Jahre sein), ob der von den Sorgen und Meinungen der Welt noch Kenntnis nimmt, weiß ich nicht. Aber verständiger wäre es wohl gewesen, dies bis auf seinen Tod zu verschieben, wo ohnehin, insofern die jetzige Annahme gegründet ist, das fünfzigjährige Geheimnis sich enthüllen muß.

Sir Philipp Francis ist inzwischen gestorben, und das Geheimnis ist enthüllt. Wenn Gentz wieder aufwachen sollte, würde er sich hiervon überzeugen können. — In einem Briefe an Amalie Imhoff im Oktober 1827 legt er sein politisches Glaubensbekenntnis zum großen Teil ab:

„Der vorausgesehene schlechte Erfolg meines Bestrebens war kein Grund für mich, diesem Bestreben untreu zu werden. Die Weltgeschichte ist ein ewiger Übergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislauf der Dinge zerstört alles sich selbst, und die Frucht, welche zur Reife gelangt ist, löst sich von der Pflanze ab, die sie hervorgerufen hat. — — — Ich war mir stets bewußt, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Kommittenten und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die sie erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben werde, als wir, daß die Presse, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachte, ihr furchtbares Übergewicht über all unsere Weisheit nicht verlieren würde, und daß die

Kunst so wenig wie die Gewalt dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermag. — —“

Am 9. Juni 1832 starb Gentz sanft und ohne Schmerzen; selbst die Todesfurcht, welche ihn in seinem Leben so vielfach gequält, hatte ihn auf seinem Sterbebette verlassen. Bis zu seinem letzten Augenblicke genoß er der liebevollsten Pflege und der rührenden Teilnahme des Fürsten Metternich und seiner zahlreichen anderen Freunde. Er war nicht, wie behauptet ist, zum Katholizismus übergetreten, sondern starb als Protestant, als welcher er geboren und erzogen war. Gentz war eine wohlwollende und, einige Schwächen abgerechnet, eine edle Natur. Das bezeugt auch die große Zahl seiner Freunde, welche, wie Wilhelm von Humboldt, ihm ihr ganzes Leben hindurch treu blieben.

Alchemie und Medizin.

Von

G. Dragendorff.

Wenn heutzutage von Alchemie die Rede ist, können wir uns eines gewissen Gefühls des Mißbehagens nicht erwehren. Wir denken dabei an die vielfache Ausnutzung, welche die Irrlehren und das Treiben mittelalterlicher Goldmacher in Romanen und Erzählungen erfahren haben. Unwillkürlich sehen wir uns in die Zeiten zurückversetzt, wo man die Alchemie als Teufelswerk, den Alchemisten als im Bunde mit dem Bösen ansah. Selbst im günstigsten Falle sind wir nur geneigt, den Alchemisten für „einen dunklen Ehrenmann“ zu halten, welcher mit anderen Adepten „sich in die schwarze Küche schloß“ und dort das Widrige „nach unendlichen Rezepten zusammengoß“, den Ehrenmann, der, nachdem er den „roten Leu der Lilie vermählt,“ die Wunderkraft der „in bunten Farben prangenden Königin“ am armen kranken Volke erprobte und dasselbe, statt es von seinen Gebrechen zu heilen, mordete. Wir vergessen aber dabei, daß die Alchemie die einzige Wissenschaft war, welche zu einer Zeit, wo im Abendlande fast jede andere daniederlag, trotz aller begangenen Fehler doch einen gewissen Fortschritt erkennen läßt und daß sie, als die Geistesnacht des Mittelalters auch für andere Wissensgebiete sich lichtete, geeignet war, anregend und fördernd in diese einzugreifen. Fast die gesamte Naturlehre, viele wichtige Zweige unserer Industrie, unsere Landwirtschaft arbeiten noch heute vielfach auf Grundlage von Erfahrungen, welche die Alchemisten gesammelt haben. Bei keiner anderen Disziplin tritt das aber, wie ich glaube, so deutlich hervor wie bei der Medizin. Fast möchte man sagen, daß diese sich erst mit Hilfe der Alchemie wiederum zum Range einer Wissenschaft habe erheben können. Wenn ich versuchen möchte, in einigen Zügen den Einfluß der Alchemie auf die Medizin zu zeichnen, so wird es

keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen, daß das Bild auf den Hintergrund einer einzelnen medizinischen Disziplin, der Arzneimittellehre, aufgetragen erscheint.

Wer an der Hand der Überlieferungen sich ein Urteil über den Arzneischatz der verschiedenen Völker des frühen Altertums zu bilden versucht, kann sich leicht davon überzeugen, daß überall die ältesten und wichtigsten Heilmittel dem Pflanzenreiche entnommen worden sind. Zu der Menge der Pflanzen und Pflanzenteile, welche als Arzneimittel in Anspruch genommen wurden, gesellt sich zunächst nur selten ein dem Tierreiche entstammendes und nur wenig häufiger ein Mineral oder ein Präparat, welches mittelst einfacher chemischer Operationen aus ihm gewonnen werden kann. Ähnliche Erfahrungen machen wir auch heute noch, wenn wir die Volksmedizin solcher Länder, welche bisher unbeeinflußt von europäischer Kultur blieben, studieren. Darüber Untersuchungen anzustellen, wie die Menschheit überhaupt bei der Auswahl ihrer Medikamente zu Werke ging, gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes. Wir haben nur zu konstatieren, daß der Arzneischatz, dessen Reichtum wir bei Einsicht der ältesten medizinischen Schriften einzelner Völker — der Inder, Ägypter ꝛc. — bewundern, uns bereits die Frucht einer jahrtausendlangen Erfahrung darbietet.

Überall scheinen zunächst die von der Natur gelieferten Heilmittel in höchst einfacher Weise benutzt worden zu sein. Wo sich ein solches nicht unbearbeitet dem Patienten beibringen ließ, wurde es mechanisch verkleinert, wo auch dies nicht ausreichte, wurden mit Hilfe von Honig und dergl. breiartige Mischungen — Latwergen — oder härtere Gemenge — Bissen, Pillen —, die man schnell verschlucken konnte, hergestellt. Oder es wurde der aus einer frischen Pflanze gepreßte Saft oder der aus frischen oder trocknen Pflanzenteilen mit Wasser, Milch, Wein, Essig bereitete Auszug dem Kranken dargereicht, oder es wurde, wenn ein Mittel äußerlich angewendet werden sollte, dasselbe in Breiform, in Mischung oder als Auszug mit Fett appliziert. Gewiß war es zunächst e i n einzelnes Medikament, welches auf einmal in Anspruch genommen wurde, natürlich aber bei verschiedenen Krankheiten verschiedene. Es bezeichnet schon einen Fortschritt in der Ausbildung medizinischer Kenntnisse eines Volkes, wenn zur Bekämpfung von Krankheiten zwei oder mehr Heilmittel kombiniert wurden. Man darf wohl annehmen, daß dies erst dann häufiger vorkam, als sich bereits ein Stand ausgebildet hatte, welcher sich als Träger medizinischer Kenntnisse betrachtete.

Gewiß lag es nahe, bei einem Patienten, welcher beispielsweise an Kopf- und Brustschmerzen und Gliederreißen litt, drei Medikamente zugleich anzuwenden, deren Wirkungen resp. bei Kopfschmerzen, bei Brustleiden und bei Gliederreißen erprobt waren, oder bei schweren Brustleiden zwei oder mehr Arzneimittel zu kombinieren, die man sämtlich bei solchen Krankheiten als heilkräftig erkannt hatte. Und wo man wußte, daß ein Medikament zwar gegen Kopfschmerzen mit Erfolg benutzt werden könne, daß es aber zugleich auf andere Teile des Körpers und deren Funktionen schädlich einwirke, also etwa die Verdauung störe, mußte man da nicht auf den Gedanken kommen, es mit einem zweiten zu verbinden, welches

diese unbequemen Nebenwirkungen aufzuheben oder abzuschwächen versprach und insofern als Korrigens dienen konnte?

Daß die alten Ägypter diese Stufe der Entwickelung ihrer Materia medica bereits einige Jahrtausende vor Christi Geburt erreicht hatten, ließen von Galen zitierte Rezepte ägyptischer Priesterärzte erwarten. Jeder Zweifel darüber ist gehoben, seitdem wir Einsicht in den bekannten Papyrus Ebers, welcher unzweifelhaft in den Jugendtagen Mosis verfaßt worden ist, erlangt haben. Griechenland, welches schon ziemlich früh in geistigem Verkehr mit Ägypten gestanden, hatte die bezeichnete Stufe sicher zur Zeit des Hippokrates und seiner Schüler und Zeitgenossen aus der koischen und knidischen Schule, also mehr als 400 Jahre vor Christi Geburt, erreicht. In Indien macht die Zeitbestimmung größere Schwierigkeiten, weil die Ansichten über die Entstehungszeit der ältesten medizinischen Schriften, des Caraka und der Ayurveden des Susrutas, geteilt sind. Bedenken wir aber, daß die in diesen Werken in großer Zahl vorkommenden sehr komplizierten Rezepte eine bedeutende technische Schulung erwarten lassen, die nicht plötzlich erworben sein kann, so dürfen wir auch hier annehmen, daß Indien nicht später, wahrscheinlich wohl früher als Griechenland zu dieser Stufe gelangt ist. Auch für die chinesische Volksmedizin fällt uns die Zeitbestimmung schwer, weil, wie in der Litteratur dieses Volkes überhaupt, so auch in der medizinischen das Bestreben herrscht, allen wissenschaftlichen Errungenschaften den Anschein höchsten Alters zu geben, selbst wenn man das nur auf dem Wege grober Fälschungen erreichen kann. Jedenfalls liegt aber ein chinesisches Werk des Shoohánron vor, in welchem Arzneimischungen beschrieben werden, und dessen Entstehung man in der Regel in das Jahr 350 vor Christi Geburt verlegt.

Nur in einer Richtung können wir im Verlaufe des Altertums eine weitere Veränderung der Materia medica erkennen. Während die der Natur entnommenen Arzneimittel im ganzen dieselben bleiben, oder der Arzneischatz eines Stammes doch nur durch den häufigeren Verkehr der Völker bereichert wird, werden die Vorschriften zu Arzneimischungen, was die Anzahl der Ingredienzien betrifft, komplizierter. Das können wir am besten an der Hand griechischer Schriftsteller erkennen. Nicht umsonst hatte der kühne Kriegszug Alexanders den geistigen Austausch europäischer, afrikanischer und asiatischer Völker begünstigt, nicht umsonst hatten Aristoteles, Theophrast und andere zahlreiche, bis dahin unbekannte Arzneimittel den Griechen zugänglich gemacht. Es lag nahe, dieselben mit den altbekannten zu vergleichen und zu kombinieren. Es ist namentlich charakteristisch für die Zeit, wo unter dem Schutze und der Beteiligung der Satrapen Alexanders und ihrer Nachfolger die Medizin sich weiterbildete durch das Bestreben, auf dem Wege der mechanischen Mischung Universalgegengifte herzustellen, in denen sich möglichst viel bekannte Antidote vereinigt fanden. Die Theriake des Mithridates und anderer, die man selbst im Mittelalter noch so hoch schätzte, daß ihre Anfertigung in den Apotheken als eine Art Staatsakt angesehen wurde, der die strengste Kontrole der Obrigkeit verlangte, diese Theriake, bei denen die Ingredienzien fast nach hunderten gezählt wurden, mögen hier als Beispiel angeführt werden.

Auch nun noch blieb die Verwendung sogenannter Chemikalien in der Medizin eine sparsame, und wo dieselbe vorkam, operierte man meistens mit Präparaten, welche ursprünglich zu anderen, technischen Zwecken bestimmt waren. Wurde ein chemisches Präparat wirklich in der Absicht hergestellt, es in der Therapie zu verwerten, so verbarg sich für den Arbeiter der chemische Prozeß oft so sehr unter nebensächlichem, daß ersterer keine Vorstellung davon, was er eigentlich ausführte, erlangen konnte. Den Chemiker der Jetztzeit muß es in Erstaunen setzen, wenn er in den Ayurveden, wo der Verfasser von den chirurgischen Instrumenten spricht, auch die Vorschrift zur Anfertigung der Ätzlauge findet. Falls er das Rezept alles Ballastes entkleidet, so ist es übereinstimmend mit demjenigen, nach welchem wir auch heute noch Lauge und Ätzkali herstellen. Aber wie sehr war der Gang des chemischen Prozesses unter diesem Ballast versteckt! Wohl waren unter Gesang und Gebet die vielen scharfen Pflanzen, aus denen die Lauge zu bereiten war, durch das heilige Feuer geläutert, d. h. verbrannt, wohl war die Muschelschaler d. h. Kalk diesem heiligen Feuer ausgesetzt gewesen, wohl handelte es sich in der That nur um ein Zusammenwirken von Pottasche und Ätzkalk, die man auch aus den zartesten Pflanzen und scheinbar ganz indifferentem Material hätte gewinnen können; der indische Arzt wird aber trotzdem sein Präparat einem Gemenge gleich geachtet haben, wie er es sich aus vielen Pflanzen durch bloße Mischung oder einfache Extraktion mit Wasser herstellte.

So blieb der Zustand der Arzneimittellehre während der ganzen alten Zeit. Denn daß, als in Ägypten, Griechenland und Rom das gesamte Geistesleben mehr und mehr verflachte, allmählich die Materia medica überschwemmt wurde mit Medikamenten tierischer Abkunft — darunter den allerekelhaftesten, — das ist am Ende nur ein Beweis dafür, daß auch auf dem Gebiete der Medizin der Aberglaube an die Stelle der Erfahrung eines Hippokrates getreten war.

Wir können es als ein Glück bezeichnen, daß zu der Zeit, als Plinius († 79 nach Chr. Geb.) seine Historia naturalis, die man wohl als Versuch einer Encyklopädie der gesamten Naturwissenschaften ansehen kann, schrieb, Dioscorides die beste Arzneimittellehre der griechisch-römischem Zeit verfaßte, daß etwa 100 Jahre später Galen in seinen Schriften eine Encyklopädie der gesamten Medizin den Zeitgenossen darbrachte. Als ein Glück können wir es ansehen, daß gerade die bezeichneten Schriften und nicht das Geschreibsel der Nachfolger Galens schon früh in die Hände der arabischen Ärzte gelangten, welche im Laufe von Jahrhunderten die Träger und Bewahrer des medizinischen Wissens waren, und welche dieses endlich wiederum an die Völker des Abendlandes überlieferten.

Namentlich Galen, welcher bekanntlich eine Menge von Vorschriften zu im Altertum hochgeachteten zusammengesetzten Medikamenten gesammelt hat, welcher aber auch den übrigen Teilen der Medizin in seinen Werken gerecht zu werden verstand, beherrschte in der Folgezeit so sehr die Medizin, daß die Bezeichnung Galeniker bis über das Mittelalter hinaus von den meisten Ärzten fast als ein Ehrentitel angesehen wurde. Und noch heute nennen wir, wenn wir von ge-

mischten Arzneien im Gegensatz zu den chemischen Präparaten der Apotheken sprechen, erstere galenische Mittel.

Frühestens um dieselbe Zeit, in welcher Galen seine medizinischen Schriften verfaßte, mögen die ersten alchemistischen Werke entstanden sein, welche uns bekannt geworden sind. An Versuchen, die Anfänge der Alchemie in eine viel frühere Zeit zu verlegen, hat es nicht gefehlt. In dem Bestreben, diese Kunst als eine aus alter Zeit ererbte erscheinen zu lassen, hat man, wie das ja auch auf anderen Gebieten geschah, später vielfach die Namen von Göttern und berühmten historischen Persönlichkeiten mißbraucht, um unter ihnen schriftstellerische Leistungen von sehr geringem Wert an den Mann zu bringen. Weder Isis, Horus, noch Thoth, den man später mit dem griechischen Hermes verglich, weder Moses noch der Apostel Johannes, weder Kleopatra noch ihr Lehrer Ostanes sind diesem Schicksal entgangen. Aber alle diese Fälschungen sind so plump in Szene gesetzt, daß man über ihren Wert keinen Zweifel haben kann.

Ebenso hat man versucht, als die Ausgangsstelle der Alchemie Ägypten zu bezeichnen. Daß man das Wort „Chemie" mit dem ägyptischen „Cham" in Zusammenhang gebracht hat, ist bekannt. Aber erst spätere Alchemisten haben unter mißverständlicher Anwendung einer Stelle im Plutarch, welcher die schwarze Farbe des fruchtbaren ägyptischen Bodens mit dem nach Plutarch „Chämia" genannten Schwarz des Auges vergleicht, von der Chemie als Schwarzkunst, vom Alchemisten als Schwarzkünstler gesprochen. Auch die Bezeichnung „hermetische Kunst" für Chemie, welche andeuten sollte, daß man auch diese als vom Mondgotte Thoth-Hermes, welcher dem Menschen überhaupt Wissenschaft und Künste gelehrt habe, mitgeteilt erachtete, stammt aus späterer Zeit.

Aber alle diese Ansichten stützen sich nur auf die Thatsache, daß zu der Zeit, in welche der Ursprung der ältesten alchemistischen Schriften fällt, d. h. in der Zeit vom 2. bis 6. Jahrhundert, vorzugsweise in Ägypten lebende Gelehrte sich mit der Alchemie beschäftigten und daß erst nach der Besitznahme Ägyptens die Araber alchemistische Kenntnisse erwarben. Sehr merkwürdig aber ist es, daß Thoth-Hermes, den die hieroglyphischen Schriften den zweimal, später griechische Werke den dreimal großen — Trismegistos — nennen, zwar in heiligen Schriften und medizinischen Werken der Ägypter unzählige Male als Verkündiger der medizinischen Kenntnisse dieses Volkes genannt wird, daß aber, wie Kopp nachweist, bisher noch kein Schriftstück, dessen Alter in die Tage vor Christi Geburt zurückreicht, aufgefunden ist, welches ihn mit der Alchemie in Verbindung bringt. Auch von einer älteren Verbindung der Medizin und Alchemie ist nirgends die Rede. Beide haben zunächst völlig unabhängig neben einander bestanden, und man thut unrecht, wenn man die Chemie für eine Tochter der Medizin erklärt.

Die Chemie, welche erst dann mit dem Artikel „Al" d. h. „die" versehen worden, als sie vorzugsweise von arabischen Gelehrten bearbeitet wurde, ist ursprünglich nichts Anderes als Metallurgie. Sie wurde zunächst, wie es scheint, nicht einmal als Geheimlehre kultiviert. Insofern als schon im frühen Altertum Metalle aus Mineralien abgeschieden wurden, ist sie allerdings uralt. Die

Alchemie aber, welche an eine Verwendbarkeit übernatürlicher Mittel zum Zweck der Umwandlung unedler Metalle in Gold und Silber glaubte, ist erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt nachweisbar. Es ist höchst beachtenswert, daß in den ältesten alchemistischen Schriften, welche wir kennen, in denen eines Demokrit, (ungefähr 3. oder 4. Jahrhundert nach Christi Geburt) Synesios und Zosimus, noch eine nüchterne Anschauung metallurgischer Prozesse uns entgegentritt, trotzdem gerade die Zeit ihrer Entstehung an Wunderglauben keinen Mangel litt. Die Verfasser stehen offenbar noch unter dem Eindruck, daß die Darstellung eines Edelmetalles auf natürlichem Wege möglich, und diese Ansicht war ja auch mit den Lehren der damals einflußreichen Philosophen, besonders des Aristoteles, wohl vereinbar. Keinerlei Hinweis finden wir bei den älteren Schriftstellern auf einen metallveredelnden Stein der Weisen, keinerlei Anzeichen dafür, daß man die alchemistischen Materialien in der Heilkunde verwendete.

Wir haben anerkannt, daß der Gedanke einer Umwandelbarkeit eines Metalles in ein anderes durchaus den Anschauungen der damaligen Philosophen entsprach; er könnte auch heute noch verteidigt werden. Nach der Ansicht des Aristoteles und anderer griechischer Gelehrten sollten Erde, Wasser, Luft, Feuer die Elemente sein, aus welchem das Geschaffene besteht. Die ungleichen Mischungsverhältnisse, in denen sie in den verschiedenen Körpern vorkommen, sollen die Verschiedenheiten dieser bedingen. Demnach war es völlig zulässig anzunehmen, daß durch Zuführung von Wasser oder Luft oder Feuer zu Metallen, welche ärmer an ihnen waren als Gold, Gold darstellbar sein müsse. Es war ebenso eine logische Konsequenz der Elementenlehre, wenn man annahm, durch Beseitigung eines Elementes, welches im Überfluß vorhanden, könne aus anderen Metallen Silber oder Gold bereitet werden. Wenn Gold leichter schmelzbar als Eisen und wenn nach Aristoteles Wasser die Ursache der Schmelzbarkeit sein sollte, so durfte man versuchen, durch Zuführung von Wasser oder Stoffen, welche man wie Schwefel und Quecksilber für reich an Wasser hielt, Gold aus Eisen darzustellen. Auch das ist verständlich, daß man, wo der Versuch fehlschlug, den umgekehrten Weg betrat und durch Ausscheidung von Erde, etwa in Form einer Schlacke, seinen Zweck zu erreichen glaubte. Dies zugegeben, dürfen wir sagen, daß alle Grundlagen einer natürlichen Metallumwandlung in der alten Elementarlehre gegeben waren. Aber in mißverständlicher Anwendung dieser letzteren müssen wir auch die Basis des allmählich unter den Alchemisten mehr und mehr Raum gewinnenden Glaubens an eine übernatürliche Metallumwandlung erblicken. Denn derselbe Aristoteles, dessen gesunden wissenschaftlichen Scharfsinn wir nicht genug bewundern können, hatte, ebenso wie einige seiner Vorgänger, neben den genannten vier Elementen noch ein fünftes, mehr ätherisches, geistiges, überirdisches Element, den Äther, welches alles Geschaffene durchdringe, weil es allein vollkommene Beweglichkeit besitze, und welches die edleren Qualitäten der Körper bedinge.

Wenn nun auch heute noch den Mann, welcher keine chemischen Kenntnisse besitzt, die Darstellung eines Metalles aus diesem sehr unähnlichem Material, sagen wir einmal diejenige des Kupfers aus Malachit oder Lasur, die des Eisens

aus Blutstein oder Raseneisenstein, die des Silbers aus Schwarzkupfer oder Rohblei, in Erstauen setzt, wie viel mehr mußte das in einer Zeit der Fall sein, in der noch so wenig chemisches Verständnis bestand! Wie wunderbar mußte ihm alles dies erscheinen in einer Zeit, deren Wunderglaube, wie gesagt, ohnehin stark entwickelt war! Es mußte über kurz oder lang, nachdem man vergeblich nach einer Tinktur gesucht hatte, welche unter Berücksichtigung der vier Aristotelischen Elementarqualitäten unedles Metall in Gold umwandeln ließ, in dem fünften Elemente, der Ousia des Aristoteles, der quinta essentia, dem Äther, das Agens gesucht werden, welches als das „Seiende," als die „Wesenheit," das Metall gewissermassen durchgeistigend, die Permutation zu Gold oder Silber bewirkt. Es mußte der Gedanke auftauchen, diese Quintessenz müsse, wenn es nur gelänge sie durch ein chemisches Meisterstück abzuscheiden, sich als die große Tinktur, das große Elixir, der Stein der Philosophen und Weisen bewähren. Schon bei Geber (8. Jahrh.), einem der ältesten, jedenfalls dem bedeutendsten arabischen Alchemisten, finden wir diesen Gedanken angedeutet, auf dessen Verwirklichung sich bald die gesamte Thätigkeit seiner Nachfolger konzentrierte.

In seinen Schriften, namentlich der „Summa perfectionis magisterii in sua natura" (wir besitzen sie seit dem Mittelalter in lateinischen Übersetzungen), die er als Zusammenstellung dessen giebt, was er in den Büchern älterer Weisen gefunden habe, führt Geber als Wesen der alchemistischen Prozesse an, man solle aus den Rohmaterialien — Medizinen erster Ordnung nennt er sie — durch Reinigung mittelst Schmelzen, Destillieren ꝛc. die Medizin zweiter Ordnung herstellen, und erst durch sorgfältige Reinigung dieser habe man Aussicht, den lapis philosophorum, den Stein der Weisen, zu erlangen.

Geber war kein Arzt, in allen ihm zugeschriebenen Schriften kommt Medizinisches nicht vor. Was er von „Medizinen" sagt, ist nur bildlich gemeint. Nicht lange aber dauerte es, und das Bild wurde häufiger angewandt. Das unedle Metall ist krank, es muß unter Zuhilfenahme chemischer Mittel gesunden, um zu Gold zu werden. Bald sehen wir auch den Arzt zu den Medizinen des Chemikers greifen. Schon Rhazes, einer der älteren medizinischen Schriftsteller der Araber — er lebte um das Jahr 900, — empfiehlt die Anwendung der von Geber dargestellten chemischen Präparate zu medizinischen Zwecken. Gerade zur Zeit des Rhazes und in seinen Schriften ist aber auch die Ausnützung der von ihm allerdings zum Teil mißverstandenen aristotelischen Elementarlehre und der durch sie gewonnenen Anschauungen für die Arzneiwissenschaft bis in die letzten Konsequenzen erkennbar. Denn dieselben Betrachtungen, welche man über das Gesunden eines kranken Metalles anstellte, hatten auch für den kranken Körper des Menschen eine gewisse Berechtigung. Wenn es Medizinen gab, welche einem kranken Metalle die Elementarqualität, welche ihm fehlte, zuführten, wenn es Operationen gab, durch welche man die dem unedlen Metalle im Überschuß innewohnenden Elemente in Freiheit setzen oder als Schlacken entfernen konnte, warum sollten nicht auch Medikamente und Operationen gefunden werden, durch welche man in ähnlicher Weise auf den kranken Leib oder ein krankes Organ einwirken durfte? Schon

Galen hatte in dieser Weise spekuliert; er hatte es ausgesprochen, Krankheiten beruhen größtenteils auf dem Mißverhältnis der Elemente in den Organen. Galen hatte sich dann auch schon bemüht, die einfachen Medikamente nach der vorherrschend in ihnen vorhandenen Elementarqualität zu beurteilen. Da finden wir schon die Anschauung, scharf aromatische Mittel wie Ingwer und Pfeffer, weil sie die Haupteigenschaften des Feuers: Hitze und Trockenheit besitzen, wären reich an dem Element Feuer, die sauren Mittel, weil feucht und kalt wie Wasser, beständen der Hauptmasse nach aus diesem, manche Salze, weil sie trocken und kalt, enthielten vorzugsweise Erde, als deren Attribute Kälte und Trockenheit galten. Ja man bemühte sich sogar, die einzelnen Heilmittel einer Hauptgruppe, z. B. der des Feuers oder der Erde, wiederum in Abteilungen zu bringen, je nachdem das charakteristische Element in größerer oder geringerer Menge in ihnen vermutet wurde. Ein Mittel kann warm im ersten Grade, es kann, wenn es „merklich erwärmt“, warm im zweiten Grade sein, und die heftigst wirkenden sind warm im dritten Grade. Zur Zeit des Jakob Ebn Ishak Alkendis und des Rhazes erreicht diese Richtung ihren Höhepunkt, indem man sich bemüht, nun auch, natürlich in nach unserer Anschauung völlig willkürlicher Weise, Zahlenausdrücke für die Mengenverhältnisse der Elementarqualitäten in zusammengesetzten Medikamenten zu gewinnen. Die Vorschrift zu einem zusammengesetzten Arzneimittel wurde dadurch zu einer Art Rechenexempel; die Auswahl der Medikamente in den einzelnen Krankheiten geschah gleichfalls mit Hilfe von Rechnungen, bei denen die Zahlenverhältnisse in der Arzneimischung und im kranken Organe in Ansatz kamen. Wir würden wohl zu weit gehen, wenn wir behaupteten, daß diese Richtung, welche von der alten, auf Empirie begründeten Behandlungsweise des großen Hippokrates sich weit entfernt hatte, schon durch den Einfluß der Alchemie bewirkt sei. Das aber ist klar, daß bei so naheverwandten Anschauungen auf alchemistischem und medizinischem Gebiete es nur eine Frage der Zeit war, wann beide Wissenschaften in die engste Verbindung zu einander treten würden. Rhazes und nach ihm Avicenna thaten dazu die ersten Schritte, aber wir können nicht behaupten, daß ihnen viele ihrer Stammes- und Glaubensgenossen gefolgt wären. So lange die Medizin vorzugsweise von arabischen Ärzten betrieben wurde, denen ein allzuweites Abweichen von der alten Tradition durch ihren Koran verboten war, hielt man verhältnismäßig strenge an den galenischen Vorschriften fest. Als aber die Medizin wiederum auf abendländischem Boden Wurzel schlug, als in Salerno in jener medizinischen Schule, welche Friedrich II. im Jahre 1231 zur Staatsanstalt erhob, Galens Lehre verkündet worden, als von hier aus dieselbe sich über einen Teil Mitteleuropas verbreitet hatte, als um diese Zeit, zunächst unabhängig von der Medizin, die Alchemie hier Eingang gefunden hatte, trat die Verbindung beider ein.

Jahrhunderte lang hatten Alchemisten den Stein der Weisen vorzugsweise in Mineralien gesucht. Nachdem man aber den Gedanken aufgenommen, daß er mit dem fünften aristotelischen Elemente, der mehr geistigen, überirdischen Ousia zusammenfalle, da ergab sich die Frage von selbst, ob denn nicht die Quintessenz

leichter aus Teilen eines beseelten Menschenkörpers, eines lebenden Tier- oder Pflanzenkörpers sich werde abscheiden lassen. Schon Hortulanus hatte im 11. Jahrhundert den Stein der Weisen mit einem Ferment verglichen, welches, wie Sauerteig, im unedlen Metall eine Art Gährung veranlasse und im Überschuß vorhandene Bestandteile ausscheide.

Jahrhunderte lang hatten auch schon Ärzte versucht, mit Hilfe der vier gewöhnlichen Elemente Gesund- und Kranksein zu erklären. Nun richteten auch sie ihr Auge auf den Äther, die Ousia. Gesundheit schien abhängig zu sein von ihrer Gegenwart, Kranksein veranlaßt durch ihre Abwesenheit im leidenden Organ. Daß man die Ousia so zu etwas ganz Anderem machte, wie ursprünglich beabsichtigt worden, darüber legte man sich kaum Rechenschaft ab. Nachdem einmal die Bahn beschritten worden, nachdem die Quintessenz für jeden ein Inbegriff dessen, was er gerade gebrauchte, geworden, ging es mit dem Abenteuerlichen schnell vorwärts. Schon bei dem ersten namhaften deutschen Alchemisten Albert von Bollstädt, den spätere Schriftsteller den „Großen" — Albertus magnus — nannten und der 1280 in Köln „nicht ohne Zeugnisse einer augenscheinlichen großen Heiligkeit" gestorben, finden wir Anzeichen hiervon. Und doch ist er sonst objektiv genug, um Irrtümer und Betrügereien der Alchemisten aufzudecken. Bei seinem Zeitgenossen Roger Baco, welcher in einem Briefe an den Papst den Stein der Weisen als eine Substanz, die er in Händen gehabt hat, schildert, tritt schon die Ansicht hervor, das Vermögen, Metalle zu verwandeln, besitze der Stein der Weisen fast bis ins Unendliche. „Denn das rote Elixir färbt gelb bis ins Unendliche und verwandelt alle Metalle in Gold", sagt er. Roger Baco hat aber auch schon die Überzeugung, daß dieses Elixir den durch Krankheit geschwächten Körper wieder gesunden lassen, daß es das Leben Jahrhunderte lang erhalten könne, d. h. „wenn Gott es so bestimmt haben sollte." Und diesen Baco durfte Humboldt mit Recht für den bedeutendsten Förderer der Naturwissenschaft, für einen der besten Experimentatoren des Mittelalters erklären. Ihm gleichen in mancher Beziehung Arnoldus Villanovanus († 1312) und Raymundus Lullus († 1315). „Das Meer wollte ich gelb färben," d. h. in Gold verwandeln, „wenn es Quecksilber wäre," sagt letzterer. Und diese Beschäftigung betrachtet er und ebenso noch der ein Jahrhundert später wirkende Basilius Valentinus als eine Art Gottesdienst. Nur die Inbrunst ihres Gebetes kann nach ihrer Ansicht den Stein der Weisen zu Wege bringen, nur ein Wunder denselben als Belohnung größter Frömmigkeit in ihre Hand legen.

Davon, daß der Stein der Weisen zugleich Universalmedizin sei, welche alle Krankheiten heile, sind diese letztgenannten Autoren überzeugt. Genau gaben sie an, wie er verwendet werden soll und wie er wirkt. „So hat er die größte Wirksamkeit über alle Arzneimittel der Ärzte, daß er jede Krankheit heilt, die Gesundheit erhält, die Schwäche lindert, daß er aus dem Greise einen Jüngling macht und alle ihre Leiden beseitigt," meint Arnoldus Villanovanus, und noch Basilius Valentinus spricht sich dahin aus, daß der Besitzer der Quintessenz „keine Armut spüren, daß keine Krankheit ihn rühren und kein Gebrechen ihm schaden

werde, bis zu dem gesetzten Ziele des Todes, bis zu der letzten Stunde, so ihm von seinem Himmelskönige gesetzt ist.“ Man beachte, wie man stets die letzte Konsequenz dieser Theorie, daß der Stein der Weisen unsterblich machen müßte, umging. Es lohnte sich schon, diesem Stein der Weisen nachzuspüren. Und das hat man dann auch gethan; in allen nur denkbaren Körpern hat man ihn verfolgt, alle möglichen chemischen Operationen hat man angewendet, um ihn abzuscheiden. Viele tierische Substanzen, eine Anzahl von Pflanzen hat man nach ihm durchsucht, namentlich wenn sie sich durch gelbe Färbungen, durch Silberglanz auffällig machten. Schöllkraut und Rhabarber haben ebensogut herhalten müssen wie die Lunaria major und minor, deren Name „Mondkraut“, d. h. „Silberkraut“ uns noch heute an diese Anwendung erinnert. Das Erkennen des Steines der Weisen machte ja nun keine Schwierigkeit mehr, da man im eigenen Körper das beste Reagens für diese Universalmedizin besaß.

Eine bessere Veranlassung, alle die in der Alchemie benutzten, durch sie angefertigten Stoffe medizinisch anzuwenden, läßt sich nicht ersinnen. Wir würden undankbar sein, wenn wir nicht anerkennen wollten, daß auf diesem Wege eine große Anzahl sehr wirksamer Medikamente dem Arzneischatze zugeführt worden sind. Höllenstein, Calomel, Quecksilbersublimat, Quecksilberoxyd, die Arsen- und Antimon-, Wismut-, Kupfer- und Bleipräparate, Schwefel, die sogenannten ätzenden und milden Laugensalze, die wichtigeren Säuren, die Weinsteinpräparate, Weingeist, ätherische Öle und viele andere Heilmittel, die wir jetzt großenteils mit besonderer Vorliebe benutzen, verdanken wir der Alchemie. Und welche Veränderung hat allein die Einführung der Quintessenz, des Geistes aus dem goldgelben Weine, d. h. des starken Alkohols, dessen Herstellungsweise namentlich Raymundus Lullus verbessert hat, in die Materia medica bewirkt! — Die Tinktur, mit deren Hilfe Gold hergestellt werden soll, suchen wir heute nicht mehr, aber eine Menge von Tinkturen und verwandten Präparaten, welche unter Anwendung von Weingeist angefertigt werden, sind auch heute noch in den Apotheken vorrätig. Welche ausgezeichneten Dienste leistet heutzutage der Weingeist dem Chemiker als Lösungsmittel, wo es gilt, die wahre medizinische Quintessenz eines Heilmittels, d. h. sein wirksames Prinzip, zu isolieren! Das rote Elixir, dessen Baco erwähnt, hat unsere Zeit vergessen, aber die medizinischen Elixire haben wir beibehalten. Den durch Destillation zu isolierenden Spiritus, welcher Mercur fest, d. h. zu Gold macht, bedürfen wir nicht mehr, aber die durch Destillation über Pflanzenteile zuerst von Arnoldus Villanovanus hergegestellten aromatischen Spiritus und die durch seinen Zeitgenossen Taddaeus von Florenz dem Arzneischatz einverleibten aromatischen Wasser haben auch wir noch zur Verfügung. Wie nahe verwandt man den Weingeist und das Quecksilber der großen Panacea erachtete, das beweisen die Bezeichnungen „Lebenswasser — Aqua vitae“ u. a. und die alten Benennungen für Calomel „Panacea alba, Draco, Aquila alba.“

Wohl ging lange Zeit die neue Schule der Medizin neben der alten galenischen einher, aber ein Moment mußte kommen, wo die Gegensätze beider zum Ent-

scheidungskampf drängten. Und dieser Kampf ist mit furchtbarer Erbitterung geführt worden. Schon der fromme Benedictiner Basilius Valentinus ist selbst für sein Zeitalter ungewöhnlich derb, wenn er sich an die Anhänger Galens wendet, denen er den „angeborenen Staar der geistigen Blindheit“ nehmen möchte. „Fort mit euren Suppen, die ihr an den Höfen großer Herren unter allerlei Formalitäten kocht“ — er denkt an die Anfertigung der Theriake — „fort mit euren Corrigentien; durch das Feuer, d. h. durch die Chemie, muß die Korrektur gehen, sonst ist es keine,“ so donnert er in seinem „Triumphwagen des Antimons.“ Und noch hundert Jahre später begann Paracelsus († 1541), der mehr als irgend ein anderer an dem Siege der neuen Schule beteiligt war, seine Vorlesungen damit, daß er den berühmten „Canon medicinae“ des Avicenna, das Hauptwerk der Galeniker damaliger Zeit, vor den Augen seiner Schüler verbrannte. „Das Höchste der gelehrten Ärzte wider mich ist, daß ich nicht aus ihrer Schule komme, und doch bin auch ich in den Gärten erzogen, da man die Bäume verstümmelt,“ sagt er, der noch mit einem Fuße auf dem Boden der Alchemie stand, manchen Aberglauben derselben teilte und dabei doch mit bewunderungswürdigem Scharfblick eine Revolution auf dem Gebiete der Medizin voraussah. Zunftdünkel, falschen Autoritätsglauben wirft er den alten Ärzten vor, welche an Stelle der Chemikalien nach wie vor ihre galenischen Mittel anwenden und mit ihrer „Wagensalbe“ die Patienten traktieren, „ärger wie der Schusterlehrling das Leder.“

Die Erbitterung, mit welcher dieser Streit geführt wurde, erklärt wohl auch zum Teil den schlechten Ruf, in welchem die Alchemie als Teufelswerk zuletzt stand, trotzdem fast alle bedeutenderen abendländischen Alchemisten des 11. bis 15. Jahrhunderts Geistliche, viele sogar sehr fromme strenggläubige Männer waren. Wir können hierauf diesmal nicht weiter eingehen, haben überhaupt von der Alchemie nur noch wenig zu reden. Immer mehr und mehr verflacht die Wissenschaft des Goldmachens. Wohl wird sie noch bis fast in das 19. Jahrhundert von einzelnen und ganzen Gesellschaften betrieben, aber die Chemiker, welche nach Paracelsus großes für die Wissenschaft leisteten, mußten sich alle davon überzeugen, daß der Stein der Philosophen unerreichbar sei. Was sie der Wissenschaft an dauerndem Gewinn eingebracht, datiert meistens aus Zeiten ihres Lebens, wo sie die Irrtümer der Alchemie erkannt hatten. Die chemische Wissenschaft aber sehen wir sich in dem Maße, wie die Alchemie Rückschritte macht, zu immer größerer Bedeutung erheben. Nun, nach Paracelsus, kommt es zeitweise zu einer völligen Verschmelzung mit der Medizin, und „wissenschaftliche Chemie“ und „Jatrochemie“ werden gleichbedeutend. Und nun beginnen die Zeiten, in denen die neue medizinische Wissenschaft sich vorbereitet. Welche Umwälzung in den Anschauungen über den Stoffwechsel des tierischen Körpers hat allein das Studium der Salzbildung aus Säure und sogenanntem Laugensalz oder Alkali hervorgerufen! Welche kühnen Schlüsse erlaubte sich schon Paracelsus über die Verdauung mit Hilfe des sauern Magensaftes und der alkalisch reagierenden Galle! — Und wenn auch dieser große Beobachter noch überall, wo bei der Ernährung des

Körpers Fermente in Anwendung kommen, wie Speichel bei der Assimilation der stärkemehlhaltigen Nahrungsmittel und Pepsin bei derjenigen des Eiweißes und der übrigen Fleischbestandteile, an etwas Unnatürliches denkt, wenn er einen „Archeus," ein geistiges, in uns wohnendes Wesen diese Vorgänge regeln läßt. Was war das am Ende anders als die Überzeugung, hier Vorgänge vor sich zu haben, welche mit den gewöhnlichen Erfahrungen der Chemie nicht erklärt werden können. Auch heute noch fehlt uns für diese Prozesse das Verständnis, weil nach dem, was uns sonst die Chemie lehrt, ein Mißverhältnis zwischen Ursache und Folge vorzuliegen scheint.

Etwa fünfzig Jahre nach Paracelsus schon sprach van Helmont, derselbe, welcher sich außerordentliche Verdienste um das Studium der Gase erworben und welchem wir so vielerlei Aufklärung über die Bedeutung der Luft für unser Leben verdanken, es aus, daß diese dem Paracelsus so wichtig scheinenden Fermentationsvorgänge im Körper mit der Gährung des Weines und des Brotes verglichen werden müßten. Abermals fünfzig Jahre später verwarf Franz de le Boë Sylvius (1614—1672) alles Spiritualistische, vor allem den „Archeus." Und wenn wir auch heute noch diese Vorgänge nicht verstehen, auf denen ein großer Teil der normalen Lebensäußerungen und der Krankheiten beruht, den Vorteil haben wir erlangt, erlangt durch die Hilfe der Chemie, daß wir durch chemische Reaktionen den Beweis liefern können, in welchem Umfange die Prozesse vor sich gehen. Die Chemie liefert uns oft die Mittel, um zu bemessen, ob und in welchem Maße sich ein normaler, ein abnormer Fermentationsvorgang vollzieht.

Die Chemie hat uns endlich in Bezug auf die Arzneimittellehre das Mittel geboten, um die alte mit der neuen Richtung zu versöhnen. Sie war es, welche den Glauben an des Aristoteles Elemente erschütterte, für sie mußte eine Zeit kommen, wo man in jedem chemisch oder physiologisch wirkenden Agens ein besonderes Element vermutete und nach denselben suchte. Unter Anerkennung dessen, daß viele von Galen empfohlene Heilmittel sehr wirksam seien, mußte sie gerade diesen vermeintlichen Elementen, d. h. den wirksamen Bestandteilen der Arzneimittel nachforschen. Wenn schon Paracelsus zur Analyse der pflanzlichen Medikamente ermutigte, wenn Libavius später, durch ihn angeregt, die Analyse der Mineralwasser vervollkommnete, so findet das hier seine Begründung. Immer mehr hat die Chemie gelernt, uns Einblicke in die Zusammensetzung der mineralischen, pflanzlichen und tierischen Naturobjekte zu erschließen und in ihnen das Wirksame vom Unwirksamen zu sondern. Sie hat nns gelehrt, daß pflanzliche und tierische Heilmittel nicht immer gleiche Wirksamkeit haben können, weil Teile lebender Wesen nicht zu allen Zeiten gleiche Zusammensetzung haben. Sie hat uns gezeigt, „wie die Korrektur durch das Feuer gehen muß," wie auf chemischem Wege aus den wichtigsten Drogen die eigentlich wirksamen Bestandteile — das Chinin aus der Fieberrinde, das Morphin aus dem Opium, Atropin aus der Belladonna — zu isolieren sind. Damit hat sie uns auch den Weg erschlossen, um ein Medikament im Körper des Patienten zu verfolgen, zu kontrolieren, ob es an die Stelle gelangte, wo es seine Wirkungen entfalten sollte. Sie gewährt uns endlich in vielen Fällen

die Möglichkeit, diese Wirkungen als auf chemischen Prozessen beruhend aufzufassen und auf Grundlage chemischer Erfahrungen eine Theorie der Arzneimittelwirkungen, ja mehr noch das Gesund- und Kranksein der Organe, aufzustellen. So reichen sich heute Medizin und Chemie die Hand zum vereinten Suchen nach — dem Stein der Weisen.

Die Einheit der Wissenschaft und die Entwickelungsgeschichte der Organismen.

Von

J. Kollmann.[1])

Wo immer an Universitäten beim Beginn des Jahres eine festliche Stunde die Mitglieder zusammenführt, da wird sie zu einem äußeren Zeichen für die innere geistige Zusammengehörigkeit aller Zweige der Wissenschaft, welche die Alma mater umfaßt.

Die Vereinigung der Gelehrten und der Kommilitonen deutet dabei auf die Einheit des Strebens, den aus der Vergangenheit übertragenen und durch neuen Erwerb gemehrten Besitz der Mit- und Nachwelt zu übermitteln.

Wenn diese Feier Mitglieder der Behörden durch ihre Gegenwart auszeichnen, so gilt dies überall als ein beredtes Zeugnis von tiefem Interesse an jener geräuschlosen Arbeit, die sonst wenig Berührungspunkte mit dem praktischen Leben hat und dennoch auf das letztere einen bedeutenden und nachhaltigen Einfluß ausübt. Nicht allein ist ein großer Teil der Entdeckungen wie Erfindungen, welche das alltägliche Leben umgestalten, wenigstens mittelbar aus den Werkstätten der Hochschulen hervorgegangen, vielmehr sind noch die allgemeinen Anschauungen auf dem Gebiete der Philosophie, des Rechtes, der Geschichte, welche die Gedanken und Handlungen des Staates so gut wie des Individuums beherrschen, auf den Universitäten großenteils entwickelt und durch ihre Schüler noch mehr als durch die Schrift in die Bevölkerung hinausgetragen worden.

In solch' feierlicher Stunde blickt jede Universität mit Genugthuung auf die Vergangenheit zurück und tritt voll Mut und Zuversicht an die Arbeit heran.

Innerhalb der geistigen Zusammengehörigkeit wirkt immer aufs neue die einzelnen Disziplinen verbindend und fördernd die Einheit der Wissenschaft. Gebildete und Gelehrte sind von ihr durchdrungen, denn überall und zu allen Zeiten sind Wissenschaft, Poesie und Kunst dem Allgemein-Menschlichen zugewandt.

Und dennoch, obwohl alle an die Einheit der Wissenschaft glauben, ist es schwierig, ihre weitgreifenden Wirkungen mit wenigen Worten darzulegen; denn

[1]) Eine Rektoratsrede.

sie ist mehr im Verborgenen, fast unbemerkt wirksam, sie wird nur selten in Schriften gefeiert, gerade deshalb, weil sie allen wie etwas Selbstverständliches erscheint.

Die Schwierigkeit, einer so allgemeinen Überzeugung vollen Ausdruck zu verleihen, liegt übrigens auch darin, daß jede Disziplin etwas Selbständiges, etwas für sich Bestehendes ist und deshalb ein streng eigenartiges Gepräge besitzt. Jede strebt ihrer Natur nach zunächst nach Entfaltung innerhalb der durch den Inhalt oder das Herkommen vorgezeichneten Grenzen. Darin manifestiert sich eben ihr eigenstes Wesen, ihre Kraft und ihre nächsten Wirkungen.

Darüber hinaus sucht aber jede Disziplin auch den Zusammenhang mit den übrigen, weil es zu der Lebensbedingung einer jeden gehört, daß sie sich nicht bloß aus sich selbst heraus weiterbilde, sondern mit verwandten Disziplinen in steter Wechselverbindung bleibe und so neues Licht und neue Aufgaben für die Forschung empfange.

Mit dieser Doppelnatur, der Vertiefung innerhalb der eigenen Grenzen und des Zusammenhanges mit den übrigen, erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß bisweilen die eine Seite stärker in den Vordergrund tritt als die andere, ja daß die Vorstellung von der nahen geistigen Verwandtschaft bei einer ganzen Gruppe von Disziplinen im Laufe der Zeit abgeschwächt wird, um dann wieder oft unerwartet durch Entdeckungen auf ganz anderen Gebieten angeregt zu werden.

In dem vorausgegangenen Vierteljahrhundert befanden sich z. B. die naturwissenschaftlichen Fächer in einer Periode verhältnismäßig strenger Abgeschlossenheit von einander. Bis in die Mitte der sechziger Jahre hatte der Hörer selten den Eindruck eines tiefen inneren Zusammenhanges, und vor einer philosophischen Betrachtung, die am ehesten die Einheit hervortreten läßt, war eine sichtliche Abneigung eingetreten. Es war dies der berechtigte Rückschlag gegen eine Auffassung des Naturganzen, in welcher eine aprioristische Vermittelung der Naturerkenntnis alle gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Erklärungen verdrängt hatte.

Seit jener Zeit ist aber trotz der Trennung der Wissenschaften in viele Fächer und der Verteilung auf viele Schultern wieder eine Änderung eingetreten und die innige Wechselbeziehung wieder deutlicher und allgemeiner zum Ausdruck gekommen. Es sind vorzugsweise zwei wissenschaftliche Ereignisse gewesen, welche diese Annäherung mächtig angeregt haben. Auf der einen Seite steht das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das eine neue Auffassung der physikalischen Erscheinungen hervorgerufen und einen fast unmittelbaren Einfluß auf die entferntesten theoretischen und praktischen Fragen ausgeübt hat. Auf der anderen Seite steht die Lehre von der Umwandlung der lebenden Wesen durch natürliche Bedingungen, die als Transmutationslehre oder als Transformismus bezeichnet wird. Von dem Transformismus sind vor allem die sogenannten biologischen Wissenschaften: Anatomie, vergleichende Anatomie, Zoologie, Botanik und die medizinischen Fächer überhaupt zu einer erweiterten Umschau geführt worden. Die Lehre von der Krankheitsentwickelung steht heute unter der Lehre von der Vererbung, mehr als das jemals früher der Fall war, obwohl hier die Botanik manche Errungenschaft streitig zu

machen droht, und der Arzt gezwungen ist, die Gesetze der Vererbung in ihrer Anwendung auf den Menschen ebenso zu prüfen wie das Leben der Spaltpilze, um durch die hygienischen Maßregeln in den Haushalt der Natur zum Heil unseres leiblichen Wohles einzugreifen. — Noch weiter über die Naturwissenschaften hinaus ist die Wirkung des Transformismus erkennbar bis hinein in die Gesellschaftslehre, welche die Beziehungen des Individuums zu der umgebenden Natur, seine Rechte, seine Verirrungen und Ideale unter einem neuen Gesichtspunkt zu betrachten anfängt.

Zur Genüge ist es endlich bekannt, wie selbst der Staat in seinen Grundanschauungen, das Recht, die Religionen, soviel Erbe vergangener Tage, bis ins Innerste ergriffen wurden.

Ich will diese Wirkungen von der Einheit der Wissenschaft nach diesen Seiten nicht ausführen, vielmehr eine besondere Disziplin herausgreifen und ihren Zusammenhang mit anderen Wissensgebieten schildern, nämlich die Entwickelungsgeschichte. Auch sie ist in ihrem innersten Wesen von dem Transformismus ergriffen worden und in dem neuen Gewande kaum mehr gegen früher zu erkennen.

Neben ihrer eigensten Natur trägt gerade sie jetzt den Stempel der Verwandtschaft mit anderen Disziplinen so deutlich zur Schau, daß sie unter den Naturwissenschaften als ein gutes Beispiel angesehen werden darf, um innere geistige Zusammengehörigkeit zu erweisen.

Das Bild von der Einheit der Wissenschaft, das ich, von der Entwickelungsgeschichte ausgehend, zu entwerfen suche, indem ich ihr Wesen und ihre Ziele darlege, wird freilich eng umgrenzt, allein manche Seiten des Zusammenhanges erhalten dafür größere Schärfe, größere Bestimmtheit und lassen leicht erkennen, wie sich von anderen Disziplinen aus ähnliche weitgehende Beziehungen ergeben.

Die Aufgabe der Entwickelungsgeschichte ist die Kenntnis von der Entstehung der organisierten Wesen im weitesten Sinne des Wortes, der Tiere wie der Pflanzen. Zu der Erforschung ihres Werdens führen zwei Wege, die, von verschiedenen Punkten ausgehend, sich bald begegnen und beständig durchkreuzen. Der eine Weg, der nächstliegende und der vielbetretene, verfolgt die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Spezien, vor allem derjenigen des Menschen. Es ist diesem Zweige einst ungefähr dieselbe Rolle beschieden wie der Anatomie des Menschen; er wird die Grundlage werden für die Entwickelungsgeschichte jener großen Klasse von Wesen, an deren Spitze der Mensch steht. Die Entwickelungsgeschichte oder die Embryologie der Spezien muß die Erscheinungen feststellen, vom unscheinbaren Keim angefangen bis zu der völligen Reife des Organismus. Manches ist in dieser Hinsicht schon erreicht, unendlich viel bleibt noch übrig. Für menschliche Embryologie kann erst jetzt eine befriedigende Vollständigkeit erhofft werden, nachdem Hand und Auge durch das Studium der Entwickelungsgeschichte der Tiere hinreichend geübt sind, um die feinen Vorgänge zu verstehen und zu beurteilen, welche die Wiedergeburt des Menschen aus dem zarten Keim begleiten. Es muß hierbei jedes einzelne Organ, also Auge und Ohr, der Apparat der Ernährung, der Respiration, der Bewegung in seinen einzelnen Teilen wie

im ganzen von Stufe zu Stufe untersucht werden. Die Keimesgeschichte der einzelnen Tierformen ist hierfür unerläßlich. Viele, und gerade die schwierigsten Probleme, werden nur durch die Untersuchung der Tiere erhellt. Gemeinsamkeit der Organisation ist so groß, daß es für die Lehrzwecke erlaubt ist, die Entwickelung des menschlichen Auges und Ohres und fast aller Organe in Ermangelung von genügendem Material an einem Fisch oder Vogel oder einem beliebigen Säugetier darzulegen. Unser Organismus steht nicht isoliert in der Natur, sondern ist das Endglied in einer unendlichen Reihe, durch welche menschliche Entwickelung hindurchgegangen ist. Durch diese Erkenntnis werden die Beziehungen zu der vergleichenden Anatomie innigere, als sie es jemals waren. Sie strebt nach der Erkenntnis der entwickelten Wesen. Für die Embryologie, welche das Verständnis der entstehenden Formen sucht, bildet also der Wissensschatz der ersteren die unentbehrlichste Ergänzung und Grundlage. Die vergleichende Anatomie, der man schon den Ehrentitel einer philosophierenden Disziplin beigelegt hat, ist überhaupt eine Leuchte nicht bloß für die Embryologie des Menschen, sondern auch für seine Naturgeschichte. Ihr Ansehen und ihre Stimme innerhalb der medizinischen Fakultäten beruht auf der langen Erfahrung, daß ein tieferes Verständnis des menschlichen Körpers erst erreicht werde durch einen Einblick in den Bau jener Heerschaaren, welche die Stufenleiter bildeten für den vollendetsten Organismus.

Die Wertschätzung der Entwickelungsgeschichte in der neueren Zeit beruht auf einem verwandten Gedankengang, der übrigens nicht ausschließlich für sie allein von Bedeutung geworden ist, sondern immer weiteren Einfluß gewinnt.

Es ist dies die Überzeugung von dem Werte der genetischen Methode. Sie zwingt den Rechtsgelehrten, die Quellen des Rechtes aufzusuchen, den Sprachforscher, den Wurzeln der Sprache nachzuspüren, sie drückt dem Geschichtsschreiber die Urkunde in die Hand und beeinflußt in ähnlichem Sinn die Forschung fast aller Wissenschaften, denn das Gewordene ist nur aus dem Werden vollkommen verständlich. So muß der Mediziner sich denn auch einige Kenntnisse über Entwickelung aneignen, nicht lediglich der Vollständigkeit halber, sondern weil die medizinischen Fächer sie dringend fordern. Eines derselben hat wegen des langen historischen Verbandes das erste Anrecht darauf, im Zusammenhang mit der Entwickelungsgeschichte genannt zu werden, die Geburtskunde. Sie war es, welche die Erfahrungen der Embryologie gastlich aufnahm und ihnen eine getreue Überlieferung zu teil werden ließ. Es lag dies nahe und wird sich für manche Kapitel auch noch fürderhin so gestalten. Denn die Entwickelung der Eihüllen oder Eihäute des Embryo, das Wachsen des Fötus, die Beziehungen zwischen Mutter und Frucht bezeichnen viele verbindende Brücken aus den rein theoretischen Gebieten der Embryologie hinüber zur Geburtskunde. Weit über ihr Gebiet hinaus greift dann die Frage von dem Beseeltwerden der Frucht. Sie ist in doppeltem Sinn entschieden worden. Die eine Lösung ist praktisch und genügt dem Richter. Die theoretische Lösung steht jetzt auf dem Boden der erweiterten Physiologie, der Zelle. Der Anfang des Werdens ist mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und Fleiß verfolgt worden. Wie sich die beiden ersten Zellen oder Keime treffen,

ineinander übergehen, dann sich teilen und vermehren, ist mit den schärfsten Instrumenten beobachtet. Ein einziges Keimchen, von denen 500 Millionen in einer Kubiklinie Platz haben, genügt vollständig, um körperliche und geistige Eigenschaften des Vaters in jenem Augenblick zu übertragen, in welchem sich die Keime verbinden. In diesem Moment ist über den Anfang der leiblichen wie der seelischen Natur eines Wesens entschieden. Daraus folgt, daß auch dem Menschen schon im Eizustand, wo er nichts ist als ein kleines mikroskopisches Klümpchen lebendiger Substanz, das psychische Element innewohnen müsse. Das Embryonalleben bietet nur ganz allmähliche Übergänge, keinen plötzlichen Sprung, und selbst der Moment der Geburt ist ja nichts Anderes als ein Funktionswechsel in den Atmungs-, Kreislaufs- und Ernährungsorganen und absolut nicht dazu angethan, daß in diesem Moment etwa das Seelenleben erst begänne.

So sehr auch diese Auffassung mit traditionellen Anschauungen im Widerspruch stehen mag, der Naturforscher sieht keinen anderen Ausweg, als die elementaren seelischen Fähigkeiten schon in dem Keime vorauszusetzen. Die Konsequenzen des Transformismus führen dann, sich rückwärts wendend, zu dem Ergebnis, daß das erste lebendige Klümpchen von Ureiweiß im Beginne der Schöpfung schon mit den ersten elementarsten seelischen Fähigkeiten der Monere ausgerüstet war. Der Keim der Monere und des Menschen sind in ihrem Beginn nahezu identisch, an dem Ziele ihrer Entwickelung freilich entfernt von einander, soweit wie die Erde von der Sonne. Man mag sich aber diesen Abstand vorstellen, wie man will, stets ist es eine lange Bahn mit zahllosen Abstufungen, auf der sich der Geist allmählich aufbaute aus niederen Formen der Wahrnehmung, von Gedächtnis und Urteil sich höher und höher erhebend, bis er in dem Menschen die Stufe des Selbstbewußtseins erreicht.

Soweit individuelle Entwickelung bis jetzt bekannt ist, folgt sie bestimmten Regeln oder Entwickelungsgesetzen, sofern der Ausdruck „Gesetz“ für den allgemeinen Nachweis an Thatsachen erlaubt ist, die durch Beobachtung ermittelt sind. Diese Gesetze gelten, und das ist wohl ein Beweis für ihre allgemeine Richtigkeit, nicht bloß für die Entwickelung aller Spezien, sondern haben auch volle Geltung für krankhaft gestörtes Werden.

Darauf beruht der innige Zusammenhang der Embryologie und der pathologischen Anatomie, wo es sich immer um pathologische, um gestörte Entwickelung handelt. Sie wird nur begreiflich aus der Kenntnis der normalen Vorgänge, allein wie oft haben nicht jene krankhaften Bildungen zur Erkenntnis der normalen geführt!

Es ist schwer, auch nur annähernd den Gewinn zu bestimmen, den pathologische Anatomie und Embryologie sich schon gegenseitig gebracht. Alle Hemmungsbildungen gleichen Experimenten, ähnlich denen, welche unsere Vivisektoren in den physiologischen Instituten anstellen, um die Rolle irgend eines Organes zu erkunden, während das Triebwerk des Lebens noch im vollen Schwunge ist. Die Natur kargt nun keineswegs mit ihren vivisektorischen Versuchen, weder bei dem

Menschen noch bei den Tieren; kein Organ, weder das höchste noch das niedrigste, bleibt verschont. Dabei ist besonders bedeutungsvoll, daß die zarten Keime die gewaltsamen Eingriffe überdauern. Das Spiel der Lebensthätigkeit ist zwar aus der gewöhnlichen Bahn abgelenkt, aber es hört nicht auf. Es entstehen Änderungen der Gestalt und der Funktion, beide von gleichem Werte, obwohl die funktionellen Änderungen ein allgemeineres Interesse verdienen wegen der zahlreichen Beziehungen, die sie weit über die pathologische Anatomie hinaus hervorrufen. Ich erinnere hier nur an die Hemmungsbildungen im Bereich des Auges, des Gehörorganes, des Mundes, der Glieder und vor allem des Gehirns. Das Organ des Geistes bleibt oft auf einer frühen Bildungsstufe stehen, die übrigen Organe erhalten ihren Ausbau und sind thätig, aber die Funktionen des Gehirns sind mit dem Ausfall in der Organisation so eingeengt, stehen oft auf so niedriger Stufe und wirken so eigenartig auf den Körper, daß die Zoologie schon einmal Miene machte, diese menschlichen Wesen, die Mikrokephalen, wegen der pithekoiden Merkmale für ihr Gebiet in Anspruch zu nehmen. Tieferes Zusehen zeigt, daß bei diesem Experiment der Natur die höchste den Menschen auszeichnende Fähigkeit, das Selbstbewußtsein, vernichtet wird, ein Beweis, daß geistiges Leben, für unsere Sinne bemerkbar, nicht anders vorkommt als in beständiger Verknüpfung mit körperlicher Gestalt. Zusammen sehen wir beide sich entfalten. Mit der Mißbildung des Hirns schwindet aber die Fülle und Macht des Geistes. Alles, was unser Dasein auszeichnet, alle Würde, die wir ihm retten zu müssen glauben, aller Wert der Persönlichkeit und der Handlungen ist durch ein rauhes Experiment der Natur unterdrückt und beseitigt; menschliches Wesen ist in die Tierheit zurückgestoßen.

Mit solch' deutlichen Versuchen will Natur uns überreden, daß alle innere Regsamkeit aus der Verbindung der Stoffe in der Organisation entspringt und mit der Degradation der Organe schwindet.

Die alte Frage von Geist und Materie taucht auch hier auf; das wachsende Selbstgefühl der Naturforschung, die nach jahrhundertlanger Arbeit viele Gebiete der Erscheinungen zweifellosen Gesetzen unterworfen sieht, hat mit ihrer Entscheidung nicht gezögert, freilich ohne auf die Wünsche des Gemütes Rücksicht zu nehmen. Ich will den alten berechtigten Streit, der sich entsponnen hat, nicht weiter ausführen, es sollte nur angedeutet werden, wie überall sich weitgehende Beziehungen herausstellen.

Je mehr sich die Entwickelungsgeschichte in das Werden einer besonderen Art, z. B. des Menschen versenkt, desto mehr wird die Beobachtung gewahr, daß der Aufbau der ganzen Körperform wie der eines jeden einzelnen Organes nicht bloß ein morphologisches Problem darstellt, sondern auch einen physiologischen Prozeß. Der junge Keim, der sich zu einer Individualität emporringt, zeigt schon im allerersten Beginn Funktionen; Stoffaufnahme, Stoffwahl, Wachstum und dergl. m., er ist mit einer solchen Lebensfülle ausgestattet, daß er alles, was zu seinem Gedeihen notwendig ist, mit einer fast grausamen Energie

an sich reißt. Diese Energie wächst von Stufe zu Stufe, wobei der mütterliche Organismus von der Frucht oft bis zur Erschöpfung verbraucht wird. Erhaltung der Spezies ist das einzige Ziel. Die Energie des Werdens zeigt sich u. a. auch in der siegreichen Abwehr ansteckender Krankheitskeime, obwohl das Kind von den Säften der Mutter zehrt. Weder die Struktur der Gefäßwände noch die Annahme einer filtrierenden Thätigkeit bestimmter Zellen ist im stande, diese Thatsache genügend zu erklären, sondern lediglich die mit dem Keime wachsende Individualität, ausgerüstet mit der ganzen Fülle jugendlicher Lebenskraft. Allein solche Erkenntnis gewinnen Entwickelungsgeschichte und Physiologie doch erst nach gründlicher Umschau in dem Tierreich. Aus der Keimesgeschichte des Menschen allein fließen diese Erfahrungen zu langsam und zögernd. Diese auch für die Praxis wichtigen Vorgänge werden in unendlich vielen Fällen nur begreiflich aus den an der Keimesgeschichte der Tiere gewonnenen Einblicken. Nicht eine unbestimmte Neigung oder die Freude am Wissen treibt also dazu, für den Ausbau der Physiologie der Entwickelung auch an den niederen Formen vergleichende Untersuchungen anzustellen, diese werden vielmehr zu Erfahrungen an dem gleichen Objekte in einfacherer, der Erkenntnis zugänglicherer Gestalt. Physiologie und Entwickelungsgeschichte haben noch andere Berührungspunkte dort, wo mechanische oder physikalische Kräfte eine Rolle spielen. In dem reifen Organismus vollzieht sich die Zirkulation des Blutes, der Gang des Lichtes durch die brechenden Medien des Auges, des Schalles durch die labyrinthischen Räume des Ohres u. s. w. nach bestimmten Regeln der Physik und der Mechanik. Man darf voraussetzen, daß auch bei dem Aufbau der organisierten Wesen mechanische Momente eine hervorragende Rolle spielen werden. Für pflanzliche und tierische Gestaltung ist diese Beteiligung nachgewiesen. Um das Problem der Entwickelung auch von dieser mechanischen Seite aus noch weiter zu verfolgen, hat sich die Embryologie mit der Mathematik verschwistert. In allen Wissenszweigen, die sich mit der Beobachtung und dem Versuch befassen, ist es die Mathematik, die zu den genauesten Schlüssen führt. Hat sie es dahin gebracht, die Blattstellung einer Pflanze durch Zahlen auszudrücken, so wird sie auch noch das verborgene Spiel der Atome aufklären helfen, das die Mechanik der Entwickelung begleitet. Wir sehen mit unseren verbesserten Instrumenten bis jetzt feine Punktmassen, die, mit den stärksten Tauchlinsen betrachtet, an der Grenze des Sichtbaren liegen, in jeder Zelle sich nach bestimmten Gesetzen teilen und wieder zu neuen Gebilden vereinigen. Kein Organ, dem sich nicht solche Zellen, die Abkömmlinge des befeuchteten Keimes, sowohl in den Pflanzen wie in den Tieren und in dem Menschen anschlössen. Die mathematischen Figuren, welche den Zellteilungsprozeß mit ihrer strengen Regelmäßigkeit begleiten, deuten unverkennbar auf physikalische und chemische Kräfte. Allein so tief wir auch in diese Vorgänge eingedrungen und dieser fast ehernen Ordnung im einzelnen gefolgt sind, noch fehlt der Schlüssel für tieferes Verständnis. Der Lebensprozeß ist durch alle diese Einzelheiten noch nicht durchsichtiger geworden. Vor sechzig Jahren sagte der berühmte C. E. v. Baer, einer der geistvollsten Denker: „Noch manchem wird ein

Preis in der Entwickelungsgeschichte zu teil werden, die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des tierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte oder Lebensverrichtungen des Weltganzen zurückzuführen. Der Baum, aus welchem seine Wiege gezimmert werden soll, hat noch nicht gekeimt." Wie oft glaubten wir uns in diesen sechzig Jahren von unausgesetzter Arbeit und nach so manchem Erfolge schon nahe dem Ziel, allein die Palme hat noch keiner errungen.

Bisher wurde nur der eine Weg, der zur Entwickelungsgeschichte der Spezien führt, berücksichtigt. Der zweite Weg führt dazu, die heute existierenden Formen aus den vorausgegangenen abzuleiten. Es geschieht dies durch die vergleichende Embryologie, welche die Formen und die Entstehung der lebenden Wesen wie der Organe auf ihre Herkunft prüft. Bekanntlich zielt ein Teil dieser Anstrengungen dahin, die Geschichte der Schöpfung klarzulegen. Die Lehre von der allmählichen Umwandlung niederer Lebewesen in höhere unter der Wirkung natürlicher Bedingungen darf jetzt den Anspruch erheben, als eine historische Thatsache angesehen zu werden. Alle Erfahrungen sprechen in diesem Sinne. In der Geschichte des Erdenlebens hat es eine Zeit gegeben, in welcher nur Wirbellose und noch keine Wirbeltiere existierten. Dann folgte eine Epoche, in welcher von den Wirbeltieren nur Fische und Amphibien und Reptilien existierten und noch keine Säugetiere. Eine ähnliche Stufenreihe von niederen zu höheren Arten ist auch in dem Pflanzenreich nachgewiesen. Das ist alte Erkenntnis. Die Palaeontologie und die mit ihr so enge verbundene vergleichende Anatomie haben ferner tausende von Beweisen dafür erbracht, daß die Tier- und Pflanzenarten nicht unabhängig von einander, jede für sich durch einen besonderen Schöpfungsakt ins Leben getreten sind, sondern von einfacheren Lebensformen abstammen. Die geographische Verbreitung der Arten spricht in dem nämlichen Sinn, in sofern als alle Erfahrungen unverkennbar für jede Art auf eine Urheimat oder ein Ausbreitungszentrum hinweisen. Endlich kommen als wesentliche Stützpunkte die sogenannten rudimentären Organe dazu, welche unnütz und für den Lebensprozeß gleichgiltig sind. Die Wale und manche andere Tiere entwickeln im Mutterleibe Zähne, mit denen sie niemals beißen. Der menschliche Embryo hat zu der nämlichen Zeit ein besonderes, von dem späteren verschiedenes Geruchsorgan (das Jacobson'sche Organ), mit dem er nicht riechen kann. An der Ohrmuschel sind Bewegungsapparate, die wir niemals brauchen, und so sind zahlreiche Bildungen dieser Art im Knochen-, Muskel- und Gefäßsystem zu finden. Sie sind ein altes Erbe, eine direkte Folge des genealogischen Zusammenhanges. Unter dem Gewicht all' dieser Gründe hat der Transformismus nach und nach den Widerstand besiegt, der zwischen den positiven und den naturhistorischen Anschauungen geherrscht. Selbst die aus naheliegenden Gründen am schwersten zu erörtende Frage von der Stellung des Menschen in der Natur ist allmählich einer vorurteilsfreien Erörterung zugänglich geworden. Die Tierwelt drängt sich, das wird jetzt widerspruchslos anerkannt, bis hinauf in unsere eigene Sphäre und übernimmt für unseren eigenen Körper die Rolle der stützenden Unterlage. Sichtbare körperliche

Grenzen entdeckt das Auge nicht. Obwohl ferner nicht alle Organe den höchsten Grad von Ausbildung erlangt haben, und wir vielen rückgebildeten Teilen begegnen, nimmt der menschliche Organismus doch die höchste Stufe der Organisation ein; dennoch steht er an der Spitze der Organisation. Die Quelle des Übergewichtes liegt in dem Zentrum des Nervensystems in dem Gehirn, und dieses Übergewicht zeigt sich in der Entwickelung des Individuums. Was man auch wertvolles über die Tierseele erkundet hat, Menschengeist steht doch bergehoch über ihr. Er hat die Mittel verschafft, die Existenz zu verschönern und durch die Sprache alle geistigen Errungenschaften seinen Nachkommen zu vererben. So wurde eine Schatz von Wissen aufgehäuft, der noch weiter zunehmen wird, und dessen Umfang nach einem Jahrtausend sich jetzt gar nicht ahnen läßt. Mit dieser geistigen Entwickelung ist jedoch nicht allein der wachsende Schatz der Wissenschaft und der Vorteile gemeint, die dem Leben daraus erwachsen, sondern die Entwickelung humaner Anlagen, durch welche der Mensch vom Tiere sich unterscheidet, und die weiteste Verbreitung dieser Fortschritte über recht viele Menschen.

Der Transformismus, der solche Auffassung gestattet, hat kaum noch Gegner aufzuweisen. Der Kampf, der gegen ihn geführt worden ist, gilt heute nur noch einigen gänzlich verfehlten Konsequenzen in Bezug auf die Stellung des Individuums innerhalb der Gesellschaft.

Entwickelungsgeschichte erzählt also ebenso wie Zoologie und Botanik von Gemeinsamkeit der Organisation und verwandtschaftlichem Zusammenhang. Alle ihre Ergebnisse sprechen für Transformismus. Sie weiß es seit C. F. Wolff, daß es keine ewige organische Form giebt, daß Stabilität ihrem innersten Wesen widerspricht. Die Keime sind keine bloßen Miniaturbilder der erwachsenen Organismen, die ineinander geschachtelt von diesen lediglich durch die Kleinheit verschieden sind; das Ei wird nicht etwa durch Vergrößerung und bloßes Strecken oder Auseinanderlegen der in ihm gleichsam knäuelartig zusammengewickelten Teile zum reifen Geschöpfe, wie man früher glaubte, sondern es findet eine wahrhafte successive Erzeugung der Teile, eine Art Neuschöpfung statt.

Im Laufe dieser Umwandlungen schreitet aber der werdende Organismus nicht allein die besonderen Bahnen, welche seiner Spezies vorgeschrieben sind, sondern er deutet mit unverkennbaren Zeichen gleichzeitig denjenigen uralten Weg an, welchen der Typus im Laufe von Jahrhunderttausenden zurückgelegt hat. Natur spricht hierin so deutlich vor, daß schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Dichter und ein Naturforscher unabhängig von einander die Bildungsgeschichte des Wirbeltierschädels und im Anschluß daran diejenige des menschlichen Hauptes richtig erkannt haben, ferner so deutlich, daß Linné und Cuvier, ohne es zu ahnen, die natürliche Verwandtschaft der Tier- und Pflanzenfamilien erraten haben. Verwandtschaft heißt das geheimnisvolle Band, das alle Naturforscher unter dem Namen des natürlichen Systems gesucht haben und das wir in unseren botanischen

Gärten und den zoologischen Sammlungen zum Ausdruck zu bringen suchen, indem wir die lebenden Wesen nach Familien ordnen.

Stellen wir uns diese Verwandtschaft mit Hilfe eines sich verzweigenden Baumes vor, der das Resultat der gesamten klassifikatorischen Anstrengungen bis zu unseren Tagen umfaßt, so erscheinen die noch existierenden Wesen als üppig grünend, die ausgestorbenen Tiere und Pflanzen als verdorrte Äste. Manche Äste gehen tief vom Stamme ab und haben eine Richtung eingeschlagen, die sie von dem Ausgangspunkt immer mehr entfernt hat.

So sind sie in ihrer Gesamtheit zu einem besonderen Typus geworden, der in keinen anderen mehr übergehen kann und nur an dem Ausgangspunkt mit dem Stamm einst zusammenhing. Dies ist unter den wirbellosen Tieren z. B. mit den Stachelhäutern (Echinodermen), den Krustern, den Insekten und den Weichtieren (Mollusken) der Fall. Keiner dieser großen Äste kann mehr in den Organismus der Wirbeltiere, in den Hauptstamm übergeführt werden, durch keine auch noch so weit gehende Umänderung. Der Eintritt in einen solchen bestimmt umschriebenen Typus bedeutet ein unwiderrufliches Verhängnis, aus welchem keine Rückkehr denkbar ist.

Diese verhängnisvolle Bahn traf nicht allein Wirbellose, sondern auch Wirbeltiere: unter den Fischen die Knochenfische, unter den Amphibien die Schwanzlosen, dann viele Ordnungen und Genera der Reptilien und endlich die ganze Klasse der Vögel. Sie alle sind in eine Entwickelungsbahn geraten, die von der direkten Linie für immer ausschließt.

Innerhalb der hoch organisierten Klasse der Säugetiere kehrt dieselbe Erscheinung wieder; Raubtiere, Huftiere, Nager u. a. wurden zu einer Organisation geführt, die jede Teilnahme an dem höchsten Ziel für immer unmöglich gemacht hat.

Diese wohlbegründete und gesicherte Erkenntnis, der vereinigten Arbeit fast aller biologischen Disciplinen entsprungen, hat nichts mehr gemein mit der Ansicht aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Damals glaubte man, daß die höheren Stufen des Tier- und Pflanzenreiches während der Keimesentwickelung alle die vorausgehenden niedrigen Stufen, wenn auch nur in rasender Eile, durchlaufen müßten.

Die Untersuchung hat, wie wir eben gesehen, etwas ganz Anderes gezeigt, als die Spekulation auf äußerliche Zeichen hin vorausgesetzt hatte: Geneologische Verwandtschaft hat sehr verschiedene Grade, sowohl in dem Tier- als in dem Pflanzenreich, sie steigt in keinem der beiden Reiche von lebenden Wesen nur gerade aufwärts, sondern geht auch in viele Seitenlinien über. In der fast unermeßlichen Entfaltung des Lebens nach allen Seiten giebt es nur eine Hauptlinie, welche bis zu dem Menschen emporführt. Das deutet unverkennbar darauf hin, daß das letzte Ziel aller organischen Lebensprozesse der Mensch ist; das Ziel des Menschengeschlechtes ist aber sein geistiger Fortschritt.

Seit die Forschung den Gang der Schöpfung unter dem Einfluß natürlicher Bedingungen in dieser Weise überblickt, ist ihre Auffassung von den Vorgängen in der Natur eine andere geworden. In diesem Umschwung der Anschauungen

spiegelt sich sehr deutlich eine bedeutungsvolle Wirkung der Einheit der Wissenschaft ab.

Die Fähigkeit aller organisierten Wesen, aus sich heraus neue Formen zu bilden, beruht in erster Linie auf der Entstehung kleiner Abänderungen der Organisation, welche sich dann mehr und mehr steigern und so endlich große Verschiedenheiten nach und nach erzeugen. Man hat diese Kraft als Variabilität bezeichnet. Variabilität schafft aber, das ist für die Beurteilung natürlicher Schöpfungsgeschichte sehr beachtenswert, nicht bloß zweckmäßige Einrichtungen des Organismus, sondern auch zwecklose, selbst schädliche, in dem letzteren Falle führt sie zur Vernichtung einst mächtiger Familien. Der Untergang vieler Tiergeschlechter ist durch unvollkommene Organisation herbeigeführt worden.

Im Hinblick auf solch' verderbliche Wirksamkeit der Variabilität haben die Naturforscher in den letzten vierzig Jahren Zweckmäßigkeit als transcendentales Prinzip für die Schöpfung der organisierten Wesen geleugnet, man ging sogar so weit, eine Unzweckmäßigkeitslehre aufzustellen. Der heftige Streit, der hierüber unter den Naturforschern selbst, den Philosophen und Theologen entstand, hat jahrelang gewährt. Was ein rechter Naturforscher war, durfte das Wort Zweckmäßigkeit gar nicht in den Mund nehmen, auch nur der leiseste teleologische Anflug in einer Schrift war mit dem Bann belegt, und doch konnte man nicht anders als Zweckmäßigkeit in der Organisation in der überwältigenden Anzahl der Fälle zu erkennen. Allein sie wurde nur stillschweigend, wie im geheimen, anerkannt, laut durfte nie davon gesprochen werden. Man hatte vielmehr zu beweisen, daß in der organisierten Welt alles lediglich notwendig so sei, weil es infolge der Zusammenwirkung physikalisch-mechanischer Kräfte nur so und nicht anders hätte werden können. Dieser unwahre und beengende Zustand ist jetzt überwunden, wir dürfen wieder von Zweckmäßigkeit sprechen, Dank dem durch Darwin neu begründeten Transformismus. Freilich ist der Ausdruck, ein Organ habe diesen oder jenen Zweck, nur abgekürzt für die Aussage, daß sich das Organ dadurch entwickelt hat, daß seine Wirkungen gewisse Vorteile verschafften in dem Ringen um die Erhaltung der Existenz, und das Wort Zweck bezeichnet, sobald wir es gebrauchen, keine Willkür einer schöpferischen Kraft mehr, sondern umgekehrt einen Nutzen, welcher selbstschöpferisch auf die Entstehung eines Organes oder eines Wesens wirken mußte. Zweckmäßigkeit erscheint uns jetzt als das Resultat bestimmter Funktionen der organisierten Substanz, und Teleologie wird, wie sich Fechner treffend ausdrückte, im Gegensatz zu früher nach allen Seiten und bei jeder Frage zum „Geist des Suchens“ in der Naturwissenschaft der Organismen. Entwickelungsgeschichte lehrt dabei vornehmlich, wie alle biologischen Wissenschaften und wie die gesamte Erkenntnis von Natur, daß physikalisch-chemische Wirksamkeiten bei der Schöpfung der Pflanzen, der Tiere und des Menschen thätig waren und thätig sind. Durch diese weitreichende Erfahrung werden die größten und umfangreichsten Massen verschiedenster Thatsachen zu einem einheitlichen Ganzen verbunden. Alle Entwickelung zeigt aber ferner die Materie im Dienst des Werdens, unterthan einem großen Ziele, dem die Schöpfung zustrebt.

Das Bild von der Einheit der Wissenschaft, in welchem der Entwickelungsgeschichte eine so hervorragende Rolle zugeteilt ist, ruft bei mir eine Sorge wach. Muß man nicht fürchten, daß gerade die Entwickelungsgeschichte, wenn sie der Schöpfung der lebenden Wesen und des Menschen auf so kühler Grundlage gegenübertritt und in der Verbindung mit den übrigen Naturwissenschaften überall Gesetze und strenge Regeln der Notwendigkeit sucht und findet, — muß man nicht fürchten, daß der ideale Sinn der Jugend durch solche Lehren Schaden leide? Hoffen und wünschen wir ja doch alle, daß die akademische Jugend auch in den idealen Seiten des Geistes bereichert die Alma mater verlasse. Die Mediziner kommen zwar von Schulen, auf denen neben realistischen Disziplinen auch humanistische, alte Sprachen und Geschichte gelehrt wurden, allein auf der Universität tritt nur allzuschnell die Fach- und Berufswahl mit gebieterischer Notwendigkeit heran, und es fragt sich doch, ob nicht hier und da der Sinn allzustark nach dem Realen gelenkt werde.

Darauf ist zu erwidern, daß weder Naturbeobachtung noch Naturerkennen die Freude am Schönen und Erhabenen oder den Zug nach dem Idealen abstumpfen. Dennoch ist eine gewisse Gegensätzlichkeit der Studien sehr wichtig, so daß die Mediziner und die Mathematiker, die Chemiker und Physiker mit der Geschichte der Menschheit, ihrer Religion, ihrem Recht, ihrer Philosophie und ihrer Sitte und ihrer Kunst in Verbindung bleiben, um nicht zu vergessen, daß Materie und Gesetz nicht alles ist, daß im Menschentum eine Freiheit zur Entfaltung kommt, die Schöpferin des Edlen und Guten, fördernd und Wohlthaten zeugend für die Bedürfnisse des Verstandes und des Gemütes. Andererseits soll der Theologe, der Jurist, der Historiker und Philologe aus irgend einem Zweig der Naturwissenschaften die Vorstellung einer allmählichen Entwickelung vom Niederen zum Höheren in sich aufnehmen und nicht vergessen, daß die Naturwissenschaft unabweisliche Gesetze offenbart, unter denen selbst das Erhabenste, was die Welt besitzt, des Menschen Geist, zur Entfaltung gelangt.

In dieser Wechselwirkung der verschiedenen Disziplinen beruht die bedeutungsvolle, einheitliche Wirkung der Wissenschaft und ihrer Trägerinnen, der Universitäten, auf das Leben. Suche jeder, das ist mein Wunsch an die Studierenden der Hochschulen, soviel von der Einheit der Wissenschaft an der Universitas litterarum in sich aufzunehmen, daß sich die Freiheit des Denkens in jedem früchtetreibend erweise und lichterzeugend. —

Die indischen Witwen sonst und jetzt.

Ein soziales Problem der Gegenwart

von

A. Passow.

Die Engländer glauben, durch die Aufhebung der barbarischen Sitte der Witwenverbrennung sich den Dank der gesamten indischen Frauenwelt verdient zu haben. Wir dagegen behaupten, daß tausende und aber tausende der sechs Millionen Witwen, welche nach Angabe der letzten Volkszählung in Vorderindien leben, die Abschaffung jenes alten Brauches auf das schmerzlichste beklagen. Ja, wir würden es nach dem heutigen Stand der Dinge fast unnatürlich finden, wenn dieselben nicht mit bitteren Gefühlen die weiblichen Mitglieder der früheren Geschlechter beneideten, welche die ihnen versagte Erlaubnis besaßen, ihr Witwentum mit dem Nimbus eines leuchtenden Martyriums zu umgeben, indem sie durch kurze Qual ein Dasein endeten, dem für immer innerlich und äußerlich alles geraubt war, was das Leben des Lebens wert macht.

Trotz dieser Behauptung ist es aber keineswegs unsere Ansicht, daß die englische Regierung nach der Übernahme der Bevormundung des hindostanischen Volkes jenen grausamen Unfug des Sutti oder Flammenopfers hätte aufrecht erhalten müssen, weil er sich durch die Macht tausendjähriger Gewohnheit dem Volksgefühl als etwas Naturgemäßes eingeprägt hatte. Im Gegenteil halten wir dafür, daß sie — als die Vertreterin einer christlich-gebildeten Nation — nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung hatte, die mörderische Einrichtung ein für allemal abzuschaffen und jeden Versuch ihrer Wiedereinführung mit strengen Strafen zu ahnden. Doch machen wir ihr einen Vorwurf aus der Thatsache, daß sie sich auf den Umsturz dieses Herkommens beschränkte und es unterließ, dem ferneren Schicksal der von ihr vor dem Feuertode bewahrten Frauen nachzuforschen und zu verhindern, daß dieselben nicht etwa in anderer Weise gemartert wurden. Aber freilich wäre ihr ein solches Nachspüren nur bei einem gründlichen Verständnis für die Entwickelung und die Eigenart der indischen Eingeborenen möglich gewesen, und ein solches besaß sie nicht und hielt es auch nicht der Mühe wert, es sich anzueignen. Sie handelte wie eine kurzsichtige Stiefmutter, welche trotz der besten Erziehungsabsichten bei der Einführung ihrer Hausordnung nicht die mindeste Rücksicht auf die Individualität und die Gewohnheiten der ihr anvertrauten Kinder nimmt und infolgedessen von diesen stets als eine Fremde betrachtet wird. Erst jetzt kommt England unter dem Druck der politischen Gefahren, welche sein kostbares Indien ihm zu entreißen drohen, zu der Einsicht, daß es ratsam sei, das Volksleben der Eingeborenen genauer kennen zu lernen, um mit kluger Überlegung jene mannigfachen Mißstände schonend zu beseitigen, aus denen die von den Banden eines eisernen Sittengesetzes gefesselten Hindus sich nicht aus eigener Kraft zu befreien vermögen. Bei dieser Arbeit wird dann auch, so hoffen wir, der jetzige Zustand der indischen Witwen, der uns qualvoller erscheint als der Tod auf dem

Scheiterhaufen, in eine erträgliche Lebensform umgewandelt werden. Aber vielleicht beurteilen wir die Sachlage nicht ganz richtig! Vielleicht ist das Los dieser Frauen dennoch, dank der menschenfreundlichen Bestrebungen der Engländer, ungleich leichter, als das ihrer Urgroßmütter war! Unsere Leser mögen selbst entscheiden. Um ihnen dies zu erleichtern, schildern wir ihnen in gedrängter Kürze, wie es früher war und wie es jetzt ist. Dabei stützen wir uns vornehmlich auf Duncker's Geschichte des Altertums, Meadow Taylors kulturgeschichtliche Schriften und die Berichte der Bethune Society zu Kalkutta, sowie auf die beiden von hindostanischen Gelehrten geschriebenen Bücher „Domestic Manners and Customs of the Hindoos of Northern India by Baboo Ishuree Dass“ und „Sketches of Hindoo Life by Devendra N. Das.“

Diese Werke weisen einstimmig darauf hin, daß weder die Vedas noch die Vorschriften Manus, des ältesten und angesehensten indischen Gesetzbuches, den Befehl aussprechen, die Witwe habe ihrem Gatten in das Jenseits zu folgen. In dem letzteren, welches im 7. Jahrhundert vor Chr. zum Abschluß kam, heißt es: „Nach dem Tode ihres Mannes lebe die Frau keusch und einfach unter der Vormundschaft ihres ältesten Sohnes oder des nächsten Verwandten ihres Mannes bis an ihr Ende. Heiratet sie zum zweiten Mal, so wird sie vom Himmel, in dem ihr erster Gatte lebt, ausgeschlossen.“

Andererseits aber wurde damals schon durch das jeder Neuvermählten eingeschärfte Gebot, ihren Gatten immer und allüberall wie sein „Schatten“ zu begleiten, der Grund zu der Auffassung gelegt, daß die Aufgabe eines tugendhaften Weibes keineswegs mit dem Erlöschen der irdischen Laufbahn ihres Mannes beendet sei, sondern sich auch auf seine zukünftige beziehe. Die Frauen, welche sich in dieser Erwägung entschlossen, den Scheiterhaufen zu besteigen, auf der die Leiche des geliebten Toten aufgebahrt der Flammenläuterung harrte, wurden als Heilige verehrt. Die Priester verkündeten ihr Lob mit beredten Worten und ermahnten die indische Frauenwelt zur Nachahmung dieses Beispiels. „Hundertmal hunderttausend mehr Jahre als Haare am menschlichen Körper sind, soll die Frau im Himmel leben, welche mit ihrem Gatten stirbt.“ „Dem Schlangenbändiger gleich, der die Cobra aus ihrer Höhle zieht, holt ein gutes Weib ihren Gebieter aus dem Ort der Qual und genießt mit ihm die Glückseligkeit. Und wäre er auch mit den stärksten Ketten an die Hölle gefesselt, sie nimmt ihn dennoch an die Hand und führt ihn kraft ihrer Frömmigkeit in den Schoß des heiligen und reinen Geistes.“ Solche und ähnliche Schriftstellen wurden und werden den hindostanischen Frauen schon in frühester Jugend eingeprägt.

Nach Duncker's Forschung finden wir bereits im alten indischen Heldenepos die ersten Spuren dieses Gebrauches. „Nach dem Tode des Königs Daçaratha will sich die Kausalja verbrennen; mit dem Leichnam des Königs Pandu verbrennt sich eine seiner Frauen, die Madri; doch finden wir neben diesen einzelnen Zügen auch die verwitweten Königinnen geehrt. Späterhin ist dann, als sich die brahmanische Asketik sowohl im Kampfe mit dem Budhismus wie nach dessen Besiegung immer höher steigerte, diese Sitte allgemein und so sehr durch den

Gebrauch geheiligt worden, daß sich keine Witwe der vornehmeren Klassen derselben entzog, obwohl die Verbrennung nirgends und niemals als Gesetz ausgesprochen worden ist. Es war die Konsequenz jener unbedingten Zugehörigkeit der Frau zum Manne, welche Manus Gesetze festgestellt hatten, des Gebotes, jedes Schicksal freudig mit ihm zu ertragen, der unbedingten Folge, welche die Frau dem Manne in Indien zu leisten pflegte, der überschwenglichen Liebe und Aufopferung der indischen Frauen für den Gatten, die uns das Epos in ergreifenden Beispielen zeigt, jener Tötung des Leibes, jener Selbstvernichtung endlich, welche den Gipfel des Verdienstes nach der Lehre der Brahmanen ausmachte."

Allmählich bildete sich durch die Häufigkeit des Vorganges eine feststehende Form für den Verlauf der Witwenverbrennungen aus. Die Priester unterließen nichts, was dem Opferfeste das Gepräge einer allgemeinen Volksfeierlichkeit verleihen konnte. Die Witwe ward von dem Augenblick an, da sie das Gelübde der Nachfolge in den Tod aussprach, der Mittelpunkt von Huldigungen, die einen berauschenden Einfluß auf ihr Denken und Fühlen ausübten und ihr die Fähigkeit der klaren Betrachtung ihrer Lage raubten. Sie ward wie eine fürstliche Braut gebadet, gesalbt, in goldgestickte Purpurgewänder gekleidet, mit Edelsteinen und goldenem Geschmeide geschmückt und nahm so die Trank- und Blumenspenden in Empfang, welche ihr Männer, Frauen und Kinder in dichten Scharen darbrachten, als sei sie kein irdisches Weib, sondern eine Göttin. Die Prozession zu dem phantastisch mit Kränzen, bunten Stoffen und seidenen Bändern bedeckten Holzstoß glich einem Triumphzuge. Während die Todgeweihte unter den Klagetönen der Pauken, Zimbeln und Pfeifen und der Sterbehymnen der leise singenden Brahmanenpriester einen Palankin, eine offene Sänfte, bestieg, kniete das Volk rings umher nieder und schaute andächtig zu ihr empor. Auf dem Wege warf sie Blumen aus einem vor ihr stehenden Korbe unter die Menge, und die Menschenmassen fingen die geweihten Blüten jubelnd auf. Von den flachen Dächern, von den Bäumen und Terrassen herab tönte Jauchzen und Frohlocken. Viele beteten mit laut erhobener Stimme. Nach und nach nahm die Musik den Charakter eines Siegesmarsches an. Am Fuße des Scheiterhaufens verließ die Witwe ihren Tragwagen, umwandelte dreimal den Holzstoß und verteilte ihr Geschmeide unter die ihr huldigende Priesterschaft. Dann bestieg sie auf einer roh gezimmerten Treppe das Gerüst. Auf einem stattlichen Ruhelager fand sie dort die Leiche ihres Gatten liegend. Während sie den Toten in ihre Arme nahm, hatte ihr Sohn oder ihr Schwager die stark mit Fett und Öl getränkte Holzunterlage ihres Sterbebettes anzuzünden.

Wohl war es ein grauenhaftes Schauspiel, ein demütigender Beweis von der Höhe roher Grausamkeit, zu welcher wir Menschen uns verirren können, wenn unsere Religion, uns statt des Brotes einen Stein bietend, uns keine Menschenliebe, kein Erbarmen lehrt, sondern uns nur Satzungen predigt, die in barbarischen Zeiten entstanden und längst überwundenen Verhältnissen angepaßt, ihre äußere Form behielten, während ihr Sinn längst verloren ging. — Noch im Jahre 1803 zählte man in Kalkutta und in der nächsten Umgebung jener Stadt nicht weniger

als 275 Witwenverbrennungen. Das ist jetzt vorbei! Da aber mit dem Verbot des Unwesens nicht die eigentliche Ursache, sondern nur die augenfälligste Form der Quälerei fortgeräumt ward, so suchte und fand der priesterliche Fanatismus gar bald andere Mittel, um jenen Religionsgesetzen zu genügen, in dessen Befolgung der Brahmane die einzige feste Bürgschaft für das Glück seines zukünftigen Lebens erkennt.

Er sagte sich: „Die Frau muß mit dem Manne sterben, denn dadurch befreit sie ihn aus der Hölle. Ist es ihr nicht gestattet, mit ihrem Gatten den feurigen Pfad zu betreten, oder ihm, wenn sie noch zu jugendlich war, als daß man ihre That dem Volk als ein aus dem eigenen Willen entsprungenes Opfer hinstellen konnte, nach Verlauf einiger, unter schwerer Fastenordnung und Demütigungen aller Art verbrachter Jahre nachzufolgen: nun wohl, so ist es ihre Pflicht, alles Irdische und Fleischliche in sich zu ertöten. Sie muß den Leib kasteien und so leben, als gehöre sie der Welt nicht mehr an. Je größere Qualen sie in ihrem Witwenstand erduldet, um so leichter trägt der Hinübergegangene dort drüben seine Bürde."

Allüberall da, wo der Hinduismus noch in reinen Formen regiert, bedeutet das Wort „Witwe" das Ersterben jeglicher Lebensfreude. Bei uns in Deutschland giebt es nur eine verschwindend geringe Zahl von Witwen, die das 25. Jahr noch nicht erreicht haben. In Indien, dem Lande der Kinderehen, wo für jedes Mädchen von ihren Eltern vom Augenblick ihrer Geburt an ein Mann gesucht wird, (denn ein unvermähltes, weibliches Mitglied in der Familie zu haben, gilt für eine Schande) kann ein solches schon von ihrem siebenten, achten Jahre an in die Lage dieses lebenslänglichen Elends kommen. Erhöht wird diese Möglichkeit durch die Thatsache, daß man annimmt, zu einem achtjährigen Mädchen passe am besten ein vierundzwanzigjähriger Mann. —

Je vornehmer eine Frau ist, um so mehr hat sie zu leiden. Um die Vorgänge in den niederen Klassen kümmern sich die Priester nicht sonderlich. Da es aber nur Angehörige der unteren Stände sind, welche in der Eigenschaft von Dienerinnen mit den englischen Familien in Berührung kommen, so entziehen sich die Vorgänge in den maßgebenden Kreisen den Augen der Fremdherrscher um so leichter. —

Bis zum Tode ihres Gatten hat die indische Frau nach alt patriarchalischer Sitte eine geachtete Stellung im Hause ihres Schwiegervaters. Sie teilt zwar mit Schwiegermutter und Schwägerinnen die Menge der häuslichen Arbeiten; aber sie wird in keiner Weise überanstrengt. Nach Manus Gesetz soll ihr im Kreise der Angehörigen ein glückliches Leben bereitet werden; „denn wo eine Frau betrübt ist," heißt es in seiner alten Schrift, „da erlischt sehr bald das Feuer des Herdes."

In dem Augenblick des Hinscheidens ihres Mannes verliert sie jeglichen Anspruch auf die Wertschätzung ihrer Mitmenschen. Kaum hat der Sterbende das Auge geschlossen, so ziehen sich alle Freunde und Verwandte von ihr zurück. Sie meiden ihre Nähe, als sei sie mit einer ansteckenden Krankheit behaftet. Keiner spricht mit ihr. Statt dessen aber läßt man eilig einige Frauen der

Barbierkaste holen. Diese haben das Amt, der Witwe jene Fülle von Geschmeide fortzunehmen, das sie von Kindheit an Tag für Tag mit freudigem Stolz getragen hat. Die ungebildeten Personen reißen ihr die Ohrringe und goldenen oder silbernen Armspangen ab, und sollten die Reifen so fest den runden Arm umgeben, daß sie nicht auf den ersten Ruck heruntergleiten, so nehmen die allzu eifrigen Weiber einen Hammer zu Hilfe. Auch die Halsketten und der breite Taillengürtel aus Edelmetall, der ihr Obergewand oder Sari festhält, sowie die zierlichen Fußglöckchen, die mit leisem, melodischem Klang jeden ihrer Schritte begleiteten; das alles wird ihr geraubt. Sie darf sich fortan nie mehr schmücken! —

Alle Leidtragenden folgen der Leiche auf dem Wege zum Scheiterhaufen zu Fuß, die Männer voran, die dicht verschleierten Frauen folgen. Zuletzt kommt die Witwe, barhäuptig, unverschleiert, von den Barbierfrauen umgeben, welche mit lautem Zuruf die herbeikommenden Zuschauer warnen, sich nicht durch die entehrende Berührung der Unglücklichen zu beflecken. Die Verbrennung findet in der Nähe eines Flusses oder eines Teiches statt. Die Witwe wird in einiger Entfernung vom Holzstoß ins Wasser gestoßen und muß in demselben bleiben, bis die Leiche nach mehrstündigem Brand in Asche verwandelt ist und die ganze Versammlung sich durch religiöse Waschungen gereinigt hat. Gleichviel, ob die Sonne glühend sengt, ob kalte Winde wehen, diese Prüfung wird ihr nicht erspart, und ist sie krank und zu schwach, um zum Strom geschleppt zu werden, so gießt man einige Eimer Wasser über sie und läßt sie in der Nässe liegen. Sollte sie infolge dieser Behandlung sterben, so heißt es, „sie war ein treues Weib; sie ging ihrem Gatten nach."

Die Witwe darf die triefenden Kleider nicht ablegen, wenn sie ihr Haus erreicht hat; sie muß sich still, weit ab von den Ihrigen, in einen Winkel setzen und dort Tag und Nacht bleiben. Sich auf ein Bett zu legen, ist ihr nicht gestattet; nur einmal des Tages kann sie jenes geringe Maß von Speise zu sich nehmen, das zur Erhaltung ihres Lebens unbedingt notwendig ist.

Am dreizehnten Tage bekommt sie die Erlaubnis, sich zu baden und umzukleiden. Da sie als Witwe kein Erbrecht hat und völlig mittellos ist, so teilen die Verwandten ihr nunmehr mit, daß sie eine kleine Summe für sie bestimmt haben, mit deren Hilfe sie ihre eigenen schmalen Bedürfnisse und die unaufhörlichen Ansprüche der Brahmanen zu decken hat. Das Geld bleibt in der Hand eines männlichen Verwandten und kann von ihr nur mit seiner Zustimmung ausgegeben werden.

Nach Ablauf der sechsten Trauerwoche hat sie jene Bekleidung wieder anzulegen, welche sie am Beerdigungstage trug und an die sich für sie die denkbar traurigsten Erinnerungen knüpfen. Aber es hilft ihr nichts; sie ist Zeit ihres Lebens an dieselbe gebunden, entschließt sie sich nicht, eine Wallfahrt zu dem ihr vielleicht sehr fernen Ganges zu machen und sich in seinen sündentilgenden Wellen zu baden. Gleichzeitig hat sie sich dort — wenn es nicht schon am dreizehnten Trauertage geschah, — von Priesterhänden das Haar kahl abrasieren zu lassen und sich dadurch auf das traurigste zu entstellen.

Nach Vollbringung dieses gottwohlgefälligen Werkes legt sie ein aus geringem, gräulichweißem Stoffe gewebtes Sari an. Ein Sari besteht aus einem einzigen langen Stück Zeug, welches, um den Ober- und Unterkörper geschlungen, schleierartig über den Hinterkopf fällt, aber nur ein wenig über die Kniee reicht und den rechten Arm bis zur Achselhöhle frei läßt. Über farbige Unterkleider getragen, macht ein solches Gewand, wenn es aus feinem, schöngefärbtem, mit Stickereien reich verziertem Stoff besteht, einen malerischen Eindruck. Unterkleider aber dürfen nur von Frauen getragen werden, die noch in dem glücklichen Besitz ihres Mannes sich befinden. Die Witwe dagegen muß sich ganz und gar an dem Überwurf begnügen lassen, und ihre Tracht macht dadurch im Verein mit dem völlig haarlosen Kopf den Eindruck größter Armut. Sie ist unkleidsam über alle Begriffe.

Niemals darf eine Witwe sich an einer Lustbarkeit beteiligen. Ihre Gegenwart würde den Frohsinn verscheuchen und unheilbedeutend sein. Der Aberglaube in dieser Beziehung ist so groß, daß eine allgemeine Unruhe im Hause entsteht, wenn eine Witwe irgend einen Gegenstand anrührt, der zu einer Hochzeit gebraucht werden soll. Geht die ganze Familie zu einem Mula, einem jener religiösen Jahrmärkte, mit denen der Hindu die Gottheit zu ehren glaubt und sich selbst eine große Freude bereitet, so bleibt sie daheim. Was alles an schwerer und unangenehmer Arbeit nur immer im Haushalt vorkommt, das wird diesem beklagenswertesten aller Aschenbrödel aufgebürdet. —

Das Allerhärteste aber ist, daß sie in jedem Monat bis an ihren Tod zwei Mal und zwar an den beiden Tagen, die den Namen Ekadasi tragen, volle vierundzwanzig Stunden lang weder essen noch trinken darf. Nichts, gar nichts, selbst nicht einen Tropfen Wasser darf sie genießen. In den Vedas und in Manus Gesetzen findet man keine Spur dieser Fastenordnung. Dieselbe ist höchst wahrscheinlich weit neueren Ursprungs, wenngleich ihre Entstehung nicht mehr zu ergründen ist; aber dennoch sorgen die Priester mit größter Strenge für ihre Befolgung.

Unser hindostanischer Gewährsmann, Devendra Daß, schildert uns mit erschütternder Anschaulichkeit die Schrecken eines solchen Ekadasi-Tages. Infolge der Gewohnheit der Hindus, in großen Familiengruppen zu leben, findet man in Indien nur wenige Häuser, welche das Glück haben, keine Witwe zu beherbergen. Meistens hat wenigstens Eine Tochter oder Schwiegertochter des Patriarchenpaares ihren Gatten vor der Zeit verloren.

Die ersten Morgenstunden mögen der Fastenden erträglich erscheinen, denn sie bekommt so wie so täglich nur eine sparsame Mahlzeit; wenn aber der Nachmittag heranrückt und die Hitze ihren Durst steigert, so hat sie schwer zu kämpfen, um sich aufrecht zu erhalten. Es folgen qualvolle Stunden, Stunden, die nicht vorüber gehen wollen. Ihre alte Mutter bemerkt es wohl, wie unsagbar elend und angegriffen sie sich fühlt; die Thränen treten ihr in die Augen; aber sie wagt es nicht, ihr Mitgefühl zu äußern. Und auch das arme junge Ding bemüht sich standhaft, nicht in ein lautes Schluchzen auszubrechen. Fürchtet sie

doch von lieblosen Hausgenossen verspottet zu werden. In stummem Schmerz preßt sie die bleichen, ausgedörrten Lippen auf einander. Sie sieht einen Hund über den Hof laufen und aus einer Wasserpfütze seinen Durst stillen. „O, welche Sünde habe ich begangen“, denkt sie, „daß man mir nicht einmal die Wohlthaten vergönnt, deren jedes Tier teilhaftig ist!“ Sie wirft ihrer Mutter einen flehenden Blick zu; diese versteht die stumme Sprache nur zu gut; doch ist sie unfähig, die Leiden der Tochter zu lindern. Und wenn ihr auch das Herz vor Mitleid schmölze, sie würde nicht den Mut haben, ihrem Kinde einen erfrischenden Trunk zu reichen. Denn die Priester sagen, daß sie durch eine solche That sich und die Fastenbrecherin in die ewige Verdammnis stürzen würde, und das Priesterwort gilt ihr als eine unumstößliche Wahrheit. —

Nicht minder herzergreifend als die Leiden der Jugend mutet uns am Ekadast der Anblick einer Stärkung bedürfenden Greisin an. Es ist ein drückend heißer Sommertag. Alles ringsumher ist wie in Glut getaucht. Die Witwe liegt, von einer schweren Krankheit ergriffen, stark fiebernd auf ihrem Bett. Die Schwiegertöchter, die ein warmes Herz für sie haben, weil sie stets voll Liebe von ihr behandelt wurden, suchen sie mit tröstendem Zuspruch zu beleben. Eine Zeitlang wird sie durch den Zustand der Bewußtlosigkeit der traurigen Wirklichkeit entrückt. Nach einem Weilchen aber schlägt sie die Augen wieder auf. „Wasser, Wasser!“ stöhnt sie. Die jungen Frauen sehen einander ratlos an; dann beugt sich eine von ihnen zu ihr hinab und sagt: „Liebe Mutter, wir dürfen dir nichts geben. Du hast vergessen, daß heute der Ekadast ist.“ Die Kranke scheint sie nicht zu verstehen, sie wiederholt ihre Bitte: „Gebt mir Wasser, ich sterbe!“ in so leidenschaftlichem Tone, daß sich die Töchter abwenden und in Thränen ausbrechen. Mit angsterfülltem Herzen zählen sie die Stunden, die Minuten bis zum Anbruch des Morgens; aber an die Möglichkeit, dem Gebot zuwider zu handeln und der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben, das kommt ihnen selbst dann nicht einmal in den Sinn, wenn der eintretende Todeskampf ihnen die bange Besorgnis aufdrängt, daß die Marter des Durstes das Ende der Leidenden beschleunigt. Der felsenfeste Glaube, daß dies alles so von der Gottheit bestimmt ist, und die Furcht, durch eine Übertretung der Satzungen sich nicht nur jene ewige Glückseligkeit zu verwirken, auf welche die leidenschaftliche Sehnsucht ihres träumerischen Gemütes gerichtet ist, sondern sich auch hier schon durch die Ausstoßung aus der Kaste eine Strafe zuzuziehen, die ihr weit schlimmer erscheint als der Verlust des Lebens, zwingt die Inderin, sich den Ordnungen dieses grausamen Sittengesetzes zu fügen. Ein Versuch der englischen Regierung, die widernatürlichen Einrichtungen durch mildere obrigkeitliche Gesetze zu verdrängen, würde nur die Folge größerer Heimlichkeit, nicht aber eine Änderung der Mißstände bewirken. Solche Reformen können einzig und allein nur auf dem Wege der Volkserziehung gelingen. Zu diesem Werk aber gehört eine ganz besondere Begabung. Der Volkserzieher muß die geheime Macht des Wortes: „Sesam, thu' dich auf!“ zum Erschließen der Menschenherzen besitzen. Entbehrt er derselben, so wird er immer vergebens an das Thor des festen Gefängnisses klopfen, in dem

der Hinduismus so viele Millionen von Seelen gefangen hält, die es wohl verdienten, der Freiheit zugeführt zu werden. Und wäre er auch der klügste, kenntnisreichste, arbeitseifrigste Mann der Welt und nennte er auch die beste Lehrmethode sein eigen, er bliebe doch unfähig, sich den Eingang zu erzwingen. Bis jetzt aber hat noch keiner der Vizekönige und Gouverneure, welche von England an die Spitze des großen indischen Reiches gestellt wurden, jenen Zauberschlüssel gefunden.

Die Preußen vor Amsterdam 1787.[1]

Von

Rogalla von Bieberstein.

Im Oktober vorigen Jahres waren 101 Jahre vergangen, seit König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Erbe der Machtstellung, welche Preußen nach schweren Kämpfen unter Friedrich dem Großen errungen hatte, im zweiten Jahre seiner Regierung die Vormacht der Republik der vereinigten Niederlande, Holland, mit Krieg überzog und das noch bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts für unüberwindlich geltende Land in einem Feldzuge von nur $3^1/_2$ wöchentlicher Dauer mit einer Streitmacht von nur 19—20000 Mann unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig unterwarf und mit der Besetzung von Amsterdam zum Frieden nötigte. —

Wie war es möglich, daß die Nation, welche in einem beispiellosen 80jährigen Freiheitskriege selbst der Weltmacht Spaniens siegreich getrotzt, welche noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Frankreich und England um den Vorrang in Europa gestritten und diesen Ländern und selbst einem Ludwig XIV., indem sie das glorreiche Beispiel ihres Unabhängigkeitskampfes, die Durchstechung der Deiche, wiederholte, in günstigen Friedensschlüssen Gesetze diktiert hatte, daß diese Nation zu einer Zeit, wo der unveränderliche Bundesgenosse der Niederlande, das Wasser, und der patriotische Eifer ihrer Angehörigen, ihr ebenso zu Gebote standen wie in früheren Epochen, zu einer Zeit, wo sie über die eminent starke Stellung von Amsterdam, — nach Napoleons I. Ausspruch eine der stärksten Stellungen der Welt — als Reduit ihrer Verteidigung gebot — so rasch in ihrer Vormacht Holland von einer verhältnismäßig so schwachen Streitmacht besiegt werden konnte?! —

Die nachfolgenden Blätter stellen es sich zur Aufgabe, diese Frage, vorzugsweise gestützt auf niederländisches, in Deutschland sehr wenig bekanntes Quellenmaterial, zu beantworten und dadurch den deutschen Darstellungen des Feldzuges von 1787 von Pfau, von Troschke, von Bernuth und anderen, als Ergänzung zu dienen.

[1]) Nach niederländischen Quellen.

Die äußere Veranlassung, welche den kurzen preußischen Feldzug in Holland im Jahre 1787 herbeiführte, der in wenig Wochen mit der Besetzung des Landes endete, ist bekannt. Sie bestand in einer schweren Beleidigung, welche Mitglieder der Partei der holländischen „Patrioten" der Schwester König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, der Gemahlin des Erbstatthalters der Niederlande, des Prinzen Wilhelm V. von Nassau-Oranien, zugefügt hatten, indem sie die Prinzessin an der Durchführung einer von ihr zur Beschwichtigung der damals in Holland herrschenden Unruhen nach dem Haag unternommenen Reise gewaltsam verhindert hatten. Wir kommen im Verlauf dieses Aufsatzes noch näher auf jene Unruhen und die Ursache, welche schließlich den Ausbruch des Krieges herbeiführte, zurück. Zunächst halten wir es jedoch für angezeigt, auf Grund niederländischer Quellen eine kurze Übersicht über den Stand der niederländischen Kriegsmacht jener Zeit und deren Entwickelung zu geben, da derselbe sowohl vom wesentlichsten Einfluß auf die Herbeiführung der fremden Intervention als auch auf die rasche Niederlage Hollands war.

Die Heeresmacht der Niederlande bestand bei Beginn des achtzigjährigen Freiheitskrieges hauptsächlich aus Landwehr (schutterij); später, als das Steuerwesen mehr in feste Normen gebracht worden war, und man Sorge trug, daß dem Kriegsvolk der Sold regelmäßig bezahlt wurde, entstanden allmählich einige niederländische Regimenter. Die Landwehr diente darauf mehr der städtischen Politik, und stand wenig im Zusammenhang mit der eigentlichen Armee, die hauptsächlich aus gemieteten Ausländern bestand und zu jener Zeit ungefähr 20000 Mann und einige Reiterei stark war. Im Laufe des Befreiungskrieges wuchs die Heeresmacht bis auf 120000 Mann. Prinz Frederik Hendrik und Prinz Moritz nahmen wesentliche Verbesserungen bei derselben vor, und alte Werke der königlichen Bibliothek in Berlin, die wir einsahen, zeigen uns bildliche Darstellungen der Handgriffe und der Chargierung der damaligen niederländischen Fußtruppen, die später von der preußischen Infanterie als Muster benutzt wurden. Nach Beendigung des Freiheitskrieges wurde die niederländische Kriegsmacht, die sich auf einer höchst Achtung gebietenden Höhe befunden hatte, allmählich mehr und mehr reduziert und geriet in fast allen ihren Zweigen in Verfall. Besonders der beständige Gegensatz der Forderungen der oranischen Statthalter als Generalkapitäne des Landes von Geldbewilligungen für eine zeitgemäße Verstärkung und Verbesserung des Heeres gegenüber der Ablehnung dieser Forderungen durch die einzelnen Staaten, Holland an der Spitze, war es, der die inneren Zwistigkeiten anfachte, welche den Krieg von 1787 herbeiführten.

Von der sogenannten „freiwilligen Gabe", der „Liberalen gift," die früher von den Einwohnern zur Verbesserung des Heeres und der Flotte aufgebracht worden war, und die ungefähr 50 Millionen Gulden betrug, gelangte nur sehr wenig in den Staatsschatz der Union. Familienherrschaft in allen Steuerangelegenheiten und Uneinigkeit der Regierenden gegenüber den Anforderungen des Volkes und des Landes waren die Ursache, daß nichts von Bedeutung für das Heer und die Flotte geschah.

Im Jahre 1783 betrug die Stärke des niederländischen Heeres nur 35000 M. Infanterie und ca. 4000 Reiter. Die Infanterie war in 39 Regimenter, und zwar 28 nationale und deutsche, 2 schottische, ein welsches und 6 Schweizer-Regimenter eingeteilt. Mit großem Unrecht gab man teilweise dem Prinzen-Statthalter von dem verwahrlosten Zustand der Landmacht schuld; vor allem aber wurde dieser Zustand dem Einfluß des Herzogs von Braunschweig zugeschrieben, der, von vielen Einwohnern mit Mißtrauen betrachtet, und ein Gegenstand ihres Hasses, 1784 seine Ämter niederlegte und das Land verließ.

Zahlreich sind die Broschüren und Pamphlete aus jenen Tagen, die den Zustand des Landes behandeln; es erschienen eine Menge Spottbilder, in denen die beiden Parteien, die allmählich im Lande entstanden waren, die „Patrioten“ und die „Oranisch Gesinnten“, ihrem gegenseitigen Hasse Ausdruck gaben.

Von den Gefahren, die 1784 von seiten Österreichs drohten, wußten die Patrioten meisterhaft Nutzen zu ziehen, um überall in den Städten Freikorps und Exerziergenossenschaften zu errichten. Die Staaten von Holland munterten nicht nur hierzu auf, sondern ordneten auch die Bewaffnung der Bewohner des flachen Landes an. Die Landleute widersetzten sich jedoch an vielen Orten gegen diese Maßregel; „sie wollten wohl für den Prinzen exerzieren, jedoch nicht für die Staaten.“

Da mannigfache Unruhen und Zusammenstöße zwischen dem oranisch gesinnten Volk und den Freikorps stattfanden, wurde das Tragen aller äußeren Abzeichen oranischer Gesinnung in Holland verboten.

In den Klubs und Genossenschaften waren die am Ruder befindlichen Männer thätig, um den geringen Mann auf eine gewisse Höhe der politischen Auffassung zu bringen; die Vornehmen in den Städten trachteten danach, dem Prinzen allmählich alle Macht zu nehmen, um sich selbst in der städtischen Verwaltung festzusetzen. Ein Vorfall mit einem Mitgliede der Leidener Exerziergenossenschaft, Harteveld, welches in Uniform von der oranischgesinnten Bevölkerung des Haag beschimpft worden war, bewog die Staaten von Holland, den Befehl für die Garnison von Gravenhaag zu erlassen, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung von Zeit zu Zeit Patrouillen gehen sollten. Der Prinz, als General-Kapitän der Kriegsmacht ausschließlich berechtigt, die Garnison Befehle zu erteilen, geriet darüber in Differenzen mit den Staaten von Holland, die schließlich zur Folge hatten, daß er am 17. September 1786 den Haag verließ und mit dem Hofe seine Residenz zunächst im Schlosse von Loo, später, am 7. November 1786 in Nymwegen nahm.

Die Wühlereien waren jedoch im Lande nicht geringer geworden. In Rotterdam, wo Kaatje Mossel und Katarina Vermeijne, mit dem Beinamen „die Oranjemaid“, sich besonders rührten, kam es bald zu Feindseligkeiten zwischen der oranisch gesinnten Bevölkerung und den bewaffneten Freikorps. Ein Leutnant zur See Janse ließ auf seine Kosten Kaatje Mossel ganz in orangegelb gekleidet nach dem Haag gehen, um aufständische Bewegungen hervorzurufen.[1]) Unordnungen

[1]) De Patriotten en Oranje, door Dr. J. de Bartag. Amsterdam 1882.

in Hattem und Elburg, auf Bitten der Staaten von Gelderland durch den Prinzen als General-Kapitän mit Kriegsvolk unterdrückt (4—6 September), hatten den Staaten von Holland Veranlassung geboten, den Prinzen als General-Kapitän ihrer Provinz zu suspendieren. (22. Sept.) Auch die sogenannten Francher Staaten, die Staaten von Friesland entzogen im Gefühl ihrer Machtvollkommenheit dem Regiment Plettenberg auf eigene Hand den Sold und schrieben darüber unter anderem an den Prinzen: „Damit Ew. Hoheit sich danach richten kann, und künftig das obengenannte Regiment nicht mehr als Militär verwende, wie es letzthin verwandt wurde."[1])

Da die Feldarmee zum größten Teil außerhalb der Provinz Holland über die anderen Provinzen verteilt war, so nahmen die Staaten von Holland ein besonderes Korps unter dem Rheingrafen von Salm in ihren Dienst, und beauftragten ihn mit dem Schutz von Holland und der Verteidigung von Utrecht, welches durch die in einem Lager bei Zeist zusammengezogenen Truppen der Generalstaaten bedroht wurde.

Weder eine aus Nymwegen datierte Deklaration, in welcher der Prinz den Anhängern der altbegründeten Regierungsform Hilfe und Unterstützung gegen die Wühlereien der „Regenten" anbot, die die Union umzustürzen suchten, noch die Bemühungen Friedrich Wilhelm II., Königs von Preußen und Bruders der Prinzessin von Oranien, Wilhelmine, um durch die Sendung des Grafen von Görtz die schwebenden Differenzen zwischen dem Prinzen und den Staaten von Holland auszugleichen, waren im stande, die Wühlereien der Patrioten aufzuhalten. Sie veranlaßten sogar einen Antrag bei den Staaten von Holland, der die Suspendierung des Prinzen von allen seinen Würden forderte. Die Staaten von Holland ernannten, in Besorgnis wegen der Armee der Generalstaaten im Lager von Zeist, eine Verteidigungskommission, die sofort beschloß, die Provinz Holland längs ihrer Wasserlinie in Verteidigungszustand zu setzen. Amsterdam war dafür, die Vermittelung Frankreichs anzurufen. Die Generalstaaten waren infolge des mangelhaften und verrotteten Zustandes der Armee nicht im stande, die Provinz Holland mit Gewalt durch den Prinzen zur Ordnung bringen zu lassen. Die Verwirrung wurde je länger je größer, und die Sprache der „Patrioten" gegenüber dem Prinzen und seiner Familie, je länger dieselbe anhielt, je gröber.

Unter diesen Umständen beschloß die Prinzessin Wilhelmine, von Nymwegen nach Gravenhaag zu gehen, um zu versuchen, durch ihr Dazwischentreten etwas zur Rettung des Vaterlandes und zur Befestigung der Verfassung zu thun.

Es war vorauszusehen, was das Ergebnis dieses Schrittes sein würde. Man hatte in Holland ihren Plan vernommen, und entsprechende Maßregeln getroffen, ihn zu vereiteln.[2]) In Maastrecht wurde die Prinzessin von den Patrioten angehalten und nach Goejan-Verwellesluis gebracht, wo fünf Mitglieder des sogenannten „Verteidigungswesens von Woerden" erschienen und Ihrer Königlichen Hoheit ankündigten: „Daß sie ohne Bewilligung der Staaten von Holland ihre

[1]) Ebendaselbst.

[2]) Korte schets van het Stadhouderschaft, dooer Jan Fokke. Amsterdam 1803.

Reise nach dem Haag nicht fortsetzen dürfe." Hierdurch wurde die Prinzessin genötigt, unverrichteter Dinge nach Nymwegen zurückzukehren. Wohl suchten die Generalstaaten, für die Folgen besorgt, die Staaten von Holland zu bewegen, die Prinzessin in der unterthänigsten Weise zu ersuchen, ihre Reise fortzusetzen, doch die Staaten waren dazu nicht zu bewegen. Vertrauend auf den Beistand Frankreichs meinte man in Holland, nichts von Preußen zu besorgen zu haben. In den holländischen Städten sah es damals traurig aus; überall herrschte Unordnung, Willkür und Sorglosigkeit.

Was die Schutterei von Amsterdam in diesen Tagen betrifft, so war sie wohl zahlreich, ungefähr 60 Kompagniefähnlein stark, jedoch hatte sie wenig militärischen Wert. Die Stadt Amsterdam war seit geraumer Zeit in Quartiere eingeteilt, wovon jedes Quartier sein Kompagniefähnlein hatte; diese Fähnlein waren zu Regimentern vereinigt, die sich wieder durch die Farbe ihrer Flagge unterschieden.

Täglich bezog ein Fähnlein die Wachen an den Thoren und am Stadthause, dem heutigen Palais.

Die Offiziersstellen, besonders die, welche einiges Einkommen gaben, wurden durch den Einfluß der Familienregierung an junge unwissende Leute, Mitglieder der Familien der „Regenten" vergeben; ja zuweilen waren Kinder die faktischen Befehlshaber von Abteilungen dieser Schutterei. Die Kriegsgeübtheit der Vorgesetzten der Schutterei war derart, daß ein Bürger jener Zeit schreibt, daß es Befehlshaber gäbe, „die die Kommandos aus dem Hut ablesen."[1]) In einer Flugschrift zur Verherrlichung des Patrioten Isaac van Goudeoever, Obersten der Schutterei, wird gesagt, daß, wenn alles, was der genannte Goudeoever zur Verbesserung der Schutterei einführen wollte, befolgt würde, die Schutterei nicht mehr ein Korps bewaffneter Leute sein würde, die gewohnt waren, an bestimmten Stunden in der größten Unordnung sich die Straßen entlang zu schleppen, und die allein dann zeigte, daß sie aus mutigen Männern bestand, wenn sie gegen eine Kompagnie Schinken, schwere Ochsenrippen, fette Kalbsbrust, einen Berg Käse und Brot nebst einem Haufen Bierfässer und einer Legion voller Weinflaschen kämpfen sollten.

Beim Feiern von Festen war die Schutterei stets zu finden; Zeuge davon geben die Bilder verschiedener Schuttermahlzeiten, die noch heut in den niederländischen Museen zu finden sind. Auf denselben befinden sich Personen aus reiner Eitelkeit im Vordergrunde, die nie etwas von besonderer Wichtigkeit für das Land gethan haben. Kamen fremde Fürsten nach Amsterdam, fanden Unruhen, Hinrichtungen statt, oder entstand Feuersgefahr, dann kam die Schutterei auf die Beine; Übungen im Schießen und Exerzieren wurden jedoch selten gehalten, aus dem einfachen Grunde, da die Anführer der Sache größtenteils unkundig waren.

An Garnisontruppen, die zu den Truppen der Generalstaaten gehörten, finden sich in einem Stärkenachweis vom Jahre 1772, welche Stärke im wesentlichen bis

[1]) Historische Verzameling der dienstdoende Schutterij van Amsterdam.

1787 dieselbe blieb, 400 Mann, d. h. zwei Kompagnien Musketiere. Die Schutterei, die Freikorps, die Exerziergenossenschaften, Garnisontruppen und einige Kavallerie vom Korps des Rheingrafen von Salm scheinen daher 1787 die militärische Macht innerhalb Amsterdams ausgemacht zu haben. Ferner besaß die Admiralität von Amsterdam ihre Schiffe zur Verteidigung des Y und trat einen großen Teil des Materials ihrer Magazine der Verteidigungskommission zur Armierung der Batterien und Schanzen ab, die um Amsterdam errichtet wurden. Auch traten viele Seeoffiziere unter dem Kapitänsrang, die den Generalstaaten nicht durch den Eid verbunden waren, in den Dienst der Verteidigungskommission über[1]).

Wir erwähnten bereits, daß die Staaten von Holland nicht zu bewegen waren, der Prinzessin Genugthuung für die ihr angethane Beleidigung zu geben (man hatte sie selbst in Goejan Verwellesluis durch bewaffnete Patrioten in ihren Gemächern bewachen lassen). Die Staaten der Provinzen Gelderland, Friesland und Utrecht verurteilten das Verhalten der Staaten von Holland auf das schärfste.

König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatte inzwischen die Art, wie man seine Schwester behandelt hatte, sehr übel vermerkt. Am 9. Juli forderte sein Gesandter eine vollständige Genugthuung und Bestrafung der Schuldigen. In der Antwort der Staaten von Holland an den König von Preußen wird unter anderem behauptet: „daß diesem unangenehmen Vorfall durch Ihre Königliche Hoheit selbst hätte vorgebeugt werden können, wenn dieselbe den Staaten von Holland in angemessener Weise von ihrem Vorhaben, nach Oranje Zaal (dem Haus ten Bosch) zu gehen, Kenntnis gegeben hätte, da die Staaten alsdann in der Lage gewesen sein würden, passende Maßregeln zu treffen, und der Prinzessin die Bedenken vorzustellen, die dieserhalb natürlich bei ihnen über eine so unerwartete Rückkehr nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren hatten entstehen müssen ꝛc.“[2]).

Die ungenügende Antwort der Staaten von Holland gab Friedrich Wilhelm II. Veranlassung zur Absendung eines zweiten Memorandums an die Staaten, und sein Ton wurde so drohend, daß die Ritterschaft von Holland sich verpflichtet fühlte, die Staaten vor den Folgen zu warnen[3]). Die „Pretense“-Staaten, wie die Staaten von Holland von den anderen Provinzen genannt wurden, fühlten sich Preußen gewachsen mit ihrer bewaffneten Schutterei, Freikorps, fliegenden kleinen Truppenkorps, ihrer Verteidigungskommission und den Truppen des Rheingrafen von Salm. Friedrich Wilhelm beschloß die Ordnung in Holland wieder herzustellen und selbst die seiner Schwester zugefügten Beleidigungen zu rächen. Er teilte unmittelbar darauf seine Absicht den meisten Höfen Europas offiziell mit und war bald in den Monaten August und September mit einer Armee von 19—20,000 Mann (23 Bataillone Infanterie, 25 Eskadronen Kavallerie, mit der erforderlichen Artillerie und Jägern zu Fuß) in der Umgebung von Kleve angelangt. Ein bei Wesel zusammengebrachter Pontontrain folgte der Armee später auf dem Rhein nach

[1]) Geschiedenis van het Nederl. Zeewesen, door de Jonge, 6. deel 1. stuk. 1845 bl. 414.
[2]) Koste schets van het Stadhouderschap Tan Fokke, Amsterdam 1803.
[3]) de Patriotten en Oranje door Dr. J. de Hartog. Amsterdam 1882.

Holland. Zum Oberbefehlshaber und Feldmarschall der preußischen Armee wurde der regierende Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel ernannt, der im siebenjährigen Kriege mit Auszeichnung gefochten hatte. Derselbe, der früher in Holland gewesen war, machte am 7. August seine Aufwartung am Hofe von Nymwegen, wo er infolge des Geburtstags Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin von Oranien Gelegenheit fand, viele angesehene oranisch gesinnte Holländer zu sprechen und durch holländische Offiziere von der Generalstaatenarmee Aufklärungen über den Zustand der Provinz Holland und die Anzahl und den Wert ihrer Verteidiger zu erhalten [1]).

Am 7. September wurde der Hauptmann von Kleist, Adjutant des Herzogs von Braunschweig, nach dem Haag geschickt, um nochmals zu versuchen, die vom König Friedrich Wilhelm II. verlangte Genugthuung zu erhalten; er kehrte zwischen dem 13. und 14. September mit der Überzeugung zurück, daß die Staaten die Angelegenheit auf die lange Bank zu schieben wünschten, um jede Genugthuung zu verweigern. Bereits am 13. September war die preußische Armee aus der Umgebung von Kleve nach der Geldernschen Grenze in drei Divisionen abmarschiert, die jede einen besonderen Auftrag hatte.

Die erste Division, Graf Lottum, 2 Infanteriebataillone und 15 Eskardrons stark, sollte über Zevenaar über die Brücke bei Westervoort auf Arnheim marschieren, ferner über Barnevelt auf Hilversum, und sollte durch ihre Operationen gegen die Festung Naarden und die Werke an der Vecht die Aufmerksamkeit des Feindes von dem eigentlichen Plan ablenken, der darin bestand, auf einem einzigen Punkte und zwar bei Vreeswijk einzudringen.

Die zweite Division, Generalleutnant von Gaudi, 12 Bataillone, 15 Eskadrons und die entsprechende Artillerie stark, sollte ebenfalls über die Brücke von Westervoort auf Arnheim marschieren und von da längs der beiden Ufer des Rheins und des Leks an die holländische „Wasserlinie" vordringen und suchen weiteren Inundationen der Patrioten in der Provinz Utrecht, besonders an der Grebbelinie, zuvorzukommen.

Die dritte Division, General von Knobelsdorf, 8 Bataillone, 3 Eskardrons, 2 Jägerkompagnien und 1 Haubitzbatterie stark, sollte über Nymwegen auf Lent und ferner das nördliche Waalufer entlang marschieren und die linke Flanke der preußischen Armee gegen etwaige Angriffe von französischer Seite her sichern und außerdem versuchen, durch Öffnung der einen oder anderen Stelle in der holländischen Wasserlinie in das Herz der Provinz Holland zu dringen.

Durch die Entsendung als Kuriere verkleideter Spione war die preußische Armee über die Besatzung und Bewaffnung der verschiedenen Werke in der holländischen Linie gut unterrichtet.

Die erste Division bezog Kantonnements in Arnheim, dann in Barnevelt und traf am 17. September bei Hilversum ein, von wo General von Kalkreuth nach Naarden gesandt wurde; diese Festung wurde zur Übergabe aufgefordert,

[1]) Geschiedenis van den Feldtocht der Pruisen in Holland gevolgd neer von Pfau. Amsterdam 1792.

die Aufforderung jedoch am 18. September vom Kommandanten abgelehnt. Am 17. September war es den preußischen Truppen geglückt, das Fort Uitermeer durch 40 Reiter und 16 Scharfschützen zu überrumpeln und zu nehmen; ebenso wurde Nieuwersluis am 21. September von ihnen genommen.

Die zweite Division war am 15. September bei Wageningen angelangt und ließ hier 9 Bataillone und 2 Batterien auf das linke Rheinufer übergehen. Die Vorhut dieser Division war schon am 15. September bis Vianen gelangt.

Während man auf den Türmen des Städtchens die oranische Flagge wehen sah, erfuhr man bald, daß der Ort, bisher von 150 Mann des Regiments Sachsen-Gotha, 40 Dragonern des Korps von Salm und einer Anzahl Patrioten besetzt, Tags zuvor von diesen Truppen verlassen worden war, die darauf zum Teil nach Nieuwpoort geflüchtet waren. Bei Vianen wurde durch die Vorhut noch ein bewaffnetes Fahrzeug genommen, das sich auf dem Lek befand, jedoch auf eine Sandbank geraten war. Inzwischen erhielt die Vorhut durch Bauern die Nachricht, daß der Rheingraf von Salm mit seinem Korps in der Nacht vom 15. bis zum 16. September Utrecht verlassen hatte, obgleich dieser Platz durch eine starke Inundation geschützt und reichlich mit Geschütz und Munition versehen war. Am 17. September war die Hauptmacht der 2. Division bei Wijk by Durstede angelangt und fand durch eine Rekognoszierung, daß der Abschnitt von Vreeswijk, eine Art vorgeschobener Posten der holländischen Wasserlinie, obgleich gehörig verstärkt, von den Patrioten verlassen worden war.

Die dritte Division, bei der sich der Herzog von Braunschweig befand, war am 14. September bei Ochten und am 15. September bei Tiel angekommen. Die Vorhut dieser Division stieß bei Asperen auf etwa 60 Infanteristen und einige Dragoner des Korps von Salm; diese Abteilung wurde von den preußischen Truppen verjagt, und das Städtchen von ihnen besetzt. Das bei Tuil angekommene Gros der 3. Division entschloß sich jetzt über Asperen zu marschieren und gegen den Lek zu rücken, dies wurde auch ausgeführt und alsdann Meerkerk und Leerdam besetzt. Von den Bewohnern des platten Landes wurden die preußischen Truppen im allgemeinen mit Freuden empfangen, wozu vor allem die strenge Disziplin, die bei ihnen herrschte, und der Umstand beitrug, daß die Offiziere orangefarbene Kokarden trugen. Von Asperen wurde der Oberst von Romberg mit 1 Bataillon Infanterie und 1 Batterie nach Gorinchem gesandt, um zu versuchen, die Stadt, einen wichtigen Punkt der holländischen Linie, zu nehmen. Die Stadt war stark befestigt, ebenso eine Sandbank, die mitten im Fluß vor ihr lag. Östlich der Stadt auf der Seite des Dorfes Dalem befanden sich bereits Truppen der Generalstaaten, vom schweizerischen Regiment May unter Kapitän Groß, aufgestellt, um zu verhindern, daß an der Ostseite die Inundation des Vorterrains ausgeführt würde und die Dalemer Schleuse in den Besitz der Patrioten kämen. Der Herzog rekognoszierte den Platz erst selbst von der Spijker Seite aus, und nachdem die preußischen Truppen am 17. September morgens um 4 Uhr vor Gorinchem angekommen waren, wurde die Festung zur Übergabe aufgefordert. Diese Aufforderung wurde nicht nur abgelehnt, sondern es wurde auch

von den Patrioten auf die preußischen Parlamentäre geschossen. Unmittelbar darauf wurde das Feuer gegen die Festung von einer Haubitzbatterie, die zwischen Dalem und Laag Dalem aufgestellt war, eröffnet. Beim 5. Schuß wurde eine Mühle in Brand geschossen, und es geriet dadurch ein Ölmagazin in Brand; beim 44. Schuß, als schon an vielen Stellen Feuer ausgebrochen war, sah man die weiße Flagge von den Türmen wehen, zum Zeichen, daß der Festungskommandant unterhandeln wollte; dies wurde nicht angenommen, und die Festung mußte sich bedingungslos ergeben. Der Kommandant Baron van der Capellen, erst seit fünf Tagen Befehlshaber des Platzes, lieferte die Festung, die mit allem gut versehen war, unter anderem mit 105 Geschützen und der zugehörigen Munition, dem Gegner aus, der sofort mit dem Herzog von Braunschweig an der Spitze seinen Einzug in die Stadt hielt, wo er von der oranisch gesinnten Bevölkerung mit den Rufen; „Oranien hoch!“ und „es lebe der Herzog!“ empfangen wurde. Gorinchem blieb von den preußischen Truppen besetzt, und es wurde der Kapitän von Winzingerode von dort nach Dordrecht gesandt und forderte die offene Stadt von Papendrecht aus zur Übergabe auf, welchem Verlangen bald entsprochen wurde. Von Dordrecht wurden von den preußischen Truppen Patrouillen nach dem Krimpener- und dem Ablasserwaard gesandt, um die geflüchteten Patrioten, die dort vielen Unfug trieben, im Zaum zu halten. Das Aufgeben Utrechts durch den Rheingrafen von Salm und die darauf stattfindende Besetzung der Stadt durch den Prinzen Wilhelm V. mit 6 Bataillonen und 4 Eskadrons aus dem Lager von Zeist, von welcher Besatzung 2 Bataillone nach den Werken bei Vreeswijk gesandt wurden, waren die Ursache, daß der Operationsplan des Herzogs von Braunschweig geändert wurde.

Da Nieuwpoort, Schoonhoven, Oudewater und Gouda hintereinander von der 2. und 3. Division genommen, und auch Rotterdam und Delte durch preußische Detachements besetzt wurden, und man in den Rücken der holländischen Linie gekommen war, so beschloß der Herzog von Braunschweig, mit dem Gros der 3. und mit der Hälfte der 2. Division nach Amsterdam abzumarschieren und mit den Truppen der Armee eine Schwenkung auszuführen.

Am 23. September rückte der Herzog mit sechs Bataillonen Infanterie nach Gouda ab, rekognoszierte von da in der Richtung auf Alphen, während die Vorhut auf Leijmuiden und das Harlemmermeer vorging. Am 24. September wurde nach Alphen marschirt, und von da Leijmuiden mit einem Bataillon Infanterie und zwei Kompagnien Jäger und Husaren besetzt. Ein Teil dieser Truppen rekognoszierte gegen Kalslagen, Kudelstaart und sogar Amstelveen. Durch dichten Nebel begünstigt, gelangten die preußischen Teten bis an die „Hand von Leyden“, wo man auf starke Patrouillen der Patrioten stieß, und wo man auch erfuhr und bemerkte, daß die Patrioten sich in Amstelveen tüchtig verschanzt hatten.

Naarden folgte am 27. September dem Beispiel von Nieuwersluis. Der General van Rijssel, Kommandant dieser Festung, hatte von den Generalstaaten den Befehl erhalten, die Festung den preußischen Truppen zu übergeben, und da er sich nicht dazu entschließen konnte, hatte er sein Kommando niedergelegt und dasselbe dem

Obersten Matha übertragen. Dieser, der gegen die Übergabe war, war nach Amsterdam gegangen, um mit der Verteidigungskommission über dieselbe zu sprechen. Während seiner Abwesenheit führte der Oberst van Levington den Befehl. Der Graf von Lottum, von der Abwesenheit des Obersten Matha unterrichtet, ließ die Festung am 26. September nochmals auffordern, worauf Levington beschloß, dem Befehl der Generalstaaten zu folgen, und am 27. September die Festung übergab. Unter der Besatzung von Naarden hatten sich bereits aufrührerische Symptome gezeigt, die denn auch die Übergabe beschleunigt haben sollen.

Der Oberst Matha, von Amsterdam zurückgekehrt, war wenig erbaut von der Übergabe, übernahm unmittelbar darauf den Befehl von Muiden und wies die Aufforderung zur Übergabe dieser Festung zurück, worauf Muiderberg von den preußischen Truppen besetzt und im Arsenal von Naarden Geschütz für die Belagerung von Muiden in Stand gesetzt wurde. Der General von Kalkreuth besetzte nun Abcoude und unternahm einen vergeblichen Versuch, sich von diesem Platz aus Weesps zu bemächtigen, der seinen Truppen 9 Tote und 32 Verwundete kostete. Prinz Wilhelm V., der durch die Staaten von Holland in seine Würde als General-Kapitän wieder eingesetzt war, und daher das Kommando über die regulären Truppen der Republik und auch über die, welche noch in Holland waren, angetreten hatte, gab den Truppen, soweit sie sich in dem von den Patrioten besetzten Gebiet befanden, den Befehl, aus den Amsterdamer Stellungen nach den übrigen Landen der Generalstaaten abzurücken. Dieser Befehl ward befolgt, und man sah nun das sonderbare Schauspiel, daß drei Bataillone Infanterie aus Ouderkerk mit Musik an der Spitze nach Albcoude marschierten und aus den Amsterdamer Stellungen rückten. Der Platz dieser Bataillone wurde sofort durch Patrioten aus Amsterdam eingenommen. Der Kommandant von Weesp erhielt von dem Prinzen den Befehl, die Festung den preußischen Truppen zu übergeben, was am 27. September auch geschah. In der Zwischenzeit fanden von seiten der preußischen Truppen Rekognoszierungen gegen Muiden, Duivendrecht und Ouderkerk statt, und wurde ferner die preußische Armee durch Truppenteile der zweiten und dritten Division verstärkt, die früher in Holland zur Besetzung einzelner Punkte zurückgeblieben waren.

Ferner fanden mannigfache Kantonnementswechsel der preußischen Truppen statt, die keiner besonderen Erwähnung bedürfen.

Die Lage war jetzt die folgende: Naarden und Weesp waren von den preußischen Truppen besetzt, die bei Muiderberg ein Detachement gegen Muiden und ein Detachment gegen das Weesper „Zollgatter" nahe bei Bijlmerburg postiert hatten. Abcoude war ebenfalls von den preußischen Truppen besetzt, die von da ein Detachement gegen Duivendrecht und eins auf dem Wege nach Ouderkerk vorschoben. Der Herzog von Braunschweig hatte sein Hauptquartier in Leijmuiden genommen und von da die Wege nach Ouderkeck und die Dörfer Kalslagen, Kudelstaart, Uithoven und Aalsmeer besetzen lassen. Am 26. September empfing der Herzog zwei Deputationen in Leijmuiden, eine der Generalstaaten und eine

der städtischen Regierung von Amsterdam. Die letzte Deputation bestand aus den Herren: Abbema, Goll, Gallas und Lude, die einen Waffenstillstand nachsuchten, und versprachen im Namen von Amsterdam eine Deputation nach Gravenhaag zu senden, um mit den Staaten von Holland zu unterhandeln.

Der Herzog genehmigte in Gegenwart des holländischen General van Dopt und des Herrn Tollius den Waffenstillstand, unter der Bedingung, daß nicht mehr an den Verschanzungen und Durchstichen gearbeitet und die Inundationen nicht fortgesetzt würden. Die Amsterdamer Deputation kehrte zurück, und die preußischen Truppen wurden überall von dem Waffenstillstand in Kenntnis gesetzt. Der Herzog von Braunschweig ging inzwischen selbst nach dem Haag, um bei den Unterhandlungen zugegen zu sein. (28. Sept.)

Wir schreiten nunmehr zur Darstellung der Besetzung der Stellung von Amsterdam durch die Patrioten. Die Stellung von Amsterdam, im Osten an die Zuidersee, im Norden an das Y, im Westen an das damals noch nicht trockengelegte Harlemermeer gelehnt, und im Süden von den zahlreichen Wasserläufen der Vechte, Gaasp, Gein, oude Waver, Amstel, Nieuwemeer, und dem Bijlmermeer umgeben, und durch zahlreiche und ausgedehnte Inundationen geschützt, die miteinander im Zusammenhang stehen und nur von schmalen Dämmen und Landzungen durchschnitten werden, ist noch heut und war nach Napoleon I. Ausspruch schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine der stärksten Stellungen der Welt. Die sie im Süden schützenden Inundationen sind und waren derart angelegt, daß sie infolge der zahllosen sie durchschneidenden Kanäle für Truppen nirgends passierbar und andererseits wegen ihrer geringen Tiefe auch nur an sehr wenigen Stellen für Fahrzeuge schiffbar waren. Neuerdings sollen, wo dies der Fall ist, armierte Fahrzeuge, sogenannte, „Uitleggers“, den Sicherheits- und Verteidigungsdienst versehen.

Die Verschanzungen, Batterien und Terrainverstärkungen, welche die Patrioten im Umkreis der Stellung angelegt hatten, und die sich in genauer Angabe in dem Werke: „Nauwokeurige beschrijving der Batterijen, die in de maand Sept. 1787 in den omtreek van Amsterdam geweest zijn, met derselver Attaques en Verdediging enz. te Amsterdam, bij Houtgraaff 1789 finden, zogen sich westlich von Amsterdam bei Halfwegen beginnend, über Osdorp Huis te Vraag, Koenekade, Kalfjes Laan, Kassenbrug, Amstelveen das Groote Loopveld, Ouderkerk, Duivendrechterbrücke, Diemerbrücke und Vinkenbrücke bis nach Diemerdam an dem Zuidersee, im Abstande von 4—10 km von der Stadt hin. Diese Werke waren durchschnittlich mit 2—3, höchstens 6 Geschützen leichten Kalibers vom Einpfünder und Dreipfünder bis zum Zwölfpfünder armiert und unter sich durch ausgedehnte Inundationen, die der vorhandenen Gräben halber weder durchwaatbar, noch ihres geringen Wasserstandes wegen befahrbar waren, verbunden. Auf den Gewässern lagen zur Bestreichung derselben und des Vorterrains schwimmende Batterien auf flachen Fahrzeugen und zwar bei der Vinkenbrücke, bei dem Gehöft t Kalfje und dicht vor Amsterdam auf der Amstel. Die schwimmende Batterie, welche zur Beherrschung des Haarlemermeers dienen sollte, war unvollendet geblieben. Auf

dem Y lagen nahe bei Halfweg einige armierte Fregatten vor der Stadt, und auch auf der Zuidersee kreuzten armierte Fahrzeuge der Patrioten. Die Terrainverstärkungen vor den Batterien, Schanzen und auf den Wegen bestanden aus Durchstichen, Verhauen, Wassergruben, spanischen und friesischen Reitern, Traversen, Pallisaden und Wolfsgräben. Die wenn auch kleinen befestigten Plätze Weesp und Muiden konnten als vorgeschobene Außenposten auf dem linken Flügel der Verteidigungslinie gelten, besaßen jedoch keine ausreichende Widerstandskraft.

Die ganze Ebene um Amsterdam von Muiden an dem Zuidersee bis zum Harlemermeer war mit Wasser bedeckt. Die Wege, die durch diese Inundation führten, hatten eine Breite von 6—12 Fuß und waren, wie erwähnt, mit den verschiedenartigsten Verstärkungen versehen. Nur acht von ihnen befanden sich außerhalb des Wassers.

Dies waren: 1. Der Weg von Gouda über Leijmuiden und Amstelveen nach Overtoom. 2. Die Deiche längs der Amstel, 3. der Weg von Utrecht über Abcoude und Duivendrecht nach Amsterdam. 4. Der Weg von Weesp längs dem Gaasp nach Diemerbrücke. 5. Der Weg von Muiden über Vinkenbrücke nach Diemerbrücke. Solange Muiden jedoch noch im Besitz der Patrioten war, konnte dieser Weg nicht als Zugang gelten. 6. Der Seedeich von Muiden über Diemerdam nach Amsterdam. 7. Der Spaardamer Seedeich längs dem Y. 8. Der Weg von Haarlem über Halfweg nach Amsterdam. —

Wir wenden uns nun zu der Verteilung der holländischen Truppen und zu dem preußischen Angriff.

Die Reiterei des Rheingrafen von Salm kantonierte zwischen den Zwanenburger Schleusen und den Schleusen bei Halfweg und Amsterdam und postierte sich längs der Ufer des Haarlemermeers, um dort eine Landung der preußischen Truppen zu verhindern. Wir werden später sehen, daß sie diese Aufgabe sehr schlecht löste. Die Verschanzungen der Patrioten waren, dem allgemeinen Urteil nach, dem nur dasjenige General Krayenhoffs entgegenstand, sehr gut angelegt und ausgeführt; die Artillerie wurde von französischen Artilleristen bedient, die von französischen Offizieren befehligt wurden. Die Posten außerhalb Amsterdams waren außer den Patrioten (bewaffnete Bürger) von 6 Bataillonen regulärer Infanterie, die im speziellen Solde der Stadt standen, besetzt.

Wir kehren zu den preußischen Truppen außerhalb der Stellungen von Amsterdam zurück.

Der Herzog von Braunschweig war am 28. September abends aus Graven-Haag nach Leijmuiden zurückgekehrt Da die Inundation trotz des Waffenstillstandes immer höher wurde, mußte der General von Kalkreuth das Zentrum seiner Aufstellung (Abcoude) nach Driemont etwa an die Geinbrücke verlegen. Obgleich die Amsterdamer Regierung eine Deputation nach Gravenhaag geschickt hatte, um mit Prinz Wilhelm V. und der Prinzessin zu unterhandeln, so vernahm man weder, daß die Patrioten in Amsterdam die Waffen niederlegten, noch daß der antioranisch gesinnte Gemeinderat abgesetzt worden sei; dagegen arbeiteten die Patrioten an ihren Verschanzungen und Durchstichen weiter.

Die preußische Armee besetzte darauf am 30. September Kudelstaart mit 2 Bataillonen, 4 Haubitzen und 4 Sechspfündern und verlegte das Hauptquartier von Leijmuiden dorthin. Drei Bataillone und eine 6pfünder Batterie rückten nach Kalslagen und 2 Bataillone nach Leijmuiden. Auf dem rechten preußischen Flügel wurde durch General von Kalkreuth Weesp mit 4 Kompagnieen besetzt.

Der General von Waldeck, der in Alphen stand, erhielt den Befehl, soviel Schiffe als möglich nebst Bohlen und Balken zu sammeln und unter einem Begleitkommando auf der Oude Wetering nach der Schleuse bei Kudelstaart zu schaffen.

Da das Wasser der Inundationen beständig wuchs, und der Herzog von Braunschweig befürchtete, die Patrioten würden die Seeschleusen öffnen, wurde der Waffenstillstand gekündigt. Des Vormittags kam nochmals eine Deputation zu dem Herzog und ersuchte ihn, nicht mehr weiter vorzurücken, da die Deputation sonst nicht mehr für den Pöbel in der Stadt einstehen könnte, und da die Unterhandlungen rasch zu einem guten Abschluß kommen würden. Ihr Gesuch wurde nicht bewilligt.

Wir schreiten nun zur Darstellung des preußischen Angriffs.

Am 30. September abends 7 Uhr trafen sämtliche Generale und kommandierenden Offiziere im Hauptquartier Kudelstaart ein und erhielten für den Abend des 30. September und den folgenden Tag, den 1. Oktober, die folgenden Befehle.

Bereits am 30. September abends 10 Uhr sollten die Truppen für den nächtlichen Vormarsch bereit stehen. Die Bagage, die Fahnen, ein Teil der Artillerie und ein Bataillon Infanterie sollten in Leijmuiden bleiben.

Am 1. Oktober um 5 Uhr morgens sollten 3 Kanonenschüsse das Zeichen zu dem allgemeinen Angriff auf die verschiedenen Stellungen der Patrioten geben.

Der Major von Burghagen sollte sich am 20. September abends 9 Uhr bei Aalsmeer mit 1 Grenadierbataillon, 2 Kompagnien und 20 Jägern einschiffen, über das Harlemermeer fahren und bei Sloten landen, auf Osdorf und Halfweg marschieren, dort die Zwanenburger Schleusen bei Halweg mit den dabei liegenden Verschanzungen zu nehmen suchen und besetzt halten.

Der Major von Langlair sollte sich mit 1 Infanterie Bataillon und 20 Jägern ebenfalls bei Aalsmeer einschiffen und über das Harlemermeer und Nieuwemeer fahren, bei der Katunbleiche „die Lilie" landen und, auf den Amstelveen'schen Weg gelangt, gegen Overtoom und die Verschanzungen auf dem Amstelveenschen Weg operieren. Bei beiden Unternehmungen wurden die Transportschiffe durch einen Holländer, einen früheren Offizier der ostindischen Kompagnie, über das Harlemermeer geführt. Der Major von Goetz sollte mit 2 Kompagnien Infanterie von Aalsmeer längs dem Ostender und Norddeich nach dem Koenekai marschieren, in aller Stille über das Karnemelksgat zu kommen suchen, in einigem Abstand vom Amstelveenschen Weg verdeckt halten und die Ankunft der Abteilung unter Major von Langlair abwarten und sich mit diesem vereinigen.

Diesen drei Abteilungen wurden die Wege, Kais und Punkte angewiesen, denen sie folgen und die sie später besetzt halten sollten. Im Namen des Herzogs von Braunschweig gab der General von Kalkreuth die nachstehenden Befehle:

Der Major von Niebelschütz hat mit 3 Infanterie-Kompagnieen und 3 Feldgeschützen nach Muiderberg zu rücken und von da Muiden zu bombardieren. Er sollte ferner auf schweres Geschütz, das ihm aus Naarden gesandt werden sollte, rechnen, doch geschah letzteres nicht.

1 Infanterie-Kompagnie unter Kapitän von Großkreutz nebst 2 Unteroffizieren und 40 Scharfschützen sollte von Abcoude nach Weesp rücken. Als Reserve standen ferner in Weesp 1 Infanterie-Bataillon und 1 Grenadierkompagnie; ferner wurden noch am Gein 3 Infanterie-Kompagnieen postiert; zwischen der Geinbrücke und Abcoude 2 Kompagnieen, bei Nigtevegt 2 Kompagnieen und bei Abcoude 3 Grenadier-Kompagnien, 1 Infanterie-Kompagnie und 1 Schwadron Kürassiere. Die beiden Ufer des Holendrecht und des Bullewijk sollten durch Kürassierschwadronen bewacht werden. Endlich wurden noch 2 Kürassierschwadronen und 2 Infanterie Kompagnieen bei Uithoom, 2 12 pfünder nahe bei der Geinbrücke und zwei Haubitzen bei Weesp aufgestellt.

Der General von Kalkreuth hatte vom Herzog von Braunschweig den speziellen Auftrag, eine kräftige Diversion auf Ouderkerk und die abgebrannte Brücke beim Weesperzollgatter zu machen, und traf dazu die folgenden Anordnungen.

Der Feind sollte auf 7 Punkten zugleich angegriffen werden, und zwar an 4 Stellen bei Ouderkerk, bei der Duivendrechter Brücke, bei der abgebrannten Brücke und bei Muiden. Der Angriff auf Duivendrecht und die Duivendrechter Brücke sollte nur ein Scheinangriff sein. Bei dem Angriff auf die abgebrannte Brücke am Zollgatter sollten 2 12 pfünder, 1 Haubitze und 1 6 pfünder mitwirken, unter Bedeckung durch 1 Infanterie-Kompagnie, gefolgt von 1 Infanterie-Kompagnie und 1 Kürassierschwadron als Soutien.

Die Stadt Muiden sollte ferner von dem Garten des Landhauses „Landskron“ aus durch 2 Haubitzen beschossen werden, hinter diesen beiden Geschützen befand sich auf jedem Vechtufer ein halbes Bataillon Infanterie, mit je einer Kürassierschwadron hinter sich. Gelang es durch das Bombardement dieser Batterie und der auf dem Seedeich bei Muiderberg aufgestellten, die Übergabe der Festung zu erlangen, und würde deren Garnison sich einschiffen, dann sollte die Kavallerie den Seedeich besetzen, die große Seeschleuse bei Diemerdam zu nehmen suchen und ihr unmittelbar eine Infanterie-Kompagnie folgen.

Der Herzog von Braunschweig, der den Angriff auf Amstelveen selbst leiten wollte, begab sich am 1. Oktober Nachts 12½ Uhr auf den Marsch nach diesem Platz. Er nahm Husaren in die Vorhut, denen einzelne Jäger folgten. Alsdann kam ein Zug Grenadiere, 2 Haubitzen und zwei Wagen mit Wollsäcken sowie der Rest des Infanteriebataillons. Demselben folgten 2 6 pfünder, das Regiment Waldeck und 2 Infanterie-Kompagnien, die unter dem General-Major von Budberg die Noord-Dammerbrücke besetzten. (Die Wollsäcke sollten der Artillerie und Infanterie als Deckung dienen, sie wurden durch Mannschaften auf den Wegen fortgerollt, waren jedoch bald auf den nassen und modrigen Straßen größtenteils unbrauchbar.)

So wurde von Kudelstaart auf Amstelveen abmarschiert, bis die Vorhut ungefähr um 2½ Uhr an die Noord-Dammerbrücke kam, die abgebrochen gefunden wurde. Nachdem diese Brücke mit Stroh belegt, und durch Husaren und Jäger besetzt war, wurde in größter Stille hinüber marschiert; die Truppen breiteten sich unmittelbar darauf links und rechts des Deichs auf dem angrenzenden Terrain aus und erhielten Ordre, den Feind, der vermutlich die „Hand von Leiden" besetzt hielt, in der Flanke überraschend anzugreifen. Darauf wurden zwei große Wollsäcke auf dem Deich vorausgerollt, gefolgt von Mannschaften, die Balken und Planken trugen, um eine Brücke nahe bei der „Hand von Leiden" herzustellen. Hierauf folgte wieder ein Zug Infanterie, dahinter 2 6pfünder, denen zuletzt die übrigen Züge des Infanteriebataillons und 2 Haubitzen folgten. Das Regiment von Waldeck blieb bei der Noord-Dammerbrücke zurück.

Während nun die Vorhut in aller Stille nach der „Hand von Leiden" vorrückte, stieß sie bald auf eine Patrouille der Patrioten, welche zweimal „Werda!" rief und dann feuerte; dies Feuer wurde von der preußischen Vorhut beantwortet, die bald die Patrioten in Übereilung die „Hand von Leiden" in der Richtung von Amstelveen verlassen sah. Hierauf wurde alles wieder auf beiden Seiten still. Unmittelbar darauf wurde die „Hand von Leiden" auf dem Amsterveenschen Weg durch ein Bataillon Infanterie (Droste) besetzt, und es wurden 2 6pfünder auf den Weg gestellt, die durch den Herzog selbst auf Amstelveen gerichtet wurden. In dieser Position blieb alles ruhig bis um 5 Uhr morgens, wo durch den Herzog die drei vereinbarten Schüsse gelöst, und rasch auf der ganzen preußischen Linie das Feuer eröffnet wurde. Die Jäger, gefolgt von 1 Zuge Infanterie, stürmten sofort auf einen Verhau los, und räumten denselben auf; von da drang man bis zu einer Traverse, die mit einem nassen und pallisadierten Graben versehen war; seitwärts dieser Traverse lag die sogenannte Torfschanze, die noch unvollendet war. Beide Verschanzungen wurden von den preußischen Truppen genommen, sie drangen weiter vor, sahen sich jedoch bald durch einen Durchstich des Weges aufgehalten, der außerdem mit spanischen Reitern versehen war. Inzwischen war es taghell geworden, und die preußischen Truppen sahen deutlich die Verschanzungen hinter der Brücke, von denen aus die Patrioten den Weg nach der „Hand von Leiden" aus 4 6pfündern mit Kartätschen zu beschießen begannen. Die Angreifer gingen diesem Feuer gegenüber hinter die genommene Traverse zurück, und stellten hinter derselben eine Haubitze auf. Die Jäger an der Spitze suchten rechts und links vom Wege Deckung, wurden jedoch von einem Geschütz von der Ouderkerker Allee her derartig beschossen, daß sie zum Teil zurückwichen; der übrige Teil des Bataillons Droste stellte sich bei der „Hand von Leiden" außerhalb des Feuerbereichs der Patrioten auf, während eine Batterie von 2 6pfündern und 1 Haubitze zwischen der Hand von Leiden und der Noord-Dammerbrücke postiert wurde, die Amstelveen heftig zu beschießen begann, ein Feuer, das von den Patrioten aus jenem Ort kräftig erwidert wurde. Der preußische Angriff war daher hier abgeschlagen, und da der Herzog von Braunschweig einsah, daß ein neuer Angriff ihm schwere Opfer kosten würde, beschloß er, in seiner Position vor Amstelveen zu bleiben und

die Meldung über den Verlauf der Unternehmung auf dem Amstelveenschen Wege abzuwarten.

Um 10 Uhr sah man preußischerseits Infanterieverstärkungen nach Amstelveen rücken, man glaubte, daß die Patrioten einen Ausfall aus Amstelveen beabsichtigten, und traf sofort seine Gegenmaßregeln. Die preußische Artillerie, welche Amstelveen heftig zu beschießen fortfuhr, vermochte dieses Dorf nicht in Brand zu setzen, da ihre Granaten nicht krepierten. Endlich traf gegen 10 Uhr die Meldung bei dem Herzog ein, daß es den preußischen Truppen gelungen sei, auf dem Amstelveenschen Wege den Patrioten in den Rücken zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Der Absolutismus und seine Märtyrer im achtzehnten Jahrhundert.

Nicht ohne Staunen lesen wir, daß ein Mann wie Gottsched 1732 August dem Starken zurief:

„So, König, ist dein Schloß, wo alle Freiheit blühet,
„Von dessen Schwelle uns kein Wächter rückwärts ziehet,
„Wo Fürst und Edelmann und Bürger sich vermengt,
„Wohin der Pöbel selbst sich nicht vergebens drängt."

Kürzer sagte der damals vielgelesene Pietsch dasselbe in dem Verse:

„Der König ist vergnügt — das Land erfreuet sich!"

Dies „Le Roi s'amuse" war ja die Quintessenz und das süße Geheimnis des Absolutismus, welches Deutschlands Fürsten von den Königen bis zu den kleinsten Principions dem Abgotte in Versailles, dem Roi-Soleil, ihrem Vorbilde, ablauschten; nur die Höfe von Wien und Berlin machten durchschnittlich eine Ausnahme von der blinden Nachäfferei des französischen Pompes; am tollsten trieben es wohl die Wettiner in Dresden, die Hohenzollern in Baireuth und Ansbach, die Herzoge von Württemberg, die Pfälzer Fürsten und andere; dabei richteten mächtige Herren ihr Land, kleine dies und sich selbst zu Grunde, was freilich Gottsched nicht verhinderte, dem sächsischen Despoten außer obigen Lobhudeleien zu versichern:

„Du freust dich, deinen Unterthanen
„Den Weg zu lauter Heil zu bahnen;
„Drum sitzen sie dem Glück im Schoß."

Gegenteilige Meinungen durften nicht verlautbaren; die Gefängnisse auf dem Königstein, dem Sonnenstein und der Pleißenburg, die von politischen Gefangenen nie leer wurden, belehrten, wohin ein freies Wort führte, und boten in ihren grauenhaften Kasematten wenig Verlockendes. In ihrem Prasserleben wünschten

die Kurfürsten, deren Scheitel Polens Krone schmückte, ungestört zu sein; gewissenlose Minister, Leute vom Schlage Brühls und Hennickes, verhinderten deren Gewissen, einmal ihren Sinnenrausch zu unterbrechen, und vergeudeten mit ihnen das Mark des Volks; kostete der siebenjährige Krieg Sachsen 100000 Menschen und 100 Millionen Thaler, so praßte nichtsdestoweniger der aus dem sicheren Asyle in Polen heimgekehrte Landesvater auf den Trümmern. Der Fürst hielt sich nicht für den ersten Diener des Staats, sondern für den zum Lebensgenusse meistberechtigten Repräsentanten seines Reiches; er bekümmerte sich nicht um das, was tief unter seinem Hofkreise, im Leben des Volks, vorging, beglückte oder strafte vom Throne herab, ohne nur hinzusehen, und pflückte Rose um Rose vom Stengel; seine Beamten mochten gut oder schlecht regieren, wenn man ihn nur nicht mit Klagen behelligte; es fehlte ihm wirklich an Zeit sie anzuhören, wenn nicht etwa hübsche Frauen die Kläger waren. Daß z. B. das fürstliche Wild die Saaten des Landmanns verwüstete, war ganz selbstverständlich; kannte doch Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen keinen höheren Stolz, als während seiner Regierung 13636 Hirsche erlegt zu haben; anderwärts ging es nicht besser, und noch an König Friedrich von Württemberg wandte sich ein Pfarrer mit der respektvollen Eingabe: „Euer Königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine alleruntertḧänigsten Kartoffeln gefressen;" ein Markgraf in Ansbach, der kein höheres Vergnügen als die Jagd kannte, schoß zu gelegentlicher Unterhaltung aus seinem Zimmer auf Leute.

Bei solcher Sünden- und Lotterwirtschaft lagen begreiflicherweise die Finanzen der prunksüchtigen Fürsten im Argen; um ihre meist leeren Kassen zu füllen, griffen dieselben zu den ärgsten Willkürmaßregeln, und keineswegs vereinzelt stand jener Fürst Ulrich Ernst von Öttingen-Öttingen, der zur Badereise seiner Gemahlin seinem Rentmeister befahl, einen Zuschuß von 500 Dukaten in Gold aus seiner Amtskasse, in Ermangelung deren aber aus eignen Mitteln binnen vierundzwanzig Stunden, bei Vermeidung der Exekution, herbeizuschaffen. Wo Hofjuden, Goldmacher und andere zweifelhafte Alliierte nicht genügten, griff man zu dem einträglichen Auswege, die Landeskinder in fremden Kriegsdienst zu verkaufen; die Häuser Sachsen-Weimar, Braunschweig, Hessen-Kassel, Anhalt-Zerbst, Bayern, Württemberg, Waldeck, Brandenburg-Ansbach, Hessen-Darmstadt u. a. schlugen ein hübsches Stück Geld aus dieser lebenden Ware. Was unser edler Dichter Gottfried Seume so ergreifend als seine Erlebnisse schilderte, hätten tausende als die ihren unterzeichnen können; mit ihm hätten sie gern bekannt:

„Wo der blinde Eigennutz gebietet,
„Wo man für Obolen Söldner mietet,
„Bleibt man für den Ruf der Ehre taub."

Und Schiller hatte nur zu gutes Recht, in „Kabale und Liebe" solche Fürsten auf ewig an den Pranger zu stellen, Lessing in „Emilia Galotti" ihr Treiben zu brandmarken. Es war aber keineswegs ratsam, seine Ansichten laut werden zu lassen, nur besonders Mutige oder Privilegierte wagten es einmal; so meinte Herzog Georg von Meiningen im Hinblicke auf den Despotismus am Hofe

Karl's II. von der Pfalz-Zweibrücken: „Kein Mensch wagt von den vielen Tyranneien, die vorgehen, zu sprechen, noch jemand außerhalb des Landes davon ein Wort zu schreiben, ausgenommen ich Ibrahim Ben Abdallah." Der Stuttgarter Hof war vom Despotismus ganz und gar beherrscht; der fluchwürdigen Zeit der Grävenitz, der nur der Minister Osiander zu imponieren verstand, — er erklärte ihr, das Volk schließe sie täglich in das Kirchengebet ein, wenn es spreche: „Herr, erlöse uns von dem Übel!" — folgte die nichtsnutzige Wirtschaft des Hofjuden Süß, und 1737 begann das tollste Verschwendertreiben unter Karl Eugen, dem Gründer der Karlsschule; von ihm sagte sein hochherziger Zeitgenosse Karl Friedrich von Baden: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt es sich sauer werden, das seinige zu ruinieren." Viele Tausende von Unterthanen verließen ihr Vaterland, das „der württembergische Herodes" zur Hölle machte; war er doch einer der Fürsten, die nach Schubarts Wort „Gott zur Nationenrute im Zorn zusammenband;" als ihm die Stadt Tübingen die Not des Vaterlandes einmal schildern wollte, schrie er die Deputation an: „Ach was Vaterland! Ich bin das Vaterland." Er kannte keine Schranken für seinen Egoismus und Despotensinn, seine ritterlichen Züge verdunkelte die frechste Selbstgefälligkeit; was nicht für ihn war, das war wider ihn und mußte seine Faust fühlen. Sein Unterthan Johann Jakob Moser, der rastlose Vorkämpfer des geschichtlichen Rechts gegen brutale Gewalt, nahm sich heraus, im Leben und in der Schrift die heilige Sprache der Offenherzigkeit zu reden, die Hofpublizisten als „Kerzen- und Obermeister der Souveränitätsmacherzunft" zu geißeln, landständische Rechte und Freiheiten gegen den monarchischen Eingriff zu verteidigen, und als er sich 1759 weigerte, den Gewaltakt der Sprengung der Landschaftskasse gutzuheißen, wurde er mißhandelt und auf den Hohentwiel geschleppt; hier saß er in einem zerfallenen Raume, das Mark in seinen Gebeinen drohte zu erstarren; um seine Gedanken aufzuzeichnen, hatte er weder Papier noch Feder; darum schärfte er die Spitze seiner Lichtputze, schrieb mit dem Ruße auf die Kerkerwand, grub wohl auch mit der Scheere Worte in die weißen Blätter seines Gesangbuches oder zwischen die Zeilen der Halle'schen Bibel ein. In dem Kerker dichtete er über tausend geistliche Lieder, erst im sechsten Jahre erhielt er die Freiheit zurück, ohne daß die Regierung je einen Schritt der Sühne für ihn that. Weit furchtbarer traf des Herzogs Zorn den freiheitliebenden exzentrischen Dichter Daniel Schubart. Als Herold der auflebenden Schwärmerei für deutsche Freiheit und deutsches Vaterland erfreute er sich unter dem Schwabenvolke unermeßlichen Beifalls. Karl Eugen hielt ihn für höchst gefährlich und einen Feind aller Kronen, ließ ihn von Ulm 1777 auf württembergischen Boden locken und in seine Bastille, den Hohenasperg, verbringen; durch das vergitterte Fenster der feuchten Zelle konnte Schubart, der Silvio Pellico des vorigen Jahrhunderts, ein Stückchen Himmel erblicken; an die Wände schrieb er wiederholt, wie lange schon die Haft dauere; sein Rock verfaulte an seinem Leibe; der pietistische Kommandant Rieger, der an sich selbst die erbarmungslosen Launen des Herzogs erfahren hatte, peinigte ihn und rapportierte über seine Unverbesserlichkeit an den Herzog; bis

Ende 1780 durfte er nichts schreiben, und so diktierte er einem Mitgefangenen durch ein Loch in der Zellenwand seine Biographie mit erschütternder Wahrhaftigkeit. Mit der Zeit milderte sich die Haft, vergebens verwandten sich aber für ihn Campe, Lavater, Klopstock u. a., der Herzog blieb „ein Satan" gegen ihn; erst am 4. Juli 1785 konnte der Dichter der „Fürstengruft" seine Familie wiedersehen und dankte dafür „dem Allmächtigen und seinem gnädigen Fürsten," aber erst Friedrich Wilhelms II. Fürsprache, die ihm sein Hymnus über Friedrich den Großen verschafft hatte, machte ihn am 11. Mai 1787 frei; die besten Jahre des Mannesalters waren in dem Kerker verronnen, der deutsche Freiheitsschwärmer war gebrochen, er söhnte sich im Handumdrehen mit dem Herzog aus, wurde Hofpoet und pries Karl Eugens hohe Tugenden. Das hätte Schillers kräftiger Geist nicht vermocht; auch ihm wollte ja der herzogliche Schulmeister den Querkopf zurechtsetzen, er aber entfloh seiner Gewalt und entging dadurch Schubarts Geschick, um nun unbeirrt Tyrannei und Laune zu bekämpfen sein Leben lang. In Mannheim freilich, wohin sich Schiller zuerst wandte, saß auch die Freiheit nicht am Tische Karl Theodors; weder Freimaurer noch Illuminaten wurden hier geduldet; jede freiere Geistesregung wurde verfolgt; wer nicht zu den Kreaturen des Pater Frank und Lipperts gehörte, lebte in steter Unsicherheit; „wer nicht ganz dumm war, war keine Nacht in seinem Bette sicher," und Friedrich der Große nannte das Land, dessen Herrscher Karl Theodor sich als Mäcen der Künste geberdete, „ein irdisches Paradies, bewohnt von lauter Tieren." Und was von den weltlichen Staaten galt, wiederholte sich nur noch widerwärtiger bei den geistlichen, wenige Ausnahmen abgerechnet; Indolenz und Intoleranz vermählten sich, und an Reformen dachte niemand, fast so wenig wie an Frömmigkeit; wie intolerant die Genußmenschen in der Inful sein konnten, bewies Erzbischof Firmian in Salzburg, der wilde Jäger der Protestanten. Und bei all' dem hier geschilderten Frevel schwieg das deutsche Volk; nur wenige Schriftsteller, wie Moser und sein Sohn, Iselin, Möser erhoben mahnend und tadelnd ihre Stimme und trotzten der Ungnade der Fürsten. Es gab eben hunderte von deutschen Völkern, aber kein deutsches Volk; es fehlte darum der Nationalgeist und der Nationalstolz, die Liebe zum Vaterlande und ihr Kind, der Stolz auf das Vaterland; man hätte bei allem Suchen Deutschland inmitten des deutschen Reichs nicht gefunden; nur unsere Poeten, die sich für Hirngespinnste begeisterten nach Poetenart, sangen und prahlten von einem Vaterlande. Das war die gute alte Zeit, die Zeit der Despoten, die Zeit des Martyriums.

Heidelberg. Arthur Kleinschmidt.

Volkswirtschaft.

Die nationalökonomischen Abstrakta.

Nie werde ich ihn vergessen, den weihevollen Moment. Conticuere omnes intentique ora tenebant, das alte Wort Vergils bewies seine urewige Wahrheit. Der Alumnus hatte eben seinen Vortrag über „die Not der Landwirtschaft" beendet

und nach berühmten Mustern betont, wie die Herrschaft des „Kapitals" gebrochen werden müsse. Der volle Strahl der Abendsonne flutete herein in das Arbeitszimmer des Gelehrten, die Stätte unseres „Praktikums." Jetzt hob sich der feingeschnittene Kopf mit der hochgewölbten Denkerstirn, um die Lippen zuckte es wie Wetterleuchten, als er die Diskussion eröffnend bemerkte: „Über die sachlichen Fragen später; doch gestatten Sie vorher eine, wie es scheint, notwendige Bemerkung. Der Referent sprach von der hilfesuchenden „Landwirtschaft," von dem hartherzigen „Kapital." Diese Ausdrucksweise, so beliebt sie ist und so wenig sie, richtig verstanden, bemängelt werden darf, hat ein großes Bedenken gegen sich. Diese Abstrakten werden in der Einbildungskraft des Hörers oder Lesers unwillkürlich zu Konkreten, die Begriffe zu Erscheinungen. So wird die Landwirtschaft nach dem Bilde, das der Referent entworfen hat, uns fast sinnlich wahrnehmbar erscheinen als ein biederer, fleißiger Mensch, der eben trotz aller seiner Tugenden nicht vorwärts kommen kann und den der schlaue, habgierige jede Gelegenheit zum „Geschäft" wahrnehmende Herr „Kapital" zum Sklaven macht. Nichts Unrichtigeres kann es geben, verehrte Freunde. Ich kenne keine Landwirtschaft, auch keine deutsche Landwirtschaft, ich kenne nur deutsche Landwirte, ungleich an Intelligenz, an ökonomischer Lage 2c. 2c. — kurz in allem, was eben unterscheidend sein kann. Diese deutschen Landwirte suchen aus den differentesten Gründen Kapital, — aber hier tritt ihnen nicht das „Kapital," sondern der Kapitalist entgegen, von dem ebenfalls die gleichen Unterschiede gelten. — —

Ist es erforderlich, diesen goldenen Worten des Meisters und Mehrers der Wissenschaft noch etwas hinzuzufügen? Das ist die einzige Frage, denn ihre unerschütterliche Wahrheit zu beweisen, würde ich als ein Vergehen gegen das Begriffsvermögen der Leser auffassen. Indessen nach einer Richtung hin scheint uns die gedachte Warnung noch einer Erweiterung und daher Motivierung zu bedürfen. Denn wer, wie der Autor obiger Ausführung, die übrigens, so viel mir bekannt, hier zum ersten Mal in der Öffentlichkeit erscheint, wer also auch die Methodologie der Staatswissenschaften mächtig gefördert und auf ein ganz neues Postament gestellt hat, der ist freilich über den banalen Einwurf erhaben, daß die Theorie eben der Abstrakta bedürfe, aber man könnte gegen ihn einen Widerspruch konstruieren. Man könnte einwenden, der Gebrauch von Abstrakten sei selbst bei der schwankenden Terminologie derselben ohne Bedenken, man könnte sich auf die Mehrzahl, ja alle anderen „Geisteswissenschaften" berufen, in denen er gang und gäbe ist. Der beachtenswerteste Einwurf ist jedoch, m. F., aus dem Genius der Sprache herzuleiten. Wie entstehen Begriffe, Abstrakta? muß man sich stets fragen. Wie aus dem undeutlichen Lallen des Kindes die artikulierte Sprache emporwächst, so — nur unendlich mühseliger, unendlich gehemmter — wird die Ursprache zur Sprache der Zivilisation. Es ist kein Zufall, wenn die Forschung klar legt, wie die elementarsten sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände und neben ihnen die religiösen ihre gemeinsamen Wurzeln haben. In dem Maße, wie der Stamm zur Nation wird, gemeinsame Schicksale erlebt, gemeinsam Sitte, Recht, Religion ausbildet, gemeinsam bestimmten Naturerscheinungen seines Landes

gegenübersteht, für die es Bezeichnungen zu schaffen und festzuhalten gilt — im gleichen Maße entwickelt sich die Sprache unmerklich, aber stetig, gewinnt an Reichtum der Bezeichnungen und Schönheit der Form. Und noch ein anderes vollzieht sich ebenso unmerklich. Durch die nie rastende Arbeit des Menschenhirns lernt man allmählich das, was der Geist der Massen scheinbar unbewußt geschaffen, sichtbar scheiden, subsummieren. Es entstehen die Anfangsgründe der „Grammatik", und von dieser ist es nur ein Schritt bis zur Erörterung philosophischer Probleme. Mit einem Worte, das Fortschreiten des Sprachgeistes zu immer schärfer umschriebenen, immer deutlicher erkennbaren Abstrakten ist nicht mehr und nicht weniger als das Fortschreiten der Sprache selbst, welche ja das geistige und geschichtliche Leben in einem klaren Bilde getreu wiederspiegelt. Sollen wir der Abstrakten entraten, so entgeht uns die Frucht eines vielhundertjährigen, geistigen Prozesses. Das also kann nicht das Motiv unserer Warnung sein.

Allein vor einer Täuschung werden wir uns unter allen Umständen zu hüten haben. Während die wissenschaftliche Logik längst den Irrtum erkannt hat, Realdefinitionen zu geben, und sich an Verbaldefinitionen begnügen läßt, macht sich dieser Fehler doch noch in der praktischen Anwendung in allen Wissenschaften breit. Die Grenze menschlichen Erkennens zeigt nichts schärfer als diese Unfähigkeit — wenigstens im Bereiche der Geisteswissenschaften. Die wissenschaftliche Nationalökonomie vermag also die Begriffe: Wirtschaft, Kapital ꝛc. ꝛc. nicht anders zu definieren als durch Sätze, welche nicht die Wesenheit des Begriffs unzweifelhaft feststellen. Was sie vermag, ist nichts Anderes als die meisten — niemals alle — wesentlichen Merkmale aufzuzählen, welche der Definierende durch den Begriff zusammenfassen will, und darunter sind wieder andere Begriffe, welche ebenso vieldeutig undanklar sind als der eben durch die Definition erklärte.

Faßt man dieses Sachverhältnis ins Auge, so wird man es auch leichter verstehen können, wenn der heutige Stand der wissenschaftlichen Nationalökonomie nicht nur keine Einigung über die fortgesetzt angewandten Grundbegriffe aufweist, sondern eine bunte Musterkarte sich kreuzender und sich energisch befehdender Definitionen derselben. Die Klage darüber ist schon sehr alt, und eine Reihe von hervorragenden Schriftstellern hat gerade diesem Umstand Schuld gegeben an den relativ geringen Fortschritten der Wissenschaft selbst. Erzbischof Whately hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die grundverschiedenen Definitionen der Nationalökonomen seiner Zeit zusammenzustellen und nachzuweisen, wie sogar von einem und demselben Autor die Begriffe in verschiedenem Sinne angewendet wurden. Malthus selbst hat im Jahre 1827 ein eigenes Buch geschrieben (The definition in political economy), worin er die Grundsätze für nationalökonomische Definitionen erörtert, ein viel zu wenig beachtetes Werkchen. Namentlich aber in der deutschen Wissenschaft, die von Alters her die theoretische Seite stark gepflegt hat, ertönen die Wehrufe immer lauter, und mit wohlbegründeter Ironie sagt ein hochverdienter Gelehrter (K. Knies): „Jeder könnte seine Definition beginnen: Ich nenne Kapital, Rente ꝛc. das und das . . ."

Daß also der gegenwärtige Zustand einer vollständigen confusio rerum gleicht, ist bedingungslos anzuerkennen, und aus diesem Grunde ist das geradezu thörichte oder — frivole Spiel, womit man in und außerhalb der Wissenschaft sündigt, allein schon zurückzuweisen. Hierzu tritt als gewichtiges Argument, daß namentlich in ungeübten Geistern das eintritt, was mit unnachahmlicher Grazie Mephisto ausdrückt:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Das bequeme Abstraktum sinkt herab zum — Schlagwort, der Begriff, wenn er überhaupt definiert ward, wird nicht mehr in seiner Bedeutung scharf festgehalten, und das Resultat ist dem entsprechend. Man ergründet streng logisch, wie man vermeint, und läßt sich doch durch vorgefaßte Meinungen resp. Vorurteile politischer, religiöser, vor allem aber wirtschaftlicher Art irreführen. Und diese Gelehrten und Schulen streiten mit einander über die wichtigsten Fragen de lege ferenda; sie deduzieren aus denselben Grundbegriffen die entgegengesetzten Folgerungen, wie beim babylonischen Turmbau reden sie verschiedene Sprachen, und das Resultat ist das notwendige. Die Männer des praktischen Lebens, die große Masse der Gebildeten, welche ihr Bildungsbedürfnis wie ihre eigenen Interessen an die Nationalökonomie weisen, sie hängen sich entweder an hohle Schlagworte oder sie wenden sich verachtungsvoll von ihr ab, wie König Friedrich Wilhelm I. von den plaidirenden Advokaten mit den Worten: „die Kerle haben alle beide recht.“ — —

Allein um nicht diesem banausischen Thun zu verfallen, welches von der Volkswirtschaftslehre als einem Sammelsurium von verworrenen Meinungen unklarer Köpfe spricht, muß man gerecht sein. Man muß — wie hier geschehen — die Äußerung zurückweisen im Namen der „Wissenschaft“, Abstrakte da zu gebrauchen, wo es keine allgemein anerkannten oder auch nur selbst begründeten und konsequent angewendeten Definitionen giebt, man soll erst nach gewissenhaftester Prüfung des einzelnen überhaupt erst generalisieren. Aber die gesamte theoretische Nationalökonomie in Bausch und Bogen auf den Index zu setzen, ist ein nicht minder thörichtes Beginnen.

Einmal nämlich lebt jede Wissenschaft in gewissem Sinne vom Streit. Wenn man nur einer Meinung über bestimmte Gebiete ist, so kann man das ein Wissen, eine Kunstfertigkeit, nimmermehr aber Wissenschaft nennen. Hierzu tritt in diesem Falle als erschwerender Umstand, daß die Auffassung der Grundbegriffe in der Nationalökonomie vorzüglich durch die Ziele dieser Disziplin bestimmt wird. Nun verändern sich aber diese Ziele mit dem Fortschritt der Wissenschaft, welche immer neue Gebiete in ihr Bereich bezieht. Auch ist wohl zu beachten, daß die Objekte dieser Wissenschaft selbst durchaus keine feststehenden sind. Wenn wir uns der obigen Ausführungen über Definitionen überhaupt erinnern, werden wir uns sagen müssen, daß hier die Verbaldefinitionen schwankend sein müssen und man ohne ein und dergl. ꝛc. — einfach nicht auskommt. Die Objekte sind eben das Leben selbst in seiner Äußerung, und dieses kann man bekanntlich selbst nicht mit einer seitenlangen Kasuistik erschöpfen.

Noch bedeutsamer ist die verhängnisvolle Fehlerquelle, die wir ebenfalls oben angedeutet. Es giebt keine Wissenschaft, die in gleicher Weise der Versuchung ausgesetzt ist, aus Interesse an den Resultaten zu irren. Wohl selten steht der Forscher seinem Objekte „kühl bis ans Herz hinan" gegenüber, ja das ist in gewisser Beziehung ein wahrer Segen; sonst bekommen wir Lehrbücher wie das des alten Rau, in denen gar keine Lehre enthalten ist, sondern in denen etwa ausgeführt ist: X sagt, der Getreidezoll sei schädlich, Y, er sei nützlich. Punktum! Nun, lieber Leser, denke, was du willst! Ich abstrahiere gar nichts! —

Last not least müssen wir doch der Jugend dieser Disziplin gedenken. Freilich so jung ist sie nicht, daß man sie mit Ad. Smiths Wealth of nations (1776) entstehen lassen kann; aber man bedenke nur, wie viel Geistesarbeit Jahrhunderte lang in der Philosophie, in der Jurisprudenz gethan werden mußte, und man wird diesen unfertigen Zustand verstehen.

Und namentlich heute, wo die Nationalökonomie aus inneren Gründen, nicht etwa aus thörichter Mode, die beliebteste und daher am fleißigsten beackerte Wissenschaft geworden ist, heute sollte die Erkenntnis in ihr nicht fortschreiten? Sollte man nicht die überlieferten Definitionen sichten, den Anforderungen der Zeit gemäß diese Abstrakte wenigstens in wenige Kategorien zu scheiden versuchen? Der denkt gering von dem Ernst der Wissenschaft, namentlich der deutschen, der das in Abrede stellen möchte.

Wir Deutschen sind doch ein recht merkwürdiges Volk! Alle in allen Ständen zum „Theoretisieren" geneigt, lieben wir es doch, uns von Zeit zu Zeit wegen dieser Grundneigung selbst zu verhöhnen. Und wenn man das unberechtigte Operieren mit Abstrakten als „groben Unfug" bezeichnen muß, so ist doch damit ganz und gar nichts gegen die Berechtigung des theoretischen Teils der Nationalökonomie gesagt. Mit Recht hat man vielfach bemerkt, daß die sogenannten „Praktiker" mit Vorliebe „theoretisieren", nur daß ihre Theorie meist — unpraktisch ist. Eine Wissenschaft, die sich auf so realen Grundlagen aufbaut oder wenigstens aufbauen sollte, hat eine Korrektur durch die „Praxis" nur in dem — selbstverständlichen — Sinne nötig, daß ihr Beobachtungsobjekt, das wirtschaftliche Leben, alle deduzierten Schlüsse korrigieren muß. Vergessen wir doch nicht, daß von einem der tüchtigsten Praktiker d. h. einem Staatsmanne der tiefe Ausspruch herstammt:

„Die Theorie als überflüssig erklären, heißt den Hochmut haben, man brauche nicht zu wissen, was man sagt, wenn man spricht und was man thut, wenn man handelt."

Berlin. Rudolf Grätzer.

Religionsphilosophie.

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart.

Die philosophische Fakultät der Berliner Universität begleitete die Erneuerung des Doktordiploms für M. Carriere in München am 28. Juli d. J. mit einer Adresse, darin heißt es:

„Als Sie in die wissenschaftliche Thätigkeit eintraten, war um die das menschliche Gemüt am stärksten aufregende Frage von der Natur der Gottheit und von der Unsterblichkeit der Seele ein leidenschaftlicher Kampf entbrannt. Auch Sie gingen wie die meisten der Streiter links und rechts von der Philosophie Hegels aus. Sie standen mit Weiße, Ulrici, dem jüngeren Fichte, vielen andern zusammen: Der selbständigen Bedeutung der Persönlichkeit wollten Sie gegenüber dem Allgemeinen, dem Theismus gegenüber der Lehre von der Immanenz in der deutschen Spekulation zu ihrem Rechte verhelfen. Aus dem Streben jener Jahre ist dann das System des unvergeßlichen Lotze erwachsen. Sie aber haben zugleich damals aus der Verwandtschaft zwischen solchem Streben und der philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit ein lebendiges geschichtliches Verständnis dieser Epoche gewonnen. Sie waren schon in Ihren ersten Arbeiten dem Zusammenhang zwischen einer solchen Weltansicht, die im Individuum eine göttliche Idee verkörpert findet, und dem künstlerischen Schaffen nachgegangen. Ihre Verbindung mit den Romantikern, Ihr früherer Aufenthalt in Italien und Ihre beständige Beschäftigung mit den Dichtern aller Völker bildeten die ästhetische Richtung Ihres Geistes aus. So entschied nun nach Ihren Gießner Jahren die Berufung nach München 1853 im glücklichsten Sinn über Ihr Leben. Sie durften mit einem weitverbreiteten Wissen über Poesie, Litteratur und Ästhetik nun den täglichen Umgang mit Künstlern und Kunstwerken verbinden, süddeutsche Luft und Sinnesart, die allen Künsten so viel günstiger ist, umgaben Sie, und so entstanden Ihre beiden umfassenden, in mehreren Auflagen wirksamen ästhetischen Werke. Gegenüber einer Ästhetik, welche in der Form die Quelle alles Kunstgenusses erblickt, gegenüber einer Kunst, die in der virtuosen Technik schwelgt, verteidigen Sie das Kernhafte im Kunstwerk, das aus der inhaltlichen Tiefe des Seelenlebens stammt und diese wiederum aufregt, darin eines Sinnes mit Ihrem genialen Gegner Friedrich Vischer. Sie haben den Zusammenhang des künstlerischen Ideals und der Kultur, welche es hervorbringt, und den Zusammenhang, der diese Ideale in der Entwickelung der Menschheit verknüpft, in dem zweiten dieser Werke zum erstenmal zu erfassen gestrebt. Wir wünschen Ihnen, daß die Beschäftigung mit den schönsten Erzeugnissen des menschlichen Geistes Ihnen noch lange die jugendliche Arbeitslust erhalte."

Im Anschluß daran bezeichnet nun M. Carriere seine neueste Schrift: „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" als seine Doktorjubiläumsdissertation und hofft, daß jene Gährung der Jugendtage abgeklärt, die damals grüne Frucht gereift sei. Die Adresse hier und da leise berichtigend oder ergänzend, fährt er fort: Ich warf damals den Ruf nach dem ewigen Evangelium in den Streit hinein; ich sah darin die Verschmelzung der Lehre Jesu mit der Hegel'schen Philosophie, indem ich mehr als diese die Persönlichkeit betonte. Sittliche Lebenserfahrungen wie naturwissenschaftliche Studien führten mich dann bald zur Einsicht, daß nicht die Idee oder das Allgemeine das für sich Wirkliche ist, sondern des Individuellen, der Subjektivität als Trägers bedarf, daß die lebendigen Kräfte in der Welt die Gattungsbegriffe verwirklichen. Die Überwindung der Einseitig-

keiten des Deismus wie des Pantheismus mit der Bewahrung ihrer Wahrheit erschien mir als eine Aufgabe der Gegenwart, und da ich sie bei den deutschen Mystikern wie bei Giordano Bruno vorbereitet fand, schrieb ich in diesem Sinne das Buch über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit und hielt die religiösen Reden für das deutsche Volk. Die Übung und der Genuß der Poesie, die Freude am Schönen, sonnige Tage beglückter Liebe ließen mich dann in der Darstellung der Ästhetik wie der Geschichte der Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung eine Lebensaufgabe finden. Doch blieb der Wunsch nach einem systematischen Ausdruck meiner Ideen rege, und als die Sehnsucht nach der Einigung Deutschlands in Erfüllung ging, konnte ich die Schrift von der sittlichen Weltordnung dem neuen Reich als Morgengruß bieten. Wenn Schelling, Hegel u. a. sich bestrebt, in einer Rechtfertigung oder Umdeutung der Dogmen Glauben und Wissen zu versöhnen, so nehme ich die religiösen Erfahrungen des Gemüts oder die Offenbarung in Jesu eignen Worten zum Ausgangspunkt. Der Zug zum Ursprünglichen, Machiavellis Rückkehr zum Zeichen, begegnet uns heute auch in der protestantischen Theologie durch die Hinwendung zu Jesus selbst, zu seinem Leben und seinen Aussprüchen, und ich habe es wiederholt als eine Lebensfrage des Christentums bezeichnet: Das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtserkenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Der Friede von Kopf und Herz kann auf diesem Wege gewonnen werden. Möge das deutsche Volk ihn einschlagen, zu seinem Heil eine gemeinsame sittlich religiöse Lebensansicht erringen und bewahren!

Unsere Leser werden finden: Die Schrift sucht die Aufgabe zu lösen, welche der Verfasser in der Abhandlung: „Eine Lebensfrage des Christentums" in diesen Blättern gestellt hat.

Litterarische Revue.

Uebersetzungslitteratur.

Unter den Übersetzungen fremdsprachlicher Litteraturwerke, welche seit unserer letzten Umschau auf diesem Gebiete eingegangen sind, ragt sowohl in Bezug auf die Größe der Dichtung wie auf die Meisterschaft der Übertragung turmhoch unter allen eine hervor: Otto Gildemeisters Verdeutschung von Dantes „Göttlicher Komödie," die bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen ist.

Damit ist endlich ein Werk gekrönt, zu welchem deutsche Dichter und Gelehrte in mehrere Menschenalter währender, so mühsamer wie rastloser Arbeit Stein auf Stein zusammengetragen haben.

Allerdings ist die Geschichte der deutschen Dante-Übersetzung verhältnismäßig jung. Zuerst versuchte man, Mitte des 15. Jahrhunderts, das Gedicht in lateinische Verse zu übertragen, da Latein damals noch die allgemeine Kultur- und Gelehrtensprache war, und diese Versuche sind sogar noch bis in unser Jahrhundert fortgesetzt worden, können selbstverständlich aber jetzt nur als müßige Spielerei betrachtet werden. Die erste spanische Übersetzung erschien zu Anfang,

die erste französische gegen Ende des 16. Jahrhunderts. In England fand erst 1785 H. Boyd den Mut, den kühnen Versuch zu wagen, dem seither etwa zehn weitere Versuche gefolgt sind. Die Russen wie die Dänen besitzen bisher nur je eine vor etwa 40 Jahren erschienene Übertragung der Hölle; eine polnische Übersetzung wurde 1870, eine schwedische Anfang der fünfziger Jahre veröffentlicht. Die beiden holländischen Übersetzungen sind kaum zwanzig Jahre alt. Wie in Deutschland hat man auch in den andern Ländern diese schwierigste Aufgabe, welche die Übersetzungskunst bietet, in der verschiedenartigsten Weise zu lösen versucht. Etliche hielten sich ganz an die Urform, andere erlaubten sich den Wechsel männlicher und weiblicher Reime, wieder andere verwarfen den Reim ganz oder setzten gar an die Stelle der Terzine den gereimten oder ungereimten Quinar, die Radikalsten aber griffen zur einfachen Prosa.

Letzteres mag für die Zwecke von Klippschülern verdienstlich sein, welche in die allerdings unwahrscheinliche Lage kommen sollten, den Dante lesen zu müssen; eine der großartigen Dichtung würdige Wiedergabe ist es nicht. Auch in Deutschland ist man freilich dieser Verirrung nicht entgangen. Der erste deutsche Übersetzer, — Bachenschwanz (Mitte des 18. Jahrh.) bediente sich der allertrivialsten Prosa, wie denn auch noch Hörwarter und Enk 1830 in Innsbruck eine Prosaausgabe erscheinen ließen. Jagemann übersetzte die **divina commedia** 1780 ff. in zwanglosen Jamben; die ersten, die es mit Terzinen versuchten, waren außer A. W. von Schlegel, welcher 1795 in den „Horen" ein Bruchstück aus der Hölle veröffentlichte, Kannegießer (1814 ff.) und der vielgewandte Streckfuß (1824), beides Arbeiten von großem Verdienst, welche bis auf die jüngste Zeit oftmals neu aufgelegt worden sind. Die bekannte Übersetzung des Königs Johann von Sachsen (Philalethes) hielt sich wieder in reimlosen Jamben; nebenher und später erschienen noch in den verschiedenartigsten Formen Versuche von Heigelin, Kopisch, G. v. Berneck, Graul, J. Braun, Blanc, Eitner (reimlos; Klassikerausgabe des Bibliographischen Instituts,) Witte, Hoffinger, Doerr, Krigar (diese mit den Illustrationen von G. Doré), Baron, Notter, Julius Francke. Diese haben teils den ganzen Dante, teils nur die Hölle oder einzelne Gesänge übertragen. Wir selbst erinnern uns noch eines Versuches, von welchem Mitte der sechziger Jahre Proben im „deutschen Museum" oder den „Grenzboten" abgedruckt waren. Die Übersetzung erschien unserem allerdings damals noch sehr jugendlichen Urteile vorzüglich, wenigstens was den Fluß und die Klarheit der Sprache betraf, — und sie war in sofern originell, als nur die erste und dritte Verszeile jeder Strophe gereimt waren, während die zweite reimlos durch den ganzen Gesang ging, also nach dem Schema **a x a, b y b, c z c** u. s. f. Dies war eine Art Kompromißversuch, welcher indes unseres Wissens nicht weiter ausgeführt worden ist.

Nun, es war auch nicht nötig, denn heute ist der Beweis geliefert, daß eine Danteübersetzung auch in deutscher Sprache ein klassisches Meisterwerk und doch dem Original in Form und Inhalt vollkommen getreu sein kann. Das gilt in der That in vollstem Maße von Gildemeisters „Dante." Wer wäre auch zur Lösung dieser Riesenaufgabe berufener gewesen als der klassische, geniale Übersetzer des Ariosto und des Byron? Allerdings, eine Abweichung von der Form des Originals hat er sich erlaubt; er wechselt mit männlichen und weiblichen Reimen, aber das entspricht durchaus dem Charakter der deutschen Sprache, und der Eindruck der freien dichterischen Schöpfung, den doch jede gute Übersetzung hervorbringen soll, wird so viel besser gewahrt als durch ein sklavisches Festhalten an den weiblichen Reimen.

„Probieren geht über studieren," sagt ein altes Sprichwort, und statt uns in theoretische Auseinandersetzungen zu verlieren, welche zudem doch keinen Voreingenommenen überzeugen würden, geben wir einige der bekanntesten Stellen des Gedichtes in der Gildemeister'schen Übertragung wieder. Die Eingangsworte des ersten Gesanges lauten:

Auf halbem Wege dieser Lebensreise
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich verirrt war von dem rechten Gleise.

Zu sagen. wie er war, ist fürchterlich,
Der wilde Wald im rauhen, dichten Grunde;
Gedenk ich sein, erneut der Schrecken sich.

Kaum minder bitter ist die Todesstunde,
Doch um des Guten willen, das ich fand,
Verschweig ich auch vom Andren nicht die Kunde.

Nun die berühmte Schilderung der Höllenpforte, aus dem dritten Gesange:

Ich führe zu der Stadt voll Schmerz und Grausen,
Ich führe zu dem wandellosen Leid,
Ich führe hin, wo die Verlornen hausen.

Ihn, der mich schuf, bewog Gerechtigkeit.
Mich gründete die Macht des Unsichtbaren,
Die erste Lieb', und die Allwissenheit.

Geschöpfe giebt es nicht, die vor mir waren,
Als ewige, die selbst ich ewig bin.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren. —

Und weiter die nicht minder berühmte Episode von der Francesca da Rimini aus dem fünften Gesange:

Wir lasen eines Tags zu unserer Lust
Vom Lanzelott, wie Lieb' ihn hielt gebunden,
Wir sind allein, uns keines Args bewußt.

Oft hatten schon die Augen sich gefunden,
Bei diesem Lesen, oft erblaßten wir,
Doch *eine* Stelle hat uns überwunden.

Da, wo das heißersehnte Lächeln ihr
Zuerst geküßt wird von dem hohen Streiter,
Da küßte bebend meine Lippen mir,

Dieser, hinfort mein ewiger Begleiter,
Galeotto war das Buch, und der es schrieb.
An jenem Tage lasen wir nicht weiter.

Wenn wir noch von einem besonderen Vorzuge des Gildemeister'schen Werkes sprechen sollen, so ist es die ganze Art seiner Einrichtung. Eine orientierende Einleitung, in welcher klar und überzeugend geschildert wird, aus welchen persönlichen und geschichtlichen Voraussetzungen Dantes Gedicht entstand und verstanden sein will, geht voraus. Dann folgt vor jedem einzelnen Gesange eine kurze Auseinandersetzung über den wesentlichen Inhalt und dessen Bedeutung. Dadurch wurde es möglich, das oft so belastende, den Genuß des Lesens erschwerende und zeitraubende Notenmaterial, welches sich bei den meisten Übersetzungen am Schlusse der einzelnen Gesänge oder gar Abteilungen zusammendrängt, ganz wegfallen zu lassen.

Gildemeister hat es selbstbewußt verschmäht, sich über das Verhältnis seiner Arbeit zu jener der Vorgänger in längerer Vorrede auszulassen und sich, wie es unaufrichtige Bescheidenheit liebt, als den Ährenleser zu bezeichnen, der dem Schnitter folge. Und das ist erfreulich Denn mag er von jenen Vorgängern manches übernommen haben, was nicht mehr besser ausgedrückt werden konnte, statt vielleicht eine minder gute Wendung zu erfinnen, nur um originell zu sein, so ist seine Arbeit in ihrer Gesamtheit doch eine so einheitliche und vollkommene Leistung, daß mit derselben die Reihe der Danteübersetzungen für Deutschland wenigstens auf lange Zeit hinaus abgeschlossen erscheint. Zum Schlusse weisen wir noch darauf hin, daß die Ausstattung, welche die Verlagsbuchhandlung dem Werke gegeben hat, eine durchaus würdige und auch den modernen Anforderungen an geschmackvolle Eleganz entsprechende ist.

Eine außerordentliche Rührigkeit entwickelt die Verlagsbuchhandlung von W. Friedrich in Leipzig. So wenig wir, wie wir wiederholt aufs schärfste betont haben, uns mit den meist aus diesem Verlage hervorgehenden Werken Gründeutschlands befreunden können, so gern erkennen wir das erfolgreiche und eifrige Bemühen an, das deutsche Publikum mit den bedeutendsten Hervorbringungen der modernen ausländischen Litteratur bekannt zu machen. Aus-

getretene Pfade werden dabei durchweg verschmäht, und das Augenmerk ist nicht sowohl auf sensationelle englische und französische Romane und dergl., sondern auf dichterische Hauptwerke der östlichen Völker gerichtet. Russen, Armenier u. s. w. nehmen einen breiten Raum im Friedrich'schen Verlage ein.

Die dankenswerteste Bekanntschaft, die uns derselbe bisher vermittelt hat, war und bleibt des großen russischen Dichters Dostojewski „Raskolnikow“, ein Werk, gleich hervorragend an dichterischer Kraft wie an kulturhistorischer Bedeutung, das die Kritik voll berechtigt, den Namen seines Autors „nah' zu den Größesten“ zu setzen, und welches uns in das geheimste Seelenleben des russischen Volkes noch tiefer einweiht, als es selbst Turgenieff vermochte. Diesem Hauptwerke Dostojewskis folgt nun ein zweiter Roman desselben Autors: „Junger Nachwuchs“ (3 Bde.). Derselbe ist als Kunstwerk nicht entfernt so geschlossen, wie Raskolnikow“; der Verfasser betont auch ausdrücklich, daß er nicht sowohl einen „Roman“, als vielmehr „Memoiren“ habe schreiben wollen. Wir haben uns mit der Form der Ich-Romane nie befreunden können; selbst wenn ein Meister wie Spielhagen sich derselben bedient, pflegt der kunstmäßige Aufbau der Komposition, die strenge Gliederung darunter zu leiden. Im vorliegenden Falle trägt noch der Umstand, daß sich Dostojewski gerade im „Nachwuchs“ in außerordentlich breit ausgesponnenen Reflexionen zu ergehen beliebt, dazu bei, das neuere Werk dem älteren nicht durchaus ebenbürtig erscheinen zu lassen. Den etwas kraus durcheinander geworfenen Inhalt des Romanes in einer knappen Analyse zu entwirren, erscheint unmöglich; es handelt sich um einen jungen Russen, dessen Familie ihn gern auf die Universität schicken möchte, während ihm selbst die „Idee“ vorschwebt, möglichst viel Geld zu verdienen. Im Verfolg dieser Idee gerät er nun in die sonderbarsten und fragwürdigsten Gesellschaftskreise; auch die Verhältnisse seiner eigenen Familie sind aufs absonderlichste verwickelt: er selbst ist nämlich der uneheliche Sohn eines Edelmannes, der seine Mutter einem Leibeigenen in aller Form Rechtens abgekauft hat und nun mit ihr in wilder Ehe lebt. Aus all' dem Wirrwarr, in den er gerät, aus den Konflikten, in welchen ihn die zum Verbrechen zu feige und zur sittlichen Lebensführung zu schwache „Gesellschaft“ bringt, rettet der junge Mann schließlich doch seine Seele und bezieht die Universität. Der Hauptwert des Werkes liegt, wie gesagt, nicht in der Fabel und der Komposition, sondern in der Schilderung der inneren Zerfahrenheit und Haltlosigkeit des modernen Russentums, welches außerdem seine besondere Charakterfärbung durch das in ihm liegende seltsame Gemisch von Kosmopolitismus und nationaler Eigenart erhält. Wie nun der Vater des Helden auseinandersetzt, soll der moderne Russe alle Ehrenqualitäten fremder Völker in sich aufnehmen, dabei aber doch Stockrusse bleiben, und so ein neues Geschlecht, ein junger Nachwuchs entstehen, bei dem Bildung, Geist und Sittlichkeit zu einer höheren Einheit verschmolzen sein werden. — Dieser Gedanke ist an sich gewiß sehr löblich: indes fragt es sich doch, wie weit das moderne Russentum zu seiner praktischen Durchführung befähigt ist. Dostojewski selbst löst unsere sehr berechtigten Zweifel in dieser Richtung durchaus nicht.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit zugleich auf den neuesten Roman von Wladimir Fürst Meschtscherski hinweisen: „Die Kursistin oder weibliche Studenten“ (Breslau, Schottländer). Wie Dostojewski mit der männlichen, so beschäftigt sich dieser Autor mit der weiblichen Jugend Rußlands. Er sucht uns die uns Westeuropäern nahezu unverständliche fanatische Beteiligung so vieler Mädchen und Frauen an der nihilistischen Bewegung in ihren treibenden Ursachen klar zu machen und führt uns deshalb, ähnlich dem „Raskolnikow“, in das seltsame Leben und Treiben der Petersburger Studentinnen ein, das er in einer Reihe nur durch einen sehr losen Faden zusammengehaltener Bilder vor uns aufrollt. Dieser Roman ist eine notwendige Ergänzung des „Jungen Nachwuchs“.

Des weiteren erschien bei W. Friedrich Band 4 der „Armenischen Bibliothek“, herausgegeben von Abgar Joannissiany. Derselbe macht uns mit einem wichtigen Teile der armenischen Volkspoesie, den Sagen und Märchen, bekannt. Der Herausgeber hebt hervor, wie man bei diesen Märchen eine überraschende Verwandtschaft mit den Märchen anderer Völker, z. B. der Slawen und Deutschen finde, eine Verwandtschaft, die bis in die Einzelheiten reicht; an den

Ufern des Wansees könne man dieselben Märchen hören wie an der Wolga oder der Donau. In einer längeren Einleitung führt Ghrikov Chalatianz diese These eingehend und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit durch, und ein Blick in die Märchensammlung überzeugt uns, soweit unsere deutsche Märchenpoesie in Frage kommt, durchaus von der Richtigkeit derselben. Zauberschlaf, Drachen, Hexen, Zauberinnen und sonstige böse Geister, Verwandlungen von Prinzen in Frösche u. a. spielen hier wie dort ihre gewichtige Rolle. — Aus gleichem Verlage liegt weiter ein Werk norwegischen Ursprungs vor: „Sonnenwolken“ von Christian Elster, übersetzt von Poestion. Aus der dem Buche vorausgeschickten Biographie ersehen wir, daß auch Christian Elster das echte und rechte oder sagen wir schlechte Poetenloos, Mangel an Anerkennung und bittere Not bei Lebzeiten und Ruhm nach dem Tode, zu Teil geworden ist. Indem wir auf diese Vorrede verweisen, heben wir nur hervor, daß sich die „Sonnenwolken“ ähnlichen Schöpfungen eines Björnson, Kjelland und, was uns sonst der Norden an ausgezeichneten Erzählern geschenkt hat, ebenbürtig anreihen. Die Eigentümlichkeiten der Menschennatur wie die Landschaft weiß auch Elster in anschaulicher Weise heraustreten zu lassen.

Durften wir bisher den neuesten Hervorbringungen des Friedrich'schen Verlages unsere volle Sympathie zuwenden, so sind wir angesichts der Anthologie „Fremdländische Blumen“, eine Sammlung mustergiltiger metrischer Übersetzungen von modernen Autoren, gesammelt und geordnet von Georg von Schulpe, dazu beim besten Willen nicht im stande; nicht sowohl wegen des Inhalts als wegen der überaus schwülstigen und kindischen Vorrede. Herr von Schulpe ist nach Ausweis des Litteraturkalenders am 7. Oktober 1866 irgendwo in Ungarn geboren. Angesichts seiner Jugend mag ihm der Byzantinismus, mit welchem er sich der Königin von Rumänien zu Füßen wirft und „höchstdieselbe“ mit verzückter Begeisterung anhimmelt, nicht weiter verübelt werden; er reift trotzdem vielleicht noch mal zum Manne heran! Aber dieser Stil und dieses Deutsch! Und diese kindliche Naivetät! In der Vorrede erzählt er uns, daß sich auch „Ludwig Tieck“, der den Cervantes übertrug, als talentvoller Übersetzer bewährt habe. Ist's möglich? Und dann fährt er fort: „Selbst Schiller hat manche gediegene Übersetzungen geliefert, die sich durch anmutige Ungezwungenheit, Macht der Sprache und lebhafte Darstellung der Handlung auszeichnen.“ Wie gnädig, diese Anerkennung Schillers! „Selbst Schiller“ — Schulpe hatte Schiller dergleichen wahrscheinlich gar nicht zugetraut, bis es ihm ein Schulmeister beibrachte. Aber mit Verlaub, wo steckt bei Schiller die „anmutige“ Ungezwungenheit, und was bedeutet in einer Übersetzung „lebhafte Darstellung der Handlung?“ Das könnte man allenfalls bei einem Schauspieler sagen, aber bei einem Übersetzer? In solchem Gallimathias geht es weiter. Nach einem kurzen Kursus in der deutschen Litteraturgeschichte hält uns G. von Schulpe einleitende Vorträge über die einzelnen Litteraturen. Wie schwungvoll er sich auszudrücken weiß, davon nur wenige drastische Beispiele. Von W. Jordan's „Homer“ sagt er: „die Sprache ist klangvoll, die Diktion phantasieprangend, schwungvoll, hochherrlich und hehr!“ Nun, Wilhelm Jordan, würde Heine hinzufügen, was willst du noch mehr? Weiter heißt es von Rhangabé, daß seine Dramen eine „wundersame Struktur“ hätten und bei ihm „die Gedanken der Phantasie voll magischer Kraft seien.“ Wie es scheint, „denkt“ G. von Schulpe in der That mit der „Phantasie!“ — In der Vorrede zum englischen Teile erzählt uns der Herausgeber, daß Schlegel bemüht gewesen sei, den Deutschen Shakespeare verständlich zu machen! Ja schreibt denn Schulpe für ostafrikanische Wilde oder für ein gebildetes deutsches Publikum? Weiter erzählt er uns, daß die besten Shakespeare-Übersetzungen von Bodenstedt, Heyse, Wilbrandt „verfertigt“ worden seien — A. W. von Schlegel wirft er kaltlächelnd zum alten Eisen. Duboc's Übersetzung von „Enoch Arden“ ist nach ihm „die Wirkung des Originals auszuüben im stande“ . . . thut sie es auch? Unseres Wissens allerdings. Heyse und andern Übersetzern aus dem Italienischen sind „Hochverdienste zu vindizieren.“ . . . wie schade, daß Schulpe keine Orden zu vergeben hat. Übrigens verraten Heyses Übersetzungen das „erforderliche Äquivalent der Bildung und Begabung.“ Paul Heyse wird sich durch diese Anerkennung höchst geschmeichelt fühlen! Folgt ein hochgetragenes Lob „Sr. Majestät des hochseligen Königs von Sachsen“ für die Danteübersetzung des „hocherlauchten“ Verfassers. Nun, König Johann, der ein schlichter Herr war, hat den Dante als

Gelehrter und nicht als König übersetzt und würde sich eine derartige geschmacklose Kriecherei höflichst verbeten haben! Die Bestätigung Schulpes, daß in s.iner, des Königs Arbeit, alles „gediegen, vollwertig und trefflich" sei, hatte er am wenigsten nötig, übrigens möchten wir wirklich wissen, woher Schulpe die Fähigkeit zu einem Urteil über eine Danteübersetzung nimmt! Doch ja, mit 22 Jahren hat man natürlich seinen Dante völlig bemeistert!

Mit Friedrich Rückert ist Schulpe aber gar nicht zufrieden, das war ein „Formkünstler," dagegen werden Schack und Bodenstedt mit Lob getränkt, und ihnen nachgerühmt, daß sie ihre Übersetzungen „tief durchdacht, verständnisinnig bearbeitet und mächtig, wie aus sich selbst heraus, entfaltet" hätten. Sie haben uns ein „komplettes" Bild von den betreffenden Litteraturen „entfaltet und entrollt."

Wir aber falten und rollen das Bild Schulpes nunmehr wieder zusammen und „komplettieren" es nur durch die Thatsache, daß Herr Schulpe in dieser Sammlung von „mustergiltigen" Übersetzungen auch solche aufgenommen hat, welche er selbst aus dem Neugriechischen „verfertigt" hat. Sie müssen mustergiltig sein, denn sonst hätte sie Schulpe unnachsichtig verworfen! Nur Bescheidenheit ziert den Jüngling, und Schulpe steht würdevoll mitten zwischen Paul Heyse und dem Grafen Schack! Und eins dürfen wir zugeben, seine Übersetzungen in Versen sind bei weitem besser als seine Prosa. Wie dieser Zwiespalt der Natur zu erklären ist, vermögen wir nicht zu ergründen.

Litterarische Berichte.

Gesammelte Werke von Alfred Graf v. Adelmann. Erster Band, Biographie und gesammelte Aufsätze. Stuttgart 1889. Deutsche Verlags-Anstalt.

Es ist eine der schönsten Aufgaben der Deutschen Revue, den Männern, die um das Vaterland, um die Kunst und um alles Ideale sich hohe Verdienste erworben haben, auch nach dem Tode ein warmes und ehrenvolles Andenken zu widmen. Unter den Kämpfern, die in den letzten Jahrzehnten mit der Feder für das Vaterland, für die Freiheit und für Recht und Wahrheit stritten, nimmt Alfred Graf Adelmann eine ehrenvolle Stelle ein. Es hat niemand mit größerer Leidenschaft, mit größerem Mut und mit größerer Pflichttreue und Selbstlosigkeit als Graf Adelmann sich dem edlen Berufe hingegeben, sein Leben den großen Geisteskämpfen des deutschen Volkes, den Idealen unserer Zeit und der Menschheit zu weihen. Er verließ die Armee im Frieden, um dem Vaterlande mit der Feder zu dienen, nachdem er mit dem Schwerte in dem großen Kriege mit für Deutschlands Einheit, Macht und Größe gekämpft und sich als heldenmütiger Soldat im Felde ausgezeichnet hatte. Der Kriegsdienst im Frieden konnte seinen feurigen Geist nicht befriedigen. Zurückgekehrt von dem Feldzuge, arbeitete er mit ganzer Hingebung, seines körperlichen Leidens nicht achtend, an größeren Werken. Er war innig dankbar für das, was er mit der Feder Gutes wirken konnte, er suchte mit edlem, reinem Herzen durch seine Geistesarbeit dem Vaterlande zu dienen. Ein früher Tod beendete sein hohes Streben, doch seine Werke werden fortleben. Sein Ruf „Frei von Rom!" wird für lange Zeit in allen deutschen Herzen widerhallen, sein Weckruf an „den deutschen Nationalstolz" mögen alle hören, die gegen Servilismus und gegen Parteidespotismus kämpfen, und sein Bild von dem reinen und wahren Glück im Leben wird den edleren Teil des Volkes von „der modernen Jagd nach dem Glück" abhalten, die er so vortrefflich geißelte und schilderte. Ihm galten äußere Ehren nichts, nichts ein leerer Name oder Titel, der, von Menschen gemacht, der Eitelkeit dient, nichts die Gesellschaft, die ihre geistige Leere, ihre Alltäglichkeit und oft auch ihre schlechten, niedrigen Leidenschaften durch äußeren Glanz zu verbergen sucht. Er hielt nur hoch das wahre Ideale, das Selbstlose im Menschen, weil es das Hohe und das Göttliche in ihm ist und weil es das reine und wahre Glück im Leben begründet. Mit tiefer Rührung lesen wir wieder die Schriften, die uns einer unserer besten Patrioten und unser über den Tod hinaus geliebter Kampfgenosse im edlen Streite um Recht, Wahrheit und Freiheit hinterlassen hat. Wir betrachten sie als geistiges Erbe, um mit demselben weiter zu pflanzen und um das Samenkorn zur Blüte zu bringen, welches sein edles, für das deutsche Vaterland tief begeistertes Herz uns wie ein teures Vermächtnis übergeben hat. Die

Biographie des Grafen Adelmann, welche neben den oben erwähnten und anderen Abhandlungen den Hauptinhalt des ersten Bandes bildet, ist meisterhaft geschrieben. Ein schöneres Lebensbild konnte niemand schaffen. Tief ergreifend ist der warme Ton, die edle Sprache in dieser Biographie. Was die Muse dem Grafen Adelmann ins Herz gelegt, das hat sich auf den Künstler übertragen, der sein Lebensbild so rührend zeichnete. Es ist ein edles Kunstwerk und ein Zeichen, daß das Ideale sich forterbt und nicht an die Vergänglichkeit des Menschen gebunden ist. Es ist das Edle im Menschen eine Gottesgabe, das hohe Lied, das in der Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht weiterklingt, und der Sänger, der edel, selbstlos und ein wahrer Dichter war, reicht nach dem Tode die Leyer und die Liebe, die von Gott gekommen, dem, der das Heilige im Leben weiter zu pflanzen berufen ist. R.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Dritte und vierte Auflage. Freiburg i. B. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wenn im Zeitalter der Erfindungen, wie man das unsrige so gern und mit gewissem Recht nennt, neben den zahlreichen Verherrlichungen und Anpreisungen neuer Resultate der industriellen Forschung hin und wieder Verkündigungen und Mahnworte ernsteren, idealen Inhalts erschallen, so verdienen diese eine um so gewissenhaftere Berücksichtigung, da sie Zeugnis dafür ablegen, daß unsere Zeit keineswegs des religiösen Gehaltes und tieferer Regungen entbehrt. So wollen auch die vorliegenden „Bekenntnisse eines Theologen“ aus dem stillen Studierzimmer eines edel und tief fühlenden Gelehrten ihren Weg in die bunte Lebenswelt und ihre Beachtung in derselben finden, und wahrlich, dies ist dem aus so edlem Geiste heraus und mit so warmer, zu Herzen dringender Sprache geschriebenen Buche zu wünschen, ein Wunsch, der ja durch das Erscheinen der 3. und 4. Auflage teilweise schon erfüllt ist. Allerdings möchten wir vor allem die Anonymität des Verfassers beseitigt sehen, wodurch unser Interesse an dem Werke und der Wert dieses selbst sich entschieden erhöhen würde; denn die Bekenntnisse eines uns völlig Fremden können nicht dieselbe Beachtung beanspruchen wie die eines bekannten Mannes, welche uns vielleicht manches, was wir in seinen Schriften und Thaten uns nicht genau erklären können, in ein helleres Licht bringen. So würde z. B. die Erklärung des Verfassers, daß er in Jesu nicht einen Gott, in seinem Sterben nicht einen Opfertod zu sehen vermag, aus dem Munde eines genannten Theologen viel interessanter und wirksamer sein. Da nun solche Bekenntnisse der durch Studium gewonnenen Anschauung und der Gemütsanlage eines Einzelnen entspringen, so ist es natürlich, daß wir mit manchem, was wir lesen, nicht übereinstimmen werden. So leugnen wir entschieden, daß man sittlich gut sein kann, ohne Religion zu haben; denn der sittlich gute Atheist (d. h. der sich so nennt) erfüllt die hohen Forderungen der Sittlichkeit, z. B. die Feindesliebe doch nur aus einer Erkenntnis und einem Pflichtgefühl heraus, welches ihm erst durch das Christentum gewonnen worden ist. Ebenso ist die tiefe Frage, wie sich das Walten der Naturkräfte mit dem Willen Gottes vereinigen lasse, durchaus noch nicht mit der Behauptung gelöst, daß die in jenen sich offenbarenden Gesetze nichts Anderes als der unbeugsame Wille Gottes seien; schließlich müssen wir trotz der Wärme, mit welcher der Verfasser die hohe Bedeutung des Gebetes für ihn selbst betont, die Annahme, daß durch das Gebet der Wille Gottes nicht bestimmt werden könne, doch als widersinnig bezeichnen. Allein, wie gesagt, dies sind Ansichten, deren Abweichung weder dem Verfasser noch seinem Buche zum Vorwurf gemacht werden kann. Daneben aber finden wir eine Fülle der tiefsinnigsten Gedanken, der Zeugen eines auf Gott vertrauenden und der Menschheit warm entgegenschlagenden Herzens, der Resultate ernsten, eifrigen Denkens, und am Schluß eine Anzahl hoher, sittlich erhabener Forderungen, denen wir aus voller Seele beistimmen. Möge das kleine, aber inhaltsreiche Buch im heutigen Kampfe um die Weltanschauung seine Stimme weit und hörbar erschallen lassen und dadurch, daß es nicht bloß mit dem kritischen Verstand, sondern auch mit dem Herzen gelesen werde, zum Nachdenken anregen und zur sittlichen Förderung führen, was es mit vollem Recht bezweckt! C. S.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. IV. Band. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. II. Teil: 1848 bis 1861. Gotha 1889. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Am 1. November 1861 starb zu Matzdorf bei Hirschberg in Schlesien der General Oldwig von Natzmer, dem kein ehrenderes Anerkenntnis seiner Verdienste zuteil werden konnte als das seines Königs, unseres hochseligen Kaisers Wilhelm I. Bei der Nachricht vom Tode seines treuen Dieners schrieb er unter anderem an Frau von Natzmer: „Ich hatte einen Freund und Lehrer in ihm gefunden und einen großen Teil dessen, was ich in der militärischen Welt vielleicht leistete, verdanke ich ihm! Er kam mir immer wie ein Vermächtnis meines seligen Vaters vor, der ihn sich und mir so nahe gestellt hatte!“ Welchen Wert für die Geschichte Kaiser Wilhelms die in vorliegendem Bande veröffentlichten Briefe desselben an den hochverdienten General haben, welche Bedeutung General von Natzmer selbst

hatte, geht aus den Worten unseres erhabenen Kaisers zur Genüge hervor. Diese Briefe allein würden hinreichen, auch den 4. Band der Natzmer'schen Denkwürdigkeiten zu einer unentbehrlichen Geschichtsquelle der Zeit Kaiser Wilhelms zu machen. Dazu kommen nun noch vortreffliche Uebersichten über die zwischen 1848 und 1861 liegenden, so ungemein wichtigen und folgereichen Episoden, die eine eigenartige, zumeist bisher unbekannte Beleuchtung erfahren durch die zahlreichen, von bestunterrichteten Personen an von Natzmer gerichteten Briefe, unter denen die des einstigen Fürstbischofs, Grafen von Sedlnitzky, die hervorragendste Stelle einnehmen. Wenn manchem bisher Rankes Urteil über Friedrich Wilhelm IV.: „Sein ungeheurer Wert ist ein so eigentümlicher, daß er nur wenigen verständlich sein kann," nicht recht einleuchten wollte, so werden vielleicht die aus dem Markus Niebuhrschen Nachlasse und andere handschriftlichen Quellen im vorliegenden Bande der „Hohenzollern" beigebrachten Begründungen diese Absicht klar legen helfen. Wer die Geschichte Friedrich Wilhelms III., Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms I. kennen lernen will, wird nicht umhin können, als eine der vorzüglichsten Quellen hierzu Natzmers Denkwürdigkeiten zu Rate zu ziehen. I.

Molekularphysik mit besonderer Berücksichtigung mikroskopischer Untersuchungen und Anleitung zu solchen, sowie einem Anhang über mikroskopische Analyse von Dr. O. Lehmann, Professor am königl. Polytechnikum zu Dresden. Leipzig 1888. Verlag von Wilhelm Engelmann.

Ein sehr beachtenswertes, ja vielleicht sogar bahnbrechendes Werk! — Unter Molekularphysik ist hier nicht die Physik der Molekule im Sinne der Energie, sondern der Materie zu verstehen. Diese Art des Molekularstudiums findet bereits eine erfolgreiche Anwendung in der Mineralogie, worin die molekulare Beschaffenheit häufig dazu benutzt wird, um die verschiedenen Mineralien in Felsarten gewissermaßen mikroskopisch zu analysieren. Diese optische Analyse ist sogar in vielen Fällen die einzig mögliche; denn eine chemische en bloc Analyse würde bei den allermeisten Felsarten gar keinen Aufschluß über deren mineralische Gemengteile geben können, weil chemisch die einzelnen Teile oft viel zu wenig differieren, um individuell in die Erscheinung zu treten. Die Chemie hat sich ja auch nicht mit der Formen- sondern mit der Stoffkunde zu beschäftigen. Das Gesagte soll aber beweisen, wie wichtig auch das Studium der Formenkunde — so möchte ich Molekularphysik etwa übersetzen — für die Erkenntnis der physikalischen, ja zuweilen auch chemischen Erscheinungen ist; und wenn bisher auch dieser Zweig der Naturwissenschaft nicht allgemein genug beachtet wurde, so ist dies wohl nur eben dadurch zu erklären, daß Lehrbücher allgemeineren Inhalts darüber, wie Lehmanns Molekularphysik, überhaupt nicht existierten! Dies wird wohl genügen, um die obige Bezeichnung des Werkes als bahnbrechend zu rechtfertigen. Und wie reich ist der Inhalt! Zwar liegt erst die Hälfte — der erste Band — vor uns; aber schon dieser mit seinen 852 Seiten Text und vielen, meist hoch interessanten Abbildungen, welche nicht allein vielfache Aufklärung über die Vorgänge in der Struktur bei mechanischen Eingriffen, sondern auch förmliche mikroskopische Analysen illustrieren, macht es bei der Beschränktheit dieses Raumes ganz unmöglich, auf Einzelheiten näher einzugehen. Wer aber heutzutage Physik, Chemie, Technik oder irgend einen Zweig naturwissenschaftlicher Forschung zu seinem Beruf erwählt hat, wird ohne das Studium der Molekular-Physik nur ein unvollkommenes Bild von den materiellen Vorgängen erlangen können. Andererseits steht zu erwarten — ja der Autor hat diese Aufgabe bereits zum Teil gelöst! — daß in der Chemie die mikroskopische Analyse vielleicht ebenso wertvoll als die chemische werden könne, zumal in der organischen Chemie, welche bisher noch keine qualitative Analyse im Sinne der unorganischen Chemie besaß. Da tritt nun — wie bei der Untersuchung der Felsarten — die mikroskopische Untersuchung ein und zeigt, daß damit Fragen zu lösen sind, welche die rein chemische Untersuchung gar nicht zu lösen vermag. Wir können daher wohl darauf verzichten, das Werk besonders zu empfehlen, denn wir glauben, daß es, weil es eine Lücke in der naturwissenschaftlichen Forschung ausfüllt, sehr bald unentbehrlich für jeden Naturforscher werden dürfte. R.

Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Keller, K. Archiv-Rat und Staats-Archivar zu Münster. Leipzig 1888. Verlag von S. Hirzel.

Nachdem Keller durch mehrere umfassende und sehr wertvolle Schriften sich das unbestreitbare Verdienst erworben hat, das Dunkel, welches bis dahin über der Geschichte und dem Wesen der vorreformatorischen Gemeinde der Brüder und über den Zusammenhang dieser mit der alten Kirche und mit der Reformation selbst lag, im wesentlichen gelichtet zu haben, ein Verdienst, dessen Größe teilweise schon aus dem heftigen Widerspruch befangener Forscher hervorgeht, führt uns derselbe Verfasser in seinem neusten Werke auf ein neues, ebenso wichtiges Gebiet, nämlich auf die Frage nach dem Zusammenhang des berühmten Johann von Staupitz mit Luther und den Anfängen der Reformation. Jedermann wußte es wohl, daß dieser ebenso gelehrte wie milde Mann den wohlthuendsten Einfluß auf Luther zu jener Zeit ausgeübt hat, wo dieser den Qualen der Sündenangst fast zu erliegen drohte; es

stand fest, daß Staupitz den Reformator besonders auf das Studium der Bibel aufmerksam gemacht und daß dieser den großen Augustiner stets und gern seinen geistigen Vater genannt hat. Aber warum Staupitz dem jungen Mönch so besondere Sympathien zugewendet, was er von ihm gehofft und warum er schließlich sich von ihm abgewendet hat, das war meist nur oberflächlich bekannt oder wurde auf falsche Weise erklärt, und gerade diese so wichtigen Punkte aufgeklärt zu haben, ist ein neues Verdienst Kellers, dessen jüngste Schrift dieselben Vorzüge aufweist wie alle seine früheren: auf gründlicher Kenntnis und Belesenheit beruhende, vorsichtige, überzeugende Forschung, Klarheit der Darstellung und Milde des Urteils. Nach einer eingehenden Erörterung über Staupitz' Leben und Anschauungen weist er seinen Zusammenhang mit den altevangelischen Brüdern nach und leitet hieraus den Grund ab, warum er Luther, in welchem er den für die Durchführung jener evangelischen Gedanken und Einrichtungen Berufenen erblickte, so warm beschützte. Als aber dieser nach 1522 eine ganz andere Richtung einschlug, indem er statt des von den Brüdern betonten christlichen Lebens in der Liebe die Lehre in den Vordergrund stellte und zwar so, daß er eine Verletzung derselben als die größte Sünde, einen Verstoß gegen das christliche Leben aber als fast gleichgiltig oder wenigstens als nebensächlich auffaßte, also ein entschieden katholisierendes Prinzip annahm, da trennte sich Staupitz von dem Reformator, sodaß ihre Wege niemals mehr zusammentrafen. Die Beweise für die Richtigkeit seiner Auffassung bringt der Verfasser zahlreich und überzeugend genug, und dieselbe unterliegt für den aufmerksamen Leser kaum noch einem Zweifel. Wenn das 8. Kapitel, „der Beginn des Glaubenszwanges in der neuen Kirche,“ zur Begründung der Behauptung dient, daß in der lutherischen Kirche (vergl. überhaupt den wohl ganz neu, aber richtig aufgestellten Gegensatz zwischen „lutherisch“ und „evangelisch“) in der That ein dem Ideal des Staupitz widerstreitender Glaubenszwang sich bildete, so können wir doch, was die folgenden Kapitel betrifft, den Vorwurf nicht unterdrücken, daß dieselben dem Thema des Werkes nicht recht entsprechen, daß sie sich zwar auf die Anfänge der Reformation beziehen, aber doch kaum etwas enthalten, was mit Staupitz in Zusammenhang steht. Aber abgesehen von diesem vielleicht unwesentlichen Tadel bietet der Inhalt gerade dieser Kapitel, für sich betrachtet, wieder so viel Neues, und zwar nicht bloß Interessantes, sondern geradezu Wissenswertes, daß sie das eingehendste Studium erfordern und — belohnen. Denn die in dem früheren Werk: „die Reformation ꝛc.“ 1885 schon begonnenen Ausführungen über die Täufer und die über sie ausgesprochenen Urteile werden hier wieder aufgenommen und erweitert, außerdem aber werden die Beziehungen der Handwerker, der Gelehrten und vor allem der Ordensritter zu den Brüdern in ganz neuer und belehrender Darstellung erörtert. Mögen die Resultate der Keller'schen Forschungen, wie schon mehrfach geschehen, hier und da auf heftigen Widerspruch stoßen, besonders von seiten derjenigen, welche in diesen Untersuchungen eine Beeinträchtigung der Verdienste Luthers fürchten (übrigens eine ganz grundlose Befürchtung), mögen dieselbe ferner, was der Verfasser gern zugiebt, vielfach noch der absoluten Sicherstellung bedürfen, so erfordern diese Forschungen doch schon wegen der vielen bahnbrechenden Anregungen, welche sie bieten, eine sorgfältige Beachtung und verdienen die allgemeinste Würdigung; für den Historiker aber und besonders für den Theologen ist das Studium derselben geradezu eine unerläßliche Pflicht. C. S.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Vierte Auflage. Mit über 100 Illustrations-Tafeln, Karten, statistischen Tabellen und erläuternden Textbeilagen. Verlag des bibliographischen Instituts. Leipzig. 2 Bde. Zus. 1462 S. 8

Die neue Auflage des „Kleinen Meyer“ erscheint in größerem Format als bisher und in Fraktur. Für den sehr billigen Preis von 16 Mark wird in dem Werke sehr viel geboten. Die Vollständigkeit ist, wie Referent sich durch Stichproben überzeugt hat, in einzelnen ferner liegenden Materien keine gleichmäßige, aber doch im Verhältnis zum Umfang des Werkes eine sehr große; natürlich sind die Artikel entsprechend kurz, manche sind zur einfachen Fremdwörterverdeutschung herabgedrückt worden. Immerhin ist das Werk ein tüchtiges Nachschlagebuch für den augenblicklichen nötigsten Bedarf. Nicht dasselbe Lob gilt von den Landkarten, welche an Undeutlichkeit und Unübersichtlichkeit leiden, andere der Beilagen sind wenigstens überflüssig, aber die sehr schön z. T. in Farben hergestellten Ordens-, Wappen-, Flaggen- u. a. Tafeln haben sicher auf den Beifall der Leser zu rechnen. K. F.

Die Dioskuren. Litterarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien 1889. Manz'sche K. K. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

In den vierziger und fünfziger Jahren spielten die poetischen Almanache in der deutschen Litteratur Oesterreichs eine wichtige Rolle. Alle gebildeten Kreise sahen ihrem Erscheinen mit Spannung entgegen, und so mancher Dichter, der später einen gefeierten Namen trug, errang sich in den damals viel gelesenen Almanachen die ersten Sporen. Wir erinnern nur an Lenau, Anastasius Grün, Julius von der Traun, Friedr. Halm, Alfred Meißner, Eduard Bauernfeld, L. A. Frankl. Diese Zeit ist längst vorüber, und die Realistik unserer Tage hat das früher so lebhafte Interesse an der poetischen,

namentlich der lyrischen Produktion verdrängt. Um so verdienstvoller erscheint ein Unternehmen, das nun schon durch 18 Jahre eine gewählte Sammlung der neuesten litterarischen Schöpfungen Oesterreichs, in einem stattlichen, auch äußerlich geschmackvoll ausgestatteten Bande auf den Weihnachtsmarkt bringt. Ein solches Unternehmen sind die trefflich redigierten Dioskuren, von denen soeben der 18. Jahrgang erschienen ist. Hier finden sich neben den hervorragendsten Namen auch solche weniger bekannter talentvoller österreichischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen vertreten. Wertvolle Gedichte von Betty Paoli, Robert Hamerling, L. A. Frankl, Stephan Milow, Martin Greif, August Silberstein, K. G. Ritter v. Leitner und dem jetzt viel zu wenig gewürdigten Cajetan Cerri, einem Dichter, der den deutschen Vers mit gleicher Meisterschaft beherrscht wie den italienischen, zieren die Sammlung; daneben treten in Auguste von Littrow-Bischoff, Guido Freiherrn von Kübeck, J. Tandler und Gustav Weisbrodt sehr beachtenswerte Talente auf, die einerseits in der poetischen Epistel, andererseits in Gedichten voll frischen, gesunden Naturgefühls oder warmer patiotischer Begeisterung, schöne Proben ihres Könnens liefern. Auch gute Nachbildungen und Uebersetzungen ungarischer Poesien liegen in dem Buche vor; erstere in den ungarischen Volksliedern von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, letztere in den Beiträgen von Ladislaus Neugebauer und Franz Gerneth. Das Drama findet sich durch zwei Akte eines Trauerspiels von Faust Pachler „König Lazar und sein Haus“ würdig vertreten. Sehr reichhaltig ist die Auswahl von Prosa-Beiträgen jeder Art. Selbst ein Roman und zwar ein dem modernsten Leben entnommener, der in hohen Wiener Gesellschaftskreisen spielt und sich durch spannende, fesselnde Handlung auszeichnet, ist in der umfangreichen Erzählung „Aus freier Wahl“ von E. Wahlheim in dem vorliegenden Jahrgang enthalten. Kleinere, stofflich originelle, unterhaltend geschriebene Erzählungen bieten Gabriele Adler in „Abbate Ceccos Gäste,“ Fritz Pichler in der antik-römischen „Meine Arria“ und Heinrich Glücksmann in „Eine ungarische Schlacht.“ Schön und sinnig erdacht sowie duftig geschrieben ist das reizende „Elfenmärchen“ von A. Falstein. Von den vorliegenden Skizzen verdient die „Armer Junge“ betitelte von Marie von Ebner-Eschenbach wegen der feinen psychologischen Charakterzeichnung in vollem Maße Bewunderung. Auch die Skizze „Ein alter Tisch“ von Fritz Lemmermayer ist anerkennenswert. Carl v. Vincenti, der glänzende Schilderer des fernen Ostens, bietet ein farbenprächtiges Bild der arabischen Oasenwelt aus seiner Reise- und Studienmappe. Mit interessanten litterarhistorischen Essays über Schiller, Goethe und Shakespeare haben sich W. Meynert, E. Gnad und Josef Prank eingestellt; während Wilh. v. Wartenegg eine sehr verdienstvolle und bemerkenswerte kunsthistorische Studie zur Entwickelungsgeschichte des Porträts liefert. Z.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II. Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Zweiter Band. Berlin 1888. Verlag von W. Hertz.

General von Radowitz hatte einst zu dem Herzog Ernst, dem wir diese Memoiren verdanken, gesagt: „Sie müssen durchaus eine Geschichte der letzten Jahre verfassen; Sie sind der einzige, der es kann. Es ist so viel Unrecht in der letzten Zeit geschehen, daß man es um der Gerechtigkeit willen beschreiben muß, und damit sich die Nation nicht beirren lasse.“ Diese Worte sind dem edlen deutschen Fürsten, dessen ganzes Leben und Streben auf die Einheit des deutschen Volkes gerichtet war, tief ins Herz gegangen. Er hat ein Werk geschaffen, welches nach vielen Jahrzehnten und für alle Zeiten eins der schönsten und wichtigsten Monumente in der deutschen Geschichte bilden wird. Alle Leiden des großen deutschen Vaterlandes und seine ganze frühere Zerrissenheit treten so lebendig und so wahr durch die Schilderungen des Selbsterlebten in diesen Memoiren zu Tage wie in keinem anderen Werke. Es ist dasselbe nicht nur ein Bild der Vergangenheit, sondern zugleich eine Mahnung für die deutsche Nation, das zu erhalten und zu beschützen, was durch viele Leiden, durch große blutige Kämpfe erreicht ist, und worauf das Glück des Einzelnen, wie des ganzen Volkes beruht. — Die jüngere Generation, die von den Vätern ein so kostbares Kleinod, die Einigung der deutschen Stämme, als ein Heiligtum geerbt haben, mag auch in diesen Memoiren lesen, wie Deutschland einst gelitten, wie schwer die Arbeit der edelsten deutschen Patrioten, zu denen Herzog Ernst gehört, für das jetzt Erreichte war. — Dann wird die Liebe zum Vaterlande immer inniger und begeisterter sich gestalten und allen Rückbewegungen, die aus der Zeit von Deutschlands Zerrissenheit stammen, eine starke Schutzmauer entgegengesetzt werden. Herzog Ernst fällt nicht in den allgemeinen Fehler der Memoirenschriftsteller, alles subjektiv zu schildern und von diesem Standpunkt aus zu urteilen. Es ist die Gerechtigkeit überall in diesem Werke gegen jeden Zeitgenossen in edelster und selbstlosester Weise hervortretend. Auch in einer Episode, welche die frühere Politik Bismarcks, als Bundesgesandter, schildert, zeigt sich das gerechte Urteil des Verfassers, obgleich er damals ein prinzipieller Gegner Bismarcks war, wenn auch ihn die gleichen Ziele beseelten. — Alle heilbringenden und dem Vaterlande wie der Kunst und Litteratur nützlichen Kräfte hatte der Herzog immer an seinen Hof gezogen und beschützt. Gustav Freytag und viele andere berühmte Zeitgenossen verdanken dem Herzog Ernst die mächtigste Unterstützung ihres Schaffens

und Strebens. Jetzt steht Herzog Ernst im Greisenalter, und wenn sein Leben, wie wir es herzlichst wünschen, auch noch viele Jahre dauern wird, so sind diese Memoiren doch ein bleibendes und wertvolles Vermächtnis für das deutsche Volk. R.

Von unehrlichen Leuten. Kulturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste. Von Dr. Otto Beneke. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Der Verfasser bezeichnet vorliegendes Buch als einen anspruchslosen Bericht über eine Gattung vormaliger deutscher Art und Unart. Nun, so anspruchslos sind seine kulturhistorischen Studien gerade nicht, im Gegenteil, wir haben sie recht ansprechend und belehrend gefunden. Erschöpfend freilich und alle Teile des deutschen Vaterlandes umfassend sind sie nicht, aber doch umfassend genug, um uns unter Ausschluß der durch Geburt, Nationalität oder Konfession einst verrufen gewesenen Mitmenschen die gewerbliche oder dienstliche Unehrlichkeit von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer Blütezeit im 16. und 17. Jahrhundert möglichst klar erkennen zu lassen. Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, deren erster von unehrlichen Leuten handelt, als da sind Hirten, Schäfer, Müller, Spielleute aller Art, Bader, Leinweber, Zöllner, Totengräber, Türmer, Bettelvögte, Nachtwächter, Schergen, Gerichts- und Polizeidiener, besonders aber Scharfrichter und seine Gesellen. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den unehrlichen Dingen, der dritte handelt vom Ehrlichsprechen. Bei sorgsamem Lesen von Benekes Studien erkennt man, wie thöricht wohl manches in früherer Zeit gewesen, wie aber vielerlei noch heutzutage trotz alles Fortschrittes der Kultur unter anderem Namen sich erhalten hat und sobald sich auch nicht ändern wird. Das Buch sei bestens empfohlen. L.

Taòtekking von Laòtsee. Aus dem Chinesischen von Friedrich Wilhelm Noak. Berlin 1888. Verlag von Karl Duncker (C. Heymons.)

Für jeden gebildeten, besonders für den religiösen Menschen, welcher tolerant genug ist, in der Religion Andersgläubiger nicht bloßen Aberglauben und Götzendienst, sondern auch den Ausdruck aufrichtiger Gottesverehrung zu erblicken, wird es interessant und anregend sein, die einer anderen Religionsgemeinschaft angehörigen und in dieser für heilig gehaltenen Schriften kennen zu lernen, mit den eigenen ihrem Inhalte nach zu vergleichen und danach den Wert derselben zu bemessen. Deshalb ist die vor einiger Zeit neu herausgegebene Rückert'sche Koranübersetzung mit Recht sehr beifällig aufgenommen worden, und dasselbe ließe sich vielleicht auch von der vorliegenden chinesischen Spruchsammlung erwarten. Es ist bekannt, daß Laòtsee, der ältere Zeitgenosse des Confucius, einst eine große Bedeutung für sein Volk gehabt und daß seine Anhänger, die Taosse d. h. Geistesjünger, eine blühende Religionsgemeinschaft gebildet haben, und schon deswegen müßte uns dieses Werk des chinesischen Weisen Interesse abgewinnen. Aber wir glauben nach eingehender Lektüre weder die poetische noch die religiöse Bedeutung desselben hoch anschlagen zu dürfen. Es finden sich ja selbstverständlich schöne, an den ethischen Gehalt des Christentums streifende Gedanken z. B. „Gott ist aller Menschen Zuflucht, der Guten Hort, der Bösen Heiland" (Kap. 62); „vergilt Unbill mit Wohlthun" (Kap. 63); „einsehen, daß man nichts wisse, ist das Höchste" (Kap. 71); „ist das Volk nicht mehr in der Furcht des Herrn, so verfällt's dem Argen" (Kap. 72) u. a. aber neue oder gar über die erhabenen Lehren des Christentums hinaufgehende, sie ergänzende Gedanken finden wir nirgends; es ist meistens nur praktische Lebensweisheit, bei weitem tiefer stehend als die Worte des neuen Testaments. Dazu kommt noch das häufig Dunkle des Inhalts und das Geschraubte der Form, und letzteres müssen wir dem Uebersetzer entschieden als Vorwurf anrechnen. Denn wenn er auch keine Umschreibung und Erklärung der chinesischen Sprache geben, den einfachen Sinn also nicht überall völlig klarstellen konnte, so war doch in der Uebersetzung die Sprache des Urtextes mehr dem deutschen Stil anzupassen, besonders auch in den poetischen Stellen eine größere Gewandtheit des Versbaues und des Reimes anzustreben, was ja der Uebersetzer selbst in dem Vorwort als Forderung ausspricht. Ohne den Wert dieser alten Religionsschrift für ihre Zeit und ihre Bekenner zu bestreiten, meinen wir doch, daß dieser Uebertragung ins Deutsche kein Bedürfnis vorlag; mag sie eine „Perle der chinesischen Litteratur" sein, daß sie aber als „unschätzbares Buch der Weltlitteratur für alle Zeiten" angehören müßte, scheint uns eine gewagte Behauptung.

C. S.

Historische und politische Aufsätze von Hans Delbrück. Berlin 1887. Verlag von Walther & Apolant.

Eine etwas konfuse Paginierung, eine bunte und verwirrende Zusammensetzung der behandelten Gegenstände, abschweifende Ausgriffe im Vortrage — und doch herrscht viel Klarheit, Verstand und Ordnungssinn in diesem Buche. Nicht jeder hat das Recht, seine hier und dort an die Oeffentlichkeit gebrachten Aufsätze und Vorträge dem Publikum noch einmal in Buchform darzubieten. Unserem Autor wird man dasselbe um so eher einräumen, als er fortschreitend mehr sich zu einem Typus ausarbeitet, der die Denweise der neusten Zeit darstellt, der Zeit, welche mit den aus der Epoche der Julirevolution etwa stammenden und unser Parteiwesen vielfach beherrschenden Ideen

gründlich gebrochen hat. Nur die Individualität des Autors giebt dem Gemenge von Gegenständen, die er hier vor uns bespricht, die innere Einheit. Es ist ein auf Realität und Wahrheit dringender Geist, der hier sich ausdrückt, und obwohl er gegen die Einmischung der Gefühlswelt sich kräftig sträubt, doch nicht nüchtern, denn er empfängt einen Strom warmer Empfindung aus der Lebhaftigkeit seiner nationalen Gesinnung. Wissenschaftlich gemessen sind die wertvollsten Arbeiten diejenigen, welche in den Bereich der Kriegswissenschaft fallen. Die Aufsätze „über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons," ferner „General von Clausewitz" über „Prinz Friedrich Karl," und namentlich auch die hübsche Analyse über „den preußischen Offizierstand" werden ein dauerndes Interesse einflößen. Die schwächsten dagegen sind die über England handelnden „Anglikanismus und Presbyterianismus" „Whigs und Tories" und „die Monarchie in England." Das hat man alles schon besser und tiefer eindringend gehört, und namentlich die Ansichten des Verfassers in dem zuletzt genannten Essay dürften doch als sehr anfechtbar gelten, obgleich er sich auf eine seit der Abfassungszeit (1880) angeblich eingetretene und ersichtliche Bestätigung beruft. Durch alle die auf England bezüglichen Aufsätze zieht sich latent der Faden, daß jenes berühmte Urbild des konstitutionellen und parlamentarischen Wesens Schatten und Interferenzen aufweise, die in unserem Staatsleben glücklich vermieden wären, oder zu vermeiden seien. In dem Aufsatz „die historische Methode des Ultramontanismus," der sich insbesondere gegen Janssen richtet, wird eine Sprache der Leidenschaftlichkeit geführt, die der übrigens gerechtfertigten Polemik und den guten Gründen des Verfassers Eintrag thut. Sehr geschickt und fesselnd ist der Artikel „Canossa," in welchem die berüchtigte Legende von dem Triumph des Papsttums und der Niederlage des Königtums auf ihren wahren Sachverhalt geprüft und eine neue, der traditionellen fast entgegengesetzte Auffassung vorgetragen wird. — Für die paar Bemerkungen über die Feier der Vollendung des Kölner Doms, so ansprechend sie auch sind, ist der Titel: „die Gothik und der Katholizismus" doch gar zu viel sagend und zu mantelweit. Voll von Beziehungen auf die tagespolitischen Fragen sind die Artikel „der Hausmeier," den ein bekanntes Schlagwort der Opposition geradezu hervorgerufen, und „Stein und Hardenberg und die sozialpolitischen Ideen der Gegenwart," bei welchem es freilich nicht ohne ein wenig vorgefaßte Meinung einhergeht. Aber im ganzen wird der Leser doch das Buch auch dort, wo er dem Verfasser nicht beizupflichten vermag, mit Anteil lesen und gewiß nicht ohne tieferen Eindruck aus der Hand legen, denn es ist ein ernster, redlich strebender, gehaltvoller Geist, der aus demselben spricht. C.

Schloß Paräd. Lustspiel in vier Akten von Anton Günther. Berlin, Entsch 1888.

Bei der jährlich anwachsenden Flut von Lustspieldichtungen wird eine schärfere Kritik über die zu trennende Spezies von Lustspiel, Schwank und Posse nötig werden. Alle drei Gattungen der Komödie dienen zwar demselben Zwecke, aber in der Form weichen sie wesentlich von einander ab. Der Verfasser von Schloß Paräd hat es verstanden, sein Lustspiel in die richtige Form zu kleiden; nirgends wird die Linie des Schönen und Erlaubten überschritten, — er legte dem heiteren Zufälligen eine tiefere Bedeutung, dem gefälligen Scherz einen sittlichen Ernst zu Grunde. — In dem Hauptträger des Stückes, welches sich zur Hälfte in Ungarn, zur Hälfte in Italien abspielt, wird uns ein durch eigene Schuld verarmter „Lebemann" gezeigt, der es verlernt hat, als Mann zu leben! Er wahrt ängstlich die „Dehors" und verliert Schritt für Schritt den Wert des „inneren Menschen. Seinem „Noblesse oblige" setzen Gattin und Tochter den deutschen Wahrspruch: „Ehrlich währt am längsten" gegenüber, seinen lauten Lamentationen über unstandesmäßige Einschränkungen die goldene Wahrheit: „Es ist doch keine Schande arm zu sein! Arm sein und den Reichen spielen, das ist eine Schande." Auf dieser Basis baut sich das Stück auf, dem es an erheiternden Momenten und interessanten Episoden nicht fehlt. Fast durchweg zeichnen die Charaktere eine feine Verspottung der Ungereimtheiten und Widersprüche unserer heutigen Gesellschaft, freilich ohne dem Zuschauer ein wärmeres Interesse für sich einzuflößen, mit einziger Ausnahme vielleicht des als Maler Eberhard inkognito reisenden Grafen Skalderi. Hat der Verfasser es aber einerseits trefflich verstanden, sich vor Uebertreibung und jeder Ausschreitung fern zu halten, so fehlt andererseits seinen Gestalten etwas von jener Innerlichkeit, die sie uns liebenswert macht. Eine einzige ernsthaftere Gemütsbewegung vermag uns der Gang des Stückes nicht abzulocken, — und doch soll auch die Komödie sowohl Freude wie Mitleiden erwecken. Ich stütze diese Behauptung auf unseren ersten und gerechtesten Kritiker, den großen Lessing, welcher sagt: „Diejenigen, welche Komödien schreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn sie sich unter anderem auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine stärkere Empfindung der Menschlichkeit erregen, welche sogar mit Thränen der Rührung begleitet wird." — Ly.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches.

(Fortsetzung.)

III.

26. Aug. 62. Wie ich aus guter Quelle höre, steht es jetzt fest, daß Bismarck noch im September dieses Jahres zum Ministerpräsidenten ernannt wird. Seine Majestät der König soll manche bisher noch gehegte Bedenken, als sei Bismarck ein „Durchgänger" und „Reaktionär" in einer Person, überwunden und sein Ohr gewissen Einflüsterungen definitiv verschlossen haben. Je mehr die Zustände Europas einen militärischen Charakter annehmen und je sicherer man erwarten muß, daß — trotz des Friedens von Villafranca — die sich immer verhängnisvoller in einander schiebenden Stellungen der Mächte nur durch Massenkämpfe werden gelichtet und gesichtet werden, um so mehr tritt die Armee-Reorganisation in den Vordergrund. Leider ist das „Volk der Denker" nach wie vor in der alten Träumerei befangen, die Frage, ob Preußens Stimme in Deutschland gehört werden soll, durch schöne Redensarten zum Austrag bringen zu können, und Preußens Volksvertretung scheint keinen höheren Beruf zu kennen, als ihren logischen Scharfsinn an einigen Fragen des Staats- und Budget-Rechtes zu üben. Obschon man noch immer in sittlicher Entrüstung über Olmütz „macht", ist man auf dem besten Wege da capo zu spielen und hat offenbar noch keine Ahnung davon, ein wie ernsthaftes Ding heute die Politik ist.

23. Sept. 62. Bismarck ist heute zum interimistischen Vorsitzenden des Staats-Ministeriums ernannt, und wird die definitive Ernennung zum Minister-Präsidenten und Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht mehr lange auf sich warten lassen. Derselbe war so freundlich, mir noch heute Abend mündlich einige nähere Aufschlüsse zu geben, wobei es sich freilich von selbst verstand, daß man „zwischen den Worten hören" mußte. Derselbe täuscht sich nach keiner Seite über den Ernst der Situation und daß er in ein vabanque-Spiel eingetreten ist. Der Gruß, welchen ihm das Abgeordneten-Haus entgegenbrachte, war der Beschluß, in dem Staatshaushaltsetat diejenigen Summen zu streichen, welche für die Deckung der Armee-Reorgani-

sation ausgeworfen waren. Damit befindet man sich in einem sogenannten Verfassungskonflikt, welcher durch die Divergenz zwischen dem Herrenhause und dem Abgeordneten-Hause noch verschärft wird, sodaß ein Etat überhaupt nicht zu stande kommt. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, denkt Bismarck nicht daran, vor den Beschlüssen des Abgeordneten-Hauses zurückzuweichen, vielmehr scheint sein Plan dahin zu gehen, ähnlich zu verfahren wie seiner Zeit William Pitt in seinem Kampfe mit den Whigs. Es war ein epochemachendes Wort, als dieser größte unter den englischen Ministern, mit dem die moderne Geschichte Englands beginnt, dem englischen Parlamente, welches doch etwas mehr bedeutete als das preußische Abgeordneten-Haus, in seiner ruhigen, kalten Weise erklärte, daß die Stellung eines Ministers, der im Hause, obgleich es ihn seines Vertrauens für unwürdig erklärt hätte, dennoch seinen Posten behielte, zwar neu und außerordentlich sei, aber gewiß nicht unkonstitutionell. Ernennung und Entlassung von Ministern sei seines Wissens durch die Konstitution diesem Hause nicht beigelegt. Und wenn er selbst auch abtreten wolle, so müsse er sich um seinen Nachfolger bekümmern, und da könne er in der Gegenpartei keinen angemessenen erkennen.

9. Okt. 62. Gestern ist nun auch die definitive Ernennung Bismarcks zum Minister-Präsidenten erfolgt. Die kleine versprengte Schar von Abgeordneten, von denen er sich flankiert sieht, steht ihm — ebenso wie das Herrenhaus — treu zur Seite, und diese haben immerhin, insbesondere in den Augen eines wirklichen Staatsmannes, den Wert des bekannten Archimedes'schen Punktes. Mit bloßen Majoritäts-Beschlüssen wird man keinen Hund vom Ofen locken. Als Mitglied der kleinen Fraktion von Bismarcks Freunden sind mir gewisse Eröffnungen geworden, die mir auch nicht den geringsten Zweifel darüber gelassen haben, daß wir heute in unserem neuen Minister-Präsidenten einen Staatsmann ersten Ranges besitzen. Bismarck ist weit entfernt, sein Genie in Disputen über Etats-Recht oder seine Zeit in Experimenten mit Verfassungs-Schablonen zu zersplittern oder zu verderben. Diese Dinge sind für ihn eine Art von parlamentarischem Lutschbeutel für unartige Kinder und die spanische Wand, hinter welcher er seine eigentlichen Geschäfte betreibt. Er kennt das preußische und das deutsche Volk besser als die kleinen Belferer, und er weiß auch, daß der Konflikt mit dem Abgeordneten-Hause, den gewisse Angstmeier in der Nähe des Thrones zu einer Art französischer Revolution aufzubauschen bemüht sind, wie ein böser Traum verfliegt, sowie die Trompete erklingt. Noch sind wir nicht so weit, daß das Königtum in Preußen sich im Kriege mit dem preußischen **Volke** befinde. Das ganze Zerwürfnis beschränkt sich darauf, daß die „neue Aera" mit ihren eigenen Sünden gestraft wird, und daß die Nachzügler der Bewegung von 1848 sich die günstige Stellung zu nutze machen, in welche sie von den abgetretenen Ministern selbst gebracht worden sind. Man kann sich eigentlich nur darüber wundern, daß das Abgeordneten-Haus nicht noch weit

schlechter ist. Die Heeres-Reform, das eigenste Werk des Königs, geht ihrer Vollendung entgegen. Das ist echte preußische Arbeit.

13. Oktober 62. Heute ist die Landtags-Session geschlossen. In der Rede, welche Bismarck bei dieser Gelegenheit hielt, ist mit erfreulicher Offenheit ausgesprochen, daß die Regierung sich einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen würde, wenn sie die auf Grund der früheren Bewilligungen der Landesvertretung ausgeführte Umformung der Heeres-Verfassung unter Preisgebung der dafür gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens dem Beschlusse des Hauses gemäß rückgängig machen wollte. Dabei hat Bismarck jedoch nicht etwa die Absicht, sich wie die Droschkenkutscher eine wunde Stelle zu konservieren, sondern er meint es durchaus ernsthaft, wenn er sagt, daß er über ein Kleines der populärste Mann in Deutschland sein werde. Man ist vielfach der Meinung, daß bei unserem sogenannten Verfassungskonflikt das Ausland seine Hand mit im Spiele habe, und ich möchte dem nicht direkt widersprechen, doch ist es mehr der Partikularismus in Deutschland selbst, welcher Bismarck Sorge macht. Man vermutet hier zunächst ein kleinstaatliches Fastnachtsspiel in nationaler Gewandung, Partikularismus an allen Ecken, mit Neuvergoldung einiger kleinen Thrönchen, und hat deshalb auch ein entschiedenes Mißtrauen gegen gewisse Fürstlichkeiten, die unter dem nationalen Mantel doch nur für eigene Rechnung und höchstens noch für diejenigen arbeiten, welche ihnen anverwandt und zugethan sind.

18. November 62. Wenn ich mir auch keinen besonderen Erfolg davon verspreche, so kann ich es doch nur billigen, daß Bismarck mit Österreich zunächst noch à deux mains verhandelt. Er wird damit alle Gerechtigkeit erfüllen und dann auch bei denen, welche heute noch Freunde Österreichs im alten Stile sind, nachhaltige Unterstützung finden. Der preußische Junker ist ein sehr eigenartiges Gewächs, und bei den Hohenzollern spielt die Pietät gegen das Habsburgische Kaisertum noch immer eine nicht zu unterschätzende Rolle. Hoffentlich arbeitet Bismarck nach dem Rezept des alten Grafen Herzberg, der bei dem Diner nach dem Hubertsburger Friedensschlusse, nachdem die anderen Gesandten ihre Souveräne mit Sonne und Mond verglichen hatten, seinen Herrn als Josua bezeichnete, „der zur Sonne sprach, stehe still, und um den Mond bekümmerte er sich gar nicht.“ So weit ich bis jetzt Fühlung gewonnen habe, wird man sich hauptsächlich mit Rußland gut zu stellen versuchen, und der Anknüpfungspunkt wird Polen sein.

4. Dezember 62. Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß die „zärtlichen Verwandten“ nur in der Familie eine Rolle spielen. Dasselbe spielt auch in der Politik. Jenseits des Wassers bemüht man sich jetzt, ein neues Spiel in Szene zu setzen und den zur Zeit des Krimkrieges mißlungenen Versuch, Preußen zu Gunsten Englands mit Rußland zu verfeinden, zu wiederholen. Man scheint sich dabei die Frage ausgesucht zu haben, in der man stets auf die wenn auch nur platonische Liebe Frankreichs rechnen darf, nämlich die polnische,

und John Bull, der zwar für die Notschreie in Irland und London ein sehr dickes Ohr hat, beginnt sich schon in die nötige geschäftsmäßige Rührung zu versetzen, um den Polen schlechte Säbel und noch schlechtere Gewehre vorteilhaft verkaufen zu können. Es gereicht mir zur besonderen Beruhigung, daß Bismarck seine Leute kennt. In der englischen Diplomatie soll jetzt die Parole ausgegeben sein, sich als deutschfreundlich aufzuspielen, doch wird man den Leiter unserer Politik dadurch nicht täuschen. Man weiß hier, daß man sich in gewissen Kreisen keinen Augenblick besinnen wird, uns an Frankreich zu verkaufen, wenn sich ein gutes Geschäft damit machen läßt.

5. Mai 63. Die Aussicht, sich mit Österreich über eine Bundes-Reform gütlich zu verständigen, scheint auf den Nullpunkt gesunken zu sein. Vertrauliche Berichte, welche vor einigen Tagen hier eingegangen sind, mahnen zur Vorsicht, da das Wiener Kabinet einen Überrumpelungs-Koup zu planen scheine. Man soll dem jungen Kaiser, um ihm die schweren Niederlagen in Italien und die Folgen der bisherigen falschen Politik vergessen zu machen, vorgespiegelt haben, daß jetzt die Zeit gekommen sei, den alten deutschen Kaiserthron neu zu vergolden und alles, was man verloren, doppelt wieder zu gewinnen. Der österreichische Herrscher hat Unglück. Seine Minister scheinen nicht klüger zu sein als seine Generale. Was man eigentlich plant, habe ich noch nicht genau erfahren können, doch scheint dabei etwas von einem gebratenen Ochsen in Frankfurt die Rede zu sein. Daß die ausländischen Faiseurs einen gewissen Einfluß auf die Anti-Bismarck'sche Opposition ausüben, ist selbstverständlich und wird bald noch deutlicher zu Tage treten. In Österreich glaubt man jetzt der Polen einigermaßen sicher zu sein.

7. Juli 63. An den kleinen deutschen Höfen, — mit wenigen Ausnahmen, — herrscht eine stille Freude, daß es Preußen, wie man meint, so übel ergeht, und daß man der Hoffnung Raum geben darf, mit Hilfe einer verblendeten Opposition die Anmaßungen dieser „Hohenzollern'schen Emporkömmlinge" etwas herabzustimmen. Ich erinnere mich dabei an die Worte, welche Napoleon I. vor der Schlacht bei Jena gesprochen haben soll, „ha ces Perruques ils se tromperont furieusement." Diese guten Herren aus dem Bundestage tragen noch immer Schlafmützen, und es ist ihnen durch die bisherige schwächliche Politik Preußens der Kamm so geschwollen, daß sie sich schon mit dem Altenteil des Marquis de Brandenburg beschäftigen. Namentlich soll es dem Wiener Kabinet gelungen sein, den armen blinden König von Hannover für sich einzufangen. Der Herr leidet — wie mir einer seiner Minister sagte — an der fixen Idee, in einer Art telegraphischer Verbindung mit dem Himmel zu stehen, und ist deshalb für alle Gründe, selbst die sonnenklarsten, unzugänglich. Heinrich der Löwe ist das Wen'gste, was aus ihm gemacht werden soll. Wenn er nur die Verheißung nicht ähnlich wie Krösus falsch versteht!

6. August 63. Seine Majestät der König befindet sich zum Zwecke einer Nachkur in Gastein, und diese Gelegenheit hat man benutzt, um den von Öster-

reich mit langer Hand vorbereiteten Überrumpelungs-Versuch auszuführen. Um dem auf österreichischem Boden weilenden Könige einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, traf der Kaiser von Österreich am Abend des 2. dieses Monats in Gastein ein. Von Reformplänen des Kaisers war bis dahin der preußischen Regierung gegenüber in keiner Weise die Rede gewesen. Erst am 3. August gab der Kaiser bei Gelegenheit seines Besuches dem Könige davon mündlich in allgemeinen Ausdrücken Kenntnis, indem er gleichzeitig die Absicht aussprach, die Fürsten und freien Städte Deutschlands zu einem am 16. August in Frankfurt am Main abzuhaltenden Kongresse einzuladen. Dabei überreichte der Kaiser persönlich ein Promemoria, welches in ganz allgemeinen Zügen sich über das Bundes-Reformprojekt aussprach. Der König erklärte sofort, daß behufs gründlicher Vorbereitung des Projektes notwendig Ministerial-Konferenzen vorangehen müßten, und daß daher der Fürstenkongreß jedenfalls nicht vor dem 1. Oktober stattfinden könne. Der König sprach seine Bereitwilligkeit aus, nachdem die Reform-Angelegenheit inzwischen gehörig vorbereitet worden, an einem zu diesem Termine einzuladenden Kongresse sich zu beteiligen. Bereits am Morgen des 4. August trat indes der Kaiser seine Rückreise an, und eine halbe Stunde später wurde dem Könige durch einen Adjutanten ein kaiserliches Schreiben überreicht, worin derselbe offiziell zu einem Fürstenkongreß am 16. des Monats nach Frankfurt am Main eingeladen wurde. Noch an demselben Tage antwortete der König ablehnend. Man erzählt hier, daß Bismarck die Kabinetsfrage gestellt, doch möchte ich dies kaum annehmen, da, wie ich anderweit erfahre, der König und sein Minister über die weitere Behandlung völlig einig sind. In Wien ist man durch die prompte Ablehnung bereits einigermaßen enttäuscht. Darauf war man nicht vorbereitet. Man hatte auf gewisse Hinterthüren-Einflüsse gerechnet. Daß man trotz der Ablehnung an dem Termine des Zusammentritts festgehalten, empfindet man hier als eine Art von Brüskierung des Königs und man ist umsomehr entschlossen, den Herren in Wien die Lehre mit auf den Weg zu geben, daß in Deutschland ohne den König von Preußen nichts zu machen ist.

19. August 63. Mir sind heute nähere Aufschlüsse über die deutsche Politik Preußens geworden. Die unbedingte Voraussetzung jeder Bundesreform vom preußischen Standpunkt ist die Einführung einer nach Verhältnis der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Nationalvertretung mit beschließender Stimme. Es wird dies hier als das einzige Mittel betrachtet, Preußen mit dem ihm gebührenden Schwergewicht in die Wagschale fallen zu lassen und uns von dem Einfluß und den Intrigen einer schwächlichen Diplomatie der kleinen deutschen Raubstaaten zu befreien. Es ist der Beweis einer völligen Verblendung, daß das heutige Österreich ernsthaft mit dem Plane umgeht, die alte habsburgische Kaiserlichkeit wiederherzustellen. Der fragliche Kongreß ist freilich programmmäßig zusammen getreten, aber weiter wird auch von ihm nicht viel zu erzählen sein. Man

hatte den Eindruck, daß ein Fastnachtsspiel von der alten Kaiserkrönung aufgeführt wurde. Es stimmt alles bis auf den gebratenen Ochsen, doch waren die ungebratenen noch stimmungsvoller. Das beste Schriftstück des Kongresses war unzweifelhaft das Menü, doch hatte der böse Bismarck den Herren den Appetit verdorben, zumal auch eine nochmalige, durch den König von Sachsen übermittelte Einladung an Se. Majestät den König — welcher inzwischen nach Baden übergesiedelt war — einer ebenso apodiktischen Zurückweisung begegnete. Das Fernbleiben Preußens von dem Kongresse genügte schon, um den Anlauf Österreichs in sein Gegenteil zu verkehren. Von allem, was man in Frankfurt beraten und beschlossen hat, wird später wohl kaum wieder die Rede sein.

21. August 63. Was ich schon seit längerer Zeit angedeutet, hat jetzt eine greifbare Gestalt angenommen. Es handelt sich um die russisch-preußische Konvention über die Maßregeln, welche gemeinsam zur Bekämpfung der in Polen ausgebrochenen Revolution zu ergreifen seien. Selbstverständlich reichte die Einsicht unserer verbissenen Opposition an das Verständnis dieses Aktes einer überlegenen Staatskunst nicht heran. Man behauptet mit den landläufigen Phrasen, der preußische Minister-Präsident habe sich, indem er die Verständigung mit Rußland bewirkte, als einen Diener des Zaren erwiesen, er habe Preußen in die demütigende Stellung eines Vorpostens Rußlands gebracht. Im Gegenteil, Rußland war für den preußischen Staatsmann die Figur, die er auf das Schachbrett stellte, um dem Wiener Kabinet zu beweisen, wie sehr er die Kombinationen des Großmachtspieles beherrschte.

Der beste Beweis war die Aufregung, welche dieser Akt nicht bloß in Österreich, sondern auch an den westlichen Höfen hervorrief. Man hatte das dunkle Gefühl, daß eine neue Epoche in der Entwickelung der europäischen Diplomatie eröffnet sei, und daß Preußen sich nicht allein in seinen Bewegungen emanzipiert habe, sondern auch die Initiative an sich zu reißen im Begriff stehe. In der auswärtigen Diplomatie machte sich plötzlich eine wunderbare Geschäftigkeit bemerklich. Man wollte hinter die Pläne und Geheimnisse des Herrn von Bismarck kommen. Man stürmte das auswärtige Amt, um zu erfahren, was der preußische Minister mit Rußland verabredet habe. Frankreich setzte sich in die Positur eines Völkerrechtslehrers, der befugt sei, die Stellung des preußischen Kabinets zu diskutieren und der besonders in Sachen der Polen ein Mandat besitze, Preußen die Haltung, die es beobachten müsse, vorzuzeichnen. England nannte die Verabredung Preußens mit Rußland „einen Akt der Intervention“, der sich nicht durch Gründe der Notwendigkeit rechtfertigen lasse. Damals glaubten sich die Mächte noch berechtigt, dem preußischen Staate Lektionen geben zu dürfen. Ihre Bemühungen prallten an der Selbstgewißheit des Herrn von Bismarck ab, welcher die Frucht seiner diplomatischen Aussaat erntete, als Österreich sich verleiten ließ, denselben Fehler, den es bereits zehn Jahre früher begangen hatte, zu wiederholen und sich den Westmächten in ihrem Sturmlauf wider Rußland anzuschließen. Man muß sich hieran erinnern, um die Kongreß-Politik Österreichs

in Frankfurt und die Staatskunst, mit welcher Bismarck jene Politik in ihr Gegenteil verkehrte, voll zu würdigen.

17. Nov. 63. Mit dem Scheitern des österreichischen Kongreßplans war die Rivalität zwischen Preußen und Österreich, welche man seit Olmütz zu vertuschen bemüht gewesen, wieder offen zu Tage getreten und, man darf wohl sagen, offiziell deklariert. Doch hätte sich der Konflikt noch länger, heimlich das Mark Deutschlands vergiftend und verzehrend, hinziehen können, wenn man nicht auswärts einen Punkt gefunden hätte, an welchem man den Hebel anzusetzen vermochte.

Der Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark — am 15. d. M. — wird diesen Punkt darbieten, und man wird sofort die Überzeugung gewinnen, daß die Staatskunst Bismarcks der der anderen Staatskünstler ebenso überlegen ist wie das preußische Zündnadelgewehr den gemütlichen Steinschloßflinten.

3. Februr 64. Vorgestern haben die preußischen und österreichischen Truppen die Eider überschritten, und es ist der Sinn dieses Krieges, die Macht abzuwägen zwischen Österreich und Preußen und eine ernsthafte Revue über die Leistungsfähigkeit der beiderseitigen Armeen abzuhalten. Dabei ist man hier fest entschlossen, den deutschen Bund als solchen von dem definitiven Austrag der obschwebenden Streitfragen auszuschließen und der Steigerung des deutschen Partikularismus im voraus Halt zu gebieten. Die Augustenburgerei ist trotz aller Denkschriften ohne jede Chance. Wir sind jetzt in den Herzogtümern und werden auch darin bleiben.

3. November 64. Es ist nicht meine Absicht, den dänischen Krieg im Detail zu schildern. Der Verlauf des Krieges hatte keinen Zweifel darüber gelassen, wie sehr die preußische Armee und das preußische Offizierkorps dem österreichischen überlegen waren. Auf meine Frage, woher es käme, daß die Österreicher so unverhältnismäßig viel mehr Leute verlören als wir, gab mir ein österreichischer Oberst die Antwort: weil wir unsere Stöße mit der Masse machen müssen, unsere Leutnants sind nicht, wie die Ihrigen, in der Lage, selbständig manövrieren zu können.

30. August 65. Bismarck geht auf die Entscheidung los. Derselbe würde Österreich den Krieg erklärt haben. wenn das österreichische Kabinet nicht durch die Unterzeichnung der Gasteiner Konvention einen Strich durch die Verabredungen gezogen hätte, die es kurz vorher mit den Mittelstaaten getroffen. Am 27. Juli hatten die drei Wortführer des Mittelstaatentums, Bayern, Sachsen und Hessen, einen Antrag beim Bunde gestellt, wonach eine allgemeine Vertretung der Herzogtümer einberufen und das Herzogtum Schleswig in den Bund aufgenommen werden sollte. Auf diesen Antrag, welcher nach der Berechnung Österreichs und seiner Freunde das Werkzeug hatte sein sollen, um die augustenburgische Farbe über ganz Schleswig-Holstein zu wischen, gab die Gasteiner Konvention vom 14. d. M. die Bismarck'sche Erwiderung. England und Frank-

reich protestierten gegen die Konvention, bei welcher man kein anderes Prinzip als die Gewalt und keine andere Rechtfertigung als die beiderseitige Päßlichkeit der Teilenden anerkennen wollte. Man wird sich hier durch diesen Protest nicht irritieren lassen; man lacht über den Gedanken, die Karte von Schleswig-Holstein augustenburgisch anzustreichen. Bismarck meinte es mit jener Gasteiner Abmachung ernst; er wollte gemeinsam mit Österreich handeln, den Respekt vor beiden Mächten in Deutschland aufrichten und hierdurch ein Gegengewicht gegen den Westen schaffen. Leider aber scheint mit dem Wiener Kabinet ein vertrauenswürdiges und nachhaltiges Abkommen nicht möglich zu sein.

3. Oktober 65. Bismarck, der vor kurzem zum Grafen ernannt ist, weiß, daß Frankreich eifrig bemüht ist, zwischen Österreich und Italien zu vermitteln; daß Napoleon sogar eine österreichisch-italienische Kombination ins Auge gefaßt hatte; und daß der Kaiser der Franzosen unter dem Vorwande einer kommerziellen Abmachung zwischen Österreich und Italien eine politische Annäherung der beiden Staaten erwirken will. Graf Bismarck weiß aber auch, daß Italien erklärt hat, die Wiederherstellung regelrechter Beziehungen zu Österreich sei nur dann annehmbar, wenn sie zugleich die Lösung der venetianischen Frage in sich schließe. Graf Bismarck bot diese Lösung und zog hierdurch sofort den König Viktor Emanuel auf seine Seite. Von den militärischen Beziehungen, die der König zur Verfügung stellen kann, will man soweit nötig absehen. Die Hauptsache ist, daß Italien, dem „Frei bis zur Adria“ zur Wahrheit verhelfend, als Schild gegen die französische Einmischung dient.

Es ist bei Bismarck recht eigentlich die Sorge um die Erhaltung und Kräftigung des monarchischen Prinzips, welche ihn die Bundesreform ernsthaft betreiben läßt, und er scheint mir durchaus Recht zu haben, wenn er sagt, daß, wenn wir in der jetzigen Gestaltung des Bundes einer großen Krisis entgegen gehen sollten, eine vollständige revolutionäre Zerrüttung in Deutschland bei der Haltungslosigkeit der gegenwärtigen Zustände die wahrscheinliche Folge sein würde.

Bismarck lebt eben, wie das ein Staatsmann soll, stets gleichzeitig in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und man darf heute wohl behaupten, daß er schon damals die Tripelallianz zwischen Deutschland, Österreich und Italien geplant habe.

6. August 66. Der Ausbruch, sowie der Verlauf des Krieges mit Österreich sind bekannt, und es genügt daher hier zu konstatieren, daß die preußische Armee die Machtprobe summa cum laude erledigt und daß Europa dem Resultate völlig dekontenanziert gegenüberstand. Die Siege folgten sich so schnell, daß selbst die Schnelligkeit des Telegraphen nicht mehr ausreichte, um eine Einmischung zu versuchen. Die Behauptung, daß bei den Friedensverhandlungen ernsthafte Differenzen zwischen Sr. Majestät dem Könige und dem

Grafen Bismarck stattgehabt, so daß beide mit einander „geschmollt“ hätten, glaube ich einfach in das Reich der Fabel verweisen zu dürfen.

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, als ob in der Zeit von dem Friedensschlusse mit Österreich und dessen Bundesgenossen in den Kreisen der preußischen Regierung und speziell in dem Kabinet des Grafen Bismarck mit einer Art fieberhafter Thätigkeit an der Begründung des deutschen Reiches gearbeitet worden sei. Ein weitsichtiger und praktischer Staatsmann wie Bismarck baut nicht mit Luftziegeln, und so weit meine Wahrnehmungen reichen, ist von der Gründung eines neuen deutschen Kaiserreiches bis zu dem Kriege mit Frankreich niemals auch nur mit einem Worte die Rede gewesen. Wenn irgendwo, so hat der Staatsmann Bismarck gerade in dieser Zwischenzeit mit besonderer Vorsicht die Theorie des Jägers Bismarck von der Schnepfenjagd befolgt und niemals den Fuß weiter gesetzt, bevor er sich von der Sicherheit des früheren Schrittes und der Haltbarkeit seiner Unterlage vollkommen vergewissert hatte.

Außerdem war derselbe auch nicht einen Augenblick darüber zweifelhaft, daß die Zeit sein bester und zuverlässigster Bundesgenosse, und daß es die unabweisliche Vorbedingung aller weiteren Entwickelung sei, zunächst die militärischen Kräfte des gesamten Deutschland zu ralliieren und als ein geschlossenes Ganze Frankreich gegenüber zu stellen. Soweit ich den leitenden Gedanken der Bismarck'schen Politik erfaßt habe, betrachtete er die Einheit des „deutschen Volkes in Waffen“ als die erste Etappe auf dem Wege zur Wiedergewinnung der Einheit Deutschlands und vermied um so mehr jeden Druck auf die Genossen des Norddeutschen Bundes und jede forcierte Provokation des Kaisers Napoleon, als er sicher war, daß dieser sich in den Krieg hineintreiben lassen, und daß ein kriegerischer Angriff von seiten Frankreichs die mit den süddeutschen Staaten geschlossenen Allianz-Verträge ohne weiteres zu einer Wahrheit machen werde.

Man kann deshalb auch mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß die Politik Bismarcks während dieser Periode mehr eine negative und wesentlich darauf berechnet war, das Vertrauen der deutschen Fürsten und Partikularstaaten zu gewinnen, selbst den Schein eines Mißbrauches der Macht zu vermeiden und zu diesem Zwecke auch den preußischen Partikularismus in entsprechende Grenzen einzuschließen. Wie man sich nicht hatte schrecken lassen, so ließ man sich auch nicht zum Übermut verleiten. Es war die eiserne Energie gepaart mit weiser Mäßigung, welche das Fundament des neuen deutschen Reiches gelegt hat, und ohne Zweifel waren diejenigen die gefährlichsten Gegner der Politik des Kanzlers und einer nachhaltigen Einigung Deutschlands, welche ihn früher oder später auf den Weg der Gewaltsamkeit zu drängen versuchten. Die Einheit Deutschlands mit Gewalt anbahnen oder herstellen, das würde nichts Anderes bedeutet haben, als das Kind mit der Muttermilch zu vergiften, dem neuen deutschen Reiche bei seiner Begründung den Keim der Auflösung einzuimpfen und selbst die Handhaben zu schaffen, mit denen das Ausland seine gewohnte Praxis wieder eröffnen konnte.

Dies vorausgeschickt, wird man es verständlich finden, wenn der Zeitraum von 1886 bis 1870, äußerlich erkennbar, nur einen geringen Fortschritt in der Entwickelung des deutschen Einheits-Gedankens aufweist.

14. Sept. 66. Die Politik des Grafen Bismarck ist zwar eine Politik von „Blut und Eisen“, aber sie ist niemals eine Gewaltsamkeits-Politik in dem gewöhnlichen Sinne gewesen. Der norddeutsche Bund wird in den eingeweihteren Kreisen nur als eine Etappe betrachtet, und Bismarck hat es stets mit größter Sorgfalt vermieden, die Bundesgenossen zu brüsquieren, und wenn auch seine Politik ein „Lied ohne Worte“ ist, so läßt doch die Melodie keinen Zweifel darüber, daß er die Bundesgenossenschaft für um so sicherer und dauerhafter hält, je mehr dieselbe das Ergebnis der Freiwilligkeit ist. Er ist eben zu sehr praktischer Staatsmann, um zu übersehen, daß das größere Schwergewicht Preußens sich von selbst geltend mache. Er huldigt den Traditionen des „alten Heim“, der bei einer Konsultation mit mehreren jungen Ärzten, welche auf eine Amputation drangen, entschieden widersprach und auf deren verwunderte Frage nach dem Grunde einfach erklärte: „Aber warum abschneiden, meine Herren, das fällt ja von selbst ab.“

20. Sept. 66. Nach vollzogenem Frieden hatte Graf Bismarck drei Aufgaben zu erfüllen: er hatte die parlamentarischen Folgerungen aus den kriegerischen Ereignissen des Sommers zu ziehen; er hatte dem norddeutschen Gebiete, das zunächst und unmittelbar der Obhut Preußens unterlag, die einheitliche, kernhafte Einrichtung zu geben; und er hatte die Resultate seines Wirkens in das europäische System dergestalt einzuführen, daß sie nicht mehr den Zweifel anregten oder fremden Begehrlichkeiten zum Vorwande dienten. Leider findet er auch jetzt noch kein Publikum, welches ihn versteht.

12. März 67. Die beste Kritik über die kleinliche und kurzsichtige Politik gewisser deutscher Patrioten hat Bismarck gestern selbst gegeben. Von Mitgliedern des preußischen Abgeordneten-Hauses war das, was im Reichstage vereinbart worden, vor die Assisen des preußischen Landtages zitiert worden. „Da hat mich“ — sagte er — „ein wehmütiges Gefühl beschlichen, daß diejenigen, die uns neu hinzugetreten sind, so rasch die Illusion verlieren, die sie gehabt haben, daß der Mensch wirklich mit seinen größeren Zwecken wachse, und daß der weitere Gesichtskreis, den der größere Staat haben soll, sich auch allen seinen Mitgliedern mitteile. Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjester zum Kampf führte zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserthrone gespielt wurde; daß die Millionen deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben, vom Rhein bis zu den Karpathen, daß tausende und abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtags-Resolution ad acta geschrieben werden können: meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation.“ Um so fester stand er selbst.

15. Dez. 69. Es ist von Hause aus das Großartige in der Stellung des Königs Wilhelm und seines Kanzlers, daß selbige niemals auch nur einen Augen-

blick an Preußens Kraft und Beruf gezweifelt haben. Auch auf dem politischen Gebiete bewährt der Glaube seine Kraft: Derselbe ist ansteckend, und es ist unzweifelhaft, daß der Sieg in der Seele des Feldherrn entschieden wird. Den baldigen Entscheidungskampf mit Frankreich hält man hier für ebenso sicher wie die Thatsache, daß die römische Kurie mit Frankreich konspiriert, und dies ist der Kommentar zu den Äußerungen Bismarcks, daß uns nach unserer Hunnen-Schlacht auch ein Geisterkampf bevorstehe.

Man hat diesen Äußerungen die Auslegung geben wollen, als ob Bismarck den Kulturkampf mit langer Hand vorbereitet und gewissermaßen darauf spekuliert habe, und doch handelt es sich hierbei lediglich um gute Information und staatsmännische Voraussicht. Niemals hat Bismarck auch nur einen Augenblick daran gezweifelt, daß die Katholiken Deutschlands ihre Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland voll erfüllen würden; er wußte genau, daß es sich nur um importierte Ware handle, „etwas Welfentum mit etwas Ultramontanismus."

23. Dezember 69. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Taktik des Grafen Ledochowski, von seinem Standpunkte aus, eine recht geschickte war, doch reichte sie nicht aus, um den Grafen Bismarck zu täuschen. Man weiß hier, daß die treibenden Kräfte in jeder polnischen Bewegung die Frauen und die Geistlichen sind, und daß man deshalb nicht wirksamer für das Polentum arbeiten kann, als wenn man unter der Firma der Kirche den Einfluß des Klerus und die Devotion der Frauen steigert. Die politische Explosion macht sich nachher fast von selbst. Außerdem war man hier von Anbeginn nicht darüber in Zweifel, daß man mit Hannover einen Staatsmann annektiert hatte, der uns noch manche Spähne machen würde, und von dem niemand genau zu sagen wußte, ob bei ihm der Klerikale auf den Welfen oder umgekehrt gepfropft sei. Ich habe die kleine Exzellenz stets für zu klug gehalten, um sich der Illusion hinzugeben, den Einheitsdrang der deutschen Nation bremsen zu können. Es gab nur die *eine* Möglichkeit, in die *politische* Einheit den Keil des *kirchlichen* Zwiespaltes einzutreiben, und auch hierbei war bei der patriotischen Haltung des deutschen Katholizismus die größte Vorsicht geboten.

3. Januar 70. Selbstverständlich ist der schwarzrotgoldene Kaisertraum noch in vielen sehr lebendig, doch ist der Graf Bismarck kein politischer Romandichter. Die verschiedenen deutschen Geschäfts-Reisenden, die sich jetzt bemerkbar machen, treiben deshalb auch das Reichs-Hausier-Geschäft durchaus auf eigene Hand. Es sind insbesondere die Führer der Nationalliberalen, welche sich dabei hervorthun. Bismarck ist der Meinung, daß man einen Kaiser nicht macht, sondern daß er sich selbst machen muß. Die rechte Kaiserkrone muß auf dem Schlachtfelde gewonnen werden, und wenn Preußens König würdig ist, den deutschen Kaiserthron zu besteigen, so wird man ihn nicht mit einem Tropfen demokratischen Öls, sondern mit dem rechten Geiste salben. Lasker ist kürzlich in München gewesen und hat dort Samuel auf seine eigene Hand gespielt,

und Bennigsen scheint den National-Verein als eine Art von Konklave ajustieren zu wollen. Spielereien! Die große Schlußabstimmung wird vielleicht in der Nähe der Katalaunischen Felder vor sich gehen und nicht mit Stimmzetteln, sondern mit Kanonenkugeln ausgetragen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Jackanapes.[1]

Novelle

von

Mrs. Juliana Horatia Ewing.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen.

I. Kapitel.

Zwei Esel und einige Gänse lebten auf dem Anger, und alles, was sonst noch dort zur guten Gesellschaft gehörte, wohnte in Häusern rings umher. Die Häuser hatten keine Namen. Man adressierte die Briefe einfach „Auf dem Anger" und alle Leute im Orte wußten, wo jede Familie wohnte. Und die übrige Welt, was geht die einen an, wenn man behaglich auf seinem eigenen Gänseanger zuhause ist? Übrigens wenn ein Fremder dort wirklich etwas zu suchen hatte, so konnte er in dem Kaufladen um Auskunft fragen.

Die meisten Bewohner des Angers waren langlebig; früher Tod, wie der der kleinen Miß Jessamine, war eine Ausnahme. Die meisten alten Leute waren auf ihr Alter stolz, besonders der Küster, der zu Michaelis 91 Jahre alt werden würde, und dessen Vater sich an einen Mann erinnern konnte, der als Knabe in der Schlacht von Flodden Field Pfeile getragen hatte. Die graue Gans und die große Miß Jessamine waren die einzigen ältlichen Wesen, die aus ihrem Alter ein Geheimnis machten. Und wirklich, Miß Jessamine erwähnte niemals das Alter irgend einer Person, oder erinnerte sich genau an die Zeit, in der etwas vorgefallen war. Sie sagte, man hätte sie gelehrt, es sei ein Beweis von schlechten Manieren, wenn man dies in gemischter Gesellschaft thäte.

Die graue Gans vermied es auch Daten anzuführen, aber das geschah wohl, weil ihr, obschon sie sonst ganz intelligent war, doch der Sinn für Mathematik

[1]) Jackanapes ist ein Scherzname für einen übermütigen, waghalsigen, Unfug treibenden Jungen; es giebt im Deutschen kein Wort, das den Begriff vollständig decken würde. Mrs. Ewing hat als Motto für ihre Erzählung einen Satz aus Shakespeares Heinrich V. genommen; in der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung wird das darin vorkommende Wort Jackanapes mit „Affe" wiedergeben. Das Motto lautet:

„Oder könnte ich für meine Liebste einen Faustkampf halten, oder mein Pferd für ihre Gunst tummeln, so wollte ich daran gehen wie ein Metzger und fest sitzen wie ein Affe, niemals herunter." (König Heinrich V., Akt V., Szene 2.)

fehlte, und Berechnungen ihr zu hoch waren. Sie hatte es nie weiter gebracht als zu „letzten Michaelis“, „Michaelis vor einem Jahr“ und „Michaelis vor Michaelis vor einem Jahr“. Dann verwirrte sich ihr Kopf, der nicht eben groß war, und sie sagte: „Ga, Ga!“ und sprach von etwas Anderem.

Aber sie erinnerte sich an die kleine Miß Jessamine, Miß Jessamine mit dem „auffallenden“ Haar. Ihre Tante, die große Miß Jessamine, sagte, es sei ihr einziger Fehler. Das Haar war weich, voll, glänzend, aber was man auch damit anfing, es sah niemals wie das Haar anderer Leute aus. Und in der Kirche, nach der sonnabendlichen Waschung, glänzte es wie das beste messingene Kamingitter nach einem Frühjahrs-Scheuerfest. Mit einem Worte: es war auffallend, und das paßt nicht für ein junges Frauenzimmer, besonders in der Kirche.

Es waren dies überhaupt schlimme Zeiten, und der Anger mußte ganz eigenen Zwecken dienen. Eine politische Versammlung wurde dort abgehalten, mit dem Dorfschuster als Vorsitzenden und einem Redner, der mit der Eilpost aus der Stadt gekommen war, wo die Leute die Bäckerladen zertrümmert und die Brotpreise erörtert hatten. Er kam dann noch ein zweites Mal mit der Post; aber da hatten die Leute etwas über ihn gehört und ließen ihn nicht auf den Anger. Sie schleppten ihn zum Teiche und wollten ihn schwimmen lassen, und das wollte er nicht, und die ganze Geschichte war sehr störend für ruhiges, friedliebendes Geflügel.

Dann kam ein anderer Mann und hielt Predigten auf dem Anger, und viele Leute gingen hin ihn zu hören; denn es waren „schwere Zeiten“, und die Menschen rannten überall umher, um sich Trost zu holen. Und was geschah dann? Die Bauernjungen wurden auf dem Anger gedrillt, damit sie mit den Franzosen raufen könnten, und es wurde ihnen der Gänsemarsch gelehrt! Doch das nahm bald ein Ende, denn Bonaparte (oder Bony, wie sie ihn nannten) wurde nach St. Helena geschickt, und die Bauernjungen mußten wieder auf dem Felde arbeiten.

Jedermann fürchtete damals Bony, besonders die schlimmen Kinder, die den ganzen Tag über durch die Drohung: „Bony wird euch holen“ in Ordnung gehalten wurden, und denen er dann im Finstern als Schreckgespenst erschien. Sie hielten ihn für einen Menschenfresser mit dem Dreispitz. Die graue Gans hielt ihn für einen Fuchs und meinte, daß alle Männer in England in roten Röcken auszögen, um ihn zu jagen. Es war ganz nutzlos mit ihr darüber zu streiten, denn sie hatte einen sehr kleinen Kopf, und wenn eine Idee darinnen war, fand eine zweite nicht mehr Platz.

Übrigens sah die graue Gans Bony niemals, ebensowenig als ihn die Kinder je zu Gesicht bekamen; dadurch wurde er weniger gefürchtet, so daß der schwarze Kapitän einen besseren Popanz bei verstockten Sündern abgab. Die graue Gans erinnerte sich ganz gut, wie er zuerst in dem Orte auftauchte; aber sie versuchte nicht einmal zu erklären, warum er gekommen war. Es hing wohl irgendwie mit dem Kriege und den schlechten Zeiten zusammen.

Er wurde der schwarze Kapitän genannt, teilweise seiner selbst willen, teilweise wegen seiner wunderbaren schwarzen Stute. Man erzählte sich merkwürdige Geschichten, wie weit und wie rasch diese Stute laufen konnte, wenn ihr Herr seine Hand auf ihre Mähne legte und ihr etwas ins Ohr flüsterte.

Einige Menschen behaupteten sogar, man könne recht froh sein, wenn man nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen sei, und einen gewissen wohlbekannten Herrn mit dem Pferdefuße zum Schutze gegen die Franzosen bekommen hätte. Aber das machte ihn natürlicherweise nicht weniger nützlich für die Kinderfrau bei Johnsons, wenn die kleinen Fräulein unartig waren.

„Hören Sie augenblicklich auf zu weinen, Miß Jane, oder ich gebe Sie sofort dem schrecklichen bösen Offizier. Jemima, bitte, sehen Sie doch zum Fenster hinaus, ob der schwarze Kapitän nicht mit seinem Pferde kommt, um Miß Jane fort zu schleppen?"

Und richtig, gerade stolziert der schwarze Kapitän vorüber, und sein Säbel klirrte, als ob er nicht wüßte, wessen Kopf er zuerst abschneiden sollte. Aber diesmal kam er nicht Miß Jane zu holen. Er ging weiter, bis auf den Anger, wo er plötzlich auf den ältesten Master Johnson stieß, der sich in seinem neuen Nanking-Anzuge absichtlich in eine Pfütze gesetzt hatte und der natürlich dachte, daß der Arm der Gerechtigkeit ihn ereilt habe. Er brach in ein Geheul der Verzweiflung aus. Das Geheul verdoppelte sich, als er von hinten gepackt und über die Schulter des schwarzen Kapitäns geschwungen wurde, aber nach fünf Minuten waren seine Thränen getrocknet, und er spielte mit der Uniform des Offiziers. Dies alles sah die Gans mit ihren eigenen Augen und hörte nachher, daß der schlechte Junge seitdem immer jammere und nach dem schwarzen Kapitän verlange, ein Beweis, wie verstockt er schon war, so daß höchstens noch Bonaparte selbst ihn hätte bessern können.

Aber es waren „schwere Zeiten". Schlimm genug, wenn ein Schlingel in einer großen und angesehenen Familie nach dem schwarzen Kapitän weinte. Als es aber so weit kam, daß die kleine Miß Jessamine seinetwegen Thränen vergoß, da hatte man doch das Gefühl, daß, je früher die Franzosen landeten und allem ein Ende machten, desto besser es sein würde.

Die große Miß Jessamine hatte gegen ihn einzuwenden, daß er ein Soldat war, und dieses Vorurteil hatte sie mit dem ganzen Anger gemein. „Ein Soldat," wie der Redner aus der Stadt bemerkt hatte, „ist eine Art Schurke, blutdürstig und unstät, den ein friedlicher, heimatliebender, broterwerbender Bürger, wenn er gewissenhaft ist, nicht früher als seinen Bruder betrachten kann, bevor er nicht sein Schwert in eine Pflugschar und seinen Speer in ein Gartenmesser verwandelt hat."

Andererseits war auch viel Wahres an dem, was der Postbote (ein alter Soldat), erwiderte: „Daß das Schwert uns aus manchem Holzwege heraushauen muß, auf den uns die broterwerbenden Bürger bringen, wenn sie ein Feld pflügen, das nicht ihr eigen ist." Und es ist richtig, daß, während unsere friedliebenden Bürger ihren Wohlstand der Baumwolle, dem Zucker, dem Steigen und Fallen

der Kurse (von Handelsartikeln wie Opium, Feuerwaffen und „schwarzem Elfenbein“ gar nicht zu reden), verdankten, geschah es nicht selten, daß Unruhe in Indien, Afrika und sonstigen ausländischen Gegenden ausbrachen, wo die Väter unserer einheimischen Rasse ein Vermögen für ihre Familie sammelten. Und aus demselben Grunde wünschten selbst wir auf dem Anger, daß das Militär uns nicht in der Klemme lassen möchte, so lange noch eine Gefahr war, daß die Franzosen kommen konnten.

Daß aber deswegen der schwarze Kapitän die kleine Miß Jessamine kriegen sollte, das war eine andere Geschichte. Ihre Tante wollte nichts davon hören, und das Schönste an der ganzen Sache war, daß der Vater des Kapitäns die junge Dame nicht gut genug für seinen Sohn zu finden schien. Ein entschiedeneres Ende der ganzen Angelegenheit konnte man sich gar nicht denken.

Aber es waren dies „schwere Zeiten,“ und in einer mondhellen Nacht, als die graue Gans auf einem Beine fest eingeschlafen war, bebte der Anger unter ihr von dem Getrabe von Pferdehufen. „Ga, Ga!“ sagte sie und rannte davon.

Als sie wieder an Ort und Stelle zurückkehrte, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Das Pferd war vorbei geflogen. Aber am nächsten Tage war das ein Hin- und Herrennen und ein Geschnatter schon am frühen Morgen in dem weißen Hause mit den schwarzen Balken, wo Miß Jessamine wohnte. Und als die Sonne tief stand, und die Schatten auf dem Grase so lang wurden, daß die Gans vor ihrem eigenen Halse davon laufen wollte, da setzte sich die kleine Miß Jane Johnson mit ihrer „speziellen Freundin“ Clarinda unter die große Eiche auf dem Anger, und Jane quetschte Clarindas kleinen Finger, um heraus zu finden, ob diese ein Geheimnis bewahren könne. Dann erzählte sie ihr im Vertrauen, daß sie von ihrer Kinderfrau und von Jemima gehört habe, daß Miß Jessamines Nichte sehr schlimm gewesen sei, und daß der schreckliche böse Offizier sie mit seinem Pferde abgeholt hatte und mit ihr fortgeritten war.

„Wird sie nie wieder zurückkommen?“ fragte Clarinda.

„Oh nein!“ sagte Jane entschieden, „Bony bringt nie jemanden zurück.“

„Niemals, nie wieder?“ schluchzte Clarinda, denn sie war ein schwacher Charakter und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Bony schlimmen Menschen nie wieder erlaubte nachhause zu kommen.

Am nächsten Tage hatte Jane mehr erfahren.

„Er hat sie zu einem Schmied gebracht.“

„Zu einem Schmied auf einem Anger wie hier?“ fragte Clarinda.

„Nein. Zu einem in Gretna Green. Frage nicht so viel, Kind,“ sagte Jane, die, da sie nicht mehr wußte, sehr würdevoll that.

In einem Punkte aber hatte Jane sich geirrt. Miß Jessamine's Nichte kam zurück, und ihr und ihrem Manne wurde verziehen. Die graue Gans erinnerte sich genau, es war zu Michaelis, Michaelis vor Michaelis, vor Michaelis — aber ga ga — das Datum thut nichts zur Sache. Es war Herbst, Erntezeit, und alle Leute waren vollauf beschäftigt, den Ertrag der Ernte zu prophezeien und für denselben zu beten; so daß das junge Paar zwischen den Hecken herum

wandern, Brombeeren für Miß Jessamine's berühmte Brombeeren- und Holzäpfel-Marmelade sammeln und mit Epheu-Kränzen Vogelscheuchen aus sich machen konnte, ohne daß auch nur ein Mensch sich um die Beiden bekümmert hätte, außer den Kindern und dem Postboten.

Die Kinder folgten dem Kapitän auf Schritt und Tritt, (sein einstiger Ruf als Menschenfresser war längst vergessen), und bettelten, auf der schwarzen Stute reiten zu dürfen. Und der Postbote scheute nicht einmal einen kleinen Umweg, wenn er auf amtlichen Pfaden wandelte, um dem Kapitän zu begegnen und zu zeigen, daß er nicht vergessen habe, wie ein Offizier zu grüßen sei.

Aber es waren „schwere Zeiten". Eines Nachmittags ging die schwarze Stute sachten Schrittes auf dem Anger hin und her, ihren Kopf auf der Schulter ihres Herrn und so viele Kinder auf ihrem glänzenden Rücken, als ob sie ein Elephant in einer Menagerie gewesen wäre, und am nächsten Nachmittage trug sie ihren Herrn davon, Säbel und Säbeltasche klirrten, und der alte Postbote erwartete die Beiden am Kreuzwege mit seinem strammsten Gruße.

Krieg und böse Zeiten. Es war ein harter Winter; die große Miß Jessamine und die kleine Miß Jessamine (aber die war jetzt Frau Kapitän), lebten äußerst sparsam, um ihren ärmeren Nachbarn helfen zu können. Sie gaben keine Gesellschaften und gingen in keine, nur die junge Frau ging täglich, um Bewegung zu machen und frische Luft zu schöpfen, in das Dorf bis zum „heiligen Georg mit dem Drachen," wo sie die Londoner Eilpost erwartete. Eines Tages (es war im folgenden Juni) kam die Post etwas früher als gewöhnlich an, und die junge Frau war nicht da, um sie zu erwarten.

Aber bald bildete sich ein Gedränge um den „heiligen Georg mit dem Drachen," die Leute sperrten den Mund auf, als sie die Eilpost mit Blumen und Eichenlaub verziert sahen und den Kutscher mit einem Lorbeerkranz über seine königliche Livree. Die Bänder, mit denen man die Pferde geschmückt hatte, waren mit Staub und Schmutz bedeckt; denn man war im schnellsten Schritt gefahren, um die Siegesbotschaft zu bringen.

Miß Jessamine saß mit ihrer Nichte unter der Eiche auf dem Anger, als der Postbote ihr schweigend eine Zeitung übergab. Die Nichte machte eine rasche Bewegung.

„Ist etwas Neues . . . . .?"

„Rege dich doch nicht auf, meine Liebe," sagte ihre Tante. „Ich will dir die Nachrichten vorlesen, und dann können wir uns zusammen daran erfreuen; eine viel behaglichere Einrichtung, als wenn du in das Dorf gehst, atemlos nachhause kommst und die Hälfte der Nachrichten schon im Laufen gelesen hast."

„Ich bin ganz aufmerksam, liebe Tante," sagte die kleine Frau, ihre Hände konvulsivisch auf dem Schoße faltend.

Dann las Miß Jessamine vor — sie war auf ihr Vorlesen stolz — und der alte Soldat stand hinter ihr auf „Achtung," mit einem solchen Gemisch von Stolz und Mitleid auf seinem Gesichte, daß es ganz wunderlich aussah.

„Downing-Straße 22. Juni 1815. 1. A. M."

„Das ist ein Uhr früh," keuchte der alte Postbote; „ich bitte um Entschuldigung, Euer Gnaden."

Aber obwohl er sich entschuldigte, konnte er es doch nicht unterlassen, hie und da ein gewichtiges Wort zu wiederholen. „Glorreicher Sieg," — „zweihundert Stück Kanonen," — „riesige Quantitäten Munition," und so fort.

„Die Liste, Tante! Lies die Liste!"

„Mein Herz — mein Liebling, gehen wir hinein und —"

„Nein. Jetzt, jetzt!"

Ein Recht haben namenlos Unglückliche in ihrem Unglück zu fordern — daß man ihren Willen erfülle, und doch ist dies gerade der letzte Gefallen, den ihnen die Menschen meistens thun wollen. Aber Miß Jessamine that es. Mit möglichst fester Stimme las sie weiter, und der alte Soldat stand mit entblößtem Haupte dabei und hörte das erste Verzeichnis der Toten von Waterloo an, das mit dem Herzog von Braunschweig begann und mit dem Fähnrich Brown endigte. Fünfunddreißig englische Kapitäne legten sich an diesem Tage zum ewigen Schlafe auf das Bett der Ehre nieder — und der schwarze Kapitän schlief mit ihnen.

* * *

Es giebt Verwundete und Tote im Kriege, von denen keine Nachricht in die Downing-Straße dringt.

Drei Tage später war des Kapitäns Gattin mit ihm vereinigt, und Miß Jessamine kniete an der Wiege eines verwaisten Kindes, einem krebsroten Atom Menschheit, mit auffallend goldigem Haar.

„Wird er leben, Doktor?"

„Leben? Du lieber Himmel! Sehen Sie ihn doch an, Gnädige. Der junge Jackanapes!"

II. Kapitel.

Die graue Gans erinnerte sich ganz genau an das Jahr, in welchem Jackanapes zu laufen anfing; denn es war in demselben Jahre, in dem die gefleckte Henne zum ersten Male in ihrem ganzen mütterlichen Leben die Geduld verlor, während sie brütete. Sie war nicht wenig stolz auf ihre ungewöhnlich großen Eier gewesen — aber sie fühlte sich nie recht behaglich auf ihnen. Ob es nun war, weil sie oft den Krampf bekam und vom Neste fortging, oder weil sich die Jahreszeit schlecht anließ, oder was es sonst war, sie wußte es nicht; aber alle Eier bis auf eines waren leer, und das eine, das sie ausbrütete, machte ihr mehr Mühe als irgend ein Hühnchen, das sie jemals aufgezogen hatte.

Es war ein schönes, flaumiges, frisches, gelbes, kleines Ding; aber es hatte eine ungeheuer große Nase und ebensolche Füße und einen so ungeschickten Gang, wie es ihr noch niemals in ihrer wohlgeborenen und hochtrabenden Familie vorgekommen war. Was sein Benehmen anbelangte, so war es weder zänkisch noch kopfhängerisch, aber einfach ganz verschieden von dem der anderen. Während die anderen Hühnchen auf dem Anger zu den Füßen ihrer Mutter trippelten und

piepsten, watschelte dieses einsame gelbe Ding ganz nach eigenem Gutdünken davon, und die gefleckte Henne konnte glucksen und thun, was sie wollte, es ging in den Teich spielen.

Eines Tages war es wieder wie gewöhnlich auf und davon, und die Henne ärgerlich und zankend hinter ihm drein, als der Postbote, der eben einen Brief an Miß Jessamines Thür abgeben wollte, von dieser guten Dame beinahe umgerannt worden wäre. Sie stürzte aus dem Hause, weder Hut noch Haube auf dem Kopfe, fiel ihm in die Arme und rief:

„Baby, Baby! Jackanapes! Jackanapes!"

Wenn nun der Postbote irgend etwas auf Erden liebte, so war es des Kapitäns goldhaariges Kind; er lehnte daher Miß Jessamine an den Thürpfosten, folgte der Richtung, die ihre zitternden Finger angaben, und eilte nach dem Anger.

Jackanapes war dem Briefträger beinahe um zehn Minuten voraus. — Die Welt, die runde, grüne Welt mit einer Eiche darauf, fing eben an ihn sehr zu interessieren. Das letzte Mal, als man ihn ausführte, hatte er kräftig aber erfolglos versucht, ein vorübertrabendes Schwein zu besteigen; aber damals war er mit einer Kinderfrau behaftet gewesen. Jetzt war er sein eigener Herr und konnte sich durch Mut und Entschlossenheit des entzückenden, flaumigen, rundlichen, gelben Dinges bemächtigen, das da vor ihm in dem grünen Grase auf und nieder tauchte. Vorwärts! Zum Angriff! Er zielte gut und packte es, aber nur, um den köstlichen rundlichen Flaum durch seine Finger gleiten zu fühlen, als er auf das Gesicht fiel. „Quack", sagte das gelbe Ding und wackelte seitwärts davon. Durch diese schiefe Richtung war es Jackanapes möglich, es wieder einzuholen, denn es wollte nach dem Teiche und mußte deshalb auf den geraden Weg zurück. Der Versuch mißlang jedoch wieder, wegen der Schwere von Babys oberstem Stockwerke, und das Opfer entschlüpfte wie vorher nach der Seite und wie vorher verminderte sich dadurch sein Vorsprung auf dem geraden Wege zum Teiche.

Und bei dem Teiche fand der alte Postbote die beiden. Das eine gelbe Ding sich in Sicherheit auf den kleinen Wellen wiegend, die sich hinter dem Entenfloß kräuseln — das andere, sein beschmutztes Kleidchen mit Thränen waschend, weil es auch auf dem Teiche hatte sitzen wollen und dieser es nicht tragen mochte.

III. Kapitel.

Die junge Mrs. Johnson, Mutter von vielen Kindern, wußte kaum, wen sie mehr bedauern sollte, Miß Jessamine, deren zimperliches Wesen und deren gestickte Schutzdeckchen durch einen jungen Jackanapes aus der Ordnung gebracht wurden, oder den Knaben selbst, den eine alte Jungfer erzog.

Merkwürdiger Weise würde sie wahrscheinlich keines von beiden bemitleidet haben, wenn Jackanapes ein Mädchen gewesen wäre. (So geneigt ist man anzunehmen, daß, was sich am glattesten abwickelt, auch zu den höchsten Zielen

führen muß, da man keine Geduld hat, die Wirkungen irgend welcher Reibung abzuwarten.) Der geistliche Vater, der die Knaben ermahnte, züchtig zu sein, und die jungen Mädchen, mutig zu werden, beunruhigte dadurch nicht wenig ein Glied seiner Gemeinde, welches dachte, daß der große Prediger sich versprochen hätte.

„Daß die Mädchen züchtig und die Knaben mutig sein sollen, wolltest du sagen, guter Vater?"

„Das hat die Natur in sie gelegt", war die Antwort; „ich meinte, was ich sagte."

Und wahrhaftig, für ein junges Mädchen ist es ganz gut, wenn es sich auch einige kräftigere Tugenden aneignet als Mädchenhaftigkeit und Vorsicht mit gestickten Schutzdeckchen. Die kräftigeren Tugenden verlangen aber etwas frische Luft und Freiheit. Andererseits schadete es Jackanapes (der als ein rechter Junge etwas von einem jungen Affen oder sonst einem kleinen Thiere an sich hatte) gar nicht, in seiner Kindheit etwas Mädchenhaftigkeit zu erlernen, insofern diese Anstand, Mitleid, Selbstlosigkeit und feines Benehmen bedeutet.

Und man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er ein gehorsamer Junge war, ein Junge, auf dessen Wort man sich verlassen konnte, lange bevor sein Großvater, der General, auf den Anger zog.

Er war gehorsam, das heißt, er that, was seine Tante ihm sagte. Aber du meine Güte! — Die Streiche, die er aufführte, die zu verbieten ihr niemals eingefallen wäre!

Es war gerade, als man ihn in Höschen gesteckt hatte (Röckchen taugten ihm niemals), daß er eine warme Freundschaft mit Master Toni Johnson schloß, einem jüngeren Bruder des jungen Herrn, der in der Pfütze gesessen hatte. Toni war nicht unternehmend, und Jackanapes führte ihn an der Nase umher. An einem Sommerabend blieben sie ungebührlich lange aus, und Miß Jessamine fing an unruhig zu werden, als Jackanapes mit fahlem, thränenbenetztem Gesichte erschien. Er war äußerst niedergeschlagen.

„Ich fürchte," schluchzte er, „ich bitte, ich fürchte, daß Toni Johnson auf dem Friedhofe stirbt."

Miß Jessamine wollte eben außer sich geraten, als ihr ein eigentümlicher Geruch auffiel.

„Ihr schlimmen, schlimmen Jungen! Willst du mir damit sagen, daß ihr geraucht habt?"

„Nicht Pfeifen," beteuerte Jackanapes eindringlich, „nicht Pfeifen, auf mein Ehrenwort, Tantchen. Nur Zigarren wie die des Mr. Johnson! Und nur aus braunem Papier gemacht und inwendig nur sehr, sehr wenig Tabak aus dem Laden."

Daraufhin entsendete Miß Jessamine ein Dienstmädchen nach dem Friedhofe, und da wurde Toni Johnson auf einem Grabsteine liegend gefunden; es war ihm sehr übel, und er hatte schon jede Hoffnung auf Genesung aufgegeben.

Wenn es möglich wäre, daß irgend welche „Unannehmlichkeiten" zwischen zwei so liebenswürdigen Nachbarinnen wie Miß Jessamine und Mrs. Johnson

entstehen könnten — und wenn es etwas so unglaublich Widersinniges geben kann, daß Damen über einen Punkt nicht übereinstimmen, über den sie einig sind, dann war dieser Punkt die unleugbare Thatsache, daß Toni Johnson „zart“ war. Die Meinungsverschiedenheit aber bestand hauptsächlich darin: Mrs. Johnson sagte, Toni sei zart, und meinte damit, daß er zarter besaitet, empfindlicher, ein geeigneterer Gegenstand zum Verwöhnen und Verzärteln als Jackanapes sei, und daß deshalb Jackanapes zu tadeln wäre, wenn er ihn zu Streichen verführte, durch welche er sich Erkältungen, Schrecken und (meistens) Übelkeiten zuzog. Aber wenn Miß Jessamine sagte, daß Toni Johnson zart sei, so meinte sie damit, daß er weniger männlich und abgehärtet sei und weniger gesund erzogen werde als Jackanapes, der, wenn sie zusammen Unfug trieben, doch gewiß nicht zu tadeln war, weil sein Freund nicht naß werden, nicht auf einem ausschlagenden Esel sitzen, nicht den Knall eines Schwärmers vertragen und nicht ungestraft braunes Papier rauchen konnte wie er selbst.

Nicht daß jemals der geringste Streit zwischen den Damen war. Nein, auch nicht die leiseste Spur, außer an dem Tage, als Toni so sehr elend wurde, nachdem er den Bucephalus im Ringelspiel bestiegen hatte. Mrs. Johnson erklärte Miß Jessamine, daß der Grund, warum Tonis Gesundheit so leicht erschüttert sei, in der ungewöhnlichen Empfindlichkeit der Nerven-Zentren in ihrer Familie zu suchen sei — dies hatte ihr der Arzt gesagt. „Zuckerpüppchen!“ meinte Mrs. Johnson zu verstehen; aber es stellte sich heraus, daß Miß Jessamine nur „Zuckerplätzchen“ gesagt hatte, was natürlich etwas ganz Anderes ist und von Toni jedenfalls sehr geliebt wurde.

Es war während des Jahrmarktes, als Toni durch das Reiten auf dem Bucephalus erkrankte. Einmal im Jahre war der Gänseanger der Schauplatz eines Karnevalsfestes. Zuerst rumpelten Wagen und Karren den ganzen Tag und die ganze Nacht daher. Jackanapes konnte sie hören, wenn er im Bette lag, und konnte kaum schlafen, so gespannt war er schon zu erfahren, was für Buden und Ringelspiele er aufgeschlagen finden würde, wenn er und sein Hund Sprühfeuer nach dem Frühstück ausgingen. Doch in Wirklichkeit brauchte er nie so lange auf Nachrichten vom Jahrmarkte zu warten. Der Postbote wußte, aus welchem Fenster Jackanapes seinen gelben Kopf herausstecken würde, und hatte seinen Bericht schon vorbereitet.

„Königliches Theater, Master Jackanapes, an der gewohnten Stelle, aber seien Sie mit den Sitzen vorsichtig, die sind wackeliger denn je. Zwei Buden mit Süßigkeiten und eine mit Ginger-Bier [1]) unter der Eiche und die fliegenden Boote kommen eben auf der Straße daher.“

Wenn Toni nicht schon in den fliegenden Booten so schwer gelitten hätte, so würde er gewiß nicht so schnell auf dem Ringelspiel unterlegen sein. Er bestieg Bucephalus (gefleckt und ohne Schweif) nur, weil Jackanapes ihn dazu drängte und die sinnreiche Hoffnung aussprach, daß das rund-um-und-um Ge-

---

[1]) Ginger-Bier, ein schäumendes Getränk aus Ingwer, Wasser und etwas Zitronensäure bereitet.

fühl die auf=und=ab=Empfindung vertreiben würde. Das that es aber nicht, und Toni fiel während der ersten Umdrehung herunter.

Jackanapes war auch nicht ganz schwindelfrei; aber nachdem er einmal den „schwarzen Prinzen" bestiegen hatte, hielt er sich auf ihm fest, wie es ein echter Reiter thun soll. Während der ersten Umdrehung schwenkte er seinen Hut und bemerkte mit Bedauern, daß der schwarze Prinz seit dem letzten Jahrmarkte ein Ohr verloren hatte; während der zweiten sah er etwas bleich aus, aber saß aufrecht, obschon unnötig steif; während der dritten schloß er die Augen. Während der vierten verlor er seinen Hut und klammerte sich an den Hals des Pferdes an. Bei der fünften hatte er seinen gelben Kopf an die Mähne des schwarzen Prinzen gedrückt und hielt sich fest, so gut es eben ging, bis das Ringelspiel stehen blieb und der Besitzer desselben ihm beim Absteigen behilflich war. Da setzte er sich einigermaßen rasch nieder und sagte, er hätte es sehr genossen.

Die graue Gans lief immer davon, so wie sich nur die ersten Karren zeigten, und kam nicht früher auf den Anger zurück, bis von dem Jahrmarkte nichts mehr übrig war als Fußspuren und Austernschalen. Davonlaufen war ihr Lieblingsgrundsatz; die einzige Möglichkeit, behauptete sie, um lange und bequem zu leben und in keiner Weise Schaden zu nehmen. Wenn man davonläuft, so oft man Gefahr sieht, kann man zurückkommen, wenn es wieder ganz sicher ist. Schnell davonlaufen, langsam zurückkommen, den Hals strecken und so laut als nur möglich schnattern, dadurch erhält man sich die Achtung des Gänseangers bis in ein friedliches, hohes Alter. Wozu sich bemühen und vielleicht gar verwundet werden, wenn man seinen Kopf ducken und ausweichen kann, ohne eine Feder zu verlieren? Wozu um alles in der Welt soll man sich seine Lebensfreude verderben, oder seine Haut auf's Spiel setzen, wenn man es vermeiden kann?

„Wozu sich plagen?
That die Gans fragen."

Bevor man dies beantwortet, müßte man eigentlich bedenken, welche Welt — welches Leben — und ob die eigene Haut eine Gänsehaut ist; aber der Kopf der grauen Gans hätte dies alles nie fassen können.

Das Gras wächst bald über Fußspuren, und die Dorfkinder nahmen die Austernschalen, um damit ihre Gärten zu verzieren. Aber in dem Jahre, in welchem sich Toni's Ritt auf dem Bucephalus zutrug, war noch ein anderes Überbleibsel des Jahrmarktes vorhanden, das Jackanapes ungemein interessierte. Der eigentliche „Anger" war ursprünglich nur ein Teil einer ausgedehnten Gemeinde=Weide gewesen, die sich bis zu einer noch wüsteren unbebauten Strecke hinzog, wo Zigeuner manchmal lagerten, wenn die Behörde es erlaubte, besonders aber nach dem Jahrmarkte. Und es war nach dem Jahrmarkte, als Jackanapes, der dort allein herumwanderte, von dem Sohne des Zigeuners, der auf einem rothaarigen Pony in halsbrecherischem Galopp über die Weide ritt, niedergestoßen wurde.

Jackanapes stand auf und schüttelte sich; es war ihm nichts geschehen, als daß er sich bis über die Ohren in das rothaarige Pony verliebt hatte. Wie

schnell es laufen konnte! Wie es mit den flinken Füßchen über die Erde dahinflog! Wie sein rotes Fellchen in der Sonne glänzte! Und was für helle Augen aus dem Stirnhaar hervor lugten, wenn der Wind es auseinander blies!

Der Zigeunerjunge hatte einen Schrecken gekriegt und war gern bereit, Jackanapes auf dem Pony reiten zu lassen, als Belohnung, daß ihm nichts geschehen war.

„Willst du den schönen jungen Herrn töten und uns alle an den Galgen bringen, du Schurke!“ schrie die Zigeunermutter, die gerade dazu kam, als Jackanapes und das Pony sich in Bewegung setzten.

„Er wollt' gern aufsteigen,“ erwiderte der Sohn. „'S wird ihn nit umbringen. Er wird auf sein' gelben Kopf fallen, der is hart wie a Kokosnuß.“

Aber Jackanapes fiel nicht. Er hielt sich an dem rothaarigen Pony fest, wie er es bei dem Pferde im Ringelspiel gethan hatte; aber ach, welch' anderes Entzücken war dieser wilde Galopp auf Fleisch und Blut. Und gerade als er in seinen Beinen das Gefühl bekam, daß er kein Gefühl habe, rief der Zigeunerjunge: „Lollo!“ und das Pony kehrte sofort ohne Umstände um, so daß Jackanapes sich auch, ohne weitere Rücksichten zu nehmen, an seinen Hals klammerte und nicht recht zur Besinnung kam, bevor Lollo mit einem Ruck an der Stelle hielt, von wo sie ausgeritten waren.

„Heißt er Lollo?“ fragte Jackanapes, und seine Hand konnte sich nicht von der strammen Mähne trennen.

„Ja.“

„Was bedeutet Lollo?“

„Rot.“

„Ist Lollo Euer Pony?“

„Nein, er gehört meinem Vater.“ Und der Zigeunerjunge führte Lollo fort.

Bei der nächsten Gelegenheit stahl sich Jackanapes wieder auf die Gemeinde-Weide. Diesmal traf er den Zigeunervater, eine schmutzige Pfeife rauchend.

„Lollo ist Euer Pony, nicht wahr?“ sagte Jackanapes.

„Ja.“

„Es ist ein hübsches Thier.“

„Es ist ein Schnellläufer.“

„Ihr wollt ihn nicht verkaufen, nicht wahr?“

„Um fünfzehn Pfund,“ sagte der Zigeunervater, und Jackanapes seufzte und ging wieder nachhause. An diesem selben Nachmittag ritten er und Toni auf den Eseln, und Toni gelang es abgeworfen zu werden, und selbst Jackanapes' Esel schlug aus. Aber es war eine plumpe, holprige Geschichte nach der elastischen Schnelligkeit und der köstlichen Ungezogenheit des roten Ponys.

Einige Tage später sprach Miß Jessamine sehr ernsthaft mit Jackanapes. Sie war höchst erregt, als sie ihm sagte, daß sein Großvater, der General, auf den Anger kommen würde, und daß er sich während dieses Besuches so gut als nur irgend möglich zu betragen habe. Wenn es thunlich gewesen wäre, aufzuhören, ihn Jackanapes zu nennen und sich an seinen Taufnamen Theodor zu gewöhnen — bis übermorgen, wo der General eintraf — so hätte sie es gern gethan. Aber Miß

Jessamine fürchtete, daß es in der Praxis nicht auszuführen sein würde, und in der Theorie hatte sie Bedenken dagegen. Es wäre ihr nicht ganz ehrlich vorgekommen, obwohl sie den festen Vorsatz gehabt hatte, daß er Theodor genannt werden sollte, so wie sein Spitzname aufhörte so lächerlich gut für ihn zu passen. Aber in der That war dies noch nicht der Fall, und daher sollte er sich nur in acht nehmen, nicht zu vergessen, wer gemeint sei, wenn der Großvater ihn Theodor rief.

Überhaupt sollte er sich immerwährend in acht nehmen.

„Denn dein Kopf ist leicht verdreht, Jackanapes," sagte Miß Jessamine.

„Ja, Tante," antwortete Jackanapes, und dachte an das Ringelspiel.

„Du bist ein guter Junge, Jackanapes. Gott sei Dank, das kann ich deinem Großvater sagen. Ein gehorsamer Junge, ein ehrenhafter Junge und ein gutherziger Junge. Aber du bist — kurz und gut, du bist ein Junge, Jackanapes. Und ich hoffe," fügte Miß Jessamine verzweifelt hinzu, indem sie an mancherlei Erfahrungen dachte — „daß der General wissen wird, daß Jungen stets Jungen bleiben."

Jegliches Unheil, das nur vorauszusehen war, versprach Jackanapes zu vermeiden.

Er sollte seine Kleider und Hände rein halten, seinen Katechismus überlesen, nicht klebrige Dinge in die Tasche stecken, sein Haar glatt erhalten — („der Wind bläst es so auseinander, Tantchen," meinte Jackanapes. — „Ich werde Bärenfett mit dem Eilwagen kommen lassen," sagte Miß Jessamine und machte einen Knoten in ihr Taschentuch —), nicht bei der Wohnzimmerthür hineinstürzen, nicht in den höchsten Tönen reden, nicht seine Sonntagskrause zerknittern und ganz still während der Predigt sitzen, nicht vergessen, dem General „Sir" zu sagen, seine Schuhe immer sorgfältig an der Matte vor der Thür reinigen und seine Schulbücher sogleich seiner Tante bringen, damit sie die Eselsohren ausglätte.

Der General kam an, und am ersten Tage ging alles gut, nur daß Jackanapes' Haar so zerzaust wie immer war, weil der Friseur kein Bärenfett mehr gehabt hatte. Er fing an sich mit seinem Großvater behaglicher zu fühlen und war geneigt, mit ihm vertraulich zu reden wie mit dem Postboten. Es würde zu lange dauern, wollte man aufzählen, was in dem Gemüt des Generals vorging, aber das Ergebnis war das Gleiche. Er war auch geneigt mit Jackanapes vertraulich zu reden.

„Scharmanter Ort das," sagte er, durch das vergitterte Fenster auf den Anger blickend, wo die untergehende Sonne das Gras beschien, und die Schatten lang und friedlich lagen.

„Sie sollten ihn in der Jahrmarkt-Woche sehen, Sir," bemerkte Jackanapes, seinen gelben Schopf schüttelnd und sich in dem Lehnstuhl zurücklegend, in dem er saß.

„Schöne Zeiten das, ja?" meinte der General und zwinkerte mit dem linken Auge. (Das Andere war aus Glas.)

Jackanapes schüttelte nochmals sein Haar. „Das letzte Mal habe ich es am meisten genossen," sagte er. „Ich hatte so viel Geld."

„Beim heiligen Georg, das ist ein ungewöhnliches Leiden in diesen schlechten Zeiten! Und wie viel hattest du?"

„Ich hatte zwei Schillinge. Einen neuen Schilling, den Tantchen mir gab, elf Pfennige, die ich erspart hatte, und einen Pfennig vom Postboten — Sir!" setzte Jackanapes mit einem Ruck hinzu, da er es vergessen hatte.

„Und wofür hast du das Geld ausgegeben — Sir?" erkundigte sich der General.

Jackanapes spreizte seine zehn Finger auf der Lehne des Stuhles aus und schloß die Augen, um gewissenhafter zu zählen.

„Uhrhälter für Tantchen, drei Pfennige. Trompete für mich, zwei Pfennige, ist fünf Pfennige. Pfeffernüsse für Toni, zwei Pfennige, und einen Krug mit einem Grenadier darauf, für den Postboten, vier Pfennige, ist elf Pfennige. Schießstand einen Pfennig, ist ein Schilling. Ringelspiel ein Pfennig, ist ein Schilling und ein Pfennig. Toni freigehalten, ein Schilling zwei Pfennige. Wieder Schießstand, ein Schilling vier Pfennige, Riesendame, ein Pfennig, ein Schilling fünf Pfennige. Wieder Ringelspiel, ein Schilling sechs Pfennige. Schießstand, ein Schilling sieben Pfennige. Toni freigehalten, aber dann wollte er nicht schießen, und so that ich es, ein Schilling acht Pfennige. Lebendes Skelett, ein Pfennig — nein, Toni hielt mich frei, also zählt das lebende Skelett nicht. Kegel schieben, ein Pfennig; ein Schilling neun Pfennige. Seejungfrau (aber als wir hinein kamen, war sie tot), ein Pfennig; ein Schilling, zehn Pfennige. Theater, ein Pfennig (Priscilla Partington oder der Mord in der grünen Gasse.) Eine wunderschöne junge Dame, Sir, mit rosa Wangen und einer wirklichen Pistole; das macht einen Schilling elf Pfennige. Gingor-Bier (ich war so durstig!) zwei Schillinge. Und dann ließ mich der Mann beim Schießstand einmal umsonst schießen, weil ich, sagte er, ein wirklicher Gentleman sei und mein Geld wie ein Mann ausgegeben hatte."

„Das hast du, Sir, das hast du!" rief der General. „Ja, du hast es wie ein Prinz ausgegeben. Und jetzt hast du wahrscheinlich keinen Pfennig in der Tasche?"

„Doch," sagte Jackanapes, „zwei Pfennige. Sie werden gespart." Und Jackanapes klingelte mit ihnen.

„Du brauchst wohl nur zur Jahrmarktzeit Geld?" sagte der General.

Jackanapes schüttelte seinen Kopf.

„Wenn ich so viel haben könnte, als ich brauche, wüßte ich, was ich kaufen würde."

„Und wie viel würdest du brauchen, wenn du es haben könntest?"

„Warten Sie einen Augenblick, Sir, bis ich ausrechne, wie viel von fünfzehn Pfund bleibt, wenn man zwei Pfennige abzieht. Zwei von nichts geht nicht, muß ich zwölf borgen. Zwei von zwölf zehn, eins übertragen. Bitte sehr, merken Sie sich zehn, bis ich Sie darum frage. Eins von nichts geht nicht, muß ich zwanzig borgen. Eins von zwanzig neunzehn, eins übertragen. Eins

von fünfzehn vierzehn. Vierzehn Pfund, neunzehn Schillinge und — was sagte ich, daß sie sich merken sollen?"

„Zehn," sagte der General.

„Also vierzehn Pfund, neunzehn Schillinge und zehn Pfennige brauche ich," schloß Jackanapes.

„Du lieber Himmel, wofür denn?"

„Um Lollo zu kaufen. Lollo bedeutet rot, Sir. Des Zigeuners rothaariges Pony, Sir. Oh, es ist wunderschön! Sie sollten sein Fell in der Sonne sehen! Sie sollten seine Mähne sehen! Sie sollten seinen Schweif sehen! Solche kleine Füße, Sir, und sie laufen wie der Blitz. Und ein so liebes Gesicht und Augen wie eine Maus. Aber es ist ein Schnellläufer, und der Zigeuner verlangt fünfzehn Pfund dafür."

„Wenn es ein Schnellläufer ist, könntest du nicht auf ihm reiten. Könntest du?"

„N — nein, Sir, aber ich kann mich auf seinem Rücken erhalten. Ich that es neulich."

„Thatest du das? Nun, ich reite auch gern, und wenn das Tier so gut ist, wie du es sagst, könnte es mir taugen."

„Ich glaube, Sie sind zu groß für Lollo," sagte Jackanapes, seinen Großvater mit den Augen messend.

„Ich kann doch meine Beine zusammenlegen. Wir wollen ihn uns morgen besehen."

„Sind Sie nicht sehr schwer?" fragte Jackanapes.

„Hauptsächlich Westen," sagte der General und schlug sich auf die Brust seines militärisch kurzen Rockes. „Gleich morgen früh werden wir den Schnellläufer auf den Anger bringen lassen. Ich bin froh, daß du von ihm sprachst, mein Enkel; sehr froh, daß du von ihm sprachst."

Der General hielt sein Wort. Am nächsten Morgen war an dem einen Ende des Angers eine Gruppe versammelt, bestehend aus dem Zigeuner und Lollo, Miß Jessamine, Jackanapes, seinem Großvater und seinem Hunde Sprühfeuer, und dies erregte in so hohem Grade die Neugierde Mrs. Johnsons, als sie es von einem ihrer Fenster im oberen Stockwerke sah, daß sie und die Kinder früher als gewöhnlich spazieren gingen. Der General sprach mit dem Zigeuner, und Jackanapes streichelte Lollos Mähne und wußte nicht, ob er sich freuen oder ob er unglücklich sein sollte, wenn sein Großvater ihn kaufte.

„Jackanapes!"

„Ja, Sir!"

„Ich habe Lollo gekauft, aber ich glaube, du hast recht gehabt, er ist kaum hoch genug für mich. Wenn du ihn bis an das Ende des Angers reiten kannst, schenke ich ihn dir."

Jackanapes konnte sich späterhin niemals entsinnen, wie er auf Lollos Rücken hinauf gekrabbelt war. Er hatte eben die Zügel ergriffen, als der Zigeunervater ihn beim Arme nahm.

„Wenn Sie Lollo schnell laufen machen wollen, junger Herr —"

„Ich kann ihn laufen machen!“ sagte Jackanapes und zog aus seiner Tasche die Trompete, die er auf dem Jahrmarkte gekauft hatte, und blies darauf, laut und gellend.

Fort flog Lollo, und fort flog Jackanapes' Hut. Sein goldiges Haar bildete einen Glorienschein, in dem seine vom Blasen aufgeblähten Wangen rot glänzten. Fort flog Sprühfeuer, närrisch vor Freude über das Wettrennen und über den Wind in seinen seidigen Ohren. Fort rannten die Gänse, die Hähne, die Hennen und die ganze Familie Johnson. Lucy klammerte sich an ihre Mama, Johanna rettete Emilie, indem sie sie an sich riß, und Toni rettete sich durch einen Purzelbaum.

Die graue Gans kehrte eben wieder zurück, als Jackanapes auf Lollo angeritten kam und Sprühfeuer hinterdrein keuchte.

„Gut, mein junger Herr, gut!“ sagte der Zigeuner. „Sie sind für den Sattel geboren. Sie haben die flachen Schenkel, das starke Knie, den strammen Rücken und die leichte liebkosende Hand. Sie brauchen jetzt nur noch das Flüstern zu lernen. Kommen Sie.“

„Was hat dir der schmutzige Kerl gesagt, Enkel?“ fragte der General.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir, es ist ein Geheimnis.“

Wieder saßen sie am Fenster in den beiden Lehnstühlen, des Generals Blicke verschlangen jeden Zug in dem Gesicht seines Enkels, und ein wunderliches Zucken ging über sein eigenes Antlitz.

„Du mußt deine Tante sehr lieben, Jackanapes?“

„Jawohl, Sir,“ sagte Jackanapes mit Wärme.

„Und wen hast du nach deiner Tante am liebsten?“

Die Bande des Blutes machten sich bei dem General sehr stark geltend, und vielleicht dachte er an Lollo. Aber Liebe wird nicht an einem Tage erkauft, nicht einmal mit vierzehn Pfund, neunzehn Schillingen und zehn Pfennigen. Jackanapes antwortete ohne Zögern: „Den Postboten.“

„Warum den Postboten?“

„Er kannte meinen Vater“ sagte Jackanapes „und er erzählt mir von ihm und von seiner schwarzen Stute. Mein Vater war ein Soldat, ein tapferer Soldat. Er starb bei Waterloo. Wenn ich groß bin, will ich auch ein Soldat werden.“

„Das sollst du, mein Junge, das sollst du.“

„Danke, Großvater. Tantchen will nicht, daß ich ein Soldat werde, sie fürchtet, daß man mich töten könnte.“

„Gott bewahre mich! Möchte sie, daß du in ein Federbett kriechst und dort stecken bleibst? Du könntest ja ebensogut durch den Blitz getötet werden, wenn du ein Butterhändler würdest!“

„Jawohl! Das werde ich ihr sagen. Was für ein komischer Mensch Sie sind, Sir. Sagen Sie, glauben Sie, daß mein Vater das Geheimnis des Zigeuners kannte? Der Postbote hat mir erzählt, daß er seiner schwarzen Stute manchmal etwas zuflüsterte.“

„Dein Vater hat als Kind von einem jener Reiter aus dem Orient reiten gelernt, die über eine Ebene schießen und fliegen und schwenken wie die Schwalben im Herbst. Mein Enkel! Hab' mich auch ein wenig lieb. Ich kann dir mehr von deinem Vater erzählen als der Postbote."

„Ich habe Sie lieb," sagte Jackanapes. „Bevor Sie kamen, fürchtete ich mich vor Ihnen. Ich hatte keine Idee, daß Sie so nett sein würden."

„Habe mich immer lieb, Junge, was ich auch thue oder nicht thue. Und — Gott stehe mir bei — was immer du thust oder nicht thust, ich werde dich lieb haben! Nie soll ein Schatten zwischen uns sein, nicht für einen Tag, nicht für eine Stunde. Wir sind unvollkommen genug, wir alle, wir brauchen nicht auch noch bitter zu sein; und das Leben ist im besten Falle eine unsichere Sache, man muß nichts verwerfen, was es uns bietet. Schau mich an! Hier sitze ich, nach einem Dutzend Schlachten und nachdem ich in einigen der gefährlichsten Himmelsstrichen der Welt gelebt habe, und dort, bei der Kirchhofthür liegt deine Mutter, die sich wohl kaum fünf Minuten weit von der Schürze deiner Tante entfernt hat — in ihrer frühen Jugend gestorben, meine goldhaarige Tochter, die ich nie gesehen habe."

Jackanapes war furchtbar bekümmert.

„Weinen Sie nicht, Großvater," bat er, während seine eigenen blauen Augen voll Thränen standen. „Ich will Sie sehr lieb haben und will mich bemühen, sehr brav zu sein. Aber ich möchte ein Soldat werden."

„Das sollst du auch, mein Junge, das sollst du. Du hast mehr Anrecht auf ein Offiziers-Patent, als du ahnst. Kavallerie, nicht wahr, junger Jackanapes? Nun, wenn du lebst und deinem Vaterlande Ehre machst, dann wird dieses alte Herz aus Stolz über dich wieder jung werden, und wenn du im Dienste des Vaterlandes stirbst — Gott steh mir bei —, dann kann es auch nur für dich brechen!"

Und indem er sich wiederholt auf die Stelle schlug, von der er gesagt hatte, daß es nur Westen seien und die ihn eben jetzt sehr beklemmten, stand der alte Herr auf und ging mit großen Schritten auf den Anger hinaus.

IV. Kapitel.

Zwanzig und einige Jahre später lebte die graue Gans noch immer und war im vollen Besitze ihrer Fähigkeiten, so viele sie eben hatte. Sie lebte langsam und vorsichtig und sie lebte lange. Dasselbe that Miß Jessamine, aber der General war tot.

Er hatte viele Jahre auf dem Anger gelebt, und er und der Postbote hatten einander mit einer Pünktlichkeit gegrüßt, die förmlich belehrend anzusehen war. Er würde Jackanapes gründlich verzogen haben, wenn Miß Jessamines Gewissen es gestattet hätte. Dafür plagte er seine Nachbarn auf seine Weise und war in Gemeinde-Angelegenheiten ebenso rechthaberisch wie ein Steuerzahler in bezug auf die Armee. Ein heftiger, weichherziger Soldat war er, reizbar durch Schmerzen,

die ihm Wunden verursachten, von denen er niemals sprach, und den das ganze Dorf mit Thränen zu Grabe geleitete.

Des Generals Tod war ein harter Schlag für Miß Jessamine gewesen, und ihr Neffe blieb eine kurze Zeit nach dem Begräbnisse bei ihr. Dann mußte er zu seinem Regimente einrücken, das Marsch-Befehl bekommen hatte.

Eine Folge der Eroberung, die der General bei der Dorfbevölkerung gemacht hatte, war eine wesentliche Verminderung des allgemeinen Vorurteiles gegen das Militär. Auch war das Dorf nun ziemlich bedeutend in der Armee vertreten. Da war der General selbst und der Postbote und die Tafel des schwarzen Kapitäns in der Kirche und Jackanapes und Toni Johnson und ein Trompeter.

Toni Johnson hatte von Natur aus ebensowenig Sinn für das Raufen wie für das Reiten, aber er war Jackanapes immer gleich ergeben, und so kam es, daß Mr. Johnson eine Offiziers-Stelle für ihn in demselben Kavallerie-Regimente kaufte, in dem der Enkel des Generals diente. Dieser hatte sein Patent von dem eisernen Herzog selbst erhalten. Toni war ganz zufrieden, die Zielscheibe der Witze des Korps zu sein, in dem Jackanapes der Liebling war, und als Jackanapes einen beglückten Brief an Miß Jessamine schrieb, kam natürlich auch einer von Toni an seine Mutter, um ihre Glückwünsche zu erheischen, daß sie endlich aktiven Dienst haben würden und in das erste Treffen vorzurücken hatten. Und er fügte eine Antwort bei, des Inhaltes, daß sie sich keine Vorstellung machen könne, wie beliebt Jackanapes sei, und wie prachtvoll er den wunderbaren roten Renner reite, den er nach seinem alten Freunde Lollo genannt hatte.

* * *

„Rückzug blasen!"

Ein knabenhafter Trompeter mit ernster Miene, schwer belastet durch eine Ausrüstung und eine Verantwortlichkeit weit über seine Jahre, durch den Staub und Dampf der Schlacht so beschmutzt, daß seine eigene Mutter ihn nicht wieder erkannt hätte, that was ihm befohlen wurde. Dann schob er seine Trompete ärgerlich beiseite, rückte seine müden Beine zum hundertsten Male auf dem Pferde zurecht, das ein Haus zu groß für ihn war, murmelte „S' ist kein hübsches Stück das," und bemühte sich etwas von seinem ersten Treffen zu sehen, bevor es zu Ende war.

Er war so vollständig in der Mitte des Gemenges, daß, wenn er zuhause in England gewesen wäre, er kaum weniger von allem gesehen und gewußt hätte, was in diesem speziellen Gefechte geschah. Aus guten Gründen: nicht nur weil Rauch und Staub ihn umgaben, sondern weil er beinahe seine ganze Aufmerksamkeit auf die befehlshabenden Offiziere richten und den Rest seinem hartmäuligen Truppenpferd schenken mußte, um es in Ruhe zu erhalten, da er sich sonst die Verwünschungen seiner Nebenmänner im Getümmel zuzog. Späterhin, wenn die Zeitungen erschienen, und falls es ihm gelänge eine zu erwischen, bevor sie ganz zerlesen war, würde er erfahren, daß der Feind aus dem Hinterhalte in erdrückender Überzahl hervorgebrochen war, daß der Befehl zum Rückzuge gegeben, und

daß dieser langsam und in voller Ordnung bewerkstelligt wurde, und auch daß die Truppen, während sie sich zurückzogen, immerfort kämpften.

Auf dem Anger geboren und auferzogen, der Jüngste der zahlreichen Familie von Mr. Johnsons Gärtner, hatte der Junge seinen Eltern „keine Ruhe gelassen,“ bis sie ihm „unter die Soldaten“ zu gehen erlaubten, wie Master Toni und Master Jackanapes. Sie willigten endlich ein, aber sie vergossen mehr Thränen dabei, als sie geweint hatten, da man den ältesten Sohn, der Wild gestohlen, ins Gefängnis geschickt hatte. Der Junge aber war ganz glücklich und voll esprit de corps. Deshalb kränkte es ihn auch, daß er zum Rückzug für das Regiment „der jungen Herren“ zu blasen hatte, das erstemal, wo er vor den Feind gekommen war, und nebstbei beunruhigte es ihn, weil er Master Toni ganz aus den Augen verloren hatte. Es war tüchtig gerauft worden, bevor man sich zurückzog, und er hatte ihn einmal und nicht wieder gesehen. Andererseits machte sein ländlicher Stolz seine Pulse höher schlagen, da er Master Jackanapes einige Male auf seinem herrlichen Pferde hatte vorüber sprengen sehen. Er war leicht zu erkennen, ein Hieb hatte seinen Kopf entblößt, ohne ihn zu verletzen, und sein kurzgeschorener goldiger Schopf glänzte in dem heißen Sonnenschein wie der Stahl des Säbels, der um sein Haupt blitzte.

Der Trompeter-Knabe kümmerte sich nicht viel um die Geschosse, die ziemlich dicht um ihn fielen. Erstens kann man nicht auf alles achten, und er hatte ohnedies genug zu thun. Zweitens gewöhnt man sich an jegliches. Drittens lehrt die Erfahrung, daß nicht jede Kugel trifft. Viel entmutigender ist die geringste Spur von Furcht, oder auch nur von Unruhe in der Menschenmasse, die einen umgiebt. Der Knabe fing an sich zu wundern, ob es einen für ihn verborgenen Grund gäbe, warum das Gedränge immer stärker wurde, und warum man ihnen nicht erlaubte, etwas rascher zurück zu weichen, als der Rauch vor ihm sich einen Augenblick lang hob, und er die Ebene und die feindliche Linie etwa sechshundert Fuß weit von sich entfernt sah.

Und über die Ebene sah er Master Jackanapes ganz allein, mit der äußersten Schnelligkeit, der Lollo fähig war, gegen den Feind hin galoppieren, seinen goldigen Kopf an Lollos Ohr gedrückt.

Aber in diesem Augenblick schien der Rauch und Lärm von allen Seiten hereinzubrechen, der Offizier rief ihm zu, zum Rückzug zu blasen, und zwischen dem Blasen und den Stößen, die er durch sein Pferd erhielt, sah und hörte er nichts mehr von den Ereignissen seiner ersten Schlacht.

Toni Johnson hatte immer Unglück mit Pferden, von den Tagen des Ringelspieles angefangen. An diesem Tage, an diesem besonderen Tage im Jahr, war sein eigenes Pferd krank, er mußte einen geringen, schlecht gehaltenen Gaul besteigen und fiel von diesem herab, gerade in dem Augenblicke, wo das Weiterreiten eine Sache von Leben und Tod für ihn war. Das Pferd fiel auf ihn, raffte sich aber auf, und Toni gelang es das Tier festzuhalten. Als er wieder aufsteigen wollte, bemerkte er durch quälende Schmerzen und völlige Hilflosigkeit, daß eines seiner Beine zerquetscht und gebrochen sei, und daß kein Kunststück,

dessen er Meister war, ihm wieder in den Sattel helfen könnte. Unfähig selbst allein zu stehen, peinlich, qualvoll, unfähig sein störrisches Pferd zu besteigen, und doch noch so voll Leben. Auf der einen Seite wälzte sich die Staub- und Rauchwolke der vordringenden Feinde, und auf der andern Seite die, welche seine sich zurückziehenden Freunde bedeckte.

Er sandte einen jammervollen Blick nach ihnen, mit einem bitteren Gefühl, nicht des Vorwurfs, sondern der Verlassenheit; dann zog er sich an seinem Pferde in die Höhe, drehte sich nach der andern Seite um, nahm seine Pistole zur Hand und wartete auf das Ende. Ob er Sekunden oder Minuten lang gewartet, wußte er nicht, als ihn jemand beim Arm packte.

„Jackanapes! Gott segne dich! Es ist mein linkes Bein. Wenn du mich hinauf kriegen könntest." —

Es konnte auch nur Toni geschehen, daß seine Pistole gegen den Schweif seines Pferdes losging, wodurch es ausschlug; aber Jackanapes warf ihn auf den Sattel.

„Halte dich fest, so gut es geht, nur gieb ihm einen Sporn. Ich werde es führen. Halte deinen Kopf herunter, sie feuern hoch."

Und Jackanapes legte seinen eigenen Kopf — an Lollos Ohr.

Eben als die beiden sich in Bewegung setzten, machte ein plötzliches Auftauchen des Feindes von allen Seiten es notwendig, daß das langsame Zurückziehen unserer Streitkräfte sich in einen möglichst raschen Rückzug verwandelte. Als Jackanapes dies wahrnahm und auch das Zögern und die Unruhe von Tonis Pferd entdeckte, begann er zu wünschen, daß er seinen Freund über seinen eigenen Sattel gelegt und ihr beider Leben der Schnelligkeit Lollos anvertraut hätte.

Als Toni dies wahrnahm, fielen ihm mehrere Dinge ein: 1. Daß die Gefahren ihres Rittes auf Leben und Tod jetzt mehr als verdoppelt waren. 2. Daß, wenn Jackanapes und Lollo nicht durch ihn aufgehalten würden, sie zweifellos entkommen könnten. 3. Daß Jackanapes Leben unendlich wertvoll war und seines, Tonis, nicht. 4. Daß dies — wenn es ihm möglich wäre ihn zu ergreifen — der wichtigste aller Augenblicke wäre, um die Tugenden auszuüben, die Jackanapes von Natur hatte, und daß, wenn er jetzt mutig und selbstlos sein könnte . . . . .

Er packte seinen eigenen Zügel und sagte sehr laut —

„Jackanapes! Es geht nicht. Du und Lollo, Ihr müßt fort. Sage den Kameraden, daß ich dich ihnen von ganzem Herzen gern zurückgegeben habe. Jackanapes, wenn du mich lieb hast, laß mich los!"

Ein gelbliches Licht war über den Abendhimmel vor ihnen ausgebreitet und es beleuchtete eigentümlich Jackanapes Haar und Gesicht. Er drehte sich um, mit einem eigenen Ausdruck in seinen Augen, den ein eitlerer Mensch als Toni Johnson für brüderlichen Stolz hätte halten können.

Dann schüttelte er seinen Schopf und lachte ihn an.

„Dich verlassen? Um meine Haut zu retten? Nein, Toni, nicht um meine Seele zu retten!"

V. Kapitel.

Der Wundarzt kam aus einem Hospitalzelte des Hauptquartiers heraus, rannte gegen einen Offizier und prallte wieder zurück; der Offizier war ein bleicher, nicht mehr junger Mann, auf seinem Gesicht hatten harte Erfahrungen tiefere Furchen als das Alter gegraben, seine müden Augen blickten nach innen, sein Haar war grau, und sein Schnurrbart sah aus, als ob ein Rabenflügel sich über die Lippen gelegt und sie geschlossen hätte.

„Nun?"

„Pardon, Major. Ich sah Sie nicht. Oh, mehrfacher Bruch und Quetschungen, aber es geht ganz gut. Er kommt schon durch."

„Gott sei Dank."

Es war wahrscheinlich ein unwillkürlicher Ausruf, denn Gebet und Lob waren nicht eben des Majors Sache, wie ein Ruck, den der Kopf des Arztes machte, einen Beobachter verraten hätte. Er war ein aufgeweckter, kleiner Mann, der seine Gefühle in seinem ganzen Wesen kundgab oder aber genügend Tapferkeit und Todesverachtung für alle Vorkommnisse seines Berufes besaß; der einen klaren Kopf, ein weißes Taschentuch und einen Kasten mit Instrumenten dahin mitnahm, wohin andere mit Waffen und mit heißem Blute auszogen, und der die größte Klatschbase beiderlei Geschlechts im ganzen Regimente war. Nicht einmal des Majors Einsilbigkeit schüchterte ihn ein.

„Ich hätte nicht gedacht, daß er so kouragiert sein würde. Es wird ganz gut mit ihm gehen, wenn er sich nicht wegen des armen Jackanapes so aufregt, daß er ein Fieber bekommt."

„Von wem sprechen Sie?" fragte der Major mit heiserer Stimme.

„Vom jungen Johnson, er —"

„Was ist mit Jackanapes?"

„Wissen Sie nicht? Traurige Geschichte. Ritt zurück, um Johnson zu holen, brachte ihn mit, aber riesiges Malheur, wurde im Reiten getroffen. Linker Lungenflügel —"

„Kommt er auf?"

„Nein. Traurige Geschichte. Welch ein Körperbau — solche Glieder — solche Gesundheit — und ein so hübscher Mensch. Der schönste junge Bursch —

„Wo ist er?"

„In seinem eigenen Zelte," sagte der Arzt traurig.

Der Major drehte sich um und verließ ihn.

* * *

„Kann ich sonst noch etwas für Sie thun?"

„Nichts, danke. Außer — Major! Wenn Sie versuchen wollten, Johnson besser zu würdigen."

„Eben jetzt ist es nicht leicht, dies zu thun, Jackanapes."

„Aber ich muß Ihnen sagen, — Sir — er würde es nie thun — daß, wenn es ihm möglich gewesen wäre, mich abzuschütteln, er in diesem Augenblicke dort liegen würde, und ich frisch und gesund wäre."

Der Major preßte die Hand auf seinen Mund, als ob er einen Wunsch unterdrücken wollte, den er sich geschämt hätte auszusprechen.

„Ich kenne den alten Toni von klein auf. Er ist ein Narr, wenn er seinen Einfällen nachgiebt; aber ein guter Mensch und ein Gentleman in seinen Grundsätzen. Und er handelt nach seinen Grundsätzen, was nicht jeder — etwas Wasser, bitte! Danke, Sir. Es ist sehr heiß und doch werden einem die Füße so sehr kalt. Oh, danke, danke. Er ist kein Eisenfresser, aber er hat ein gut geschultes Gewissen und ein weiches Herz und er wird seine Pflicht thun, wo ein tapferer und weniger selbstloser Mensch sie vielleicht versäumen würde. Aber er braucht Aufmunterung und wenn ich nicht mehr da bin —"

„Er wird Aufmunterung haben. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Kann ich sonst etwas thun?"

„Ja, Major, eine Gunst."

„Danke, Jackanapes."

„Seien Sie Lollos Herr, nur haben Sie ihn so lieb, als Sie können. Er ist daran gewöhnt."

„Möchten Sie nicht lieber, daß Johnson ihn bekäme?"

Die blauen Augen zwinkerten trotz Todesqualen.

„Toni reitet nur theoretisch, Major. Seine Beine sind wie Sofakissen und werden es bis zuletzt bleiben. Ich könnte meine liebe Lollo nicht so beleidigen; aber wenn Sie nicht wollen —"

„So lange ich lebe — und das wird länger sein, als ich es wünsche oder verdiene — wird Lollo nichts entbehren — als Sie. Ich habe zu wenig Zärtlichkeit für — mein lieber Junge, Sie sind schwach. Können Sie mich für einen Augenblick fortlassen?"

„Nein, bleiben Sie, — Major!"

„Was? Was?"

„Meine Gedanken verschwimmen so — wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre."

„Ja! Ja!"

„Sagen Sie mir ein Gebet vor. Laut, bitte, ich höre so schlecht."

„Mein liebster Jackanapes, — mein lieber Junge —"

„Eines von den Gebeten in der Kirche — vom Feldgottesdienst, wissen Sie —"

„Ich verstehe. Aber in der That — Gott vergebe es mir, Jackanapes — ich bin ein ganz anderer Mensch als einige von euch jungen Leuten. Gehen Sie, lassen Sie mich den —"

Aber Jackanapes' Hand war in der seinen, und er ließ ihn nicht los.

Es folgte ein kurzes, bitteres Schweigen.

„Weiß Gott, ich kann mich nur an das kleine Gebet am Ende entsinnen."

„Bitte," flüsterte Jackanapes.

Von der Überzeugung durchdrungen, daß es seine Pflicht sei, das wenige zu thun, das er thun konnte, kniete der Major nieder — entblößte sein Haupt und sprach laut, deutlich und sehr würdig —

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus —"

Jackanapes legte seine linke Hand auf seine Rechte, die der Major noch immer festhielt —

„Und die Liebe Gottes."

Und dabei — starb Jackanapes.

VI. Kapitel.

Jackanapes' Tod war eine traurige Nachricht für den Gänseanger; ein Schmerz, den nur der gerechte Stolz auf seine Tapferkeit und Aufopferung milderte. Nur der Schuster war anderer Meinung, aber das war so seine Art. Er sagte, er sähe dabei nichts als Tollkühnheit und Ruhmredigkeit. Sie hätten beide getötet werden können, nichts leichter als das, und was dann? Ein Menschenleben ist ein Menschenleben, und das eigene Leben ist so gut wie ein anderes. Ihm sollte einer zumuten, das seine wegzuwerfen. Und im Grunde genommen hätte Mrs. Johnson viel leichter ein Kind entbehren können als Miß Jessamine.

Aber der Pastor predigte zu Jackanapes' Gedächtnis über den Text: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden," und das ganze Dorf hörte zu und weinte.

Auch Miß Jessamine betrachtete ihren Verlust nicht von dem Standpunkte des Schusters aus. Im Gegenteil, Mrs. Johnson sagte, daß sie bis zu ihrem Sterbetage nie vergessen würde, wie die alte Dame, als sie zu ihr kam, um ihr zu kondolieren, ihr mit wahrhaft vornehmer Haltung entgegenging, sie küßte und Gott dankte, daß ihres lieben Neffen Bemühungen von Erfolg gekrönt waren und daß dieser traurige Krieg keine Lücke in ihrem großen und glücklichen Familienkreis gemacht hätte.

„Sie ist wirklich eine edle, selbstlose Frau," schluchzte Mrs. Johnson, „und sie hat Jackanapes erzogen, daß er so geworden ist wie sie selbst, und dadurch ist mein Toni mir erhalten geblieben. Und es muß wirklich reine Güte bei Miß Jessamine sein; denn was kann *sie* von den Gefühlen einer Mutter wissen? Ich zweifle nicht, daß die meisten Menschen glauben, daß, wenn man eine große Familie hat, man eines vom andern ebensowenig unterscheiden kann wie sie selbst, und daß eine Schar Kinder ganz wie ein großer Vorrat Äpfel ist, und man es nicht vermißt, wenn einer davon genommen wird."

Lollo — der erste Lollo — des Zigeuners Lollo — hochbetagt, zieht Miß Jessamines Rollstuhl auf dem Anger im Sonnenschein langsam hin und her.

Der Ex-Postbote geht neben ihm, was Lollo gestattet, wenn er nicht weiter als bis zu seiner Schulter vorgeht. Wenn der Postbote sich seinem Kopfe noch mehr nähert, so verdoppelt Lollo seinen Schritt, und wenn der Postbote diesen gewagten Versuch fortsetzen würde, wäre es, wie Miß Jessamine sagt, gar nicht abzusehen, was dann geschehen könnte.

Der Gänseanger findet, daß Miß Jessamine ihren Kummer „wunderbar" gut getragen hat. Und jetzt sagen (hinter ihrem Rücken natürlich) einige der

weniger zartfühlenden und weniger Befreundeten, die alles nur von ihren Fenstern beobachten, „daß die alte Dame mit ihren militärischen Anbetern wieder ganz lebhaft wird.“

Anlaß dazu giebt, daß Kapitän Johnson sich von einer Seite an ihren Stuhl lehnt, während sich von der anderen Seite ein Kamerad Johnsons zu ihr herabbeugt, der bei ihm zu Besuch ist und der ein außerordentliches Interesse für Lollo zeigt. Er beugt sich immer tiefer herab, und Miß Jessamine ruft dem alten Postboten zu, er möge Lollo ersuchen, die Güte zu haben stehen zu bleiben, während sie selbst nach etwas sucht, das immer an ihrer Seite hängt und das sich mit ihren Augengläsern verwickelt hat.

Es ist eine Zweipfennigtrompete, vor Jahren auf dem Dorfjahrmarkt gekauft, und die besehen sie und Kapitän Johnson, und er und Miß Jessamine erzählen dann, so gut sie es können, die Geschichte von Jackanapes Ritt über den Gänseanger, und wie er Lollo errang — des Zigeuners Lollo — den Schnellläufer Lollo — den lieben Lollo — den treuen Lollo — den unbesiegten Lollo — Lollo, den liebevollen Diener seiner alten Herrin. Und Lollos Ohren spitzen sich, so oft sein Name genannt wird.

Ihr Zuhörer spricht nicht, aber er wendet kein Auge von der Trompete ab, und als die Erzählung zu Ende ist, nimmt er Miß Jessamines Hand und preßt seinen schweren, schwarzen Schnurrbart darauf.

Die Sonne, sanft zur Ruhe sinkend, schmückt das dunkle Laub der Eichen mit goldenen Fäden. Die graue Gans fühlt eine Atmosphäre von Ruhe um sich und zieht zur Nacht ein Bein hinauf. Das Gras glänzt in hellerem Grün, und auf einen schallenden Ruf Tonis kommen seine Schwestern aus der immer offenen Thür heraus, wie niedliche Tauben aus einem Taubenschlag, und flattern in ihren hellen Sommerkleidern über die Maßliebchen fort.

Und wenn die Augen der Klatschbasen sich nicht täuschen, so wandern alle, Miß Johnsons und die beiden Offiziere, zwischen den Hecken dahin, wo sich durch das Gestrüpp noch immer Epheuranken ziehen.

* * *

Eine traurige Geschichte, die schlecht endigt?

Nein, denn noch ist das Ende nicht gekommen.

Ein vergeudetes Leben, das nützlich hätte sein können?

Ihr Menschen, die ihr zu allen Zeiten für andere Menschen gestorben seid, vergebt diese Gedanken.

Es giebt ein Vermächtnis von heldenmütigen Beispielen und edlen Thaten, welches nicht zum Reichtum der Nationen gezählt wird, aber das für das Leben einer Nation unentbehrlich ist und dessen Mangel bei jedem Volke in nicht allzu langer Zeit seinen geschäftlichen Untergang herbeiführt.

Sehr süß ist der Genuß des Wohlstandes, süß ist es, die Früchte des Friedens und des Fortschrittes zu ernten, sich in Gesundheit und Glück zu sonnen in einem langen Leben auf Erden.

Aber es giebt Dinge — oh ihr Söhne des Landes, das den Namen Groß-Britannien verdient — vergeßt es nicht — deren „Gewinn" und „Nutzen" für irdisches Gut und weltlichen Vorteil nicht zu berechnen ist, Dinge wie Liebe und Ehre und die Seele des Menschen, die mit keinem Golde erkauft werden, und die mit dem Tode nicht sterben können. Und alle, die im ewigen Leben glücklich werden wollen, sollten nicht ermangeln, diese Dinge im irdischen Leben zu erwerben.

Körpergröße und Körpergewicht des Menschen.

Von

Hermann Vierordt.

So wichtig dem Einzelnen sein persönliches Verhalten beziehentlich der Körpergröße und des Körpergewichtes sein mag, so wenig verbreitet dürfte die Kenntnis allgemeiner, hier in Frage kommender Gesichtspunkte sein. Reminiszenzen aus der militärischen Dienstzeit bezeichnen oft genug neben einigen die eigene Leiblichkeit betreffenden, ganz zufälligen Daten das gesamte Wissen in dieser Materie, welches der Laie aufzuweisen hat. — Zunächst soll die Körpergröße des Erwachsenen erörtert werden. Ein allgemeines, für große Menschenkomplexe gültiges Maß, eine Art generelles Ur- und Grundmaß aufzustellen, geht hier kaum an bei den augenfälligen Unterschieden,[1]) welche die einzelnen Rassen und Nationalitäten bieten. Aber innerhalb dieser lassen sich brauchbare Mittelwerte gewinnen durch länger fortgesetzte und unter stets denselben äußeren Bedingungen angestellte (Massen-)Untersuchungen. Hierbei kommen selbstverständlich die Erhebungen beim Rekrutierungsgeschäft zunächst in Frage, die noch das brauchbarste, gleichmäßigste und ausgedehnteste Material liefern. Nur ist dabei zu beachten, daß die Zeit der Aushebung sich gewöhnlich nicht mit der Zeit des vollendeten Wachstums (23.—25. Jahr) deckt und daß die größte Körperlänge nach übereinstimmenden Angaben mehrerer Beobachter in verschiedenen Weltteilen in der Periode vom 35.—45. Jahr zu suchen ist. Für den weiblichen Körper würde sich, nach Quetelet's Vorgang, $^{15}/_{16}$ der Körpergröße des Mannes annehmen lassen.

[1]) Der Kuriosität halber seien einige mehr oder weniger verbürgte Beispiele von Extremen der Körpergröße aufgeführt. Ein Schwede in Friedrichs d. Gr. Garde war $8^1/_2$ schwed. Fuß groß = 252,3 cm, und das Skelett eines Läufers bei August dem Starken soll gar 9'3" rh. = 285 cm gemessen haben. Sorgfältig gemessen ist der 1887 gestorbene $188^3/_4$ k schwere griechische Riese Eingitsoglu, genannt Amenates, der im Spiritus noch 229 cm lang war, bei Lebzeiten also wohl 233,2 bis 233,5. Der Oberösterreicher Winkelmeier war 227,8 cm groß. Ein Zwerg, den Buffon maß, war nur 43,3 cm hoch, ein anderer (friesischer Bauer) 68,4, der „General" Tome Pouce 71 cm.

Eine aus neuerer Zeit stammende Zusammenstellung der mittleren Länge von Rekruten ergiebt:

		cm
1.	Vereinigte Staaten, Indianer .	172,5.
2.	„ „ Weiße . .	171,8.
3.	Norwegen	171,3.
4.	Schottland	170,3.
5.	Englisches Amerika	170,2.
6.	Schweden	169,9.
7.	Irland	169,5.
8.	Dänemark	169,3.
9.	Holland	169,2.
10.	Ungarn	169,1.
11.	England	169,1.
12.	Deutschland	169,0.
13.	Rußland	168,6.
14.	Schweiz	168,6.
15.	Westindien	168,4.
16.	Frankreich	168,3.
17.	Italien	167,6.
18.	Südamerika	167,3.
19.	Spanien.	166,7.
20.	Portugal	166,2.

Die Zahlen erscheinen als wirkliche Mittelzahlen verhältnismäßig hoch, wohl deswegen, weil die eigentlich Mindermäßigen nicht eingestellt und nicht mitgezählt werden. Jedenfalls ergeben andere, das Gros der Bevölkerung berücksichtigende Messungen geringere Werte; es fand Tenon für die männliche Pariser Bevölkerung 166,5 cm, Köstlin für 20jährige Württemberger mit Einrechnung der Mindermäßigen 165,1, während in den 60er Jahren, allerdings unter Abrechnung der Gemusterten unter 5′ = 143,1 cm, 166,1 ermittelt wurde. Fetzer giebt für württembergische Soldaten 167 an. Nach den angegebenen Gesichtspunkten sind manche Angaben richtig zu stellen; der von einer Anzahl von deutschen Beobachtern angegebene Wert von rund 172 cm (für den Mann) ist wohl nur für eigentlich wohlgebildete und besonders gut gebaute Individuen zu verstehen und mehr künstlerischen Bedürfnissen angepaßt.

In der oben gegebenen Zusammenstellung ist Deutschland genau in der Mitte zwischen beiden Extremen (Indianer und Portugiesen), sodann lehrt die Tabelle in der deutlichsten Weise, daß die nördlichen Völker „germanischer" Abkunft größere Körperlänge aufweisen als die romanischen.

Das Minimalmaß für Tauglichkeit zum Kriegsdienst ist in Deutschland durch die Heeresordnung von 1875 auf 157 cm festgesetzt worden. In früheren Zeiten war das Maß höher angesetzt, der Mehrbedarf an Mannschaft hat die Ansprüche

immer mehr herabgestimmt, so ist auch Frankreich, das 1818 noch 157 cm hatte, 1868 auf 155, 1872 auf 152 cm heruntergegangen.

Innerhalb der einzelnen Völker finden sich, wie allbekannt, ziemlich beträchtliche Unterschiede in der Körpergröße, für Deutschland braucht bloß daran erinnert zu werden, daß in den nördlichen Gebieten entschieden größere Körpermaße vorkommen als in den südlichen, wie z. B. für 20—23jährige Ostfriesen 169,25, für 18—24jährige Hessen-Nassauer 168,47 angegeben wird.

Auch innerhalb enger begrenzter Landgebiete lassen sich bemerkenswerte Unterschiede in der Körpergröße der Bewohner feststellen und zumeist auch ganz leidlich erklären. An einem mir naheliegenden Beispiel, dem Königreich Württemberg, dessen vortreffliche offizielle Landesbeschreibung das nötige Material an die Hand giebt, läßt sich dies illustrieren. Das im Gebiet des oberen Neckar gelegene Oberamt Rottenburg, das sich durch den geringsten Satz von Mindermäßigen auszeichnet, stellt eine Art Zentralpunkt dar, von dem aus Oberämter mit bedeutendem Größenmaß nach zwei Richtungen hin sich erstrecken, einmal nach Südwest zur Bar und badischen Grenze hin, sodann nach Ostnordost quer durch das Land bis nach Heidenheim und Neresheim, freilich nicht ohne auffallende Unterbrechungen in dem letzteren Landstrich. Eine zweite Gruppe von Oberämtern mit bedeutender Körpergröße findet sich in Oberschwaben, südlich der Donau, besonders im südostlichen Teil gegen die Algäuer Berge. Es zeigte sich, wie auch anderwärts, z. B. neuerdings wieder in Baden festgestellt ist, daß die Bewohner der Gebirgsgegenden bei gleichen ethnographischen Verhältnissen kleiner sind als die Viehzucht und Ackerbau treibenden Bewohner der Hoch- und Tiefebene; bei jenen bleibt die Entwickelung des Skeletts zurück, die unteren Extremitäten wachsen weniger, die Lebensweise, auch die Art der Arbeit (Hausindustrie) mag in Betracht kommen. Deutlich wird dies im Schwarzwald. Im badischen Amt Wolfach ist die Körpergröße bloß 162,4 cm; sobald man aus dem Schwarzwald (Württemberg) herauskommt, werden die Menschen wieder größer, dann wiederum kleiner in den waldigen Bergen von Schorndorf, Welzheim, Backnang, Gaildorf.

Nebenher mag bemerkt werden, daß (für Württemberg) in den Gegenden mit bedeutenden Körpermaßen die langschädelige oder dolichokephale Kopfform auf germanischen, speziell alemannischen Ursprung hinweist, während die Kurzköpfe, Brachykephalen, anderen Volksstämmen angehören. Im Algäu findet sich, wie erwähnt, bedeutende Körpergröße und zwar neben Dolichokephalie im Schwarzwald bei geringer Größe Brachykephalie. Eine Ausnahme davon bilden allerdings das württembergische Franken, wo bei kleinerer Bevölkerung häufiger der langgebaute Schädel anzutreffen ist, und die Gebiete zu beiden Seiten der Donau, wo bei einer Größe über dem Mittel der Schädel vorwiegend kurzgebaut ist. Auch heute noch, trotz der Verschmelzung der württembergischen Bevölkerung zu einer ziemlich gleichartigen Masse, ist demnach die Abkunft der Bewohner wieder zu erkennen, in den germanischen Teilen Alemannen und Franken, dazu römische Ansiedler, die nach der Eroberung zurückblieben, und slavisch-wendische Kriegs-

gefangene, die von den Zeiten Karls des Großen bis herab zu den Deutschordensrittern angesiedelt wurden. —

Manches Interessante bietet die Untersuchung, welchen Anteil die einzelnen Körperabschnitte an der Größe des Gesamtkörpers haben, doch liegt ein näheres Eingehen auf diese, seit den Zeiten Leonardo da Vinci's und Dürers von Künstlern und Anatomen gepflegten Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers mehr auf der Seite des spezialistisch-künstlerischen Interesses, und nur mit ein paar Worten sei der verhältnismäßig einfachen Proportionslehre gedacht, welche Schadow in seinem Büchlein „Polyclet oder von den Maßen des Menschen" niedergelegt hat. Schadow rechnet nach Kopflängen = 8" = 21 cm, nimmt z. B. die Länge eines mittelgroßen Mannes oder die der ausgebreiteten Arme = 8 Kopflängen = 166,5 cm, Brustwarzenbreite, Schlüsselbeine, halbe Schulterbreite = 1 Kopflänge, Länge des Halses und Höhe des Fußes = $^3/_8$ Kopflänge (8 cm), Länge des Fußes $^5/_4$ (26 cm), Breite desselben $^1/_2$, Länge der Hand $^7/_8$ Kopflänge u. s. w. — Im eigentlichen Greisenalter nimmt die Körpergröße durch Veränderungen namentlich auch der Wirbelsäule wiederum ab, die Verkleinerung kann bis zu 7 cm betragen.

Gegenüber den Dimensionen des Erwachsenen erscheint es besonders lehrreich, das Werden und Wachsen des Menschen von seinen frühen Anfängen an zu beobachten. Dabei mag das Leben im Mutterleib, das Auswachsen des etwa 0,1—0,3 mm großen menschlichen Eies zum ausgetragenen Kind im Zeitraum von ca. 280, meist wohl etwas weniger Tagen, als kurzer Darstellung nicht fähig, mit Stillschweigen übergangen sein, und die Betrachtung beginne beim Neugeborenen, der (in Deutschland) durchschnittlich nicht ganz 50 cm lang ist, die Knaben eine Kleinigkeit größer als die Mädchen, die Kinder der Erstgebärenden etwas kürzer als die Mehrgebärender, ein Zwilling im Durchschnitt bloß 47 $^1/_2$ cm. Gleich von Geburt an wächst der Mensch mit bemerkenswerter Energie, nach d'Espine und Picot im 1. Monat ca. 4 cm, im 2. Monat 3, im 3. 2, in den folgenden je 1,0—1,5, im 1. Jahr 19,8, im 2. 9,0, im 3. 7,3, im 4. und 5. je 6,4, in den 10 folgenden je 6,0, sodaß bei einer Anfangslänge von nicht ganz 50 cm das Ende des 15. Lebensjahres die etwas hohe Ziffer von 158—159 cm ergeben würde. Quetelet rechnet für dieses Alter bloß 151,3, Zeising 154, Kotelmann für das 15.—16. etwas über 154 cm.

Des öfteren ist der Versuch gemacht worden, das Wachstum des Menschenkörpers als Ganzes und in seinen einzelnen Teilen zum leicht formulierbaren Ausdruck zu bringen. Als verhältnismäßig einfaches Beispiel möge das „Wachstumsgesetz" Liharzik's, eines Wiener Arztes, beispielsweise für die Gesamtlänge sowie für Unterextremität und Brustumfang eines männlichen Individuums angeführt werden. Die Werte bedeuten cm. Die Zeit des abgeschlossenen Wachstums ist in das 25. Jahr verlegt.

Epochen	Ende der Epochen in Monaten	Länge des ganzen Körpers	Länge des Ober- und Unterschenkels	Umfang der Brust
Neugeborener	. . . . . .	50	18	36
1	1	$56\,^{10}/_{12}$	21	39
2	3	$63\,^{8}/_{12}$	24	42
3	6	$70\,^{6}/_{12}$	27	45
4	10	$77\,^{4}/_{12}$	30	48
5	15	$84\,^{2}/_{12}$	33	51
6	**21**	**91**	**36**	**54**
7	28	97	$39\,^{10}/_{12}$	56
8	36	103	$43\,^{8}/_{12}$	58
9	45	109	$47\,^{6}/_{12}$	60
10	55	115	$51\,^{4}/_{12}$	62
11	66	121	$55\,^{2}/_{12}$	64
12	78	127	59	66
13	91	133	$62\,^{10}/_{12}$	68
14	105	139	$66\,^{8}/_{12}$	70
15	120	145	$70\,^{6}/_{12}$	72
16	136	151	$74\,^{4}/_{12}$	74
17	153	157	$78\,^{2}/_{12}$	76
18	**171**	**163**	**82**	**78**
19	190	165	$82\,^{6}/_{12}$	$81\,^{6}/_{12}$
20	210	167	83	85
21	231	169	$83\,^{6}/_{12}$	$88\,^{6}/_{12}$
22	253	171	84	92
23	276	173	$84\,^{6}/_{12}$	$95\,^{6}/_{12}$
24	**300**	**175**	**85**	**99**

Aus der Tabelle, die von zwanzig bei Liharzik einzeln aufgeführten Positionen nur drei ganz zufällig ausgewählte enthält, geht zunächst hervor, daß im allgemeinen das Wachstum des Körpers ein ungleichmäßiges, von der Geburt ab sich fortwährend verminderndes ist, daß es aber innerhalb jeder der 3 Hauptepochen, in welche die 25 ersten Lebensjahre zerlegt sind (von der Geburt bis zu $1\,^{3}/_{4}$ Jahr, von da bis $14\,^{1}/_{4}$ Jahr, endlich bis zum vollendeten 25. Jahr), das Wachstum wieder als ein ganz gleichmäßig sich verringerndes betrachtet werden darf. Die 3 Hauptepochen nämlich bestehen wieder aus 24 (6 + 12 + 6) Unterabteilungen, „Epochen" von gleichmäßig wachsender Größe, sodaß jede einzelne 1 Monat länger als die ihr vorausgehende und 1 Monat kürzer als die nachfolgende ist. Wenn nun beispielsweise die gesamte Körperlänge vom 28.—36. Lebensmonat, also in 8 Monaten, um dasselbe absolute Maß zunimmt wie vom 120.—136., also in 16 Monaten, so ist im ersteren Fall die Wachstumsenergie wesentlich höher als im zweiten, wo der Körper in der doppelten Zeit bloß um 4,14 % der Gesamtlänge wächst gegenüber 6,2 % vom 28.—36. Monat. Die

Wachstumsenergie in beiden Zeiträumen verhält sich demnach in runder Ziffer wie 4:12 oder 1:3. — Anderes Detail, wie etwa das stärkere Wachstum der Unterextremität in der zweiten Hauptepoche, des Brustumfanges in der dritten, wird eine genauere Durchmusterung der Tabelle von selbst ergeben.

Das kindliche Wachstum ist auch nach anderen Richtungen hin vielfach untersucht worden. Hiervon mag aus neuerer Zeit eine Gesetzmäßigkeit erwähnt werden, welche sich auf periodische Schwankungen des wachsenden kindlichen Körpers innerhalb des Jahreszyklus bezieht. Malling-Hansen, Direktor und Prediger an der Kgl. Taubstummenanstalt in Kopenhagen, nimmt innerhalb eines Jahres verschiedene Wachstumsperioden an: eine Minimumperiode (August bis Ende November) mit einer täglichen durchschnittlichen Zunahme (für 72 Knaben) von 5,17 mm, eine Zwischenperiode (Ende November bis Ende März) mit 10,3 und endlich eine Maximumperiode (Ende März bis Mitte August) mit 13,01 mm. Außerdem fand er die schon länger bekannte Höhenabnahme vom Morgen bis zum Abend, welche die Anatomen durch Druck auf die Zwischenwirbelscheiben und Abflachung des Fußgewölbes erklären, bestätigt, sie betrug bei 13—16jährigen ca. 1 cm.

Das Körpergewicht zeigt womöglich noch größere individuelle Schwankungen als die Körperlänge, die Aufstellung eines Mittelwertes stößt auf ganz besondere Schwierigkeiten. Für erwachsene Männer rechnet Quetelet ein Durchschnittsgewicht von 60—70 k, für Weiber von 52—56. Nimmt man die übrigens nicht gerade zahlreichen Werte anderer Beobachter hinzu, so würde man auf Mittelwerte von 65 k für Männer, ca. 55 k für Weiber kommen, Zahlen, die auf den ersten Blick etwas klein erscheinen, immerhin aber die Bedeutung größerer Durchschnittswerte beanspruchen dürften, so wenig anwendbar sie auch für den einzelnen Fall sein mögen. Um auch das eigentlich Monströse nicht unerwähnt zu lassen, so scheint der schwerste Mann, von dem berichtet wird, ein englischer Gewürzkrämer, namens Sponer gewesen zu sein, der 1775 starb. Er wog im 57. Lebensjahre 649 engl. Pfund = 294,6 k. — Für Kleider, die häufig im Gesamtgewicht mitinbegriffen sind, müssen bei Männern $^1/_{19}$—$^1/_{18}$, bei Weibern ca. $^1/_{24}$ des Gewichts abgezogen werden.

Die großen invidiuellen Schwankungen im Körpergewicht sind, abgesehen von der Größe, die bei wohl proportioniertem Körper nach Krause auf nicht ganz 3 cm Höhenzunahme 1 k Gewichtszunahme bedingt, wie bekannt abhängig von Knochen- und Muskelbau, sowie von dem mehr oder minder großen Fettpolster. — Das Gewicht des Neugeborenen überhaupt beträgt in Mitteleuropa rund $6^1/_2$ Pfd. die Knaben mit 3333 g sind durchschnittlich schwerer als die Mädchen, die bloß 3200 wiegen, die Kinder Erstgebärender ca. 190 g leichter als die Mehrgebärender, ein Zwilling durchschnittlich meist bloß 5 Pfund. Die Notiz eines norddeutschen Arztes, der im Jahre 1878 einen während der Geburt gestorbenen Knaben von $16^1/_2$ (!) Zollpfund (bei $62^1/_2$ cm Länge) — also Durchschnittsgewicht von etwa dem 10. Lebensmonat und Körperlänge des 4.—5. Monats — beobachtet haben will, klingt kaum glaublich.

Schon seit längerer Zeit ist die auffällige Thatsache bekannt, daß der neugeborene Mensch in den ersten Lebenstagen wieder an Gewicht einbüßt, etwa so, daß am ersten, weniger am zweiten Tag, eine nahezu 200 g betragende Abnahme stattfindet, die in den nächsten acht Tagen allmählich wieder ausgeglichen wird. Um den zehnten Tag herum ist das Geburtsgewicht, das um mehr als 5% zurückgegangen war, wieder erreicht. Diese Abnahme muß wegen ihrer Regelmäßigkeit als ein physiologischer, auf normalen Ursachen beruhender Vorgang aufgefaßt werden. Das geringe Nahrungsbedürfnis des Neugeborenen, auch die wohl noch nicht voll entwickelte Fähigkeit für Verarbeitung und Auffaugung der Nahrungsstoffe erklären vielleicht in der Hauptsache die Gewichtsabnahme, jedenfalls genügen dazu nicht die ziemlich genau gekannten Ausgaben durch Kindspech, Harn und Hautatmung. —

Von der Mitte der zweiten Lebenswoche an nimmt das Kind stetig an Gewicht zu, so daß es (nach Fleischmanns abgerundeten Mittelzahlen) täglich schwerer wird

im 1.	Monat	um	30 g
2.	„	„	27 „
3.	„	„	25 „
6.	„	„	15 „
9.	„	„	11 „
12.	„	„	7 „

am Ende des 1. Jahres ist das Kind rund $2^3/_4$ mal so schwer als bei der Geburt. — Quetelet giebt für das weitere Wachstum beim männlichen Geschlecht folgende Werte:

Neugeborener		3,1	k
0—1	Jahr	9	„
2	Jahre	11	„
3	„	12,5	„
4	„	14	„
5	„	15,9	„
10	„	25,2	„
15	„	41,2	„
20	„	59,5	„
25	„	66,2	„
30	„	66,1	„

Zur vorstehenden Tabelle ist nur zu bemerken, daß die Mädchen, so wie sie in der Hauptschulzeit nach Landsberger um ca $^1/_2$ cm per Jahr stärker wachsen sollen als die Knaben, vom 13.—15. Jahr nach englischen und amerikanischen Erhebungen schwerer sind, in Boston z. B. um 1700 g.

Im Greisenalter tritt gegenüber dem Maximum des Gewichts im 30.—40. Jahr wieder eine Abnahme ein, die nach Quetelet im 80. und 90. Jahr nahe an 9 k beträgt. —

Der schon erwähnte Malling-Hansen findet wie beim Längenwachstum so auch in den Gewichtsverhältnissen des (wachsenden) Körpers periodische Schwankungen innerhalb des Jahresverlaufs und stellt auch hier drei Perioden auf: eine Minimumperiode, von Mitte April bis Ende Juli, und eine je $4^1/_2$ monatliche Maximal- und Mittelperiode, erstere vom August bis Mitte Dezember, letztere von da bis Mitte April. In der Maximalperiode ist die tägliche Gewichtsentwickelung viermal so groß als in der Mittelperiode und betrug bei 9—15jährigen Knaben pro Tag durchschnittlich $20^1/_2$ g. Vergleicht man dies mit dem Höhenwachstum, so fällt dessen Maximum (s. o.) vor das der Dickenzunahme, und wie bei den Bäumen soll ein gewisser Antagonismus zwischen Höhen- und Dickenwachstum obwalten. Bei den periodischen Schwankungen im Gewicht will der genannte Beobachter eine, nicht nur in seiner eigenen Anstalt, sondern auch in dem 1 km entfernten kgl. Pflegehaus sich bewahrheitende, merkwürdige Übereinstimmung mit der atmosphärischen Wärme gefunden haben. Wenigstens ergaben eine solche die (addierten) Temperaturkurven von 7 über die ganze Erde zerstreuten Örtlichkeiten in Europa, Südamerika, Britisch Ostindien und Afrika. Aber nicht die Temperatur als solche, sondern eine an die Sonne geknüpfte „Wachstumsenergie“ soll die doch etwas gesuchte Erklärung für dieses eigentümliche Verhalten abgeben. Sogar praktische Winke werden aus diesen periodischen Schwankungen abgeleitet, indem, wer dicker oder dünner werden will, eine bestimmte Zeit zur Kur wählen soll; die Sommerferien sollten möglichst in die Maximalperiode fallen, von Ende Juni bis Anfang September.

Das Gewicht einzelner Abteilungen des Körpers möge ihrem Gewicht nach aufgeführt sein nach den Angaben von E. Harleß für einen muskelkräftigen Mann von 64 k. Danach würde eine ganze obere Extremität 3,77, eine ganze untere 11,14, eine Hand 0,54, der Kopf 4,56, der Rumpf 29,6 k schwer sein. Für ein frisches Skelett eines kräftigen Mannes wurde beispielsweise 9,8 k gefunden, doch meist weniger angegeben. Das nicht geringe Interesse, welche das Gewicht der einzelnen Körperorgane bietet, würde an sich eine eingehendere Behandlung dieses Gegenstandes rechtfertigen, doch sei statt vieles nur eine Tabelle mitgeteilt, in welcher das absolute und das auf das Körpergewicht bezogene (relative) Gewicht der meisten Körperorgane verzeichnet ist.

	Absolutes Gewicht in g									
	Hoden	Muskeln	Bauchspeicheldrüse	Skelett	Lungen	Magen und Darm.	Milz	Leber	Eierstöcke	Herz
Neugeborener	0,8	625	3,2	445	58	68	11,1	118	1,3	24
Erwachsener	48	29880	90	11560	1172	1364	201	1612	17	304
also Zunahme beim Erwachsenen, wenn der Neugeborene = 1 gesetzt wird	60	48	28	26	20	20	18	13,6	13	12,5
	% des Gesamt-Körpergewichts									
Neugeborener	0,037	23,4	0,12	16,7	2,16	2,53	0,41	4,39	0,05	0,89
Erwachsener	0,08	43,09	0,15	15,35	2,01	2,34	0,346	2,77	0,29	0,52

	Absolutes Gewicht in g								
	Nieren	Haut	Speicheldrüsen	Rückenmark	Schilddrüse	Gehirn	Augen	Nebennieren	Thymusdrüse
Neugeborener	23,6	337	6,5	5,5	6,5	385	7,5	8,5	9,4
Erwachsener	281	4011	70	39	29,1	1397	13	8	5
also Zunahme beim Erwachsenen, wenn der Neugeborene=1 gesetzt wird	12	12	10,7	7	4,5	3,7	1,7	0,9	ca. $^1/_2$
	% des Gesamt-Körpergewichts								
Neugeborener	0,88	11,3	0,24	0,20	0,24	14,34	0,28	0,31	0,54
Erwachsener	0,48	6,3	0,12	0,067	0,05	2,37	0,023	0,014	0,0086

Wenn die Zunahme des Gesamtkörpers des Erwachsenen dem des Neugeborenen gegenüber das 19—20 fache beträgt, so giebt es dennoch nur wenige Organe und Organsysteme, die ungefähr im gleichen Verhältnis an Gewicht zunehmen wie der Gesamtkörper. Die meisten wachsen viel weniger, ein Organ, die Thymus, (das „Bröschen") erfährt sogar eine Verkleinerung, selbst bis auf die Hälfte, die Nebennieren wachsen so gut wie nicht mehr, Augen, Gehirn und Rückenmark nur wenig. Verhältnismäßig sehr stark wächst die Muskulatur, um das 48 fache, und am stärksten die Hoden (60 fach). —

Bezüglich des Gewichts der Einzelorgane, sei einzig des Gehirns kurze Erwähnung gethan, das im Mittel aus 23 (europäischen) Beobachtern für 20 bis 28jährige Männer zu 1358, für Weiber zu 1235 g sich ergiebt. Demnach ist das männliche Gehirn um 10% schwerer als das weibliche. Dagegen ist das Verhältnis Hirngewicht : Körpergewicht beim Mann 1 : 46—50, beim Weib 1 : 44—48, also günstiger, wenn überhaupt derartigen Werten eine Bedeutung zugemessen werden soll. —

Bei der Bemessung des Körpergewichts darf übrigens die bekannte Thatsache nicht außer acht gelassen werden, daß der menschliche Körper zum größeren Teil aus Wasser besteht, welches freilich bei den einzelnen Organen in verschiedener Menge vertreten ist. Fett und Knochen, letztere mit c. 25% Wasser, sind noch die wenigst wasserreichen Gebilde. Man kann den Wassergehalt des gesunden (Gesamt-) Körpers mit Moleschott auf 68% veranschlagen, bei Säugetieren ist 68 bis 71% gefunden worden. Der Embryo ist sehr viel wasserreicher, 97%, auch der Neugeborene besteht aus nahe $^3/_4$ seines Gewichts aus Wasser, wie denn auch bei ihm namentlich Muskulatur, Gehirn und Leber merkbar wasserreicher sind als beim Erwachsenen. Deshalb ist beim Neugeborenen und Säugling die relative Wasserzufuhr größer, c. $3^1/_2$ mal so groß als beim Erwachsenen, wobei allerdings für den letzteren die mittlere Wasserzufuhr in Speisen und Getränken auf den mäßigen Betrag von ca. 2800 g geschätzt ist. Rechnet man vom Gesamtkörper das Skelettgewicht ab und von den noch verbleibenden, verhältnismäßig wasserreichen (70—80%) Weichteilen das Wasser, so reduziert sich das Trockengewicht der eigentlich funktionierenden und das Leben unterhaltenden Substanz bei einem Manne

von 65 k Gewicht auf c. 15 k. Über das spezifische (auf gleiches Volumen Wasser bezogene) Gewicht des menschlichen Körpers liegen verschiedene Angaben, auch aus früherer Zeit, vor, die aber in ihren Werten bald zu hoch, bald zu niedrig erscheinen. Am meisten Vertrauen verdienen neuere Angaben von Meets, welcher im Mittel fand bei Männern von 16—45 Jahren: nach stärkster Ausatmung 1,02802, nach tiefster Einatmung 0,96702, bei Kindern von $6^2/_3$—$13^1/_8$ Jahren, denen die Atmungsstellung überlassen werden mußte, 1,01241. Der gewöhnliche Mensch schwimmt also, falls er nicht übermäßig tief einatmet und den Brustkorb stark mit Luft füllt, von selbst, ohne Schwimmbewegungen, nicht im Wasser. Daß namentlich auch die Rückenlage, welche eine leichte Füllung des Brustkorbes erlaubt und den schweren Kopf (s. o.) teilweise ins Wasser tauchen läßt, das Schwimmen erleichtert, leuchtet ein. Ausnahmsweise können sehr fette, also im Verhältnis zum Volumen leichte Menschen, von Natur schwimmen, d. h. sie sinken im Wasser nicht unter, auch ohne Schwimmbewegungen. Solches wird berichtet von einem Neapolitaner Paolo Muccia (1767), der 300 Pfund wog und 30 Pfund weniger als ein gleich großes Wasservolumen.

Das Volumen des Körpers wird auf 57000 bis 60000 cm^3 angegeben, bei geringem Gewicht soll es noch nicht ganz $^1/_{20}$ m^3 betragen. Auf 1 m^3 wären 18—19 Kadaver von 64 k Gewicht zu rechnen.

Die Frage nach der Oberflächenausdehnung des Körpers hat wegen der Auswertung des auf dem Menschen lastenden Luftdruckes eine gewisse Popularität erlangt. Man darf, entgegen früheren Angaben, die gesamte Körperoberfläche eines wohlproportionierten männlichen Erwachsenen auf rund $1^3/_4$ m^2 anschlagen, wobei zu bemerken ist, daß die oberen Gliedmaßen samt dem oberen Rumpfteil (nach oben vom Schwertfortsatz des Brustbeins) aber ohne Kopf und Hals, $^1/_3$ der Gesamtoberfläche[1]) ausmachen, ein Verhalten, das für alle Lebensalter gilt. Die Kenntnis der Oberfläche der einzelnen Körperabteilungen, auf die freilich im einzelnen hier nicht eingegangen werden kann, ist nicht ohne praktisches Interesse. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei Verbrennungen, auch leichten Grades, ein Mensch so ziemlich als verloren zu betrachten ist, wenn $^2/_3$ der Körperfläche, im ganzen gleich an welchen Körperstellen, von der Verbrennnng betroffen sind. Es ließen sich also im gegebenen Fall aus der Berechnung des verbrannten, resp. noch unverletzten Hautareals leidlich sichere Anhaltspunkte für Beurteilung der Schwere der Erkrankung gewinnen. Bemerkenswert ist das Verhältnis der Körperoberfläche zum Körpergewicht in den verschiedenen Lebensaltern. Während der Neugeborene auf je 1 k Gewicht 812 cm Oberfläche zeigt, hat der 10jährige, bei ungefähr 8 fachem Gewicht, nur 412 cm, der Erwachsene mit dem 20 fachen Gewicht nur 301 cm (also $^3/_8$ von dem des Neugeborenen) pro 1 k. Hierbei darf an die Thatsache erinnert

[1]) Aus dem Körpergewicht läßt sich die Körperoberfläche mit genügender Genauigkeit berechnen nach der Formel: $12{,}312 \times \sqrt[\frac{3}{2}]{G}$, wo G das Gewicht in g bedeutet. Bei Kindern ist 11,97 statt 12,312 zu setzen. Für die Rechnung bequemer dürfte $G^{0,6666}$.... statt des Wurzel-Ausdrucks sei.

werden, daß die Wärmebildung resp. Wärmeabgabe durch die Haut nicht etwa im Verhältnis zum Körpergewicht, sondern zur Körperoberfläche, also viel langsamer wächst. — Während nach Berechnungen von Helmholtz ein Mensch von 10 k Gewicht (also von 1 Jahr und etwas darüber) in 24 Stunden 672 Wärmeeinheiten[1]) liefert, produziert ein solcher mit dem 3 fachen Gewicht 1398, also etwas über das Doppelte, der mit 5 fachem und 8 fachem Gewicht 1965 und 2688 Wärmeeinheiten, d. h. nicht ganz die 3 fache, resp. die 4 fache Wärmemenge. Für die angegebenen Gewichte von 30, 50, 80 k stellen, wie die direkte Messung ergeben hat, die zugehörigen Oberflächenwerte in der That ziemlich genau das Doppelte, 3 fache und 4 fache der bei 10 k Gewicht gefundenen Oberfläche dar. Aus alle dem fließt der allgemein giltige Satz, daß die Wärmeabgabe eines Individuums verhältnismäßig um so größer ausfällt, je kleiner und jünger dasselbe ist.

Zum Schlusse noch einige Worte über den auf der Oberfläche des Menschen lastenden Luftdruck. Er würde für den Erwachsenen an der Meeresküste (760 mm Druck), bei $1^3/_4$ m Oberfläche rund 18000 k betragen, in einer Höhe über Meer von 500 m 16910, bei 1000 m 1586, bei 2000 m 13950, bei 3000 m 12260 k u. s. w. Falls die von Glaisher 1862 im Luftballon erreichte Höhe von angeblich 11000 m (= $^1/_8$—$^1/_7$ der Höhe der ganzen Erdatmosphäre) richtig beobachtet ist, so müßte in solcher Höhe nur noch ein Druck von 4520 k (= $^2/_5$ des an der Meeresküste herrschenden) bestanden und die Luft selbst einen Verdünnungsgrad besessen haben, in welchem das Leben, nach bisherigen Erfahrungen, vielleicht gar nicht mehr möglich ist, jedenfalls als im allerhöchsten Grade gefährdet erscheinen muß.

Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft.[2])

Briefe

von

Ludwig Büchner.

Verehrte Freundin!

Sie schreiben mir, daß Ihre, wie Sie glaubten, längst erstickten Zweifel über das künftige Leben und die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode wieder von neuem angeregt worden seien durch die Lektüre einiger den wichtigen Gegenstand nicht von theologischen, sondern von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus behandelnden Schriften, und bitten mich um mein Urteil darüber. So gern ich Ihnen nun, wie Sie wissen, gefällig bin oder sein möchte, so muß

[1]) Es sind sog. große Kalorien (Kilokalorien) gemeint. 1 Kalorie = der Wärmemenge, welche 1 k Wasser um 1° C höher zu erwärmen vermag.

[2]) Als Probe aus einer demnächst bei Max Spohr in Leipzig erscheinenden Schrift des Verfassers.

ich Ihnen doch gestehen, daß es mich einige Überwindung kostet, nochmals über ein so oft abgehandeltes Thema zu schreiben, welches mehr in das Gebiet des religiösen Glaubens als in dasjenige der Wissenschaft zu gehören scheint. Noch niemals ist irgend eine sichere wissenschaftliche Beobachtung bekannt geworden, welche darauf schließen ließe, daß die Seele eines gestorbenen Individuums nach dem Tode ihre Existenz fortgesetzt hätte, und alle darüber kursierenden Erzählungen haben sich bei genauerer Untersuchung als auf Täuschung oder Erfindung beruhend herausgestellt. Nichtsdestoweniger wollen die Bestrebungen, dem religiösen Glauben an die Fortdauer des Individuums (welchem Glauben als solchem seine volle Berechtigung nicht abgesprochen werden soll) eine wissenschaftliche Grundlage zu bereiten, kein Ende nehmen und werden wahrscheinlich, wenn auch in jedesmal veränderter Form, immer von Zeit zu Zeit wiederkehren. Das Verlangen oder der Wunsch des Menschen, namentlich des gebildeten, hinter das furchtbare Geheimnis des Todes zu blicken, ist ein so natürliches und mächtiges, daß es immer wieder Befriedigung suchen wird. Haben doch große Philosophen den Tod die Ursache aller Philosophie genannt, und zwar, wie mir scheint, mit vollem Rechte! Denn ohne die Gewißheit des Todes würde alles, was wir über die höchsten Dinge zu wissen streben, nur unnützes Kopfzerbrechen sein, und alle Religionen, sowie alle philosophischen Systeme (mit Ausnahme weniger) müssen, wie Schopenhauer bemerkt, gewissermaßen als ein Gegengift gegen jene Gewißheit des Todes angesehen werden. Daher die große Todesverachtung der Inder, welche den einzelnen Menschen nur als eine vorübergehende Erscheinung eines ewigen und unvergänglichen Urwesens ansehen!

Ich gebe Ihnen, verehrte Freundin, ohne Einschränkung zu, daß der Gedanke an ewige Vernichtung im Tode etwas unendlich Abschreckendes oder Wehmütiges für den einzelnen Menschen hat, namentlich für den gebildeten Menschen, welcher in der Regel eine ganz andere Vorstellung oder Empfindung von dem Werte des Lebens besitzt als der Ungebildete. Wozu, so fragen wir uns mit Recht, dieses ganze Dasein, diese innige Verknüpfung unserer Persönlichkeit mit Vergangenheit und Gegenwart, wenn uns die Zukunft nur als ewige Nacht erscheint, und wenn wir im Tode für immer von allem Abschied nehmen müssen, was uns jemals lieb und teuer war? Wozu diese Erweckung eines persönlichen Bewußtseins aus dem allgemeinen Schoß der Natur, wenn dasselbe keine andere Bestimmung hat, als nach einem kurzen Wechselspiel wieder in den ursprünglichen Zustand der Zerstreutheit zurückzusinken, ähnlich dem auf- und niedersinkenden Spiel der Meereswellen? Und wo bleibt das Prinzip der ewigen Gerechtigkeit gegenüber jenen grenzenlosen Ungerechtigkeiten des irdischen Daseins, wenn dieselben nicht eine Ausgleichung in einem jenseitigen Dasein zu finden bestimmt sind? Sollen all' das namenlose Elend, der Jammer, die Schmerzen, die Leiden, die Enttäuschungen, das Unglück, welche für die große Mehrzahl der Menschen mit diesem Leben verbunden sind, ungesühnt und ungerächt bleiben? Sollen wir, indem wir in das Grab sinken, uns sagen müssen, daß alles dieses umsonst erduldet und erlitten war, und daß kein Wort der Liebe, kein Trost von oben die düsteren Zweifel unserer Brust je-

mals zerstreuen oder erhellen wird? Dazu kommt, daß wir Menschen überall von zahllosen unlösbaren Rätseln der Welt und des Lebens umgeben sind, an deren Aufhellung so viele der besten Geister die besten Kräfte ihres Lebens verzehren und verzehrt haben, und für welche es keine andere Lösung giebt als diejenige, welche ein künftiges Leben gewähren kann. Sollen nun alle jene Anstrengungen vergebliche oder aussichtslose sein oder gewesen sein, und soll die Menschheit dazu verdammt sein, ewig im Dunkeln zu tappen und niemals von einem Strahl jenes ewigen Lichtes, vor welchem alles klar ist oder klar sein muß, beschienen zu werden? Kann es endlich möglich oder denkbar sein, daß alle jene innigen, beseligenden Bande der Liebe, der Freundschaft, der Verwandtschaft, welche die Menschen unter einander verbinden, und welche durch jene Gefühle hervorgerufen worden sind, die die Natur selbst in unsere Brust gelegt hat, durch den Tod mit einemmal und für immer zerschnitten werden? Sollen wir jede Hoffnung auf ein Wiedersehen der geliebten Toten, auf eine selige Wiedervereinigung mit ihnen fahren lassen und uns damit trösten, daß der Staub, aus dem sie geboren wurden, wieder zu demselben Staub geworden ist, aus dem sich neue und andere Wesen oder Leiber bilden, und so fort in das Unendliche? Was soll das für eine Welt sein, welche nichts kennt als einen ewigen, monotonen Kreislauf von Geschlechtern zu Geschlechtern, von Welten zu Welten, und welche in letzter Linie nichts weiter wäre als ein ewiges, trostloses, in sich selbst wiederkäuendes Einerlei endloser Verwandlungen ohne Ziel, ohne Bestimmung, ohne Zweck, ohne Anfang oder Ende? Wahrlich — so werden die Gegner sagen — einer solchen öden Weltanschauung, mag sie auch noch so sehr auf die menschliche Wissenschaft pochen, welche ja doch nur Stückwerk ist, ist selbst der blindeste Köhlerglauben vorzuziehen. Auch das menschliche Herz hat seine Rechte ebenso wie der Verstand; und dieses Herz verlangt eine andere Befriedigung als diejenige, welche ihm die kalten Lehren der materialistisch gesinnten Naturforscher oder der atheistischen Philosophen zu liefern im stande sind. Diese Befriedigung ist aber nicht zu erreichen ohne den Glauben an ein künftiges Leben, an eine ausgleichende Gerechtigkeit, an eine Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten, an eine Entschädigung für die vielen Leiden und Schmerzen der Erde durch himmlische Freuden und Seligkeiten.

Sie sehen, verehrte Freundin, daß ich durchaus nicht zu denjenigen gehöre, welche das Gewicht der moralischen Gründe, die für ein künftiges Leben sprechen, zu leugnen oder abzuschwächen versuchen. Ich habe ein volles Verständnis für jenes Gefühl tiefer Sehnsucht nach einem Besseren und Höheren, als die Erde uns zu bieten vermag, welches in den Herzen so vieler Menschen lebt, und würde mich freuen, wenn ich wissenschaftliche Gründe zu entdecken im stande wäre, welche den Glauben an ein künftiges Leben zu stützen vermöchten. Leider ist mir dieses selbst bei dem besten Willen unmöglich; im Gegenteil scheint es mir, daß die menschliche Wissenschaft und Erkenntnis der Natur mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts thut, sich weiter von jenem Glauben, sowie von dem Glauben an über- oder außernatürliches überhaupt entfernt. Indessen bemerke ich soeben, daß ich das Wort „leider“ vielleicht nur mit Unrecht gebraucht habe. Denn welcher

Vernünftige könnte im Ernste wünschen, ewig zu leben oder ewig leben zu müssen? Ein solcher Gedanke ist in Wirklichkeit weit abschreckender oder gräßlicher als derjenige an ewige Vernichtung; und seine ganze Furchtbarkeit hat der richtige Instinkt der Volksseele längst in der bekannten Mythe von dem nichtsterbenkönnenden Ahasverus ausgedrückt, dessen schwere Sünde durch die entsetzlichste aller denkbaren Strafen gesühnt werden sollte. Ein ewiges Leben verlangen heißt, wie Galilei sagt, Versteinerung verlangen. Ein Zustand ewiger, durch nichts getrübter Seligkeit und ewiger Anbetung Gottes, wie ihn der fromme christliche Glaube verlangt oder annimmt, wäre für ein fühlendes und denkendes Wesen kaum für einige Wochen, geschweige denn für eine Ewigkeit zu ertragen, und demselben wäre das elendeste Leben voll Mühe und Sorgen vorzuziehen. Bekanntlich besteht die einzige und wahre Würze des Lebens in der Arbeit und in der durch Arbeit gewonnenen Zufriedenheit mit sich selbst und mit der Umgebung. Welche Arbeit soll nun aber dem in den Himmel Versetzten vorbehalten sein? Soll er mechanische Arbeit verrichten, oder soll er an seiner geistigen Weiterbildung arbeiten, oder soll er sich damit begnügen, ewig in der Anbetung Gottes zu leben? — Nimmt man aber, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, an, daß auch das künftige Leben seine Leiden und Freuden, seine Arbeit und Sorgen, seine Geheimnisse und Zweifel, sein Ringen und Streben haben werde wie das gegenwärtige, wenn auch in einem höheren und besseren Maßstabe, so stehen wir nur vor einer Wiederholung des alten Rätsels, dessen Lösung uns ebensowenig gelingen kann wie die des vorliegenden. Da aber auch dieses neue Leben, ohne zur unerträglichen Qual zu werden, irgendwie und irgendwo einmal ein Ende haben müßte, so ist im Grunde wenig oder nichts gewonnen, und das unvermeidliche Schicksal des Sterbens ist nur um eine oder einige Zeitspannen hinausgerückt, während der Gedanke an ein ewiges Leben, an das Nichtsterbenkönnen nichts an seiner Furchtbarkeit eingebüßt hat.

Diese Furchtbarkeit oder die Angst vor den Qualen der sogenannten Wiedergeburt, welche in den alten indischen Glaubenskreisen eine so große Rolle spielte, ist es ja auch gewesen, welche den großen indischen Religionsstifter Buddha veranlaßte, seine berühmte Nirwana-Lehre aufzustellen, welche die Rückkehr des Menschen in den Urzustand absoluter Ruhe und Erlösung von den Übeln des Daseins und von den Gefahren der mit Erneuerung des alten Elends verbundenen Wiedergeburt als das höchste zu erreichende Ziel hinstellt. Nur die Erbärmlichkeit und Gedankenlosigkeit der Menschen selbst, welche den großen Grundgedanken des indischen Weisen nicht zu erfassen vermochten, und die Vermischung der reinen Lehre mit brahmanistischen und christlichen Vorstellungen konnten es veranlassen, daß jener Gedanke mit der Zeit in sein Gegenteil verkehrt, und daß das Nirwana in ein Paradies, voll mit Wundern und Heiligen, umgewandelt wurde, ähnlich dem christlichen Himmel. Eine Wiederbelebung der reinen buddhistischen Lehre an der Hand der wissenschaftlichen Erkenntnisse der Neuzeit dürfte allen denjenigen zu empfehlen sein, welche unter den beiden Schrecken, zwischen denen das

Schicksal des Menschen gewissermaßen eingekeilt ist — ewiges Leben oder ewiges Sterben — sich für das letztere entscheiden.

Man lege sich doch auch einmal die Frage vor, von welchen Motiven oder Empfindungen die Tausende jener Unglücklichen, welche jährlich Hand an ihr eigenes Leben legen, geleitet werden? Sind sie nicht, oder wenigstens die meisten unter ihnen, fest überzeugt, daß sie damit dem unerträglichen Zustande des Daseins ein definitives und dauerndes Ende bereiten? Ein fester Glaube an eine Fortsetzung dieses Daseins, an ein sofort beginnendes Jenseits, in welchem sie einem lohnenden und strafenden Richter gegenüber stehen, wie die Theologen es darzustellen lieben, müßte beinahe jeden Selbstmord unmöglich machen.

Was die von Ihnen, verehrte Freundin, so stark betonte Furchtbarkeit des Gedankens an das Sterben oder an die ewige Vernichtung der Persönlichkeit betrifft, so werden Sie mir zugeben müssen, daß diese Furchtbarkeit, bei Licht betrachtet, nur in der Einbildung oder in dem Gedanken daran beruht, während der wirkliche oder einmal eingetretene Tod absolute Schmerz- und Empfindungslosigkeit bedeutet. Vernichtung ist daher an sich kein Übel, sondern nur der Gedanke daran oder die Vorstellung, welche sich jeder Einzelne während des Lebens über seinen Zustand nach dem Tode macht. Jeden Abend unsers noch so langen Lebens sehnen wir uns mit der ganzen Kraft unseres Herzens nach dem Eintritt eines körperlichen und seelischen Zustandes, welcher als Vorbild oder als Zwillingsbruder des Todes angesehen zu werden pflegt, oder nach der unentbehrlichen Erquickung des Schlafes, ohne daß uns Schrecken vor dieser Aufhebung des Bewußtseins oder vor der zeitweisen Vernichtung unseres geistigen Selbst ergreift. Und doch wissen wir im Moment des Einschlafens nicht, ob nicht der eingetretene Schlaf ein ewiger sein, oder ob uns nicht während des Schlafes der wirkliche Tod überraschen werde. Warum sollen wir uns also vor dem Eintritt eines Zustandes fürchten, welcher sich in keiner anderen Weise von dem wohlthätigen Schlaf unterscheidet als dadurch, daß das Erwachen und damit die Rückkehr zu dem gewohnten Dasein ausbleibt? Ein solcher Zustand der Bewußtlosigkeit könnte ebensowohl eine Million Jahre oder eine Ewigkeit dauern wie einige Stunden, ohne daß wir uns dessen bewußt werden würden. Vollkommen klar war dieses Verhältnis bereits dem großen Menschen- und Seelenkenner Shakespeare, welcher in „Maß für Maß" den zum Tode verurteilten und in Todesfurcht zitternden Claudio mit den Worten trösten läßt:

— — „Dein bestes Ruhn ist Schlaf!
Den rufst du oft und zitterst vor dem Tod,
Der doch nichts weiter!" — — —

Und schon Sokrates sagt bei Plato (Apologia Socratis), daß der Tod, selbst wenn er uns auf immer das Bewußtsein rauben würde, ein wundervoller Gewinn sein würde, da ein tiefer, traumloser Schlaf jedem Tag auch des beglücktesten Lebens vorzuziehen sei, — ein Ausspruch, dem sich zahllose ähnliche aus den klassischen Schriftstellern an die Seite setzen ließen.

In der That haben wir im tiefen, traumlosen Schlafe ebensowenig eine Empfindung oder Ahnung der an uns vorüberfliegenden Stunden, wie wir im Tode

eine solche der Ewigkeit haben können oder werden, und somit ist der Tod nichts weiter als ein verlängerter oder endloser Schlaf. Und wie der erquickende Schlaf der naturgemäße Abschluß eines bewegten oder arbeitsamen Tages ist, so ist der Tod der naturgemäße Abschluß eines bewegten und arbeitsamen Lebens. Ein Mensch, welcher bei Arbeit und Ermüdung längere Zeit des Schlafes entbehrt oder entbehrt hat, hat nur noch einen einzigen Gedanken oder Wunsch, ein einziges Bedürfnis, hinter welchem alles Andere, was ihm sonst am meisten als begehrenswert erschien, zurücktritt — es ist das Verlangen nach Ruhe und nach Selbstvergessenheit im Schlaf. Dasselbe gilt von dem mit Krankheit oder mit Schmerzen Geplagten, welcher ebenfalls als besten Tröster oder Helfer immer nur den Schlaf herbeisehnt. Und warum sollte es mit Leben und Tod anders sein? Warum soll derjenige, welcher, am Schlusse seines ermüdenden Lebenswerkes angelangt, nur nach Ruhe oder Befreiung von Arbeit und Sorgen verlangt, oder derjenige, welcher von unerträglichen körperlichen oder seelischen Leiden geplagt ist, nicht den Tod oder das buddhistische Nirwana als endliche Erlösung herbeisehnen? Warum soll er sich nicht, wie Buddha, vor den Qualen der Wiedergeburt oder der Metempsychose fürchten, welche ihm im besten Falle nur eine Wiederholung der alten Leiden des Daseins, wenn auch vielleicht in einer verbesserten Form oder Auflage, in Aussicht stellt?

Der Gedanke, daß er in Zukunft nicht mehr da sein werde, und daß die ganze weitere Welt- und Menschheits-Entwickelung vor sich gehen werde, ohne daß er selbst Zuschauer oder Teilnehmer bleibt, kann den sterbenden Weisen ebensowenig quälen oder beunruhigen, wie ihn der Gedanke beunruhigt, daß er während einer endlosen Vergangenheit nicht da war. Hat sich jemals ein Mensch Sorgen oder Kummer darüber gemacht, daß er nicht dabei war, als die Griechen Troja belagerten, oder als Alexander der Große den Erdkreis unterjochte, oder darüber, daß er nicht sehen konnte, wie sich unsere Erde vor so vielen Millionen von Jahren als gesonderter Weltkörper aus dem kreisenden Urweltnebel losgerungen hat? Ebensowenig kann es uns bekümmern, daß wir nicht da sein werden, wenn künftige Ereignisse Welt und Menschen aufregen werden, oder daß keines Menschen Auge es sehen wird, wie sich unser irdischer Wohnplatz, die Erde, dermaleinst wieder in dem Chaos der Ur-Elemente, aus dem sie geboren worden, auflösen, und wie damit alles Große, was die Menschen jemals auf Erden geschaffen, wieder in die Nacht ewiger Vergessenheit versinken wird. Dieselbe Betrachtung leitete den geistvollen Römer Lukrezius Carus, als er die schönen Verse dichtete:

„Wie es dereinst gleichgültig uns ließ, als zum Kampfe Karthagos
Heere sich drängten heran und der Erdkreis bebte vom Kriegslärm —
So wird, wenn wir dahin, wenn der Geist und Körper zerfallen,
Draus wir bestehen, uns nichts anfechten, und sollte die Erde
Sich mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel selber verbinden.“

Glücklich darf man den großen Freidenker preisen, daß er nicht sehen oder erleben durfte, wie trotz seiner herrlichen und eindringlichen Worte nur wenige Jahrhunderte nach seinem Tode die Welt in nie gesehener Weise für ein Jahr-

tausend und länger in die Bande des finstersten Wahn- und Aberglaubens geschlagen wurde!

Noch kürzer und bezeichnender als Lukrezius Carus hatte schon dreihundert Jahre vor ihm sein großer Meister Epikur denselben Gedanken in dem scharfsinnigen Wort ausgedrückt: „Der Tod geht uns nichts an, denn wo wir sind, da ist der Tod nicht; und wo der Tod ist, da sind wir nicht.“

Nichts kann wahrer und zugleich beruhigender sein. Denn da das Wesen des individuellen Todes in dem Verlust des Bewußtseins beruht, so giebt es ohne dieses Bewußtsein auch keine Empfindung des Todes oder Gestorbenseins; und das Schreckliche der trotzdem so sehr verbreiteten Todesfurcht liegt nicht in dem alle Schmerzempfindung aufhebenden Tode selbst, sondern allein in dem, so lange das Bewußtsein besteht, gehegten Gedanken daran. Daher bezüglich der Todesfurcht diejenigen Menschen die glücklichsten zu nennen sind, welchen ein bewegtes und thatenreiches Leben gar keine Zeit oder Muße läßt, an das Sterben zu denken, und welche demselben in ganz unvorbereiteter oder unbewußter Weise entgegengehen; oder auch solche, welche aus Mangel an Bildung und Nachdenken über sich selbst sich nie ernstlich mit dem Gedanken des Sterbens beschäftigen oder beschäftigt haben. Wer dabei einwenden wollte, daß der Tod, wenn er plötzlich und unvorbereitet eintritt, alsdann um so schrecklicher sein müsse, vergißt ganz jene bekannte und wohlthätige Einrichtung der Natur, welche — auch abgesehen von den soeben erörterten Betrachtungen — die Todesfurcht an und für sich als eine höchst thörichte und unbegründete erscheinen läßt. Wenn die Mehrzahl der Menschen wüßte, wie viel leichter in der Regel das Sterben ist, als sie sich vorzustellen pflegen, und wie die Menschen aus dem Leben gehen, ohne ein Bewußtsein oder eine Empfindung davon zu haben, so würde es nicht so viele geben, welche sich durch thörichte Todesfurcht die letzten Jahre ihres Lebens verbittern; und wenn ein Mensch nach seinem Tode wieder zum Leben zurückkehren könnte, so würde er wahrscheinlich Anlaß finden, sich sehr über das Grundlose seiner eigenen, früher gehegten Furcht zu wundern. Denn es liegt in der Natur des Lebensprozesses, daß in demselben Maße, in welchem derselbe seinem Ende zuneigt, auch die Empfindung des Lebens im Bewußtsein sich vermindert. Es ist eine allgemeine Beobachtung der Ärzte, daß in neun Zehnteilen aller Todesfälle der Moment des Sterbens oder auch nur das Gefühl des herannahenden Todes dem Sterbenden gar nicht zur Empfindung oder zum Bewußtsein kommt, und daß das letztere schon lange vorher durch Abnahme der Lebenskräfte oder durch den Einfluß der Krankheit derart getrübt ist, daß jene Empfindung fehlen muß. Nicht wenigen Kranken oder Leidenden gewährt sogar die Nähe des Todes durch Abschwächung der krankmachenden Einflüsse ein solches Gefühl der Erleichterung, daß sie, weit entfernt, an den Tod zu denken, an eine wiederkehrende Genesung zu glauben anfangen. Auch der ohne eigentliches Kranksein eintretende, naturgemäße Abschluß des Lebens im Alter bereitet das Sterben so langsam und allmählich vor, daß man von hochbetagten Leuten in der Regel sagen kann, daß sie schon während des Lebens halb gestorben seien, und daß sie

den wirklichen Eintritt des Todes nur als etwas durchaus Naturgemäßes empfinden. Fast dasselbe kann man von Menschen sagen, welche im Wahnsinn oder in hochgradiger geistiger Beschränktheit sterben. Ein Tod im Schlafe oder während einer langdauernden Ohnmacht oder durch eine sehr heftige, den Lebensfaden blitzartig abschneidende Einwirkung kann ebenfalls nicht oder kaum als solcher empfunden werden; und der Gesichtsausdruck so vieler plötzlich oder langsam Gestorbenen beweist deutlich, daß ihnen die Empfindung des Sterbens ganz gefehlt hat. Für solche endlich, welche den Tod als Erlöser aus schweren oder unerträglichen Leiden begrüßen oder herbeisehnen, verwandelt sich der Schrecken des Todes in sein gerades Gegenteil. Daher die Inder mit vollem Recht ihrem Gott des Todes, Yama, zwei Gesichter — ein freundliches und ein schreckliches — gegeben haben.

Allerdings giebt es auch Fälle, wo Menschen mit vollem Bewußtsein sterben, aber es sind Ausnahmen, welche indessen immerhin zeigen, daß jener wohlthätigen Einrichtung der Natur keine teleologischen oder zielstrebigen Absichten der Natur zu Grunde liegen, sondern daß dieselbe eben nur eine Folge natürlicher und selbstverständlicher Zusammenhänge ist.

Übrigens bin ich, verehrte Freundin, weit entfernt, zu verkennen, daß alle in diesem Briefe vorgebrachten Bedenken oder Gründe *gegen* das Dogma von der persönlichen Fortdauer nur ethischer oder moralischer Natur sind, und daß sie daher in der Wagschale nicht schwerer wiegen als die im Eingang meines Briefes geltend gemachten Gründe *für* dasselbe. Sie haben daher vollkommen Recht, wenn Sie zur Entscheidung der Frage vor allen Dingen an die Wissenschaft appellieren und zu wissen wünschen, inwieweit die Resultate der modernen, nach allen Richtungen so sehr vorangeschrittenen Wissenschaft und Naturerkenntnis das Dogma zu stützen oder aber zu verwerfen geeignet sind. Allerdings werden auch die stärksten wissenschaftlichen Gründe nicht im stande sein, den Glauben desjenigen zu erschüttern, welcher sich in dieser Frage lediglich auf den Standpunkt der Kirche und des religiösen Glaubens stellt, während es dem gegenüber auch einen wissenschaftlichen Glauben derjenigen giebt, welchen ihr Gewissen eine solche Trennung oder Auseinanderhaltung von Wissen und Glauben verbietet. Meine Auseinandersetzungen gelten daher nur für die letzteren und sind weit entfernt, denjenigen, welche einen Trost oder eine Erquickung ihrer Seelen in ihrem Glauben finden, diesen Trost hinwegnehmen oder beschneiden zu wollen. Glücklich sein — ist alles oder das Höchste, was der Mensch auf Erden erreichen kann; und es ist im Grunde einerlei, ob dieses Ziel auf diesem oder jenem Wege erreicht wird. Wenn sich daher diejenigen, welche an persönliche Fortdauer glauben, in diesem Glauben glücklich fühlen, so ist es schließlich gleichgültig, ob sie in ihrer Hoffnung betrogen werden oder nicht; die Hoffnung selbst ist die beste Belohnung. Sie haben, wie die Bibel sagt, ihren Lohn dahin. Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, so könnte man im Grunde jede Untersuchung des Gegenstandes als gleichgültig oder wertlos fallen lassen, wenn sich nicht an die Entscheidung der Frage in diesem oder jenem Sinne schwerwiegende praktische

Konsequenzen für die künftige geistige und materielle Entwickelung des Menschen und des Menschengeschlechts unmittelbar anreihen würden. Auch werden diejenigen, welche, wie Sie, verehrte Freundin, nicht im stande sind, Glauben und Wissen von einander getrennt zu halten oder dem bekannten System der „doppelten Buchführung" zu huldigen, niemals aufhören zu fragen, was die wissenschaftliche Forschung und die auf solche gebaute Betrachtung von Welt und Natur zur Beurteilung des fraglichen Dogmas zu sagen hat, und ob und inwieweit diese Forschung den vorgebrachten ethischen und moralischen Gründen der einen oder der anderen Seite zu Hilfe kommt. Denn eine so absolute Trennung der Natur- von den Geisteswissenschaften, wie sie früher üblich war, ist bei dem heutigen Stande unseres Wissens nicht mehr möglich; und der Anspruch der letzteren, unbehelligt von den Resultaten der Naturforschung ihre Systeme aufbauen oder ihre Folgerungen ziehen zu dürfen, ist ein ganz unzulässiger. Es kann jetzt und nach den wissenschaftlichen Aufklärungen der Neuzeit nur noch von ganz Unterrichteten oder von hartnäckigen Idealisten im Ernste bezweifelt werden, daß der Mensch mit allen seinen, aus allmählicher Entwickelung hervorgegangenen körperlichen wie geistigen Kräften ein Produkt oder Werk der Natur ist; und es folgt daraus mit absoluter Notwendigkeit, daß sein Wesen von demjenigen, welcher Wahrheit und nicht Einbildung sucht, nur im engsten Zusammenhang mit der Natur und der Naturwissenschaft beurteilt und begriffen werden kann. Auch die menschliche Wissenschaft selbst ist nicht, wie die spiritualistischen Philosophen behaupten, eine nach zwei Seiten total auseinandergehende, sondern eine im Prinzip einzige und unteilbare; und ihre unnatürliche Trennung nach zwei prinzipiell geschiedenen Richtungen ist nur hervorgegangen aus jenen unwahren dualistischen Vorstellungen der Vergangenheit, welche, wenn auch leider in Philosophie und Theologie immer noch mächtig genug, auf dem Gebiete der eigentlichen Wissenschaft mehr und mehr den monistischen oder einheitlichen Vorstellungen zu weichen beginnen. Am deutlichsten ist diese Umwandlung dualistischer in monistische Vorstellungen erkennbar auf dem Gebiete der Physiologie, insbesondere der Gehirnphysiologie, aus welcher der alte Seelenbegriff, auf dem ja das Dogma mit Notwendigkeit fußt und aus dem dasselbe auch ursprünglich hervorgegangen sein dürfte, für eine wirklich wissenschaftliche Betrachtung so gut wie verschwunden ist — wenn auch seit nicht sehr langer Zeit. Darüber sowie über die daraus sich ergebenden Konsequenzen, verehrte Freundin, in meinem nächsten Briefe.

Der Realismus.

Von
Wassili Wereschagin.

„Realismus. — Realismus!" Wie oft hören wir dieses Wort und wie selten finden wir es richtig angewandt!

„Was verstehen Sie unter Realismus?" fragte ich einmal eine feingebildete Dame in Berlin, nachdem sie lange über Realismus und die Realisten in der

Kunst gesprochen hatte. Die Antwort schien der Dame schwer zu fallen, denn sie konnte weiter nichts erwidern als: „Ein Realist ist ein Mann, der die Dinge in realistischer Weise darstellt."

Ich glaube aber, daß die Kunst, die Dinge in realistischer Weise darzustellen, den Künstler noch nicht zu dem Namen eines Realisten berechtigt. Und um diese Ansicht klar zu begründen, will ich folgendes Beispiel anführen.

Als der Krieg zwischen den Briten und den Zulu zu Ende ging, fand sich unter den hervorragenden englischen Künstlern kein einziger, welcher sich der Aufgabe unterziehen mochte, den Heldenkampf der Weißen gegen die Schwarzen der Leinwand anzuvertrauen. Die Engländer mußten daher ihre Zuflucht zu einem sehr talentvollen französischen Künstler nehmen. Sie gaben ihm Geld und beschrieben ihm: so und so ist die Uniform und die Ausrüstung der englischen Soldaten, so und so die Kleidung, oder was deren Stelle vertritt bei den Zulu. Dann ließ sich der Franzose von Augenzeugen jeder einzelnen militärischen Begebenheit erzählen, wie in jedem Falle der Hintergrund ausgesehen habe, und diese Angaben wurden durch photographische Ansichten möglichst anschaulich gemacht. Mit diesen Anweisungen ausgestattet, setzte sich der Maler ans Werk ohne die geringste auf eigener Anschauung beruhende Kenntnis von der Gegend, welche er darstellen wollte, oder von den Gesichtszügen, den Gewohnheiten und Eigenheiten der Zulu. Mit großem Selbstvertrauen ging der Maler an die Arbeit und lieferte eine Reihe von lebendigen Gemälden, auf denen große Menschenhaufen einander angriffen und sich verteidigten, eine Menge von Toten und Verwundeten, viel Blut, viel Pulverdampf und alles, was sonst noch zu Schlachtenbildern gehört; nur eins fehlte, und zwar die Hauptsache: kein einziger Engländer oder Zulu war auf allen Bildern zu sehen. Anstatt der Engländer waren es Franzosen in englischen Uniformen und anstatt der Zulu die gewöhnlichen Pariser Modellneger in verschiedenen, mehr oder weniger kriegerischen Körperhaltungen.

Ist das Realismus? Nein.

Ebenso ist anzuführen, daß die meisten Künstler nicht genügend Gewicht darauf legen, daß die Beleuchtung, in welcher die dargestellten Handlungen stattfinden, richtig wiedergegeben wird. So werden Szenen wie in diesen Bildern, Kampfesszenen, welche sich unter der glühenden Sonne Afrikas abgespielt haben, dargestellt mit dem trüben grauen Lichte europäischer Ateliers. Natürlich kommt so das Sonnenlicht und alles, was damit zusammenhängt, in diesen Malereien nicht zur Geltung, und alle Wirkung ist fort.

Ist das Realismus? Ganz gewiß nicht.

* * *

Ich gehe weiter und behaupte, daß Bilder, in welchen Gegenstände oder Handlungen einfach so abgemalt werden, wie die Dinge zufällig in der Natur neben einander vorkommen, ohne von einem einheitlichen, allgemeinen Gedanken zusammengehalten zu werden, d. h. Bilder ohne Idee und ohne typische Auffassung, wohl in realistischer Weise ausgeführt werden können; aber das Malen von solchen Bildern ist nicht Realismus, d. h. Realismus als die künstlerische Richtung, welche

sich auf Anschauung und Beobachtung stützt. im Gegensatz zu dem Idealismus als derjenigen Richtung der Kunst, welche auf apriorischer Vorstellung und Einbildung beruht.

Nun glaube ich nicht, daß sich gegen meine Arbeiten der Vorwurf erheben läßt, daß sich in ihnen keine Idee und keine typische Auffassung fände; und ebensowenig, daß ich in den Gesichtszügen, der Kleidung und der Landschaft meinen Bildern einen Charakter gebe, welcher dem Ort und der Zeit der dargestellten Ereignisse nicht streng angemessen ist, oder daß ich Personen oder Umgebungen darstelle, welche ich nicht vorher studiert habe.

Oder habe ich irgend ein Ereignis, welches sich in Wirklichkeit bei hellem Sonnenlicht abspielt, in meinen Bildern mit der trüben Atelierbeleuchtung dargestellt, oder habe ich Vorgänge unter dem kalten Himmel des Nordens so wiedergegeben, als wenn sie im warmen Zimmer geschehen wären? Auch dies kann man mir, wie ich glaube, nicht vorwerfen.

Wenn mir dieses alles zugegeben wird, so kann ich mit vollem Rechte behaupten, auch zu den Vertretern des Realismus zu gehören, des Realismus, welcher die genaueste Sorgfalt in allen Einzelheiten der Darstellung verlangt und dabei das Vorhandensein einer Idee nicht ausschließt, sondern erfordert.

Daß ich nicht der einzige bin, welcher meine Werke von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, beweist mir ein Aufsatz aus einer amerikanischen Zeitung („Sunday Expreß" in Albany, vom 22. Juli 1888), welcher mir um die Zeit der letzten Ausstellung meiner Gemälde in Paris von dort zugeschickt wurde. Er lautet in deutscher Übersetzung so:

„Die Aufmerksamkeit, welche man gewissen gemalten Ideen schenkt — Ideen, welche dem Pariser Geschmack so fern liegen wie die von Wereschagin, — ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man sich von jenem groben Realismus, welcher in der französischen Kunst eingerissen war, wieder abwendet. Dargenty im Courrier de l'Art giebt zu, daß Wereschagin kein bloßer Blender ist, sondern Kenntnisse und Talent hat, und ist für seine Person der Ansicht, daß er einen edlen, selbst einen überfeinerten Idealismus der brutalen Ausführung eines gemeinen Realismus vorzieht. Er hofft auf einen Umschwung und glaubt, daß die große Zahl der Personen, welche sich in die Wereschaginausstellung drängten, ein Vorzeichen für das baldige Wiederaufkommen des Idealismus sei."

Noch bemerkenswerter war das Urteil des Londoner „Christian" in der Nummer vom 2. Dezember 1887, ein Urteil, welches durch die Tendenz des Blattes, in welches es aufgenommen ist, eine ganz besondere Bedeutung für mich hat:

„Diese Gemälde sind das Werk eines Russen, Wereschagin, eines Künstlers, welcher an technischem Geschick keinem seiner Zeitgenossen nachsteht und in der Größe seiner sittlichen Ziele und darin, wie er die in seinen Darstellungen liegenden Lehren jedem, welcher ihn nur halbwegs begreifen will, eindringlich zu machen versteht, den Malern aller Zeiten weit überlegen ist . . . mit einem Wort, wer es versäumt, sich diese Bilder anzusehen, der versäumt die beste Gelegenheit, welche er jemals finden kann, das Zeitalter, in welchem er lebt, verstehen zu lernen.

Denn wenn das neunzehnte Jahrhundert einen Propheten hat, so ist es der russische Maler Wereschagin."

Wie ich wiederhole, führe ich diese letzte Äußerung ausdrücklich als die Meinung eines speziell religiösen Blattes an, eine Meinung, die ich für ganz besonders bemerkenswert halte im Hinblick auf die Angriffe, die ich von seiten solcher Leute erlitten habe, welche sich päpstlicher als der Papst zeigen wollten.

* * *

Der Realismus steht mit keinem geistigen Gute, welches den heutigen Zeitgenossen heilig ist, im Widerspruche. Er verträgt sich mit der gesunden Vernunft der Wissenschaft und der Religion. Kann man denn der Lehre Christi von Gott, dem Vater und Schöpfer aller Dinge, dem erhabenen Gebote der christlichen Liebe etwas Anderes als die größte Verehrung entgegenbringen? Es ist wahr, wir hassen die Bigotterie und alle zur Schau getragene, nur äußerliche Frömmigkeit. Aber wer kann uns deswegen tadeln, da doch Christus selbst sagt (Ev. Matth. 6, 7):

„Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen."

Es ist doch nicht so schwer zu verstehen, daß wir viele Dinge heute anders auffassen und erklären, als es vor hundert Jahren geschehen ist. Die kindlichen Anfänge der Wissenschaften können heute wohl unser Interesse erwecken, aber wir können uns durch die Weltanschauungsart jener Zeiten nicht mehr leiten lassen. An der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts halten wir den Himmel nicht mehr für ein Gewölbe, welches als Boden für die Füße der Engel und Heiligen der orthodoxen Kirche dient; wir glauben nicht mehr, daß das Innere der Erde von Teufeln bewohnt sei, deren Aufgabe es ist, die Sünder der ganzen Welt in das Bratfeuer zu halten, ja selbst den alten Glauben, daß die Tugendhaften für ihre guten Werke belohnt und die Lasterhaften als Strafe für ihre Übelthaten in langsamem Feuer gepeinigt werden, müssen wir — wenn dies in seinem buchstäblichen Sinne genommen werden soll, — gleichfalls ablehnen.

Als Künstler wollen wir die Ideale früherer Zeiten und alter Meister nicht verspotten, wir hören sie mit großer Achtung in der Kunstgeschichte erwähnen; aber wir lassen uns nicht zwingen, sie ohne eigene Prüfung unbedingt nachzuahmen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil jede Richtung ihre gegebene Zeit hat und weil in dem Realismus des einen Jahrhunderts die Keime dessen stecken, was im nächsten Jahrhunderte Idealismus heißt. —

Denn ich glaube, daß gerade diejenigen alten Kunstmeister, welche bei uns als Idealisten gelten, in den Augen ihrer Zeitgenossen Realisten gewesen sind.

Niemand ist im stande mit Bestimmtheit zu leugnen, daß Raffael für seine Zeit ein Realist gewesen sei, und daß seine Werke bei gleichzeitigen Kennern, die ihren Geschmack an den Gestalten älterer Meister gebildet hatten, Anstoß erregt haben. Dasselbe behaupte ich von Rubens, welcher alle von seinen Zeitgenossen anerkannten Schicklichkeitsgrenzen kühn übersprungen hat nicht nur als Maler, sondern auch als Denker. Niemand wird bezweifeln wollen, daß sein großer, aber einseitiger Geist alle christlichen und heidnischen Vorstellungen von

Personen durcheinander geworfen hat, daß sein Gottvater mit dem olympischen Zeus identisch ist, beide sind Porträte desselben rotbäckigen Ateliermodells. — Wiederum gehören seine Jungfrau Maria, seine Hebe und sogar seine Venus demselben Typus an; alle drei sind gleich rotbäckig, gleich hübsch und gleich selbstbewußt. Rubens hat den christlichen Himmel mit kräftigen, üppigen, gesunden und sehr wenig prüden Herren und Damen bevölkert, er hat alle Überlieferungen über den Haufen geworfen. Es ist daher schwerlich zu leugnen, daß er für seine Zeit ein begabter, ja gewaltiger Realist gewesen ist. Und es ist mit Sicherheit zu vermuten, daß er bei einer großen Anzahl von frommen Zeitgenossen Anstoß und Ärgernis erregt haben muß.

Bei Rembrandt und bei allen anderen, welche heute als Idealisten gelten, liegen mehr oder weniger die Verhältnisse gleich. Jeder einzelne muß für seine Zeit ein Vertreter des Realismus gewesen sein, eines Realismus, welcher inzwischen durch den Einfluß der Zeit und den Fortschritt in unserer Auffassungsweise in sehr erheblichem Grade gemildert ist.

Wer wird jene Künstler heute wegen einer Kühnheit tadeln, welche die Zeitgenossen erschreckt haben muß? — Und wie viel Streitigkeiten haben diese Maler erregt, wie viele Lanzen sind um ihretwillen für und wider sie gebrochen worden! Uns kommt dies alles wunderlich vor. — Aber ob nicht gerade dieser Umstand ein Zeichen dafür ist, wie unsere Nachkommen über uns denken werden. Auch die alten Realisten wurden mit Unwillen aufgenommen und bekämpft als zu weit gehend, zu kühn, zu realistisch — ob man nicht auch die heutigen Realisten einmal als schulgerecht anerkennen wird, indem sich die Schule auf einen fortgeschritteneren Standpunkt stellt? Ob nicht einmal die Zeit kommen wird, wo unsere heutigen Realisten, ohne daß sie es wissen und wollen, in der Gruppe der Idealisten aufgezählt werden?

* * *

Wir müssen aber auch mit unseren erregten und aufgebrachten Zeitgenossen rechnen. Es gilt im allgemeinen als unverzeihliche Kühnheit, als Ärgernis erregende Handlung, wenn jemand von einem Schema abweicht, welches Jahrhunderte hindurch von einer Generation der anderen überliefert ist. Novellisten, Maler, Bildhauer, Musiker, alle müssen sich erst mit der Beschränktheit und der Pedanterie abfinden, und diese liegen wie ein Kloß an ihren Füßen und thun ihr bestes, um jeden Fortschritt der Ideen und der Technik hintanzuhalten.

Die Leute, welche mit Widerstreben zugeben müssen, daß auch wir zu den Männern des Gedankens gehören, daß auch wir eine gut entwickelte Technik innehaben, sie bedauern doch, daß wir den Überlieferungen der alten Meister untreu geworden sind und den Grundsätzen unserer berühmten Vorgänger nicht folgen.

Es ist wahr, daß unsere Wege vielfach auseinandergehen. Wir denken anders, wir sind kühner in der typischen Betrachtung der Gegenwart wie der Vergangenheit und der Zukunft; wir arbeiten auch verschieden und drücken unsere Gedanken anders aus.

Ist es denn aber heutzutage noch möglich, Dinge wörtlich zu nehmen, wie die Lehre von der Gottheit, welche vor Zeiten menschliche Gestalt angenommen hat und jetzt zur rechten Hand des allmächtigen Vaters sitzt, rings um ihn her die versammelten Heerscharen der Heiligen und Engel? Throne, welche an Reichthum und Prunk die gefeierten Throne der Groß-Moguln Indiens übertreffen, herrliche Gewänder, geschmückt mit Stickerei, Perlen und Edelsteinen, alles oben auf den Wolken? Heilige, welche diese Gewänder tragen und auf den Wolken umhersitzen wie auf Armstühlen und Sofas, umgeben von einem üppigen Luxus, auf den gerade sie, solange sie lebten, so wenig Wert gelegt haben. Wer vermag sich dieses wörtlich vorzustellen, ohne seinen Gedanken auf das Äußerste Gewalt anzuthun? Und wenn nun alle diese herrlichen Gewänder, all' dieser Prunk und Glanz als überschwenglicher Lohn für die auf der Erde geübten Tugenden gedacht werden sollten, muß uns das nicht heut kindisch vorkommen, ja geradezu unvereinbar mit jedem guten Geschmack?

* * *

Man hat schon viel über meine Werke geschrieben, zahlreich sind die Dinge, welche man an meinen Gemälden auszusetzen gefunden hat, sowohl an den religiösen wie an den militärischen. Und doch ist keins von ihnen geschaffen, um irgend eine vorgefaßte Tendenz zum Ausdruck zu bringen, sondern sie alle sind entstanden, weil der Gegenstand mir zusagte. Die Moral, welche in denselben liegt, ist erst nachträglich zum Vorschein gekommen, sie liegt nicht in der Behandlung, sondern in dem Gegenstande selbst, und wenn sie wirkungsvoll ist, so kommt es daher, weil ich meine thatsächlichen Eindrücke in den Gemälden treu wiedergegeben habe.

So habe ich z. B. Kaiser Alexander II. fünf Tage hinter einander beobachtet, wie er auf einem kleinen Erdhügel saß, von welchem aus er das ganze Schlachtfeld vor sich übersehen konnte, und wie er mit einem Feldstecher erst die Beschießung und dann die Bestürmung der feindlichen Stellungen beobachtete. In derselben Weise hat zweifellos auch der alte deutsche Kaiser den Gang der Schlachten beobachtet, und ebenso sein allverehrter Sohn, Kaiser Friedrich III. Über den letzteren habe ich auch Augenzeugen sprechen hören, und ganz gewiß würde es lächerlich genug sein, wenn ein Kaiser während der Schlacht umhergalloppieren und sein Schwert schwingen würde wie ein junger Fähnrich. Und doch hat man meinen Bildern vorgeworfen, daß durch sie die Ehrfurcht vor dem Landesherrn in den Augen der Massen untergraben würde, weil diese sich gern vorstellen, ihr Kaiser würde im Augenblicke der Gefahr auf einer feurigen Stute in das dickste Kampfgetümmel hineinsprengen.

Ich habe das Verbinden und den Transport der Verwundeten genau so dargestellt, wie ich diese Vorgänge mit eigenen Augen gesehen und selbst durchgemacht habe, als ich verwundet und dann in der einfachstmöglichen Weise verbunden und fortgeschafft wurde. Und dabei heißt es, in dieser Darstellung liege eine große Übertreibung, ja eine Verleumdung.

Ich habe an mehreren Tagen beobachtet, wie Gefangene auf einem Marsche von mehr als sieben Meilen langsam erfroren sind; ich habe den amerikanischen Künstler Frank D. Millet, welcher mit mir dabei war, darauf aufmerksam gemacht, und er hat mir später nach dem Anblick meiner Bilder bestätigt, daß dieselben durchaus richtig sind; und ich bin wegen dieses Bildes von der Kritik in einer Weise behandelt worden, welche sich gar nicht wiedergeben läßt.

Ich habe beobachtet, wie ein Geistlicher auf dem Schlachtfelde über einer Menge von getöteten, ausgeplünderten, verstümmelten Soldaten, welche kurze Zeit vorher ihr Leben für ihr Vaterland aufgegeben hatten, den letzten Segen sprach; und das Bild dieser Szene — welches ich gemalt habe, genau so, wie ich es gesehen, mit Thränen in den Augen — ist an den höchsten Stellen als das Erzeugnis meiner Einbildung oder als bewußte Fälschung verschrieen worden. Meine leichtfertigen Ankläger hielten es nicht der Mühe für wert, die Thatsache zu beachten, daß die „Lüge" durch denselben Geistlichen bestätigt wurde, welcher aus Entrüstung über die vielen gegen mich gemachten Angriffe, in Gegenwart vieler Galleriebesucher erklärt hat, er selbst sei es gewesen, der über die Haufen von toten Soldaten den Segen gesprochen, und zwar gerade in der Umgebung, welche in meinem Gemälde dargestellt war. Trotzdem wäre mein Bild fast aus der Ausstellung entfernt worden; und als der Plan gefaßt war, alle diese Bilder in farbigen Abdrücken zu veröffentlichen, wurde das Unternehmen von oben herab verboten, in der Furcht, die billigen Abzüge möchten ihren Weg in die großen Massen finden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß diese Mißbilligung nur in den russischen höchsten Kreisen geherrscht habe. Ein sehr bekannter preußischer General hat dem Kaiser Alexander II. den Rat gegeben, alle meine Bilder als zu gefährlich verbrennen zu lassen.

* * *

Noch viel schlimmer ist über meine religiösen Bilder hergezogen worden. Habe ich denn die christliche Moral angegriffen? Dazu habe ich eine viel zu große Verehrung vor ihr. Oder habe ich die schuldige Ehrfurcht vor der christlichen Kirche oder ihrem Gründer verletzt? Dazu stelle ich beide viel zu hoch. Oder habe ich die Bedeutung des Kreuzes zu verringern gesucht? Das ist nicht wahr, weil es unmöglich ist.

Ich habe das ganze Heilige Land mit dem neuen Testamente in der Hand durchreist. Ich habe alle die Plätze besucht, an denen unser Heiland geweilt hat, und die deshalb schon seit Jahrhunderten für heilig gelten. So konnte es nicht ausbleiben, daß ich in bezug auf die Darstellung vieler in den Evangelien erwähnten Ereignisse und Thatsachen eigene Ideen und eine eigene Auffassung erwarb, und ebenso natürlich ist es, daß diese meine Auffassungsweise von den Ideen solcher Maler abweicht, welche niemals den Charakter von Land und Leuten in Palästina persönlich beobachtet und studiert haben.

* * *

Die Anbetung der Weisen — ein Gemälde, welches ich schon lange geplant, aber noch nicht ausgeführt habe, fasse ich z. B. folgendermaßen auf:

Eine klare, sternenhelle Nacht; einige Wanderer, welche sich Bethlehem nähern: das sind die Weisen, gelehrte Magier, reich an astrologischen Kenntnissen. Auf ihrem Wege nach der Stadt gewahren die weisen Männer hoch über derselben einen Stern, welchen sie bisher noch nicht beobachtet hatten. Da zu jener Zeit der Glaube allgemein verbreitet war, daß jeder Mensch seinen eigenen Stern habe, und umgekehrt, daß jeder Stern einem bestimmten Menschen auf Erden zugewiesen sei, so mußten die Magier aus der Erscheinung des neuen Sternes notgedrungen den Schluß ziehen, daß irgendwo in der Nähe ein Kind geboren sei, und da der Stern außergewöhnlich glänzend war, so folgte des weiteren daraus, daß das neugeborene Kind sich zu einem besonders bedeutenden Menschen entwickeln würde.

In Bethlehem kehren die Weisen in einer Herberge ein. Der Knecht, welcher für die Maultiere der Reisenden gesorgt hat, kommt nach kurzer Zeit zurück und erzählt ihnen, ein armes Weib habe in dem Stalle, in welchem die Maultiere untergebracht seien, gleichfalls ihre Zuflucht gesucht und habe dort einem Kinde von außergewöhnlicher Schönheit das Leben gegeben. Bei diesem Gerüchte tauschen die Magier bedeutungsvolle Blicke aus: der neu entstandene Stern ist von ihnen richtig gedeutet worden.

„Laßt uns hingehen und das Kind sehen. Es muß ein außerordentliches Kind sein." Mit diesen Worten begeben sie sich in den in die Felsen gegrabenen Stall der Schenke, in welchem sonst die Pferde, Kühe und Esel des Wirtes und der Reisenden untergebracht werden. Hinter ihnen kommen ein paar andere Reisende, welche gleichfalls neugierig auf das wunderbare Kind geworden sind.

In einem Winkel des Stalles beobachten sie ein wunderschönes, bleiches, junges Weib, welches auf einem Bündel Stroh sitzt und ihren Säugling stillt, während ihr Ehegatte, ein älterer Mann, vor dem Stalle steht und sich für den Haushalt zu schaffen macht.

„Welch' ein schönes Kind," rufen die Magier aus, und zu der Jungfrau gewendet sagen sie: „Denk an unsere Worte, das wird ein großer Mann, wir haben seinen Stern leuchten sehen."

Durch die Ärmlichkeit der ganzen Umgebung wird das Mitleid der Weisen rege. Einer läßt vielleicht eine Goldmünze als Angebinde für das Kind zurück, während ein anderer von dem kostbaren Myrrhenharze, welches er in seiner Reiseflasche bei sich führt, etwas hergiebt. Wie die Weisen im Begriffe sind, den Stall zu verlassen, wenden sie sich noch einmal Maria zu und wiederholen ihre Weissagung wegen der großen Zukunft, welche dem Kinde bevorstehe; „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen." (Evang. Luc. Kap. 2, 19.)

Ich glaube fest, daß eine solche realistische Darstellung der ärmlichen und einfachen Umgebung von Christi Geburt etwas unvergleichlich viel Erhabeneres hat als jener Prunk und Reichtum und die anderen Übertreibungen, welche die alten Meister in den Bildern angebracht haben. Aber diese Behandlung des Gegenstandes ist neu, deshalb erscheint sie seltsam und wird darum vermutlich zu vielen

Bemerkungen Anlaß geben. Erst nach einem oder zwei Jahrhunderten werden unsere Nachkommen im stande sein, zu entscheiden, welche von den beiden sich heute bekämpfenden Auffassungen die richtige ist.

* * *

Unter den von mir aufgestellten Bildern wird auf einem ein Ereignis behandelt, welches im alten Palästina nichts eben seltenes war, das aber bei aller seiner Einfachheit dennoch etwas Hochdramatisches hat, nämlich eine Kreuzigung unter den Römern.

Der Himmel ist bedeckt mit schweren, schwarzen Wolken. Dicht außerhalb der Mauern von Jerusalem sind auf einem kleinen Felsen drei Kreuze errichtet, alle von derselben Art, Größe und von gleichem Aussehen. Die Gekreuzigten zu beiden Seiten sind Leute gewöhnlichen Schlages von plumpem Körperbau, während der mittlere eine edlere Gestalt besitzt. Sein Antlitz ist nicht zu sehen; langes, kastanienbraunes Haar hängt darüber hinab und bedeckt es. Das lange Haar zeigt an, daß der Gekreuzigte ein Mann ist, welcher dem Herrn ein sonderliches Gelübde gethan hatte, sich zu enthalten. Den Wunden an den Händen und Füßen des gekreuzigten Mannes entströmt das Blut (es ist eine bekannte Thatsache, daß es den Ärzten sehr schwer fällt, das Ausströmen des Blutes aus den ausgestreckten Händen und Füßen zu hemmen). Gegenüber den Kreuzen stehen zwei Priester von hohem Range, welche mit einem Manne in kriegerischer Rüstung auf das allereifrigste verhandeln und durch Gesten und Mienen anzeigen, daß sie ihn zu überreden oder zu überzeugen suchen. Der Krieger verhält sich ablehnend. Vielleicht handelt es sich um die Schuld des Mannes am mittleren Kreuze, an welcher der Soldat noch zweifelt. — Rings um den Felsen haben Soldaten eine Kette gebildet und halten die Menge ab.

Im Vordergrund des Bildes zeigt sich Volk aller Art. Einige zu Fuß, einige zu Pferde, andere auf Kamelen oder Eseln; es sind Landleute oder herumziehende Hirten, welche vom Markte nachhause ziehen und einen Augenblick anhalten, um die Neuigkeit des Tages selbst mitbeobachtet zu haben: die Kreuzigung eines Mannes, dessen Name selbst in ihren Hütten und Zelten bekannt geworden war, eines Mannes, dessen Verhaftung fast einen Aufstand in der Hauptstadt erregt hatte. Unter anderen zeigen sich in der Menge ein paar jüdische Kaufleute mit ihrer eigentümlichen Kopftracht (welche erst in sehr später Zeit aus der Übung gekommen ist) und Pharisäer mit Sprüchen aus den fünf Büchern Mosis an ihrer Mütze. Ein Pharisäer spricht mit seinem Nachbar und deutet dabei auf eine Frau, welche zur Seite der Szene bitterlich weint, vielleicht die Mutter eines der Gekreuzigten. Ihr Gesicht ist nicht zu sehen, aber ihr Kummer muß groß sein, und keine der Frauen um sie her scheint sie trösten zu können. Manches Mal mag sie ihren Sohn gebeten haben, den eingeschlagenen Weg aufzugeben, aber immer vergeblich, und nun ist es soweit mit ihm gekommen.

Neben der ganz in Thränen aufgelösten Mutter steht ein hübsches, junges Weib, welches beim Anblick des hingerichteten Mannes mächtig ergriffen worden

ist. Thränen stürzen ihr über die Wange, aber sie bemerkt es nicht, so ganz hat sie sich ihrem großen tiefen Schmerze hingegeben.

Wenn sich die hochgestellten Personen erst verziehen und die Menge sich zerstreut, dann findet sich vielleicht für die Mutter und die Weiber, die bei ihr stehen, eine Gelegenheit sich den Kreuzen zu nähern; dann wird es ihnen vielleicht möglich, den Dahinsterbenden ein letztes Lebewohl zuzurufen.

* * *

Im Gegensatze hierzu stellen wir uns eine Hinrichtung vor, wie sie heutzutage stattfindet, in einem anderen Volke und in einer anderen Umgebung. Wir haben einen kalten Wintertag in Europas Norden. Eine Menge Volks hat sich auf einem öffentlichen Platze in St. Petersburg versammelt und drängt sich an die Galgen heran, so daß sie nur durch berittene Gendarmen zurückgehalten werden kann. Dicht an dem Galgen befinden sich nur einige auserwählte Persönlichkeiten, hauptsächlich Offiziere, und dann die ganze Goldene Jugend der Residenz, von denen jeder hofft, ein Stückchen von den vom Henker gebrauchten Stricken zu bekommen. Denn es ist ein allgemeiner Aberglaube, daß ein Stück von einem Stricke, an welchem ein Mensch erhängt worden ist, seinem Besitzer Glück im Kartenspiel bringt.

Der Verurteilte, in weißes Sterbekleid gehüllt, mit einer Kapuze über seinem Haupte, ist gerade gehenkt und dreht sich an seinem Seile in der Luft; die Menge ist stumm und ergriffen von dem warnenden Anblick. Nur eine rauhe Stimme krächzt laut aus der Menge hervor: „Nur zu, nur zu, geschieht ihm schon recht, nur zu.“ Aber der Schreier wird von einigen Weiberstimmen übertönt, welche ihn verweisen: „Was sagt er? Es ist nicht mehr unsere Sache, ihn zu verdammen; der Allmächtige Gott ist jetzt allein sein Richter.“

Während der ganzen Zeit fällt der Schnee leise und ruhig zur Erde, der Rauch schwehlt heraus aus den Schornsteinen der Fabriken, die Vollstreckung geht ihren gewöhnlichen Gang.

* * *

Es ist beachtenswert, daß dies letzte Gemälde, welches in Rußland eine wenig wohlwollende Aufnahme fand, in England viel Teilnahme erregt hat. Umgekehrt ist die „Kanonenhinrichtung in Indien“ von den Engländern mißfällig aufgenommen und von den Russen mit Beifall betrachtet worden. Leute, welche den Dienst in Indien gut kannten, haben auch versichert, es sei irrig von mir gewesen, diese Weise der Hinrichtung als die gewöhnliche typische in Indien aufzufassen; dieselbe sei vielmehr nur bei Gelegenheit des letzten Sepoyaufstandes, und selbst damals nur wenige Male angewandt worden. Aber ich halte die Behauptung aufrecht, daß diese Art der Todesstrafe, welche übrigens verhältnismäßig human ist, nicht nur während des genannten Aufstandes in so beständiger Übung gewesen ist, daß an die Tausende von Sepoys durch Kanonen in die Luft gesprengt worden sind, sondern daß die britischen Behörden auch viele Jahre nach und vor dem Aufstande von 1857 dasselbe Verfahren beobachtet haben. Ja ich bin überzeugt, daß auch noch in Zukunft Hinrichtungen auf diese Weise

stattfinden werden. Die Hindu fürchten sich nämlich vor keiner anderen Todesstrafe durch die Hand der „ungläubigen unreinen Europäer," sondern sie glauben, daß jeder, welcher von Europäern erschossen oder erhängt wird, ein Märtyrer ist und hohe Belohnungen im zukünftigen Leben zu erwarten hat. Vor der Kanonenhinrichtung aber haben sie ein Grauen, denn durch sie wird der Körper des Verurteilten in viele Stücke zerrissen, und es wird ihm unmöglich, sich in einer schicklichen Gestalt im Himmel zu zeigen. Dieses Schreckmittel wird von den Engländern nicht aufgegeben werden, so lange sie noch den möglichen Verlust ihrer indischen Herrschaft besorgen müssen.

Wenn eine Bevölkerung von 250 Millionen durch 60 Tausend Bajonette in politischer und wirtschaftlicher Unterthänigkeit gehalten werden soll, so genügt dazu nicht Tapferkeit und politisches Geschick, sondern Strafen und blutige Maßregeln werden nie zu vermeiden sein.

* * *

Alle diese Erwägungen sind doch höchst klar und einfach. Und trotzdem ist das Publikum erstaunt und beleidigt, wenn wir Künstler, deren Aufgabe es ist, überall zu beobachten, um das Charakteristische heraus zu finden, diese Aufgabe erfüllen und unsere Eindrücke auf Leinen oder Papier wiedergeben.

Immer soll der Künstler dem Publikum etwas Neues, etwas Originelles, ein noch nicht zur Allgemeinheit und Gewöhnlichkeit abgenutztes Motiv bieten; aber wenn wir uns bemühen, etwas Derartiges zu bringen, dann heißt man uns frech.

Was soll aus einem solchen Stande der Dinge werden?

Das Publikum mag keine Bücher mehr lesen und verschlingt die trockenen Berichte über die rohen Thatsachen des täglichen Lebens in den Zeitungen. Das Publikum mag keine Gemäldesammlungen und Ausstellungen mehr besehen, da es immer nur dieselbe Art von Bildern wiederfindet, dieselben Gegenstände auf dieselbe Weise behandelt; es langweilt sich in den Theatern, weil neun Schauspiele von zehn dieselbe Verwickelung haben und ein Stück wie das andere mit einer Heirat endet.

Was ist nun, ganz im allgemeinen gesprochen, die Rolle der Kunst?

Heutzutage ist die Kunst zu einem leeren Zeitvertreib für solche Leute herabgewürdigt worden, welche Zeit und Lust haben, sich damit abzugeben. Man verlangt von ihr nichts, als daß sie die Verdauung anregt und befördert. Gemälde z. B. werden als gewöhnlicher Hausrat betrachtet. Wenn an der Wand zwischen der Thür und der Ecke mit der Konsole und der Vase noch ein kleiner Raum leer ist, so füllt man ihn mit einem Bilde aus, aber es muß einen leichten Gegenstand in gefälliger Ausführung darstellen, damit es nur ja nicht die Aufmerksamkeit von der übrigen Einrichtung und dem anderen Krimskrams im Zimmer ablenkt und den Besucher im Konversationmachen stört.

Und doch ist nichts so fähig, Einfluß zu üben, so reich an Mitteln wie die Kunst. In früherer Zeit schlossen sich die Künstler meist an die Reichen und Mächtigen an; sie waren dadurch von den Regeln und Gesetzen der bürgerlichen

Gesellschaft unabhängig, aber andererseits durch die Rücksicht auf ihre Gönner in jeder freien Bethätigung ihrer Eigenart und ihrer selbständigen Anschauungen sehr eingeschränkt. Trotzdem also die Künstler eine Stellung ähnlich wie die der Höflinge hatten, war der Einfluß der Kunst so groß, daß Jahrhunderte hindurch alle Beziehungen und Äußerungen des nationalen Lebens von ihrem Einflusse durchtränkt waren.

Wie viel mehr sollte man heute von der Kunst erwarten, zu einer Zeit, wo die Künstler sich als Bürger des Staates fühlen mit voller Verantwortlichkeit für ihr ganzes Thun und Lassen, wo sie sich nicht nach dem Geschmacke der Reichen und Vornehmen, welche sich gern als Mäcene betrachten lassen wollen, zu richten haben, wo sie Unabhängigkeit erworben und die Stellung eingenommen haben, welche so unentbehrlich für eine nützliche Thätigkeit ist, die Stellung des vornehmen Mannes nicht im Sinne eingefleischter Kastenvorurteile, sondern in dem weiteren und edleren Sinne, in welchem das moderne Leben dieses Wort auffaßt.

* * *

Da wir alle an dem heutigen Aufbau der Gesellschaft hängen und mit ihm verwachsen sind, so können wir auch der Kunst nicht entraten; denn diese ist, wenn das Publikum ihr Vertrauen entgegenbringt, im stande, die heutige Gesellschaft gegen die ernsteste und größte von allen Gefahren, die ihr drohen, zu sichern und zu schützen.

Die allerwichtigste Frage, welche heute ihrer Lösung entgegenharrt, gegen welche alle anderen gleichgültig und kleinlich sind, ist ohne Zweifel die soziale Frage, welche wie eine schwere, finstere Wetterwolke über uns schwebt.

Die Massen, welche Jahrhunderte hindurch ein elendes, halbverhungertes Dasein nur durch die Hoffnung auf künftige bessere Tage gefristet haben, wollen jetzt nicht länger warten. Das frühere Vertrauen auf die Zukunft haben sie verloren; ihr Hunger ist angestachelt, sie verlangen ihr Recht, d. h. Verteilung alles Besitzes in gleiche Teile. Und damit diese Ausgleichung später nicht wieder aufgehoben werden kann, verlangen sie, daß auch alle Begabung und geistige Fähigkeit auf dasselbe Gleichmaß der Mittelmäßigkeit herabgedrückt, daß gute, mäßige und schlechte Arbeiten nach gleichem Fuße entlohnt werden sollen. Sie wollen die Gesellschaft auf einem neuen Grunde erbauen, und wenn ihren Wünschen nicht bereitwillig Gehör geschenkt wird, wollen sie die Brandfackel an alle Denkmäler einer — nach ihrer Ansicht abgelebten — Weltordnung legen; alle öffentlichen Gebäude, Kirchensammlungen, Büchereien und Kunsthallen sollen in Rauch aufgehen — fürwahr, eine Religion des Schreckens.

* * *

Mein verstorbener Freund, General Skobelew, fragte mich einmal, was ich von der sozialistischen und anarchistischen Bewegung hielte. Er selbst gestand, er begreife nicht, was sie wollen. „Was fehlt ihnen? Was wollen sie erreichen?"

Meine Antwort war: „Zunächst verabscheuen sie die Kriege zwischen den Völkern. Sodann haben sie für die Kunst, auch für die Malerei, kein Verständnis.

Wenn sie also zur Herrschaft kommen, können Sie ihre strategischen Kenntnisse und ich meine Malerei an den Nagel hängen. Verstehen Sie dies?"

„Ja," versetzte Skobelew, „das begreife ich und darum will ich diese Bestrebungen nach allen Kräften bekämpfen."

Es ist, wie gesagt, auf keine Weise zu verkennen, daß der heutigen Gesellschaft im russischen Reiche in der großen Masse des Volkes ein drohender Feind gegenübersteht, welcher nach vielen Millionen zählt. Es sind die Volksschichten, welche viele Menschenalter, ja viele Jahrhunderte hindurch mit dem äußersten Elend gekämpft haben, mit kärglicher Nahrung, ärmlicher Kleidung, in schmutzigen und ungesunden Wohnungen; Bettler und Arbeiter mit wenig oder gar keinem Vermögen.

Wer diese Gefahr recht erkennen will, muß sich zunächst fragen: wer trägt die Schuld an ihrem Elend, oder sind sie selbst daran schuld? Die Antwort lautet: nein; sie tragen wenigstens nicht alle Schuld allein, eine viel größere Verantwortung als sie selbst trägt die Gesellschaft.

Eine zweite Frage ist die, ob diesen Bedauernswerten zu helfen ist. Und hierauf muß zweifellos mit ja geantwortet werden. Christus, unser großer Lehrer, hat uns schon vor Jahrhunderten den Weg gezeigt, wie die Reichen und Mächtigen das Los der Armen und Elenden verbessern können, ohne die Dinge zum Umsturz zu treiben und ohne unsere heutige gesellschaftliche Ordnung aufzuheben: wenn sie sich nämlich der Armen ernstlich annehmen wollen. Durch kleine, in christlicher Liebe gespendete Opfer können sie sich leicht den Besitz ihrer Reichtümer und Vorzüge sichern. Trotzdem ist die Hoffnung auf eine friedfertige Lösung der sozialen Frage heut nur gering. Die wohlhabenden Klassen wollen lieber dem Namen nach als in Wirklichkeit Christen sein. Sie glauben entweder die Gefahr durch Beschwichtigungsmittel beseitigen zu können, oder sie halten sie für so fernliegend, daß sie noch keine Opfer zu bringen brauchen, während die Armen, welche noch vor kurzer Zeit zur Verständigung bereit waren, jetzt keine Abfindungen mehr annehmen wollen.

Was aber ist das Ziel der Unzufriedenen?

Nichts als der Ausgleich alles Besitzes in einer zukünftigen, neu zu gründenden Gesellschaft, materielle und moralische Ausgleichung aller Rechte, alles Lebensgenusses, aller Fähigkeiten und aller Begabungen; wie erwähnt, streben sie dahin, den ganzen Bau der jetzigen Gesellschaft zu untergraben, und um eine neue Weltordnung begründen zu können, verlangen sie den Beginn wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, denn das, was unter diesem Namen heute bestehe, sei Schatten und Schein.

* * *

Ich will diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, als nötig ist; es ist nicht meine Aufgabe darzulegen, was von diesen Ansprüchen gesund und berechtigt, was ungesund und thöricht ist, ich will nur die Thatsache feststellen, daß zwischen dem früheren Schrei nach Brot und dem heutigen Begehren der Umsturzparteien eine tiefe Kluft besteht. Die Ansprüche der Massen sind im Laufe der Jahrhunderte gewachsen, und die Rechnung, welche sie uns jetzt vorlegen, ist nicht gering.

Im allgemeinen aber wird diese Gefahr nicht für so nahe bevorstehend gehalten. Für einzelne Gebiete mag dies auch richtig sein, indessen ich glaube — soweit ich es beurteilen kann — daß die Sache nicht in allen Ländern gleich steht. Denn Frankreich, das unglückliche Land, welches zu fortwährendem Herumexperimentieren an sich selbst, zu ununterbrochenen neuen Versuchen bald auf sozialem, bald auf wissenschaftlichem, bald auf politischem Gebiete schon seit Jahrhunderten verdammt zu sein scheint, steht der Krisis am nächsten; dann folgt Belgien, dann die anderen Länder.

Es ist gar nicht unmöglich, daß noch die lebenden Generationen Zeugen des Ausbruchs sein werden. Sicher ist jedenfalls, daß eine der nächsten Generationen das Gesellschaftssystem vollständig niedergerissen und neu wiederaufgebaut sehen wird.

Die Ansprüche der Sozialisten und besonders der Anarchisten und die von ihnen hervorgerufenen Unruhen pflegen in der Gesellschaft, so oft man von ihnen hört, großes Erstaunen zu erregen. Sobald aber die Unruhen unterdrückt sind, fällt die Gesellschaft in ihre gewöhnliche Gleichgültigkeit zurück, und niemand bedenkt, daß die große Häufigkeit dieser Vorfälle das Zeichen einer kranken Zeit ist.

Wer sich eines weiteren Blickes rühmen kann, hat bereits eingesehen, daß alle Beschwichtigungsmittel auf die Dauer ohne Nutzen sein werden, daß auch eine vollständige Änderung der Regierungen und ihres Systems keine Hilfe mehr schaffen würde, und daß nichts Anderes hilft, als die beiden Parteien zu beobachten und abzuwarten, welche es am längsten aushält, die Partei der Wohlhabenden in dem Entschlusse, nicht zu weichen, die Partei der Armen im unentwegten und beharrlichen Vorwärtsstreben.

* *
*

Der einzige Trost für die Besitzenden ist der, daß die Umstürzler noch nicht die erforderliche Zeit gehabt haben, um ihre Streitkräfte zum Todeskampfe zu organisieren. Aber auch dies ist nur in einem gewissen Grade richtig. Denn wenn die Umstürzler an der Organisation auch nur langsam arbeiten, so werden sie mit der Zeit doch zum Ziele kommen, und es ist auf der anderen Seite auch fraglich, ob die Partei der Gesellschaft genügende Verteidigungsmittel hat, um ohne Furcht dem Kampfe entgegensehen zu können.

Wer ist der anerkannte und berufene Verteidiger der Gesellschaft?

Das Heer und die Kirche.

Der Soldat ist ohne Zweifel eine gute Stütze, ja er ist der berufene Verteidiger; nur das eine Bedenkliche ist, daß auch der Soldat in einigen Ländern seines undankbaren Amtes müde zu werden beginnt. Jetzt und in langer Zukunft wird er mit freudigem Mute gegen alle solche marschieren und fechten, welche man als seine „Feinde" bezeichnet; aber es wird die Zeit kommen, wo er sich weigern wird, auf sein eigenes Volk zu schießen.

Ein guter Soldat ist nur der, welcher kein Bedenken trägt, auf Befehl selbst seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder zu töten.

Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß ich diese Ansicht im Verlaufe eine Unterhaltung auch gegen Alexander Dumas den jüngeren ausgesprochen habe, welcher die Richtigkeit meiner Darstellung anerkennen mußte und nichts Anderes darauf erwidern konnte, als: „Gewiß, aber das wird der Soldat auch thun.“

Der andere Verteidiger der Gesellschaft, der Geistliche, ist weniger mißbraucht worden als der Soldat und deshalb seiner Aufgabe auch noch nicht in so hohem Grade müde geworden. Aber andererseits wird das Volk seiner müde, man achtet weniger als früher auf ihn, ja man beginnt bereits an der unbedingten Wahrheit aller seiner Predigten zu zweifeln.

* * *

Die Lage hat somit ein höchst bedenkliches Aussehen. Wenn einmal die Zeit kommen wird, daß die Geistlichkeit allen Einfluß auf das Volk verliert, wenn der Soldat den Gehorsam verweigert, durch welches Bollwerk will sich die Gesellschaft dann noch schirmen, oder giebt es denn keinen Schutz und Halt mehr?

Gewiß giebt es noch einen solchen Halt, und das ist der menschliche Geist und die begabten Meister auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Litteratur und der Kunst.

Die Kunst muß und wird die Gesellschaft beschützen. Ihre Macht ist nicht sichtbar und greifbar, aber doch sehr groß. Ja man kann ruhig behaupten, daß der Einfluß der Kunst auf das Denken, Fühlen und Handeln der Menschen von keiner anderen geistigen Gewalt erreicht oder übertroffen wird. Die Kunst muß und wird die Gesellschaft schon aus dem Grunde um so eifriger und wärmer verteidigen, weil ihre Anhänger wissen, daß die Umstürzler durchaus nicht dazu neigen, ihnen die geehrte und angesehene Stellung, welche sie jetzt einnehmen, zu belassen; da nach ihrer Ansicht ein paar Stiefel nützlicher ist als ein Gemälde, eine Novelle oder eine Statue. Die Umstürzler erklären die menschliche Begabung für Luxus, und da jede hervorragende Begabung einen aristokratischen Charakter hat, so muß sie von ihrer hohen Stellung in die Ebene der allgemeinen Mittelmäßigkeit hinabgestürzt werden. — Diesem Gebote aber können wir uns nimmermehr unterwerfen.

Wir wollen uns zwar keinen Selbsttäuschungen hingeben. Es werden immer wieder begabte Männer auftreten und diese werden sich auch in der neuen Zeit eine in ihrer Art bevorzugte Stellung zu verschaffen wissen, und vielleicht werden ihre Werke an den neuen Verhältnissen gewinnen, aber wir können uns niemals mit dem Grundsatz der allgemeinen Vernichtung und Zerstörung befreunden, dessen einzige Lehre so lautet: „Erst alles niederreißen und einen neuen Grund schaffen, die Frage nach dem Wiederaufbau sei der Zukunft überlassen.“ Die Verbesserung und Ausbildung des Bestehenden auf dem friedlichen Wege des allmählichen Fortschrittes werden wir dagegen stets begünstigen und zu befördern suchen.

* * *

Es braucht nicht ausdrücklich ausgesprochen zu werden, daß wir auf der anderen Seite die Hilfe der Gesellschaft zur Erfüllung unserer Aufgaben in Anspruch nehmen, daß wir Vertrauen verlangen und alle nötige Freiheit, unsere Begabung zu entwickeln und auszuüben.

Da liegt aber der Anstoß.

Die sorgenlose, mit sich selbst zufriedene Gesellschaft ist unzufrieden über jede Veränderung, über jeden Tadel, jeden Spott, jeden Vorwurf. Sie hat ein tiefes Mißtrauen gegen alle hervorragenden, kühnen und selbständigen Vertreter der Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Die Gesellschaft verficht mit Eifersucht ihr Recht, der Begabung nicht nur den Weg, den sie zu gehen hat, sondern auch das Maß und den Grad ihrer Entwickelung und Bethätigung vorzuschreiben.

In dieser Gesellschaft wird alles Gewöhnliche und Alltägliche durch Rechte und Vorzüge aller Art geschützt, während alles Neue und Selbständige befürchten muß, Haß und Tadel zu erregen, und einen schweren Kampf mit dem überall herrschenden Gemeinplatz und der Heuchelei zu bestehen hat.

Man versuche nur, auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft und Litteratur etwas Geistreiches zu schaffen, man versuche, einen selbständigen, bedeutenden Gedanken in einem Gemälde oder einer Statue auszudrücken; wenn nicht alles mit einer dicken Schicht von dem gewöhnlichen, hausbackenen und herkömmlichen Schlendrian bedeckt ist, den die Gesellschaft so sehr in ihr Herz geschlossen hat, dann ist alle Mühe vergebens; man wird den Erfinder nicht einmal anhören, sondern ihn von vornherein für einen Marktschreier oder für noch etwas Schlimmeres erklären.

Woher kommt das? Hat die Gesellschaft vielleicht den früheren großen Erfindungen den Weg gezeigt, so daß sie sich deshalb dies Recht anmaßen könnte? Nein, sie hat sie vielmehr überall zurückgehalten und lahm zu legen versucht.

Oder hat die Gesellschaft als ganzes jemals eine der großen Erscheinungen der Weltlitteratur hervorgebracht? Nein, sondern sie hat sich stets beeifert, die begabten Männer zu quälen und zu verfolgen, wenngleich sie ihnen nach ihrem Tode die schönsten Denkmäler gesetzt hat.

Wie kommt also die Gesellschaft dazu, eine solche Anmaßung und Überhebung auszuüben? Sie hat es nur dadurch gekonnt, daß sie den unchristlichen Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel“ schonungslos befolgt hat.

* * *

Wie viel Hohn und wie viel Wahrheit liegt in solch' einer Unterhaltung über Kunst, wie man sie von Zeit zu Zeit anhört:

„Sind Sie im Salon gewesen?“

„Nein, dies Jahr nicht, aber voriges Jahr mehr.“

Fürwahr, in den meisten Fällen findet man im Salon stets dieselbe Zahl Bilder von derselben Güte, welche ungefähr dieselben Gegenstände behandeln und in fast derselben Weise ausgeführt sind. Oder:

„Haben Sie das neue Stück von Sardou gesehen?“

„Es ist mir zufällig nicht möglich gewesen, da ich gerade zu der Zeit, als es gegeben wurde, aufs Land mußte. Aber morgen gehen wir in das Theatre Français, um das neue Stück von Dumas zu sehen. Die beiden Stücke sollen übrigens in der Anlage und in der Verwickelung viele Ähnlichkeit mit einander haben.“

Und das ist ganz gewiß wahr. Sie sind alle einander mehr oder weniger ähnlich.

Wo steckt die Schuld anders als beim Verfasser? möchte man sagen. Und wenn man einen Schriftsteller einmal fragen würde, ob er nicht lieber die Handlungen so darstellen möchte, wie er sie im wirklichen Leben beobachtet, mit einem logischen, durch die ganze Entwickelung notwendig gemachten Schlusse, ob er nicht lieber einmal auf den üblichen alltäglichen, abgedroschenen Ausgang verzichten möchte, so würde er gewiß antworten: „Nein, daran ist nicht zu denken." Und doch ist dem Schriftsteller die Schuld nicht beizumessen; denn die Gesellschaft, welche ganz im herkömmlichen Gewäsche aufgegangen ist, würde in ein solches Stück, mag es so interessant sein wie es will, nicht gehen; und der Schriftsteller ist gewungen, sich der Neigung des Publikums anzupassen, wenn er nicht den Bühnenunternehmer und sich selbst brotlos machen will.

Ebenso ist es mit Malern, Bildhauern und selbst Komponisten. Wie viele künstlerische begabte Männer sind in ein frühes Grab getrieben durch den Widerwillen, welchen die Gesellschaft allen neuen dichterischen und musikalischen Gedanken entgegenbringt!

Auf der einen Seite hören wir Klagen über die Langweiligkeit, Einförmigkeit, ja Abgedroschenheit, die in der Kunst heute vorherrscht; das Volk sehnt sich nach einer geistreichen, selbständigen Leistung. Auf der andern Seite züchtigt dich dasselbe Publikum wegen eines jeden Schrittes, den du dich von dem alten, ausgetretenen Pfade entfernst.

Mir scheint, daß es somit hohe Zeit ist, der Kunst einmal Duldung und Vertrauen entgegenzubringen, wenn sie sich mit der Gesellschaft verbrüdern und eins mit ihr werden und in der jetzigen schweren Zeit als ihr treuer Hüter auf dem Posten stehen soll.

* * *

Man könnte mich, als Vertreter der Kunst, fragen, welches neue Evangelium ich denn zu verkünden wünsche, welche Entdeckung ich gemacht habe, die für die Gesellschaft so überraschend neu ist?

Nun, was ich zu sagen habe, ist vielleicht nicht ganz neu, aber jedenfalls hat die Überzeugung von der Wahrheit unserer Ansicht das Volk noch nicht durchdrungen. Und ich glaube, daß mit den reichen vielfachen Mitteln der Kunst auch dies letzte Ziel zu erreichen ist. Was wir aber dem Volke zu sagen haben, ist folgendes:

„Gieb es auf, dein Herz an den falschen Bildern des Idealismus zu ergötzen, der deine Sinne einschläfert; des Idealismus der volltönenden Worte und Phrasen. Blicke um dich mit den Augen eines empfindenden Realisten, und du wirst sehen, wie sehr du dich betrogen hast. Du bist nicht der Christ, der du zu sein glaubst, du bist kein Vertreter der christlichen Gesellschaft und des christlichen Landes.

„Wer seinesgleichen zu hundert Tausenden tötet, ist kein Christ.

„Wer sich im privaten und öffentlichen Leben nur von dem Grundsatze: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" leiten läßt, ist kein Christ.

„Wer den ganzen Tag in der Kirche zubringt, aber nichts oder nur elende Brosamen für die Armen hergeben will, ist kein Christ."

Wer beachtet denn heute noch die Lehre unseres Heilandes von der christlichen Liebe und sein Gebot, den Notleidenden zu helfen!

Wie verhalten sich heut die beiden großen Zweige der christlichen Kirche, die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe, welche sich vor Jahrhunderten von einander getrennt haben, weil sie sich über die Frage, ob der Heilige Geist von dem Vater allein oder von dem Vater und dem Sohne ausgeht, nicht einig werden konnten? Ist es möglich, daß sie sich heut noch nicht verstanden und, durch den gegenseitigen Haß geblendet, ihre erhabene Sendung auf Erden vergessen haben sollten?

Wie verhalten sich die später entstandenen Kirchen? Sollte es möglich sein, daß auch sie, in süßem Schlummer versunken, das Verständnis für die heutige Ordnung der Dinge verloren haben und alle Mitwirkung zu neuen Reformen ablehnen sollten?

Wenn dies so ist, so ist mein Wunsch, daß ein begabter Mann die Starken und Mächtigen aus dem tiefen Schlafe aufrütteln möge, in den sie gesunken sind; eine schwere, aber eine edle Aufgabe. Und wenn man uns nicht hören, oder uns schweigen machen will, dann wird es die Gesellschaft sein, die den Schaden zu tragen hat. Erwachen wird sie gewiß einmal, aber zu spät, und dann wird das Hereinbrechen der Massen, eine zweite Vandalenplünderung, nicht mehr abzuhalten sein. Und das eine ist sicher: wenn es so weit kommt, dann wird keine Kirche, kein Bankhaus geschont werden.

„Wer Ohren hat zu hören, der höre."

Von Wartburg und Maulbronn.

Scheffel-Erinnerungen

von

A. v. Freydorf.

Es war im September des Jahres 1872. Die große Kriegszeit lag hinter uns; im neu gesicherten Frieden des jung erblühenden deutschen Reiches fingen die verschiedenen Genossenschaften wieder an, ihre festlichen Vereinigungen zu halten, auch Karlsruhe rüstete sich eben, Gäste in seinen Mauern aufzunehmen; die Architekten ganz Deutschlands wurden erwartet zu ihrem 16. Vereinstage.

Wir hatten dem Komitee ein Zimmer zur Verfügung gestellt. „Daß Sie mit dem Bewohner zufrieden sein sollen, dafür lassen Sie mich sorgen," sagte Dr. Scheffel, „ich habe Ihnen einen ganz besonderen Freund zugedacht: Professor von Ritgen, den Wiedererbauer der Wartburg!"

Kurze Tage nach dieser sehr erwünschten Ankündigung kam folgender Brief Scheffels:

Hochverehrte Fr. v. F.

„Herr von Ritgen bittet, nicht nur ihn, sondern auch seine Tochter gastlich aufzunehmen. Ich darf Sie wohl ersuchen, mir zwei Zeilen zuzustellen, daß dieselbe mit ihrem Vater freundlicher Aufnahme gewärtig sein darf. Umgehend sende ich dann diese Zusage nach Wartburg.

Sie bei so herrlichem Wetter am Rhein vermutend, komme ich heute nicht selbst, überreiche aber

1. zur näheren Legitimation des Gastes sein Werk über die Wartburg,

2. mich mit allen Architekten zur Fortdauer Ihres Wohlwollens empfehlend, unser Werk über Karlsruhe, Festgabe zur Versammlung. Sie erhalten das erste Exemplar .... daß der Inhalt nicht unterhaltender ist, thut mir selbst leid ....."

Dem war aber nicht so, denn dem Buche vorangestellt war ein Gedicht Scheffels, das reichlich entschädigte für die nachträgliche Trockenheit. Es ist zu lang, um es vollständig hier wiederzugeben, und auch seitdem in eine der Sammlungen eingeschaltet worden, aber da es uns Scheffel selbst vorlas mit seiner markigen Stimme und der breit süddeutschen Aussprache, die seinem Vortrag etwas so Charakteristisches gab, möchte ich es in dieser Erinnerungsskizze nicht ganz missen.

Willkommen hier, baukundige Wandergäste,
Septembersonne lacht auf Euren Pfad,
Und Land wie Leute grüßen auf das beste
Der deutschen Technik Hort und Ehrenrat.
Nicht Hamburgs Alster zwar, noch Wiens Paläste,
Bescheiden ist, was man zu zeigen hat,
Doch sonder Bangnis rüstet sich zum Feste
Carl Wilhelms wohlgeplante Fächerstadt.

Sie wuchs als Kind im Hardwald, knapp gehalten,
Weinbrenner wies ihr, wie man „klassisch" baut,
„Gefrorene Musik" hieß er sein Walten,
Drum ist sie auch so lang nicht aufgetaut.
Spät erst durch Hübsch erlöst vom Bann des Alten
Ward sie des Werts der Schönheit sich bewußt,
Nun darf ihr Fächer sich modern entfalten,
Vertraun auf gute Zukunft schwellt die Brust

In Heidelberg umschwebt euch ander Wesen
Wie Geisterhauch. Beredt, ehrwürdig, groß
Weiß ein Kollegium Renaissance zu lesen,
Das alte Schloß in seiner Trümmer Moos;
Doch eh' man noch am Neckar froh gewesen,
Führt euch der Festzug in des Schwarzwalds Schoß
Zum Quellendampf, drin Gichtische genesen,
Zur Bäderstadt im milden Thal der Oos.

In den folgenden Versen schildert der Dichter das Festmahl auf der Burg Badens unter grünem Wipfeldach und läßt als ältesten Baurat des badischen Landes und Thorwardein von dessen hoher Schule, von Steinbach herauf, wo er

längst des Ruhestands genießt, den Meister Erwin zu den Festgenossen treten. Dieser bringt den Trinkspruch aus:

„Seht dort des Rheines Streif, den silberweißen,
Dort ragt, was ich ersann, verklärt und fern
Im Purpurduft des Abends, und mit leisen
Glutstrahlen küßt die Sonne seinen Kern.

Gott und dem Reich in freiem Steinmetzorden
Zu dienen, schien uns frommer Zunftberuf.
„„Aus rauhem Stein sind zarte Heil'ge worden!““
Schrieb man zum Bildwerk, das Sabina schuf [1]),
Doch wie wir unserer Zeit gerecht geworden,
So freut Uns, was bewußt die Eure schafft,
Nicht schickt sich Eines stets und aller Orten,
In neuer Form bewährt sich neue Kraft.

Drum soll ein Trinkspruch kräftig hier erschallen
Zu meiner Heimat goldnem Mauerwein:
„„Dem Bau der Zukunft!“ — bis die Schranken fallen
Leg' Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch allen
Und wer sie löst, soll Baudirektor sein:
Architektur: des deutschen Reichstags Hallen,
Ingenieurs: die Brücken übern Main!“

„Der Krieg hat die Architekten-Versammlung vertagt. Ich schrieb dies Gedicht im Jahre 1870,“ erklärte Scheffel sich zurücklehnend in den Stuhl und die Augen schließend, wie seine Gewohnheit war, wenn er den eigenen Gedankengang ganz verfolgen wollte. Langsam und bedächtig fuhr er mit leisem Lächeln fort: „So kann's dem Dichter gehen, der sich allzu rasch an die verlangte Arbeit macht! Aber herrlich ist's: zwischen dem vertagten und dem nun versammelten Architektentag liegt ein Stück Weltgeschichte: Der rechte Bauherr hat sich gefunden; die Preisaufgaben sind gelöst: wir haben einen deutschen Reichstag; wir haben ein einziges Reich ohne Trennung in Süd und Nord.“

Die Stadt wurde festlich geschmückt mit Blumen und Gewinden, und am 21. September trafen unsere Gäste bei uns ein.

Gleich der erste Abend sollte zeigen, welch' genußreichen Tagen mit interessanten Menschen wir entgegen gingen. Scheffel war bei uns geblieben, er hatte eine große Freude, den alten Freund wiederzusehen, und viel mußte Professor von Ritgen erzählen vom schönen Thüringerlande, an dem der Dichter mit schwärmerischer Begeisterung — von den manchen Bekannten und Freunden, an denen er in warmer Herzlichkeit hing. Immer lebhafter erwachte ihm die Erinnerung all' der Tage, die er selbst dort verlebt hatte, und unmerklich, während im lebhaften Gespräch die beiden Herren Rede und Gegenrede tauschten, vergaßen die lauschenden

[1]) **Gracia divinae pietatis adesto Sabinae. De petra dura per quam sum facta figura.** Spruchband an der Portalstatue des heil. Johannes.

Zuhörer, daß sie eigentlich in einem kleinen Salon zu Karlsruhe saßen; der Raum weitete sich, die Wände verschwanden, eine Landschaft breitete sich aus vor dem geistigen Auge: über bewaldeten Bergrücken tauchte die Wartburg auf, aus dem schroffen Fels geboren ragten ihre stolzen Zinnen mit Turm und Fahne hoch empor über das liebliche Eisenacher Thal und den dunkelschattigen Thüringerwald.

Da führte uns denn Herr von Ritgen selbst hinein durch das Eingangsthor in die Burg, wie sie jetzt, nach der Wiederherstellung, von stolzem Turm überragt ist, hinein in die Vorburg und zeigte uns von hier aus auch die Hofburg durch die zweite Thorhalle hindurch. Er hatte Pläne und Skizzen mitgebracht.

Seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war die Wartburg nicht mehr bewohnt gewesen, da, im Jahre 1847, hatte der jetzige Großherzog den Entschluß gefaßt, die umfangreichen, großartigen Gebäude seines Ahnenschlosses wieder in altem Glanz herzustellen, und hatte eben Herrn von Ritgen mit diesem Plane betraut. Es wurde dabei von dem Gesichtspunkte ausgegangen, die ehrwürdige Feste möglichst getreu in der früheren Gestalt zu erneuen, und zwar sollte sie ein Bild geben von ihrer Glanzperiode im 12. und 13. Jahrhundert als Sitz mächtiger, kunstliebender Fürsten, und ein solches aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts als Asyl Martin Luthers. So ist die Wartburgrestauration zu einer sinnreichen Poesie der Architektonik geworden; alle Ornamente, so phantastisch sie auch scheinen mögen, sind auf Grund altertümlicher Forschungen tief gedacht und mit künstlerischer Vollendung ausgeführt, während in den verschiedenen Bauten vier große Momente, für sich getrennt und doch wieder in schönster Harmonie vereinigt, uns vor Augen treten: die Romantik des Rittertums mit der ritterlichen Hofhaltung mächtiger Fürsten; der poetische Aufschwung des Mittelalters in der goldenen Zeit des Minnesanges; die katholische Glaubensinnigkeit, verklärt durch den Nimbus, den die heilige Elisabeth ausstrahlt, und dann, mit dem Licht, das aus dem Lutherstüblein erleuchtend über die Welt strahlt, der Sieg des Protestantismus.

Als uns damals Herr von Ritgen davon erzählte, war der größte Teil dieser schwierigen Aufgabe gelöst. Längst bewohnte der Großherzog mit seiner hohen Familie das Landgrafenhaus, auch die Kemenate mit dem Bergfried und die Dirnitz, das Prinzenhaus standen völlig treu wieder da, die Restauration hatte sich dem ehemaligen Rittergelaß zugewandt, welches nun mehr als Kavaliershaus hergestellt werden sollte und gerade im Bau begriffen war. Noch manche daran geplante Verschönerung besprachen an diesem Abend des Mittelalters Bauherr und Dichter miteinander.

Auch von einem merkwürdigen Fund erzählte Herr von Ritgen: bei einer Ausgrabung im Hofe der Wartburg fanden sich eingemauert in den Felsen zwölf Schwerter, die mit dem Knauf zusammengelegt, mit der Scheide strahlenförmig auseinandergingen.

„Ein Zeichen war's," erklärte Scheffel, „daß Ludwig der Springer sich mit zwölf Rittern verbürgte, die Burg, die sie einem anderen Geschlechte abgenommen, mit Blut und Schwert als eigen zu verteidigen. Er hatte, als er auf einem

Jagdzug den Gipfel des Berges erreichte, überrascht von der schönen Aussicht ausgerufen: „Wart Berg, du sollst mir eine Burg werden!“ und dann rasch Türme und Wohnhaus darauf zimmern lassen. Die Herren von Frankenstein erhoben Klage wider ihn, weil der Berg ihnen gehöre, und so gab der Kaiser dem Salier auf eidlich zu erhärten, daß sie auf eigenem Boden gebaut hätten. Da ließ Ludwig der Springer heimlich in der Nacht viel hundert Körbe Erde von seiner Heimatburg auf den Gipfel des Berges schleppen, und nun beschwor er, er stehe auf eigenem Grund und Boden.“

Nachdem der Architektur und der Gebäude genugsam gedacht worden war, erkundigte sich Scheffel insbesondere nach seinem alten Freunde, dem Kommandanten von Arnswald, dabei erzählend von seiner eigenen Fahrt in Thüringen und der Arbeit, welche ihn damals beschäftigte.

„Fußwandernd und allein zog ich fürbaß, Studien zu machen, einmal hierhin, einmal dorthin, oft, um unbehelligt zu sein, unter anderem Namen. Den ganzen Rennstieg hab' ich durchschritten, tagelang die Waldluft atmend. Das Ränzel um die Schulter gab den Rhythmus an zum Liede, wenn's im Gehen hüpfend anschlug. In Friedrichsrode hatte ich eine Zeitlang Hauptquartier aufgeschlagen, war auch in Ordruf bei einem Förster, in Gotha, in Waltershausen, wo die alte Stammburg der Thüringe liegt, nahe bei Tanneberg — —

„Ach!“ wurde er da unterbrochen —

„Ich bin der Vogt von Tanneberg
Und auch von Waldrathausen
Und pfleg' im Lindenwipfelwerk
Als wilder Falk zu hausen —

Ist das dasselbe Waltershausen, und steht die große Linde noch, von der Sie gesungen haben:

O honigschweres Blütenhaus,
O wunderwürz'ge Räume,
Die Biene nur summt ein und aus,
Sie summt mich sanft in Träume.

und darin

„Im Lindengrün zum Trocknen jetzt
Gewaschne Windeln hangen?“

„Ja,“ erwiderte er lachend, „dasselbe; doch daß es noch dieselbe Linde ist, das möcht' ich lieber nicht verbürgen, jedenfalls aber träumt sich's weltvergessen und freundlich auch unter ihrer Enkelin Schatten. Manches Skizzenblatt im Album, manchen klingenden Reim habe ich von der Wanderung heimgebracht, als ich wieder zurückkam nach der Wartburg. Dort hatte ich gehofft, einsam zu sein und zu arbeiten; aber da war der ganze Hof, ich kam in viel Verlegenheit, doch durch die Freundlichkeit Arnswalds wurde mir geholfen. Er stellte mir sein Gartenhäuschen zur Verfügung, so ging es; dort war ich ruhig und ungestört. Doch je mehr ich arbeitete und forschte, je mehr ich Bücher und Urkunden und Pergamente durchstöberte — ich hatte dem Großherzog zugesagt, den Sängerkrieg auf der Wartburg zu schreiben — desto mehr wuchs mir das Material über den Kopf. —

Stoff hätte ich damals beisammengehabt für mehr als acht Romane — nun aber lernte ich die vielgepriesenen Minnesänger kennen und immer mehr kam ich ihnen auf die Schliche:

Im guten Glauben hatte ich sie anfangs noch für ursprünglich gehalten, nun merkte ich, viele von ihren Liedern waren überliefert, teilweise sogar übersetzt. Oft waren's uralte Troubadour-Strophen, so mußte ich mich aufs Altfranzösische verlegen, die Provenzalen studieren, um doch vor allem die Originale selbst kennen zu lernen. Das aber führte mich immer weiter. An einzelne Gedichte haben die Minnesänger eben so wenig Recht, wie der Stuttgarter Übersetzer des Ivanhoe das Verdienst des Walter Scott für sich in Anspruch nehmen kann. — Wie ich nun einsehen lernte, daß ich welschen Weisen auf der Spur war, da verlor die Arbeit ihren Reiz — ich war auf falscher Fährte, denn ich war zu deutsch in meinem ganzen Wesen, um mich länger damit beschäftigen zu mögen — auch sammelte sich, wie gesagt, das Material zu einer Menge, die ein Bewältigen unmöglich machte — und dazu kommt, daß, je mehr man studiert, desto mehr die Harmlosigkeit des Erzählers verloren geht."

Wie es im geselligen Gespräch immer geht, man kommt von einem zum andern. Als ich den Namen Arnswald hörte, da tauchte mir in der Erinnerung eine Geschichte auf, die meine Neugierde, als ich noch Kind war, ungemein erregt hatte. Heute sollte ich die Lösung erfahren. — Scheffel hat die Sache übrigens öfters erzählt unter dem Titel: Wie Gespenstergeschichten entstehen — im Anschluß an die, welche ich auch nach seiner Erzählung niedergeschrieben habe: Wie Wunder entstehen.

Um aber den Schluß zu geben, muß ich für den Anfang zurückgreifen in meine Kinderjahre, als Scheffels Mutter noch lebte.

Eines Abends kam die gute Frau Majorin ganz aufgeregt mit einem Briefe ihres Freundes, des Kommandanten der Wartburg, Herrn von Arnswald, zu den Eltern herüber, um mit Papa, der natürlich für Gespenster durchaus kein Verständnis hatte, in leidenschaftliche Diskussion zu geraten über die Möglichkeit eines solchen Ereignisses, wie es ihr eben mitgeteilt wurde.

Ehe sie aber begann ihren Brief vorzulesen, — es war Vesperzeit und die ganze Familie um den Kaffeetisch versammelt — meinte sie:

„Die Kinder dürfen nicht zuhören, die schlafen sonst heute Nacht nicht!" So gingen denn meine Eltern mit der Majorin in Papas Zimmer hinüber, und wir waren verbannt. Daß ich die schauerliche Geschichte dennoch hörte, das hatte seine eigene Bewandtnis in der Architektur meines elterlichen Hauses.

Zwischen dem Eßsaal und Papas Zimmer lag nämlich zur Seite und einige Stufen erhöht ein geräumiges Treibhaus. Dort stand mein Arbeitstischchen, und die Thüren waren auf. Ich rechnete mich übrigens nicht mehr zu den Kindern, sah es daher auch kaum für ein Unrecht an, im grünversteckten lauschigen Plätzchen weiter zu arbeiten. Item — ich hörte den ganzen Brief.

Der Schreiber desselben hatte kurz zuvor sein neues Amt als Kommandant der Wartburg übernommen oder war von einer Reise zurückgekehrt — das weiß ich nicht mehr, — aber schon war ihm allerhand geschehen, was er mit seinem klaren

Verstand, seinem ruhigen Denken nicht zusammenreimen konnte. So hatte er geheimnisvolle Musik auf einem Grabe gehört und anderes mehr. Das eine aber war ihm so unerklärlich, so rätselhaft, daß es ihm seine Ruhe zu rauben drohe und er es darum seiner alten Freundin, der Majorin, mitteilen müsse.

Die Rüstkammer, den großen Ritter- und Waffensaal hatte er putzen und reinigen lassen, gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft unter genauer eigener Überwachung; den Abend, nachdem alles wieder aufgeräumt, in bester Ordnung eingerichtet, und die Arbeiter entlassen waren, hatte er selbst, wie er genau wußte, alle Zugänge zum Rittersaal abgeschlossen. Die Schlüssel hingen in seinem Zimmer, außer diesen waren keine zur Rüstkammer da, als ein einziger, den der Werkmeister, ein ganz zuverlässiger, bewährter Diener, in Gewahrsam hatte.

Mitten in der Nacht nun erwacht Arnswald von einem Waffengeräusch, er glaubt geträumt zu haben, aber doch war's ihm, als sei es drüben in der Rüstkammer gewesen; er steht auf, geht ans Fenster — das Gelaß, das er bewohnte, lag der Dirnitz, wo die Waffensammlung ist, gerade gegenüber. Da sieht er zu seinem nicht geringen Erstaunen die Fenster der Halle von innen erleuchtet. Rasch macht er Licht, kleidet sich an, nimmt den Schlüsselbund und eilt hinüber, um die Ursache zu ergründen. Doch schon als er auf den Hof kam, war das Licht in der Halle wieder verschwunden, die Fenster nur von außen erleuchtet durch den Mond, der voll am wolkenlosen Himmel stand. Mitternächtlich einsam und still war's auf dem Hof, und alle Thüren, wie er selbst sie am Abend gelassen, fest verschlossen. Er öffnet, nicht ohne leises Zaudern — tritt in die Vorhalle der Dirnitz und schließt nun auch die zweite Thüre zur Rüstkammer auf. In demselben Augenblicke aber löscht ihm das Licht im Zugwind aus. Doch der Mond scheint durch die Fenster, er beleuchtet den großen Waffensaal genügend, daß der nächtliche Besucher ihn ganz überblicken kann: es ist kein Mensch darin, nur die schwarzen Rüstungen stehen wie sonst schattendunkel herum. Einige Schritte tritt er weiter vor — da — was ist das? von den zwei Rittern, die sonst hoch zu Pferde sitzen, ist der eine verschwunden . . . nein — der steht dort in der Bogennische ans Fenster gelehnt und schaut hinauf in den Mond, dessen bleicher Strahl auf die schwere dunkle Rüstung niederfällt. Arnswald ist im ersten Augenblick wie gelähmt, doch noch einen Schritt thut er vorwärts, da aber sinkt der Ritter vor ihm nieder in die Knie, und von Entsetzen erfaßt stürzt Arnswald zurück, schließt in Hast die Thür hinter sich zu, um in größter Aufregung nach seinem Zimmer zurückzueilen, wo von weiterem Schlaf natürlich keine Rede mehr war. Wie er dann gleich mit einbrechendem Morgen als der erste die Rüstkammer erschloß, saß der mondsüchtige Ritter wieder auf seinem geharnischten Gaul — steif und fest und regungslos, als sei er nie von demselben auch nur für eine Minute herunter gewesen.

Geträumt hatte Arnswald die Sache nicht, er war ja seitdem nicht wieder eingeschlafen, er forschte die Leute aus, den Werkmeister nahm er ins Gebet, den einzigen, der außer ihm selbst noch einen Schlüssel hatte — umsonst, es gab

eben keine Aufklärung, und der Brief schloß mit einem Ausruf des Schreibers, daß solche Vorkommnisse eben doch geeignet seien, den nüchternsten Menschen in erklärliche Aufregung zu versetzen. Daß aber die Majorin, die gar nicht zu den nüchternen Menschen gehörte, noch aufgeregter war, läßt sich leicht denken.

Jahre waren seitdem vergangen — die gute Majorin längst gestorben.

Da hörte ich an jenem Abend den Namen Arnswald, und mit einem Schlage tauchte die ganze Gespenstergeschichte des Briefes vor meiner Seele wieder auf. Wie ich sie erzählte, versetzte Scheffel in neckendem Ton: „Die Auflösung ist noch schauerlicher! sind keine Kinder hier, die vorher ins Bett geschickt werden müssen? Ich will's erzählen, aber wenn Sie nicht schlafen können, gnädige Frau, — ich bin nicht schuld — ich warne Sie vorher; — es kommt ein langer, gespenstischer Sir John darin vor, mit rotem Buch und karriertem Plaid nachtwandelnd und mondsüchtig — soll ich den Schluß dennoch erzählen?

Mein Freund Arnswald hatte im Laufe der Jahre zwar keine Aufklärung bekommen, doch sich immer mehr von der festen Seßhaftigkeit seines geharnischten Ritters überzeugt — um so mehr, als dieser trotz regelmäßig wiederkehrenden Vollmondscheins gespenstische Anwandlungen zu beherrschen wußte und nicht ein einziges Mal wieder nachtwandelte. Die Sache war vergessen.

Da trat eines Morgens jener Werkmeister in das Zimmer des Kommandanten, um sich zu verabschieden und seine Papiere zu holen. Er wanderte mit seiner Familie aus nach Amerika. Arnswald gab ihm, wie er es verdient hatte, ein sehr gutes Zeugnis und reichte ihm mit besten Wünschen zu fernerem Gedeihen drüben über dem Meer die Hand zum Abschied.

Aber der Mann blieb noch unschlüssig stehen, er wollte nicht gehen — obgleich nun alles erledigt war. —

„Ich hab' noch etwas zu gestehen, Herr Major, ich hätt's schon lange gesagt — aber ich habe gefürchtet, meine Anstellung zu verlieren — und ein Unrecht war's ja nicht — aber jetzt — das Zeugnis da ist so gut, ich möchte doch, daß der Herr Major mir noch verzeihen." —

„Das Zeugnis habt Ihr redlich verdient — was meint Ihr nur — ich habe nichts zu verzeihen."

„Ach, es ist auch schon lange her — in der ersten Nacht, wie der Herr Major hier waren — der Herr Major werden sich kaum noch erinnern."

Der aber war voller Erwartung, was er hören werde. „Nun, so sprecht doch, was war?"

„Ja, da kam in der Nacht so ein langer Engländer von Eisenach herauf, er sagte, er habe eine Wette gemacht, die Wartburg im Mondschein zu sehen — nun, ich wollt' erst nicht — that's aber dann doch und ging mit. Ich hätt's ja auch den andern Morgen gesagt, aber dann, wie der Herr Major so ausgefragt haben — da hab' ich den Mut nicht mehr dazu gehabt. Der Engländer hat den Ritter angefaßt und da ist der herunter gefallen, das hat einen großen Lärm gemacht, und gleich darauf habe ich Licht gesehen im Zimmer des Herrn Major, da haben wir den Ritter nur rasch in's Fenster gestellt und sind fort durch die hintere

Thür. Ich habe den langen Engländer mit seiner Wette fortgeschickt und habe ihm gesagt, daß es mich meinen Dienst kosten könnte, und dann, wie der Herr Major wieder drüben waren in Ihrem Zimmer, bin ich zurück in die Rüstkammer, habe den Ritter aufgehoben — er war noch dazu umgefallen — und habe ihn wieder auf's Pferd gesetzt. . . ."

Die Lösung war allerdings viel weniger romantisch, als wir gehofft hatten, aber immerhin erregte sie allgemeine Heiterkeit.

So verging der Abend in fröhlichster Stimmung, und da das Wetter schön und die Sitzungen der Architekten-Versammlung erst einen Tag später begannen, fand Scheffels Vorschlag allgemeine Zustimmung, den kommenden Tag zu einem Ausflug nach Maulbronn zu benutzen.

Nach gemeinschaftlichem Frühstück gingen wir denn alle zusammen zur Eisenbahn, und kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so war auch wieder anregende Plauderei in vollem Gange. Herr von Ritgen, der kurz zuvor in Rom gewesen war, erwähnte zufällig, daß er Liszt dort besucht habe, worauf Scheffel scherzend sagte: „Da können Sie uns ja wohl am besten darüber Auskunft geben, ob es richtig ist, was man hierlands als Lösung der römischen Frage verbreitet hat; es heißt: Pio nono danke ab, und Liszt werde Papst unter dem Namen Pianino."

Lachend erzählte Herr von Ritgen nun ausführlicher seinen Besuch beim Abbate: „Als ich an seines Klosters Pforte klopfte, erschien, statt des erwarteten Pförtners in der Kutte, sein mir wohlbekannter Kammerdiener, der mit den Worten: „Ach, der Herr Dokter wird sich sehr freuen, Sie hier in Rom zu sehen," den berühmten Maestro herbei rief. Nachdem wir uns freudig begrüßt hatten, sagte Liszt:

„Halt, alter Freund, da muß ich Ihnen doch gleich etwas zeigen, was Ihnen Freude machen wird!"

Mit diesen Worten führte er mich in eine finstere Kammer, stieß einen Fensterladen auf — es war eine wunderbar schöne Aussicht — und rief: „Sehen Sie, hier befinde ich mich im Kloster Santa Maria delle Gracie, gerade gegenüber den Resten des Tempels der Venus: — sie ist mir immer hold gewesen!" — „Nun", erwiderte ich, „in der Sängerlaube auf der Wartburg habe ich Wolframs Worte einschreiben lassen:

Wem nie von Liebe Leid geschah,
Geschah von Lieb' auch Liebe nie! —

Es wird Ihnen doch nicht glücklicher ergangen sein als wie andern ehrlichen Leuten auch?"

„Ja, so mitunter gab's auch Leid", schmunzelte Liszt.

Als wir dann in den Salon traten, erstaunte ich, dort drei große Flügel, dicht neben einander stehend zu finden.

„Ja, manchmal spielen wir zwölfhändig", bemerkte lächelnd der Maestro.

Aber meine Augen waren bereits auf zwei prächtige Kohlenzeichnungen an der Wand gefallen: „Gustave Doré!" rief ich aus, und Liszt erklärte:

„Ich hatte kürzlich abends einige Freunde eingeladen, Doré war dabei, wir kamen in eine gehobene Stimmung, man bat mich zu spielen, ich phantasierte, Doré lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Einige Tage nachher erschien er bei mir und brachte mir diese beiden großartigen Zeichnungen mit den Worten: „Hier haben Sie die Wirkung Ihres Spiels; Maler können auch phantasieren und haben wohl auch eine kunstreiche Hand!“ „Ah bravo, bravo!“ rief ich da — so schloß Liszt, indem er auf die Bilder zeigte und zu mir sagte: „Nun schau'n Sie -- hat Doré nicht Recht?“

Mittlerweile hatte der Zug Bruchsal erreicht, wo wir eine Stunde Aufenthalt zur Besichtigung des ehemals fürstbischöflichen Schlosses verwendeten, das mit seinen feinen Holzschnitzereien, eleganten Stukkaturen, italienischen und französischen Gobelins eines der feinsten Denkmale der Renaissance aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist.

Dann kamen wir nach Maulbronn; die Station liegt eine halbe Stunde entfernt von dem kleinen Orte, der sich um das ehemalige Kloster angesiedelt hat.

Der Weg führte durch einen herrlichen, schattenkühlen Eichen- und Buchenwald. Hier beim gemächlichen Vorwärtsschreiten erzählte Scheffel, wie das seine Gewohnheit bei dergleichen Touren war, uns Damen die Gründung des Klosters, das einst im 12. Jahrhundert der edle Walter von Lomersheim, ein tapferer Kriegsheld, sich vom Bischof Günther von Speyer erbeten habe, um diesen Wald, durch den wir jetzt so friedlich gingen, der aber damals ringsum im Land allen Reisenden ein grauser Schrecken gewesen, von den hier hausenden Räuberhorden zu befreien.

Aus der Cisterzienser Abtei Neuburg sei darauf der Abt Diether mit zwölf Mönchen zur Gründung entsandt worden. Daß aber der mit der Habe der frommen Siedler bepackte Maulesel durch Befriedigung seines Durstes am kühlen Bronnen die Stelle bestimmt, allwo das Kloster erbaut werden solle, und dadurch Pate gestanden habe zum Namen Maulbronn, sei zwar eine allbekannte Volkssage, sie stimme aber leider nicht mit der alten Urkunde, allwo es Mulenbronne genannt werde, was von Mühle abzuleiten sei. Dem Esel aber verbleibe Ehre genug, indem er sich durch jene Sage einen dauernden Platz im späteren Klosterwappen gesichert habe.

Das Kloster sei nur von den Mönchen und Laienbrüdern selbst erbaut worden — sie hätten wohl den Plan benutzt, den der heilige Bernhard für die Mutterabtei der Cisterzienser entworfen habe, und so sei denn das Werk voran gegangen, obgleich die Räuber es hätten hindern wollen. Diese hätten die bauenden Mönche sogar überfallen und erst ruhig gewähren lassen, nachdem diese mit schlauer List ein Versprechen gegeben, das Kloster nicht ausbauen zu wollen, und so sei denn noch heute der Schlußstein im Kirchenbau nicht eingefügt.

Bald habe die ganze Umgegend die Segnungen der Kultur erfahren. Päpste und Kaiser hätten das Kloster beschützt durch Schutzbullen und Schirmbriefe, ja auch Reichsunmittelbarkeit sei ihm geworden. Im 14. Jahrhundert hätten die Mönche sogar eine Festung mit Mauern, Türmen und Gräben aus ihrem Kloster gemacht, hätten dafür aber ein Jahrhundert später harte Belagerung mit sieben-

tägiger Beschießung aushalten müssen, als Herzog Ulrich für Kaiser Maximilian gegen den Pfalzgrafen gezogen sei. Auch der Bauernkrieg, vor allem aber die Reformation sei eingedrungen in das Kloster trotz der Festungsmauern. Damals sei der Abt nach Speier geflohen mit allen seinen Kostbarkeiten, sei aber später zurückgekommen, um die frühere katholische Klosterzucht wieder einzuführen. Nach seinem Tode habe dagegen Herzog Ulrich einen Abt erwählt, welcher der Reformation ergeben gewesen sei, aber erst beim Westfälischen Frieden sei der letzte Abt abgezogen und sei es endgiltig evangelische Klosterschule geworden, wie es denn noch heute württembergisches Seminar sei."

Als wir nun durch das mit einer Aufzugsbrücke versehen gewesene Festungsthor in den Klosterhof traten, erklang ein allgemeiner Ausruf der Überraschung. Gebannt blieben wir stehen, das Bild zu bewundern, das wie eine Erscheinung aus altehrwürdig vergangener Zeit vor unseren Augen auftauchte. Ringsum eingehegt in die schützenden Ringmauern, verschiedene altertümliche Gebäude, mit Giebel und vorspringenden Laubengängen, denen blumengeschmückte Fenster ein gar freundliches Aussehen gaben.

Die Verwalter-Wohnung, das Gesindehaus und das Krankenhaus sind's, die so im weiten Raum den großen, tiefen Klosterhof umgeben. Sie dienen den weltlichen Beamten des Bezirks Maulbronn zu Wohnung und Amtssitz und bieten ein merkwürdiges Bild früheren klösterlichen Lebens. Alles ist noch wie vor Jahrhunderten, und ständen die Mönche wieder auf aus ihren Gräbern, sie könnten sich leicht zurecht finden in den wohlbekannten Räumen.

Im Hintergrunde des weiten Platzes breiten alte Linden ihre schattenden Äste aus, nur zum Teil die schöne Kirche versteckend, deren Vorhalle mit ihren reichen Säulenstellungen und Bogenwölbung, vom Sonnenglanz beleuchtet, zwischen den Stämmen sichtbar wird. Ein alter steinerner Brunnen, daran flachsköfipge Kinder spielten, vervollständigte das malerische Bild.

Der Architekten Entzücken, — es begleitete uns noch Professor Schmidt aus Prag, — war groß, als wir nun die Vorhalle, das „Paradies", betraten, das aus drei ziemlich gleichen Kreuzgewölben und mehr denn 70 Säulen besteht. Unserem Cicerone Scheffel machte die Bewunderung der Fachmänner ganz besonders Freude, immer wieder konnte er auf neue Details aufmerksam machen, die bewiesen, welch' eingehendes Studium, welche verehrende Liebe er dieser alten Abtei gewidmet hatte. Ganz genau wußte er Bescheid, und wäre es nicht um des Schlüsselbundes gewesen, wir hätten keinen anderen Führer gebraucht.

Jetzt traten wir durch eine hohe, mit Tierfellen bekleidete und eisenbeschlagene Thür in das Innere der Kirche. Sie ist zum größten Teil im romanischen Style aufgebaut, charakteristisch besonders ist die als hoher Lettner sich durchziehende Wand, welche den östlichen Herrenchor vom westlichen Bruderchor trennt. In ersterem sind rings herum die alten holzgeschnitzten Chorstühle — wir setzten uns hinein, und Scheffel machte darauf aufmerksam, wie sie so abgeteilt und verwahrt sind, daß kein Sitzender seinen Nachbar sehen, geschweige denn sprechen und sein etwaiger Schlaf nur von gegenüber beobachtet werden könne. Noch ganz

besondere Bewunderung erheischte er für die drei sehr schön geschnitzten größeren Chorstühle, daran Rebblätter und Trauben und Weingärtnerei angebracht sind. Dann führte er uns zu der Stelle, wo der letzte Stein zur Vollendung des Klosterbaues, laut der den Räubern gegebenen Versprechung, auch heute noch fehlt. Er liegt daneben, und in der Wand ist eine schwörende Hand, Spaten und Hacke und ein listig lächelnder Mönchskopf eingehauen.

Von der Kirche führte eine Thür nach dem sehr schönen, zum Teil im romanischen, zum Teil im Übergangsstil erbauten, nördlich angrenzenden Kreuzgang; wir sahen in dem wie ein Erkerlein angrenzenden Neuneck den Springbrunnen, dessen umfangreiche Schale aus einem einzigen großen Stein gehauen ist, und dann traten wir unter des Dichters Vorantritt ein ins sogenannte Rebenthal — in das Refektorium, welches der Länge nach von sieben abwechselnd dickeren und dünneren, das Gewölbe tragenden Säulen durchzogen ist. Die Sonne durchleuchtete das schöne, hohe Fenster und warf ihre warmen, hellen Strahlen so recht fröhlich herein in den weiten Saal — aber nun war's aus mit Bewundern von Architektur und feinornamentiertem Maßwerk: „Die Maulbronner Fuge" wurde gerufen und laut erscholl sie von der Höhe der Fensternische, die als ein Erkerlein den Saal überragt.

A. V. K. L. W. H.
Im Winterrefektorium
Zu Maulbronn in dem Kloster,
Da geht was um den Tisch herum,
Klingt nicht wie Paternoster:
Die Martinsgans hat wohlgethan,
Eilfinger blinkt im Kruge,
Nun hebt die nasse Andacht an
Und alles singt die Fuge
A. V. K. L. W. H.

„Ja," meinte Scheffel, „den Elfinger werden wir heute auch noch zu kosten bekommen, ohne den geht's hier nicht — der wird seit Mönches Zeiten noch immer gebaut, und wie das Kloster Filiale der burgundischen Zisterzienser-Abtei ist, so kommen auch die Trauben aus jener gesegneten Gegend. Die haben sich die guten Klosterbrüder gleich mitgebracht."

Wir hatten einstweilen neugierig überall an den Säulen emporgeschaut. — „Aber Herr Doktor, wo steht denn die Fuge?" —

„Die hätte ich Ihnen wohl gleich zu allererst zeigen sollen," — erwiderte er lachend — „sie ist draußen an geweihter Stelle in der Vorhalle, — jetzt sollen Sie vorher die Geißelkammer sehen." Mit diesen Worten führte er uns in eine kleine, dunkle Kammer, davor sich, wie er sagte, die Mönche bekreuzten, wenn sie vorüber gingen. Uns schauderte, es war, als halle im Gestein noch altverklungenes Seufzen nach, indem uns auch ein halb verwischtes Bild, eine Gestalt mit Heiligenschein und der Rute in der Hand, an die frühere Bestimmung erinnerte. Schon Namen allein haben für die Einbildung zwingende Gewalt: als Scheffel die, neben der Geißelkammer emporführende Stiege „die Höllentreppe"

nannte, vermochte sie für uns trotz ihren fein gehauenen Ornamente und Rosetten nichts mehr von ihrer Unheimlichkeit zu verlieren.

„Wir sind auch hier nicht mehr weit vom Dorment," erklärte Scheffel, „wo der Sage nach der große Nekromant Faust vom Teufel geholt wurde. Sie, lieber Freund," wandte er sich an Herrn von Ritgen, „haben allen Grund, den berühmten Tintenklex der Wartburg vor Verblassen zu bewahren: hier will man auch noch einen Blutflecken an der Wand gesehen haben, — aber aufgefrischt wird der nicht! — Ich hatte übrigens einstmals Lust, dem Herrn Doktor näher auf die Spuren zu gehen — da aber kam ich in Kollision mit einer schönen Frau — . . ."

„Erzählen, baten wir," wie er lachend stockte, doch er versetzte abwehrend: „Erst an Ort und Stelle. Zuvor müssen wir noch den Kapitelsaal sehen, die Keller, den Winterspeisesaal und das Oratorium; dann führe ich Sie hinüber zum Faustturm, der abseits versteckt im Garten liegt."

So schritten wir denn weiter durch die Gänge, als auf einmal donnerähnliches Getöse über unseren Köpfen ertönte. Die jungen Seminaristen waren losgelassen aus irgend einer Stunde, und unser in ferner Klostervergangenheit schweifender Geist wurde wieder angezogen durch die junge Gegenwart. Dazu stimmte der schön restaurierte Saal, den wir eben betraten; galerieartig lang und schmal, ist sein Gewölbe mit Sternen verziert, die zu dem zierlichen Spitzbogen-Maßwerk vortrefflich gewählt sind. Es ist ein gar schöner Gedanke, daß diese Stätte uralter Klosterkultur, ihrer ersten heiligen Bestimmung getreu geblieben, auch ferner dazu dient, junge Seelen zu Lehrern und Seelsorgern ihres Heimatlandes auszubilden.

Wie viele Gelehrte Württembergs sind aus dieser Pflanzschule hervorgegangen! Manche von ihnen sind vielleicht nur darum Dichter geworden, weil ihnen hier, in dieser entlegenen, traumstillen Natur, die Muse in weihevoller Stunde erschienen war, um sie für alle Zukunft in Pflicht und Dienst zu nehmen.

Gern schalte ich einige Verse des schwäbischen Dichters Hermann Kurz — auch eines Klosterzöglings von Maulbronn — aus dem Büchlein ein, das mir Scheffel mit verschiedenen Abbildungen des Klosters nach jenem Ausflug brachte:

„Dich entlegnes, stilles Kloster zeigt mir oft die Phantasie,
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieh.
Deine alte Kirche steigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das so schrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.
In dem Kreuzgang altertümelnd wandl' ich, wo in steiner'n Truh'n
Deine alten Mönche mit dem schlau verborg'nen Gelde ruh'n.
Lehn' im Chor mich an der Stühle künstlich ausgeschnitztes Holz
Und es macht mich manche Inschrift, die ich klug entziffre, stolz.
Ach wie oft schlug meine Sehnsucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich frischen Duft!
Dort im halben Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Frist versäumt,
Habe, wie ein Siebenschläfer, manch' Jahrhundert durchgeträumt.
Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eig'nen Spur
Oder schweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.

Auch wir verließen jetzt die dunklen Kreuzgänge, um uns im blumen- und baumreichen Klostergarten zu ergehen. Herr von Ritgen hatte sein Skizzenbuch schon oft gezogen, — manch graziöses Ornament — manch originelles Maßwerk, das ihm hier zum erstenmal vorgekommen, stand darin verzeichnet; nun, als wir am Abtshaus vorübergingen, zeichnete er auch den sehr schönen Erker ab, ebenso wie ein ganz eigentümliches Dachfensterlein. „So etwas kann ich für meine Wartburg brauchen," sagte er, „und werde das wohl noch irgend wo anbringen können, denn es ist genau aus der Zeit." —

Da wurde denn auch unter allgemeinem Freudenruf an einer der Säulen das Wappen des Abtes Johannes Entenfuß entdeckt, den Scheffel in seinem Liede „heranwatscheln" läßt, um ihn durch Faust unter Rundgesang der Mönche von dem Wert der Buchstaben A. V. K. L. W. H. so zu überzeugen, daß er der glorreichen Idee, die ihn eben erfaßt und die seinen Namen auch in fernsten Zeiten berühmt machen soll — durch die Worte Ausdruck giebt:

„All Voll, Keiner Leer, Wein Her
Ist eine feuchte Fuge.
Als Fausti Goldspruch laß ich sie
Jetzt in den Kreuzgang malen,
Man kennt die ganze Melodie
Schon an den Initialen.

Nun mußten wir aber selbst sehen, ob dem so war — wir kehrten nochmals ins Paradies zurück, richtig, da waren im Bogen oben die wohlbekannten Buchstaben unter eckigen Choralnoten angebracht, eingefaßt von einem gut in Harmonie dazu stehenden Überresten von Würsten, Gansbraten und Flaschen.

„Sie sind vollständig gerechtfertigt, Herr Doktor, aber nun vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, Sie wollten uns noch eine Geschichte erzählen!" —

Schon war ein Teil der Gesellschaft voraus gegangen, wir folgten auf den gewundenen Wegen des Gartens und erblickten bald, zwischen Gebüsch und hohen Baumgipfeln, einen alten eigentümlichen, verwitterten Turm. Hoch auf dem massiven, aus dickem Rohstein aufgeführten Unterbau ragt in weißem Fachwerk, von braunem Balkennetzwerk durchzogen, ein viereckig großes Turmgelaß empor, das mit seinem kokett gebogenen Dach von roten Ziegeln und dem kleinen fünffenstrigen Runderker, welcher abermals wieder von eigenem, sechskantigem Spitzdach bedeckt wird, sich gar malerisch ausnimmt.

Durch den niederen Thürbogen einzeln eintretend, erstiegen wir im Düstern die ausgetretenen Steinstufen der schmalen Wendeltreppe, um endlich, oben wieder hochaufatmend, Licht und Luft zu finden. Zu sehen war aber da nicht viel: ein leerer Raum, in dessen morschem Holzboden die Würmer seit lange üppig schwelgend hausten, kahle Wände, — denn das von einer zur anderen Seite sich hinziehende Seil konnte nicht als Zierde gerechnet werden, — zerbrochene, oder meist gar keine Fenster und — ein fürchterlicher Durchzug!! . . .

„Ja," lachte Scheffel, „der Durchzug, der hat es auf sich, den gerade kann man nach meiner Erfahrung nirgends besser organisiert finden als hier!"

Wir indessen kümmerten uns nicht weiter darum, sondern gingen bewundernd von einem Fenster zum andern, denn gar lieblich ist die Aussicht; wenn auch von Bergen umschlossen, erblickt man doch die Klostergebäude und schaut in das herrliche Grün des Lindenbaumes, der seine Zweige fast zum Fenster des Erkerleins hereinstreckt. Sogar das wäre für den Vogt von Tanneberg ein Wohnsitz gewesen, haust man hier doch wie im Lindenwipfelwerk selbst!

„Hat keinen übeln Geschmack gehabt, hier sich einzurichten, der Dr. Faust," äußerte Scheffel zustimmend, „weltverschwiegener und stiller kann man sich's nicht zur Arbeit wünschen, und Platz genug hatte er auch für seine Bücherei in dieser großen Zelle. Hier neben im Erker seine Alchemistenküche, wo er Gold suchte, und sehnte er sich wieder einmal nach den Menschen, dann breitete er flugs seinen Zaubermantel aus, der breite Spaltenraum da am Erkerlein that sich noch etwas weiter auf, fort flog er und hinaus — kam aber alsobald wieder, wenn er des Weltgetriebes genug hatte.

„Ja, das ist so recht ein Gelehrtenstüblein — auch auf mich hat dieses verschwiegene Turmgemach einmal vor Jahren seine Anziehungskraft verführerisch ausüben wollen — ich vermeinte es durchsetzen zu müssen, Quartier hier aufzuschlagen, um eine begonnene Arbeit, die in der Stadt nicht gedeihen wollte, fertig zu bringen. So ließ ich mich denn beim Ephorus melden und fragte, ob ich das Fausttürmchen nicht mieten könne. Groß sah mich der Ephorus an, er trat einen Schritt zurück — er dachte wohl, es müsse nicht recht geheuer bei mir sein — ich sagte ihm aber — es sei mein voller Ernst, Fenster und Thüren wollte ich auf eigene Kosten einsetzen und herrichten lassen. Noch immer erholte sich aber der Ephorus nicht von seinem Entsetzen. — Antwort, sagte er, könne er nicht geben — da müsse er erst eine Versammlung berufen. — Das geschah: „Da ist Einer," trug er vor, „der will im Faustturm Wohnung aufschlagen, wo es jedem anderen Christenmenschen ungemütlich ist! — den Mann dürfen wir nicht in unsere Nähe lassen — wer weiß, welch' Unheil er über uns bringt — aber es wird schwer sein ihm abschlagen, ohne daß er die Ursache merkt!" Das gab denn großes Kopfzerbrechen und nachdenkliche Gesichter, und als ich nachmittags abermals beim Ephorus anklopfte, sicher der Zusage, mußte ich zu meinem Verdruß hören, die Sache sei noch unentschieden und stoße auf große Schwierigkeiten, aber morgen solle eine zweite Konferenz gehalten werden! Diesmal wußte ich's einzurichten, dabei zu sein und meine Sache selbst zu führen. Die Herren mußten zugeben, daß das Türmchen verwaist sei — so wie jetzt verwahrlost, immer mehr zerfalle, durch ein Bewohnen nur erhalten werden könne. Kurz, durch meinen Wunsch, ihren Widerstand zu besiegen, hatte ich sie mit schlagender Redegewandtheit bis in die letzten Ecken getrieben, schon erkannte ich an ihren ratlosen Gesichtern, daß mein Sieg so gut wie errungen war — da that sich die Thür auf, und die Frau Ephorus trat herein, sie, die Herrin von Maulbronn, der der erste Platz gebührt in jeder Kaffeegesellschaft. — „Wie!" rief sie — „über das Türmchen wird hier verhandelt? das Fausttürmchen soll hergegeben werden? davon kann gar keine Rede sein —

da zieht's und windet's gar herrlich — das kann ich nicht entbehren, da muß ich meine Wäsche drin trocknen!"

Aus war's und fertig — ich zog geschlagen ab; hier im Fausttürmchen trocknet seitdem die Frau Ephorus ihre Wäsche ungehindert weiter, während ich um eine Arbeit gekommen bin. Zwar muß ich noch eines zur Ehrenrettung sagen — die Herren wußten gar nicht, wem sie den Wunsch versagt hatten — als sie es später erfuhren, war's ihnen leid! — aber nichtsdestoweniger —"

Mit lachender, drastischer Geberde zeigte Scheffel als Schluß seiner humoristischen Erzählung nach dem Seil, und unter dem Gelächter der Zuhörer erklang abermals eine Reminiszenz aus dem Vogt von Tanneberg:

„Im Fausttürmlein zum Trocknen jetzt
Gewaschne Windeln hangen!"

Der Nachmittag rückte mittlerweile immer weiter vor, es war Zeit, uns umzuschauen nach unserem Mittagessen in der Post. Das schmeckte denn auch herrlich: Elfinger war Tischwein, und mit Elfinger Riesling wurde der feuchten Fuge und ihrem Dichter ein Lebehoch gebracht.

Nachdem wir uns so wieder gestärkt und ausgeruht hatten, machten wir nochmals einen Abschiedsgang nach der Abtei zurück, während Scheffel sich mit seinem alten Thüringischen Freunde in Kreuzgängen und Gärten verlor. Trübe Stimmung hatte ihn ergriffen, weil er auch zu erzählen wußte von tiefem Leid, welches sein Familienleben aufgelöst hatte. Herr von Ritgen suchte ihn zu trösten, erneuerte dadurch aber nur seinen Schmerz.

Auf der Rückfahrt merkten wir nichts davon — Scheffel war wieder ganz der liebenswürdige Gesellschafter — ich erfuhr auch von dieser traurigen Unterredung erst später, und nur das Gedicht, das den anderen Morgen eintraf, mochte Zeugnis ablegen von der Stimmung, aus der heraus es entstanden war.

Anlehnend an die Zeichnungen, die er für die Wartburg in Maulbronn gemacht hatte, erzählte uns Herr von Ritgen nämlich, wie er immer gesucht habe, einen tieferen Sinn in seine Ornamentik zu legen. So habe ihn z. B. die schöne Stelle im jüngeren Titurel von der treuen Sigune, wie sie auf einer Linde, ihren geliebten Tschionatulander im Sarge neben sich, auf einem dürren Aste sitzend, bestimmt, als Symbol der ehelichen Treue die Turteltaube zu wählen, welche, wenn sie ihr Männlein verliert, immer einsam bleibt und sich auf den dürren Zweig setzt und den grünen stehen läßt. Darum hatte er die Taube im Zimmer der Landgräfinnen auf einen Säulenknauf in Stein hauen lassen.

Scheffel hatte der Erzählung schweigend zugehört — den anderen Tag schickte er als Morgengruß dem sinnigen Wartburgbauherrn das rasch geschaffene schöne Gedicht:

„Ich sah zwo Turteltauben
Und sah die Linde blühn,
Sie bauten sich mit Gurren
Ihr Nest ins junge Grün.

Ein Jäger schoß die eine,
Derweil sie trank am Bach,
Jetzt kommt die andre nimmer
Zum grünen Wipfeldach.

Im Thal steht eine Tanne,
Die jüngst der Sturm zerbrast,
Dort sitzt sie immer einsam
Auf einem dürren Ast."

Ob der Dichter bei Niederschreibung dieser Verse nicht auch daran gedacht hat, wie er in füheren Jahren sich selbst die Benennung gegeben hatte: Meister Josephus vom dürren Ast?

Doch das hatte damals für ihn anderen Sinn; es war, weil sein Vater manchmal zu ihm gesagt hatte: mit dem Dichten komme er doch nie auf einen grünen Zweig. Damals aber war seine Erwiderung auf solche Behauptung das Trompeterlied gewesen als Beweis

„Daß auch Einer, den die Welt nicht
Auf den grünen Zweig gesetzt hat,
Lerchenfröhlich und gesund doch
Von dem dürren Ast sein Lied singt."

* * *

Siebzehn Jahre sind seit jenem Ausflug nach Maulbronn vergangen: in Begleitung des Dichters bin ich nicht wieder dort gewesen, doch als mich nun im vorigen Jahre der Zufall abermals hinzog, wie lebhaft mußt' ich des verklärten Freundes gedenken, der uns einst so heiteren Sinnes hier herum geführt hatte. Eins aber berührte mich schier wehmütig, fast schien's eine Ironie des Schicksals:

Das Fausttürmchen ist neu hergerichtet, fein ausgelegt Fußboden und Wände, mit Butzenscheiben die Fenster verschlossen — die heutige Frau Ephorus trocknet keine Wäsche mehr darin, aber der Sänger, der einstmals so gern sein Nest hier aufgeschlagen hätte, ist nicht mehr da, es zu bewohnen — er ruht aus vom Sang, er ruht aus von Freud und Leid des Erdenlebens.

Der Schöpfer des preußischen Staates und der Schöpfer des deutschen Reiches.

Von

Ernst Berner.

Es ist eine weit verbreitete Gewohnheit, in unserem öffentlichen Leben von dem Wesen und der Eigenart Preußens, von den Grundlagen und der Natur des preußischen Staates zu sprechen. Oft aber sind dies nur Schlagworte, mit denen, abgesehen etwa von der Idee eines alles beherrschenden Heerwesens, ein deutlicher Begriff, eine klare Vorstellung nicht verbunden wird. Andererseits behauptet eine staatsrechtliche Lehre, daß die Mittel, durch welche ein Staatswesen gegründet ist, auch diejenigen seien, durch welche dasselbe erhalten wird, sodaß eben aus diesen Mitteln sich das Wesen des Staates ergeben würde. Nun verehren wir aber in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg den

Begründer des preußischen Staates, in dem Kaiser und König Wilhelm den Begründer des deutschen Reichs, und es gewinnt daher den Anschein, als ob eine Vergleichung des Ahnherrn und des Enkels, der Regierung beider Fürsten, etwas beizutragen vermöchte, jene mehr oder weniger verschwommenen Begriffe mit einem Inhalt zu erfüllen, als ob sie geeignet wäre, das Wesen unseres Staates, Preußens wie des deutschen Reiches, erkennen zu lassen.

Freilich sind die Charaktere der beiden Fürsten in mehr als einer Hinsicht verschieden. Der gewaltigen, Gehorsam und Ehrfurcht heischenden Wucht des Großen Kurfürsten tritt die zu bescheidener Demut zwingende schlichte Größe des Kaisers eigentümlich gegenüber, und manches Wort des aufwallenden Zornes ist uns vom Kurfürsten überliefert, vom Kaiser jedoch kennen wir zwar eine energische Sprache, aber ein Wort des Zornes von ihm ist nie zu unseren Ohren gekommen. Indessen so hervorstechend die Züge der Güte und Milde im Charakter des Kaisers sind: das durfte zur Zeit des schwersten Kampfes der preußischen Stände doch einer der Deputierten, als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Landesherr siegen, die Opposition aber die Folgen ihres Widerstrebens zu leiden haben würde, sagen, „dann hätten sie noch immer den Trost, in Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht einen gnädigen und gütigen Herrn zu haben.“ Ein erheblicher Unterschied ist es gewiß, daß der Kurprinz als solcher geboren ward, an den Kaiser erst in seinen Mannesjahren der Ruf zur Thronfolge erging, daß der Kurprinz, erst zwanzigjährig, die Zügel ergreifen mußte, der Kaiser aber, schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, den Thron seiner Väter bestieg. Die realen Bedingungen, unter denen beide Monarchen dann lebten, schafften, wirkten, sie waren gewiß so verschieden wie nur möglich. Auch hat der Kurfürst oft nur den Keim in die Erde senken dürfen, der erst unter dem Kaiser zu einem Baume erblühte, unter dessen Schatten Völker zu leben vermochten, und es erscheinen überhaupt alle Verhältnisse unter dem Kaiser großartiger, weitergreifend als unter dem Kurfürsten. Denn ungeachtet aller militärischen Erfolge sind die Hoffnungen, sind die Forderungen des Kurfürsten bei den Friedensschlüssen seiner Zeit nie voll berücksichtigt worden, und trotz der erreichten Zugeständnisse bleibt doch nach jedem Friedensschluß in dem Gemüt des Kurfürsten ein Gefühl des Unbefriedigtseins, des Unwillens zurück, daß doch wieder die Interessen seines Staates nicht voll zur Geltung gekommen sind. Dem Kaiser aber ist es vergönnt gewesen, alles, was er für die Größe seines Volkes, man möchte sagen, auch nur im Traume sich vorzustellen vermochte, im vollsten Maße, in der herrlichsten Form zu vollenden.

Aber wie verschieden auch immer die Charaktere der beiden Fürsten, wie verschieden die Zeiten und Verhältnisse, unter denen sie lebten, auch immer waren: des Übereinstimmenden, des Analogen bietet sich, wie uns scheint, eine überraschende Fülle dar.

Beachtenswert schon scheinen uns die allgemeinen Verhältnisse zur Zeit der Geburt und der Jugend der beiden Fürsten. Als der Kurfürst Friedrich Wilhelm geboren wurde, war sein kurfürstlicher Großvater Johann Sigismund eben ge-

storben; dieser aber hatte seinem Hause Preußen und die jülich-klevesschen Lande erworben, d. h. eben jene beiden Provinzen, durch deren Besitz es dem Hause Hohenzollern überhaupt erst möglich wurde, aus den ihm gehörigen Territorien einen Staat zu bilden. Wenige Jahre vor der Geburt des Kaisers war der große König gestorben. Dieser aber hatte dem Staate Schlesien und Westpreußen erworben, d. h. eben jene Provinzen, durch deren Besitz Preußen überhaupt erst zu einer europäischen Großmacht sich aufschwingen konnte. Bei der Geburt des Kurprinzen sonnte man sich am Hofe zu Berlin in dem Behagen des neu erworbenen reichen Besitzes, aber in diesem Behagen erschlaffte man und verlor darüber die Kraft des Widerstandes. Bei der Geburt des Kaisers stand Staat und Volk noch unter der lebendigen Empfindung der Ruhmesthaten König Friedrichs, aber in dieser Empfindung vergaß man, sich zu rüsten und zu bereiten auf neue Kämpfe, neuen Widerstand, und dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, sich über die eigenen Kräfte zu täuschen — allerdings wenn anders man sich getäuscht hatte.

Zweimal in der neueren Geschichte ist über Deutschland ein furchtbar verheerendes Unwetter hereingebrochen, der dreißigjährige Krieg und die napoleonische Herrschaft. Die Stürme des ersten umtobten die Jugend des Kurprinzen, die rohen Unbilden des zweiten verkümmerten die Jugend des Prinzen Wilhelm. Den kaiserlichen und schwedischen Heeren aus dem Wege zu gehen, verließ die kurfürstliche Familie Berlin und begab sich schließlich in jene neu erworbenen Lande im Nordosten, nach Preußen. Die Erziehung des Kurprinzen begann in Küstrin und erhielt ihren Abschluß in Königsberg. Vor den Heerscharen Napoleons mußte die königliche Familie flüchten bis in die äußersten Grenzen des Staates, bis nach Preußen, und in Königsberg erhielt Prinz Wilhelm den ersten Unterricht. Beiden Fürstensöhnen gebot das Geschick an den Särgen derjenigen Fürstlichkeiten zu stehen, in denen die Mitwelt die Verkörperung des Ideals, den Anker der Hoffnung auf Befreiung des Vaterlandes erkannte, zu denen die Nachwelt in gleicher Bewunderung aufschaut. Der Kurprinz sah die Leiche seines Oheims, des Königs Gustav Adolf, einschiffen, Prinz Wilhelm kniete weinend vor der Hülle seiner unsterblichen Mutter, der Königin Luise. Die Flucht des Kurprinzen vor den Verführungen im Haag — was ist sie anders als der vom Prinzen Wilhelm in seinem oft gedruckten Konfirmationsgelübde ausgesprochene Wille, die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sei, vorzüglich vermeiden zu wollen! Die Erklärung des Kurprinzen, daß seine Ehre ihm gebiete, den Haag zu verlassen, findet ihr Gegenbild in der Erklärung des Prinzen Wilhelm, daß er wisse, was er als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig sei, daß er jeder Versuchung zum Bösen kräftigen Widerstand leisten wolle.

Wenn die Tugend des Gehorsams als eine Vorbedingung der Herrschens gilt, so haben beide Fürsten jene zu üben gelernt. Die Opposition, in die der Kurprinz zur Regierung seines Vaters gedrängt wurde, ist freilich etwas wesentlich Anderes als die Meinungsverschiedenheit, wie sie zwischen dem Prinzen von

Preußen und seinem königlichen Bruder bestanden haben mag, aber wie der Prinz von Preußen stets nur der erste Unterthan seines Königs war, dem vor anderen es oblag, sich dem königlichen Willen zu beugen, so hat auch der Kurprinz seinen energischen Widerwillen gegen Schwarzenberg besiegt und hat den Befehlen seines Vaters Gehorsam geleistet.

Der Kurfürst führte seine Gemahlin heim aus dem hochbegabten Hause der Oranier, das die tüchtigsten Feldherren hervorgebracht hatte, das aber zugleich eine seiner Hauptaufgaben sah in der Pflege der Kunst und Wissenschaft, und zwar zu einer Zeit, in der ein Descartes, ein Spinoza und Hugo Grotius, ein van Dyk und Rubens die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten. Der Kaiser erkor sich die Gemahlin aus jenem sächsischen Fürstenhause, das einen Bernhard von Weimar gezeugt hatte, das aber vor allen Dingen der deutschen Litteratur, einem Schiller und Goethe die Heimat gab, das den Stolz und die Zierde der gesamten litterarischen Welt bildete.

Völlig verschieden freilich war die Verfassung des Landes, deren Haupt zu sein beide Fürsten berufen waren, und doch auch bieten sie wieder eigentümliche Momente für die Vergleichung dar. Der Kurfürst fand eine Reihe von vollkommen verschiedenen Landesteilen vor, die, voll des derbsten Partikularismus, von einander sich möglichst bestimmt abschlossen und nur in der Person des Landesherrn eine gemeinschaftliche Spitze hatten. Der Kaiser sah bei seinem Regierungsantritt die deutschen Länder getrennt von einander, in Widerspruch mit und in Eifersucht auf einander und nicht gewillt, einer dem anderen auch nur die geringste seiner eigentümlichen partikularistischen Rechte und Gewohnheiten zu opfern. Hatte der Kurfürst wenigstens in der Personalunion eine Stütze, so war dagegen die wirtschaftliche Not seiner Unterthanen die denkbar größte. Fand umgekehrt der Kaiser beim Regierungsantritt das deutsche Volk auf einer relativ hohen Stufe der Kultur vor, so fehlte demselben andererseits doch die einheitliche Spitze in der Person des Herrschers. Der Kurfürst hatte mit einer Macht der Stände zu rechnen, die nicht nur die landesherrliche Gewalt vollständig aufzuheben im Begriff war, sondern den Staat als solchen binnen kurzem untergraben mußte; die Möglichkeit eines Fortlebens der Völker, die Existenz des Staates lag in der Vernichtung jener Gewalten, jener Zwischenglieder zwischen Regierung und Unterthanen. Dem Kaiser gegenüber sehen wir das Volk in heftigster politischer Gährung, bereit, zu einem großen Teile die Rechte der neu geschaffenen Volksvertretung auf Kosten der Krone nach allen nur möglichen Richtungen zu erweitern und erfüllt zum nicht geringen Teile von unklaren Vorstellungen republikanischer Verfassung und von dem Vorzug, den diese vor der monarchischen verdiene. Dem Kurfürsten gelang es, jene partikularistischen Anschauungen seiner Territorien zu überwinden, jene alles hemmenden Zwischenglieder zu beseitigen, er ist der Schöpfer des absoluten Staates im edlen, im preußischen Sinn geworden. Dem König Wilhelm gelang es, aus jenen unklaren Anschauungen das Lebendige, das Wesentliche herauszugreifen und das der Wirklichkeit nicht Angemessene zu vernichten, er ist es doch schließlich, der der Schöpfer des konstitutionellen Staates im heutigen,

im deutschen Sinne geworden ist. Er ist es doch, der dem seit einem Jahrhundert angefeindeten monarchischen Gedanken wieder volles Leben, die Begeisterung aller gut Gesinnten erweckt hat.

Weiter aber: Seit dem frühesten Mittelalter ringen bekanntlich die europäischen Völker nach einem Ausgleich zwischen Zentralgewalt und Territorialgewalt. In anderen Staaten hatte dieses Ringen zum Siege der Zentrale, in Deutschland aber mit dem Westfälischen Frieden zum Siege der Territorien geführt. Die Folge davon war in erster Linie die Vernachlässigung jeglicher Pflichten, die der Zentralgewalt für das Allgemeine oblagen, seitens derselben gewesen, dagegen die möglichste Ausnutzung aller der Rechte, die ihr noch geblieben, zu gunsten der Macht des eigenen Hauses, dem die Zentralgewalt anvertraut war, und zum Nachteil der der Territorien, deren gesamte Macht doch die Zentrale erst bilden konnte. Nur in der Abwehr jener Übergriffe des Kaisers und in der Bildung einer Gewalt zur wirklichen Ausübung der Pflichten für die Gesamtheit schien die Erstarkung des deutschen Reiches zu liegen. Nach beiden Richtungen hat der Kurfürst gewirkt. Wenn es den vom Hause Österreich unter dem Schutz der kaiserlichen Flagge angestellten Bemühungen nicht gelungen ist, die Macht der deutschen Fürsten zu brechen, so schulden diese den Dank dafür zu nicht geringem Teile dem Kurfürsten. Vornehmlich aber um ein Organ zu schaffen, das jene vom Kaiser vernachlässigten Pflichten leistete, strebte der Kurfürst, ein Jahrhundert vor Friedrich dem Großen, dahin, einen Verein, einen Bund deutscher evangelischer wie katholischer Fürsten zu stande zu bringen, der das „einig imperium" darstellen sollte, und selbst der Franzose, die derzeitige Existenz eines deutschen Reiches als lächerlich in Abrede stellend, behauptete, der Kurfürst sei es, der ein solches errichten wolle. Der Kurfürst ist es, der an Stelle der bisherigen, ein Monstrum bildenden Staatsform eine neue durchzuführen gedachte, und zwar diejenige, die länger noch als ein Jahrhundert als die einzig mögliche betrachtet worden ist. Er ist der Begründer des Fürstenbundes. — Wiederum aber das Gegenbild. Nach der napoleonischen Zeit hatte man bekanntlich geglaubt, in dem deutschen Bunde, dem deutschen Bundestage, eine Zentralgewalt geschaffen zu haben, welche die Pflichten der Gesamtheit auszuüben vermöchte, welche, an der Spitze des Ganzen stehend, das Interesse des Ganzen verfechten könne. In keiner Weise hat derselbe seiner Aufgabe ein Genüge leisten können und, lebensunfähig von vornherein, war er nur ein Organ der führenden Präsidialmacht und deren Bemühungen, die Einigung zu hintertreiben. König Wilhelm erst war es, der die glühende Sehnsucht des ganzen Volkes erfüllte, er ist der Schöpfer des Bundesstaates, er ist der Schöpfer des deutschen Reiches. Und wenn die Throne der deutschen Fürsten durch die republikanischen, die demokratischen Tendenzen des Zeitalters, die Revolutionen des vierten und fünften Jahrzehntes unseres Jahrhunderts angekränkelt und ins Schwanken geraten waren, sie jetzt aber ein unverwüstliches Fundament in dem Herzen ihrer Völker haben — wer vermöchte zu leugnen, daß die deutschen Fürsten, und nicht minder die deutschen Völker, dies dem Kaiser Wilhelm verdanken! Ist er es doch, der, wie gesagt, die Überzeugung von dem

Segen der monarchischen Regierungsform wieder zu einer allgemeinen gemacht hat! —

Wenn wir uns zu den Einzelheiten der inneren Verwaltung wenden, so darf zunächst daran erinnert werden, daß der Kurfürst den geheimen Rat, der Kaiser aber den Staatsrat, d. h. beide die ersten Behörden ihres Staates, aufs neue herstellten und organisierten. Daß beide Fürsten eine sorgsame Aufsicht über die Finanzen des Staates übten, wird freilich als selbstverständlich ein Moment der Vergleichung nicht abgeben. Aber Eins dürfte doch hervorgehoben werden. Theorie und Praxis zur Zeit des Großen Kurfürsten war es, daß alle Gefälle, namentlich alle Einnahmen aus den Gütern, dem Landesherrn persönlich gebührten. Aus ihnen bestritt er die Kosten seines Hofhaltes und nur den Überschuß überwies er den Staats- oder Landeszwecken. Der Kurfürst aber ordnete an, daß sämtliche Einnahmen, auch die aus den Gütern, aus allen Territorien, ohne Unterschied in eine gemeinsame Kasse vereinnahmt würden, daß diese den Grundstock für alle Ausgaben des Staates bilden sollten, für seine Schatulle nur eine und zwar sehr geringe, doch fest bestimmte Summe davon abgezogen werde. Das heißt, der Kurfürst verzichtete im Interesse des Staates und zum Nachteil seines Hauses auf eine erhebliche Einnahme. Als König Wilhelm sein Haupt mit der deutschen Kaiserkrone schmückte, da hat man zwar jeden staatsrechtlichen Zusammenhang mit dem alten römischen Reich deutscher Nation abgelehnt, aber den Grundsatz desselben, daß der Kaiser seine Ausgaben als solcher aus seiner Hausmacht zu bestreiten habe, hat man beibehalten, und der Kaiser Wilhelm hat dem billigen und nahe liegenden Gedanken, zur Bestreitung des kaiserlichen Hofhalts vom Reich eine Zivilliste zu erhalten, nicht Ausdruck gegeben. Das heißt, Kaiser Wilhelm verzichtete im Interesse des Reiches und zum Nachteil seines Hauses auf eine, und gewiß eine erhebliche Einnahme.

Auf dem Gebiet der Rechtspflege hat der Kurfürst mehrfach neue Gerichtsordnungen erlassen, der Kaiser hat die neue Gerichtsverfassung, die neuen Prozeßordnungen vollzogen. Der Kurfürst hat Befehl gegeben, ein allgemeines Landrecht auszuarbeiten, unter dem Kaiser ist der Entwurf zum allgemeinen deutschen Gesetzbuch erschienen.

Die in dem wilden Trubel der Kriegsereignisse finanziell vollständig zerrütteten Universitäten seines Landes, Frankfurt a. O. und Königsberg, hat der Kurfürst neu fundiert, der König Wilhelm hat die Universitäten seines Landes auf eine finanziell ungeahnt breite Basis gestellt. Mitten aus den schwedisch-polnischen Kriegswirren heraus ist die Urkunde von der Gründung der Universität Duisburg datiert — in dem Feldlager vor Paris ist die Gründung der Universität Straßburg geplant. Bei beiden Stiftungen tritt die Absicht hervor, die Wissenschaft in die rechte Wechselwirkung zum Staat und zum Leben zu setzen, jene gestiftet zur Abwehr der vom Jesuitenkollegium in Düsseldorf geleiteten Angriffe der Pfalz-Neuburger, diese gestiftet zur Abwehr der französischen Angriffe im eigenen Lande, zur Wiederbelebung des Deutschtums. Wenn der Kurfürst eine universale Universität für alle Völker, auch Hebräer, Araber, ja Angehörige

aller Religionen stiften wollte — ist es nicht der Kaiser, der diesem Gedanken die Vollendung gab, der mit der Berliner Universität das orientalische Seminar verband, der hier für Araber, Chinesen und Japanesen Katheder errichtete? Wenn der Kurfürst das Gymnasium in Joachimsthal nach Berlin verlegte, ihm hier einen stattlichen Neubau errichtete, wenn der Kurfürst den vereinigten Kadettenschulen in Berlin ein eigenes Heim überwies, ist es nicht mehr doch als eine nur äußerliche Ähnlichkeit, wenn der Kaiser gerade diesen selben beiden Anstalten neue Wohnstätten von herrlicher Pracht erbaute? Ist die Sorge für diese beiden Unterrichts-Anstalten nicht vielmehr bezeichnend für die in gleicher Weise auf Hebung der Bildung gerichteten Bestrebungen? — Wenn der Kurfürst die besten Kräfte seiner Zeit in Wissenschaft und Kunst in sein Land berief — wer zählt die Namen der erlauchten Geister, der erhabenen Künstler, denen der Staat König Wilhelms die zweite, wahre Heimat geworden, die hier die besten Wurzeln ihrer Kraft gefunden haben! Findet nicht, wenn wir eins erwähnen dürfen, das uns nahe liegt, die Berufung Pufendorfs aus Stockholm ihr vertieftes Gegenbild in der Berufung Joh. Gustav Droysens aus Jena? Ist nicht „der Staat des großen Kurfürsten“ dieselbe Arbeit wie die „Res gestae Friderici Guilelmi,“ nur tiefer, durchdachter, ausgeführter? Ist's nicht methodisch derselbe Grundsatz, nach dem beide Werke geschaffen? Wollen nicht beide „die Pläne, Erwägungen, Thaten, Erfolge dessen, von dem“ sie schrieben „so darlegen, wie sie diesem selbst, als er so plante und handelte, nach Ausweis seiner Archivalien erschienen?“ Wollen nicht beide „die Umstände, unter denen so gehandelt, die Bedingungen, von denen das Handeln gehemmt oder gefördert wurde, so darlegen, wie sie dem Handelnden sich zeigten, nicht wie sie an sich waren?“ „Aus dem Standpunkt, aus dem Horizont, gleichsam aus der Seele dessen, von dem“ sie schreiben, stellen sie „das Gethane und dessen Zusammenhänge dar.“ Und wenn der Kurfürst die Vollendung des Werkes seines Historiographen nicht mehr hat erleben dürfen — auf dem Tischchen vor dem Lager des Kaisers in Babelsberg hat Verfasser dieser Zeilen den „Staat des Großen Kurfürsten“ gesehen, und zwar in einem Zustande, der von einer reichen Benutzung zeugte. —

Höchst lehrreich würde ein Vergleich der Haltung beider Herrscher auf dem Gebiete der Kirchen-Politik sein. Doch genüge es hier, nur einiges anzudeuten, zumal mancherlei von dem, was hierher gehört, noch im Fluß, im Werden begriffen, noch nicht Geschichte geworden ist. Wie kein anderer Fürst ist der Kurfürst eingetreten für die Rechte, für die Existenz der Evangelischen in fremden Staaten, ja bis zur Kriegsrüstung — bei wem anders aber hätten die Evangelischen unserer Tage in Spanien, in der ganzen Diaspora einen mächtigeren Schutz nicht nur, sondern auch einen sichereren gefunden als beim Kaiser Wilhelm? Unter seiner Regierung ist es sogar dahin gekommen, daß in gewissen Zwischenräumen von Berlin aus ein Beamter hingesandt wurde in ferne Weltteile, die Zustände der bedrängten Evangelischen genau kennen zu lernen. Und dieselbe Gesinnung, die der Kurfürst bei Aufnahme der Hugenotten bewies, finden wir in der Teilnahme des Kaisers an der zweiten Säkularfeier dieses Ereignisses wiederum ausgedrückt.

Trotz der Ausbildung der konsistorialen Verfassung gerade unter der Regierung des Kurfürsten stand dieser doch der synodalen Verfassung durchaus freundlich gegenüber. Er hat die Haltung lokaler Synoden neu angeregt und belebt, er hat die Synodal- und Presbyterialverfassung in seinen westlichen Landen voll anerkannt, er hat auch sonst freie synodale Besprechungen zu veranstalten gewünscht. Nach zwei Jahrhunderten erst ist es dem Kaiser gelungen, der evangelischen Kirche die synodale Verfassung zu geben. Unter dem Kurfürsten ist das Recht der Gemeinden auf ein votum negativum bei der Anstellung der Geistlichen zur Anerkennung gelangt — der König hat den Gemeinden das Recht der Pfarrwahl gegeben.

Daß Handel und Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie von beiden Monarchen dieselbe Pflege, je nach Lage der Zeitverhältnisse, erfahren haben, daß der heimatlichen Industrie jegliche Förderung, jeglicher Schutz vor Ausbeutung des Auslandes gewährt worden ist, das sei hier nur angedeutet. Von Interesse ist es, daß der Kurfürst es war, der die ersten Posten einrichtete und sie derartig organisierte, daß es nicht nur das Erstaunen der Fremden erregte, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit man von Kleve nach Königsberg gelangen konnte, daß nicht nur mit dem Postregal dem Staate eine Einnahme von steigender Höhe eröffnet war, sondern vor allen Dingen eben durch jene gepriesene Schnelligkeit und Sicherheit Handel und Verkehr um wesentliches gehoben ward. Ebenso ist unter Kaiser Wilhelm durch die ungeheuere Ausdehnung des Post- und Telegraphen-Verkehrs, durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen nicht nur eine namentlich in der Zukunft erst voll ergiebige Einnahme dem Staate gerettet, sondern vornehmlich dem Handel und Verkehr ein Aufschwung von unberechenbarer Größe gegeben. Und wenn der Kurfürst Elbe und Oder verband, den Friedrich-Wilhelms-Kanal, so recht ein Werk nach seinem Herzen, erbaute, der Kaiser aber den Bau des Nord-Ostsee-Kanals inaugurierte, ist's nicht in beiden Fällen vornehmlich der Handel, der Verkehr, dem diese beiden Bauten von Nutzen sind und sein werden?

Ein deutliches Spiegelbild der Sorge der beiden Monarchen für die Hebung aller Interessen gewährt ihre Residenzstadt Berlin. Als der Kurfürst den Thron bestieg, war Berlin ein unbedeutendes Landstädtchen von noch nicht 6000 Einwohnern. Als er aus dem Leben schied, hatte sich die Einwohnerschaft verdreifacht, sie überstieg 20000, und ganze Stadtteile, Neu Köln, der Friedrichs-Werder, die Dorotheenstadt, waren neu angelegt, die Stadt war zur Hauptstadt eines mächtigen Staates geworden. In der Regierungszeit König Wilhelms ist die Bevölkerungszahl ebenfalls um das Dreifache, von noch nicht einer halben fast auf anderthalb Millionen gewachsen, ein Meer von Häusern bildet rings um die alte Stadt, man möchte fast sagen, neue Städte, und aus der Hauptstadt des preußischen Staats ist Berlin die Metropole des deutschen Reichs geworden. — Wenn der Kurfürst fremde Kolonisten in sein Land berief, der Kaiser aber deutsche Kolonisten in eine seinem Staate zugehörige Provinz, so scheint dies etwas Verschiedenes zu sein, aber wenn die Sicherung des deutschen Lebens und Wesens der Zweck der einen Maßregel ist, so war die Hebung der deutschen Industrie, der deutschen Wohlfahrt doch auch wieder eine Folge der anderen.

Künftige Geschlechter werden, so dürfen wir hoffen, dem Kaiser es besonders danken, daß sein landesväterliches Wohlwollen vornehmlich den unteren Schichten der Bevölkerungsklassen sich zuwandte, daß er, um es kurz zu sagen, den Mut und die Einsicht besaß, die soziale Demokratie mit positiven Mitteln zu bekämpfen. Es ist unzweifelhaft dieselbe Tendenz, die schon den Kurfürsten bei seinen Finanzreformen weniger auf das fiskalische Interesse als vielmehr auf „seiner armen Unterthanen Aufnahmen" Rücksicht nehmen ließ. Denn ihnen vornehmlich wollte er sich, wie er es gern aussprach, „als ein rechter Landesvater" erweisen.

Was aber auch immer dem Kurfürsten am Herzen gelegen haben mag, die Sorge für sein Heer, für ein tüchtiges und schlagfertiges Heer war seiner vornehmsten eine; wie weit auch immer die Interessen des Kaisers gingen, an seinem Heere hing er mit ganzer Seele. Der Kurfürst fand ein brandenburgisches Heer — wenn wir jene im Solde und Eide des Kaisers stehenden Truppen überhaupt so nennen dürfen — von ca. 4000 Mann vor, seinem Nachfolger hinterließ er ein stehendes Heer von 24000 Mann. Die Kriegsstärke unseres Heeres im Jahre 1861 betrug wenig über ½ Million, heute 3 Millionen, beide Fürsten vermehrten mithin die Zahl der Truppen um das Sechsfache. Der Kurfürst reorganisierte seine Truppen von Grund aus, die Reorganisation des Heeres aber war des Kaisers eigenstes Werk, sein Stolz. Der Kurfürst ist der Schöpfer des stehenden Heeres geworden, der Kaiser aber doch ist es, der das Volksheer erst zu einer uns allen in Fleisch und Blut übergangenen Institution ausgebildet, der die Überzeugung von der Ehre nicht nur, sondern von dem heiligen Recht, das es ist, des Königs Rock zu tragen, zu einem Gemeingut der Nation gemacht hat, und in diesem Sinne wird man, ohne dem Verdienste König Friedrich Wilhelms III. und Scharnhorsts zu nahe zu treten, doch in Kaiser Wilhelm den Schöpfer des heutigen deutschen Heeres zu verehren haben. Der Kurfürst hat mit seinen Ständen die schwersten Kämpfe zu bestehen gehabt, die für das Heer erforderlichen Geldmittel zu erhalten, er hat schließlich auch ohne solche Bewilligung die Truppen geworben und unterhalten. Auch dem Kaiser sind die schmerzlichsten Kämpfe um die notwendigsten Mittel für das Heer mit dem Landtage nicht erspart geblieben, auch der Kaiser hat sich entschließen müssen, ohne die Bewilligung des Landtages dieselben anzuweisen. Die Konfliktszeit hat ihr betrübenderes Vorbild in dem Kampf mit den preußischen Ständen, und wenn Schwerin von dem Führer der Opposition in dem letzteren urteilt, er sei wohl fähig, Böses zu thun, aber nicht Gutes zu befördern, so wird der erste Staatsmann König Wilhelms wohl auch nicht zweifeln, ob einem Führer unserer Opposition diese Charakteristik auf den Leib geschrieben ist. Der Kurfürst endlich ist der erste gewesen der deutschen Fürsten, der Schiffe gebaut hat, Schiffe zum Kriegsgebrauch, er ist der Begründer der brandenburgischen Marine, der es gewagt hat, auch zur See die Feinde anzugreifen, er ist aber auch der erste gewesen, der in fernen Erdteilen Kolonien erwarb, der sein Volk hinwies auf den überseeischen Handel, diesem die Wege öffnete, durch seine Kriegsschiffe dem deutschen Handel in der Ferne Schutz gewährte. Die Marine des Kurfürsten

ist aufgelöst worden, die Kolonien, der überseeische Handel wurde verloren. Aber wer hätte nicht mit staunenden Blicken die Gründung einer neuen preußischen, einer deutschen Marine unter König Wilhelm, mit staunenderen die Inaugurierung und Fortbildung der deutschen Kolonialpolitik, wie sie Kaiser Wilhelm in so ungeahnt weitem Maßstabe befahl, gesehen!

Damit sind wir auf dem Gebiet der auswärtigen Politik angelangt, d. h. demjenigen, auf welchem die Gleichheit des Zieles, die Ähnlichkeit der Mittel uns am überraschendsten zu sein scheint. Gewiß war der Kurfürst ein gewaltiger Kriegsgott, gewiß wird der Kaiser als Siegesfürst von der spätesten Nachwelt gefeiert werden. Der Kurfürst hat in den Entschädigungsländern von 1648 Etappen gewonnen zu seinen westlichen Ländern, der Kaiser hat dieselben durch die Annexionen im Jahre 1866 mit den alten Provinzen unmittelbar verbunden. Der Kurfürst hat deutsche Ostmarken, der Kaiser deutsche Westmarken dem deutschen Reiche wieder zu seinem unabhängigen Besitz zurückgewonnen, der Kurfürst hat die deutschen Städte Stralsund und Stettin erobert, der Kaiser Straßburg und Metz den Feinden entrissen, den Ruhmestagen von Warschau und Fehrbellin treten die größeren von Königgrätz und Sedan zur Seite. Aber wie beide Fürsten in ihren Siegen die Hand Gottes erkennen, wie der Kurfürst in der Schlacht von Fehrbellin ein „Wunder Gottes“ und der Kaiser in der Schlacht von Sedan eine „Wendung durch Gottes Fügung“ sieht, so ist keinem der beiden Monarchen je der Krieg Selbstzweck gewesen, keiner von beiden hat je um kriegerischer Lorbeeren willen, keiner nur um seine Macht zu erhöhen, das Schwert gezückt. Freilich war es die Gewohnheit beider Fürsten, als die ersten, eher denn der Feind, auf dem Kriegsschauplatz zu erscheinen, aber in ihnen hat weder die Ursache noch der Anlaß des Krieges gelegen. Vielmehr nur dann haben sie ihre Völker zum Streit gerufen, wenn es galt, auswärtige Gelüste auf deutsches Gut, auf deutsches Land zurückzuweisen, wenn fremde Hände daran waren, die Lebensadern des deutschen Volkes zu unterbinden, das Fortleben des deutschen Volks unmöglich zu machen. Denn wie oft und was man auch von dem ewigen Frieden gefabelt haben mag, noch sind immer Zeiten gekommen und werden immer, so lange die Gattung Mensch besteht und der Mensch nicht ein höheres Wesen wird, Zeiten kommen, in denen der Krieg nicht allein ein durchgreifendes, sondern das einzige Mittel ist, das Fortleben, die friedliche Entwickelung des Volkes in seiner Eigenart zu ermöglichen.

Wenn der Kurfürst in den bei seinem Regierungsantritt schon tobenden Kampf der dreißig Jahre eintrat, so galt dieser Krieg der Erhaltung der evangelischen Lehre, die, aus deutschem Geiste geboren, zum Lebensbedürfnis des Volks geworden war. Wenn er in dem schwedisch-polnischen Kriege sein mächtiges Schwert in die Wagschale legte, so galt es, die mit deutschem Blute tief getränkten deutschen Provinzen des Ostens und Nordens deutschem Sein und Wesen zurückzugewinnen. Wenn er gegen Ludwig XIV. seine eiserne Hand aufhob, so war es, um den Westen und Südwesten Deutschlands aus französischer, aus der räuberischsten Gewalt zu befreien, der gallischen Tyrannei, die bis in

den äußersten Norden und Osten hin Deutschland in Fesseln schlug, ein Ende zu machen. — Wiederum aber führte der Kaiser den ersten Krieg, um die meerumschlungenen Länder vor der Begierde des Dänen zu befreien, den zweiten, um die Entwickelung des deutschen Volkes zu einem einigen Staat zu ermöglichen, den dritten, um das so gewonnene Resultat gegen den Nachbar im Westen, der es uns nicht gönnte, zu behaupten. In jedem der drei Fälle beim Kurfürsten wie beim Kaiser stand die Existenz des deutschen Volkes oder deutscher Stämme in Gefahr, war eine Rettung durch andere Mittel nicht mehr möglich, in jedem Falle brachte der große Kurfürst, brachte der große Kaiser die Rettung. Lag aber auch nur die geringste Hoffnung auf friedliche Lösung vor, so haben beide Fürsten das furchtbare Mittel, den Krieg, vermieden. Troß der gewaltigen Kriegsthaten ist die gesamte Politik des Kurfürsten auf Frieden gerichtet, und troß aller herrlichen Siege hat der Kaiser nichts Anderes als den Frieden bezweckt.

Drei große Friedensabschlüsse bilden Abschnitte in der Regierung des Kurfürsten: der Westfälische Friede, der Friede von Oliva, der Friede von Nymwegen (bezw. St. Germain). Nach dem ersten waren es die Ansprüche der Schweden, die zum Kriege führen zu müssen schienen, Pfalz-Neuburg bedrängte die Evangelischen, und wenn der Kurfürst hier zu einem kurzen Kampfe gezwungen ward, so ist er es doch, der mitten im Kampfe selbst die Hand zur Versöhnung, zum Frieden bot. Nach dem Frieden von Oliva ist die deutsche, die europäische Luft mit Kriegsanlässen im höchsten Maße erfüllt, die Erfurter Händel, der pfälzische Wildfangstreit, der Lüneburgische Erbfolgestreit, der Münsterische Krieg drohten, wenn wir von dem Auslande ganz absehen, Deutschland aufs neue in unabsehbare Kriege zu stürzen. Bis an die äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit ist der Kurfürst gegangen, und ihm allein ist es zu danken, wenn der Schauplatz des Krieges nicht Deutschland war, wenn Deutschland des Friedens genießen konnte. Noch großartiger aber tritt die Friedensliebe des Kurfürsten nach dem Frieden von Nymwegen hervor, und noch immer ist es nicht genügend betont, mit welcher Weisheit und Mäßigung der Kurfürst dem Ansturm selbst patriotischer Männer, die damals unbesonnen, man möchte fast sagen, in den Kampf mit Ludwig XIV. hineinrennen wollten, widerstanden hat; er hat damals allein — und das unter vielen Schmähungen über mangelnden deutschen Patriotismus — den Frieden mit Frankreich erhalten, er hat aber auch allein hierdurch die Befreiung Wiens von den Türken ermöglicht. — Drei große Friedensschlüsse wiederum bilden Marksteine in der Regierung des Kaisers: der Wiener von 1864, der Prager von 1866, der Frankfurter von 1871. Die Erinnerung an den Vertrag von Gastein und an die Luxemburger Frage bezeichnet genugsam die Anlässe zum Kriege, die nach den ersten beiden Friedensschlüssen vorlagen, bezeichnet genugsam die Tendenz des Kaisers, unter allen nur irgend möglichen Umständen den Frieden zu erhalten. Noch großartiger aber tritt diese Friedensliebe des Kaisers nach dem letzten Friedensschluß hervor, alle Welt weiß jetzt aus der großen Rede des Fürsten Reichskanzler, vom 6. Februar 1888, wie oft lebendig die Kriegsgefahr in den

Jahren daher gewesen ist, wie nur der feste Wille des Kaisers und seiner Regierung den Frieden erhalten hat.

Auf Allianzen, sagt der Kurfürst, ist zwar wenig zu bauen, jedoch halte ein Schwert zum öftern das andere in der Scheide. Der Zweck der Bündnisse des Kaisers, erst mit Rußland und Österreich, dann mit Österreich allein war wesentlich, das steht heute fest, den angriffslustigen Gegner zu warnen, nicht allzu unbesonnen das Schwert zu ziehen. Allianzen, sagt wiederum der Kurfürst, seien zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser — und wann hätte der Kaiser je aufgehört, die eigenen Kräfte zu stählen? Noch im letzten Augenblick fast, möchte man sagen, hat er jene ungeheuere Vermehrung der deutschen Wehrkraft vollzogen. Die bittersten Kränkungen hat der Kurfürst vom Kaiser von Österreich erfahren, die schwerste Handlung seiner Regierung wird dem Kaiser, wie wir glauben möchten, jene vom Bundespräsidium, von Österreich ihm abgenötigte Erklärung des Krieges von 1866 gegen deutsche Fürsten und deutsche Völker gewesen sein.

Immer wieder hat der Kurfürst die Freundschaft mit Österreich gesucht und stand am Ende seines Lebens in genauester Allianz mit ihm. Mit immer neuem Eifer hat der Kaiser den innigsten Anschluß an Österreich gesucht und in der vollsten Überzeugung, in Österreich den treuesten und zuverlässigsten Bundesgenossen gefunden zu haben, durfte er sein Haupt neigen zur letzten Ruhe. Mit dem slawischen Nachbar im Osten — damals Polen — ermahnte der Kurfürst seinen Kurprinzen allezeit gute Freundschaft zu halten und keine Kosten zu sparen, dessen Affektion zu erhalten. Den slawischen Nachbarn im Osten, den Kaiser von Rußland, nur immer rücksichtsvoll zu behandeln, war eines der letzten Mahnworte des sterbenden Kaisers an seinen Enkel. In seiner väterlichen Vermahnung prophezeit der Kurfürst seinem Enkel, daß er bei treuer Befolgung seiner Ratschläge „niemanden zu fürchten habe außer Gott“, und im Namen und aus dem Herzen des Kaisers heraus schreibt Fürst Bismarck denselben stolzen und doch so demütigen Wahlspruch über das Eingangsthor zum deutschen Reich: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemanden auf der Welt.“

Diese zielbewußte Friedenspolitik, gegründet auf ein allzeit bereites und schlagfertiges Heer und getragen durch die überwältigende, majestätische und doch so einfache Persönlichkeit der beiden Monarchen, hat bei beiden dahin geführt, daß sie in dem Streit der Völker als Vermittler angerufen wurden; beiden hat sie das Vertrauen der fremden Staaten eingetragen, daß die Streitpunkte zwischen ihnen vor keinen gerechteren, vor keinen sichereren Richterstuhl gebracht werden könnten als den des Kurfürsten und des Kaisers. Beide Monarchen durften sich der Liebe und des Vertrauens der gesamten Mitwelt erfreuen, und an den Särgen beider stand nicht nur ihr eigenes Volk in Trauer, sondern — beim Kaiser Wilhelm freilich in weit höherem, schönerem Maße — ganz Deutschland, ganz Europa, ja die ganze bekannte Welt.

Denn auch das Letzte, das Sterben beider Fürsten, ist gar wundersam einander ähnlich. Mit ehrfürchtiger Scheu treten wir an das eine wie das andere der beiden Sterbebetten, und doch ist es weniger das Bewußtsein, daß hier ein

Großer mit dem Tode ringt, daß ein welthistorischer Akt sich hier vollziehen will, was so eigenartig uns anzieht, als vielmehr das Bewußtsein, daß hier ein wahrer, ein frommer Christ in der unumstößlichen Gewißheit von der allein selig machenden Kraft seines Heilandes sich anschickt, vor den ewigen Thron Gottes zu treten. Beiden brach des Morgens um 9 Uhr das Herz, beide schlossen sie selbst mit Neigung des Hauptes die Augen ganz sanft und selig, ohne einige Veränderung der Gestalt. Die Seinen, schrieb Schwerin vom Kurfürsten, haben hier lernen können, wie man sterben muß, vom Kaiser haben es nicht nur die Seinen, sondern die ganze Welt hat von ihm auch das Schwerste, das Sterben, lernen können. Noch heut wird es uns nicht leicht, mit trockenem Auge die Erzählung vom Hinscheiden des Kurfürsten zu lesen, und Thränen werden unsere Nachkommen weinen, wenn sie vom wunderbaren, seligen Sterben Kaiser Wilhelms lesen.

Dürfen wir, wie einleitend angedeutet, aus diesen Betrachtungen einen Schluß ziehen auf die Eigenart des preußischen Staates, so wird das einleuchtend sein, daß bei dieser Glückseligkeit der Politik der beiden großen Fürsten diese zugleich die Eigenart des preußischen Staates kennzeichnen muß. Es ist klar, daß der Grund, auf dem derselbe ruht, in erster Linie die durchdringendste Ausbildung eines gewaltigen, Achtung gebietenden Heeres ist, daß für das Heer keine Mühe zu groß, kein Preis zu kostbar ist. Denn Zweck der militärischen Ausrüstung ist nicht das Heer, sondern das Volk, nicht der Krieg mit seinen Schrecken, sondern der Friede mit seinem Gewinn. Wenn es gilt zu schlagen, so ist alles bereit. Aber nur dann wird geschlagen, wenn deutsches Land, wenn deutsches Wesen in Gefahr steht, wenn die friedliche Entwickelung deutscher Art und deutschen Seins so bedroht ist, daß sie nur durch Blut und Eisen gerettet werden kann, wenn mit einem Wort der Krieg das letzte Mittel zum Frieden ist. Denn dieser ist es, der das letzte und einzige Ziel aller preußischen und deutschen Politik ist. Er ist es aber, weil allein es gilt, alle vorhandenen und schlummernden Kräfte des Vaterlandes zu heben und zu wecken, alle materiellen und geistigen Güter, die irgend die Vorsehung dem deutschen Volke geschenkt hat oder noch schenken möchte, zu pflegen und zu nutzen zur Ehre und zum Heil des Vaterlandes. Allzeit Mehrer des Volks zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung — das ist das Ziel gewesen der Politik des Großen Kurfürsten wie der des Großen Kaisers. Das sind die Mittel, mit denen unser Staatswesen gegründet ist, sie bilden die Grundlagen und, wie wir meinen, auch die eigene Natur unseres Staates, das Wesen Preußens sowohl wie nunmehr auch — Dank dem Kaiser Wilhelm — des deutschen Reiches. —

Die Preußen vor Amsterdam 1787.

Von
Rogalla von Bieberstein.

(Schluß).

Betrachten wir nun, was bei den Detachements von Langlair und von Götz vorgefallen war.

Das Bataillon von Langlair war um 4 Uhr morgens unbehindert über das Nieuwemeer gefahren und nahe bei der Kattunbleiche „die Lilie" gelandet und hatte dort das Angriffssignal um 5 Uhr abgewartet. Auf dieses Signal war es über ein Terrain mit vielen Gräben, die auf mitgeführten Bohlen überschritten wurden, abmarschiert und als dann zwischen der Kattundruckerei „het Groenewoud" und dem Landhause „die gelbe Glocke" auf den Amstelveenschen Weg gelangt, ohne von den Patrioten bemerkt zu werden. Es wurden sofort 2 Kompagnien mit der Front nach Overtoom aufgestellt, um jede Unterstützung der Patrioten von dieser Seite zurückzuweisen.

Der Major von Götz, der nachts um 12 Uhr von Alsmeer über den Ost-Ender- und Noorddammerdeich abgerückt war, folgte in der größten Stille und Mann für Mann diesem Wege, der durch den Regen beinah ungangbar geworden war. In der Höhe der Kassenbrücke angekommen, sah man 5—600 Schritt vor sich hinter der Brücke eine Feldwache der Patrioten beim Feuer sitzen. Die Feldwache hatte nirgends Posten ausgestellt, schlief zum größten Teil und bemerkte nichts von den in einiger Entfernung vorbeirückenden preußischen Truppen, obgleich der Vollmond schien. In der größten Stille marschierten dieselben vorbei, bis Major von Götz ungefähr um 4 Uhr an das Karnemelksgat kam, nachdem man mit außerordentlicher Mühe den an vielen Stellen von Wasser überströmten Deich und das Kai, die außerdem mit Durchstichen versehen waren, passiert hatte. Sobald man über das Karnemelksgat gelangt war, legte sich die ganze Truppe nahe bei dem Deiche „de Koenekade" nieder und wartete so das Erscheinen des Bataillons Langlair auf dem Amstelveenschen Wege ab. Als dann um 5 Uhr das Angriffssignal ertönte, und Langlair seinen Angriff ausführte, drang Götz über den an vielen Stellen durchstochenen Koenekade vor; die mitgenommenen Bohlen waren zu kurz, um über die Durchstiche zu kommen, und seine Leute wateten daher durch das Wasser. Jetzt jedoch wurden sie von den Patrioten bemerkt, die 2 Geschütze auf dem Weg hinter dem Koenekade aufgestellt hatten und einen Kartätschschuß gegen die Angreifer abfeuerten. Ein zweiter Schuß versagte infolge falschen Ladens, und bald stürmte die Infanterie von Götz's von der Seite auf diese beiden Geschütze zu, die rasch genommen und deren Bedienung, soweit sie nicht nach dem Kalfjeslaan flüchtete, gefangen wurde. Es fand nun die Vereinigung der beiden Bataillone Langlair und Götz statt, worauf die Verschanzungen auf dem Amstelveenschen Weg und bei dem Kalfjeslaan von ihnen im Rücken angegriffen und deren Besatzung durch

ein kräftiges Feuer von Posten zu Posten in der Richtung von Amstelveen zurückgetrieben wurde. Der Kommandant war nun genötigt, schleunigst nach Amsterdam zurückzugehen.

Der Herzog von Braunschweig hatte nach Empfang der Meldung vom Amstelveenschen Weg, und nachdem er die Folgen der dortigen Ereignisse an den Truppenbewegungen bei Amstelveen wahrnehmen konnte, die Jäger und Scharfschützen wieder vorrücken lassen; man drang durch den nassen Graben und Durchstich vor der Brücke, wo bald noch 2 Infanterie-Kompagnien eintrafen. Die preußischen Truppen waren bereits von der anderen Seite nach Amstelveen hineingerückt; die Zugbrücke wurde niedergelassen und das Dorf von denselben besetzt, und unmittelbar darauf 1 Infanterie-Bataillon nebst 80 Husaren auf dem Amstelveenschen Weg auf der Amsterdamer Seite vorgeschoben. Die Patrioten waren eiligst aus Amstelveen abgezogen. Der preußische Verlust war sehr gering, 3 feindliche Offiziere und 313 Mann wurden von ihnen gefangengenommen, ferner nahmen die Angreifer 18 Geschütze; der Verlust der Patrioten war beträchtlich. Unverzüglich wurde das Hauptquartier vom Herzog nach Amstelveen verlegt.

Er rekognoszierte alsdann die Traverse bei Overtoom persönlich und fand sie sehr stark und den Amstelveenschen Weg vom Feinde beherrscht.

Wir schreiten jetzt zur Betrachtung der Unternehmung des Major von Burghagen. Derselbe hatte sich am 30. September 9 Uhr abends bei Aalsmeer eingeschifft und war, ohne etwas von den Patrioten oder anderen Truppen zu bemerken, um 1½ Uhr bei Slooten gelandet und ließ einen Offizier mit 30 Mann bei den Schiffen zurück. Slooten wurde unbesetzt gefunden und mit 2 Infanterie-Kompagnien besetzt.

Das Gros des gelandeten Detachements setzte seinen Marsch nach Osdorp und Halfweg fort. Bei der Wegegabelung südlich Osdorp angelangt, entdeckte die preußische Vorhut eine mit einem Geschütz armierte, unbesetzte Schanze, und man wollte das Geschütz vernageln. Kaum war jedoch der Nagel in das Zündloch eingeschlagen, als das Geschütz losging; dies alarmierte die Patrioten, und ein großer Teil derselben flüchtete nach Halfweg. Das preußische Detachement marschierte rasch durch Osdorp und ließ sich in kein Gefecht mit den Patrioten ein, die einzelne Schüsse aus den Häusern auf die vorbeimarschierenden Truppen abgaben, und gelangte bald nach Halweg, wo es die dortige Schanze trotz des Alarmschusses nicht gefechtsbereit fand.

Nach Pfau, dem Chef des Generalstabes der preußischen Armee, dem Historiker des Feldzuges von 1787 in Holland, war die Schanze gut besetzt. Doch da die preußischen Truppen die Schanze im Rücken angriffen, und dieselbe nicht gegen Angriffe von Osdorp her angelegt war, wurden die Patrioten hier überrascht, und noch bevor sie ihre Geschütze umdrehen konnten, drang die preußische Infanterie in die Schanze ein und nahm dieselbe mit dem Bajonett. Die Patrioten flüchteten in großer Zahl teils nach Amsterdam, teils nach Haarlem.

Die späteren Versuche der Patrioten, Sloten dem Angreifer zu entreißen, wurden abgewiesen.

Auf der Seite von Muiden hatte sich folgendes ereignet:

Major von Riebelschütz war mit seinem Detachement bei Muiderberg angekommen und eröffnete um 5 Uhr das Feuer auf Muiden, ließ dasselbe jedoch bald einstellen, da es aus Muiden nicht beantwortet wurde und auch kein Brand in der Festung entstand.

Am Nachmittag erhielt das Detachement Riebelschütz den Befehl, auf Weesp, (nach anderen, auf Naarden) zurückzugehen, so daß seinerseits hier nichts von Bedeutung erreicht worden war.

Der General von Kalkreuth hatte sich den anderen Angriffspunkten mit seinen Truppen so viel als möglich genähert, um das Feuer um 5 Uhr morgens möglichst kräftig eröffnen zu können. Alle Detachements waren mit Balken und Brettern versehen worden, um Brücken herstellen und Durchstiche passieren zu können. Der Angriff auf Ouderkerk sollte, wie oben erwähnt, auf vier Punkten stattfinden.

Der erste Angriff sollte unter Oberst von Köckeritz durch eine Kolonne von 2 Infanterie-Kompagnieen und 30 Jäger längs dem linken Amstelufer von Uithoorn aus erfolgen und gegen die Westseite von Ouderkerk gerichtet sein, in der Absicht, in das Dorf zu dringen und sich in Besitz des großen Loopvelds zu setzen. Man hoffte dadurch die Besatzung von Amstelveen abzuschneiden, wenn das Unternehmen auf dem Amstelveenschen Weg geglückt wäre. Das preußische Detachement drang entschlossen vor, erlitt jedoch, in den Schußbereich der Batterieen des Dorfes gekommen, so schwere Verluste, daß es, da es keine Artillerie hatte, zurückgehen mußte.

Der zweite Angriff längs dem rechten Amstelufer mit einer aus 1 Infanterie-Kompagnie und 1 Geschütz bestehenden Kolonne unter Major von Ledebur mißlang ebenfalls, da das heftige Feuer der Patrioten sie zwang, zurückzugehen, und da auch das Terrain zu viel Hindernisse enthielt.

Die dritte Angriffskolonne, 2 Infanterie-Kompagnien und 4 Geschütze stark, rückte von Abcoude nach Ouderkerk und beschoß den Ort mit Granaten, die, obwohl sie größtenteils trafen, nicht crepierten. Die Kolonne unternahm auf dem linken Waverufer einen kräftigen Angriff auf das Dorf, derselbe wurde jedoch abgeschlagen, worauf sie zurückging.

Der vierte Angriff gelangte infolge von Terrainschwierigkeiten nicht zur Durchführung.

Der fünfte Angriff mit einer 2 Infanterie-Kompagnien und 1 6 Pfünder starken Kolonne, unter Oberst von Borstel, sollte ein Scheinangriff auf die Duivendrechter Brücke sein. Diese Kolonne geriet bald in ein heftiges Feuergefecht mit den Patrioten, und der Angriff mißlang.

Der sechste Angriff mit einer 2 Infanterie-Kompagnieen und 4 Geschütze starken Kolonne, unter Oberst von Hiller, war auf die Werke bei der abgebrannten Brücke am Weesper Zollgatter gerichtet. Bei dieser Kolonne befand sich General von Kalkreuth. Auch dieser Angriff führte für die preußischen Truppen zu keinem Resultat.

Der siebente Angriff von Weesp aus auf die Festung Muiden hatte ebenfalls keinen Erfolg. Die preußischen Truppen hatten bei diesen sieben verschiedenen Angriffen nur einen Totalverlust von 6 Offizieren und 125 Mann erlitten.

Die Patrioten hatten daher ihren linken Flügel gehalten, während ihr rechter Flügel bis nach Overtoom zurückgegangen war.

Infolge der am 1. Oktober stattgehabten Ereignisse wurde am 2. Oktober von der Amsterdamer Regierung ein neuer Waffenstillstand nachgesucht, welcher bewilligt wurde.

Die preußischen Truppen behielten ihre Stellungen vom 1. Oktober inne und bereiteten alles zu einem neuen Angriff vor.

Die Patrioten verletzten den neuen Waffenstillstand an verschiedenen Punkten; sie arbeiteten fortwährend an der Herstellung neuer Verschanzungen und armierten Fahrzeuge ꝛc.

Preußischerseits hatte man inzwischen Mörser und Bombenkanonen aus dem Arsenal von Naarden geholt und dieselben auf dem Wege zwischen Amstelveen und Ouderkerk aufgestellt. Am 3. und 4. Oktober wurde von beiden Seiten nichts Erhebliches unternommen.

Die Regierung von Amsterdam zeigte sich nun bereit zu unterhandeln, und es fanden bis zum 8. Oktober mannigfache Verhandlungen betreffs des Abzuges der regulären Truppen, die im speziellen Dienst von Amsterdam gestanden hatten, aus ihren Stellungen statt, sowie hinsichtlich ihres Abrückens nach den Generalitäts-Landen.

Muiden ergab sich am 8. Oktober den Angreifern.

Am 9. Oktober erschien endlich eine Deputation aus Amsterdam in Amstelveen und schloß im Namen der Regierung von Amsterdam eine Kapitulation mit dem Herzog von Braunschweig unter den folgenden Bedingungen ab:

1. Das Leidener Thor wird durch ein preußisches Detachement von 150 Mann Infanterie, 10 Jägern und 4 Husaren besetzt.
2. Auf Ansuchen von Amsterdam ermächtigen die Staaten von Holland den Statthalter Prinzen Wilhelm V., holländische Garnison nach Amsterdam zu legen.
3. 5 preußische Infanteriebataillone und ein Jäger-Detachement behalten die Amsterdamer Vorstadt und Overtoom besetzt.
4. Kein preußischer Soldat darf ohne Genehmigung der städtischen Regierung Amsterdam betreten.
5. Die Regierung von Amsterdam ist für die Schleusen am Haarlemer Thor und bei Muiden verantwortlich und hat für deren gute Bewachung die nötigen Maßregeln zu treffen.
6. Dem Herzog von Braunschweig soll täglich Bericht erstattet werden, wie weit die von der städtischen Regierung angenommenen Entscheidungen der Generalstaaten zur Ausführung gelangt sind.
7. Der Baron van Haaren soll als erster Kommissär der Freikorps diese Korps entwaffnen und dem Herzog davon Meldung erstatten.

Demzufolge wurde das Leidener Thor am 9. Oktober preußischerseits durch 1 Kapitän, 3 Leutnants, 8 Unteroffiziere, 4 Tambours, 150 Infanteristen und 10 Jäger, 12 Artilleristen und mit 2 6 Pfündern besetzt, die auf die Leidenerstraße gerichtet waren. Das Thor selbst wurde durch eine preußische Wache von 40 Mann besetzt.

Die Amsterdamer Bürgerwache blieb ebenfalls unter den Waffen und setzte gleichfalls am Leidener Thorplatz ihre Schildwachen gegenüber den preußischen aus, sandte ferner starke Patrouillen zur Aufrechterhaltung der Ordnung durch die Stadt, was viel Aufregung unter der Bürgerschaft verursachte; ein kleiner Auflauf entstand, bei dem viele, ins Wasser gedrängt, ertranken oder selbst niedergeschossen wurden.

Am 15. Oktober rückte der holländische General van Dopft mit den holländischen Truppen durch das Harlemerthor in die Stadt, und zwar mit dem Regiment Oranien-Nassau in der Stärke von 2000 Mann, und am 16. Oktober kam das schweizerische Regiment Maci und 1 Dragonerregiment hinzu.

Da der letzte Punkt der Kapitulation, Entwaffnung der Freikorps, nicht ausgeführt wurde, teilte der Herzog von Braunschweig am 20. Oktober der Amsterdamer Regierung mit, daß, wenn am 23. Oktober nicht alles entwaffnet wäre, was zu folge der Bestimmungen der früheren Regierung keine Waffen tragen durfte, er selbst Maßregeln zur Entwaffnung der Bürgerschaft ergreifen würde. Dies half, und am 22. Oktober wurden alle Waffen auf dem Stadthause abgeliefert.

Die preußischen Truppen, die nach dem Abmarsch der regulären Truppen aus ihren Stellungen, Duivendrechterbrücke, sowie Diemerbrück und Overtoom besetzt hatten, in welch' letzterem Ort das Hauptquartier untergebracht wurde, zogen langsam, da der Feldzug beendet war und der Winter nahte, aus Holland und den übrigen Plätzen der Republik ab.

Die Generalstaaten faßten ferner noch zwei wichtige Beschlüsse zur Befestigung der alten Regierung. Zunächst erhielt Prinz Wilhelm V. die Vollmacht, die Regierungen in den Städten Änderungen zu unterwerfen, und zweitens wurde übereingekommen und von Sr. Majestät dem König von Preußen genehmigt, daß vorläufig 4000 Mann preußische Truppen, unter dem Befehl des Generals von Kalkreuth, in Holland bleiben sollten, bis die Republik deutsche Truppen in ihren Sold genommen haben würde. Die oranisch gesinnten Staaten von Holland ließen ferner eine Medaille schlagen und überreichten dieselbe dem Herzog von Braunschweig, den Generalen und hervorragendsten Offizieren der preußischen Armee, als Beweis ihrer Dankbarkeit für die Dämpfung des Aufruhres in ihrem Lande. Die Totalzahl der preußischen Toten in dem Feldzuge betrug 211 Mann.

Die preußischen Truppen marschierten nacheinander nach Cleve ab und waren gegen Ende Oktober und Anfang November in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Truppen ließen nach van Troschke „der preußische Feldzug in Holland," einen guten Namen zurück. Er sagt unter anderem: „Sie hatten einen vorzüglichen Ruf zurückgelassen. Mit Staunen fanden die Besitzer der herrlichen Landhäuser die schweren silbernen Feuerbecken, Platten und sonstiges Kamin-

gerät unbeschädigt wieder, wenngleich sie die Bemerkung nicht unterdrücken konnten, daß es der Einquartierung nicht gelungen sei, die peinliche holländische Reinlichkeit ganz aufrecht zu erhalten. Von hochbedeutsamem Wert war das Erstarken der Sympathie beider altbefreundeter Nationen. Dieselbe hat mehr als ein Viertel-Jahrhundert später einen über alles Erwarten kräftigen Ausdruck gefunden, als im Winter 1813—14 die Preußen abermals kamen, um die oranische Sache neu zu begründen, die seitdem mit der Sache Niederlands untrennbar vereint geblieben ist."

„Het is waar" sagt Vervat „de Pruisen hadden zich al goed gedisciplineerde troepen gedragen, doch namen duizenden (tausende) geweren en honderden stukken geschut uit ons land mede."

Der rasche Erfolg des preußischen Feldzugs in Holland 1787 hatte jedoch bei den Niederländern ein Gefühl der militärischen Schwäche, besonders im Heere, erweckt, welches noch heute, und besonders den gewaltigen Rüstungen aller Staaten des Kontinents gegenüber, nachwirkt. Man beklagt in den Kreisen des Heeres das anhaltende Bestreben der früheren Regierungen, die Armee, wenn nicht zwingende Notwendigkeit gebieterisch es anders forderte, so schwach an Zahl wie möglich zu halten. Das Land habe mehrfach in Kriegszeiten die nachteiligen Folgen dieses Verfahrens empfunden. Die Äußerung Johan de Witts, mit der er den Geist des holländischen Volkes charakterisierte, gelte auch noch für das heutige Geschlecht. De Witt schrieb an Peter de Groot, den Sohn des berühmten Hugo de Groot u. a. „Denn es ist die Art der Holländer, wie Ew. Edeln am besten bekannt ist, daß, wenn ihnen die Not und die Gefahren nicht sehr klar vor die Augen treten, sie keineswegs dazu bestimmt werden können, wie es sich gehört, über ihrer eigenen Sicherheit zu wachen."

Wieviel auch in den Kammern gesprochen und über die Heeresorganisation geschrieben wurde, so scheint es zu der dringend gewünschten Verbesserung und Veränderung derselben nur sehr langsam zu kommen. Diejenigen, die nach holländischer Ansicht verhältnismäßig das geringste Interesse an der Erhaltung des Vaterlandes haben, werden im Frieden wie im Kriege zu den größten Leistungen herangezogen. Aber nicht allein sind die Lasten unbillig auf die Bevölkerung verteilt, sondern die bestehende Heeresorganisation liefert eine nach Ansicht der Niederländer zu schwache Armee.

Nimmt man an, daß die Niederlande eine Feldarmee ihrer Miliz in der Stärke von 50 000 Mann aufstellen können, und daß ferner aus reiner Vaterlandsliebe sich 10 000 Freiwillige melden, so kommen zur Feldarmee noch 28 259 Mann geübte Landwehr (Schutterij), und zwar 10 482 Mann der dienstthuenden und 17 847 der ruhenden Schutterij, gemäß dem Militärblatt Nr. 24, Jahrgang 1886. Nimmt man ferner als Totalsumme 90 000 Mann an, so müssen von dieser Zahl die Besatzungen der Festungen, Forts ꝛc. in den niederländischen Verteidigungslinien, nebst einer Division für die Küstenverteidigung, und die Festungs-Artillerie-Regimenter, die nicht zur Feldarmee gehören, abgezogen werden. Es dürften als-

dann sehr wenig Truppen als Reserve übrig bleiben. Es ist richtig, daß der Bericht des Ministers des Innern im Staatskourant vom 5. November 1886 eine Gesamtstärke von 117 997 Mann Schutterij (Dienstthuende und Ruhende) aufführt, aber welche Unterstützung, bemerkt Vervat richtig, geben in heutiger Zeit ungeübte Landwehren einer Armee? Die 117 997 Mann auf dem Papier sind eine große Zahl, doch liefern sie dem Heere nur eine Verstärkung von 28,329 sogenannter geübter Landwehr.

Außerdem fordern, wenn man sich auf die heutige Amsterdamer Linie beschränkt, die sowohl nördlich des Y als westlich von Halfweg erweitert worden ist, die vielen angelegten und noch anzulegenden Werke in Kriegszeiten permanente und zahlreiche Besatzungstruppen. Bei Beibehalt der gegenwärtigen niederländischen Heeresorganisation die Werke in den niederländischen Linien nach Bedarf zu besetzen, wird mit Recht für ein Kunststück gehalten. Will man aber die Truppen von der einen Linie in die andere übergehen lassen, dann ist in Kriegszeiten Verwirrung zu befürchten, selbst bei der Annahme, daß es noch möglich ist, die Truppen ihre Stellungen wechseln zu lassen.

In dem oben dargestellten Feldzuge sah man zwar nach dem Abmarsch der regulären Truppen aus den Stellungen ungeübte Truppen die Verteidigung mit Erfolg, so bei Ouderkerck, Duivendrechtschebrücke, Amstelveen ꝛc. gegen den Angreifer führen und den Gegner selbst zum Rückzug zwingen. Der Grund dieser Erscheinung lag jedoch auch nach niederländischer Ansicht mehr in der der Verteidigung so günstigen Terrainbeschaffenheit als in den richtigen Maßregeln des Verteidigers.

Andererseits sah man alle Mängel ungeübter Truppen zum Vorschein kommen. Obgleich Aalsmeer vom Angreifer besetzt war, waren keine Verteidigungsmaßregeln am östlichen Haarlemermeerufer getroffen; es gelang zwei preußischen Kompagnieen, an einer Wache der Patrioten in der Entfernung von 5—600 Schritt unbemerkt vorbeizukommen. Bei Sloten waren alle Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt, weder Kavallerie- noch Infanteriefeldwachen am Haarlemermeerufer, noch die Schanzen besetzt; die Truppen schlafend in den Häusern. Es herrschte eine unbegreifliche Sorglosigkeit, die ihren Ursprung nur der geringen Ausbildung der Patrioten verdankt. Auch ward versäumt, das Haarlemermeer durch armierte Fahrzeuge zu bewachen, obgleich die Siffech unthätig im Y vor der Stadt lagen.

Geht daher aus dem Vorstehenden die Stärke der Amsterdamer Stellung hervor, so kann man die niederländische Ansicht nur teilen, daß diese Stärke nach dem Verlauf von 100 Jahren nicht vermindert ist, da in der neueren Zeit angelegte, nach den Anforderungen der Jetztzeit armierte Werke dieselbe vermehrt haben.

Die Umwandlung des der Ebbe und Flut ausgesetzten Ys in einen abgeschlossenen Nordseekanal, mit weiten Schleusen an beiden Seiten, und die verbesserte Wasserzuführung für die Inundationen kommen der gegenwärtigen Stellung mit zu gute. Der neue Merwedekanal, der von Vreeswijk über Utrecht und Nigtevecht nach Zeeburg führen soll, vermag zur raschen Inundierung der umliegenden Polder beizutragen, besonders wenn in den beiden Kanaldeichen Ab-

zapfungsschleusen angelegt werden. Wohl wird durch die beiden Kanaldeiche die Anzahl der Zugänge vermehrt, und werden voraussichtlich deshalb neue Werke erforderlich, doch wird nach Ansicht der Niederländer dieser Kanal der Amsterdamer Stellung zu gute kommen.

Die vorhandenen Eisenbahndämme der Rhein-, Ost- und Holländischen Eisenbahnlinien, beinahe völlig aus Sand erbaut, können durch Abgrabungen unbrauchbar gemacht werden, soweit der Wellenschlag in dem inundierten Gebiet die Dämme nicht zerstört.

Es ist keine Frage, daß die heutige niederländische Armee im Vergleich zu der von 1787 eine wesentlich bessere ist. In bezug auf Bewaffnung, Verpflegung, Bekleidung, Ausbildung etc. sind in letzter Zeit erhebliche Fortschritte gemacht worden. Die verwirrten Verhältnisse der Armee von 1787 gegenüber der Landesregierung sind heutzutage undenkbar. Die Armee wird von einem Offizierkorps befehligt, bei welchem Vorfälle wie das kleinmütige Übergeben gut verschanzter Posten und das Versäumen der erforderlichen taktischen Maßregeln aus Unkenntnis derselben nicht vorkommen können; ebensowenig dürften, wie dies 1787 vorkam, sich holländische Offiziere finden, die dem Feinde den Weg zeigen und wichtige Auskunft geben.

Als ein Übelstand wird in niederländischen Heereskreisen stets die geringe Stärkezahl der Armee betrachtet. Die heutige Schutterei ist nach deren eigenem Urteil noch lange nicht das, was man von einer guten Heeresreserve verlangt. Ebensowenig wie die Armee vermag, wie es scheint, bis jetzt auch die Schutterei auf einen besseren Fuß gebracht zu werden. Von der neuen Legislaturperiode hofft man in Niederland auf eine bessere Schutterei und Miliz.

Man hofft durch die Verwendung von sogenannten „Uitleggers“, d. h. flachen, verdeckten Fahrzeugen, die mit Geschütz armiert werden, die Stärke der inundierten Verteidigungslinien zu erhöhen. Man hat in letzter Zeit Übungen mit diesen Schiffen und der Festungsartillerie abgehalten und dabei mit Erfolg angestrebt, die Uitleggers, in der Amsterdamer Linie von Hafendampfboten geschleppt, plötzlich mit überlegenem Feuer auftreten zu lassen. Auch von der Ballonbenutzung erwartet man in den übersichtlichen holländischen Ebenen, besonders in der Stellung von Amsterdam, nützliche Resultate.

Strenger Frost, der die Wasserfläche in eine Eisfläche verwandelt, wird auch heute als ein sehr gefährliches Moment für die niederländischen Verteidigungslinien gehalten. Es ist vorgeschlagen, durch Schleusenspiele und teilweises Auspumpen der Inundationsbassins die Wasserfläche in Bewegung zu erhalten und die Bildung von Grundeis zu verhindern; man besitzt jedoch noch keine Erfahrungen im großen Maßstabe hierin, und es fehlt somit die Sicherheit des Erfolges. Trotzdem hat die Verteidigungsfähigkeit der Stellung von Amsterdam in der Neuzeit unbedingt an Stärke zugenommen, da, wie erwähnt, neue zahlreiche, den Forderungen der heutigen Kriegführung entsprechende Werke in derselben angelegt und für moderne Geschütz- und Infanterieverteidigung eingerichtet wurden. Ein etwaiger künftiger Angreifer der Niederlande wird daher bei der Bewältigung des

Zentralreduits derselben, der Stellung von Amsterdam, ganz besonders auch auf die Mitwirkung seiner Flotte und zwar speziell der Fahrzeuge mit geringem Tiefgang, wie Küstenschutzfahrzeuge und Torpedoboote, rechnen müssen, ein Element des Kampfes, welches beispielsweise für Preußen im Jahre 1787 vollkommen ausgeschlossen war.

Naturwissenschaftliche Revue.

Kleine unregelmäßige Schwankungen der Erdachse. — Kein Sauerstoff in der Sonne. — Photographie des ultraroten Teils des Spektrums. — Korona. — Allgemeine Geologie. — Der Harz. — Enzyklopädie der Botanik — Sumpfzypresse. — Schutz der Pflanzen gegen Schnecken. — Steinchen im Fleische der Birnen. — Neue Flora des Krakatau. — Aufbewahren der Pilze. — Käferbuch. — Neu entdeckte Tierform in Australien. — Die menschliche Familie. — Geist und Körper. — Magnetismus, Hypnotismus und Spiritualismus. — Handwörterbuch der Chemie. — Verteilung der Wärme an der Erdoberfläche. — Zentralstationen für elektrische Beleuchtung.

Es giebt keine für den Menschen widerwärtigere Empfindung, als wenn der Grund und Boden, der ihn und seinen Besitz trägt, wankt. Kein Satz der neueren Naturwissenschaft hat deshalb größeren Widerstand zu überwinden gehabt als der von der Bewegung der Erde. Wir haben uns zwar an diesen Gedanken gewöhnt, trotzdem wird es wenige geben, die im stande sind, in jedem Augenblick die in ihrer Bahn forteilende, um ihre Achse sich wälzende mächtige Erdkugel sich vorstellen zu können, die bei der neulichen Konstellation Mars und Venus nicht neben einander, sondern hinter einander erblickten, hinter einander in solchem ungeheuren Abstand, daß sich zwischen beiden die Erde hindurch bewegen kann. Wir haben uns ferner damit vertraut machen müssen, daß dabei auch nicht einmal die Erdachse ihre Lage im Raum beibehält, daß sie vielmehr wie ein sich dem Umfallen nähernder Kreisel in bestimmter Periode gegen die Erdbahn mehr senkt und wieder hebt, eine Periode, die freilich den nicht ganz unbedeutenden Zeitraum von 25000 Jahren für dieselbe Bewegung erfordert, die der Kreisel in einer Sekunde vollführt. Aber damit glaubten wir nun auch der Erde genug Beweglichkeit zugestanden zu haben, da bringt unsere heutige Revue die alarmierende, aber einen Zweifel kaum noch zulassende Nachricht, daß die Achse des Erdballs auch noch unregelmäßige Schwankungen ausführt.[1]) Aber der Leser erschrecke nicht! Sie sind so gering, daß sie nach William Thomson höchstens ihren Winkel mit der Ebene der Erdbahn um $^1/_2$ Minute ändern können, und man weiß ja vom Transporteur im Reißzeug, der höchstens in halbe Grade geteilt ist, wie ungemein wenig das ist, ja nach Helmert ist es noch viel weniger. Und auch die Ursache ist bekannt und durchaus nicht Schrecken erregend. Sie liegt in der Verschiebung gewaltiger Luft- und Wassermassen infolge der ungleichmäßigen Erwärmung der Erdoberfläche durch die Sonnenstrahlen, die Jahrtausende hindurch gedauert hat und voraussichtlich dauern wird, aber in merkbarer Weise die Lage der Erdachse oder ihre Beständigkeit nicht beeinflußt.

Viel bedenklicher ist die gefahrdrohende Nähe des über alle Vorstellung heißen Sonnenballs, aber auch dort scheint jede plötzliche Änderung, wenn auch nicht unmöglich, doch für lange Zeiträume so gut wie ausgeschlossen. Die Spektralanalyse hat uns darüber je länger, je mehr aufgeklärt, und im allgemeinen wissen wir, was dort vorgeht. Im einzelnen freilich kommt immer neues hinzu. Wir haben mehrfach darauf hinzuweisen Gelegenheit genommen, daß die die Sonne zusammensetzenden Stoffe aus der Lage der dunkeln in ihrem Spektrum vorhandenen Linien erkannt werden konnten, denen Frauenhofer den Namen gegeben hat. Man wußte längst, welche Stoffe die Sonne im glühenden Zustande einhüllen mußten, um diese

[1]) Küstner, astron. Beobachtungen der K. Sternwarte zu Berlin 1888, nach Naturw. Rundschau III. 1.

mit A, B, C u. s. w. bezeichneten Linien hervorzurufen. Nur für die beiden ersteren, die im dunkelsten Rot liegen, hatte man einen irdischen Ursprung vermutet und die die Erde einhüllende Atmosphäre dafür verantwortlich gemacht. Die von Angström zuerst ausgesprochene Ansicht, daß der Wasserdampf derselben sie hervorbrächte, hatten neuerdings Trowbridge und Hutchins, und nach ihnen Thollon dahin abgeändert, daß es vielmehr der Sauerstoff sei, dessen Absorption sie ihre Existenz verdankten, und diese Annahme hat neuerdings Janssen[1]) auf einer zu diesem Zweck angestellten Besteigung des Montblanc im Oktober v. J. zur Gewißheit erhoben. Die späte Jahreszeit hatte der Pariser Astronom gewählt, um seinen Spektralapparat durch eine Atmosphäre auf die Sonne richten zu können in einer Höhe von 3000 m, in der der Wasserdampf wegen der so vorgeschrittenen Jahreszeit fast völlig niedergeschlagen war, und er sah in der That die schwächeren Linien des Sauerstoffspektrums verschwinden, die breiteren, eben A und B, aber schwächer werden. Wenn nun aus dieser Beobachtung der Schluß, daß kein Sauerstoff in der Umgebung der Sonne vorkommt, nicht gerechtfertigt sein würde, so ist es doch der, daß er nicht in ähnlicher Beschaffenheit wie in unserer Atmosphäre vorhanden ist. Auch in der Korona, dem die Sonne in weitem Umriß umgebenden Gasmantel, befindet sich dieses Gas nicht. Da es Burbank[2]) nunmehr auch gelungen ist, den ultraroten Teil des Spektrums zu photographieren, so werden weitere Erklärungen nicht ausbleiben. Übrigens hat Pickering[3]) bei der totalen Sonnenfinsternis, die am 29. August 1886 in Westindien stattfand und die günstigere Beobachtungsverhältnisse aufwies als die, welche wir das Jahr darauf nicht beobachten konnten, freilich nur rohe Schätzungen zu Grunde legend, die Dichtigkeit der Corona auf ein zweihunderttausend Milliontel von der der Erdatmosphäre in nicht großer Entfernung von der Sonnenoberfläche ermitteln, den von ihr auf diese Oberfläche ausgeübten Druck also zu einhundertdreißig Tausendstel des von der Atmosphäre ausgeübten berechnen können.

Daß nun ebenso wie auf der Sonne auch alle Verhältnisse der Erde hübsch in Ordnung bleiben, darüber wacht die beobachtende Wissenschaft mit derselben Sorgfalt. Insbesondere fällt der Geologie dies Geschäft zu. Von der Sorgfalt aber, mit der sie ihres Amtes waltet, legt v. Fritsch in seiner allgemeinen Geologie[4]) Zeugnis ab. Oft genug hat man das Werden der Erde zu erklären versucht, immer haben neue Erfahrungen diese Versuche als nicht in jeder Hinsicht haltbar erwiesen. Aber die Erfahrungsresultate selbst und die sie zusammenfassenden Ergebnisse bleiben bestehen. Sie bilden den eigentlichen Inhalt der Wissenschaft, aber sie haben gerade in der Geologie namentlich wegen der dem Bergbau entnommenen Nomenklatur im Anfange etwas sehr Sprödes. Das Hangende und das Liegende, das Fallen und das Streichen einer Schicht, ihre saigere oder sohlige Lage, das sind alles Begriffe, die man sich erst zu eigen machen muß, um den Bau der Erdrinde — und von der Tiefe wissen wir noch so gut wie nichts — verstehen zu können. Sie findet der Leser dort sorgfältig erklärt, aber er wird auch orientiert über die Weltstellung der Erde, über die Wirkung der Luft und des Wassers, über die Gesteinsarten, die die Erde zusammensetzen, und wie sie dies thun, über die Wirkungen der Vulkane und Erdbeben und über die zeitliche Reihenfolge in der sich „der Erde Pracht" entwickelt hat. Dazu ist dieser schwierige Stoff in einer einfachen, leicht verständlichen Weise behandelt, daß sich der Leser mit ebenso großem Vorteil wie Interesse in die Lektüre des schönen Werkes vertiefen wird.

Auf den Bau der einzelnen Teile der Erdrinde geht das Werk nicht ein, dieses wird Sache des in Aussicht gestellten speziellen Teiles sein. Für den Harz liegt eine solche Schilderung von F. Günther[5]) vor, die aber nicht auf seine geologischen Verhältnisse sich beschränkt, sondern

[1]) Compt. rend. T. CVII, 672.

[2]) Philos. Magaz. S. V. V. 26, S. 391.

[3]) Annals of Harvard College Observatory XVIII, Bd. 5, nach Naturw. Rundschau III., S. 609.

[4]) Stuttgart, J. Engelhorn.

[5]) F. Günther, Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Hannover. Karl Meyer (Gustav Prior).

mit eben so viel Liebe wie Sachkenntnis ein vollständiges Bild des in geschichtlicher, technischer und naturwissenschaftlicher Beziehung so merkwürdigen Gebirges liefert. Von der alten Gaueinteilung ausgehend, schildert unser Gewährsmann die Besiedelung des Harzes, die Sitten seiner ersten Bewohner und ihres Übertrittes zum Christentum, seine Verkehrswege, gegenwärtigen Bewohner und seine Gliederung, sein Klima, seinen geologischen Bau und seine mineralogischen Schätze, um dann einige geschichtliche Episoden und die Beschreibung einzelner Orte in breiterer Ausführung zu geben. Dadurch bildet das mit einer vortrefflichen Karte versehene Buch eine äußerst fesselnde Lektüre, die dem Harzer wie den ihn besuchenden Fremden in gleicher Weise nützlich sein wird.

Bei den Untersuchungen über den Aufbau eines Gebirges spielen die Fossile eine große Rolle, da sich durch sie oft allein die Art und das Alter einer Schicht bestimmen läßt. Ihre genaue Kenntnis ist somit für jeden, der sich mit Geologie beschäftigen will, ein großes Bedürfnis, und diesem kommt das neueste botanische Heft der Encyklopädie der Naturwissenschaften[1]) entgegen mit Schluß der fossilen Pflanzenreste von Schenk. Es werden dort die Coniferen, die Mono- und Dikotylen nebst einigen Formen besprochen, deren Reste nicht vollständig gegenug sind, um ihnen einen Platz im System anzuweisen. Wann die Monokotylen zuerst aufgetreten sind, ist noch nicht festgestellt. Wir haben in einer früheren Revue gesehen, daß sie schwerlich viel älter sind als die Dikotylen. Die geringere Zahl ihrer Reste im Vergleich zu der der Dikotylen steht dem nicht entgegen, sie hat ihren Grund in der geringeren Widerstandsfähigkeit ihrer Gewebe. Jene treten zuerst in der jüngeren Kreide auf und sind in vielen Arten vertreten. Das Heft der Encyklopädie bringt dann ferner den Anfang des Artikels Pilze von Zopf.

Wie wir dies auch bereits früher erwähnten, sind die ältesten unter den höheren Pflanzenformen unter den Coniferen zu suchen, und unter diesen ist es namentlich der Mammuthbaum, der Gingko und die Sumpfcypresse, welche sich aus früheren Formationen in die neuere hinüber gerettet haben. Die letztgenannte Pflanze, Taxodium distichum, die jetzt in der mexikanischen Flora noch einen wichtigen Platz einnimmt, verdankt ihr Alter zumeist ihrer Anpassungsfähigkeit, die es ihr ermöglicht, auch in teilweise überschwemmten, sumpfigen Gebieten auszudauern. Sie treibt dann eigentümliche Knollen aus der Wurzel, die Kniee, in solche Höhe, daß die mit frischer Rinde in breiter Oberfläche bekleideten Gipfel derselben stets über Wasser bleiben. Wie die aus dem Schlamme hervortreibenden Luftwurzeln einiger anderen Pflanzen, die Göbel zuerst als Atmungsorgane gedeutet hat, scheinen sie auch der Pflanze Luft zuzuführen. Wenigstens stirbt dieselbe ab, wenn sie unter Wasser geraten. Nach der Beobachtung von Shaler[2]) kann diese Eigenschaft in mit Malaria behafteter Gegend sehr nützlich werden, da in solchen, welche von Sumpfcypressen bestanden sind, jene heimtückische Krankheit nicht auftritt, sei es nun, daß ihr Schatten das Aufsteigen der das Miasma mitführenden Dünste verhindert, sei es, daß ihre alljährlich abfallenden Nadeln eine trockene, den gleichen Erfolg habende Decke über die feuchten Schichten bilden. Auch das Holz des in Mexiko häufigen Baumes ist sehr gut zu verwenden.

Den Leser, der den eigentlichen, auch bei uns ausdauernden Baum nicht kennt, verweisen wir auf die natürlichen Pflanzenfamilien[3]), von welchem Prachtwerk heute Lieferung 20 bis 23 vorliegt. Dieselben enthalten die Urticaceen, Proteaceen von Engler, die Musaceen, Zingiberaceen, Cannaceen und Marantaceen mit der Ingwerflanze, den als Zier- und Stubengewächsen so viel gezogenen Cannas, dem Hedychium und der Calathea (gewöhnlich Maranta) genannt von Petersen, den Burmanniaceen von Engler und den phantastischen Gestalten der Orchideen von Pfitzer. Waren im vorigen Jahrhundert die Tulpen die Modeblumen, für die kein Preis zu hoch war, so sind es heutzutage die Orchideen mit ihren oft nach Vanille riechenden oder Insektenformen nachahnenden, oft freilich auch recht unscheinbaren Blüten, die so recht

---

[1]) E. Trewendt. Breslau.

[2]) Memoires of the Museum of Comparative Zoology at Harvord College Vol. XVI. Nach Naturw. Rundschau III, 579.

[3]) Engler u. Prantl, die natürlichen Pflanzenfamilien. Leipzig. Engelmann.

den Egoismus im Pflanzenreich repräsentieren. Schmarotzen doch nicht wenige auf anderen Gewächsen, während andere in einer Weise ihren Blütenstaub auf die Pistille anderer Blüten ihrer Art übertragen lassen, die den dies Geschäft besorgenden Insekten große Unbequemlichkeiten verursachen müssen, ja sie mit den auf die Augen geklebten Pollenmassen zu lächerlichen Figuren unter ihresgleichen machen würden, wenn den Insekten das Lachen nicht versagt wäre. Wie höhnend breiten die Blüten, die jene Insekten so angeführt haben, ihre Blüten spinnenartig aus und warten auf die Ankunft eines von der sauberen Vetterschaft getäuschten Opfers. Die wunderschönen Holzschnitte geben ein Bild von der überraschenden Mannigfaltigkeit der Blütenformen, außerdem ist diesen Heften als hohe Zierde die Abbildung des bengalischen, Luftwurzeln wie Säulen treibenden Feigenbaumes beigegeben.

Sind nun die Orchideen, wenn man so sagen darf, rücksichtslos auf ihr Wohl bedacht, so sind es Insekten und andere Tiere nicht minder, die die Pflanzen fressen, wo und wie sie sie finden. Doch das ist zu viel gesagt, fressen möchten, ja, aber viele Pflanzen haben sich mit Waffen versehen, die sie zu erfolgreichem Widerstand befähigen. Gegen die Spezialisten, d. h., Tiere, vor allem Insekten, welche nur auf eine Pflanzenart als Nahrung angewiesen sind, bedürfen sie dieselben freilich nicht, denn mit der Ausrottung der Pflanze würde sich das Tier selbst ausrotten, wohl aber gegen die alles fressenden Schnecken, Proletarier, denen recht ist, was die Zähne fassen und zermalmen können, und was nicht zu schlecht schmeckt. Damit ist sofort die den Pflanzen gewährte Möglichkeit, sich zu schützen, gegeben. Solche, deren Säfte herbe Gerbsäure oder bittere und saure Stoffe (wie Oxalsäure) enthalten, rühren jene nicht an, aber sie scheuen auch die, welche abwärts gerichtete Borsten haben, oder wie die Gräser, verkieselte Zellen, ja auch Schleim und Gallertmassen schützen, wie dies bei Reptilieneiern auch der Fall ist, da die Zähne der kleinen Zerstörer an ihnen abgleiten. Zu diesen von ihm zuerst gedeuteten Schutzmitteln fügt dann Stahl[1]) auch noch die merkwürdigen Ölkörper auf den Blättern der Laubmoose und die Raphiden, ganz kleine, nadelförmige Krystalle, die sich in Bündeln in den Zellen von Krokus, Narzisse, Schneeglöckchen, Orchideen, Spargel ꝛc. finden und, sich in den weichen Schlund einbohrend, den Schnecken sehr schmerzhaft und lästig sein würden.

Vielleicht kommt nun der Leser auf den Gedanken, daß die wohlbekannten Steinchen im Fleische der Birnen, die dessen Genuß oft in ärgerlicher Weise unterbrechen, einen ähnlichen Zweck hätten. Es sind Steinzellen; da sie aber in Früchten verwandter Arten ebenso vorkommen, sie bei diesen jedoch die Kerne in Form eines Steines umschließen, so wird man mit Potonié[2]) sie als Rudimente eines früheren Zustandes ansehen müssen und die Birnen von einer Steinfrucht herzuleiten haben.

Eröffnet uns dies eine Perspektive in die Weise, wie eine von uns kultivierte Pflanzenart sich zu ihrer Kulturfähigkeit herangebildet hat, so sind die Beobachtungen des Direktors des botanischen Gartens von Buitenzorg bei Batavia Treub[3]), auf einer zum Krakatau unternommenen Reise gemacht, geeignet, uns über die Frage aufzuklären, wie für solche der Boden bereitet wird, auf dem sie gedeihen können. Drei Jahre sind es her, daß auf der Insel, die nach dem Ausbruch übrig geblieben, alle Vegetation im Feuer derselben vernichtet ist, und schon hat sie sich wieder mit Grün bedeckt. Aber von den vorkommenden Pflanzen gehören nur sehr wenige zu den Phanerogamen, die meisten sind Farne, doch auch ihre Ansiedelung wäre nicht möglich gewesen, wenn ihnen nicht Algen den Boden bereitet hätten, die, wie eine genaue Untersuchung ergab, in dünner Schicht den Bimstein überziehen. Die Sporen dieser Pflanzen hat wahrscheinlich der Wind dorthin getragen, und so beobachten wir hier einen Vorgang, wie er in früheren Epochen oft stattgefunden haben muß, jetzt aber naturgemäß zu den größten Seltenheiten gehört.

---

[1]) Stahl, Jenaische Zeitschrift für Naturwissenschaft und Medizin XXII.

[2]) Potonié, Naturwissenschaftliche Wochenschrift III. 19.

[3]) Treub, **Annales du Jardin Botanique de Buitenzorg. VII. 213.** Nach Naturw. Rundsch. III. 524.

Dem Botaniker, der die Flora anderer Länder studieren will, stehen meist nur getrocknete oder in Spiritus aufbewahrte Exemplare zu Gebote. Beide Konservierungsmethoden eignen sich nicht für Pilze, und es ist deshalb ein sehr dankenswertes Unternehmen gewesen, daß, Schwalb[1]) für diese Pflanzen neue Methoden, die Pilze zu trocknen, eingeführt hat. In der sehr empfehlenswerten Schrift, in der er dieselben auf das eingehendste auseinandersetzt, giebt er zugleich in Form einer Exkursion die Mittel an, sie zu finden und zu bestimmen. Sie behalten Form und Farbe bei.

Die gefährlichsten Feinde solcher Sammlungen sind Insekten, namentlich auch Käferlarven. Ihre Kenntnis ist also für ihren Besitzer dringend notwendig, und dafür giebt ein mit sehr hübschen farbigen Abbildungen versehenes, elegant ausgestattetes Büchlein von Medicus[2]) die beste Anleitung. Aber es ist auch bestimmt, den Weg zur Anlage einer Sammlung zu zeigen, und so enthält es auch hierfür die nötigen Winke. Seinem Zwecke gemäß geht es auf die Lebensweise nicht ein, giebt aber genaue Beschreibungen und Fundorte. Die naturgetreuen Bilder sichern die richtige Bestimmung, doch ist es schade, daß alle Käfer in Lebensgröße abgebildet sind. Die kleinen, welche man mit Hilfe der Lupe untersuchen muß, sollten auch in etwa 4 facher Vergrößerung wiedergegeben sein. Denn bei Anwendung der Lupe läßt die Zeichnung im Stich.

Daß neue Käfer und andere Insekten entdeckt werden, ist kein allzu seltenes Vorkommnis. Seltener schon ist die Auffindung eines neuen Säugetiers, die dann noch ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, wenn es an längst ausgestorbene Tierformen anschließt. Ein solches hat man nach Zietz's[3]) Mitteilung in Australien gefunden. Im Äußeren einem Maulwurf ähnlich, schließt es sein Zahnbau an Tierformen an, deren Reste wir in uralten Schichten finden, und es würde somit als die älteste bis jetzt bekannte noch lebende Tierform anzusprechen sein.

Wie nun im Tierreich die einzelnen Formen auseinander, so haben sich bei den Menschen Gebräuche, Sitten, soziale Einrichtungen entwickelt. Dies ist der Gegenstand der Arbeit von Hellwalds Über die menschliche Familie[4]), über deren Fortgang wir mehrfach zu berichten hatten und deren Schluß jetzt vorliegt. Die Ehe im Islam, der Harem, Zeit- und wilde Ehen, die Entwickelung des Patriarchats bei den Indern, Griechen, Römern wird geschildert, die Entwickelung der Familie bei den Deutschen untersucht. Denn als dieselben in ihre Sitze wanderten, da war die Sippe der engste Verband. Ein Rück- und Ausblick sieht die Bedeutung der Familie als im Sinken begriffen an, während der Staat die Erziehung immer mehr in die Hand nehmen müsse. An interessanten Mitteilungen fehlt es nicht. Der Harem wird der Pracht und Reinlichkeit, die wir nach Anleitung so vieler schöner Geschichten als untrennbar von ihm halten, entkleidet, dafür aber von manch' anderem Vorwurf gereinigt. In den Sitten der Zigeuner aber hat sich noch das uralte Mutterrecht behauptet.

So erklären sich eine Anzahl Gebräuche und Aberglauben aus uralten Gewohnheiten der Völker, deren Erinnerung bis auf diese nunmehr völlig unverstandenen Reste verloren gegangen sind. Würde uns die Entwickelung klar vorliegen, so würden uns derartige Dinge, die namentlich, wenn wir sie bei Völkern auf niedriger Kulturstufe finden, uns recht fremdartig anmuten, als völlig notwendig und folgerichtig erscheinen. Ähnlich liegt aber die Sache hinsichtlich der Fälle von Hypnotismus, bei denen Täuschungen vollständig ausgeschlossen sind. Daß uns oft in das größte Erstaunen versetzende Einwirkungen des Geistes auf den Körper bestehen, ist nicht selten bemerkt worden. Auf solche aber dürfen jene Fälle zurückzuführen sein, und sie werden aufhören unbegreiflich und wunderbar zu sein, wenn in der angegebenen Weise unsere Kenntnisse genügend erweitert worden sind. Derartige Untersuchungen liegen nun bereits von Joh. Müller, Waitz u. A. vor. Doch war es ein höchst zeitgemäßes Unternehmen, daß Hack

[1]) Schwalb, die naturgemäße Konservierung der Pilze. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn.

[2]) Medicus, Käferbuch. Kaiserslautern, Gotthold.

[3]) Medicus, Käferbuch. Kaiserslautern, Gotthold.

[4]) Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Tuke[1]) die Wirkung der Einbildungskraft einem erneuerten sorgfältigen Studium unterwarf und die Resultate in einer höchst interessanten, Geist und Körper betitelten Schrift herausgab, welches Werk uns bereits in 2. Auflage in Übersetzung von Kornfeld vorliegt. Nach der Reihe werden die Einflüsse, die der Verstand, die Gefühle und der Wille in gesunden und kranken Tagen auf den Körper ausübt, untersucht, und, soviel dies bis jetzt möglich ist, anatomisch erklärt. Manche Vorgänge, wie das „Wegzaubern" der Warzen, bleiben einstweilen unaufgeklärt, im ganzen aber zeigt sich, daß diese Einflüsse viel tiefer eingreifen, als man gewöhnlich denkt. Zwei Tafeln lassen die Wirkung der Innervierung, wodurch sich auf den ersten Blick recht unbegreifliche Fälle verhältnismäßig leicht erklären, klar hervortreten. Von den 300 Seiten des Buches sind 11 dem Mesmerismus und Braidismus gewidmet. Die Wirkungen desselben treten in nichts aus dem Rahmen der übrigen Untersuchungen heraus.

Diese Resultate des englischen Arztes lassen die Erreichung des Zweckes der kleinen Schrift von von Langsdorff, zur Einführung in das Studium des Magnetismus, Hypnotismus, Spiritualismus[2]), „die Aufmerksamkeit der fürstlichen Protektoren unserer Universitäten auf sich zu lenken, und durch diese den Direktoren der Krankenhäuser eines Tages befehlen zu lassen, in ihren Räumlichkeiten je einen Saal einem erprobten Heilmagnetiseur, einem diätetischen Heilverfahren und einem tüchtigen Homöopathen zu überlassen, um thatsächlich zu erfahren, welches Heil-System die besten Erfolge nachweist," als noch in recht weiter Ferne erscheinen. Hack Tuke weist nach, daß dies längst geschieht, freilich von wissenschaftlich gebildeten Ärzten unter allen bei so eingreifenden Wirkungen auf das Nervensystem gebotenen Vorsichtsmaßregeln. Die Zeit des „Lebens-Magnetismus" ist noch nicht gekommen, während die der alles erklärenden „Lebenskraft" längst vorüber ist. Auch das Schriftchen von von Langsdorf wendet sich nur gegen die materialistische Weltanschauung, die doch der Empirismus längst überwunden haben dürfte. Ohne weitere Folgerungen wollen wir nur anführen, daß es auf Spaltungen im spiritistischen Lager schließen läßt, und daß auch hier der empörende Versuch gemacht wird, die Krankheit des unglücklichen Kaiser Friedrich in die Debatte zu ziehen. Sonst enthält die Schrift die bekannten Lehren und gewohnten Ausfälle.

Daß die Wissenschaft unterdessen ruhig fortarbeitet, beweisen die beiden neuen Hefte des Handwörterbuchs der Chemie[3]), die die Artikel Laktone und Laktonsäuren beschließen, dann die ferneren Lanolin, Lanthan, Legierungen, Leuchtgas, Licht, Lithium, Lösungen und Lymphe enthalten. Bei der gleichmäßig sorgfältigen und genauen Abfassung sämtlicher Artikel dieses Werkes ist es auch diesmal schwer, hier einiges besonders Wichtiges hervorzuheben. Interessiert sich der Leser hauptsächlich für die Gewerbe, so wird er über die Reinigung der Wolle vom Schweiß durch Waschen mit Seifenlösungen, Niederschlages desselben daraus mittelst Ätzkalk und Zerlegung der so erhaltenen Emulsion durch Benzin zur Gewinnung des als Schmiermittel dienenden Rohfettes, oder über die Gasbereitung ausführliche Mitteilungen finden. Liegt ihm mehr daran sich über die Metalle zu unterrichten, so bietet dazu die Besprechung des Lanthans, des Lithiums, der Legierungen und ihres oft so abweichenden Verhaltens die beste Gelegenheit. Von physikalischem Interesse ist der Artikel Licht, der alle Thatsachen der chemischen Optik enthält. Ganz ohne Mathematik geht es dabei freilich nicht ab.

Dasselbe gilt von einer Arbeit Zenkers[4]) über die Verteilung der Wärme an der Erdoberfläche, die von der Akademie der Wissenschaften in Paris preisgekrönt worden ist.

Daraus ergiebt sich außer mehr theoretischen Resultaten, daß wir zwar noch nicht die Frage nach der Konstanz der Sonnenstrahlung entscheiden können, aber hoffen dürfen, dies dereinst durch zweckmäßig angestellte Beobachtungen zu thun, daß die Atmosphäre zwar die Größe der auffangenden Fläche vermehrt, aber die eingestrahlte Wärme in höherem Maße

[1]) Hack Tuke, Geist und Körper, deutsch von Kornfeld. Jena, G. Fischer.

[2]) Berlin, Karl Sigismund.

[3]) Encyklopädie der Naturwissenschaften, 2. Abt. 49. u. 50. Lief. Breslau, E. Trewendt.

[4]) Zenker, die Verteilung der Wärme auf der Erdoberfläche. Mit einer lithographierten Tafel. Berlin, J. Springer.

durch Rückstrahlung vermindert, daß beide Erdhalbkugeln in einem Jahre die nämlichen Wärmemengen erhalten, auf welches Resultat die Bewölkung keinen sehr störenden Einfluß ausübt, daß eine große Wärmeverschiebung wahrscheinlich infolge der Winde und Meeresströmungen von Süden nach Norden stattfindet und endlich, daß eine Verstärkung der Sonnenstrahlen sich nahe dem Äquator in dreifach so starker Temperaturerhöhung zeigen würde wie in den übrigen Teilen der Erde.

Den in früheren geologischen Perioden von der Sonne zu uns gesandten Strahlen verdanken wir die gewaltigen Steinkohlenlager, mit deren Hilfe wir nach Bedürfnis Wärme, Licht, Elektrizität und Bewegung hervorrufen können — und auch ziemlich rücksichtslos thun. Aber der Vorrat ist beschränkt und deshalb Sparsamkeit geboten. Alle Mittel, die solche ermöglichen, aufzusuchen, ist deshalb unsere Pflicht, und die Technik hat dies längst erkannt und berücksichtigt. In dem elektrischen Teil derselben macht sich dies auch namentlich in dem Bestreben geltend, große Anlagen, sogenannte Zentralstationen für die elektrische Beleuchtung anzulegen, da dieselben billiger arbeiten. Daß man in Berlin mit solchen Anlagen beschäftigt ist, ist bekannt. Dieselben haben ihre besonderen Schwierigkeiten, und deshalb ist es sehr dankenswert, daß Krieg[1]) die Fortschritte und Bestrebungen in dieser Richtung in übersichtlicher Weise in einem prachtvoll ausgestatteten und illustrierten Buche zusammengestellt hat. Die für diesen Zweck geeigneten Maschinen und Apparate, die Messungen an denselben, die Art der Verteilung, Leitung und Regulierung der notwendigen Elektrizität werden besprochen, die Beschreibung größerer Anlagen gegeben und ihr Bau, der Betrieb und ihre Rentabilität beleuchtet. Damit aber wird jedem, der sich für die Sache interessiert, ein sehr großer Dienst erwiesen.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

I.

Weinproduktion und Philoxera in Kleinasien.

Es dürfte wohl kein zweites Land von derselben Ausdehnung geben, welches sich gleicher Gunst von Klima und Boden für den Rebenbau zu erfreuen hat wie Kleinasien. Dort giebt es keine Nachtfröste im Frühjahr, kein Hagelwetter und kein Übermaß von Regen; die jährlichen Erträge sind sich annähernd gleich, und wo hin und wieder ein Fehljahr verzeichnet wird, ist dasselbe die Folge ungewöhnlicher Dürre, welche wohl die Quantität der Trauben, weniger deren Qualität nachteilig beeinflußt. Von der Zeit der Blüte bis zum Spätsommer regnet es nur selten tagweise; im August, September, zur Zeit der Lese, gehören die Niederschläge zu den Ausnahmen, es können daher Herbstung und Keltern beim schönsten Wetter vor sich gehen.

Die Trauben von Amasia an der Nordküste der Halbinsel in dem fruchtbaren Hinterlande des Hafens Samsson, von Brussa am Fuße des Olymp, von Ismid an dem gleichnamigen Busen des Marmara-Meeres sind berühmt, und unter den zahlreichen Sorten von Smyrna giebt es vorzügliche Qualitäten, welche sich sowohl für Rosinen als zur Weinbereitung eignen. Große Quantitäten werden während der Monate Juni bis Dezember von der Bevölkerung frisch verzehrt; mehrere 100000 k der ersten frischen Trauben werden jährlich, hauptsächlich nach Konstantinopel exportiert; der bei weitem größte Teil des jährlichen Ertrages wird zu Rosinen verarbeitet, ein verhältnismäßig kleiner Teil dient zur Weinbereitung.

Die Provinz Smyrna nimmt unter den oben erwähnten Distrikten hinsichtlich der Ausdehnung der Produktion den ersten Rang ein und kommt überhaupt in bezug auf das Geschäft

[1]) Krieg, die Erzeugung und Verteilung der Elektrizität in Zentral-Stationen. 2 Bde. Magdeburg, Faber'sche Buchdruckerei.

mit dem Auslande, in Rosinen sowohl als in neuerer Zeit auch in Weinen, allein in Betracht. Bei dem Mangel einer zuverlässigen Statistik ist die ziffermäßige Darlegung der hier einschlägigen Verhältnisse auf annähernde Schätzungen und auf nicht immer genaue, teils offizielle, teils private Angaben angewiesen. Nach dem Steuerertrag der Grundstücke zu schließen, dürfte das im Jahre 1888 mit Reben bepflanzte Areal in der Provinz Smyrna sich auf 4500000 Donoom (14 D. = 1 Hektar), also ca. 400000 Hektar bemessen, wovon wohl nahezu die Hälfte sich in vollem Ertrag befindet, der Rest teils aus Neuanlagen, teils aus alten, wenig ergiebigen Pflanzungen besteht. Der volle Jahresertrag eines Donoom wird — je nach der darauf gepflanzten Sorte Reben — durchschnittlich mit 1200 bis 2400 k angegeben; rote französische z. B. liefern nur ca. 1/4 des Gewichtes einheimischer Reben, denen die Trauben zu den schwarzen Rosinen entstammen.

Die rasche Vermehrung der Neuanpflanzungen während der letzten acht Jahre ist in erster inie dem Einflusse der beiden Eisenbahnen Smyrna-Cassaba (deren Verlängerung nach Brussa jüngst konzessioniert wurde) und Smyrna-Aidin (welche demnächst östlich in der Richtung nach Konia fortgeführt wird) zuzuschreiben. Infolge des durch dieselben erleichterten Verkehrs mit dem Innern konnte ein größeres Areal nutzbringend bepflanzt werden, wobei man vielfach den besseren Qualitäten den Vorzug gegeben hat. In dem Distrikte von Aidin hat sich in den letzten acht Jahren der Rebenbau verzehnfacht, und während daselbst vor sechs Jahren noch keine „Sultaninen“ gezogen wurden, waren im vorigen Jahre mit dieser Sorte bereits über 15000 Donoom bepflanzt. Im allgemeinen werden die Weinberge noch sehr mangelhaft kultiviert, denn das seit zehn Jahren zur Fernhaltung der Philoxera streng gehandhabte Einfuhrverbot jeder Pflanzenart erschwert das Veredeln einheimischer Sorten, dessen besonders die roten zur Herstellung von Tischweinen nach europäischem Geschmack noch sehr bedürfen. Da der bei weitem größte Teil der Trauben zu Rosinen verarbeitet wird, so ist die bedeutende Zunahme der Rebenkultur am besten aus folgender Zusammenstellung der letztjährigen Ernten weißer Rosinen, Eleme und Sultana ersichtlich:

1880	ca.	22300	tons	à 1000 k
1881	„	30900	„	„
1882	„	32700	„	„
1883	„	42400	„	„
1884	„	41000	„	„
1885	„	38400	„	„
1886	„	55000	„	„
1887	„	34000	„	„

Hierzu kommen dann noch die schwarzen Rosinen mit einer Durchschnittsernte von 30000 tons. Der auffällige Minderertrag in 1887 ist der damaligen großen Dürre zuzuschreiben.

Rascher noch als die Produktion der Rosinen hat diejenige der Weine zugenommen, nach Erhebungen der Weinsteuer-Kommission wurden in Smyrna versteuert:

1881	1,867000 k	Wein
1882	3,270000 k	„
1883	3,860000 k	„
1884	4,223000 k	„
1885	4,634000 k	„
1886	5,600000 k	„

und zu bemerken ist, daß bei dem hohen spezifischen Gewicht der meisten Smyrna-Weine durchschnittlich 1000 k gleich mit ca. 920 l auskommen.

Smyrna-Rosinen sind schon längst auch in Deutschland rühmlich bekannt; kleinasiatische Weine aber, mit Ausnahme der von Samos, haben erst in den letzten Jahren Beachtung gefunden. Da diese Insel füglich mit zu Kleinasien gerechnet werden kann, so sei erwähnt, daß 5/6 deren ganzer Weinproduktion keine Gährung durchmacht, sondern nur mit ca. 15% Sprit versetzten Most repräsentiert, dem eben durch diesen die Gährung verhindernden Zusatz seine

ursprüngliche große Süße erhalten bleibt. Er eignet sich daher sehr als Verschnittwein und besonders zur Wermuthfabrikation und steht, da er sofort nach der Herstellung verschifft werden kann, verhältnismäßig sehr billig ein. Die Ausfuhr von Samos betrug 1886 nach:

Deutschland	ca.	5000 hl
Frankreich	„	15000 „
Österreich-Ungarn	„	12000 „
Italien	„	12000 „
den türkischen Häfen	„	3000 „

Vor dem Jahre 1880 wurde die Weinkultur in Kleinasien schon aus dem Grunde wenig gepflegt, weil den Herren des Landes das Weintrinken durch den Koran verboten ist; für die Ausfuhr nach Europa eignete sich der Wein überhaupt wenig infolge der landesüblichen Bereitung. Das sehr primitive, auch heute noch gangbare Verfahren ist folgendes:

Die Trauben werden in Körben auf Kamelen den Kelterschuppen zugeführt, gewogen und in hölzerne ca. 3 m lange, 2 m breite und 2 m hohe Kasten ausgeleert. Ein solcher Kasten faßt ca. 150 Kamellasten von ca. 300 k. Derselbe steht etwas schief auf einem Gestelle, damit der Saft aus dem durchlöcherten Teile des Bodens in eine darunter befindliche Bütte ablaufen kann. Nun steigen drei bis vier Mann, nur mit einem Lendentuche bekleidet, in den Kasten und zertreten und zerhacken die Trauben. Bei der im August, September herrschenden Hitze versetzt diese anstrengende Beschäftigung die Leute in starke Transpiration, und von Zeit zu Zeit werden sie während der Arbeit zur Abkühlung mit einem Teil desselben Wassers begossen, welches nebst Gips und Sprit den Trauben zugesetzt wird. Als Regel kommen auf 100 k Trauben, welche ohne Zusatz 50 bis 70 k Most ergeben, 6 bis 10 k Gips mit 15 bis 20 k Wasser, welches mit einem mehr oder weniger starken Zusatze von Sprit einige Tage auf den zu Brei verarbeiteten Trauben stehen bleibt. Aus der Bütte wird der Wein in Fässer gefüllt, und der Spritzusatz ist mitunter so stark, daß die natürliche Gährung ganz unterbrochen wird, was den Mangel an Haltbarkeit und Exportfähigkeit so vieler dieser Weine genügend erklärt; sie munden aber der zahlreichen nichttürkischen Bevölkerung.

Es ist das große Verdienst eines Badensers, des Herrn C. Eckerlin, der mehrere Jahre Gartenbauinspektor im Dienste des Sultans war, nicht nur die Veredelung der Reben energisch betrieben, sondern auch ein rationelles Verfahren der Weinbereitung in Kleinasien eingeführt zu haben, indem er seine Trauben nach europäischer Methode ohne Gips- und Spritzusatz kelterte. Eckerlin begann schon 1870 damit, verschiedene Rebsorten aus Europa zu beziehen und auf seinem Gute bei Erinkoi an der Scutari-Ismid-Eisenbahn anzupflanzen; er gewann bald die Ueberzeugung, daß der Anbau besserer, erprobter Traubensorten zur Herstellung namentlich von Rotweinen, dem europäischen Geschmack entsprechend, leicht thunlich sei. 1871 ließ er sich Sortimente von Setzlingen der bekanntesten Trauben Frankreichs, Spaniens, Deutschlands und Österreichs kommen und legte zunächst eine Rebschule von 40 Sorten an, um mit denselben zu operieren; nach und nach hat er 5 oder 6 ausgewählt als für die Kultur im großen am geeignetsten, mit denen er erfreuliche Erfolge erzielt.

Auch in Amasia wurden Ende der siebziger Jahre von dem damaligen deutschen Konsul Herrn A. Krug Einrichtungen zur Weinbereitung nach europäischer Methode getroffen, aber durch den frühzeitigen Tod dieses um die Entwickelung von Amasia hochverdienten Mannes leider unterbrochen.

Im Jahre 1883 richtete der deutsche Handels-Verein (Berlin) unter der Leitung eines rheinischen Kellermeisters eine Anlage in größerem Stile mit in Stein ausgeführten Keltereien über teils in Felsen gesprengten Kellerräumen für 9000 hl Wein ein. Die daselbst bisher aus gekauften einheimischen Trauben hergestellten Weine sollen, in bezug auf Versandfähigkeit, Haltbarkeit und Verwendbarkeit, allen Anforderungen entsprechen und unter ihnen als Dessert- und Medizinal-Weine vorzüglich geeignete, auch bereits in deutsche Hospitäler eingeführte Sorten sich befinden. Die zur Anlage gehörenden Weinberge bestehen aus zwei durch die große Karawanenstraße getrennten Hügeln nahe der ersten Station der Smyrna-Aidin-Eisenbahn; die

Kelterei auf dem zunächst der Station gelegenen Hügel „Tepedjik“ wird von vielen Reisenden als eine der Sehenswürdigkeiten Smyrnas besucht und die sich daselbst bietende schöne Aussicht über Stadt und Hafen sehr gerühmt. Die bislang gerodeten ca. 20 **ha** sind mit verschiedenen Sorten — teils von Eckerlin gekauften, teils aus Samen gezogenen — weißen und roten Reben bepflanzt, und die vorhandene Rebschule enthält bereits eine aus Samen gewonnene Anpflanzung amerikanischer Setzlinge. Im vergangenen Herbste soll schon eine kleine, sehr befriedigende Probe aus den Trauben der ersten, damals drei Jahre alten Anpflanzung roter französischer von Erinkoi stammender Reben gekeltert worden sein.

Die zur Verwendung kommenden Geräte, Traubenrebler, Weinpressen u. s. w. haben schon mehrfach Nachahmung bei den größeren Weinproduzenten gefunden; auch scheint das Unternehmen von Anfang an das Interesse der durch den Pascha von Smyrna vertretenen türkischen Regierung erregt zu haben; so wurden z. B. auf dessen speziellen Wunsch in der Kelterei, besonders in der Faßbinderei, junge Türken beschäftigt, die sich gelehrig und brauchbar erwiesen. Der häufig vorkommende Wechsel der Paschas verhindert leider nur zu oft die Ausführung längst gefaßter Beschlüsse; so harren z. B. noch immer der Erledigung: die Erwirkung der Einfuhrerlaubnis für amerikanische Reben; die Bepflanzung eines von der Regierung herzugebenden Terrains von einigen ha mit aus Samen gezogenen amerikanischen Reben, um diese alsdann durch Ableger möglichst zu vermehren und damit beim Auftreten der befürchteten Phylloxera widerstandsfähige Reben zu besitzen; ferner die Ermäßigung der Weinsteuer auf alle exportierten Weine und die Rückerstattung des Eingangszolles von 8% auf die importierten leeren Weinfässer bei deren gefüllter Ausfuhr.

Die Ausführung dieser und ähnlicher, die Weinkultur fördernden Maßregeln wird verschoben, und der Weinbau sowohl wie die Weinbereitung bleiben mit hohen Steuern wie folgt belastet: Weinberge und Gebäude werden von einer dazu ernannten Kommission taxiert und auf erstere 4‰, auf letztere (früher 8‰) seit ein paar Jahren 10‰ vom Werte jährlich erhoben. Von den Trauben wird der Zehnte erhoben — jedoch nicht in natura, sondern gleichfalls nach Schätzung — und betrug in Wirklichkeit nicht 10%, sondern $11\frac{1}{2}$ bis 12%, als noch die Regierung den Zehnten erhob; seit zwei Jahren aber wird die Erhebung an den Meistbietenden verpachtet, und hierbei fährt namentlich der kleine Weinbergsbesitzer noch schlechter, indem er oft über 12% zu zahlen hat.

Zur Erhebung der Weinsteuer werden die zur Kelterei eines Weinhändlers angebrachten Trauben in Gegenwart eines Beamten gewogen. Nachdem vor dem Herbste bei jedem Weinhändler der Weinvorrat durch die Behörde festgestellt worden ist, findet nach demselben abermals eine Aufnahme sämtlicher Weine statt, und auf das neu hinzugekommene Quantum ist alsdann — unter häufig in Streit ausartenden Verhandlungen, wobei die Regierung ein Ergebnis von wenigstens 50 k Wein aus 100 k Trauben anzunehmen pflegt — die Steuer von 15% nach einem zu Ende des Jahres zu fixierenden Preise zu errichten; von diesem Steuerertrage werden dann weitere 15% als Branntweinsteuer erhoben für den aus den Träbern zu brennenden Sprit, gleichviel ob diese Rückstände dazu oder zum Düngen verwendet werden. Erst nach Bezahlung der Steuer stellt die Behörde Bescheinigungen über die vorhandenen Weine aus, und auf diesen Scheinen werden jedesmal die zum Verkauf oder Export gelangenden Quantitäten abgeschrieben. Beim Export werden die Fässer vor der Verladung amtlich geöffnet, taxiert, und 1% des Wertes als Ausfuhrzoll erhoben.

Wenn nun trotz der oben erläuterten großen Belastung die Weinproduktion sich in sechs Jahren mehr als verdreifachte, so hat dieses eine wesentliche Ursache in der jährlich wachsenden Frage nach passenden Verschnittweinen, großenteils infolge des Umsichgreifens der Reblaus in Europa. Hätte die türkische Regierung die Bedeutung des Weines als einträglichen Handelsartikels voll erkannt, so würde gewiß weit mehr geleistet worden sein. Bei der dennoch stetigen Fortentwickelung der Weinproduktion ist es leicht zu begreifen, daß das Ende Mai 1888 konstatierte Vorhandensein der Phylloxera die Bewohner Smyrnas in große Aufregung versetzte.

Das Erscheinen der Reblaus vor vier Jahren in der Nähe von Konstantinopel verursachte weniger Besorgnis, denn deren äußerst langsame Verbreitung bewirkte die Annahme größerer

Widerstandsfähigkeit der kleinasiatischen Reben und man vermutete, daß kleinasiatische Verhältnisse dem Umsichgreifen des Insektes hinderlich seien und während dessen Flugzeit die alsdann herrschenden Ostwinde es massenhaft ins Meer treiben und vernichten würden. Hiermit war aber die Befürchtung für die weniger günstig gelegenen Distrikte keineswegs beseitigt. Es wurde besonders in Smyrna seitens des Herrn Müller, des Verwalters der Anlagen des Deutschen Handels-Vereins (Berlin), wiederholt die Notwendigkeit rechtzeitiger Vorsichtsmaßregeln betont, und der türkischen Regierung als einziges probates Gegenmittel die Anpflanzung amerikanischer Reben empfohlen.

Aber alle Schritte behufs Erlangung der Einfuhr-Erlaubnis für die nötigen Setzlinge scheiterten an dem Pflanzen-Einfuhrverbote, trotz Unterstützung seitens des deutschen Botschafters in Konstantinopel -- wurde doch selbst diesem nicht einmal die Einführung einiger Rosenstöcke für seinen Garten gestattet!

Obwohl zu Anfang 1888 der Pascha die als höchst dringlich wiederholten Vorschläge mit großem Interesse entgegennahm, blieb dennoch alles beim Alten, umsomehr als Mitte Mai die wahrgenommenen auffälligen Erscheinungen in den Reben von dem Weinbau-Inspektor nach stattgehabter Untersuchung als Pilze — nicht als Philoxera — erklärt wurden. Derselbe setzte seine Inspektionsreise bald darauf nach Tinos fort.

Über die nun folgenden Vorgänge in Smyrna, das Auffinden der Philoxera betreffend und auch die allgemeinen Zustände daselbst beleuchtend, können wir an der Hand vorliegender Berichte folgendes mitteilen:

Die Bauern, durch diese Erklärung des Inspektors nicht ganz beruhigt, wandten sich zur größeren Vorsicht behufs Begutachtung an Herrn Müller. Dieser fand die Anlagen des Deutschen Handels-Vereins als vollkommen seuchefrei, erkannte aber in benachbarten Weingärten die angeblichen Pilze als Philoxera, stellenweise in einer Entwickelung, welche deren mehrjähriges Vorhandensein außer Zweifel stellte.

Der Feier des nationalen Festes Ramasan halber, während dessen Geschäfte mit den Türken nur bei Nachtzeit verhandelt werden können, machte er noch in derselben Nacht dem Pascha Anzeige, welcher ihn für die folgende Nacht zum Vortrag mit mikroskopischer Demonstration befahl; der Pascha, dessen Inspektor vor 14 Tagen dieselben Gärten untersucht, war namentlich darüber erstaunt, daß nicht dieser das nun erwiesene Vorhandensein der Reblaus entdeckt hatte, und berief ihn telegraphisch nach Tinos zurück. Mit demselben traf auch der Weinberg-Inspektor von Samos ein und nun wurde eine Kommission gebildet aus größeren Weingutsbesitzern und sogenannten technisch gebildeten Sachverständigen, deren einige in Frankreich theoretische landwirtschaftliche Studien gemacht hatten. Die Kommission trat am 2. Juni zusammen.

Auf die telegraphische Benachrichtigung des Ackerbauministeriums in Konstantinopel durch den Pascha traf von dort die charakteristische Rückantwort ein: „Die Philoxera müsse bei dem Deutschen Müller ausgebrochen sein." Glücklicherweise war der Pascha in der Lage, diese irrige Ansicht sofort zu berichtigen, dennoch wurde dieselbe in Smyrna und unter den Weinbauern der Umgegend sehr rasch verbreitet.

Herr Müller, obwohl durch den Pascha hierzu aufgefordert, trat der Kommission nicht bei, weil sich schon beim ersten Zusammenkommen große Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der zu ergreifenden Maßregeln herausstellte, indem Müller sich entschieden gegen das Ausrotten und Verbrennen der infizierten Gärten erklärte und die Ausdehnung der Verseuchung erst näher festgestellt haben wollte. Noch vor dem Zusammentreten der Kommision war Herr Müller vom Pascha zur weiteren Untersuchung der Weinberge und Feststellung der Ausdehnung des Übels schriftlich ermächtigt und ihm ein Schutzmann beigegeben worden. Bis zum 11. Juni stellte er das Vorhandensein von 36 Herden fest. An diesem Tage wurde er von dem Inspektor im Namen des Pascha um Rückgabe der schriftlichen Vollmacht ersucht, gleichzeitig aber aufgefordert, die anwesenden Kommissionsmitglieder zur Untersuchung einiger benachbarten Weinberge zu begleiten, wozu er sich auch verstand, aber erst, nachdem die Kommission die unter seiner Obhut stehenden Weinberge untersucht und keine Philoxera gefunden hatte.

Während der vorhergehenden Tage hatte die rigorose Absperrung verseuchter, teils mit Getreide bepflanzter Weinberge, deren Besitzer das Getreide einzuheimsen begehrten, die Unzufriedenheit der Bauern erregt; die deutschen Weinberge waren mit in den Kordon eingeschlossen worden, um den Anschein der Bevorzugung zu vermeiden; als aber die Arbeiter Eingang verlangten, um zu schwefeln, wurden sie vom wachthabenden Soldaten mit dem Gewehre bedroht, und es bedurfte der Vermittlung des deutschen Konsulats, um für dieselben unbehelligtes Arbeiten auf der deutschen Kolonie zu erwirken.

Die Thätigkeit der Kommission steigerte sich von Tag zu Tag; nach den Zeitungsberichten beschäftigte sie am 19. Juni 111, am 20. 155, am 21. 169 und am 22. 252 Arbeiter nebst mehreren Wächtern. Die Weinbergbesitzer, an nur wenige verseuchte Stellen glaubend, waren anfänglich mit dem Verbrennen sehr einverstanden; bald aber flößte ihnen die rasche Zerstörung der schon mit Trauben behangenen Stöcke Besorgnis ein, ob die Regierung sie auch in solchem Umfange entschädigen würde. Bereits am 26. Juni scharten sich die Bauern mit Weibern und Kindern zusammen, die Kommission beim Betreten der Gärten mit Steinwürfen bedrohend, um weiteres Verbrennen zu verhindern; dabei wurde geschrieen, erst müßten die Weinberge der Deutschen verbrannt werden, denn von diesen sei die Krankheit eingeschleppt.

Die deutschen Weinberge wurden infolge dieser Demonstration am 27. Juni durch den Inspektor, den Direktor des Ackerbaues Nury Bey und drei Kommissionsmitglieder — worunter einer der ersten Weinhändler des ganzen Distriktes sich befand, dem auch ein Weinberg verbrannt worden war — mit einer Gründlichkeit untersucht, daß die Seuchefreiheit der deutschen Weinberge allen als unumstößlich galt und Nury Bey selbst sich endlich der fortgesetzten Untersuchung widersetzte

Auch diesmal kam es zu Ausschreitungen. Die Bauern schickten einen Abgeordneten, der sich an der Untersuchung mit bloßen Augen beteiligte, und verlangten, als dieser nichts fand, daß ein anderer zugelassen würde, was aber der Direktor aus Konstantinopel ablehnte.

Im Laufe der Unterhaltung teilte Nury Bey mit, daß die Regierung jetzt in jedem Villayet eine Rebschule für amerikanische Reben errichten wolle; daß zwölf junge Türken in Europa und zwei davon in Poppelsdorf bei Bonn studierten, welche in zwei Monaten ihre Diplome erhielten; alsdann solle der eine nach Smyrna und der andere nach Aidin kommen. Sodann solle man jedem, der sandige, am Meer gelegene Strecken, die man leicht unter Wasser setzen könne, mit Reben bepflanzen wolle, 10 Jahre lang Grundsteuer und Zehnten nachlassen. Zur Zerstörung der Wiedereier sollen die Reben im Winter mit einer Lösung von Naphtalin und Kalkwasser abgewaschen und die nachbarlich den verseuchten Gärten belegenen Pflanzungen mit Schwefelkohlenstoff behandelt werden.

Ueber das günstige Ergebnis der komissarischen Untersuchung der deutschen Weinberge und deren guten Befund berichteten alsbald die Zeitungen von Smyrna; sowie daß die Kommission das Verbrennen eingestellt habe, da bei dem großen Umfange der Verheerung dieses allein nicht helfen könne.

Die durch diese Nachricht gesteigerte Unzufriedenheit der Besitzer zerstörter Gärten erreichte ihren Höhepunkt, als sie erfuhren, daß bei dem Geldmangel der Regierung vorderhand kein einziger von ihnen irgendwelche Entschädigung, selbst bei den berechtigtsten Ansprüchen, zu erhoffen hatte. Zur Beschaffung von Mitteln ist eine Erhöhung der Trauben- und Rosinensteuer geplant, vorläufig verlautet hierüber aber noch nichts, und dann dürfte auch die ziffermäßige Feststellung des Schadens durch die Kommission kaum möglich sein.

Da selbst in Europa, ungeachtet langjähriger Versuche, die Ansichten über das zweckmäßigste Verfahren zur Bekämpfung der Reblaus noch immer auseinandergehen, so wäre es voreilig, die daselbst angewendeten Mittel schon jetzt für Kleinasien in großem Maßstabe zu verordnen. Dieselben vernichteten bisher meistens nur das lebende Insekt, ohne den Eiern verderblich zu werden. Die Wurzeln des Rebstockes sind so tief in der Erde, daß sie auch nach Ausrodung desselben eine der Reblaus Nahrung bietende Vegetationskraft behalten, so daß oft nach Jahren zum Schrecken der Besitzer aus dem scheinbar gründlich gereinigten Boden die Seuche von

neuem hervorbricht. Das Rodungsverfahren ist bei den damit verbundenen ungeheuren Kosten und Opfern als unpraktisch verworfen, und um den von der französischen Regierung ausgeworfenen Preis für ein erfolgreiches Bekämpfungsmittel hat man sich bisher vergeblich beworben.

Immer allgemeiner verbreitet sich die Ansicht, daß die widerstandsfähige Rebe vorläufig das einzige, Aussicht versprechende Abhilfsmittel sei, wenn es auch dabei nicht an Enttäuschungen gefehlt hat; zudem muß das dabei erforderliche Veredeln durch Aufpfropfen gründlich erlernt werden, und ferner ist zu erwägen, daß jede Pflanze zu ihrem Gedeihen entsprechende Bodenverhältnisse fordert.

Was in Niederösterreich von Vereinen und Privaten in großem Umfange und mit sichtbarem Erfolge ermöglicht wurde, wird sich allem menschlichen Ermessen nach in Kleinasien in noch weit höherem Maße in Anpflanzung und Veredlung amerikanischer Reben erreichen lassen. Erwägt man, daß das in Österreich diesseits der Leitha mit Reben bepflanzte Areal 204000 ha, also nur die Hälfte des allein in der Provinz Smyrna vorhandenen beträgt, und daß die gegenwärtig nach 20jähriger Einbürgerung der Philoxera infizierte Fläche mit 2500 ha angenommen wird, so erscheint die Verwüstung, so hart sie auch den Einzelnen treffen mag, doch nicht überwältigend, und da die Verhältnisse in Kleinasien sich voraussichtlich eher heben als ungünstiger gestalten werden, so scheint jede Schwarzmalerei bezüglich der Zukunft der kleinasiatischen Weinkultur zum mindesten verfrüht. Kleinasien verfügt über ein zu Neuanlagen von Weingärten geeignetes Areal, welches lange Zeit noch für alle praktischen Zwecke als unbegrenzt bezeichnet werden kann.

Unter allen Umständen verdienen aber die vorstehenden Ausführungen der Beachtung aller derjenigen dringend empfohlen zu werden, die demnächst berufen sein dürften, in Kleinasien Maßregeln gegen die Philoxera zu ergreifen oder in Vorschlag gebrachte Maßregeln zu kritisieren.

II.
Betriebs-Vereinigungen im Großgewerbe.

In unserem Großgewerbebetrieb tritt die Erscheinung, daß sich gleichartige Industriezweige zu großen Verbänden vereinigen, immer mehr in den Vordergrund. Wir finden derartige Vereinigungen bestimmter Industrien eines ganzen Landes oder eines größeren Landesteiles in den verschiedensten Spezialgebieten der Eisenbranche, der Textil- und chemischen Branche und vieler anderer. — Wo solche Verbände, welche man nicht mit einer ähnlichen Erscheinung der Neuzeit, den „Börsenringen“, verwechseln wolle, gemäß den Beweggründen ihrer Entstehung handeln, wirken sie entschieden allgemein nützlich. Während Vereinigungen zu Ringen zeitweise nur zu dem Zweck herbeigeführt werden, Rohstoffe oder Produkte in irgend einer Branche aufzukaufen und zu lagern, um Mangel am Markt und damit künstliche Preissteigerungen herbeizuführen, also um Börsenspekulationen zu dienen, sind die Branche-Vereinigungen eine Folge der gesteigerten Konkurrenz und der durch dieselbe in fast allen Zweigen herrschenden gedrückten Lage. Sie bezwecken, den schädlichen Folgen der Überproduktion durch vereinbarte weise Beschränkung in der Erzeugung die Spitze abzubrechen, durch Festsetzung von Minimalpreisen den schlimmen Folgen des Unterbietens im Wettbewerb entgegenzutreten und durch äußerste Ausnutzung des Prinzips der Arbeitsteilung in einem bestimmten Industriezweig eine möglichst große Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse zu erzielen. Zu welch' großer Entwickelung eine Industrie durch eine Vereinigung aller oder des größten Teiles der ihr dienenden Fabriken in einen bestimmten Landesteil gebracht werden kann, zeigt uns das Beispiel der „Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken“ in Köln. — Diese Aktiengesellschaft entstand im Jahre 1873 durch eine Vereinigung der meisten damals bedeutenden Pulverfabriken von Rheinland und Westfalen, deren verschiedene Werke in 23 verschiedenen Gemeinden in Rheinland und Westfalen zerstreut lagen. — Wir haben es hier allerdings mit der Zusammenschmelzung einer Anzahl hervorragender Einzel-Etablissements zu einer einheitlich geleiteten Gesellschaft zu thun, eine Form der Vereinigung, die wesentlich ausgeprägter und schärfer wirkt, als die der meisten Verbände, welche lediglich auf einer vertragsmäßigen Übereinkunft einer größeren Anzahl von einzelnen Industriellen und

Gesellschaften beruhen, doch giebt die beabsichtigte und erreichte Wirkung immerhin ein Bild von dem Nutzen solcher Vereinigungen, mögen sie in der Form mehr oder weniger festgefügt sein. Vor allem läßt sich aus der erreichten Vollkommenheit der sehr mannigfaltigen Pulversorten, welchen die „Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken“ in Köln heute ihren Weltruf verdanken, beurteilen, wie günstig die Arbeitsteilung wirkt. — Indem jede einzelne Fabrik meist nur eine bestimmte Kategorie Pulver als Spezialität zur Herstellung überwiesen erhielt, haben die Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken es erreicht, daß ihre sämtlichen Pulversorten sich steigende Beliebtheit und Anerkennung in Deutschland und im Auslande errungen haben. — Das schon lange beliebte Jagdpulver der genannten Pulverfabriken ist unter eingetragener Schutzmarke mit der Bezeichnung „Hirschmarke“ auf der internationalen Jagdausstellung in Cleve nach gewissenhafter, thatsächlicher Erprobung mit dem höchsten Preise ausgezeichnet worden. Dasselbe gilt weit und breit als unübertroffen für seinen Zweck. In Sprengpulver behaupten die „Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken“ den ersten Platz, wie dessen großartiger Absatz an Private und Staaten beweist. — Eine ganz hervorragende Stellung endlich hat die genannte Vereinigung in der Herstellung von Militär- und Kriegspulver eingenommen. Dessen Fabrikation wird als besondere Spezialität von den an der Sieg gelegenen, altrenommierten Pulverfabriken — welche mit den besten und neuesten Einrichtungen zur Erzeugung des Pulvers, zur Erprobung desselben, eigenen Schießständen u. s. w. versehen sind — betrieben. Zuerst wurde das grobkörnige Geschütz- und siebenkanalige prismatische Pulver für die preußische Artillerie-Munition, dann das einkanalige prismatische C/75 und schließlich das braune prismatische C/82 — letzteres eine wichtige Erfindung der Gesellschaft selbst — hergestellt. Ähnliche stufenweise Fortschritte wurden auch mit der Fabrikation von Gewehrpulver gemacht, sodaß die Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken heute die erforderlichen Pulversorten für die mannigfachen neuesten Gewehrsysteme in anerkannten Qualitäten liefern und augenblicklich mit Darstellung eines neuen Militärpulvers, speziell für schnellfeuernde Kanonen, ein Pulver, dem eine große Zukunft in Aussicht gestellt wird, beschäftigt sind. — Die Thatsachen, daß sowohl Lieferungen von Gewehr- wie Geschützpulver sich auf alle Staaten Europas und auf viele überseeische Länder erstrecken, daß die bekannten, großen Geschützfirmen „Friedr. Krupp in Essen“ und „William Armstrong in Newcastle“ Geschäftsfreunde und Abnehmer der „Vereinigten Rheinisch-Westfälischen Pulverfabriken“ sind, daß die englische Regierung die Fabrikation des braunen prismatischen Pulvers nach dem System und den Angaben des General-Direktors derselben eingerichtet hat, zeugen von der stetigen und großen Entwickelung, welcher die genannten Fabriken sich seit ihrer Vereinigung erfreuen. — Letzterer verdanken dieselben auch den ausschlaggebenden Einfluß bei Pulverfabrik-Unternehmungen in England, Rußland, Spanien und Holland — zum Teil durch beträchtliche Anteile an denselben gesichert —, wie den Auftrag der japanischen Regierung, in Japan eine Pulverfabrik zur Herstellung von braunem prismatischen Pulver zu errichten, kurz, wachsenden Ruf, gesteigerte Ausdehnung und beständigen Fortschritt bei glänzender Prosperität. —

Litterarische Berichte.

Cornelia. Deutsche Elternzeitung. Unter Mitwirkung bewährter und erfahrener Pädagogen und Aerzte. Herausgegeben von Dr. Karl Pilz. 50. Jubelband. 1. Heft. Leipzig 1888. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Eine Zeitschrift, welche ihr fünfzigjähriges Jubiläum feiert, wie es der „Cornelia“ vergönnt gewesen ist, bedarf schon aus diesem Grunde keiner erneuten Empfehlung; diese Feier allein ist ein beredtes Zeugnis für ihren Wert; denn in unserer Zeit, wo so viele Spezialzeitschriften erscheinen und — schnell wieder verschwinden, ist eine fünfzigjährige Existenz ein sicherer Beweis dafür, daß die Jubilarin in weiten Kreisen sich Freunde erworben hat und zwar nur dadurch, daß sie wirklich den Eltern wertvolle pädagogische und andere wichtige Anregungen

und Winke giebt. Dies finden wir auch in dem vorliegenden Bande bestätigt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß alles, was wir darin lesen, vortrefflich genannt werden dürfe; gleich der am Anfang stehende „Jubelgruß“ ist recht gut und edel gemeint, aber metrisch mangelhaft gebaut und liest sich wenig glatt; auch halten wir es für unwahrscheinlich, daß die Abschnitte „Bilder aus dem Seelenleben des Kindes“ und „Streifzüge und Blicke in das Leben der Gegenwart“ den Eltern etwas Neues und Anregendes oder praktisch Verwendbares bieten dürften, zumal da sie, wenigstens teilweise, für den allgemeinen Leserkreis der Eltern Reflexionen enthalten, die vielen zu schwierig oder zu uninteressant erscheinen werden. Ueberhaupt sollte die Aufgabe einer solchen Elternzeitung nicht in einer allgemein pädagogischen Belehrung bestehen, da die richtige Erziehung sich nie nach allgemeiner Schabloue, sondern stets nach der individuellen Art der Kinder richten wird und auch hier das Wort gilt: Eines schickt sich nicht für alle; ja es ist überhaupt zweifelhaft, ob die theoretische pädagogische Unterweisung wirklich praktisch gute Pädagogen erzielt. Solche Artikel sollen nicht ganz wegfallen, wir meinen nur, daß sie sich mehr den einfachen Erziehungsgrundsätzen zuwenden möchten. Vortrefflich dagegen sind die nun folgenden Aufsätze von Fürst und Nußbaum, die, dem Inhalt nach so wichtig und in der Form so klar, entschieden von großem Nutzen sein können, weil sie, frei von dem Vorwurf der Verweichlichung, täglich zu beachtende Winke für das Wohlbefinden des Kindes und seine Pflege geben, für die alle Eltern gewiß sehr dankbar sein werden. Auch die Erzählungen am Schlusse und die Angabe neuer guter Bücher für die Jugend gereichen der Zeitung zur Ehre und gewiß auch vielen Eltern zur Freude. Möge daher die „deutsche Elternzeitung“ auch fernerhin ihre vielen Freunde bewahren und sich immer neue verschaffen und möge sie stets das sein, was sie zu sein bezweckt: eine Unterstützung in der wichtigsten Arbeit des Menschen, nämlich in der Erziehung des Kindes! C. S.

Die Mystik der alten Griechen. Tempelschlaf, Orakel, Mysterien, Dämon des Sokrates.) Von Dr. Karl du Prel. Leipzig 1888. Verlag von Ernst Günther.

Verf., als geistreicher Schriftsteller bekannt, will den Nachweis führen, daß eine durch mystische Kenntnisse bereicherte Philologie die Probleme zu lösen vermag, die ihr beim Mangel dieser Kenntnisse bisher unlöslich geblieben sind, die zum Teil sogar vom modernen Rationalismus „gefälscht“ seien. Er glaubt, daß die Griechen Magnetismus, Somnambulismus und Spiritismus gekannt und gebraucht haben. Man muß gestehen, daß Verf. ein reiches Material bietet, eine stattliche Reihe antiker Verehrer jener Dinge aufzählt und für seinen Zweck passende biblische und andere Analogie beibringt, zu deren philologischer Ausdeutung sich natürlich die Ungläubigen nicht oft bekennen werden. Indessen läßt sich über Angelegenheiten des Glaubens nicht eigentlich mit Gründen streiten, obgleich es so oft geschieht, da der Glaube Herzenssache zu sein pflegt. Und so möge der Leser sich selbst mit dem Verf. abfinden, sicher allerlei Interessantes in dessen Schrift zu finden. Ref. (auf dessen Unglauben es hier nicht ankommt), muß sich begnügen, auf den Artikel „Antike Heilwunder“ von dem ausgezeichneten Philologen H. Diels („Nord und Süd“ Band X L IV. Heft 130), sowie auf den Bericht v. Nußbaums (Deutsche Revue, April 88) aufmerksam zu machen.

B.

Alfred Krupp und die Entwickelung der Gußstahlfabrik zu Essen. Von Diedrich Baedeker. Essen 1889. Verlag von G. D. Baedeker.

Ein sehr sorgfältig gearbeitetes Werk von 396 Druckseiten. Wer sich für die Entwickelung der Gußstahlfabrikation interessiert, dem empfehlen wir das Buch auf das wärmste. Der jetzige Besitzer der Fabrik ist bekanntlich der Höchstbesteuerte in Preußen. Er zahlt 129000 Mk. Einkommensteuer und ist auf ein jährliches Einkommen von 4320000—4380000 Mk. eingeschätzt. Wie vom Großvater bis zum Enkel durch eigenes Verdienst, namentlich aber durch die geniale Begabung des Vaters des jetzigen Besitzers, des Herrn Alfred Krupp, geboren am 26. April 1812, gestorben am 14. Juli 1887, die Größe des Unternehmens wuchs, ist sehr anschaulich geschildert. Von besonderem Interesse sind noch die gemeinnützigen Einrichtungen, durch welche die Firma Krupp es verstanden hat, sich die Liebe eines ganzen Heeres von Arbeitern zu sichern. Herr Krupp hat an den großen Erfolgen des deutschen Heeres auch seinen redlich erworbenen Anteil, es ist ihm nicht leicht geworden, mit seinen Ideen durchzudringen. Manche lehrreiche Ausblicke auf die Schwierigkeiten, welche er überwinden mußte, um seinem eigenen Vaterlande nützen zu können, sind in dem Buche enthalten. Auch die Schilderung der liebenswürdigen edlen Persönlichkeit des großen Kanonenkönigs verdient volle Anerkennung. Eine Anzahl gut ausgeführter Illustrationen ziert das Buch. Ein näheres Eingehen auf den sehr reichhaltigen Inhalt desselben müssen wir uns versagen. Das allmähliche Steigen des Riesenunternehmens erhellt aus folgenden Angaben. 1832 beschäftigte Krupp 10 Arbeiter bezw. Beamte, 1846 120, 1858 1045, 1865 8255, 1875 10200, 1887 12674. Wir schließen mit dem Wunsche, daß das Buch im großen Publikum die wohlverdiente Anerkennung finden möge.

K.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von H. Welcker. Leipzig 1889. Verlag von Brockhaus. Zweite verb. und verm. Auflage.

Die vorliegende, 426 Seiten starke Sammlung von Gedichten in deutschen Volksmundarten, die zugleich als zweite vermehrte Auflage des unter dem Titel „Die deutschen Mundarten im Liede 1875" erschienenen Buches sich vorstellt, ist die Frucht der Nebenstunden eines verdienten Anatomen, der von seinen ethnologischen Studien her, aber auch durch früh gefaßte Liebe zur altdeutschen Poesie, auf die Mannigfaltigkeit der deutschen Dialekte aufmerksam geworden ist. Mit geschickter Hand und mit Geschmack hat er aus der überaus zahlreichen neuhochdeutschen Dialektlitteratur eine Auswahl getroffen, in welcher er reine, volkstümliche und poetisch wertvolle Proben der ober- mittel- und niederdeutschen Mundarten der Gegenwart zu vereinigen bemüht war. Um aber das Deutsche in allen seinen sprachlichen Entwickelungsformen, in allen seinen durch Zeit und Ort bedingten Abänderungen im engsten Rahmen zugänglich zu machen, hat der Herr Verf. im Anhange einige Proben des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und des älteren Neuhochdeutschen (16., 17. Jahrh.) sowie des Gotischen, Nordischen, Englischen älterer und neuerer Zeit, des Friesischen und Niederländischen beigefügt. Kurze Worterklärungen unter den Texten bemühen sich, dem Leser das Verständnis zu ermöglichen. Wir zweifeln nicht, daß die Sammlung in den weiten Kreisen der Gebildeten, die für Sprachlich-Volkstümliches Sinn haben, viele Freunde finden werde. Q.

Konstantinopel, die dritte Hauptstadt Rußlands? Eine politisch-militärische Studie von F. Hannover 1888. Helwingscher Verlag.

Ein vielversprechender Titel! Leider aber hält das Büchlein durchaus nicht das, was der Titel verheißt. Bei allem lobenswerten Fleiße, den der unbekannte Verfasser auf seine Arbeit verwendet hat, können wir doch beim besten Willen einen Zweck derselben nicht erkennen. Nachdem der Verfasser die politische Lage der Hauptstaaten Europas besprochen hat, kommt er zu dem etwas abenteuerlichen Schlusse, daß Rußland seinen nächsten Krieg gegen die Türkei damit beginnen werde, daß es die Hälfte seiner gesamten Feldarmee über das schwarze Meer nach Kleinasien überführt, um von da aus auf Konstantinopel vorzudringen. Ja lebt denn der Verfasser in einer Traumwelt? Was wird denn Oesterreich und England dazu sagen, wenn Rußland auf die ungeheuerliche Idee käme, etwas Aehnliches zu versuchen? So leicht wird Rußland es seinen Feinden nicht machen. Verfasser bespricht in eingehender Weise die Beförderung jedes einzelnen Armeekorps, wobei Tag und Stunde des ersten bezw. der Ankunft des letzten Eisenbahnzuges angegeben wird. Aehnlich beschreibt er dann den Transport über das schwarze Meer. Viel Mühe, viel Fleiß, und wo bleibt der Nutzen? Es ist ja modern, die Schlachten des nächsten Krieges lediglich mit Druckerschwärze auszukämpfen. Ohne Zweifel wird den Völkern dadurch viel Blut und viel Geld erspart. Aber die sonstigen Zukunftsphantasien knüpfen doch wenigstens an etwas Denkbares an. Es könnte doch wohl so oder wenigstens ähnlich kommen. Aber niemals wird Rußland etwas Aehnliches unternehmen wie das, was der Verfasser auf 64 Seiten sorgsam ausgearbeitet hat. Man weiß in Petersburg recht gut, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien führt und keineswegs durch Kleinasien. So lange Deutschland und Oesterreich noch bestehen, wird und kann Rußland nie daran denken, seine Angriffsmacht zur Hälfte in Asien zu engagieren. Wir müssen denn auch gegen die Tendenz der Schrift uns vollkommen ablehnend verhalten. Die vorliegende Schrift hat für den Politiker ebenso wenig Wert wie für den Soldaten. Das mag hart klingen, aber es ist wahr. Desto anerkennenswerter aber ist die Beschreibung der Befestigungen des Bosporus und der Dardanellen, auch das Kapitel 5: Rußland in Zentralasien verdient gelesen zu werden. Die beigegebene Karte ist recht übersichtlich. K.

Moderne Probleme. Von Eduard von Hartmann. Leipzig 1888. Verlag von W. Friedrich.

In 15 Abhandlungen sagt der Verf. viel Beherzigenswertes über Haus, Familie, Gesellschaft, Schule, Universität und (XV) den Somnambulismus. Wir heben seine Betrachtungen über den Luxus und die Ehe-Verhältnisse hervor, namentlich aber mit Bezug auf du Prels Mystik Hartmanns ausführliche Kritik S. 207 bis 277, welche uns sehr wohlgefallen hat. H. betont wiederholt, daß der Somnambulismus als pathologischer Zustand zu betrachten ist, viel Gefahren in sich schließt und ein abnormer, entbehrlicher Zustand ist. Die von ihm erhofften Aufklärungen zerpflückt H. kritisch, so daß kaum etwas übrig bleibt. Daher ist nicht zu empfehlen, den Somnambulismus in ausgedehnterem Maße zu psychologischen Experimenten oder gar zu Heilzwecken zu benutzen. B.

Der preußische Feldprediger. Von Erich Schild, königl. Divisionspfarrer der 8. Division. I. Bilder aus dem kirchlichen Leben der preußischen Armee älterer Zeit. Eisleben 1888. Verlag von Otto Maehnert.

Durch die klassische schriftstellerische Thätigkeit des Generalstabes sind uns nicht nur die glorreichen Thaten unserer letzten Kriege in großen Zügen, sondern auch besonders rühmens-

werte Episoden in Einzelschriften klar vor Augen geführt worden, und dennoch scheint dieses Gesamtbild immer noch einer Ergänzung zu bedürfen, die wir dankbar annehmen. So finden wir in der vor kurzem erschienenen Beschreibung der Schlacht von Wörth durch den Pfarrer von Froschweiler eine vorzügliche Schilderung — nicht des strategischen Verlaufes, sondern dessen, was in einer solchen Schlacht der Bewohner eines besonders hat mitgenommenen Dorfes fürchtet und erlebt, ein schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis des großen Dramas. Eine weitere Vervollständigung der Einsicht in das szenenreiche Leben eines Feldzuges bietet aber ferner die Darstellung solcher Personen, die nicht unmittelbar, aber doch erfolgreich zu dem Gelingen eines großen Krieges beigetragen haben, und gerade weil wir über der berechtigten Bewunderung der Thaten unserer Führer und Krieger meistens das stille und doch bedeutsame Wirken jener unbeachtet lassen, ist es wichtig und willkommen, die Thätigkeit derselben in einem wahren und lebendigen Bilde zu betrachten. Unzweifelhaft gebührt ein großer Teil des Ruhmes und Erfolges unserer Armee neben der unaufhaltsamen Tapferkeit im entscheidenden Augenblick dem ganzen sittlichen Ernst, dem Geist und Gemüt des einzelnen Soldaten, und diese Faktoren zu beleben und richtig wirken zu lassen, dazu sind wenigstens teilweise die preußischen Feldprediger berufen, deren Aufgabe und Wirken gewiß eine besondere Beachtung verdient. Diese zu erwecken, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, dessen erster Band uns den preußischen Feldprediger des vorigen Jahrhunderts in schönen, markigen Zügen darstellt mit dem Versprechen, diese Schilderung bis in unsere Zeit fortzuführen. Das so sehr mangelnde Material aus früherer Zeit ermöglicht leider nicht eine Erörterung über den Ursprung und die Entwickelung dieses Instituts, was wir gern auch erfahren möchten; die mühevolle Sammlung des wenigen, was hier und da sich findet, erhöht daher das Verdienst des Darstellers und den Wert des Werkes selbst, und wir sind überrascht, trotzdem in demselben so vieles zu erhalten. Wir lernen in dem vorzüglich geschriebenen Buche das Wirken eines preußischen Feldpredigers zunächst im vorigen Jahrhundert, seine Stellung zu den Offizieren und Gemeinen, seine Leiden, Thaten und Triumphe (vergl. die Tapferkeit des Feldpredigers Seegebart bei Chotusitz), vor allem seinen Anteil an den Erfolgen der glücklichen Schlachten kennen; wir lesen geschickt eingestreute, prächtige Anekdoten aus dem Kriegs- und Kameradenleben, wir empfangen einen Einblick in die Auffassungen und Einrichtungen des Kriegshandwerks jener Zeit, wir erweitern schließlich durch aufmerksame Lektüre unsere Kenntnis von einzelnen historischen Ereignissen und unsere Beurteilung berühmter Männer, und wenn wir auch in den letzten Abschnitten über der historischen Berichterstattung das eigentliche Thema, nämlich die Schilderung des preußischen Feldpredigers, etwas vermissen, so legen wir dieses interessante Buch am Ende doch nur mit dem durchaus berechtigten Wunsche aus der Hand, daß diesem ersten Bande recht bald ebenso fesselnde und belehrende folgen und daß möglichst viele ihr Wissen und ihr patriotisches Gefühl durch dieselben erweitern und beleben mögen. C. S.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le Grand, depuis l'année 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main. Troisième édition, continuée jusqu'à 1758 et ornée du portrait de la margrave. Leipzig 1889. Verlag von H. Barsdorf.

Die ungewöhnlich interessanten, besser vielleicht als „pikant“ zu bezeichnenden Memoiren der Markgräfin Sophie Wilhelmine von Baireuth sind bereits so oft besprochen worden, daß es genügen wird, unsere Leser auf diese dritte Auflage des bei H. Barsdorf in Leipzig erschienen Werkes mit dem Bemerken aufmerksam zu machen, daß dieselbe vor den früheren zwei nicht zu unterschätzende Bereicherungen erfahren hat. Einmal wird das beigegebene Bild der Markgräfin allgemein willkommen geheißen werden, dann aber auch die Vervollständigung der eigenhändigen Aufzeichnungen der Schwester Friedrichs des Großen, die nur bis 1742 reichen, durch einen Abriß ihres Lebens von 1742 bis zu ihrem am 14. Oktober 1758 erfolgten Tode auf Grund unanfechtbarer Zeugnisse, aus denen die unendlich große Zuneigung der so oft und so hart geprüften Geschwister noch einmal recht deutlich erhellt. L.

Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. Von Dr. H. Schultz. Göttingen 1888. Vandenhoeck und Ruprechts Verlag.

Der Verfasser giebt in seinem Buche vom Standpunkt des deutschen Sprachvereins einen geschichtlichen Ueberblick über die puristischen Bemühungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Nach einer für die älteren Zeiten (althochdeutsche Periode) wenig genügenden Einleitung über das Eindringen der Fremdwörter behandelt er die verschiedenen Gesellschaften, am ausführlichsten die Fruchtbringende und die Tannengesellschaft, und giebt in einem Anhange kleinere Mitteilungen und Ausführungen, z. B. über Leibnitzens Stellung in der Frage der Sprachreinheit und über namenlose Schriften gegen die Sprachmengerei. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, daß die Gesellschaften und ihre Führer sehr nachhaltig gewirkt haben. Seine Schrift findet mehrfach eine Ergänzung an einer fast gleichzeitig erschienenen von Hans Wolff: der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Straßburg 1888. Q.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Altena, Carl Ernst, Der junge Goldschmied. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Angerstein, E., und G. Eckler, Haus-Gymnastik für Mädchen und Frauen. 8. (Th. Chr. Fr. Enslin, Berlin.)

Beaulieu, G. von, Leibeigen. Novellen. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Biese, Alfred, Theodor Storm und der moderne Realismus. 8. (Richard Eckstein Nachf., Berlin.)

Breitner, Anton, Vindobonas Rose. 8. (J. Schweitzer, München.)

Brinckmann, Dr. Justus, Kunst und Handwerk in Japan. 8. (R. Wagner, Berlin.)

Burns, Robert, Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. 8. (Otto Spamer, Leipzig.)

Cop Marlet, Mara, Südslavische Frauen. 4. (Karl Grill, Budapest.)

Druskowitz, Dr. H., Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. (Georg Weiß, Heidelberg.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 59. Lief., enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 24. — Zweite Abtheilung, 51. und 52. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 31. und 32. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Ferdinand, Max Alfred, Zur Psychologie der Liebe. 8. (Richard Eckstein Nachf., Berlin.)

Friedrichs, Hermann, Gestalten und Leidenschaften. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Fritsch, Karl von, Allgemeine Geologie. 8. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

Fritze, Ludwig, Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit aus dem Sanskrit neu übersetzt. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Goffek, Hermann, Aus guter Gesellschaft. Bukarester Roman. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Grans, Heinrich, Fünfzehn Jahre in Weimar. 8. (Otto Spamer, Leipzig.)

Greif, Martin, Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Akten. 8. (J. G. Cotta, Stuttgart.)

Jacob, Friedrich, Horaz und seine Freunde. Zweite Auflage. 8. (Wilhelm Hertz, Berlin.)

Kurz, Isolde, Gedichte. 8. (J. Huber, Frauenfeld.)

Langsdorff, Dr. Georg v., Zur Einführung in das Studium des Magnetismus, Hypnotismus, Spiritualismus. 8. (Karl Siegismund, Berlin.)

Leschivo, A., Hochsommer. Gedichte. 8. (Hinstorff'sche Hofbuchh., Wismar.)

Lindau, Rudolph, Der lange Holländer. 8. (F. & P. Lehmann, Berlin.)

Lubbock, Sir John, Die Freuden des Lebens. Deutsch von M. z. Megede. 8. (Friedrich Pfeilstücker, Berlin.

Mahrenholtz, Richard, Geschichte der ersten französischen Revolution. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Melle, Werner von, Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebensbild. 8. (Leopold Voß, Hamburg.)

Berger, Dr. Hermann, Die Herbart-Ziller'schen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht. 8. (Victor Dietz, Altenburg.)

Möller, Robert, Der serbisch-bulgarische Krieg 1885. 8. (Helwing'sche Verlagsbuchhandlung, Hannover.)

Nietzsche, Friedrich, Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophiert. 8. (C. G. Naumann, Leipzig.)

Rethwisch, Ernst, Letzte Jugendliebe. 8. (Hinricus Fischer, Norden.)

Rubinstein, Dr. phil. Susanna, Aus der Innenwelt. 8. (Alexander Edelmann, Leipzig.)

Schmitz, Max, Carmen Sylva und ihre Werke. 8. (Heusers Verlag, Neuwied.)

Schwalb, Moritz, Menschenverehrung und Menschenvergötterung. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Tesdorpf, A., Geschichte der Kais. deutschen Kriegsmarine. 8. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Vierzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1889.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIV.

(April bis Juni 1889)

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches.

(Fortsetzung.)

18. Januar 70. Schon bei Gelegenheit der Verhandlungen über Luxemburg im März 67 hatte der Graf Bismarck den Grundsatz proklamiert: „Den Souveränen, welche dem norddeutschen Bunde nicht beitreten wollten, keine Gewalt und keinen Zwang anzuthun", freilich mit der Maßgabe, sich für den Fall, daß der Großherzog von seinem Dispositionsrechte einen so weitgehenden Gebrauch machen sollte, sich seines Eigentums zu Gunsten eines dritten — des Kaisers Napoleon — zu entkleiden, seine weiteren Entschlüsse vorzubehalten. Dieser Luxemburger Konflikt, mit welchem der Kaiser von Frankreich eine Kompensations-Politik einleiten wollte, hatte schon damals solche Dimensionen angenommen, daß der französische Botschafter eine Kriegsdrohung probierte und zwar, so viel ich mich entsinne, auf der Straße, als er dem Kanzler auf dem Wege nach der Kammer begegnete. „Das trifft sich ja gut" — soll ihm Bismarck entgegnet haben — „dann kann ich Ihre Erklärung gleich mitnehmen." So eilig hatte es aber Benedetti nicht, sondern er zog es vor, noch einmal anzufragen. Jedenfalls war Napoleon nunmehr darüber im Klaren, daß deutsches Gebiet für ihn ein noli me tangere sei, und daß dem norddeutschen Bunde die Absicht fern liege, ihm gütliche Kompensationen zu gewähren. Damit ist die Kriegsfrage im Prinzip eigentlich schon entschieden.

4. Februar 70. Nach allem, was ich höre, wünscht der französische Botschafter im Einverständnisse mit dem Militärbevollmächtigten Oberst Stoffel die französische Kriegsfurie nach einer anderen Seite zu dirigieren, und zwar auf die vormalige batavische Republik und damit indirekt auf England. Derselbe hat sich soweit avanciert, einen von seiner eigenen Hand geschriebenen Vertragsentwurf vorzulegen, welchen Bismarck zwar nicht ernsthaft nimmt, der ihm aber um so mehr Vergnügen macht. Die Kräfte, welche zum Kriege drängen, lassen keinen Zweifel über das Objekt. Der sächsische Notendichter giebt sich zwar alle Mühe, eine kriegerische Melodie zu finden und sich als deutschen Tyrtäos zu etablieren, doch hat man so wenig in Sachsen wie in Österreich noch ein rechtes Vertrauen zu seinem politischen Generalbaß. Die Vertrags-

treue von Sachsen, Bayern und Württemberg wird hier von keiner Seite angezweifelt, und man legt auf den Militärvertrag mit Sachsen um so größeren Wert, als man damit zugleich einen bewährten Feldherrn gewinnt.

17. Febr. 70. Auf meine etwas verwunderte Frage, ob man denn die weitere Entwickelung des deutschen Einheitsgedankens sich ganz selbst überlassen wolle, habe ich soeben eine recht derbe Abfertigung erhalten. „Sollten Sie vielleicht" — fragte man mich nicht ohne Sarkasmus — „eine prophetische Gabe besitzen, oder glauben Sie der Mutter und dem Kinde einen Dienst zu erweisen, wenn Sie eine noch nicht reife Frucht mit Kunst oder Gewalt zur Welt befördern? Solche himmelblaue Zukunftspolitik pflegt sich ja gern einen staatsmännischen Anstrich zu geben, ist aber doch nur Kannegießerei im höheren Stile — und dazu habe ich keine Zeit!" Der einzige Fürst, mit dem man, so weit ich sehe, ernsthaft und zu einem bestimmten Zwecke verhandelt, ist der Großherzog von Baden, welchen ich in gewissem Sinne als den Whipper — sit venia verbo — des deutschen Fürstentums bezeichnen möchte. Baden, welches während der revolutionären Orgien der 1848er Jahre die gründlichsten Erfahrungen gemacht hatte und durch die Jungmühle der preußischen Disziplin gegangen war, wußte die Zugehörigkeit der kleineren Partikularstaaten zu einem großen Ganzen am besten zu würdigen.

8. März 70. Ich komme soeben von einer Soiree, während deren ich Gelegenheit hatte, mit einer größeren Zahl kleiner deutscher Diplomaten zu konversieren. „Er hat Glück, der Bismarck", — sagte der eine — „und wenn auch nach Mazarin das Glück eine moralische Eigenschaft sein soll, so hält man es doch heute überall schon für ungesund, seine Pläne zu durchkreuzen." „Ich werde nächstens meinen Abschied nehmen", — sagte ein anderer — „seitdem das bischen Lügen in der Diplomatie für ein Laster und, was noch schlimmer ist, für eine Dummheit gilt, hat diese ihren Hauptreiz verloren. Wodurch steht der Diplomat heute noch über den anderen Menschen? Die Wahrheit sagen, das kann jeder." „Man hat mir aus Paris geschrieben", — sagte der dritte — „daß Napoleon sich nur verstelle und daß derselbe ernsthaft darauf spekuliere, sich mit Preußen in die Herrschaft Europas zu teilen, einstweilen jedoch noch keine Gegenliebe gefunden habe." „In Wien erzählt man", — bemerkte ein anderer — „daß man in Österreich und Süddeutschland nur auf die erste Niederlage der Preußen warte, um seine Revanche zu nehmen. Bismarck wird wie bisher die gesamte europäische Diplomatie zum besten haben und plötzlich Arm in Arm mit Österreich auf der Bühne erscheinen; ich habe schon die ersten Akkorde einer solchen Melodie gehört und werde mir nicht die Finger verbrennen." „Ja, Sie lachen meine Herren", — sagte der letzte — „und doch finde ich die Situation sehr ernsthaft. Der Bismarck ist ein fatal ernsthafter Politiker. Heute geht es gleich nach dem Hamletschen Monolog. Was waren das für glückliche, gemütliche Zeiten, als man noch ernsthaft darüber verhandelte, wer in der Sitzung rauchen durfte, und wer den ersten

Anspruch auf den Klosetschlüssel hatte." Ich zitiere vielleicht nicht ganz wörtlich, doch gebe ich den Sinn richtig wieder.

7. Mai 70. Alle hier aus Paris eingehenden Berichte sind darin einig, daß man dort weit eifriger damit beschäftigt ist, den Krieg als die Armee mobil zu machen. Die Kaiserin ist dafür gewonnen und soll sich schon in den Gedanken einleben, eine Art modernen Absenker der Jungfrau von Orleans darzustellen. Napoleon selbst ist zwar mehr ein Anhänger des Kismet, dafür schwärmt aber die Kaiserin Eugenie um so lebhafter für die Rolle einer Frau „Connetable" der „Himmelskönigin". Den Gedanken einer ernsthaften und nachhaltigen Einigung Deutschlands hält man einfach für eine Chimäre und wird darin natürlich von allen unzufriedenen Elementen bestärkt. Man spricht hier von zwei Prälaten, welche nähere Beziehungen zu der Kaiserin haben sollen, doch habe ich nicht das Recht, eine derartige Behauptung zu wiederholen. Daß die römische Kirche selbst ein gewagtes Spiel spielt, kann man ja leider nicht leugnen. Dafür ist der Graf Bismarck um so vorsichtiger, und er hat bisher mit großer Klugheit und Geschicklichkeit vermieden, zu den dogmatischen Evolutionen innerhalb derselben irgend welche bestimmte Stellung einzunehmen, um nicht — worauf man von gewisser Seite hinzudrängen schien — die politische und kirchliche Frage mit einander zu verquicken.

So fest und tief Bismarck auch von der Überzeugung durchdrungen war, daß der furor teutonicus stärker und nachhaltiger sei als die furia francesca, und daß „die deutsche Nation in Waffen" den troupiers des zweiten Kaiserreichs in allen Beziehungen, sowohl in bezug auf die Führung als auf das Material weitaus überlegen sei, so war Bismarck doch ein viel zu nüchterner und vorsichtiger Staatsmann, um das Fazit seines politischen Exempels vor dem Rechnungsabschluß zu ziehen. Selbst der geradezu beispiellose Siegeslauf in Frankreich machte ihn nicht übermütig, ebensowenig wie seinen königlichen Herrn. Man war nicht damit zufrieden, das Reichsschwert der Franzosen aus der Hand ihres Imperators genommen zu haben. Es genügte nicht, den Stolz und die Anmaßung Frankreichs gebrochen zu haben. Man wollte ein neues Reich gründen, aber nicht nach römisch-französischem Muster, sondern aus dem ureigenen Geiste der deutschen Nation heraus und auf dem Fundamente der Freiheit und Selbständigkeit, welche stets als die wertvollsten Güter und als die spezifische Ausstattung der germanischen Race geschätzt worden sind.

Da wir uns erst vor kurzem in diesen Blättern in der eingehendsten Weise mit dem Verlaufe und den Resultaten des französischen Krieges beschäftigt haben, so sehen wir davon ab, unsere Leser mit einer Wiederholung zu ermüden, und beschränken uns auf die Beleuchtung der Mittel und Wege, mit und auf denen man dahin gelangte, den König von Preußen am 18. Januar 1871 in dem großen Saale des französischen Königsschlosses zu Versailles als Kaiser des deutschen Reichs einmütig proklamiert zu sehen. Es handelte sich dabei nicht um eine eigentliche Wahl, sondern nur um die herkömmliche Akklamation. Der Großwahlherr des Kaisers Wilhelm I. war der Lenker der Geschicke der Völker, und seine

Legitimation beruhte in seinen Verdiensten um die Einigung und Hebung der deutschen Nation. Er war, um es kurz zu sagen, der rechte kaiserliche Self made man von Gottesgnaden.

Wenn auch Frankreich nur wenig Freunde und niemanden hatte, der bei seinem Niedergange sich praktisch als solchen bewährte, so hatte doch auch Deutschland mehr Neider als Gönner und die dringendste Veranlassung, besonders vor seinen „Freunden" auf der Hut zu sein. Man spekulierte von Anbeginn darauf, die deutsche Politik zu Schritten zu verleiten, welche das schwer errungene Resultat wieder in Frage stellen und der neuen Schöpfung den Todeskeim einimpfen sollten. Es ist das besondere, bis dahin kaum genügend gewürdigte Verdienst des ersten Kaisers und seines Kanzlers, alle derartigen Versuchungen sofort als solche erkannt und zurückgewiesen zu haben. Es hatte ja einen verführerischen Schein, die augenblickliche Begeisterung des Volkes und der Armee auszunutzen und die effektive Machtstellung anzuwenden, um die widerstrebenden Elemente zu zwingen und einen zentralisierten Einheitsstaat zusammenzuschweißen, in welchem die berechtigte Selbständigkeit des deutschen Partikular-Fürstentums und der so wesentlich verschiedenen Stämme verschwinden sollte.

Zum Glück war der König von Preußen nicht darüber im Zweifel, daß das deutsche Fürstentum Fleisch von seinem Fleisch sei, und daß man der deutschen Veruneinigung nicht besser Vorschub leisten könne, als wenn man im Namen der deutschen Einheit das deutsche Reich mit einer Schablonen-Verfassung beglücken und die deutschen Fürsten zur Liebe zwingen wollte. Ebenso war aber auch das deutsche Partikular-Fürstentum zu der Erkenntnis gelangt, daß die einzelne, fürstliche Stellung durch die Solidarität der fürstlichen Interessen getragen werden müsse, und daß die kleinen deutschen Fürsten in ihrer Isolierung schwerlich imstande sein würden, neuen Bewegungen von unten nachhaltigen Widerstand zu leisten. Außerdem war die nationale patriotische, durch den glänzenden Krieg und Sieg vergoldete Bewegung stark genug, um nicht nur den Main, sondern auch andere Grenzscheiden zu überbrücken und auch die Fürsten und Staatsmänner Deutschlands mit fortzureißen, um so mehr als diese Staatsmänner in partibus die Rückkehr nach den Fleischtöpfen des alten Bundestages als völlig aussichtslos erkannt hatten, und auch die deutschen Fürsten selbst sich der Erkenntnis nicht verschließen konnten, daß die Übertragung der Kaiserwürde auf den Augustus, den Mehrer des deutschen Reichs, eine Hebung der eigenen Stellung und das einzige Mittel sei, sie nicht als einem anderen Partikularfürsten untergeordnet, sondern — selbstverständlich einen jeden nach seinen Machtverhältnissen — als politisch gleichberechtigt hinzustellen. Jene frühere abstrakte Gleichberechtigung ohne irgend welches wirksame Korrektiv war ja eben der Hauptkrebsschaden der alten Bundesverfassung, welche diese auf die Dauer für Preußen unerträglich machte, während heute dafür gesorgt ist, daß eine lustige Figur keinen ernsthaften Schaden anrichten kann.

Bevor wir indes auf unsere Tagebuchnotizen zurückkommen, wird es für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, von einer neuerlichen parallelen Mitteilung

der bekanntlich im offiziösen Geruche stehenden „Grenzboten“ Notiz zu nehmen. Der wesentliche Inhalt jenes Artikels, soweit selbiger unsere Frage berührt, läßt sich dahin zusammenfassen: Es wird zuerst hingewiesen auf das, was gegen den Kaisertitel vom Kronprinzen, namentlich im Hinblick auf das alte Kaisertum, geltend gemacht wurde. Dann wird Bismarcks Stellung in folgender Weise geschildert: „Die Königsidee, — so argumentierte der Kanzler, — sei unausführbar und ohne Stütze im Volke und bei den meisten Fürsten. Drei kleinere Könige unter einem größeren seien etwas noch nicht Dagewesenes. Auf gütlichem Wege ließen sich die Könige nicht degradieren. Dann wurden dem Kronprinzen die Vorzüge des Titels „Kaiser“ auseinandergesetzt, und zwar zunächst der, welcher später dem König Ludwig gegenüber geltend gemacht wurde, es werde leichter sein, sich einem Landsmanne, der den Titel „deutscher Kaiser“ führe, als einem Nachbar, dem Könige von Preußen, unterzuordnen und ihm Rechte in Krieg und Frieden einzuräumen. Sodann aber habe im Volke der Kaiser offenbar mehr Eindruck hinterlassen als die wenigen Fürsten des Mittelalters, die sich deutsche Könige genannt hätten, trotz ihrer Verdienste um die Nation. Die Nation hoffe bei der Erneuerung des Reiches nicht auf einen deutschen König, sondern auf einen Kaiser als Schlußstein und Krönung des Baues. Nicht ein König, sondern ein Kaiser sitze, der Auferstehung harrend, im norddeutschen Kyffhäuser und im süddeutschen Untersberge. Der Kaisergedanke habe schon in der Burschenschaft von 1818 gelebt, 1848 sei er in der Paulskirche zu Worte gekommen, 1863 habe Österreich mit seinem Verfassungsentwurfe für den Frankfurter Fürstentag etwas Ähnliches im Sinne gehabt. Später war, so schloß diese Empfehlung der Kaiseridee, bei der Gründung des norddeutschen Bundes nachweislich von einem Kaiser desselben die Rede, und man sah davon nur deshalb ab, weil es eine Spaltung Deutschlands gegeben hätte, da der Anschluß von Bayern und Württemberg durch vorzeitige Herstellung des Kaisertums erschwert worden wäre. Die Kaiseridee wäre in allen Kreisen des Volkes bereits lebendig, aber kein Verständiger denke dabei an einen „heiligen römischen Kaiser“, niemand verbinde damit eine Salbung in Rom, Eroberungskriege jenseits der Alpen und das Streben nach einer Weltmonarchie, überhaupt an etwas, was dem nationalen Interesse widerstreite. Man erwarte vielmehr von dem neuen deutschen Oberhaupte, daß dieses Interesse ihm alleinige Richtschnur sei, daß es dasselbe mit allem seinem politischen Thun und Lassen repräsentiere. Der Kaiser, der Bismarcks Denken vorschwebte, war somit eine rein nationale Idee, die Idee der Einigung nach langer Zwietracht und tiefem Verfall, der neuen Macht und Sicherheit, des neuen Gedeihens, Aufblühens und Fruchtbringens durch diese Einigung, diese Organisation und Konzentrierung aller Glieder der Nation um einen erhöhten Mittelpunkt. — Nun kam der zweite Akt, in welchem Bismarck und der Kronprinz vereint den König Wilhelm für die Idee zu gewinnen suchten. Der wies sie zuerst ungestüm ab und geriet in Zorn, als sie beharrten. Der Kanzler fragte, ob Se. Majestät ein Neutrum bleiben wolle. Der König fragte, was er damit meine, was für ein Neutrum. Je nun, das „Präsidium“, lautete die Antwort Bismarcks. Endlich verstand sich der König,

widerstrebend und nicht ohne mehrtägige Verstimmung gegen den Kanzler, zur Einwilligung in den Vorschlag, wenn er den Titel Kaiser von Deutschland annehmen und führen dürfe. Er wurde darauf aufmerksam gemacht, daß dies gegen die Verträge verstoße und den territorialen Besitz ganz Deutschlands bedeuten würde. Er meinte darauf, der Zar nenne sich ja auch Kaiser von Rußland. Bismarck widersprach und sagte, der Titel laute „russischer Kaiser". Der König aber blieb bei seiner Ansicht und gab sie erst auf, als er Hofrat Schneider befragt, und dieser Bismarck Recht gegeben hatte." Es liegt offen zutage, worin unsere beiderseitigen Mitteilungen übereinstimmen und wo sie von einander abweichen, und das wird sich bei Beleuchtung der Details noch deutlicher herausstellen.

Wir nehmen hiermit die Mitteilung unserer Notizen wieder auf:

4. September 70. Die Schlacht bei Sedan ist geschlagen, der Degen des französischen Imperators nach Berlin unterwegs und die französischen Adler auf dem Fluge nach unserem Zeughause begriffen. Man gefällt sich hier vielfach in der Illusion, als sei damit der Krieg zu Ende, doch ist die capitis deminutio Frankreichs um einen so geringen Preis nicht zu haben. Es gilt einen Stoß ins Herz, und dieses Herz ist Paris. Unsere guten Freunde setzen deshalb auch alle Hebel in Bewegung, uns von Paris zurückzuhalten, und man appelliert an die Humanität und an das Mitgefühl gewisser weicher Herzen, Paris wenigstens äußersten Falles nur mit Platzpatronen zu beschießen. „Der Kaiser Wilhelm am Steuer saß, der hat kein Wort gesprochen." Ein namhafter preußischer Artillerie-General aber sagte: „Man braucht ja nicht gerade auf das Zentrum von Paris zu zielen; man nimmt etwas mehr Elevation und etwas Pulver mehr." Nichts destoweniger waren die Bestrebungen, uns an der Vollendung unseres Sieges zu verhindern, so stark und wurden von so einflußreicher Seite unterstützt, daß die Abwehr derselben die volle Energie eines eisernen Mannes in Anspruch nahm.

11. September 70. In Frankreich scheint man jetzt auch den Heerbann der Kirche mobil machen zu wollen und sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, durch den Einfluß der hohen Geistlichkeit gewisse Zugeständnisse in bezug auf Elsaß-Lothringen erzielen zu können. Man ist in Rom nicht gut unterrichtet. Man weiß im deutschen Hauptquartier genau, daß die klerikale Partei unsere entschiedenste Feindin auch in den deutschen Provinzen Frankreichs ist, und daß jedes Entgegenkommen gegen diese den Rückerwerb erschweren würde. Graf Ledochowski wird heute schon nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß Bismarck ihm über ist. Wie ich höre, sollen in bezug auf die Neu-Organisation Deutschlands gewisse Meinungsverschiedenheiten unter den höchsten Personen obwalten, doch gebe ich nicht allzuviel darauf. Es ist kein leeres Wort, welches König Wilhelm seinem Kanzler gesagt: „Ich habe stets Ihren Rat befolgt und mich immer gut dabei befunden."

18. Okt. 70. Soweit ich mich habe unterrichten können, ist es eine durchaus irrtümliche Auffassung, als ob es auch in Versailles wieder über die Krönung des deutschen Gebäudes zu ernsteren Differenzen zwischen dem König und

seinem Kanzler gekommen sei und als ob es der Dazwischenkunft des Geheimen Hofrat Schneider bedurft hätte, um diese Differenzen im Sinne Bismarcks zum Ausgleich zu bringen. Schneider versteht es ja sehr gut, sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, doch hat derselbe niemals als eine politische Autorität gegolten, und ich weiß ganz genau, daß und aus welchem Grunde er schon seit längerer Zeit ein entschiedener Gegner des Grafen Bismarck ist. Meines Wissens hat es der König nur abgelehnt, in der deutschen Kaiserfrage seinerseits die Initiative zu ergreifen, und er hat dabei ganz im Einverständnis mit seinem Kanzler gehandelt. Man wollte in dieser Frage nicht vorgehen ohne die freiwilligen Entschließungen der deutschen Fürsten, und man wollte selbst den Schein vermeiden, irgend eine Art von Zwang, sei es äußerlichen, sei es moralischen, zur Anwendung zu bringen.

9. Nov. 70. Daß den Königen von Sachsen, Bayern und Württemberg der Entschluß, sich dem Könige von Preußen als deutschem Kaiser unterzuordnen, nicht ganz leicht wird, ist begreiflich und entschuldbar. Die Herren halten sich von älterem Adel als die Hohenzollern, doch haben sie schon unter einem Kaiser, und zwar dem von Frankreich, gedient, und dieser gab bekanntlich nicht viel auf Ahnen. Es gereicht dem Könige von Sachsen zum höchsten Ruhme, von Hause aus eine Stellung eingenommen zu haben, in welcher er sich über die Ereignisse von 1866 stellte, zugleich aber den praktischen Beweis lieferte, die Lehren derselben wohl beherzigt zu haben. Wenn er dabei dem Könige von Bayern den Vortritt lassen will, so liefert er damit einen neuen Beitrag für seine weitsichtige Politik, die um so wertvoller ist, als sie von seinem Sohne geteilt wird, der in dem gegenwärtigen Kriege sich in hervorragendster Weise die Würde eines Herzogs der Sachsen erkämpft hat.

19. Nov. 70. Ich bin selbst einen Augenblick stutzig gewesen, daß Bismarck es so unbedingt von der Hand wies, dem deutschen Episkopat in seinem Konflikt mit dem Papsttum und in seinem Widerstreben gegen die zentralisierenden Tendenzen der Kurie einen politischen Rückhalt zu gewähren, doch habe ich mich auch hier bald überzeugt, daß derselbe klüger ist als wir anderen. Abgesehen davon, daß es für einen Staatsmann unmöglich war, sich in einen dogmatischen Streit über die Stellung des Papsttums in der katholischen Kirche, über die Infallibilität des Papstes oder gar über die Empfängnis der Jungfrau Maria einzulassen, hegte derselbe auch ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Bedeutung, Energie und Konsequenz der deutschen Bischöfe. Nachdem es der Kurie fast ohne Anstrengung gelungen war, sogar über den Gallikanismus in Frankreich zur Tagesordnung überzugehen, konnte man sich kaum noch darüber täuschen, daß der Absolutismus in der katholischen Kirche den Sieg davontragen würde und daß man nachhaltig und mit internationaler Wirkung nur mit dem römischen Stuhle verhandeln könne. Den dogmatischen Streitigkeiten steht man ziemlich skeptisch gegenüber. Ein hochgestellter Mann sagte mir neulich: „Ob man sagt, zweimal zwei ist fünf oder ist sieben, kommt ziemlich auf eins heraus.“

26. Nov. 70. Es giebt noch immer eine große Zahl von Leuten, die da meinen, im deutschen Hauptquartier herrsche zur Zeit eine fieberhafte Thätigkeit, um das deutsche Reich unter Dach zu bringen. Nichts von alledem. Man rechnet in den eingeweihten Kreisen mit der Logik der Thatsachen und mit dem Magnetismus der Geschichte. Es ist dies nach einem philosophischen Ausdruck die vis medicatrix naturae eines jeden politischen Organismus, und das Genie der politischen Heilkünstler äußert sich eben darin, daß man die Störung richtig erkennt und die natürliche Heilkraft nach ihren eigenen Gesetzen wirken läßt. Das Glück, welches man Bismarck zuschreibt, ist nichts Anderes als die geniale Diagnose eines selbstverständlichen Verlaufs. Delbrück ist wie ich höre, längere Zeit in München gewesen, um mit den bayrischen Ministern über die Details und etwaigen Reservatrechte zu verhandeln. Es sind das mehr häusliche Angelegenheiten der deutschen Bureaukratie, deren praktische Bedeutung nach dem Parallelogramm der Kräfte reguliert werden wird. Auch auf der deutschen Reichsbühne wird man es mit Künstlern und Statisten zu thun haben. Man nimmt hier an, daß der König von Bayern selbst die Initiative ergreifen wird, und daß man dies als den geeignetsten Weg betrachtet, um in allseitig befriedigender Weise zum Ziele zu gelangen.

28. Nov. 70. Die Verhandlungen in und um Württemberg machen mir den Eindruck, daß man es dort in den maßgebenden Kreisen nicht mit einer Zwei-, sondern mit einer Vier-Seelen-Theorie zu thun habe, und daß auch der russische Kanzler noch den Anspruch erhebt, „daß seine Geliebte ihn spielen sehen soll." (Man erinnert sich dabei wohl der köstlichen Anekdote aus der Spontinischen Oper Olympia, als plötzlich der eine Hinterfuß des auf der Bühne erscheinenden Elefanten die sonderbarsten Kapriolen vollführte, und daß der darin steckende Statist sich damit entschuldigte: „Meine Liebste ist auf die Gallerie und die muß mir spielen sehen.") Die Königin Olga ist bekanntlich eine Tochter des Kaisers Nikolaus und eine sehr energische Dame, der es wohl sonderbar vorkommen mag, daß der König von Preußen, welchen die süddeutsche Demokratie in den Wirren der Fünfziger Jahre als Unter-Knäs des Czaren zu bezeichnen liebte, sich in dem Maße von Rußland emanzipiert haben sollte, um eine Kaiserrolle in Europa spielen zu können. Zum Glück ist der Minister von Mittnacht ein ebenso intelligenter als energischer Herr, und es giebt wohl keinen schlagenderen Beweis für die paritätische Natur des deutschen Reiches, als daß in Württemberg ein Katholik und in Bayern ein Protestant die erste Geige spielt. Man scheint ja allerdings noch auf gewisse Kleinigkeiten Wert zu legen, aber man lasse doch jedem sein Vergnügen, wenn man nur nicht statt der besonderen Briefmarken Schlagbäume verlangt.

3. Dez. 70. Daß die Alt-Katholiken etwas von Bismarck zu erwarten hätten, glaube ich nicht. Dafür ist diese Bewegung zu negativ ohne selbständigen, entwickelungsfähigen Keim. Dagegen findet der Alt-Katholizismus die entschiedenste Sympathie bei der Orthodoxen Russischen Kirche, die sich bereits

sogar offiziell mit demselben beschäftigt. Man hofft wohl, einen Keil in die römische Kirche eintreiben zu können, doch wird man sich hier ebenso täuschen wie bei dem verunglückten Versuche, Fühlung mit der anglikanischen Kirche zu gewinnen. Nebelbilder! Was Bismarck von dem deutschen Episkopat verlangt, ist, daß man niemals vergißt, nicht ausschließlich Klerikaler, sondern auch Deutscher zu sein. Was man in Frankreich gekonnt hat, wird auch in Deutschland nicht unmöglich sein, und niemals wird man einem deutschen Bischof gestatten, sich als französischen Patrioten aufzuspielen.

7. Dez. 70. Daß Bismarck in gewissen Kreisen noch immer einem tendenziösen Widerstande begegnet, darf um so weniger befremden, als sich in Versailles jetzt die inneren und äußeren Feinde Deutschlands ein Rendezvous geben. Man hält vielfach den deutschen Reichsgedanken noch immer für einen Traum und eine Schimäre, und unsere zärtlichsten Freunde wünschen uns das politische Alpdrücken möglichst abzukürzen; ich zerbreche mir nicht viel den Kopf darüber, wer die eigentlichen Faiseurs sind. Der altrömische Rechtsgrundsatz: „ubi commodum, ibi auctor“ täuscht niemals. Die Magnetnadel kann aber nicht konstanter nach Norden weisen als die deutsche Politik auf ihr bestimmtes Ziel. Bismarck ist ja als Briefsteller immer sehr geschätzt gewesen und scheint sich neuerdings als Reichs-Privat-Sekretär etablieren zu wollen. Es würde in der That ein Triumph unserer politischen Taktik sein, wenn die deutschen Könige dem leitenden Staatsmanne ein solches Vertrauen entgegenbrächten, daß sie selbigen als ihren eigenen Kabinets-Rat acceptieren und die Formulierung der weiteren Arrangements in seine Hand legten. Man spielt im deutschen Hauptquartier mit aufgedeckten Karten. Die Frage, ob Seine Majestät der König Wilhelm als „Neutrum“ regieren wolle, ist authentisch, solche Fragen stellt niemand anders als Bismarck, dagegen ist es, soviel ich weiß, Legende, daß der König den Gedanken, deutscher Kaiser zu werden, „mit Entrüstung“ und Zorn von sich gewiesen habe. Über solche Dinge kann man vielleicht zweifelhaft sein, aber man entrüstet sich nicht darüber.

15. Dez. 70. Alexander Dumas der Ältere läßt in einem seiner Romane den König Heinrich IV. sprachgelehrte Betrachtungen darüber anstellen, warum im Lateinischen — und man darf auch wohl sagen im Deutschen — das „Haupt“, caput, ein Neutrum ist. Was den König zögern ließ, waren indes nicht grammatikalische Studien, sondern Gewissens-Bedenken, wie solche seinen heimgegangenen Bruder abgehalten hatten, die ihm von Frankfurt präsentierte Kaiserkrone zu acceptieren. Der König will nur ein Kaiser freier Fürsten und freier Männer werden, und wenn die Fürsten und Völker mit der Bitte um Annahme der Kaiserkrone an ihn herantreten, dann wird er nicht entrüstet sein. Eine Haupt-Schwierigkeit für das Zustandebringen der deutschen Einheit ist die partikularistische deutsche Bureaukratie in Verbindung mit den kleinen Gerngroßen aus der Rumpelkammer der Diplomatie. Man hat sich mit großem Eifer an eine hochgestellte Persönlichkeit heran-

gedrängt, doch wird man dieselbe Enttäuschung erfahren wie der Bürgermeister einer kleinen Stadt, wenn er nach der Residenz kommt. Der nationale Zug ist stark genug, um auch die Fürsten zu beeinflussen.

18. Dez. 70. Daß man den größeren Staaten gewisse Zugeständnisse macht, finde ich ganz in der Ordnung, ja ich würde selbst dem Fürsten Reuß ältere Linie einen eigenen Feldmarschall konzedieren, wenn ihm dies Vergnügen machen sollte. Die Detailverhandlungen würden schneller zum Ziele führen, wenn nicht auch unsere eigene Agenten zum Teil einen recht starken bureaukratischen Beigeschmack hätten. (Fortsetzung folgt.)

Gewonnen und doch verloren.

Erzählung.

von

Henning Schönberg.

Die helle Nachmittagssonne lag über dem großen Marktplatz der kleinen Stadt, und scharf zeichneten sich die Schatten der Häuser der Südseite auf dem Pflaster ab. Nur selten ging ein Mensch über den weiten Raum, in dessen Mitte das altertümliche Rathaus mit seinem Turm, das Leinwandhaus, die Fleisch- und Brotbänke und die Reichkräme gleich einem großen Schloßbau im Viereck lagen. Stattliche dreistöckige Häuser bildeten die vier Seiten des Ringes, wie in jenen Gegenden der Hauptplatz heißt. Die Stirnseiten vieler stiegen in den ausgeschweiften Giebellinien der Spätrenaissance auf, die größten aber schnitten oben wagerecht ab nach italienischer Art, und hinter der Stirnmauer lagen zwei oder drei Grabendächer. Ihre rundbogigen Hausthüren waren zweiflüglig und angelten in breiten, steinernen Einfassungen, die mit Steinmetzarbeit geschmückt waren. Eiserne vorspringende Gitter schützten die Fenster des Erdgeschosses. Man erkannte, daß hier die reichsten Geschlechter der Stadt gewohnt hatten oder noch wohnten; das waren in alter Zeit Wollenweber und Tuchhändler gewesen. Jetzt war jenes Gewerbe verschwunden, zugleich auch die alte Blüte der Stadt, die von den vielen Kriegen viel gelitten hatte. Aber es waren andere Handwerke und anderer Handel aufgekommen für die Fabriken der Umgegend, und so war das Städtchen nicht das unbedeutendste des Landes, auch durch Freundlichkeit der Lage und eine gewisse Stattlichkeit des Äußeren weit bekannt.

Die alten Familien waren meist ausgestorben. Wie viele hatte der dreißigjährige Krieg mit Pest und Religionsverfolgung vernichtet oder verjagt! Einige fand man in Dürftigkeit als Barchentweber in Nebengassen, nur zwei wohnten noch in den Häusern ihrer Vorfahren am Ringe, die Süßenbachs und die Kramers. Aber auch sie stunden auf wenig Augen. Dort in dem Eckhause der Ostseite

schaute hinter dem Gitter des Erdgeschosses der letzte Kramer heraus, unbeweibt, ohne Kind, so viel man wußte, ein Siebziger. Und drüben in dem Eckhause der Nordseite saß Samuel Süßenbach, der zwar einen Sohn hatte, aber die vier Augen gaben doch keine große Bürgschaft einer langen Zukunft des Hauses. Sie waren fast gleichalt, Friedrich Kramer und Samuel Süßenbach, hatten auf denselben Schulbänken gesessen, waren gleichzeitig in die Schreib- und Rechenstube ihrer Väter getreten, hatten fast in denselben Jahren ihre Reisen gemacht und dann auch fast zur selben Zeit ihr Geschäft geschlossen, freilich mit ungleichem Abschluß. Kramer wußte, daß er mit seinem Gelde, wenn er es klug wuchern ließ, mehr verdiente als mit dem Garnhandel. Er war reich, wie die Leute sagten, so reich, daß er jeden Tag von seinen Zinsen hätte fünf Thaler verjubeln dürfen und doch noch zu Silvester so viel übrig hatte, daß er seine ganze Stube mit Dukaten belegen konnte. Aber er verjubelte nichts, gar nichts; bei ihm war die Freude das seltenste und teuerste. Süßenbach war sein Lebenlang kein Kaufmann gewesen, ungünstige Zeitläufe drückten auf sein Geschäft, er hatte jährlich zugesetzt. Darum gab er das Gewerbe der Väter auf, um noch zu retten, was von dem Vermögen übrig war. Seine Gattin lag längst in der schönen Gruftrotunde, die Johann Benjamin Süßenbach erbaut hatte, auf deren kupfergedeckter Kuppel eine Statue der Hoffnung die Hand zum Himmel erhob.

Es gab wohl keine verschiedeneren Jugendgenossen als die beiden alten Männer. Kramer war dürr und hager, sein gelbes, faltiges Gesicht mit tiefliegenden Augen erhielt durch eine krause schwarze Perücke einen unheimlichen Schatten. Zuhause steckte er meist im Pelz und in Filzstiefeln, denn sein großes Wohn- und Schlafzimmer war gewölbt und auch im Sommer kühl. Im Winter ließ er nur spärlich und nur einmal des Tages einheizen. Ging er aus, so suchte er den vornehmen Mann zu spielen. Ein hoher Zylinderhut schwankte schief auf der Perücke, er war sorgfältig in Schwarz gekleidet, und das Knopfloch schmückte ein Ordensband. Einen Rohrstock mit goldenem Beschlage bewegte er keck in seinen Händen. Er wollte zeigen, daß er die Welt gesehen hatte und noch gar nicht so alt war, als das Taufbuch angab. Täglich zwischen 2 und 3 Uhr fuhr ihn seine altmodische Karosse, auf dem Bock der alte Kutscher in blauer Livree mit rotem Kragen, auf einer der zwei Chausseen eine halbe Stunde lang in die Luft. Die zwei Braunen waren so mager wie der Herr und der Kutscher. Die scharfen Zungen behaupteten, die Pferde wären während des Waffenstillstands 1813 von einem russischen General Herrn Kramer für ein Fäßchen Rum verhandelt worden.

Samuel Süßenbach sah ganz anders aus als die Kramersche Art: Er war eine fette, behäbige Gestalt, ein freundliches Lächeln umspielte stets das glatte rosige Gesicht, bequem staken seine Glieder in einem blauen Anzuge, der lange Rock mit gelben, glatten Knöpfen schlotterte weit um den guten Samuel. In seinen mächtig tiefen Taschen hing gewöhnlich ein Buch oder eine Papierrolle, regelmäßig aber barg sich eine Zuckerdüte darin. Das wußten alle Kinder der Stadt. Sie grüßten darum den freundlichen Herrn Süßenbach schon von weitem,

und jeder Gruß trug ein Bonbon ein oder einen Finger voll Brustküchel, wie die kleinen, bunten Zuckerplätzchen hießen.

Begleiten wir ihn in sein Haus. Das Erdgeschoß war durch einen großen, gewölbten Hausflur eingenommen, aus dem nur rechts und links eine Stube ausgespart war. Die größere rechts war ehemals die Geschäftsstube gewesen, jetzt war sie eine Art Museum geworden, wo allerlei in offenen Schränken aufgesammelt war: Dürre Blumenbüsche; alte Thongefäße, wie sie in den vorchristlichen Urnenfeldern der Ebene ein paar Stunden nördlich der Stadt zu Tausenden unter der Ackererde stunden; Steine und Ziegelstücke, die Herrn Samuel bei seinen Spaziergängen merkwürdig erschienen; alles ungeordnet und wirr durcheinander. Er war ein Freund der Natur und namentlich der Pflanzen, hatte auch eine neue Spezies der Potentillen aufgefunden, die der berühmte Botaniker an der Landes-Universität ihm zu Ehren Potentilla Suessenbachi benannt hatte. Noch mehr aber war er Freund und Liebhaber der Geschichte, vor allem der vaterstädtischen, die für ihn mit einem Römerobersten Lucca begann, den ein Chronikenschmied des 17. Jahrhunderts als Gründer von wenigstens fünf Städten des Landes und als Stifter mehrerer adligen Familien erfunden hatte. Samuel glaubte an ihn wie an alles Geschriebene; Kritik war ihm ein völlig unbekanntes Wesen, und niemand forderte sie von ihm in Goldbach. Er sammelte alte Schriften und alte Bücher, und der fürnehme Kauf- und Handelsherr mit der alten, wohlberufenen Firma war den Antiquaren weithin ein angenehmer Kunde, denn er kaufte die alten Chroniken zu jedem Preise, den jene forderten.

Diese gedruckten und geschriebenen Schätze stunden nach der Größe geordnet in dem einfenstrigen gewölbten Zimmer links des Flurs. Samuel hatte mehr Geld hineingesteckt, als sie wert waren. Einmal kam auch der Archivar der Provinz zu ihm und musterte seine Schweinsledernen. Er entdeckte eine ihm unbekannte alte Handschrift über den Hussitenkrieg und bat um die Erlaubnis, sie bekannt zu machen. Der gute Samuel gab sie gern und hatte den Stolz, in dem zwölften Bande der Geschichtsschreiber des Landes seinen Schatz unter dem Titel Anonymus Suessenbachi mit gelehrter Einleitung und erläuternden Anmerkungen gedruckt zu sehen.

Das Wochenblatt der Stadt hatte nicht versäumt, die Potentilla und dann den Anonymus seinen Lesern als Auszeichnungen für den hochgeschätzten Mitbürger und als Ehre für seine Vaterstadt anzuzeigen. Jedesmal hatten die Kinder gute Zuckertage gehabt, jedesmal aber hatte der Herr auf der Ostseite des Ringes, Friedrich Kramer Wohlgeboren, einen Eßlöffel Gift geschluckt. Denn was den Süßenbachs Gutes geschah, wurmte die Kramer seit langer, langer Zeit. Und als jene auf ihrer höchsten Höhe stunden, unter Samuels Vater, Johann Benjamin, der ein großer Handels- und Fabrikherr gewesen, sollen die Kramers nie andere als schwarze Schnallen auf den Schuhen getragen haben.

Wenn der alte Fritz jährlich zu den August-Manövern durch das Städtchen fuhr und an der Reichkrämerecke umspannen ließ, war Johann Benjamin Süßenbach fast der einzige, mit dem der große König sprach. Die Grafen und Frei-

herren und Edelleute des Kreises ließ er in zweiter Reihe stehen, und wenn er dann abfuhr, grüßte er den Kaufherrn freundlich: „Fahr' er so fort, lieber Süßenbach!" Dem Adel aber und der Geistlichkeit nickte er stumm zu.

Nun, die Handelskonjunkturen waren andere geworden; das hatte schon der Günstling Friedrichs von Preußen in seiner letzten Zeit erfahren, so gut wie die Konjunkturen der Politik sich geändert hatten. Unter dem klugen Grafen Herzberg war Preußens Einfluß niedergegangen, und dann hatte die Armee bei Jena und Auerstädt die alte gloire verloren. Auch die Firma Johann Benjamin Süßenbach war erloschen und sie war nicht wieder gleich der preußischen Waffenehre auf den blutigen Feldern von 1813 auferstanden.

Wenn Samuel einmal die Scheu überwand, über sein Vermögen sich zu unterrichten, fand er nur Rückgang. Das kleine Rittergut, das er gekauft hatte, brachte ihm nichts als den letzten Sitz unter den Kreisständen; die Hypotheken und Pfandbriefe mehrten sich nicht, sondern einer nach dem andern verlor sich in die Stube des Wechslers; von dem alten Silbergerät der Familie hatte er 1813 das meiste in die Münze geschickt, als Opfer für das Vaterland. Aber er blieb heiter und sorglos. Nur wenn er des Sohnes gedachte, flog eine Wolke über die glatte Stirn.

Ja, dieser Sohn August ging wohl oft durch seine Gedanken! Er war nun schon ein hoher Zwanziger und bedeutete in der Welt gar nichts. Das Handelshaus, in dem er arbeiten sollte, duldete ihn eben nur aus Rücksicht auf alte Verpflichtungen gegen die Süßenbachs. Er kam nur selten auf das Kontor und schrieb dann höchstens ein paar Geschäftsbriefe in das Kopierbuch, zu etwas Anderem war er nicht zu brauchen. Er schlenderte den ganzen Tag durch die Straßen der großen Stadt, schlich in die Konditoreien früh und nachmittags, ging abends in das Theater und nach dem Theater in eine Weinstube. Er war kein schlechter Mensch, aber aus einem verzogenen Jungen war ein Mann ohne Mannessinn geworden, faul und ohne Willen zum Guten. Er verschwendete nicht im großen, aber verbrauchte doch so viel, daß der Vater oft seufzte, denn es war keine Aussicht, zu ersetzen, was jährlich vom Kapital genommen werden mußte. Samuel Süßenbach lebte darum immer bescheidener. Nur zwei Dinge gab er nicht auf: seine Bücherkäufe und Pferde und Wagen. Er selbst benutzte diese selten; aber den Freunden und Bekannten stunden sie gern zu Diensten, und die zwei Braunen und der Kutscher in der grünen Livree mit hellblauem Kragen sahen runder aus als die von Friedrich Kramer.

Eben fuhr die Süßenbach'sche Karosse an dem Hause Kramers vorüber. Dieser sah zum Fenster hinaus und sprach bei sich: „Wie lange wird der alte Narr noch die Müßiggänger füttern! Die meisten seiner Hypotheken habe ich schon, nach meiner Rechnung muß der letzte Schein bald verkauft werden. Dafür sorgt der schöne August, ich brauche nichts dazu zu thun: Hätte ich solchen Sohn, ich schnürte ihm mit den eignen Fäusten die unnütze Kehle zu." Das gelbe Gesicht zog sich in die Stube zurück und verriegelte die Stubenthür. Dreimal pochte er an die Wand zur Küche, als Zeichen, daß niemand ihn stören

dürfe. Hinter einer großen spanischen Wand stand sein Bett, neben diesem eine eiserne Kiste mit drei großen Schlössern, zu jedem ein anderer Schlüssel, alle sehr kunstreich gearbeitet. Es war ein uraltes Erbstück des Hauses. In der Kiste lag das Vermögen des gelben Mannes mit der schwarzen Perücke: pergamentene landschaftliche Pfandbriefe, Häuser-Hypotheken, Schuldscheine, Gold, Silber und Edelsteine. Er nahm manch' köstliches Geschmeide heraus und weidete sich an der kunstreichen Fassung und dem Feuer der Brillanten, Rubine und Smaragden. Es waren verfallene Pfänder, oder sie waren geradezu in der Not ihm verkauft von Frauen mit altem Namen. An seinem rechten Zeigefinger funkelte auch ein kostbarer Ring. Diesen hatte er vom Vater geerbt, der ihn als Ehrengabe von dem russischen Kaiser erhielt, als dessen Gesandter einmal bei einem Kongreß, der in Goldbach durch mehrere Wochen von den europäischen Mächten gehalten worden war, in dem Kramerschen Hause Herberge gefunden hatte. „Dieser Ring bleibt an diesem Finger noch im Sarge in der Gruft," murmelte der Alte; „über alles andere verfügt dieses Testament, das mir mehr Ruhm bei der Nachwelt stiften wird als die Gänseblume und der papierne Anonymus dem fetten Narren da drüben." — „Aber einen Ring hat der Narr, den ich noch haben muß. Sein Kongreßring ist doppelt so viel wert als der meine, den Ring muß ich haben, und er kommt dann über diesen an denselben Finger und geht mit dem letzten Kramer in die Gruft. Ich will nicht wie ein Bettler in den Himmel oder in die Hölle, je nachdem, wenn es überhaupt ein Leben nach dem Tode giebt. — Leben nach dem Tode? — Unsinn! wer tot ist, lebt nicht mehr. Aber dafür muß man sorgen, daß man nicht vergessen wird, nachdem der schwarze Mann den Deckstein über die Gruft gelegt hat." — Die schwarzen Augen funkelten wie die einer Katze.

In jenen Jahren war das Leben in der Stadt sehr still. Sie lag zwar an einer Poststraße, die zwei Festungen, die eine im Nordwesten, die andere im Südosten des Landes verband, aber der Postwagen kam nur dreimal die Woche. Täglich freilich gingen Lohnkutscherwagen, Journalieren genannt, nach der Hauptstadt mit Personen und Gepäck; aber sie brachten keine Fremden in den Ort. Nur die Badereisenden, die von Juni bis August Goldbach berühren mußten und hier oft übernachteten, gaben eine kurze Abwechselung. Sonst sah man selten ein unbekanntes Gesicht. Zeigte sich einmal ein Soldat oder ein Student mit seiner bunten Mütze auf den Gassen, so lief alles an die Fenster.

Da fuhr eines Abends spät eine Extrapost mit blasendem Postillon auf dem Ringe vor. Niemand konnte mehr sehen, wer ankam; viele schliefen schon. Am andern Tage aber schlenderte ein noch junger Mann durch die Gassen, in schwarzem Samtrock und weiten Samthosen, einen weißen Filzhut auf dem Kopf. Alle fragten, wer das wohl sei, und sahen ihm nach. Er ging endlich in das Süßenbach'sche Haus: es war Herr August, Samuels Sohn.

Vor fünf Jahren zuletzt hatte er die Vaterstadt mit seiner Gegenwart beehrt, darum war er ein Fremder in ihr geworden. Damals trug er sich auch noch

wie andere Leute. Heute war er vor allen Fenstern stehen geblieben, hinter denen ein hübscher Frauenkopf sich sehen ließ, und hatte mit seiner Lorgnette ohne Scheu hinein- und hinaufgeblickt, ohne zu grüßen. Darob ging bei vielen Weibern und sämtlichen Männern ein Gemurre durch die Zähne, daß Herr Süßenbach junior nicht bloß ein Hanswurst, sondern auch ein gefährlicher Taugenichts sei.

Leider hatten die tugendhaften Zungen nicht Unrecht. Der junge Mann kam heim, weil er aus der Hauptstadt endlich fortgemußt. Der Platz im Kontor war ihm endlich gekündigt worden. Der Vater schickte nicht soviel, als er brauchte, er fing selbst an, eine Veränderung zu verlangen.

Der gute Herr Samuel seufzte schwer, als der Sohn bei ihm eintrat und sofort zur Bezahlung der Extrapost den Beutel des Vaters brandschatzte.

„Was soll nun aus dir werden, August?" fragte ihn der Alte am Abend des andern Tages.

„Was aus mir werden soll? Sonderbare Frage, Rittergutsbesitzer von Jeschkendorf und Rentner, was du bist."

„Hm!" erwiderte Samuel, „zunächst erlaube ich mir noch zu leben. Dein mütterliches Erbe hast du, wie dir wohl bekannt, längst verbraucht. Ich selbst habe durchaus keinen Überfluß an Glücksgütern; es geht stark bergab. Das Gut bringt gar nichts, damit ist kein Staat zu machen. Du bist seit Jahren mündig und müßtest dir dein Leben verdienen, wärst du ein richtiger Mensch."

„Ich bin nun aber kein Philister, Vater!" antwortete der Sohn. „Sieh mich an, sehe ich wie ein ehrsamer Ladenschwengel von der Heringstonne oder dem Garnballen aus? Du warst auch kein Krämer, dein Blut fließt in meinen Adern. Wenn nichts aus mir geworden ist, nach der Leute Rechnung, so bist du schuld, du allein, und darum verlange ich, daß du mir das elende Leben erhältst, das ich leider von dir habe."

Er saß da, die Hände in den weiten Taschen der Samthose, und pfiff das Lied: O du lieber Augustin.

Der Alte hatte einen Antiquarkatalog soeben erhalten und zerstreute seinen Ärger durch die Büchertitel. Er schwieg.

„Weißt du denn nicht eine reiche Heirat für mich, verehrter Herr Papa?" begann der Sohn wieder. „Es ist ja unter dem verarmten Adel Mode geworden, den Stammbaum, der morsch und brüchig wird, mit den Tausendthalerscheinen bürgerlicher Geldbräute zusammenzukleistern. Weshalb sollten wir das nicht nachmachen? Es ist mir gleich, wie sie aussieht, wie ihre Vergangenheit war, in welchem Tempel sie Gott anbetet, wie ihr Vater sein Geld zusammengescharrt hat. Denn Geld brauche ich, und diesem alten Backsteinkasten, in dessen obern Stockwerken nur Eulen und Fledermäuse wohnen, würde ein frischer Anstrich und neuer Ausputz auch gut lassen. Also einen guten Einfall, Vater Samuel! nichts weiter. Vielleicht ist es der beste, den du in deinem Leben hattest." —

Samuel erhob sein rundes, glattes Gesicht mit dem spärlichen, weißen Haar unter dem schwarzen Samtkäppchen und sah den Sohn wehmütig an. „Ein Vater von härterem Holze als ich würde dem alten mißratenen Bengel, der leider

sein Sohn ist, und der mit solchen Worten, wie du sie in dieser Stunde schwatzest, zu ihm redete, das vierte Gebot wie einem kleinen Jungen ins Gedächtnis bringen. Ich aber sage dir nur: fändest du eine so verlorne Person, wie du im Sinne hast, und wäre sie mit Dukaten zehnfach umgürtet, der Vater Samuel würde seinen alten Backsteinkasten, wie du das Haus deiner Väter nennst, lieber niederbrennen und sich dazu, als eine solche Schwiegertochter über die Schwelle lassen."

Der Alte erhob sich und verließ das Zimmer. August aber, erstaunt und nachdenklich über die ungewohnte Sprache des Vaters, nahm den weißen Hut. Er kannte von früher eine alte Witwe, die weit und breit Bekanntschaften hatte und die gern Ehen stiftete, solche besonders, die ihr einen Kuppelpelz eintrugen. Zu ihr ging er. Am andern Morgen bat er den Vater um Wagen und Pferde für den ganzen Tag, er wolle in der Umgegend seine Bekannten besuchen.

Er fuhr auf die Brautschau in die Nachbardörfer, wo viele reiche Fabrikanten wohnten, Leute, die meist als kleine Webermeister angefangen hatten und durch Fleiß und Glück emporgekommen waren. Aber ihre Bildung und die der werten Gattinnen war eine durchaus bäuerliche, und die Töchter waren auch nur in die Dorfschule gegangen. Die seidenen Kleider und goldnen Ketten verblichen, wenn sie den Mund öffneten und in gröbster Mundart Sätze hervorbrachten, die unter dem Horizont der seichtesten Bildung blieben. Sie waren meist mit natürlichem Verstand begabt und haben das später dadurch bewiesen, daß sie ihren eignen Töchtern eine sorgfältige Erziehung geben ließen. Aber die Mädchen, bei deren Eltern August Süßenbach vorfuhr, waren wie geschildert. Ihren richtigen Verstand bezeugten sie dadurch, daß sie sämtlich, als ob es verabredet gewesen, den Herrn im Samtkostüm von Anfang bis zu Ende auslachten und schließlich in der Stube allein ließen.

Als August am Abend nach der Stadt zurückfuhr, war er in sehr schlechter Laune. Indessen verlangte er in den nächsten Tagen den Wagen wieder und fuhr in ein Städtchen, ein paar Stunden weit gelegen, wo eine alternde Jungfrau mit etwas dunkler Vergangenheit und nach seinem Heiratsregister mit 30 000 Thaler Vermögen wohnte. Da aber die 30 000 auf die Ziffer 10 000 in Wahrheit fielen, entsagte August der zur Heirat gern bereiten Schönen.

Er fand bei der Heimkehr ein moschusduftendes Billet auf Rosapapier vor, das die Verse enthielt:

Warum schweifst du in die Ferne?
Nahe stehen dir die Sterne,
Welche in dein einsam Leben
Gern ein doppelt Feuer geben.
Frage nur und höre: „gerne!"

verw. Frau C. T.

Kirchstraße Nr. 23. 2 Stiegen hoch.

Das war deutlich eingeladen. Er schlich noch am Abend nach dem bezeichneten Hause, um irgend etwas auszukundschaften. Es war auch sehr leicht zu erfragen, daß in dem angegebenen Stockwerk die Witwe eines Finanzbeamten wohne, den sechzigen ziemlich nahe, aber von jugendlichen Gefühlen gerötet, und

er hörte sogar ihre Stimme. Sie sang, vom Mondschein erregt, so eben zur Guitarre mit zitternder Stimme ein verliebtes Lied.

Es kam Herrn August die Ahnung, daß er das Spiel eines Spottvogels geworden war, und er schlich im Schatten der Häuser auf Umwegen heim. Ab und zu glaubte er Pfiffe zu hören, und er beschleunigte seine Schritte. Die reichen Heiraten waren für ihn jedenfalls nicht leicht zu finden. Er begann nachzudenken, was aus ihm denn schließlich werden solle, denn das Leben bei dem Vater, der einen sehr magern Tisch führte und der auch den Keller, in dem noch eine Reihe bemooster Weinflaschen vom Großvater her lagen, hinter eiserner Thür im Verschluß hielt, behagte ihm sehr wenig. Geld schien der Alte in der That nicht mehr viel zu haben. Was also thun? Nach der Hauptstadt konnte er ohne Geld nicht zurück, er hatte sie auch satt. Anderswohin sein faules Leben zu übertragen, fehlten ihm ebenfalls die Mittel. Gelernt hatte er wenig, und selbst wenn er mehr vom Handelswesen gewußt hätte, ein Süßenbach konnte nach seiner Ansicht in kein Dienstverhältnis treten. Es flogen allerlei abenteuerliche Gedanken, die nichts als Schäume waren, durch sein Hirn. Wenn er nur dem alten Kramer an seinen Geldkasten könnte! Der Termin war nahe, daß der Alte hinüber nach Lewenstein mußte, die Zinsen der landschaftlichen Pfandbriefe zu erheben. Die Straße führte eine Stunde lang ganz einsam über einen bewaldeten Hügel; dort dem Alten auflauern und ihm den überflüssigen Mammon abnehmen, verlarvt wie die englischen Straßenräuber zu thun pflegten, die ja oft ganz respektable Gentlemen sein sollten, was läge daran? Und ihm wäre für eine Zeit geholfen. Er lachte schließlich über den Einfall und im Traum sah er sich im Straßengraben auf den Geizhals lauernd.

Der Vater lag mit weniger Schlaf auf seinem Lager und dachte über den Sohn nach. Hier war nichts zu machen, aber es gab ja ein Amerika, wo solche Leute wie sein Sohn nicht selten zu etwas kommen sollen. Der Schmied aus Dittersdorf, ein ordentlicher Mann, der sich aber mit der Gutsherrschaft nicht vertragen konnte, weil sie allerlei Robotdienste von ihm verlangte, die er für unberechtigt erklärte, wollte mit seiner ganzen Familie dorthin auswandern. Er hatte drüben alles vorbereitet durch vorangegangene Freunde. Diesem konnte sich August anschließen und durch ihn auf das Schiff nach Hamburg sicher gebracht werden. Der Schmied hatte Willen und Kraft. Aber August mußte eine Summe Geld drüben in die Hand bekommen, und das zu beschaffen, sann Samuel nach. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben. Freilich seufzte er tief und wiederholt, aber er schlief doch ein und schlief ruhig bis zum Morgen.

In der Stadt lebte ein freundlicher, alter Mann, ein Lehrer, beliebt bei allen Menschen durch sein mildes, gefälliges Wesen. Er hatte schon mehrere Generationen zu Schülern gehabt, war überall hilfreich und darum bei vornehm und gering geschätzt und gern gesehen. Seine Friedfertigkeit und seine Biederkeit machten ihn zu einem Vermittler in vielen Dingen; Bedrängte wandten sich an ihn, um durch ihn, den uneigennützigen Mann, der selbst knapp durchs Leben

sich half, Hilfe bei solchen zu finden, die helfen konnten. Er war ein Vertrauter vieler Familien, denn er war verschwiegen, und so viel er unter den Menschen verkehrte und als guter Unterhalter galt, er schwatzte niemals aus, was ihm als Geheimnis anvertraut war. An den Kantor Richter hatte Herr Samuel Süßenbach in der vergangenen Nacht gedacht als einen, der ihm die Geldsumme vermitteln könne, die er für Augusts Auswanderung brauchte, und als die Schulstunden vorüber waren, ging er aus seinem Hinterhause, das einen Ausgang auf Seiten- und Quergasse hatte, zu dem schmalen Gäßchen, das hinter der Stadtmauer zu dem Schulhause hinter der Kirche führte. Er fand Herrn Richter daheim und im Hinterstübchen trug er ihm seinen Wunsch vor.

Der Kantor sah vor sich hin und sprach: „Ich glaube freilich, daß für den Herrn August das beste wäre, sein Glück drüben im fremden Erdteil zu versuchen, denn auch mir scheint hier kein Boden für ihn zu sein, wenn Ihre Verhältnisse, mein hochgeschätzter Gönner, so liegen, wie Sie mir vertrauen. Mich überrascht, daß Sie, mein Herr Süßenbach, nicht imstande sind, Ihrem Herrn Sohne die im Grunde nicht bedeutende Summe aus ihrem Eigenen ohne Schwierigkeit auszuzahlen. Und ich bedaure es um so mehr, als es nicht leicht sein wird, Ihnen tausend Thaler ohne schwere Opfer zu verschaffen. Ich habe jüngst erst erfahren, wie knapp jetzt Geld zu haben ist, wenn man es zu mäßigem Zinse und ohne großes Unterpfand sucht."

„Ich weiß das wohl, lieber Kantor," antwortete Herr Samuel, „aber eben deshalb komme ich zu Ihnen. Wenn mir jemand helfen kann, so sind Sie es, der im Bürgerhause wie auf dem Adelsschlosse, beim Bauer wie bei dem Fabrikanten Vertrauen genießt."

„Das ist recht schön gesagt und gut gemeint, verehrter Herr Süßenbach; Sie wissen auch, wie gern ich Ihnen hülfe. Ich vergesse Ihrem Herrn Vater und Ihnen selbst nicht, wie gütig Sie gegen den armen, kleinen Schulgehilfen waren, als ich vor vierzig Jahren hierher kam. Ohne Ihr Haus wäre ich damals verhungert. Aber ich weiß, daß jetzt niemand in der Stadt außer einem, den Sie ja kennen, flüssiges Geld hat soviel, als Sie benötigen, und draußen auf den Dörfern bin ich neulich fünf Nachmittage herumgewandert für einen hohen Gönner und habe schließlich dreihundert Thaler erlangt; das war alles."

Herr Samuel rückte das schwarze Samtkäppchen, und ein Weißkopf sah den andern betrübt an.

„Wäre denn nicht bei dem gewissen Einen anzukommen?" sprach Süßenbach fast tonlos.

Der Kantor sah ihn erstaunt an. „Das mag Sie wohl überraschen," fuhr jener dann fort. „Aber ich sehe für mich und August keine andere Rettung, als daß er fortzieht, und entschließe mich daher zum Äußersten."

„Sie wissen, bester Herr, wie schwer Herr Kramer Geld giebt. Und — nehmen Sie es nicht ungütig — einem Süßenbach wird er es am allerschwersten geben. Sie verstehen mich, was es heißt, am allerschwersten."

Samuel nickte mit dem Kopfe. „Und doch bitte ich Sie um diesen Gang, lieber alter Freund!“

„Ich werde Ihren Namen nennen müssen gleich beim ersten Anklopfen. Auf Versteckspiel geht der Herr nicht ein.“

„Ich erwarte es nicht anders. Es ist eine bittere Demütigung, die ich über mich ergehen lasse, um den Sohn zu retten. Wenn kein anderer Rat ist —

„Ich wenigstens weiß keinen,“ sprach Richter.

„Wann bringen Sie mir Antwort?“ fragte nach einer Weile des Verstummens Herr Samuel.

„Ich will versuchen, den Herrn heute Abend zu sprechen; also heute Abend oder morgen in aller Frühe vor der Schule.“

„Kommen Sie durch das Hinterhaus zu mir,“ bat Süßenbach, und der Kantor versprach es.

Als es dunkel geworden war, ging der Kantor, in seinen kragenreichen Mangel gehüllt, zu Friedrich Kramer. Ein einziges Talglicht brannte in dem weiten Zimmer, und es schien von außen daher kaum erleuchtet. Eine reichliche Viertelstunde blieb Richter drinnen. Auf Umwegen ging er dann in das Süßenbach'sche Haus. „Das sind traurige Wege, die ich im Dunkeln gleich einem Verbrecher machen muß,“ seufzte er vor sich.

Herr Süßenbach harrte seiner. „Sie bringen wohl nicht viel Gutes,“ fragte jener den Eintretenden. „Ihre Züge verkünden es mir im voraus.“

„Herr Kramer,“ sprach der Kantor, „will mit keinem Unterhändler auf irgend etwas eingehen. Er verlangt, daß Sie selbst zu ihm kommen, Herr Samuel Süßenbach. Übrigens ward er sehr freundlich, als ich Ihren Namen ihm angab.“

„Freundlich, lieber Kantor? von welcher Art war die Freundlichkeit?“

„Es war halbdunkel im Zimmer, ich kann daher das Lächeln nicht abschätzen. Aber er ward sehr zuthulich zu mir und bat mich, ich solle Ihnen zureden, zu ihm zu kommen. Er liebe jedoch keine Abendbesuche, sie regten ihn auf. Um zehn Uhr morgens sei er zu sprechen.“

Das war die Stunde, da vor dem Kramer'schen Hause Getreidemarkt gehalten ward und viele Menschen jeden sahen, der in den Häusern aus- und einging. Samuel Süßenbach wußte, was Friedrich Kramer beabsichtigte, aber er sprach sehr ruhig: „Ich danke Ihnen, alter Freund, für Ihre Güte. Vielleicht fasse ich über Nacht einen Entschluß.“

Er hatte eine Flasche alten Ungar aus dem Keller bringen lassen, und bei dem kräftigen Wein und in dem Geplauder über alte bessere Zeiten vergaßen beide die drückende Gegenwart. Heiter trennten sie sich, zwei harmlose, leichtblütige Menschen. Weniger heiter war aber für Augusts Vater das Erwachen. Der schwere Gang lag auf seiner Seele, er war entschlossen, ihn zu thun.

Als es vom Rathausturme zehn Uhr schlug und der Türmer die Trompetenfanfare herabgeschmettert hatte, nahm der Alte mit schwerem Seufzer seinen Hut und wanderte hinüber zu dem Eckhause an der Ostseite des Ringes.

Kramer hatte schon seit einer halben Stunde hinter seinem Fenster gestanden und mit lauerndem Blick die Süßenbach'sche Hausthür beobachtet, wie der Fischer die Schnur seiner Angel. Als er Herrn Samuel herauskommen und die Richtung längs der Häuser auf ihn zu nehmen sah, ging ein triumphierender Zug über das gelbe Gesicht. Er rieb sich die Hände, musterte im kleinen Krystallspiegel, der ziemlich hoch an der einen Stubenwand hing, wie Pelz und Mütze ihm saßen, und setzte sich dann an seinen Schreibtisch, der mit Papieren beladen war.

Die alte Wirtschafterin meldete Herrn Süßenbach mit verwundertem, halbängstlichem Ton ihrer Stimme.

„Laß sie ihn eintreten!“ murmelte Kramer scheinbar gleichgültig.

Süßenbach trat in das Zimmer. Kramer erhob den Kopf etwas von seinen Papieren und ohne aufzustehen sprach er: „Ich bitte den Herrn inzwischen Platz zu nehmen, ich habe noch rasch einen dringenden Brief zu schließen, man wolle mich entschuldigen.“

Es dauerte ziemlich lange, bis der vorgeschützte Brief ohne einen Federzug geschlossen war. Endlich stand Herr Friedrich Kramer auf und ging auf Herrn Samuel Süßenbach zu, ihm die Hand mit leichtem Drucke reichend.

„Es ist lange, daß wir uns sahen und sprachen.“

„Ja sehr lange. Unsere Wege berühren sich wenig,“ erwiderte Süßenbach.

„Um so erfreulicher ist es mir, daß sie sich doch nun kreuzen müssen,“ war die Antwort. „Wie geht es meinem ehemaligen Schulkameraden? Was machen die Pflanzen? Haben wir neue Schätze in die berühmte Bibliothek gesammelt?“

„Es kommt mir nur selten etwas Neues zu, die Hauptsachen, die mich interessieren, besitze ich längst.“

„Die Bibliothek ist also wohl viel wert? — Ja unser einer hat zu solcher kostbaren Liebhaberei nicht Zeit noch Geld und bleibt darum ein unbekannter Mann, während der Name Süßenbach bei den Litteraten weit und breit, wie ich aus dem Wochenblatt weiß, einen goldenen Klang hat.“

„Wie weit ich durch einige Zufälligkeiten und die Güte einiger mir wohlgesinnter Herren bekannt bin, sei dahin gestellt. Sicher weiß ich, daß der Name Friedrich Kramer auch nicht zu den dunklen gehört. In unserem Weichbild und weit darüber hinaus kennen ihn viele in Schlössern und Hütten, wo man von mir nichts weiß, und er wird wohl länger im Gedächtnis bleiben als der meine, nach dem, was man über die Absichten seines Inhabers verlauten hört.“

Kramer rückte an seiner Pelzmütze, die Schmeichelei schien ihm glatt hinunter zu gehen. Er fuhr mit einer gewissen Freundlichkeit fort: „Und was bringt mir die seltene Ehre des Besuches?“

Samuel sprach: „Herr Kantor Richter hat gestern Abend bereits von meinem Anliegen Mitteilung gemacht. Da meine Person aber zur näheren Verhandlung gewünscht ward, bin ich zur bestimmten Stunde hier erschienen.“

Kramer schwieg eine Weile, dann sah er mit den schwarzen, stechenden Augen sein Gegenüber an und sagte:

„Hat das Haus Süßenbach nicht mehr tausend Thaler flüssig, um den einzigen Sohn auszustatten?"

„Das Haus Süßenbach, wenn damit die alte Handelsfirma gemeint ist, hat aufgehört zu sein, wie der Geschäftswelt seit zwanzig Jahren bekannt ist. Ich, Samuel Süßenbach, kann zur Zeit ohne Verluste nicht soviel flüssig machen, als ich für meinen Sohn brauche."

„Aber man ist ja Ritterguts- und Hausbesitzer, Kreisstand, hat Hypotheken und Pfandbriefe ohne Zweifel, besitzt Pferde und Wagen, eine große Bibliothek und, wie ich sehe, schöne Kleinodien." Die stechenden Augen fielen auf den funkelnden Ring an Samuels Finger.

„Es können wohl Zeiten kommen, wo auch die Reichsten bei einem augenblicklichen Bedürfnisse nicht viel bares Geld zur Verfügung haben."

„Sehr richtig bemerkt, sehr wahr!" fiel Kramer rasch ein. „In dieser Lage befinde ich mich selbst. Es wäre mir ganz unmöglich, jetzt auch nur fünfhundert Thaler auf den Tisch zu zählen. Und da, wie es scheint, der werte Herr Sohn bald Geld haben muß, so bedaure ich, nicht dienen zu können. Es thut mir leid, in der That sehr leid."

Samuel stand auf und griff nach seinem Hute. Er verbeugte sich und sprach: „So bitte ich, die Störung zu entschuldigen." Er ging nach der Thür.

Das hatte Kramer nicht erwartet. Er war gewöhnt, weinende und händeringende Bittsteller vor sich zu sehen, denn an ihn wandte man sich nur im letzten, verzweifeltsten Falle. Und nun wollte der gerade, auf dessen Fang er so lange geharrt und den zu quälen er sich längst gefreut, mit glattem, ruhigem Gesicht von ihm gehn? — Da mußte die Not wohl noch nicht so groß sein, schloß er, und er begann wieder:

„Man sei doch nicht so hitzig, man höre doch und lasse mit sich reden. Ich würde meinem Schulkameraden von ehedem sehr gern gefällig sein, wenn ich nur könnte. Wir wollen uns wieder setzen, Herr! Ist ein Gläschen Kräuterbranntwein gefällig? Wein habe ich leider nicht, wie der Süßenbachsche Keller bergen soll."

„Ich danke," antwortete Herr Samuel und blieb der Thür nahe stehen. „Ich glaube den Worten, daß auch Herr Kramer zur Zeit nicht tausend Thaler in Kasse hat, und empfinde eine gewisse Genugthuung darüber, daß ich nicht allein im Stande der Ebbe bin. Ich verabschiede mich höflich und will nicht länger lästig fallen."

Er griff nach der Thürklinke, aber Kramer faßte ihn am Arm und zog ihn zurück.

„Nicht so rasch," sprach er mit hastiger, trockner Stimme, „nicht so jugendlich, Freund Samuel! Ich will thun, was ich kann, nur müßte ich dabei unterstützt werden. Ich sehe den schönen Ring an dem Finger. Der Baron in Ullersdorf wünscht seit Jahren einen solchen Ring, wie er ihn bei Herrn Süßenbach an den Kreistagen gesehen habe. Er würde wohl zweihundert Thaler dafür bar zahlen. Blieben achthundert, die ich vielleicht, wenn ich alles zusammenscharre, aufbringe. Aber freilich müßte ich Deckung haben."

„Würde meine Unterschrift nicht genügen?"

„Nein, verehrter Schulkamerad, in Geldsachen hört der Freundschaft Recht auf. Hören Sie! Man schreibt zwölfhundert Thaler, empfängt neunhundert bar in preußischer Kurant, einhundert in polnischem Gelde. Dagegen giebt man den Ring und verpfändet zur Sicherheit sein Haus mit allem Inhalt, Bücher und Weinkeller ausdrücklich eingeschlossen."

„Und was verlangen Sie weiter?" fragte Samuel mit ruhigem, glattem Gesicht.

„Was weiter? — Zahlt man nicht binnen zwölf Monaten und drei Tagen die zwölfhundert Thaler bar in preußischem Kurant zurück, so ist das Unterpfand mir als unbefriedigtem Darlehnsgeber verfallen."

„Und was verlangen Sie weiter?" fragte Samuel wieder klar und fest.

„Was weiter? Ja wohl — man erinnert mich noch zu rechter Zeit! — Herr Samuel Süßenbach verpflichtet sich in dem Schuldschein, den ich sofort entwerfen werde und den Sie vollziehen werden, ehe Sie dieses Zimmer verlassen, binnen acht Tagen Pferde und Wagen abzuschaffen samt dem Kutscher in der Livree. Ich muß dafür freundschaftlich sorgen, daß mein werter Schulkamerad aus übergroßer Güte nicht unnütze Fresser füttert."

Samuel raffte sich da plötzlich zusammen wie ein Grenadier von Fridericus Rex und trat einen Schritt auf Kramer zu. Dann sprach er mit erhobener Stimme:

„Verlangst du nichts, gar nichts weiter? Fordert der Meister aller Wucherer nicht die Verschreibung meiner Seele, um dem Teufel die seine auf zehn weitere Jahre damit abzuschachern? Verworfener — über den hunderte von Witwen und Waisen weinen und Zeter rufen! — unseliger Bösewicht, denke an mich, wenn der Satan deine dürre Kehle umkrallen wird!" — Und er bewegte seine weiße, volle Hand gegen Kramer. Dieser sprang mit einem Satze rückwärts in eine Ecke der Stube und streckte grinsend seine Arme nach Süßenbach aus. Aber Herr Samuel blieb ruhig stehn, lachte dann plötzlich auf und schritt leise zur Thür hinaus.

Wie ein Rasender fuhr Kramer in der Stube hin und her, er schnappte nach Luft, er rang nach Worten, endlich kreischte er: „Bettelkerl, Bettelkerl, du bringst mich um durch deine Bosheit! Rache will ich haben, Rache! Warte nur, und hättest du zehnmal mehr Geld als ich, ich werde mich rächen, und der Teufel soll dich zehn Jahre früher holen als mich! — Eine verfluchte Komödie hat der Kerl mit mir gespielt, und der Blasebalgtreter, der Richter, war dabei, er soll's büßen. Der Samuel hat mehr Geld, als ich meinte, sonst würde er nicht so hochmütig hinterlistig gewesen sein. Eine abgekartete Komödie war's, und ich sollte den Hanswurst darin spielen. Ich will ihn aber am rechten Zipfel packen, und er soll vor mir wimmern, auf seinen Knieen vor mir wimmern — wie schon mancher hier auf diesem Flecke gethan hat," setzte er leiser hinzu.

Die Aufregung übermannte ihn, er fiel auf das alte harte Sofa, und als die Wirtschafterin hereintrat, fand sie ihren Herrn in einem krampfhaften Lachen, so daß sie nach dem Arzte rannte.

Draußen über den Ring aber ging Herr Samuel Süßenbach. Es war ihm heiß geworden und er hatte den Hut abgenommen. Ein stolzer Zug ging über sein Gesicht, was die neugierigen Nachbarn, die seinen Ein- und Ausgang von ihren Fenstern aus beobachtet hatten, mit Verwunderung erfüllte. Die Schulkinder kamen gerade aus den verschiedenen Schulen. „Guten Morgen, Herr Süßenbach!" schallte es von allen Seiten. „Schönen Dank, liebe Kinder!" entgegnete er und griff in die Tasche, worin die Düte mit Bonbons stak. Weitergehend teilte er rechts und links unter die kleinen Mädchen aus, die ihm hüpfend folgten bis in seinen Hausflur, wo er die Kinder mit freundlichem Lächeln verabschiedete. „Nächstens komme ich mit dem Herrn Pastor in eure Schule," sprach er noch zu einigen älteren Knaben, die sich angeschlossen hatten. „Da bringe ich eine Karte unseres Kreises zum Abzeichnen, und wer sie mir am besten macht, erhält das blanke Achtgroschenstück hier." Er griff in die Westentasche und zeigte die Münze. „Vivat der Herr Süßenbach!" riefen die Jungen, und die kleinen Mädel schrien mit.

Oben in seiner Wohnstube saß er freilich weniger stolz und heiter, als ihn die Leute draußen gesehen hatten. „Mit dem Gelde wäre es also nichts, und vor dem bösen Menschen da drüben muß ich mich in acht nehmen," sprach er für sich. „Zum Glück hat niemand Schuldscheine von mir in Händen, sonst würde er sie zusammenkaufen und mich an der Wand vor Angst in die Höhe laufen lassen, wie den Herrn von Naselwitz, der sich aus Verzweiflung hängte. Ein raffinierter, schlimmer Kerl! Da ärgern ihn meine Pferde und meine Karosse und mein alter Kutscher."

„Johann!" rief er in den Hof hinunter.

Der Kutscher erschien. „Johann! gieb gut acht, daß kein Fremdes in den Stall kommt und den Pferden was zu leide thut. Kannst dich auch selbst vorsehen. Du und die Pferde sind ein Ärger geworden für jemanden!"

Johann trat breitbeinig vor seinen Herrn. „Herr Süßenbach," sagte er, „ich habe den Krieg von 1813 und 14 mitgemacht, und der General von Hünerbein hat mich nach der Batalje bei Chateau Thierry, als wir Kalasche von den Franzosen gekriegt hatten, auf den Tornister geklopft und gesagt: „Mende," sagte er, „wenn ich lauter solche Kerle hätte wie dich, da wär's heute besser gegangen," sagte der General. Und ich sollte mich vor einem hier fürchten, und es sollte einer an meine Pferde kommen? Na, meine Knochen sind feste genug. Verlassen Sie sich auf mich, Herr! Johann Mende wird seine Schuldigkeit thun. Und wenn etwa, daß es eins mit Hinterlist versuchen wollte, na ich bin wohl auch nicht auf den Kopf gefallen, und wenn etwa, daß so eine alte Hexe käme, Gott sei der gnädig, die wollte ich zermörseln!" Er ballte die Fäuste und griff mit ihnen in die Luft.

„Gut, Johann!" sprach Herr Süßenbach, „ich wollte dich nur warnen. Es soll mir lieb sein, wenn den Pferden nichts geschieht." Johann aber ging und wachte wie ein Cerberus über Hof und Stall.

Am Mittagstisch erschien August pünktlich gegen seine Gewohnheit. Er war anders als sonst, höflicher gegen den Vater, fragte nach diesem und jenem, was diesen interessierte, und machte ab und zu eine Bemerkung, als reue ihn sein zerfahrenes Leben. Nach dem Mahle äußerte er den Wunsch, sein Samtkostüm mit einem andern zu vertauschen. Ob der Vater erlaube, daß er sich eines von schwarzem Tuch bei Meister Seifert bestelle? Er brauche auch einen schwarzen Hut, den er wohl im Rother'schen Laden auf des Vaters Rechnung nehmen dürfe?

Herr Samuel gab seine Einwilligung und wünschte bei sich, daß die Änderung der Tracht eine innere Wandlung bedeuten möchte. Er hatte dem Sohne von dem amerikanischen Plane bis jetzt nichts gesagt und wollte es absichtlich erst thun, wenn er die Reise- und Ausstattungsgelder zusammenhätte, woran er nicht verzweifeln mochte. Er schrieb ziemlich viel Briefe, aber die Antworten befriedigten ihn nicht. Herr Samuel ward unruhiger und sein glattes Gesicht gefurchter, während Herr August, der nun sein anständiges, fein bürgerliches Gewand trug, heiter und vergnügter wurde. Auch er schrieb und bekam Briefe und bat endlich den Vater um das Reisegeld nach der Hauptstadt. Es werde kein verlorenes Geld sein, sagte er, er hoffe recht bald zurückzukommen und wolle dann dem Vater näheres mitteilen. Nach wenig Tagen kam er heim und sagte dem erstaunten Alten, er sei von der Generalvertretung der neuen Feuer- und Lebensversicherungsbank in Gotha zum Agenten für diesen Kreis und zwei Nachbarkreise bestellt worden. Er bäte den Vater, ihm zwei Zimmer im Hause zu überlassen, wo er sein Geschäft einrichten könne. Die vorgewiesenen Papiere überzeugten Herrn Samuel, daß alles wahr und richtig sei. Amerika war also von August in der Heimat selbst entdeckt worden. Wie aber geschah es, daß der verlorene Sohn zum Kolumbus ward?

Draußen in der östlichen Vorstadt hinter einer Brücke, die über ein kleines Bächlein führte, das selten Wasser hatte, begann eine Reihe hoher Linden. Die Häuser lagen nur zerstreut an der Landstraße und waren meist von Gemüsegärtnern bewohnt. August war hier einmal geschlendert, um die Zeit zu vertreiben, die ihm furchtbar lang wurde. Er war schließlich unter dem einen Baume stehn geblieben, der sich über einem alten Bildstöcklein erhob, und hatte die Inschrift zu entziffern gesucht. Sein Blick war dann auf ein kleines, sauberes Haus gefallen, vor dem ein wohlgepflegter Garten lag; in dem Garten sah er ein schlankes, blondes Mädchen mit den Blumen beschäftigt. Ihr Gesicht war durch einen breiten Strohhut halb gedeckt, ihre Bewegungen aber erschienen anmutig, und er trat nach seiner kecken Art hinüber an die lebendige Hecke, die den Garten umfriedete, und suchte ein Gespräch anzuknüpfen. Er bekam aber nur kurze Antworten; doch konnte er nun das Gesicht ganz betrachten, und es zog ihn ungemein an. Es lag darauf ein solcher Reiz, aus den Augen sprach zugleich ein festes, kluges Wesen. Als er das Gespräch weiter spinnen wollte, wandte sich das Mädchen um und ging in das Haus.

In der Nachbarschaft erfragte er leicht, daß der Förster Hagen mit seiner Tochter Elisabeth dort wohne. Sie waren erst vor ein paar Jahren hergezogen; nach der Rede der Nachbarn waren es schmucke, brave Leute.

Sehr bald schlenderte er wieder dort hinaus. Der Förster saß mit der Tochter in der Laube. August grüßte; als er aber an die Eingangsthür herantrat und Miene machte, einzudringen, erhob sich der Vater und schritt ihm entgegen mit den Worten: „Hier ist kein öffentlicher Durchgang, mein Herr!"

„Ich habe das auch nicht vorausgesetzt, ich wollte nur um die Erlaubnis bitten, mich etwas auszuruhen."

„Sind Sie von dem kurzen Gange aus der Stadt so erschöpft?" fragte der Förster. „Sie finden wohl anderswo eine Bank; ich bin nicht gewöhnt, mit Leuten Ihres Gewerbes zu verkehren."

„Meines Gewerbes?"

„Ja, Sie gehören nach Ihrem Aufzuge zu einer wilden Tierbude oder zu einem Wachsfigurenkabinet, oder zu etwas Ähnlichem, was im Lande herum vagabundiert."

„Durchaus nicht, Herr Förster!" entgegnete August etwas gereizt. „Ich heiße Süßenbach, bin der Sohn von Herrn Samuel Süßenbach, den Sie wohl kennen."

„Nach dem Namen. Sie haben einen guten, braven Vater. Und was sind Sie, wenn die Frage gestattet ist?"

„Kaufmann."

„Wo haben Sie Ihr Geschäft?"

August stockte mit der Antwort. „Nun, ich habe kein Recht zu der Frage, mein Herr Süßenbach," fuhr der Förster fort, „aber — Sie wollen mir das nicht übel nehmen — wie ein Geschäftsmann sehen Sie nicht aus. Zu einem Geschäftsmann muß man beim ersten Blick Vertrauen haben und dieses kann man aus Ihrem Aufzuge nicht schöpfen. Ich würde mich freuen, thäte ich Ihnen Unrecht, denn ich achte Ihren Herrn Vater und wünschte ihm eine Stütze des Alters. Wohl dem, der Freude an seinen Kindern hat, wie ich gottlob! an meiner lieben Tochter."

Elisabeth warf einen zärtlichen Blick auf den Vater. „O fiele ein solcher Blick einmal auf dich," zuckte es plötzlich durch August. Er schwieg eine Weile, dann sprach er zu dem Förster:

„Sie sollen noch Vertrauen zu mir gewinnen, Herr Hagen; das Äußere täuscht zuweilen, und der Ruf eines Menschen ist manchmal schlechter als seine Natur. Ich hoffe Sie wieder zu sehen und dann einen freundlicheren Gruß zu bekommen als heute." Er zog den weißen Filzhut und ging. Der Förster sah ihm nach und sprach: „Es sollte mich um des Alten willen freuen, wenn das mehr als Worte wären, die der luftige Patron geredet hat. Schade ist es, wenn eine gute Familie entartet gleich der Blume, die im zweiten und dritten Jahr Fülle, Farbe und Größe verliert und als unscheinbarer Zwerg verkümmert."

Als nach einigen Tagen August Süßenbach in seinem neuen, ehrbaren Gewande bei dem Hagen'schen Hause wieder vorüberging und von weitem hineingrüßte, sprach der Förster mit einer gewissen Befriedigung.

„Ich habe den Menschen mit dem rechten Schrote angeschossen und ihm den stockigen Schweiß etwas abgezapft."

Und als er dann später in dem Wochenblatt die Ankündigung las:

Als bestellter Agent der Allgemeinen Deutschen Feuer- und Lebensversicherungsbank zu Gotha für die Kreise X. Y. Z. empfiehlt sich zur Vermittelung aller Versicherungsgeschäfte und erbietet sich zu jeder Auskunft

achtungsvoll

August Süßenbach.

und als er die dahinter folgende Beglaubigung der Generalagentur für die Provinz las, da sprach er zu seiner Elisabeth: „In dem Menschen scheint doch wirklich besseres Holz zu sein, als ich ihm zugemessen habe. Das freut mich für ihn selbst und um den Alten."

Einige Tage später sah man den Förster Hagen in das Süßenbach'sche Haus gehen; er meldete sein Haus und Mobiliar für die Feuerversicherung an. August empfing ihn sehr zuvorkommend, übergab ihm den Schein zur Ausfüllung der verschiedenen Rubriken und bat um die Erlaubnis, ihn selbst abholen zu dürfen, um sich von der Lage der Gebäude zu der Nachbarschaft genau zu unterrichten. Der Förster war einverstanden, und so fand der jüngere Süßenbach Gelegenheit zu längerem Besuch. Er wollte einen guten Eindruck machen und er machte ihn auf Vater und Tochter. Er sprach ganz offen von seiner verlorenen Jugend, von seinem festen Vorsatze, seinem guten Vater fortab Freude zu machen, und schloß damit, daß die ernsten Worte, die er hier hören mußte, ihn zu einem andern Leben erweckt hätten, und er dafür von Herzen dankbar bleiben werde.

Als die Police von der Generalagentur unterschrieben anlangte, brachte sie August wieder selbst dem Förster. Er ward jetzt schon als guter Bekannter aufgenommen. Nicht bloß die Schönheit, auch der Verstand und die häusliche Tüchtigkeit Elisabeths wirkten immer stärker auf ihn. Keine andere als sie müsse sein Weib werden, das stand in ihm fest. Sie sah ihn auch oft mit einem freundlichen Blick an, und der Ton ihrer Stimme klang nicht selten warm im Gespräch mit ihm. Doch wagte er nicht, von seinem Gefühl zu ihr zu reden. Er empfand auch, daß er erst eine längere Probezeit aufweisen müsse als die wenigen Wochen, wolle er seinem Ziele näher rücken. Darum war er fleißig und sorgsam, und sein Geschäft begann zu blühen.

Herr Samuel war aufs höchste über den Sohn erstaunt, und als er ihn einmal mit freudigem Auge fragte: „Mein lieber Sohn, was ist mit dir vorgegangen?" erhielt er die Antwort: „Ich will mich würdig machen, in dieses Haus meiner Väter eine Frau einzuführen, die unserer Familie neue Ehre bringen soll, wenn auch keine Reichtümer." Da sprach Herr Samuel: „Das Mädchen, das diese Umkehr an meinem Sohne gewirkt hat, wird mir eine liebe Tochter sein. Unser

Herrgott hat ein Wunder durch dasselbe gethan. — Bist du schon mit ihr einverstanden?"

„Ich habe noch kein Wort von meiner Liebe zu ihr geredet, und ob sie mich mag, weiß ich nicht. Ich will sie erst verdienen."

Herr Samuel umarmte den Sohn und er ging so froh zu seinen Büchern und zu seinen Pflanzen, wie seit Jahren nicht. „Die Süßenbachs gehen nicht unter. Gott sei darum gepriesen!" Er nahm sein Samtkäppchen ab und betete eine Weile still für sich.

Es war ein Sonntag. Die sogenannte Schulpredigt mußte an demselben gemäß einer Stiftung gehalten werden. Die Lehrer des Kirchspiels waren vollzählig erschienen und auch die Gemeinden reichlich ins Gotteshaus gekommen, denn sie hörten den Geistlichen, auf den die Predigt fiel, sehr gern über diesen Stoff reden. Auch Herr Kramer fuhr in seiner Karosse zur Kirche und nahm in seiner Loge Platz. Er kam gerade nicht oft, meist nur an den drei hohen Festtagen zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, wo er in den Klingelbeutel, der für den ersten Pastor herumging, stets einen beschnittenen Dukaten steckte. in ein Papier gefaltet, auf dem sein Name groß geschrieben war. Es war der einzige Dukaten, der geopfert ward, und darum that sich sein Spender etwas zugute und hielt den Oberpfarrer sich sehr verpflichtet.

Es ging durch die Einleitung der Predigt ein herber Ton hindurch, wie man ihn an dem Redner nur gewohnt war, wenn er sich berufen fühlte, sein Mißfallen über Anstößiges zu äußern, das sich in der Gemeinde gezeigt hatte. Er sprach von ungehörigen, gefährlichen Nebenbeschäftigungen, die den Lehrer von seinem wichtigen Amte abzögen und seine Sittlichkeit gefährdeten, und sprach es geradezu aus, daß er von oben her den Auftrag habe, auf solche Schäden warnend hinzuweisen. Die Lehrer auf dem Orgelchor steckten die Köpfe zusammen; Herr Kramer sah triumphierend hinauf und schien besonders einen zu suchen. Der Hauptteil der Predigt beschäftigte sich dann ohne Seitenbemerkung ganz streng mit dem zu behandelnden Thema.

Nach der Predigt war der Kantor durch den Küster zu dem Pastor bestellt worden. Er empfing ihn ernst, aber freundlich und sagte ihm: er habe von dem Superintendenten im Namen des Konsistoriums den Auftrag zu der heutigen Verwarnung erhalten, die gegen ihn, den Kantor Richter, im besonderen gerichtet sei. Er habe den Befehl, ihm dies zu eröffnen und auch genauen Bericht über ihn zu erstatten; da er ihn persönlich gründlich kenne, werde er der Behörde unverhüllt sagen, wie es mit den Geldgeschäften stünde, die er treibe, denn diese seien gemeint. „Nehmen Sie sich, lieber Kantor, vor einem Manne in acht, den Sie sich zum Feinde gemacht haben, und der Sie oben verklagt hat. Ich bin Ihr Freund, wie Sie wissen, aber jener Mensch hat mächtige Verbindungen, gegen die mein Schutz nicht ausreichen dürfte."

Den ganzen Sonntag war in der Stadt von nichts als der Predigt die Rede, und die Spürnasen hatten rasch gewittert, wer eigentlich damit getroffen

worden sei. So hatte sich Herr Friedrich Kramer an dem Blasebalgtreter gerächt.

Jene Begegnung mit Samuel Süßenbach hatte den gelben Mann zu einer fieberhaften Betreibung des längst eingeleiteten Unternehmens bewogen, durch welches sein Ruhm für alle Zukunft gesichert sein sollte.

Durch eine Schenkung an den Militärwaisenfonds hatte er sich schon früher bei Hofe empfohlen und das Ordensbändchen mit Kreuz im Knopfloch erworben. Das hatte ihm zugleich den weiteren Weg gewiesen, auf dem er sein Geld, das er keiner Person gönnte, am wenigsten seinen dürftigen Seitenverwandten, und das er doch nicht mit in die Gruft nehmen durfte wie seinen Ring, so verzinsen könnte, daß er selbst noch bei seinen Lebzeiten einen fortwährenden Genuß davon hatte. Äußere Ehre erstrebte er, schon weil er damit die ganze Stadt und vorzüglich den fetten Narren zu ärgern hoffte. Und darum hatte er sein ganzes bedeutendes Vermögen für ein Offiziersiechenhaus gestiftet, das unter dem Namen „Friedrich Kramer'scher Militärdank" in seiner Vaterstadt erstehen sollte. Der ganze Stiftungsplan, genau unter Hilfe eines Rechtskundigen von ihm ausgearbeitet, lag seit einigen Wochen im königlichen Kabinet, und er wußte bereits, daß ihm dafür eine große Auszeichnung zugedacht werde.

Außer dieser Angelegenheit ging ihm der Süßenbach'sche Prozeß, wie er sein Verhältnis zu jenem Hause nannte, fortwährend durch die Seele bei Tag und Nacht.

Was bei Süßenbach vorgegangen war, hatte ihn mit dem größten Erstaunen erfüllt. Als das Samtgewand verschwand, als die Anzeige von der Agentur des August Süßenbach kam, erstarrte er anfänglich. Aber er faßte sich bald und murmelte vor sich: „Ihr entgeht mir doch nicht; thut, was Ihr wollt, ich muß meine Rache haben. Ich werde es erleben, daß das ganze Haus da drüben in Staub und Asche sinkt. Wenn jetzt auf den alten Narren ein Sonnenstrahl fällt, so wird es der letzte vor der greulichen Nacht sein, die ich heraufbeschwöre. Sie haben mit mir Komödie spielen wollen, ich werde ein Trauerspiel für sie machen, „der Untergang der Süßenbach" soll es heißen."

Die Stadt war noch von den alten Ringmauern umzogen, einer äußeren niedrigen und einer inneren höheren. Diese innere war in regelmäßigen Zwischenräumen mit vorspringenden runden Halbtürmen besetzt, die nach der Stadtseite offen, seit langer Zeit zu Wohnungen kleiner Leute dienten, die sich ein Häuschen daran und hineingebaut hatten. Zwischen den beiden Ringmauern lag der Zwinger, der von einigen Zünften als Garten benutzt ward, welche ehemals diesen Mauerabschnitt verteidigen mußten. Stücke davon waren aber auch, wahrscheinlich aus demselben Grunde, in dem Besitz der alten Stadtgeschlechter. Auch Kramer besaß einen Zwingergarten, in dem er im Sommer zuweilen eine Stunde zubrachte. Niemand konnte ihn dort beobachten. Er hatte als jüngerer Mann bei dem Gange dahin die einsame Bewohnerin des benachbarten Turmes kennen

gelernt, die Witwe eines Schieferdeckers, der vom Pfarrkirchturm heruntergestürzt war. Das damals noch junge Weib hatte ihm gefallen, und das Gerücht ging — denn es kam ja alles in dem Städtchen auf die Zungen — daß es dem Herrn Kramer im Zwinger ab und zu Gesellschaft leiste. Reichtümer waren ihm dabei nicht zugefallen, denn die Witwe Sambhammer nährte sich vom Wollekrempeln, wie die Nachbarn hinter der Mauer bezeugen konnten, die sie zuweilen besuchten. Freilich wollte man auch wissen, daß sie gar nicht so arm sei, als es scheine, und wenn sie Sonntags ab und zu ein neues seidenes Band um den Hals trug oder auf der Haube, so berechnete man genau, daß das nicht von dem Wollekratzen kommen konnte.

Gerade der Teil des Mauergäßchens, in welchem ihr Häuschen lag, war öde, und wenig Menschen hatten hier ihren Weg. Die nächsten Türme bewohnten alte Leute, die abends selten vor der Thür saßen. Und so wäre es der Witwe Sambhammer wohl nicht schwer gewesen, ein geheimnisvolles Leben zu spinnen neben dem Wollekrempeln.

Ob sie es gesponnen, wissen wir nicht; jetzt war sie sicher eine Fünfzigerin, wie Herr Friedrich Kramer ein Siebziger. Aber auch in diesen Jahren giebt es Geheimnisse, wenn auch selten rosige, die aus Amors Köcher fliegen.

Es war ein dunkler Septemberabend. Der Himmel war den ganzen Tag trübe gewesen, es hatte ab und zu geregnet. Hinter der Mauer in dem engen, laternenlosen Gäßchen, das etwas bergauf ging, wo die Schieferdeckerin wohnte, lief keine Katze und kein Hund. Nur ein dunkler Schatten tastete sich vorsichtig an der Stadtmauer hin und blieb vor dem Turm der Sambhammerin stehen. Er schien zu lauschen, ob sich etwas rühre; dann schlich er zu der niederen Hausthür und klopfte leise dreimal in einigen Zwischenräumen an. Es kam die Treppe, welche von der Thür unmittelbar hinauf führte, herunter, und eine Stimme fragte halblaut: „Wer da?“

„Mach' auf, der Ringfinger!“

In der dunklen Thüröffnung verschwand der Schatten, der Riegel fiel ins Schloß.

Das obere Gemach, in das die beiden stiegen, lag in dem Turm selbst und empfing sein Licht durch zwei kleine Fenster, die hinaus in den Zwinger gingen. Man konnte daher von der Stadtseite den spärlichen Schein nicht sehen, der über dem Gemache lag. Es war ärmlich und unbequem darin. Die Bruchsteine, aus denen der Turm gebaut worden, trugen nur eine dünne Verputzung von Mörtel; das braune, dunkle Gestein trat an vielen Stellen hervor. Der Schemel mit der Wollkrampe, ein hölzerner Stuhl, eine Truhe und das schmale Bett bildeten die ganze Einrichtung. Der Ankömmling ließ den weiten Mantelkragen, der den Kopf halb verhüllte, etwas zurückfallen und zog die Mütze die Stirn hinauf. Das gelbe Gesicht Herrn Friedrich Kramers ward beschienen von der rotgelben Flamme des offenen Öllämpchens, bei der das Weib gearbeitet hatte.

„Häßliches Wetter, Sambhammerin!“ sprach er und setzte sich auf den einzigen Stuhl.

„Gut genug für häßliche Leute," bekam er zur Antwort.

„Du bist bei schlechter Laune, Alte?"

„Der reiche Kramer soll sich in diesem kalten Loche umsehen, wo etwa gute Laune anzuhängen wäre. Sie ist abgefallen mit dem Kalk an der Wand."

„Schrei' nicht so laut, Schieferdeckerin! man muß dich auf der Gasse hören!"

„Und wenn ich nun so laut schreien wollte, daß man mich bis auf dem Ring hörte, und wenn ich hinaus schriee: Herr Friedrich Kramer ist bei der Sambhammerin, wer könnte das hindern?" bekam er höhnisch zur Antwort, indem das Weib mit untergestemmten Armen drohend vor ihn trat.

Aber Kramer fuhr nicht zurück wie vor Herrn Samuel, er streckte unter dem Mantel einen kleinen Dolch hervor und sprach ganz ruhig: „Komm mir nicht näher, der Dolch ist vergiftet!" — Die Sambhammerin trat zurück. „Zuzutrauen wäre es dem gelben Gesicht," dachte sie „und wenn ich ihm auch den Dolch entränge, er würde mich ritzen und ich müßte mit ihm sterben." Sie setzte sich auf den Krempelschemel.

„Was will der reiche Kramer bei mir? Er hat mich lange gemieden, und ich kann frieren und hungern."

„Bist du mit dem Gelde schon wieder fertig, Verschwenderin? Hier hast du zehn Thaler harten Kurants auf Abschlag. Wenn du willig und geschickt bist, bekommst du mehr, aber nur dann!"

„Was ist das Begehren?" fragte das Weib langsam.

„Mich hat jemand tödlich beleidigt, und ich verlange Rache," murmelte Kramer.

„Was soll ich dazu helfen? Ich habe keinen Dolch wie der reiche Herr. Ich bin ein armes Weib und kann mich vom Henker nicht loskaufen."

„Das wirst du auch nicht nötig haben, Hexe. Was du thun sollst, kannst du straflos thun; bloß mit deiner Zunge sollst du arbeiten, aber geschickt muß es geschehen — geschickt mußt du ein paar Worte unter die Leute bringen, die wirken. Auch mußt du dir jemanden als Zeugen oder Gewährsmann schaffen für die ausgestreuten Worte."

„Wer und was soll das sein?"

„Du kennst ja doch noch manchen unter den nichtsnutzigen jungen Leuten dieses Nestes?" sprach Kramer.

„Wenn Herr Kramer mich nicht hungern ließe, brauchte ich das nicht. Wenn ich Sonntags in der Kirche sitze und der Pastor redet so schön von ehrbaren Frauen und verflucht das Blutgeld, das man durch Aussaat der Sünde verdient —"

„Laß den schwarzen Pfaffen reden! Wenn du klug bist, geschieht dir nichts."

„Aber ich fürchte mich vor der Hölle!"

„Pfaffengeschwätz. Es giebt keine Hölle und keinen Himmel! Antworte! Kennst du, Kupplerin, einen nichtsnutzigen jungen Kerl, der um ein gut Stück Geld

falsch Zeugnis abgäbe, nicht etwa vor Gericht — mit dem Gericht sollst du nichts zu thun haben — er braucht keinen Meineid zu schwören, er soll nur lügen am Zechtisch, wie manch' einer lügt über euch Weiber, wenn ihr noch jung und hübsch seid. Sinne nach, ich will ihm hundert Thaler geben — durch deine Hand, hörst du? und er kann dann auf eine Weile verschwinden. Keiner darf es wissen, daß ich dabei mitspiele."

„So?" knirschte die Sambhammerin „Und mich will er mit zehn Thalern abfinden, mit lumpigen zehn Thalern? Wie wäre es, wenn ich zum Bürgermeister und zum Pastor ginge und erzählte, welches Bubenstück der angesehene Herr Kramer brauen will?"

„Dumme Person!" zischte Kramer heraus. „Habe ich dir Namen genannt und bestimmtes gefordert? Und — hast du diesen hier vergessen?" Er stach mit dem Dolche nach ihr, daß sie wie vor einer Natter zurückfuhr. „Sieh her," sprach er dann freundlicher, „du sollst einen großen Lohn haben, größer, als du irgend hoffen dürftest. Schau' diesen Ring an, du kennst ihn," und er hielt den Demantring gegen das Lämpchen, daß es in allen Farben blitzte. „Dieser Ring soll nach meinem Tode dein sein, und außerdem vermache ich dir die tausend Thaler, die man unter meinem Sterbekissen finden wird, wenn du thust, was ich fordere."

„Ich will für das Versprechen Sicherheit!" sprach sie mißtrauisch.

„Hier hast du sie, Hexe." Er zog einen Schein aus seiner roten Brieftasche und las ab:

Hierdurch vermache ich der Witwe Lene Sambhammerin für einen wichtigen Dienst, den sie unserer Familie geleistet hat, den Diamantring an meinem Finger und den Geldbeutel mit dem Inhalt, der unter meinem Sterbekissen liegen wird, wieviel auch darin sein möge. Diesen eigenhändigen Schein habe ich mit meiner Namensunterschrift und meinem Familienpetschaft versehen zum Zeugnis seiner Echtheit und der Wahrheit des Inhalts.

Friedrich Kramer.

Das Weib prüfte Schrift und Siegel, schloß die Truhe auf und legte den Schein in das Beikästlein zu einigen Goldstücken.

„Ich will thun, was Herr Kramer verlangt," sprach sie dann mit funkelnden Augen, und Kramer rückte den Stuhl und flüsterte lange zu ihr. Sie nickte dazu, und als er sie wieder gefragt, sagte sie lauter: „Ich habe alles begriffen. Es wird geschehen, wie Sie verlangen. Aber alles komme über Sie und nicht über mich. Ich bin ein armes Weib, und Sie zwingen mich durch Geld und Edelstein und durch Gift und Dolch. Ich nehme Ihre Seele zum Zeugen beim jüngsten Gericht, daß Sie es angestiftet haben. Über Herrn Friedrich Kramer komme alles und nicht über mich!"

„Dumme Person!" kreischte Kramer. „Thue, was du gelobt hast. Binnen drei Tagen mußt du deine Saat gesät haben, oder ich werde dafür sorgen, daß du unerwartet deinem Schieferdecker nachgehst." Er hüllte sich in seinen Mantel und zog die Mütze tief über das Gesicht. Das Weib mußte erst auf dem

Gäßchen umlauern, ob alles still und sicher sei; dann schlich sich Herr Kramer in der Dunkelheit zurück in das Haus seiner Väter.

Es war Wochenmarkt. Neben dem Getreide wurde da besonders Gemüse feilgeboten, und lange Reihen von Weibern mit Gurken, Kürbisen, Salat, Kohlköpfen und anderem, sogenanntem Grünzeug saßen vor ihrer Ware, und die Frauen und Mädchen, welche kaufen wollten, gingen zwischen ihnen herum. Herr Kramer schaute hinter seinem Gitter auf das Getreibe und er sah, wie die Schieferdeckerin bald mit dieser bald mit jener Händlerin redete und diesem und jenem Dienstmädchen zunickte.

Da kam auch Elisabeth Hagen mit einem Körbchen am Arm über den Markt geschritten, und manche der Gemüsegärtnerinnen aus ihrer Nachbarschaft grüßte sie. Von der Nordseite her kam Herr August Süßenbach, lüpfte seinen Hut vor der Jungfrau und wechselte ein paar freundliche Worte mit ihr. Kramer sah es, und sein Auge suchte die Schieferdeckerin. Sie stand mit einigen Weibern zusammen und deutete mit dem Finger auf das Paar. Dann sprachen die Weiber sehr lebhaft, die Sambhammerin machte eine geringschätzige Handbewegung und ging achselzuckend davon. Sie stellte sich zu anderen Weibern und verschwand dann den Blicken Kramers.

Im Garten steht eine Rose, frisch vom Thau, rein und voll, eine Freude des Auges. Da spinnt sich von einem Baume über ihr eine häßliche, grüne Raupe herab auf ein Blatt des Rosenstrauchs und kriecht hinauf zu dem Stengel der Blume und höher und frißt sie an. So sind die Zungen der Klätscherinnen geschäftig. Keine weiß mehr, von wem sie die üble Nachrede übernommen, keine, was eigentlich gesagt ward, nur das fühlt jede, es ist eine Lust, das Reine zu beflecken. Je reiner und weißer das edle Marmorbild leuchtet, je größer ist die Schadenfreude des Buben, ätzende Lauge daran zu spritzen und es zu verderben für alle Zeit.

Der Förster Hagen und seine Tochter lebten sehr zurückgezogen und waren nicht allgemein bekannt in der kleinen Stadt, schon weil sie draußen vor dem Thore wohnten. Aber gerade in ihrer Nachbarschaft in den Gemüsegärten ging das Unkraut auf. Es schlich sich das Gerede um, es hätte seine Gründe, daß die Leute hierher gezogen wären, wo sie niemand kenne. Sie hätten aus ihrer Heimat fortgemußt, weil die Tochter — nun man wüßte nichts Genaues, aber sie brauche gar nicht so stolz zu thun. Und dann wußte man am nächsten Tage schon weit mehr und wußte es sicher, und dieses und jenes Weib wollte spät abends die Förstertochter unter den Linden mit einem Manne gesehen haben. Das Geklätsch ward rasch größer.

In einer Trinkstube trafen sich die angeseheneren Männer des Ortes täglich zu bestimmter Stunde. Es kamen auch andere außer den Stammgästen; die Unterhaltung war gewöhnlich lustig, und die Kritik der Tages- und Ortsereignisse ward hier vollzogen.

Es ging heute besonders lebhaft da zu. Ein junger Mann aus einer Kaufmannsfamilie, der längere Zeit auswärts gewesen und seit ein paar Wochen müßig sich herumtrieb, den Seinen keine Freude, war mit einigen Genossen erschienen und hielt sie frei. Er hatte augenscheinlich Geld, was sonst seine Eigenschaft nicht war, und ließ eine Flasche nach der andern auftragen. Der Sausewind erzählte sehr viel Anekdoten, über die laut gelacht ward, und allerlei Abenteuer, die er erlebt haben wollte; er führte die Unterhaltung. Wie das so geschieht von seinesgleichen, kam er dann auf bedenkliche Dinge, und seine Gesellen unterstützten ihn darin. Die Stammgäste hörten zu, und der eine und andere lachte mit. Jener fing dann an, von den hübschen Mädchen der Stadt zu reden, und pries als das schönste die Försterstochter in der Lindenvorstadt, aber er that es mit frivolem Ton und mit unlauteren Wendungen. Und als dann die Gesellschaft sich erhob und fortging, wußte ein jeder, daß der Taugenichts sehr vertraute Beziehungen zu dem Mädchen habe und daß an demselben keine gute Ader sei.

August, Süßenbach kam nachmittags in die Weinstube, um einen Geschäftsfreund aufzusuchen. An einem Nebentische saßen ein paar Herren, in deren Gespräch er den Namen Hagen zu hören glaubte. Er horchte auf und hörte, was ihm das Blut stocken machte, er hörte, was der Taugenichts dort am Vormittag geredet hatte. Er fuhr auf, ließ sich den Namen des Menschen noch einmal nennen und stürzte fort in das Haus der Eltern desselben. Diese hatten den Sohn seit heute Vormittag nicht gesehen, sondern nur gehört, daß er in einem Einspänner auf der Straße nach dem Gebirge zu gesehen worden sei.

August ganz betäubt, eilte nun hinaus in die Vorstadt zu dem Hagen'schen Hause. Er fand die Thüren versperrt, die Fensterläden geschlossen. Er pochte an die Fenster, er rief, niemand antwortete. Da kam eine Nachbarin an ihren Grenzzaun. „Sie werden vergebens klopfen, Herr! die Gesellschaft ist bei Nacht und Nebel davon, wie sie gekommen ist. Man munkelt so allerlei."

„Was munkelt man, Frau?" schrie August außer sich.

„Nu, ich kann ja nichts dafür, ich spreche nur, was hier jedes weiß, daß es mit der Jungfer Tochter einen großen Haken hat, an den sich einer aufhängen könnte."

Das Weib ging lachend fort. August saß in der dunkeln Geisblattlaube, den Kopf auf dem Tische. Thränen stürzten ihm aus den Augen, die Welt ward finster, und sein Hirn glühte. Als es dunkel geworden, schlich er sich fort, und als er zuhause war, verschloß er sich in sein Zimmer. Er ließ dem Vater sagen, er habe viel zu arbeiten; er möge nicht auf ihn mit dem Essen warten.

Der Mond schien hell, die Nordseite des Ringes war von seinem Schein beleuchtet, und Herr Kramer lag hinter seinem Fenstergitter, wie er oft in den Nächten that, denn der Schlaf war nicht sein Freund. Er haßte die Nacht, denn es gab da keine Geschäfte zu machen, und es tauchte manches Bild vor seiner Einbildung auf, das ihn unruhig machte. Andere nannten das ein böses Gewissen, aber da Herr Kramer ein Voltaire'scher Freigeist war, wie ihm einige nachsagten, so glaubte

er an kein Gewissen. Er wußte, daß das Netz über die Süßenbachs gefallen war und die Schieferdeckerin ihre Schuldigkeit gethan hatte; nun wartete er auf die Wirkung. Er sollte nicht lange warten.

Als es Mitternacht geschlagen und der Türmer die Stunde abgeblasen hatte, hörte er in der völligen Stille ein Fenster da drüben öffnen. Er sah scharf hinüber, und es kam ihm vor, als biege sich eine Gestalt weit heraus über die Brüstung und schnelle plötzlich in die Luft. Er sah und hörte, wie sie auf die Steine des Pflasters aufschlug und regungslos liegen blieb. „Das war der August," murmelte er zusammenfahrend und zog sich zurück. Er blieb hinter dem geschlossenen Fenster stehen. Der Nachtwächter, der die Runde machte, mußte bald kommen und er kam. Er fand die Gestalt, er pochte, daß es weithin schallte, an das Süßenbach'sche Hausthor, er rief, andere Menschen kamen herzu, und Kramer hörte dann einen herzdurchschneidenden Klageschrei und lautes Jammern. Da zog er sich zurück und verkroch sich unter seine Decke. Aber es blieb ihm kalt, und dann gegen Morgen schüttelte ihn das Fieber und sein Hirn, raste in den wildesten Gedanken.

So brach der Tag an, an dem Herrn Friedrich Kramer große Ehren bevorstunden. Der Landrat hatte sich um zehn Uhr bei ihm ansagen lassen unter der Andeutung, daß er ihm sehr erfreuliches mitzuteilen habe; er würde auch mit Begleitung kommen.

So hatte sich denn der Ehrenmann in seine besten Kleider gesteckt, die neueste Perücke aufgesetzt, das Ordenskreuz in das Knopfloch gebunden und dem Kutscher befohlen, die neue Livree anzuziehen und Bedienung zu machen. Auf einem weißgedeckten Tisch standen einige Flaschen Wein mit alten geschliffenen Gläsern und etwas Gebäck. Bald nach zehn Uhr erschien der Landrat in Uniform, von dem Bürgermeister, dem Gerichtsdirektor, dem Geistlichen und dem Landwehrkommandanten begleitet, und überreichte Herrn Friedrich Kramer nach einer Ansprache das Patent eines königlichen Kommerzienrates als Zeichen allerhöchster Anerkennung für seine patriotische Stiftung.

Der neue Kommerzienrat nahm die Glückwünsche mit steifer Vornehmheit entgegen und brachte sein erstes Glas zum Danke auf Seine Majestät aus. In der Unterhaltung, die sich unter den Herren, zu denen sich dann noch andre gesellten, welche mittelbar zum Erscheinen veranlaßt waren, entspann, ward des traurigen Ereignisses der letzten Nacht auch gedacht. „Ich komme eben von da drüben," bemerkte der Oberpfarrer. „Es ist ein entsetzliches Unheil, doch trägt es Herr Samuel Süßenbach mit wunderbarer Stärke. Wehe dem, der hier seine Hand im Spiele hatte! Der unselige junge Mann hat einen Brief hinterlassen, der über den Grund seiner verzweifelten That keinen Zweifel läßt," schloß er mit scharfer Betonung. Herr Kramer beobachtete dann, wie jener mit dem Gerichtsdirektor und dem Bürgermeister sich in eine Ecke zurückzog und eifrig sprach. Er glaubte zu bemerken, daß man ihn beobachte.

Die Gratulanten entfernten sich bald, wie es dem Wirte vorkam, sehr früh und ziemlich frostig. Das Mittagessen schmeckte dem Herrn Kommerzienrat gar nicht, und die abgehetzten Geschichten, die ihm zwei Krippenreiter vorschwatzten,

die er sich zu Gaste gebeten, ein pensionierter Leutnant und ein alter Kandidat der Weltweisheit, widerten ihn an. Er hatte den Leutnant beauftragt, ihm abends zuzutragen, was man über den Selbstmord, der da drüben geschehen, in der Stadt spreche. Derselbe kam und berichtete, es sei in allen Familien, die er besucht, und in allen Gaststuben eine große Aufregung. Man spreche allgemein davon, daß eine böse Verleumdung der Braut des jungen Süßenbach ihn in den Tod getrieben habe.

„Eine Verleumdung?“ fragte Herr Kramer scharf.

„Ja, so spricht man. Der junge Müller, der als Lüderjahn bekannt ist, hat die Verleumdung in der Scholzeschen Weinstube ausgesprengt und ist seitdem verschwunden. Der Förster Hagen, der mit seiner Tochter auf einen Tag verreist war, — das ist die Braut, ein sehr hübsches Mädchen, auf Ehre, Herr Kommerzienrat! — ist heute Vormittag zurückgekommen, und als er von allem gehört, ist er mit seinem auf Menschen abgerichteten Hunde und mit geladenen Gewehren dem Müller auf der Straße ins Gebirge nachgeritten. Straf' mich Gott! da geschieht sicher ein neues Unglück, denn wo der Förster hinzielt, trifft er.“

„Das ist wohl möglich!“ äußerte der Kommerzienrat nichts weniger als ruhig.

„Morgen nachmittag um drei Uhr wird der junge Süßenbach begraben,“ fuhr der Berichterstatter fort.

„So, am hellen Tage, ein Selbstmörder?“ fuhr Kramer auf.

„Ja wohl, Herr Kommerzienrat; die Geistlichen haben erklärt, der Fall läge so, daß sie ein feierliches öffentliches Begräbnis zuließen. Der Primarius wird die Rede halten. Die jungen Kaufleute werden die Bahre tragen, und überall in den Häusern, wo Töchter sind, windet man Kränze für den Sarg. Es wird ein großes, feierliches Begräbnis sein.“

„Das ist gegen die Kirchenordnung,“ fuhr der Kommerzienrat auf. „Das muß an das Konsistorium gemeldet werden; unsere lauen Geistlichen werden sich verantworten müssen.“

Der Berichterstatter zuckte die Achseln und sprach: „Ich hätte nicht gedacht, daß der Herr Kommerzienrat so orthodox urteilen. Nichts für ungut, verehrter Gönner. Aber wollen bedenken, daß die Eingabe wohldesselben das feierliche Begräbnis nicht mehr hindern kann, denn auch der Landrat und das Gericht und der Magistrat und alle Honoratioren wollen dem Herrn Samuel Süßenbach ihre Teilnahme durch Grabbegleitung ausdrücken. Der junge Mann war auf gute Wege unverhofft gekommen und hat so elend den Hals brechen müssen, darüber klagen alle Leute.“

„Was schwatzen Sie heute für Unsinn, Leutnant! Gute Nacht, ich bin müde!“ Damit verabschiedete der reiche Mann den Schmarotzer, der sich mit einem Katzenbuckel entfernte.

Am andern Morgen um zehn Uhr fuhr die Karosse des Kommerzienrats Kramer zum Thore hinaus. Die Glasfenster waren heraufgezogen, er lag tief in eine Ecke gedrückt. Seiner Wirtschafterin hatte er gesagt, er habe drüben in Raudnitz Geschäfte und komme erst abends zurück. Es hätte ihn verrückt gemacht, wenn er den Tag hätte daheim bleiben und alles mit ansehen und anhören müssen. Es war ein heißer Herbsttag, unnatürlich heiß für die Jahreszeit. Gegen Abend zogen Gewitter auf, die Dunkelheit brach früh herein, und der Wind bog die Pappeln an der Straße, daß sie krachten. Ab und zu fiel ein Ast neben den Pferden des heimfahrenden Kommerzienrats, und sie scheuten. Das Gewitter zog näher und stärker herauf, der alte Kutscher hatte Mühe, die an Blitz und Donner nicht gewöhnten Rosse zu zügeln.

„Fahr' vorsichtig, Gottfried!“ rief Kramer einmal über das andere dem Kutscher zu.

„Herr Kommerzienrat,“ sprach dieser, „Gott sei uns gnädig! das ist eine Nacht, als wolle die Welt untergehn; das ist schrecklich unheimlich. Herr Jesus behüte uns! da läuft ein Mensch ohne Kopf neben den Pferden her!“

„Altes Weib!“ schrie Kramer hinaus.

„Ja, Sie haben drin im Wagen leicht schimpfen. Ich sehe den Menschen ganz deutlich. Mich packt er zuerst.“ „Herr Jesus!“ rief er plötzlich, als ein starker Blitz die Umgebung erhellte, „das ist leibhaftig der junge Herr Süßenbach.“

„Altes Weib! altes Weib!“ brüllte Kramer, aber seine Zähne klapperten, und er zog seine Mütze tief über die Augen.

Der Wagen war auf der letzten Anhöhe vor dem Städtchen; in zehn Minuten konnte er daheim vorfahren. Da prasselte es, und wie geblendet stunden die Pferde still. „Es hat in der Stadt eingeschlagen!“ rief der Kutscher.

„Fahr' zu! fahr' zu!“

„Die Pferde wollen nicht,“ klang es vom Bock. „Herr Gott, da schlägt auch schon die Lohe auf, grade hinter dem Ratsturm!“

„Das ist mein Haus,“ kreischte es drinnen.

Ein neuer Wetterschlag, die Pferde bäumten sich und rannten nach dem tiefen Straßengraben. Ein Ruck und Krach, und der Wagen lag umgeworfen darin; Gottfried war vom Bock geschleudert und das Pferdepaar über einander gestürzt. Aber der Kommerzienrat hatte nicht den Hals gebrochen, in der Verzweiflung achtete er nicht der Kopfwunde und der zerschnittenen Hände, er arbeitete sich aus dem Glaswagen heraus und rannte im strömenden Regen der Stadt zu.

„Wo ist das Feuer?“ schrie er alle Leute an.

„Beim reichen Kramer brennt's am Ringe!“ hörte er überall.

Er flog mit seinen letzten Kräften in die Stadt hinein unter dem Gewimmer der Feuerglocken. Als er auf den Ring kam und um das Rathaus herumjagte, sah er, daß es sein Nachbarhaus war. Erschöpft stürzte er zusammen, und ohn-

mächtig ward er in sein Haus geschleppt. Das Feuer beschränkte sich auf des Nachbars Dachstuhl.

Die Kopfwunde war nicht bedeutend, aber die Erschütterung des Gehirns zeigte sich als sehr stark, auch hatte der Blutverlust aus den Handwunden den Kommerzienrat stark geschwächt, dazu wirkten die Aufregungen der letzten Tage, namentlich des letzten Abends. Genug, es ging blitzschnell zum Ende. Der Hausarzt, der gerufen worden war, nahm eine Prise um die andere, verschrieb Moschus und schüttelte den Kopf. Er flüsterte leise mit dem vertrautesten Freunde Herrn Kramers: hier sei alle Kunst umsonst.

Als es acht Uhr schlug am Morgen nach dem Begräbnis von August Süßenbach, verkündete das Glockengeläut der beiden Kirchen der Stadt den Tod von Friedrich Kramer.

Eine Viertelstunde später verließ die Witwe Sambhammer ihren Turm und eilte nach dem Kramerschen Hause. Sie ließ sich bei dem von dem Verstorbenen längst bestimmten und mit Vollmacht versehenen Testamentsvollstrecker, der bei dem Tode zugegen gewesen, melden, da sie sehr wichtiges und dringendes habe. Sie übergab den Schein aus ihrer Truhe dem Herrn und verlangte ihr Recht.

Der Vertrauensmann des Abgeschiedenen schob die Brille auf seiner großen, roten Nase zurecht, prüfte den Schein und las ihn drei Mal laut vor. Dann rief er die Wirtschafterin und den von seinem Falle arg hinkenden Kutscher herein als Zeugen des Todes und dessen, was man bei dem Toten gefunden und sprach:

„Witwe Lene Sambhammerin, der selige Herr Kommerzienrat hat bei seinem Absterben einen Demantring weder an dem Zeigefinger noch an einem anderen Finger getragen, dafür stehn hier die Zeugen," und die beiden bejahten es. „Ebensowenig hat ein Beutel mit Geld unter seinem Sterbekissen gelegen, was diese beiden ehrbaren Leute ebenfalls bekräftigen werden." Sie thaten es.

„So kann also der Witwe Sambhammerin nichts ausgeantwortet werden, und ich rate ihr, sich keine Ungelegenheiten zu machen. Diesen Schein nehme ich zu den Nachlaßakten und werde mich und die beiden anderen Zeugen des Todes gerichtlich über den Befund zu Protokoll vernehmen lassen. Jetzt entferne sie sich!"

Wie vernichtet stand die Schieferdeckerin. Sie schrie auf: „Meinen Schein her! Meinen Schein her!" und wollte ihn dem Herrn entreißen. Dieser aber sprach sehr fest: „Störe sie nicht die Ruhe des Toten," und schob sie aus der Stube, worauf Gottfried sie zur Hausthür zog und dieselbe hinter ihr zuschloß.

Das Weib stand draußen und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Sie ballte die Fäuste gegen das Haus und schrie: „Ich bin betrogen, schmählich betrogen worden!" sodaß sich die Leute um sie sammelten. Sie wollte in ihrer Verzweiflung schon sagen, wie sie der Selige dadrin ausgenutzt und nun hintergangen habe, da besann sie sich, daß das für sie gefährlich werden müsse, denn sie hatte gestern und vorgestern genug gehört, was man über den Tod des jungen

Süßenbach urteilte. Darum drängte sie ihre Wut zurück und rannte eilig in ihr Mauerhäuslein. Dort brach die ganze Leidenschaft des Weibes hinter Schloß und Riegel heraus.

Die Stadt sah ein prunkvolles Leichenbegängnis, dafür sorgte der Testamentsvollstrecker genau nach den Verfügungen in seiner Hand. Aber es war ein kaltes Begängnis, und keine Thräne sah und kein Schluchzen hörte man. Die Grabrede des Geistlichen war eine allgemeine Betrachtung über das Sterben und erwähnte die Stiftungen und die Auszeichnungen dessen, den man begrub, inventarartig. „Gott urteilt darüber, schloß die Rede, wie ein jeder mit dem Pfunde gewuchert hat, das er ihm in seiner Vatergüte anvertraute, und Gott wird über jeden von uns im Leben und im Tode richten. Richtet nicht, daß ihr nicht gerichtet werdet! Wir alle sind der Gnade und Barmherzigkeit Gottes bedürftig, der wir uns und den Toten befehlen. Amen!"

Der Sarg ward in die Gruft hinuntergelassen, schweigend ging die Menge auseinander. Viele blieben an der Süßenbach'schen Gruft stehen, deren Thür mit den reichsten Kränzen bedeckt war, und manch' einer zog den Hut und betete ein stilles Vaterunser.

Herr Friedrich Kramer hatte verfügt, daß die Thür seiner Familiengruft und der Deckstein über dem Grabgewölbe drei Nächte nach dem Begräbnis offen stehen müßten und daß man den Sargdeckel ebenfalls so lange abhöbe nach der Versenkung. Das war geschehen. Das hohe Eisengitter, welches die Gruft in einiger Entfernung umzog und das verschlossen war, hinderte den Zutritt, sodaß nur der Himmel auf den Toten schief herunterschaute, nachdem sich der Totengräber entfernt hatte.

Die erste Nacht war es, die über dem von seinem Gelde getrennten Kommerzienrat heraufzog. Aber der Demantring war bei ihm. Die Leute erzählten davon, daß er befohlen hatte im Testament, ihm diesen mit in den Sarg zu geben. Es war geschehen, wie viele bezeugen konnten.

Der Kirchhof ward abends zu bestimmter Stunde geschlossen. In dem buschigen Winkel, wo alte Grabhügel unter Flieder und Rosengesträuch lagen, hatte sich ein Weib versteckt, das in dem Dunkeln hervorkroch. Es war die Schieferdeckerin. Sie schritt auf die Kramer'sche Gruft zu und mit einem krummen Haken öffnete sie das Gitterschloß ohne große Mühe. Sie schlüpfte über die Steinstufen hinein in die Gruft. Der Mond stieg herauf und leuchtete hinunter in das offene Grabgewölbe, und es blitzte herauf in bunten Strahlen: der Demantring glänzte im Lichte des Nachtgestirns. „Du hast mich um den Ring betrügen wollen, alter Sünder, ich komme und hole ihn mir. Ich fürchte mich vor dir nicht, die Sambhammerin fürchtet sich vor nichts." Eine Strickleiter des seligen Schieferdeckers band sie an die festen Eisengriffe des Decksteins und stieg auf ihr hinab. Sie nahm die kalte Totenhand und zog an dem Ringe, der fest saß. Da plötzlich schrie sie entsetzt mit grellem Rufe auf. Friedrich Kramer hatte das eine Auge geöffnet und schaute sie stier an. „Allerliebster Herr Kramer!" kreischte

sie, „thun Sie mir nichts! ich will ja nicht stehlen, ich hole mir nur, was Sie mir verschrieben haben!“ Das Auge blieb offen und stierte sie an, und es war ihr, als packe sie die Hand und halte sie fest. Sie schrie wie wahnsinnig und fiel in starre Krämpfe.

So fand sie der Totengräber. Er schickte nach dem Pastor und dem Bürgermeister und dem Arzte. Das Weib ward zum Leben gebracht und bekannte, daß sie den Ring sich holen wollte, der ihr versprochen sei. Und sie bekannte weiter auf die Mahnung des Geistlichen, weshalb ihr der Tote das Kleinod versprochen hatte, und bekannte, daß sie auf sein Drängen die Verleumdung über Elisabeth Hagen ausgestreut und den Müller mit hundert Thalern zu seinen Schandreden erkauft habe. Der Tote habe alles angestiftet, um die Süßenbachs zu verderben.

Das Weib ward in das Gefängnis gebracht, wo es alles zu Protokoll wiederholte und nach wenig Stunden starb. Durch die ganze Stadt aber ging ein Entsetzen, und am nächsten Sonntag predigten die Geistlichen in allen Kirchen über die Sünde der Verleumdung unter deutlicher Beziehung auf das jüngst Erlebte.

Förster Hagen war nach dem Begräbnis des jungen Süßenbach zurück gekommen, ohne den Verfolger gefunden zu haben, dessen Spur sich verlor. Derselbe blieb verschollen. Vater und Tochter saßen still am Morgen nach Kramers Bestattung in ihrem sauberen, hellen Zimmer zusammen, Elisabeth in dunklem Kleide, wie eine Trauernde. Sie wußten, daß der böse Leumund nicht mehr recht geglaubt ward, aber das Mädchen war ernst und still und tief verwundet. Durch seinen Tod erst hatte sie erfahren, welche Macht sie über August Süßenbach besessen hatte.

Da öffnete sich die Thür, und herein trat ein würdiger Greis in tiefer Trauer. Er schritt auf Elisabeth zu, streckte die Arme nach ihr aus und rief schluchzend: „Liebe Elisabeth Hagen! ich bin Augusts Vater. Mein Sohn hat mich verlassen, ich bin einsam und alt, seien Sie mein Trost und meine Stütze, meine liebe, liebe Tochter!“ Das Mädchen lag an seiner Brust. „Über dieses reine Haupt,“ sprach der Alte, „ist der Schmutz geschüttet worden, und mein armer Sohn ist drum verzweifelt. Aber die Gerechtigkeit hat sich offenbart.“ Und er erzählte, was sich ereignet hatte und wie sein erster Ausgang, den er nach der furchtbaren Nacht gethan, nun dieser sei.

„Meinen Sohn hat der Bösewicht in den Tod getrieben,“ sprach Herr Samuel weiter, „und mein Geschlecht geht ins Grab. Aber mich hat er nicht verderbt, und in Ehren will ich in die Gruft meiner Väter fahren. Aus diesen reinen Augen wird noch ein letzter Sonnenschein auf mich fallen, und du, meine Tochter, wirst im Süßenbach'schen Hause ein neues Geschlecht aufgehen lassen, das zwar einen anderen Namen in die alten Räume bringt, aber das in Zucht und Ehrbarkeit und in dem Glücke darin walten soll, das uns lange treu gewesen ist.“

Er reichte dem Förster die Hand und küßte das Mädchen.

Elisabeth zog mit dem Vater zu Herrn Samuel Süßenbach, und was dieser dem Hause gewünscht hatte, ist bis heute in Erfüllung gegangen. Jetzt blüht ein neues fröhliches Leben in den Räumen. Herr Samuel ruht längst draußen unter den Toten. In seinem Hause aber waltet Frau Elisabeth in Anmut und Würde, und der Segen ruht auf allem, was sie thut.

Ein Besuch bei Darwin.

Von

Ludwig Büchner.

Unter den großen wissenschaftlichen Entdeckungen dieses Jahrhunderts sind es zwei, welche durch Glanz und Wichtigkeit alle anderen, an sich noch so bedeutsamen, gewissermaßen überstrahlen. Die eine ist die Entdeckung der Unzerstörbarkeit oder Erhaltung der Kraft durch den Heilbronner Arzt Robert Mayer im Jahre 1842; die andere ist die Entdeckung der Ursachen, durch welche die Umwandlung und Verwandlung der Lebewelt vermittelt wird, und die Wiederbelebung der in den organischen Naturwissenschaften eine Zeitlang in Vergessenheit geratenen Entwicklungstheorie durch Charles Darwin (1809—1882). Denn nicht diese letztere selbst ist es, welche, wie oft fälschlich angenommen wird, durch Darwin aufgestellt oder erfunden worden ist; sie war lange vor ihm von einer Reihe bedeutender Geister, wlche Darwin selbst in der Einleitung zu seiner berühmten Schrift zum Teil aufzählt, namentlich von dem Franzosen Lamarck, dem eigentlichen Vater derselben (1744—1829), klar ausgesprochen worden. Aber die Vorgänge oder Einflüsse, durch welche Lamarck seine Theorie zu begründen suchte, (Übung, Gewohnheit, Bedürfnis, Lebensweise, Gebrauch oder Nichtgebrauch der Organe oder einzelner Körperteile u. s. w.) waren ebensowenig imstande, der Theorie einen wissenschaftlichen Halt zu verleihen, wie der später (1828) von seinem berühmten Zeitgenossen Geoffroy-St. Hilaire zur Erklärung der Umwandlung geltend gemachte Einfluß der äußeren Lebensumstände — ein Einfluß, den übrigens auch Lamarck durchaus nicht übersehen hatte. Überhaupt war Lamarck unter den drei genannten Forschern und vielleicht auch unter allen Vorläufern Darwins der am meisten philosophisch angelegte Kopf. Denn er begnügte sich nicht, wie Darwin, bloß damit, seine speziell naturphilosophischen Gesichtspunkte an der Hand wissenschaftlicher Thatsachen zu entwickeln, sondern er zog auch noch andere, damit im Zusammenhang stehende, allgemeine Fragen in den Kreis seiner Betrachtung, um sie in echt realistischem oder, wie man sich jetzt auszudrücken liebt, materialistischem Sinne und zum Teil bereits entsprechend dem gegenwärtigen Stande des Wissens zu beantworten. Er war damit seiner Zeit, welche ihn nicht verstand und nicht verstehen konnte, ebensoweit vorausgeeilt wie

mit seiner Antizipation der später von dem berühmten englischen Geologen Lyell bewirkten Revolution der Erdgeschichte oder der Verwerfung der zu seiner Zeit noch unbestritten angenommenen Theorie der allgemeinen geologischen Katastrophen und Revolutionen und ihrer Ersetzung durch langsame Umänderung und bloß örtliche Umwälzungen — eine Antizipation oder ein Prioritätsanspruch, welcher später von Lyell selbst voll und unumwunden anerkannt worden ist. In dieser Antizipation der wissenschaftlichen Zukunft darf der Verfasser dieses Aufsatzes vielleicht Anspruch auf einige Ähnlichkeit mit Lamarck insofern erheben, als er schon vier oder fünf Jahre vor Darwin (1855) und zu einer Zeit, wo er sich auf den allgemeinsten Widerspruch von seiten der gelehrten und ungelehrten Welt gefaßt machen mußte, den Mut hatte, den Grundgedanken der Abstammungs- und Entwicklungslehre mit aller für seine Zeit nur möglichen Bestimmtheit auszusprechen, indem er sich dabei auf den dreifachen Parallelismus der Ergebnisse der Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und der Entwickelungsgeschichte berief. Die Entstehung neuer Arten wurde dabei dem herrschenden Supranaturalismus ganz entzogen und als ein natürlicher, durch Abstammung und Umwandlung vermittelter Lebensprozeß hingestellt, während als Hauptursachen dieser Umwandlung teils der Einfluß der wechselnden Zustände der Erdoberfläche, teils eine bald allmähliche, bald mehr sprungweise Veränderung der Keime bezeichnet wurden. Die Unmerklichkeit dieses Vorgangs für das wissenschaftlich nicht geschärfte Auge wurde durch dessen Langsamkeit und Allmählichkeit erklärt, geradeso wie auch am Fixsternhimmel im einem gegebenen Augenblick alles unverbrüchlich fest zu stehen scheint, während doch in Wirklichkeit alles gegen- und auseinanderrückt. So erscheinen uns die Arten, Gattungen, Familien und Klassen des Tier- und Pflanzenreichs auf den ersten Anblick gleich fest umschriebenen Sternbildern, während in der That ein niemals unterbrochener Zug der Metamorphose ebenso wie durch den Himmel, so auch durch die ganze Welt des Lebendigen geht.

So schien dem Verfasser schon damals die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit der Entwicklungstheorie und Abstammungslehre für die Erklärung des Anwachses der organischen Welt aus allgemeinen philosophischen Gründen vollkommen festzustehen, während er sich bezüglich der Ursachen oder veranlassenden Momente eines solchen Vorgangs bei dem damaligen Zustande des Wissens auf allgemeine Andeutungen beschränken und sich mit dem Aussprechen der Hoffnung begnügen mußte, daß spätere Forschungen darüber ein helleres Licht verbreiten würden. Man kann sich daher die freudige Überraschung vorstellen, welche Verfasser empfinden mußte, als schon nach so kurzer Frist oder vier bis fünf Jahre später das berühmte Werk des großen englischen Naturforschers über die Entstehung der Arten erschien und mit einem Schlage die wissenschaftliche Welt gewissermaßen von einem Alpdruck befreite, der bisher als Dogma von der Unveränderlichkeit der Art auf ihr gelegen und jeden Fortschritt gehemmt hatte. Die anfangs große Masse der Gegner verstummte mit der Zeit mehr und mehr und ist zur Zeit derart zurückgedrängt, daß der ausgezeichnete amerikanische Paläontologe Professor Marsh, der durch seine zahlreichen Funde der paläontologischen Begründung

der Theorie so großen Vorschub geleistet hat, mit Recht sagen darf: „Jetzt noch an der Entwicklungstheorie zweifeln zu wollen, heißt an der Wissenschaft selbst zweifeln.“ Wohl hat die Darwin'sche Theorie selbst im Laufe der Zeit manche begründete Anfechtungen und Modifikationen erfahren müssen, und man würde sehr irren, wenn man die Begriffe „Darwinismus“ und „Entwicklungstheorie“ als gleichbedeutend ansehen wollte; aber unter allen Umständen gebührt Darwin das Verdienst, zuerst den richtigen Anstoß gegeben und uns auf die rechten Wege der Erklärung oder Erkenntnis geleitet zu haben. Daher denn auch sein Name mit dem großen wissenschaftlichen Fortschritt, der mit dem Siege der Entwicklungstheorie verbunden ist, eng verflochten ist und wohl immer verflochten bleiben wird.

Je weniger nun Verfasser hatte hoffen dürfen, daß sein Hinweis auf eine Bestätigung seiner Theorie durch die künftige Forschung so schnell zur Wahrheit werden sollte, um so freudiger mußte er sich, wie gesagt, überrascht fühlen, als dieses dennoch der Fall war, und um so größer mußte der Antrieb in ihm werden, sich mit allen Einzelheiten der neuen Lehre bekannt zu machen. Eine Frucht dieses Antriebs war eine Reihe öffentlicher Vorlesungen, welche er in den sechziger Jahren in verschiedenen Städten über die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt hielt und dabei zugleich, was Darwin selbst bis dahin unterlassen hatte, ihre Anwendung auf die hochwichtige Frage von der Entstehung des Menschen und auf die Lehre vom Fortschritt, sowie ihren Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheitsphilosophie der Vergangenheit und Gegenwart in den Kreis seiner Betrachtung zog. Diese Verallgemeinerung der epochemachenden Theorie erregte, als im Jahre 1868 die genannten Vorlesungen im Druck erschienen und bei dem lesenden Publikum einen solchen Anklang fanden, daß rasch nach einander vier große Auflagen nötig wurden, in einem Teile der gelehrten oder gebildeten Welt solchen Unwillen, namentlich durch die auf den Menschen bezüglichen Ausführungen, daß man keinen Anstand nahm, in öffentlichen Blättern von „voreiligen und dilettantenhaften Nachäffern“ des großen Mannes zu sprechen, welche aus dessen Schriften Konsequenzen zu ziehen versuchten, die ihm selbst gänzlich fern lägen und fern gelegen hätten. Diese heimtückische Unterstellung erfuhr freilich sehr bald ein glänzendes Dementi durch das Erscheinen von Darwins Werk über die Abstammung des Menschen im Jahre 1871, in welchem Werk er alle jene Konsequenzen, welche sowohl der Verfasser, wie auch etwas später Prof. Häckel in Jena in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ bezüglich der Menschenentstehung gezogen hatten, nicht bloß unumwunden anerkannte, sondern auch weiter ausführte. Auch eine weitere, in seinen Anfangsschriften vermiedene oder doch als unwesentlich bezeichnete Konsequenz bezüglich der allerersten Entstehung der Organismen-Welt aus einem einzigen Urorganismus hat er später teils ausdrücklich, teils stillschweigend zugegeben und damit seine Übereinstimmung mit den (namentlich deutschen) Schriftstellern, welche jene Konsequenz gezogen und verteidigt haben, zu erkennen gegeben. Dem entsprechend hat er auch seine Anfangs-Hypothese von einigen wenigen Ur- oder Stammformen, „welchen das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht worden sei,“

in späteren Auflagen fallen gelassen und thut ihrer auch in anderen, späteren Werken keine Erwähnung mehr. Offenbar war sich der große Gelehrte, wie auch aus dem sogleich mitzuteilenden Gespräch deutlich hervorgehen wird, der großen philosophischen Tragweite seiner Lehre anfangs nicht recht bewußt oder hatte sich dieselbe nicht vollständig klar gemacht. Erst durch die Schriften seiner Schüler und Anhänger ist er darauf aufmerksam geworden, ohne daß er doch im Grunde etwas Anderes sein wollte als Naturforscher, und er hat vielleicht mehr infolge logischen Zwangs als innerer Überzeugung nachgegeben. Er war eben in religiöser Beziehung ein echter Sohn seines Vaterlandes, in welchem es mehr als irgendwo zum guten Ton, ja zur gesellschaftlichen und „sittlichen" Pflicht gehört, in die Kirche zu gehen und entweder in Wahrheit „fromm" zu sein oder doch Frömmigkeit zu heucheln. Wenn auch Darwin selbst keine dieser beiden Möglichkeiten imputiert werden darf, so war er doch jedenfalls in religiösen Anschauungen aufgewachsen und hatte sogar eine Zeitlang, wie aus seiner inzwischen erschienenen Autobiographie hervorgeht, das Anfangsstudium der Medizin, dem er keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte, auf den Wunsch seines Vaters mit dem Studium der Theologie vertauscht. Doch dauerte dieses nicht lange, und es überwältigte, wie er selbst erzählt, seine Liebe zu den Naturwissenschaften von dem Augenblick an, als er an der berühmten Weltumseglung des „Beagle" (1831—1836) teilnahm, alle anderen Neigungen. Zugleich nahm die streng wissenschaftliche Forschung, der er nunmehr sein Leben gewidmet hatte, sein Denken so sehr in Anspruch, daß er weder Zeit noch Neigung hatte, sich über religiöse Dinge weiter aufzuklären oder darüber nachzudenken. Er beteiligte sich daher nie an Streitigkeiten über Religion und Kirche und machte es dadurch sogar einzelnen orthodoxen Eiferern möglich, ihn als einen der Ihrigen zu reklamieren. Wie wenig sie indessen dazu hinreichenden Anlaß hatten, wird sogleich aus dem Folgenden klar werden.

Die persönliche Beziehung des Verfassers zu Darwin wurde durch einen kurzen, aus Anlaß seiner erwähnten Schrift über die Darwin'sche Theorie entstandenen Briefwechsel mit demselben eingeleitet. Darwin hatte die Schrift eingehend studiert und in seinem Buch über die Abstammung des Menschen an mehreren Stellen Bezug auf dieselbe genommen. Im September des Jahres 1881, also nur ein halbes Jahr vor dem Tode des großen Mannes, fand in London unter dem Vorsitze Ch. Bradlaughs der zweite Internationale Freidenker-Kongreß statt, an welchem Verfasser als Delegierter der deutschen Vereine teilnahm. Ich benutzte die Gelegenheit, um durch einen Londoner Freund, Dr. Aveling, bei Darwin telegraphisch anfragen zu lassen, ob er mich empfangen könne oder wolle, und erhielt sofort für uns beide eine telegraphische Einladung zum Lunch für den folgenden Tag. Es war ein herrlicher, warmer Herbsttag, und wir fuhren zu Wagen zwischen lachendem Gelände von der einsamen Eisenbahnstation Orpington in der Grafschaft Kent ungefähr vier englische Meilen bis nach Down bei Beckenham, einem großen Landgut, welches Darwin, der, wie so viele englische Gelehrte, in sehr guten Vermögensverhältnissen sich befand, im Jahre 1842 käuflich erworben hatte. Hier lebte er nach seiner Verheiratung im Jahre 1839 in den

glücklichsten Verhältnissen mit seiner zahlreichen Familie, ohne Unterbrechung arbeitend, teils als Gelehrter, teils als Gärtner, Landwirt und Beobachter des Lebens und Treibens von Pflanzen und Tieren.

Darwin empfing uns in dem Vorsaal seines reichen Hauses in der herzlichsten Weise. Seine Gestalt war groß und kräftig, seine Haltung hatte etwas Imponierendes, doch merkte man, daß das Alter an diesem mächtigen Bau mit seinem ehrwürdigen, weißen Haupt und kahlen Vorderschädel bereits zu rütteln begann. Unter einer breiten, geräumigen Stirn mit stark vorspringendem Dach bewegte sich ein ausdrucksvolles Auge, im Gegensatz zu den etwas verwitterten, durch einen in englischer Manier gehaltenen Backenbart eingerahmten Zügen. Das kräftige, glattrasierte Kinn deutete auf Entschlossenheit, während der milde Ernst seiner Züge und der ruhige, maßvolle Ton seiner Stimme den Mann von Charakter und Welterfahrung erkennen ließen.

In dem Empfangszimmer befanden sich noch Darwins Frau und Tochter, sowie sein Sohn und Mitarbeiter Francis, welcher in Deutschland studiert hatte und des Deutschen mächtig war, während Darwin selbst nur englisch sprach. Dieses beengte einigermaßen meine persönliche Unterhaltung mit ihm, und ich mußte den Hauptteil des Gesprächs meinem Begleiter überlassen, der hin und wieder auch als Dolmetsch diente.

Der Lunch in dem großen, luftigen Eßzimmer, welches einen freien Ausblick auf den Garten gewährte, hatte eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt; nicht weniger als drei Generationen waren dabei vertreten. Ich saß an der rechten Seite Darwins, Dr. Aveling an seiner linken; der Sohn Francis saß an meiner anderen Seite. Ein Geistlicher von der englischen Hochkirche saß zwischen Dr. Aveling und Frau Darwin. Letztere präsidierte, und der strenge Ernst ihrer Züge sowie ihre Schweigsamkeit waren nicht dazu angethan, das Steife einer englischen Tafel zu mildern. Wenn ich nicht irre, stand die Dame im Rufe der Frömmigkeit, und es mochte ihr vielleicht nicht gerade angenehm sein, zwei so ausgesprochene Freidenker an ihrer Tafel und in ihrem Hause zu sehen. Vielleicht war es auch nur die gewöhnliche englische Steifheit oder Förmlichkeit. Da übrigens in England die Deutschen überhaupt (sehr mit Unrecht) im Ruf der Freigeisterei und Religionsverachtung stehen, so hatte ich wohl im ersteren Fall nur den Bann des allgemeinen Vorurteils zu tragen.

Das Gespräch bewegte sich während des Essens fast ausschließlich zwischen Darwin, seinem Sohn Francis, mir und Dr. Aveling, und zwar, wie sich denken läßt, nur um wissenschaftliche Gegenstände. Am eingehendsten wurde, soviel ich mich erinnern kann, über den tierischen Instinkt gesprochen. Darwin hatte meine Schrift über das Geistesleben der Tiere in der englischen Übersetzung von A. Besant gelesen, und die darin enthaltenen Auseinandersetzungen über den Instinkt als eine natürliche Folge natürlicher Ursachen hatten ihn besonders interessiert. Namentlich wurden die Einflüsse von Erblichkeit und Erziehung bei dem Zustandekommen des Instinkts gegeneinander abgewogen, wobei Darwin dem erstgenannten Einfluß den Vorrang vor dem letztgenannten einräumen zu sollen glaubte. Er sprach auch

von seinem Buche über die Regenwürmer und deren Einfluß auf die Entstehung der Dammerde und antwortete Dr. Aveling, welcher sein Erstaunen darüber ausdrücken zu müssen glaubte, daß ein Mann, wie er, sich mit einem so unbedeutenden Gegenstand befasse, mit bedeutungsvoller Miene: „Ich habe ihre Gewohnheiten während vierzig Jahren studiert." Das Buch wurde ein oder zwei Wochen nach unserem Besuche veröffentlicht und hat neben seinen vielen Reizen auch ein melancholisches Interesse dadurch, daß es das letzte seiner geistigen Vermächtnisse ist.

Nach Beendigung des Lunch zogen wir uns zu vier, d. h. Darwin, sein Sohn Francis, Dr. Aveling und ich in das Arbeitszimmer Darwins zurück, um hier bei einer Zigarre und Tasse Kaffee das Gespräch fortzusetzen.

Auch hier führten Darwin und Dr. Aveling hauptsächlich die Unterhaltung, während ich wegen meiner Ungewandtheit in der englischen Konversation mich mehr als Zuhörer denn als Sprecher beteiligte. Doch hat sich Dr. Aveling ziemlich genaue Aufzeichnungen über das geführte Gespräch gemacht, welche ich durch meine Erinnerungen ergänze und welche inzwischen von Francis Darwin selbst, dem Herausgeber der Lebensbeschreibung und der Briefe seines Vaters, aus Anlaß einer von Aveling deshalb gemachten Veröffentlichung als richtig anerkannt worden sind. Ich muß nun sagen, daß weder ich noch mein Begleiter die Absicht hatten, gerade den Gegenstand zu berühren, der für uns allerdings von nicht geringem Interesse sein mußte, von dem wir aber nicht wissen konnten, ob seine Erwähnung unserem Wirte angenehm sein würde oder nicht. Aber unsere Zurückhaltung mußte schwinden, als der letztere selbst sofort das Gespräch auf das heikle Thema lenkte. Er fragte uns geradezu, nachdem er in ungezwungener Art in seinem großen Sessel Platz genommen: „Warum nennt ihr euch selbst Atheisten?" bei welcher Frage allerdings ein sehr populär gewordenes Mißverständnis mit unterlief. Offenbar hatte Darwin bisher dem großen, hin- und herwogenden Kampf zwischen Religion und Wissenschaft an sich wenig Aufmerksamkeit geschenkt und nahm das Wort Atheist in dem Sinne einer förmlichen Gottesleugnung. Sehr bescheiden wagte Dr. Aveling zu entgegnen, daß wir Atheisten seien, weil kein Beweis für die Existenz einer göttlichen Einwirkung vorliege; weil die Erfindung eines bloßen Namens keine Erklärung für Wirkung unbekannter Ursachen sei; weil die menschliche Erkenntnis überall nur einer natürlichen Ordnung der Dinge oder einem ununterbrochenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung begegne, und weil die Anrufung außer- oder übernatürlicher Ursachen der wissenschaftlichen Erkenntnis den Weg versperre. Er betonte, daß das griechische α nur eine ausschließende, aber keine verneinende Bedeutung habe; daß wir Gott ebenso wenig verneinten, wie bejahten, und daß wir nur insofern ohne Gott seien, als wir seine Existenz nicht für bewiesen hielten und dementsprechend unsere ganze Hoffnung auf diese und nicht auf jene Welt richteten.

Diese Auseinandersetzung, der ich übrigens, um meine Meinung befragt, nicht in allen Teilen hätte zustimmen können, schien ihres Eindrucks auf Darwin nicht zu verfehlen; und er fragte nach einigem Besinnen ganz folgerichtig: „Nun wohl — aber warum nennt ihr euch dann nicht lieber mit einem neuerdings ge-

bräuchlich gewordenen Ausdruck „Agnostiker" statt Atheisten? Manches Mißverständnis würde damit vermieden werden." Dr. Aveling entgegnete, daß dieses nur eine Wortverstellung sei, und daß man damit dem religiösen Vorurteil der Gesellschaft ein Opfer bringen würde. Darauf lächelte Darwin und sagte: „Warum seid ihr denn so kriegerisch gestimmt (aggressive)? Wird irgend etwas dabei gewonnen, wenn ihr die Massen für diese neuen (?) Ideen gewinnt? Dieses ist alles sehr gut für guterzogene, gebildete und denkende Menschen, aber sind die Massen reif dafür?" Dr. Aveling hätte entgegnen können, daß sogenannte Nützlichkeitsgründe der Wahrheit und ihrer Aufsuchung gegenüber gar nicht in Betracht kommen könnten, und daß sich die letztere überdem bis jetzt immer und überall als der Menschheit nützlich erwiesen habe. Aber wir begnügten uns damit, das argumentum ad hominem in Anwendung zu bringen und ihm vorzuhalten, ob nicht dieselben Fragen, welche er jetzt an uns richte, seinerzeit auch an ihn selbst gerichtet worden seien, als er sein unsterbliches Werk über den Ursprung der Arten veröffentlichte? Gar viele hätten damals gemeint, es wäre besser für die Menschheit gewesen, wenn diese revolutionären Wahrheiten nur wenigen Urteilsfähigen mitgeteilt worden und der großen Menge verborgen geblieben wären. Neue oder umwälzende Ideen würden immer gefürchtet und als gefährlich für die Öffentlichkeit angesehen, während sich hinterher das Gegenteil herauszustellen pflege. Aber er selbst hätte glücklicherweise diese Furcht nicht geteilt und die Massen als reif für die Annahme seiner Ideen erachtet. Hätte er geschwiegen, so würde der große Fortschritt des menschlichen Denkens, der durch ihn angeregt worden sei, vielleicht noch lange auf sich haben warten lassen oder vielleicht auch gar nicht gemacht worden sein. So aber sei sein eigenes großes Beispiel eine Ermutigung für jeden Denker, dasjenige, was er für wahr halte, der Welt bekannt zu geben.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie es kam, daß nach dieser Auseinandersetzung, welche ihres Eindrucks auf Darwin nicht zu verfehlen schien, sich das Gespräch auf das Christentum lenkte, wobei Darwin die bemerkenswerten Worte fallen ließ: „Ich gab das Christentum erst auf, als ich 40 Jahre alt war." Als wir ihn mit aller Bescheidenheit nach der Ursache dieses langen Verzugs fragten, antwortete er, daß er vorher keine Zeit gehabt habe, darüber nachzudenken. Seine Zeit sei so sehr durch wissenschaftliche Untersuchungen in Anspruch genommen gewesen, daß er keine Muße für das Studium theologischer Fragen übrig behalten habe. Aber in reiferen Jahren habe er Anlaß gefunden, die Ansprüche des Christentums zu prüfen. Auf die Frage, aus welchen Gründen er dasselbe aufgegeben habe, gab er die einfache und bündige Antwort: „Es ist nicht durch Beweise unterstützt." Diejenigen, welche seine große Gewissenhaftigkeit in bezug auf wissenschaftliche Beweise kennen und wissen, wie sorgfältig er immer bemüht war, das Für und Wider einer Frage abzuwägen, werden die Bedeutung dieser Antwort zu würdigen wissen.

Nun kam die Rede auf jene bekannte, schon erwähnte Stelle in seinem „Ursprung der Arten," worin er bemerkte, daß der Schöpfer einer oder einigen an-

fänglichen Lebensformen das Leben eingeblasen habe, und hinzufügt, daß der sich daran anreihende Schluß auf eine einzige Urform hauptsächlich auf Analogie beruhe, und daß es unwesentlich sei, ob man ihn anerkenne oder nicht. Wir erlaubten uns zu bemerken, daß dieses in keiner Weise zugegeben werden könne, und daß die ganze Theorie daran gewissermaßen Schiffbruch leide, indem mit Annahme auch nur eines einzigen Schöpfungsaktes alle übrigen implicite zugegeben seien, und indem es danach kaum mehr der Mühe verlohne, nach natürlichen Erklärungsweisen für die Enstehung der Lebewesen überhaupt zu suchen. „Eine solche Annahme," sagt der französische Gelehrte de Quatrefages, „kann niemand, der sich auf den rein wissenschaftlichen Standpunkt stellt, gelten lassen" und stimmt darin mit dem deutschen Übersetzer Darwins, Professor Bronn, vollkommen überein. Wir bemerkten, daß er so vieles ohne die Hypothese einer übernatürlichen Dazwischenkunft erklärt habe — warum nicht auch dieses? Auf diese Frage wurde der Befragte etwas still und nachdenklich und antwortete mehr ausweichend, indem er zugab, daß eine enorme Kraftverschwendung stattfände in bezug auf das Übernatürliche im allgemeinen und die Gottidee im besonderen. So lange die Natur noch so viele Geheimnisse in ihrem Schoße berge, müsse, wie er meinte, alle Zeit, alles Geld, alle Kraft, welche für andere als natürliche Zwecke und Erklärungen aufgewendet würden, als verloren angesehen werden. Diese Äußerungen im Zusammenhalt mit dem, was bereits weiter oben über die Zurückhaltung Darwins in späteren Auflagen seiner Schriften mitgeteilt wurde, lassen wohl schließen, daß der große Gelehrte seinen Fehler bezüglich dieses Punktes in späterer Zeit eingesehen und die notwendige Konsequenz seiner Lehre stillschweigend zugegeben hat.

Francis Darwin, welcher während dieses Gesprächs still am Fenster gesessen hatte, warf nur eine Bemerkung dazwischen, welche zeigte, wie sehr er sich mit seinem Vater in dieser Sache einverstanden wußte. Die Bemerkung bezog sich auf die Unmöglichkeit, einen persönlichen Gott zu beweisen, und auf die bessere Verwendbarkeit der in dem fruchtlosen Suchen nach Gott verlorenen Mühen und Anstrengungen..

Die große Zurückhaltung, die sich Darwin in religiösen Fragen auferlegte, hatte wohl ihren Grund erstens in dem Umstand, daß er eben Engländer war, dem die Religion als etwas Unantastbares galt, und zweitens darin, daß er als Mann der realen Wissenschaft es für unstatthaft hielt, über Dinge öffentlich abzuurteilen, die nicht in sein Fach schlugen, oder über die er sich nicht genügend unterrichtet zu haben glaubte. An Bord des Beagle huldigte er als junger Mensch, wie er in seiner 1876 geschriebenen Selbstbiographie erzählt, noch ganz orthodoxen Anschauungen und erregte die Heiterkeit der Schiffsoffiziere, als er in einem über irgend einen Punkt der Sittenlehre geführten Gespräch die Bibel als unanfechtbare Autorität geltend zu machen versuchte. Aber später kam er dahin, einzusehen, daß dem alten Testament nicht mehr Glauben beizumessen sei als z. B. den heiligen Schriften der Hindus. Noch später fand er es immer schwieriger, Beweismittel aufzufinden, welche ihn bezüglich der Glaubwürdigkeit

der Evangelien hätten überzeugen können. „Ich kam später dahin," so sagt er wörtlich, „an das Christentum nicht mehr als an eine göttliche Offenbarung zu glauben. So beschlich mich in sehr langsamer Weise der Unglaube, war aber endlich vollständig. Er kam so langsam über mich, daß ich kein Unbehagen dabei empfand."

Einem holländischen Studenten, welcher im Jahre 1873 sich brieflich an Darwin mit der Bitte um Mitteilung seiner religiösen Ansichten gewendet hatte, hatte er in sehr skeptischer und vorsichtiger Weise geantwortet: „Es ist unmöglich, Ihre Frage kurz zu beantworten, und ich bin nicht sicher, ob ich es thun könnte, selbst wenn ich ziemlich lang schreiben wollte. Ich will nur sagen, daß die Unmöglichkeit, sich vorzustellen, daß dieses großartige und wunderbare Weltall mit bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei, mir der Hauptbeweisgrund für die Annahme des Daseins Gottes zu sein scheint; ob dies aber ein Beweisgrund von wirklichem Werte ist, bin ich niemals im stande gewesen zu entscheiden. Ich weiß sehr wohl, daß, wenn wir eine erste Ursache annehmen, unser Geist doch noch darüber grübelt, zu erfahren, woher sie kam und wie sie entstand. Dabei kann ich aber auch die Schwierigkeit nicht übersehen, welche das ungeheure Maß von Schmerzen und Leiden in der ganzen Welt darbietet. Ich werde auch dazu gedrängt, mich bis zu einem gewissen Grade vor dem Urteil der vielen vortrefflichen Männer zu beugen, welche völlig an Gott geglaubt haben; aber ich begreife sogleich hier wieder, was dies für ein schwacher Beweisgrund ist. Der sicherste Schluß scheint mir der zu sein, daß der ganze Gegenstand jenseits der Begriffsfähigkeit des Menschen liegt, und daß sich der letztere damit begnügen muß, seine Pflicht zu thun." An einer anderen Stelle bemerkt er, daß es ihm mehr als befriedigend erschienen sei, den ungeheuren Betrag von Schmerz und Leid in der Welt als das unvermeidliche Ergebnis der natürlichen Aufeinanderfolge der Begebenheiten anzusehen.

Im Jahre 1879 schrieb er in einem Briefe an einen deutschen Studenten, der ähnliche Fragen gestellt hatte: „Die Wissenschaft hat nichts mit Christus zu thun. Ich glaube nicht, daß jemals eine Offenbarung stattgefunden hat. Was das künftige Leben betrifft, so muß das jeder mit sich selbst ausmachen."

In demselben Jahre schrieb er an Fordyce: „Ich bin kein eigentlicher Atheist. Der Name „Agnostiker" würde wohl die beste Bezeichnung für meinen Seelenzustand sein."

Diese Äußerungen, wenn auch aus etwas früheren Perioden stammend, stimmen doch ziemlich genau mit dem Standpunkt des Agnostikers überein, welchen Darwin in unserer geschilderten Unterhaltung uns gegenüber eingenommen hatte, und lassen den Mann erkennen, der ebensowenig für als gegen die Religion, welche er für eine private Angelegenheit jedes einzelnen Menschen hielt, sprechen oder schreiben und sich nur auf seine wissenschaftlichen Untersuchungen beschränken wollte. Daß diese Untersuchungen und die Folgerungen daraus einen so scharfen Konflikt zwischen Wissen und Glauben zur Folge haben würden, und daß sich auf Grund der durch sie wieder zu Ehren gekommenen Entwickelungstheorie in

den organischen Naturwissenschaften eine förmliche, mehr oder weniger atheistische Philosophie der Entwickelung heraus bilden würde, hat Darwin gewiß nicht vorausgesehen, noch hat er die Absicht gehabt, einen solchen Konflikt herbeizuführen; er wollte eben nur die notwendige Aufgabe jeder Wissenschaft erfüllen und die natürliche Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung auf einem mehr oder weniger beschränkten Felde des menschlichen Wissens nachweisen. Daß ihm die notwendigen Konsequenzen dieses Wirkens schließlich über den eigenen Kopf hinauswachsen würden, hat er, wie gesagt, weder vorausgesehen noch beabsichtigt; und er kam dadurch mit den Eindrücken seiner Jugenderziehung, mit seiner Eigenschaft als Engländer, mit den Rücksichten auf seine Familie, auf die Gesellschaft u. s. w. in ein Gedränge, dem er, wie es scheint, nur widerstrebend nachgab. Am liebsten würde er es wohl gesehen haben, wenn er niemals genötigt gewesen wäre, sich über seine religiösen Ansichten auszusprechen. Hatte er doch schon im Jahre 1871 an Abbot geschrieben: „Ich bin abgeneigt, mich öffentlich über religiöse Gegenstände auszusprechen, da ich nicht tief genug darüber nachgedacht zu haben glaube.“ —

Mag sich dies indessen verhalten, wie es wolle, jedenfalls zählen die kurzen Augenblicke des Zusammenseins mit dem großen Manne zu den interessantesten Erinnerungen meines Lebens — Erinnerungen, welche ich jetzt, wo der glänzende Name, an den sie sich knüpfen, bereits der Geschichte der Wissenschaften angehört, einem größeren Publikum nicht vorenthalten mochte.

Es mochte zwischen drei und vier Uhr sein, als unser Wagen vorfuhr, und als wir Abschied von dem stillen Landsitz nahmen, von dem ein so helles und weltbewegendes Licht der Wissenschaft ausstrahlte. Auf der Rückfahrt machte mich Dr. Aveling auf das nicht weit von Down entfernte, im Grün vergrabene Haus Sir John Lubbocks aufmerksam, des berühmten Forschers über Pflanzen, Insekten und Vorgeschichte des Menschen und entschiedenenen Anhängers der Darwin'schen Ansichten. Glückliche Männer, so dachte ich, welche in gänzlich freier und unabhängiger Lebenslage ihre Zeit den Studien widmen und die Resultate derselben ohne Befürchtungen für sich oder andere an die Öffentlichkeit bringen dürfen, während die Mehrzahl der armen deutschen Gelehrten auf allen Seiten von den Schranken der Verhältnisse eingeengt und so oft genötigt ist, ihre besten Gedanken aus Furcht vor Verfolgung oder materiellem Nachteil für sich zu behalten.

Mit einbrechender Dämmerung trug uns die Eisenbahn in raschem Fluge wieder in das Herz der Weltstadt London, welche mit ihrem gewaltigen, geräuschvollen Treiben rasch die unmittelbarste Erinnerung an den so anregend verbrachten Tag verwischen sollte.

Der Herzog von Reichstadt oder die Bourbonen?

Eine Denkschrift[1])

von

Savary Herzog von Rovigo.

Mitgeteilt von

Alfons Freiherrn von Klinkowström.

Der Herzog von Reichstadt oder die Bourbonen? Mit diesen Schlagworten soll in kurzem der Inhalt einer Denkschrift angedeutet werden, die Herrn Savary zum Verfasser hat. Sie stammt aus dem Jahre 1818, war an den Staatskanzler Fürst Metternich gerichtet, unter dessen nachgelassenen Papieren sie sich befindet, und daß die Veröffentlichung derselben mit ausdrücklicher Zustimmung des Sohnes des Staatskanzlers, des Fürsten Richard von Metternich, erfolgt, ist selbstverständlich.

René Savary, Herzog von Rovigo, erfreute sich, wie alle Welt weiß, des ganz besonderen Vertrauens Napoleons, dessen Kabinetspolizei er im Kriege wie im Frieden leitete. Daß die britische Regierung ihm nicht gestattete, dem verbannten Kaiser nach St. Helena zu folgen, ist eine bekannte historische Thatsache. In Malta gefangen gehalten, entfloh Savary im April 1816 nach Smyrna, kehrte 1817 nach Triest zurück, um sich gegen das über ihn von einem Kriegsgericht gefällte Todesurteil zu verteidigen, und ging darauf nach Graz, wo er unter polizeiliche Aufsicht gestellt war. Über seinen unfreiwilligen Aufenthalt in der Hauptstadt Steyermarks erfahren wir aus seinen Memoiren,[2]) daß er angenehm überrascht war, sich dort frei und gut behandelt zu sehen. „Ich wäre," so schreibt Savary, „in Graz glücklich gewesen ohne die Erinnerungen, die mein Innerstes zerfleischten und meine betrübende Geldverlegenheit erschwerten. Ich hatte nur zwanzig Kreuzer täglich, d. h. ungefähr fünfzehn Sous zu verzehren. Ich berechnete ängstlich, wie lange meine schwachen Hilfsmittel noch ausreichen würden. Zu dieser Zeit fuhr der Kaiser von Österreich über Graz nach Italien. Der Fürst von Metternich begleitete ihn. Ich wagte es, diesen Minister um eine Audienz zu bitten, und hatte mich seines Empfanges zu freuen. Er ermahnte mich nur, Geduld zu fassen und sagte mir, daß es sehr entfernt war, mich in diesem Zustand der Hilfslosigkeit zu glauben; daß, wenn der Kaiser es gewußt, er es nicht geduldet hätte. Ich antwortete ihm sogleich, daß mein Unglück zwar groß sei, ich ihn aber bäte, nicht noch die Demütigung eines Almosens beizufügen, daß, obschon ich verlassen, ohne Freunde sei, es mir nicht an Mut fehle, daß ich aber fühle, er würde mir gänzlich gebrechen, sobald ich in die Lage käme zu erröten; und da er die Güte habe, mir eine Unterstützung anzubieten, so bäte ich ihn, mir bei der französischen Regierung die Erlaubnis auszuwirken, nach Smyrna zurückzukehren, dessen Klima mir gefiel, und wo der geringe Preis des Lebensunterhaltes ganz meinen schwachen Hilfsquellen entspräche. Er versprach es mir und hielt Wort; denn seiner dringenden

[1]) Graz 1818.

[2]) Memoires du Duc de Rovigo, pour servir à l'Empereur Napoleon, Paris 1826.

Verwendung bei Herrn von Richelieu im Jahre 1817 verdankte ich es, nach dem Morgenlande zurückkehren zu können. Auch habe ich ihm dafür eine sehr aufrichtige Erkenntlichkeit gelobt. In der Zwischenzeit besuchte mich meine Frau mit meiner ältesten Tochter; sie brachten mir einige Hilfsmittel, und bald darauf nach ihrer Abreise bewilligte man mir meine Bitte. Ich wollte nicht abreisen, ohne dem Fürsten Metternich meinen Dank abzustatten; man erlaubte mir nach Wien zu fahren, wo ich die Ehre hatte, ihn zu sehen."

In diese Zeit der Internierung fällt die Abfassung jener Denkschrift, deren wir früher erwähnten. Savary begleitete dieselbe mit einem Schreiben vom 7. Januar 1818, aus dem bezüglich des Anlasses ihrer Entstehung zu ersehen ist, daß der Grazer Polizei-Direktor ihn habe wissen lassen, der Fürst Metternich würde seine (Savarys) Ansichten über die Ereignisse, welche etwa in Frankreich zu gewärtigen wären, mit besonderem Interesse vernehmen. Die Denkschrift, womit diesem Wunsche des österreichischen Staatskanzlers entsprochen wurde, lassen wir nun folgen. Sie lautet im wesentlichen:

„Als nach den Schlachten von Lützen und Bautzen die russischen und preußischen Heere den Rückzug beschlossen hatten, konnte Frankreich noch auf einen günstigen Ausgang des Krieges und auf die Wiedergewinnung jenes Ansehens hoffen, das durch die Unfälle der früheren Jahre erschüttert worden war. Als die Prager Konferenzen den Ereignissen Halt geboten, hielt Österreich die Wagschale zwischen den kriegführenden Parteien; seine Macht mußte jener zum Siege verhelfen, zu deren Gunsten sie eingriff. Es hatte die Wahl, entweder mit Frankreich verbündet zu bleiben, ohne dadurch die Gewißheit zu erlangen, sich aus der verwickelten Lage zu befreien, in die es eine Reihe von Mißgeschicken gebracht, oder gegen Frankreich Partei zu nehmen mit sicherer Aussicht, seine Verluste zu ersetzen. Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein, denn gilt es den Krieg, so muß man sich auf jene Seite stellen, wo man am meisten gewinnen kann. (Es ist auch schwer, einen Ausdruck für die Leichtgläubigkeit des französischen Ministeriums zu finden, welches bis zum letzten Augenblicke im Zweifel über den Entschluß war, den Österreich unter diesen Umständen fassen würde.[1])

„Indem Österreich den Krieg gegen Frankreich unternahm, mußte es mit aller Offenheit vorgehen und keinen besonderen Anspruch erheben in einem Augenblicke, da es sich bloß darum handelte zu kämpfen; es hätte sonst, statt die Koalition zu stärken, deren Anstrengungen gelähmt. Diese Koalition konnte keinen anderen Zweck haben als den Sturz der Macht Frankreichs, d. h. jener des Kaisers Napoleon persönlich, weil sonst nichts erreicht war. Nach dem Abbruch der Prager Konferenzen mußte dieses Resultat nach einer mehr oder weniger verlängerten Reihe von Operationen erzielt werden."

[1]) Aus Anlaß des Prager Kongresses sagt Savary in seinen Memoiren: „Metternich ergriff die Gelegenheit, Österreich alles wieder erwerben zu lassen, was es seit zehn und zwanzig Jahren verloren hatte. Er brauchte nicht Rechenschaft von den Mitteln abzulegen, welche er anwandte, um dahin zu gelangen; man muß nur nach dem Erfolge urteilen, und dieser zeigte ihn als den Geschicktesten!"

„Die Koalition triumphierte, Paris wurde besetzt, und Frankreich, stets dem Impulse der Hauptstadt folgend, beugte sich auch diesmal unter die Herrschaft des Siegers. Kaiser Napoleon wurde entthront, ob in gesetzlicher oder ungesetzlicher Weise, bleibe dahingestellt. Er wurde es, weil dies der Zweck seiner Gegner war, welche die Gewalt in Händen hatten.

„Es ist ein Irrtum zu glauben, daß irgend ein Teil der Nation die Koalition begünstigt habe. Sie war zu mächtig, um dessen zu bedürfen oder gar um irgend einen Wert zu legen auf die Unterstützung eines Haufens verdorbener Intriganten, von denen eine Hauptstadt nach langen politischen Erschütterungen, wie sie Frankreich heimgesucht hatten, immer verpestet ist. Hätten die Aliierten dessen Gebiet teilen wollen, so wären sie dazu ohne wesentlich größere Anstrengungen im stande gewesen, weil die Mehrzahl der militärischen Streitkräfte Frankreichs in jenem Augenblicke die Hauptstadt nicht erreichen konnte, ohne den Weg durch die feindlichen Heere zu nehmen, welche sie entwaffnen konnten.

„Da man nun diese Teilung unterließ, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß eine darauf gerichtete Absicht nicht bestand. Dies vorausgeschickt, bedurfte es also einer Regierung für ein Land, dem noch eine politische und nationale Existenz bewahrt bleiben sollte. Welcher Art sollte diese Regierung sein? Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn der Wunsch der Nation, die Verfassung des Landes und das Herkommen dabei als Richtschnur gedient hätten, die oberste Gewalt der Regentin bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes übertragen worden wäre; da jedoch die Nation nicht einmal mehr das Recht besaß, ihren Gesetzen Achtung zu verschaffen, so mußte sie sich jenen fügen, denen sie sich nicht zu entziehen vermocht hatte.

„Die Alliierten konnten bezüglich der Errichtung einer Regierung in Frankreich nicht alle der nämlichen Ansicht sein, weil sie nach Erreichung ihres ersten Zweckes (der Entthronung des Kaisers) in ihren wechselseitigen Beziehungen verschiedene politische Wege verfolgten. Rußland und England, deren Ehrgeiz dem gleichen Ziele in entgegengesetzten Richtungen nachstrebte, konnten darauf losgehen, ohne Konflikte zu besorgen. Kaiser Alexander war das Haupt der Bourbonen geworden, weil er der mächtigste war und ihm zugleich am meisten daran lag, die Obergewalt jenem zu entreißen, den er zu fürchten gelernt hatte; hauptsächlich seine Politik war es, welcher die übrigen Fürsten Europas, deren Allianz er sich nach und nach gesichert hatte, ihre Mitwirkung liehen. Er ist von allen Monarchen derjenige, dessen persönlicher Charakter unter einem Firnis von Ritterlichkeit doch den menschlichen Schwächen am meisten zugänglich ist. Da die Ruhmsucht stets die Triebfeder eines Herzens ist, welches durch den Glanz der Waffen leicht hingerissen wird, so fühlt er sich nie befriedigt, so lange ein Nebenbuhler übrig bleibt, der sich mit ihm vergleichen läßt, und da die Politik Rußlands keine andere sein kann, als fortwährende Machterweiterung, so war nicht zu fürchten, daß sie die Gelegenheit verabsäumen würde, sich zur Weltherrschaft aufzuschwingen."

An diese Charakteristik des Kaisers Alexander knüpft Savary eine Erörterung über die gegenseitige Stellung der Großmächte und fährt dann fort:

„Nachdem dieser Grundsatz festgestellt war, fragte es sich: welche Wahl konnte getroffen werden, um Frankreich eine Regierung zu geben?

„Man wollte Unruhen vermeiden, mußte daher alles beseitigen, was sie herbeiführen konnte, d. h. auf Wahl beruhende Regierungen oder die Überspanntheit eines neugekrönten Hauptes, welches eine andere Art Ehrgeiz auf den Thron mitgebracht hätte, zu dessen Befriedigung alles, was man beruhigen wollte, von neuem hätte in Bewegung gesetzt werden müssen.

„Der einzige und verständigste, weil am wenigsten neue Ausweg bestand darin, die dritte Dynastie zurückzurufen und den Versuch zu machen, sie an die Spitze aller Interessen zu stellen, welche durch die französische Revolution Bestand erhalten hatten. Darin stimmte der Vorteil der Franzosen mit der Politik der Alliierten und dem Ruhm ihres Agamemnon überein, der dieses große Ereignis den Jahrbüchern seiner Nation einverleiben wollte.

„Die Russen und die Engländer stellten den Grundsatz der Legitimität in den Vordergrund, um den Einwendungen der übrigen Mächte zu begegnen, deren Absichten nicht ganz dieselben waren. Diese Legitimität diente bloß als Falle, womit sie jene ködern wollten, die ihnen entgegentreten konnten. Sie paßte ihnen, weil sie ihren wechselseitigen Projekten förderlich war. Die Engländer besonders kümmern sich nicht um die Legitimität. Im Jahre 1800 boten sie dem ersten Konsul an, ihn als König von Frankreich anzuerkennen, wenn er auf Italien und Belgien verzichten wolle, und auf seine Weigerung wurde der Krieg beschlossen. Sie wollen mit dieser Legitimität nur überlisten, gleichwie sie es mit dem Verbot des Negerhandels thun, das unter philanthropischer Maske die Absicht verbirgt, so lange wie möglich die Überwachung aller südlichen Landstriche Amerikas zu verzögern, deren reiche Erzeugnisse den Absatz jener Ostindiens in Europa beeinträchtigen und den Handel mit diesem Lande, das für England bisher die Hauptquelle des Reichtums und die Pflanzschule seiner Matrosen war, seiner wesentlichsten Vorteile berauben würden.

„Das besiegte Frankreich empfing Ludwig XVIII. als denjenigen, der sich zwischen dasselbe und dessen Feinde stellte. Die erste Restauration ging ohne Erschütterungen vor sich, und die dritte Dynastie konnte den Thron gleichsam kraft natürlichen Rechtes wieder besteigen. Wir wollen nun sehen, was sie gethan, was sie gefunden, welche Stellung sie eingenommen hat und welche Folgen wahrscheinlich daraus entstehen werden.

„Allem Anschein nach wäre alles im früheren Geleise geblieben, wenn der König bei seiner ersten Rückkehr an der Verwaltung nichts geändert hätte, welche sich seit fünfzehn Jahren in die Geschäfte eingelebt hatte und an die man gewöhnt war. Die beiden Ministerien der Polizei und der auswärtigen Angelegenheiten ausgenommen, konnte er nichts Besseres thun als die übrigen beibehalten, um sich Verlegenheiten zu ersparen und Zeit zu gewinnen, damit er die Menschen eines Landes kennen lernen konnte, das für ihn ganz neu war. Er that es nicht aus mehreren Gründen. Erstens weil er mit vorgefaßten Meinungen zurückkam, die er aus allen den Schmähschriften geschöpft, welche er während seines Exils

fleißig las, und alle jene als seine persönlichen Feinde betrachtete, die einer Regierung gedient hatten, welche der Gegenstand seines Grolles war; zweitens weil er von einer Menge Emigrierter begleitet zurückkehrte, die von keiner Verständigung hören wollten, welche ihre Pläne und Hoffnungen durchkreuzte; drittens, weil die Klasse der Pariser Intriganten, welche sich der Dienste rühmte, die sie ihm nicht geleistet, ihren Eifer durch Stellen belohnt sehen wollte, welche ihnen die Ausbeutung des Staatsvermögens erleichterten. Sie sahen wohl ein, daß sie die Verachtung, welche auf ihnen lastete, nicht abschütteln könnten, solange die Verwaltung nicht in andere Hände überginge.

„Der König wählte den schlechtesten Weg, den er einschlagen konnte; er warf sich in die Arme derselben Männer, die bereits als Anstifter der Unordnungen von 1789 bekannt waren. Herr von Talleyrand wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten; er ließ das Ministerium des Krieges dem General Dupont übertragen, der 1808 die Kapitulation von Baylen unterzeichnet hatte. Herr von Malonet bekam das Marineministerium; er gehörte der konstituierenden Versammlung von 1789 an und befand sich wegen Schmähreden gegen die Regierung im Exil. Abbé Louis wurde Finanzminister. Er saß ebenfalls in der konstituierenden Versammlung, war einmal Rat beim Pariser Parlamente und fungierte als Diakon bei der berühmten Messe, die Herr von Talleyrand am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde las. Herr Beugnot übernahm die Polizei; er ist ein Exkonstituant von 1789 und führte am 10. August in dieser Versammlung den Vorsitz. Bloß das Ministerium des Inneren wurde einem aufrichtigen Royalisten übertragen, dem Abbé von Montesquiou, der im Schoße seiner Familie verborgen gelebt hatte; man wußte jedoch, daß die große Masse der seiner Verwaltung Anvertrauten sich gegen seine Ansichten apathisch verhalten würde. Die Justiz bekam Herr d'Ambray (er stammt aus der Normandie und ist aufrichtiger Royalist); die Gerichte aber tragen in Frankreich am meisten den revolutionären Charakter, und Herr d'Ambray konnte ihnen nur Folge leisten und sie nicht leiten. Das Postwesen wurde Herrn von Bourienne übertragen. Herr von Talleyrand verfügte also über die Mehrheit der Stimmen, und die Klientschaft, welche die öffentliche Meinung beherrschte, schloß sich ihm an, weil diese Zusammensetzung des Ministeriums neue Projekte in Aussicht zu stellen schien.

„Dieser Schritt des Königs überraschte niemanden, der denselben näher kannte. Ludwig XVIII. ist ohne Zweifel ein aufgeklärter und sehr unterrichteter Mann, aber von beispielloser Unschlüssigkeit; weder das Mißgeschick seiner Partei noch jenes seiner Familie scheinen ihn belehrt zu haben. Er umgab sich mit den nämlichen Leuten, denen er 1789 beim Beginn der Unruhen, die seinen Bruder aufs Schafott führten, seine Unterstützung geliehen. Man sah ihn 1814 ebenso handeln wie 1795 und 1796 bei der Armee Condés. Sein Hauptquartier war ein Herd der Intrigen, während der Adel Frankreichs und die Bevölkerung im Westen Frankreichs für seine persönlichen Interessen Gut und Leben opferten.

„Ich hörte 1815 von H. v. Montesquiou (dem Gatten der Gouvernante des Königs von Rom), der vor 1789 Oberst des Dragonerregiments von Monsieur

(dem gegenwärtigen Könige) war, daß, als eines Tages bei Frau von Balby, wo Monsieur gewöhnlich seine Abende zubrachte, die damaligen Ereignisse (Ludwig XVI. war eben von Versailles nach Paris gebracht worden) ziemlich lebhaft besprochen wurden, Monsieur das Wort ergriff und zu den Anwesenden sagte: „Meine Herren, das große Unglück besteht darin, daß mein Bruder keinen Charakter hat, und es trifft sich gut, daß nicht ich an seiner Stelle bin, weil ich noch weniger habe als er."

„Der König schien sich nicht geändert zu haben, man gewahrte also überall Schwankungen, das unfehlbare Ergebnis einer schwachen Verwaltung ohne entschiedene Richtung, die vor der Aufgabe zurückscheute, welche sie durchzuführen hatte. Da man sich auf den nämlichen Boden gestellt wie 1789 und mit derselben Atmosphäre umgeben hatte, so mußten auch die Folgen die gleichen sein. Es herrschte also in ganz Frankreich seit Dezember 1814 eine allgemeine Verschwörung. Das Haus Bourbon wurde einstimmig verurteilt und sein Sturz beschlossen. Es galt nur noch die Frage, nach welcher Seite hin man es fallen lassen würde; und doch hatte es noch nichts Übles gethan, und seine Rückkehr war sogar eine Wohlthat gewesen!

„Während man sich nun anschickte, es neuerdings zu stürzen, kam Napoleon ganz unverhofft von Elba zurück und machte sich, wie bei seiner Rückkehr aus Ägypten, zu Nutzen, was für einen andern vorbereitet war. Die öffentliche Meinung empfing ihn mit größerer Begeisterung, als dies in den glänzendsten Epochen seiner Laufbahn der Fall gewesen war; die Kühnheit seines Unternehmens und dessen Erfolg flößten Bewunderung ein und zeigten, wie wenig das Haus Bourbon im Volke Wurzel gefaßt hatte.

„Dem Kaiser Napoleon leistete die Verschwörung Dienste, welche die Familie der Bourbonen bedrohte; wie kam es, daß sie darüber im Dunkeln blieb? Dies erscheint unbegreiflich, denn man konspirierte an den Straßenecken.

„Als man den Kaiser mit solcher Leichtigkeit den Thron wieder besteigen sah, glaubte jedermann in ihm das Wort des Rätsels und das Ziel zu erblicken, welches die Parteiführer im Auge gehabt. Er aber behielt sein Geheimnis für sich, und da die Erklärung der Alliierten vom 19. März noch nicht erschienen war, so beeiferte sich alles, in das frühere Geleise einzulenken. Nur wenige gab es, welche den schließlichen Erfolg des Unternehmens Kaiser Napoleons bezweifelten; sie besaßen jedoch Seelengröße genug, um ihn in der größten Gefahr, der er sich jemals ausgesetzt, nicht zu verlassen. Der König mit seiner Familie machte ihm Platz ohne Hoffnung auf Wiederkehr, da er seinen Hofstaat entließ, bevor er die Grenze überschritt und dieser nach Paris zurückging, um sich um dieselben Stellen zu bewerben, die er von 1814 inne gehabt.

„Der König kam in Gent an, nur von sehr wenigen Personen begleitet, welche sich in die unbedingte Notwendigkeit versetzt hatten, ihr Schicksal an das seinige zu ketten. In dieser Vereinsamung blieb er, bis die Beschlüsse der Alliierten bekannt geworden waren; sie erregten Bedenken, und dieselben Leute, welche an der Verschwörung sich beteiligt hatten, die vor der Rückkehr von Elba im Gange

war, schickten sich an, gegen Kaiser Napoleon das nämliche ins Werk zu setzen, was gegen den König vorbereitet war. Sie hielten den nationalen Aufschwung nieder, und die öffentliche Meinung erhielt bald eine andere Richtung. Die Männer der Bewegung teilten sich zwischen Paris und Gent, wo man nach und nach alle jene Leute sich versammeln sah, die an Intrigen und Unordnungen gewöhnt oder darauf angewiesen waren, ihr Glück zu machen, weil sie sich mit dem Kaiser persönlich verfeindet hatten.

„Nach und nach schrumpfte die Partei des Kaisers Napoleon zu einer Faktion zusammen, und die royalistische Faktion wurde wieder zur Partei. Die Waffen mußten entscheiden, und nachdem der Kaiser besiegt war, konnten die Alliierten keinen anderen Zweck haben, als ihr früheres Werk wieder aufzurichten. Umsonst suchte die provisorische Regierung sich mit den Feinden zu verständigen — die inneren Zwistigkeiten gaben ihnen eine zu große Überlegenheit, als daß sie den Glanz ihrer Erfolge hätten abschwächen lassen.

„Der König kehrte also zum dritten Male nach Paris zurück. Während der drei Monate, die er in Gent zugebracht, hatte dort eine fortwährende Aufregung geherrscht; die Intrige verteilte die Ministerien wie 1788 in Versailles. Die Konstitutionellen und die Ultraroyalisten zankten sich leidenschaftlich herum, bevor der Krieg noch begonnen war. Der König benahm sich dabei ganz so, wie er es im Exil gethan, d. h. gleichgiltig gegen das, was ihn am nächsten anging, den Männern der Bewegung freie Hand lassend, ohne ein Trostwort für jene, die seinem Glücke abermals ihre letzten Hoffnungen opferten. Die Mehrzahl derselben faßten also in Gent selbst den Plan ihn zu verlassen, und einige ließen in Paris Schritte thun, um wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden.

„Nachdem die provisorische Regierung sich in die Rückkehr des Hauses Bourbon gefügt, machte Herr von Talleyrand abermals seinen Einfluß geltend, um die Ernennung eines seinen Absichten günstigen Ministeriums durchzusetzen. Hätte der König auch einen entschlosseneren Charakter besessen, so wäre es ihm schwer gefallen, Herr von Talleyrand in einem Augenblicke zu umgehen, da man ihm in Frankreich das Verdienst zuschrieb, in Wien den Marsch der alliierten Truppen beschleunigt zu haben.

„Talleyrand, der vor der Rückkehr Kaiser Napoleons sich mit Fouché in Beziehungen eingelassen hatte, welche auf den Sturz der Bourbonen abzielten, wußte recht gut, daß der König früher oder später davon Nachricht erhalten und ihm dies übel bekommen werde; er gab also sein erstes Projekt nicht auf und that einen großen Schritt vorwärts, indem er das Polizeiministerium Herrn Fouché übertragen ließ, der seinerseits sich eine Anwartschaft auf diesen Vertrauensposten erworben, indem er die Thore von Paris öffnete.

„Das Ministerium wurde bei der Rückkehr des Königs folgendermaßen zusammengesetzt: Talleyrand für das Äußere; Gouvier St. Cyr für den Krieg statt Clarkes, der dieses Amt während des Wiener Kongresses versah und ein persönlicher Feind Talleyrands ist. Die Finanzen wurden wieder dem Abbé Louis übertragen, der in Gent gewesen war. Die Justiz erhielt Pasquier, den Talleyrand

durch die Damen Remusat, seine Verwandten, beherrschte. An die Spitze der Marine wurde Jaucourt gestellt, der nie ein Schiff gesehen, aber mit Talleyrand befreundet ist und während des Wiener Kongresses die auswärtigen Angelegenheiten interimistisch leitete. Das Innere wurde Herrn von Vaublanc übertragen, Präfekten des Moseldepartements, der in Gent gewesen war. Er ist ein Konstitutioneller von 1789, und überdies wollte Talleyrand den Abbé von Montesquiou beseitigt sehen, der ein Ultraroyalist ist. Die Polizei erhielt Fouché, die Posten Herr Beugnot, der sich von Paris nach Gent begeben hatte, als ihm die Erklärung der Alliierten vom 18. März zur Kenntnis gekommen war. Die Pariser Polizeipräfektur wurde Herrn Cazes übertragen, früherem Sekretär des Königs Ludwig von Holland, der Mutter und der Schwester desselben, welcher, nachdem ihn der Kaiser abgewiesen, von Paris nach Gent gegangen war. Wie man sieht, war dieses Ministerium ganz Herrn Talleyrand ergeben. Es ist überflüssig, auf die einzelnen Maßregeln zurückzukommen, die nach der Rückkehr des Königs ergriffen wurden. Talleyrand und Fouché hatten genug persönliche Beweggründe, um die öffentliche Meinung über ein Ereignis irrezuleiten, das ihnen zuvorgekommen war — so daß man sich über das, was sie in dieser Lage wie in jeder früheren ihres Lebens thaten, nicht zu wundern braucht.

„Der Friedensvertrag vom November 1815 vereitelte ihre Projekte. Keiner von ihnen hatte die Absicht, sein Schicksal von jenem der älteren Linie des Hauses Bourbon abhängig zu machen, welche den Widerwillen der Nation erregte, und sie erblickten in diesem unheilvollen Vertrage einen unvermeidlichen Abgrund für dieselbe. Sie fürchteten auch dessen Folgen für sich selbst und suchten mit der öffentlichen Meinung eine Art Kapitulation zu schließen, indem sie das ganze Ministerium seine Entlassung fordern ließen, die der König annahm.

„In der Zwischenzeit hatte man überall die lebhafteste Reaktion hervorgerufen. Die Prinzen durchreisten das Land, und es gelang, eine Kammer zu bilden, die aus Deputierten der extremsten Färbung bestand.

„Der König setzte sein Ministerium folgendermaßen zusammen: Herr von Richelieu für das Äußere, Herr Corvetto für die Finanzen; Herr von Marbois, ehemaliger Minister des Schatzes, den Kaiser Napoleon im Jahre 1805 entlassen hatte, bekam die Justiz, Herr Cazes das Polizeiministerium. Letzterer ist aus Bordeaux und von Beruf Advokat, ein junger Mann voll Ehrgeiz. Für das Innere bezeichnete er Herrn l'Ainé, einen Advokaten aus Bordeaux, der zu Ende Mai 1815 die Auflehnung gegen Kaiser Napoleon in der Deputiertenkammer gepredigt hatte, als man erfuhr, die Alliierten hätten den Übergang bei Basel erzwungen. Er ist grundsätzlich Republikaner und von gehässigem Charakter. Nach dem 20. März hatte er sich nach Bordeaux zurückgezogen. Diese Stadt strebte in allen Epochen der Revolution nach der Gewalt; die bekannte Faktion der Gironde ließ die angesehensten Familien der Gironde dezimieren, endete aber selbst auf dem Schafott. Herr Cazes scheint den berüchtigten Herault de Sechelles zum Vorbild genommen zu haben und wird vielleicht von dem gleichen Schicksal ereilt werden. General Clarke bekam wieder das Kriegsministerum, Herr Mezi

die Posten, Herr Anglas wurde Polizeipräfekt; er war mit Herrn Cazes in Gent und vor den Ereignissen von 1814 Chef einer der Abteilungen der allgemeinen Polizei gewesen, nämlich jener, welche die Länder jenseits der Alpen umfaßte. Er ist ein junger Mann von plebejischer Herkunft, durch die Revolution emporgehoben und gebildet, und richtet sich ganz nach den Ratschlägen des Herzogs von Dalberg."

Savary schildert nur die Tendenzen und die Wirksamkeit dieses Ministeriums und sagt: „Es läßt sich nicht bezweifeln, daß in Frankreich jetzt mehr Zwietracht herrscht als in den unheilvollsten Zeiten der Revolution"; dann fährt er fort:

„Zwei Zeitpunkte können für das regierende Haus gefährlich werden und vielleicht dessen Sturz herbeiführen: der Rückzug der alliierten Truppen und der Tod des Königs. Sein Nachfolger, der Graf von Artois, der mit seinen beiden Kindern und seiner Schwiegertochter zusammen lebt, hat ebenso wie diese völlig andere Anschauungen als der König. Die ganze Umgebung dieser Prinzen erwartet von ihnen den Lohn für einen Eifer, dessen sie sich täglich rühmt. Wird der Graf von Artois mit den Männern seiner Partei, d. h. Ultras, regieren oder dieselben preisgeben, um den nämlichen Weg einzuschlagen wie sein Bruder und die Dienste der Liberalen in Anspruch zu nehmen? Man ist nicht befugt, dies zu glauben, da der Krieg schon erklärt ist. Was wird erst geschehen, wenn die höchste Gewalt in seinen Händen liegt? In seinem Alter ändert man sich nicht. Zudem wird er in die Netze einer Intrige fallen, die gleich den jetzigen Ministern vorgehen und darauf abzielen wird, den Freunden Stellen zu verschaffen, durch die sie ihr Schärfchen ins Trockene bringen können. Sein älterer Sohn und die Frau Herzogin von Angouleme, deren Frömmigkeit ein höchst intolerantes Gepräge trägt, werden ausschließlich die Priesterschaft begünstigen, was der Nation am verhaßtesten ist. Die geistigen Fähigkeiten des Herzogs von Angouleme sind sehr gering, und der Herzog von Berry, dessen Nullität keine Hoffnung aufkommen läßt, hat die öffentliche Achtung verscherzt . . .

„Was wird der Graf von Artois gegen die Nation ausrichten können, die ihm entfremdet ist? Giebt er nach, so ist er etwas später verloren, greift er aber zu Zwangsmitteln, so wird er damit seinen Feinden noch förderlicher sein, die nur danach trachten, den Kampf heraufzubeschwören. Wendet er Militärgewalt an, so wird die nationale Armee thun, was sie in gleichem Falle 1789 gethan. Man wird es sicherlich nicht unterlassen haben, sie darauf vorzubereiten. Er wird sich der fremden Truppen bedienen wie am 10. August; man würde sich jedoch täuschen, wenn man glaubte, daß Schweizertruppen, die schon damals der Volkswut zum Opfer fielen, heutzutage mehr moralische Gewalt auf eine Nation üben würden, die ebenso viele tapfere Soldaten hat wie Individuen. Seine Partei wird ihn zu extremen Schritten drängen, weil sie aus leidenschaftlichen Leuten besteht und die Leidenschaften verblenden. Die Nation wird in zürnende Aufregung geraten und die Unordnung allgemein werden, weil auch die Unzufriedenheit alle Kreise ergriffen hat. Die gegnerische Partei, welche geschickte Revolutionsmacher in ihrer Mitte zählt, wird, je tiefer das Ansehen des Hofes sinkt, mit

desto größerer Kühnheit auftreten. Man wird an ein und demselben Tage die Kammer, das Vaterland in Gefahr und sich in Permanenz erklären, einen Wohlfahrtsausschuß einsetzen, den König entthronen, ja vielleicht in Anklagestand versetzen. Die Tuilerien werden erstürmt sein, bevor der König die Beschlüsse der Kammer erfahren hat. Von allen, die sich dem Hause Bourbon angeschlossen, wird kein einziger im stande sein, diese Kathastrophe zu verhindern. Wenn die Prinzen der älteren Linie des Hauses Bourbon mit dem Leben davon kommen werden, so wird es geschehen, weil man ihnen die Flucht erleichtert haben wird, ihre Vertreibung aber ist unvermeidlich. Was wird man dann thun?

„Man wird vielleicht den auswärtigen Krieg zu vermeiden trachten, indem man die jüngere Linie, d. h. den Herzog von Orleans auf den Thron beruft. Dies ist sogar wahrscheinlich, weil dieser Prinz gewissermaßen mit der Revolution gemeinsame Sache gemacht hat und die Partei derselben in ihm einen König ihrer Wahl erblicken wird. Sie wird daher jenen vorziehen, der ihren Hoffnungen schmeichelt und die wenigsten Übelstände besorgen läßt.

„Von allen Regierungsideen, welche die Revolution zum Vorschein brachte, ist die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron die älteste. Sie stammt aus jener Epoche, in der die ersten Aufwiegler von 1789 den alten Bau zu zerstören anfingen; sie erhielt sich, so lange die Zerrüttung dauerte, und Robespierre, dem sie Furcht einflößte, ließ den Herzog von Orleans aus dem Wege schaffen. Während Napoleon sich in Ägypten befand, waren die Parteiführer noch ernstlich von dieser Idee befangen, bis seine unverhoffte Rückkehr ihren Bestrebungen eine bestimmte Richtung gab, und während der ganzen Dauer seiner Regierung bildeten die Agenten dieser Faktion eine Art Freimaurerbund, dessen Mitglieder sich selbst, ohne einander zu kennen, gegenseitig Schutz gewährten und zu allen Stellen verhalfen.

„Man wird nun auf diese Idee gern wieder zurückkommen und zwar aus vielen Gründen: vor allem, weil sie der erste Traum der Revolution war und auf den ersten Anblick mit keinen Übelständen verknüpft scheint, und dann weil sich niemand mit ihr verfeindet hat und das Interesse des Herzogs von Orleans, der keine Rache zu üben hat, darin besteht, jedermann zu schützen. Diese Idee verleiht allem, was man erworben, Sicherheit, sie begünstigt die Intrige, welche alle Konstitutionellen von 1789 umfaßt, die König Ludwig XVIII. in den Besitz des Schlachtfeldes gesetzt hat — eine Intrige, die erst dann aufhören wird auf Umsturz zu sinnen, wenn man ihr die Macht nicht mehr streitig machen kann. Sie gewährt endlich auch den Vorteil, das Haus Bourbon zu spalten, und Familienhaß ist unversöhnlich . . . .

„Wird aber die Erhebung des Herzogs von Orleans auf den Thron den Unordnungen ein Ende machen und Garantie der Dauer gewähren? Man kann dieses unmöglich bejahen. Dieser Prinz verdankt seine Volkstümlichkeit nur den Freveln seines Vaters. Der Wunsch der Nation ist nicht auf ihn gerichtet, eine Partei allein beruft ihn, um ihre Verschleuderungen unter einer Regierung ihrer Wahl fortsetzen zu können. Die Rechte des Herzogs von Orleans treten erst nach

dem Erlöschen der älteren, sogar, wie ich glaube, erst nach dem Aussterben der spanischen Linie in Kraft. Auf welche Weise er auch den Thron besteigen mag, er kann nur ein Usurpator sein, wenngleich ein solcher aus gutem Hause, falls ihn nicht eine Volksabstimmung mit der höchsten Gewalt bekleidet. Dann aber werden die Rechte des jungen Napoleon neuerdings bekräftigt, weil er der legitime Erbe dessen ist, der zuerst auf solche Weise erwählt worden.

„Der Herzog von Orleans kann, durch eine Partei erwählt und auf eine auswärtige Allianz gestützt, die Herrschaft führen, der junge Napoleon aber, der vor ihm erwählt worden, kann, wenn eine Macht ihn unterstützt, ebenso herrschen; überdies ist er am 22. Juni 1815 durch die Deputiertenkammer proklamiert worden. Niemand kann ihn dieses Rechtes berauben, und was man auch thun mag, die Zukunft kann ihm eines Tages lächeln und seine Nebenbuhler beunruhigen.

„Warum haben die Ränkeschmiede, welche seinen Vater verrieten, es damals, als dieser auf der Höhe des Glückes stand, für notwendig befunden, ihn durch nationale Berufung, wobei einzeln abgestimmt wurde (Plebiscit), auf den Thron zu erheben? Weil diese Schlauköpfe der Meinung waren, darin bestehe das einzige Mittel, der dritten Dynastie jede Hoffnung auf Rückkehr zu benehmen. Sonst war Kaiser Napoleon mächtig genug, um eine Volksabstimmung entbehren zu können. Wie könnte, nachdem dies vorausgegangen, eine Faktion jetzt sich das Recht anmaßen, einen Bau zu zertrümmern, den die ganze Nation errichtet hat? Würde ein solcher Grundsatz zugelassen, welcher Monarch könnte sich auf seinem Throne noch sicher fühlen? Die Erhebung des Herzogs von Orleans wäre ein Fingerzeig, um ihn selbst zu stürzen.

„Als man 1798 Agenten nach England schickte, um diesem Prinzen die Krone anzutragen, wollte er sie nicht annehmen, bevor die ältere Linie entschädigt wäre. Auf seine Weigerung unterhandelte man mit Spanien, um die Berufung eines Prinzen des dortigen Zweiges zu erwirken, und während des Hin- und Herreisens, welches diese Unterhandlungen erforderten, fand die Rückkehr aus Ägypten statt.

„Es hat seine Richtigkeit, daß die Gewalt der Waffen errichtet, die Weisheit aber erhält; der Herzog von Orleans war jedoch niemals Krieger und unter diesem Gesichtspunkte könnte er auch nur Usurpator eines Ruhmes sein, mit dem ihn nichts verknüpfte. Er kann sich mit Klugheit benehmen, was sogar in seinem natürlichen Charakter und in seinem Interesse liegt; allein es ist zu fürchten, daß dies nicht von ihm abhänge.

„Würde dieser Prinz seinen Vettern kraft natürlichen Rechtes folgen und unter ruhigen Verhältnissen bei wohlbefestigter Organisation die Regierung antreten, so ist es wahrscheinlich, daß dieselbe ungestört verlaufen würde. Dies wäre jedoch hier nicht der Fall; er würde zwei Rechte mit Füßen treten, die besser als das seinige begründet sind. Er hätte mithin die Hilfe aller jener provisorischen Maßregeln nötig, welche die Umstände und die sich allmählig einstellenden Schwierigkeiten erfordern werden. Jedermann wird sich berechtigt glauben, von ihm zu verlangen, was er bald nicht mehr wird gewähren können. Dann wird

die Unzufriedenheit aller jener, deren Wünschen er nicht entsprechen konnte, in Verbindung mit den Feinden, die er sich wird machen müssen, um sich zu befestigen, bald zur Bildung einer mächtigen Partei führen. Die Geschichte Frankreichs ist reich an solchen Beispielen . . . . .

„Nach vielen Verwirrungen, blutigen Konflikten und Trübsalen wird dieses unglückliche Land in seiner Erschöpfung neuerdings das Bedürfnis fühlen, in einen Hafen einzulaufen und alles zu regeln, was im Drange des Augenblickes als Sicherheits- und Wohlfahrtsmaßregel angenommen worden. Und in Folge des nämlichen Prinzips, welches die Rückberufung der dritten Dynastie als eines Schutzmittels gegen Unordnungen und ehrgeizige Umtriebe veranlaßte, wird man auf den verständigsten Gedanken zurückkommen, nämlich jenen, den jungen Napoleon samt seiner Mutter zurückzurufen, dem ruhmvolle Erinnerungen und das Unglück seines Vaters einen glänzenden und geachteten Namen verleihen. Dadurch allein kann so vielen Übeln ein Ziel gesetzt werden; jedermann wird sich für die Vergangenheit getröstet, für die Zukunft gesichert fühlen. Es ist damit nichts Neues angebahnt. Ganz Frankreich war, von den Kriegen abgesehen, unter jener Verwaltung glücklich; die nationale Würde wird sich befriedigt fühlen, und ehrgeizige Tendenzen sind nicht zu besorgen, weil die Lehren der Vergangenheit zu laut sprechen und überdies die Erschöpfung zu groß ist.

„Was werden die alliierten Mächte in einem solchen Falle thun? Wahrscheinlich werden sie einer Regierung, welche die Ruhe in Frankreich herstellen kann, ihre einmütige Zustimmung geben, weil sie das Haus Bourbon in dieser Absicht wieder auf den Thron gesetzt hatten. Nachdem dieses aber seine Vertreibung herbeigeführt, wird man die Franzosen des Rechtes berauben, sich einen König zu wählen? Wer hat wohl die Befugnis, dies an ihrer Statt zu thun?

„Wenn die Alliierten den Frieden wollen, so finden sie ihn durch den jungen Napoleon vollständig gesichert. Mit den Rechten seiner Geburt gehen die Interessen jedes Individuums seiner Nation Hand in Hand; unter ihm werden keine Spaltungen sein, weil er keine anderen Ideen und Interessen haben kann als jene, die seine Wiege umgaben. Er begünstigt keinen neuen Ehrgeiz. Der einzige, welchen die Nation hegen kann, knüpft sich an ihn, weil schon seine Rückkehr alle Flecken tilgt, welche Rachegelüste entflammen könnten. Der junge Napoleon verbürgt Frieden und Eintracht. Ohne ihn ist alles problematisch, weil er stets den Schwerpunkt bildet, um den man sich sammeln wird. Mit ihm kann man Bündnisse schließen, weil er den Frieden nötig hat, und er wird seine Verpflichtungen halten können, weil die einträchtige Stütze, welche er in der Nation findet, ihm die Mittel gewähren wird, denselben zu entsprechen. Er wird zu schwach sein, um Erschütterungen hervorzurufen, und nur stark genug sein, um daheim und mit seinen Nachbaren in Frieden zu leben . . .

„Nachdem der Wahrheit gemäß auseinander gesetzt worden, was die Rückberufung des jungen Napoleon herbeiführen muß, sollen die Hindernisse, welche sich entgegenstellen, ebenso freimütig erörtert werden.

„Sie werden nicht von der Nation, wenn man sie als ein Ganzes nimmt, herrühren; denn sie hegt für ihn nur Zuneigung. Die Franzosen klammern sich an ihren Schmerz, und dieses unschuldige Opfer hat mit allen den Übeln, von denen sie heimgesucht worden, nichts zu schaffen. Es wird nur jene Klasse unlauterer Subjekte gegen sich haben, die in ihrem Privat- und öffentlichen Leben sich ausschließlich von der widerlichsten Selbstsucht leiten lassen. Es ist freilich wahr, daß sie gewissermaßen die öffentliche Meinung beherrschen; allein sie werden nicht zu fürchten sein, wenn diese genug Freiheit erlangt haben wird, um sich zu läutern und zu klären und ihre wahre Macht zu entfalten. Sie wird dann mit dieser Rotte streng ins Gericht gehen, die schon der allgemeinen Verachtung anheimgefallen ist und endlich den verdienten Lohn ihrer zahlreichen Unterschleife erhalten muß. Keine Stimme wird sich zu ihren Gunsten erheben, und dieser Säuberung muß eine Wiedergeburt vorangehen, welche mit ihrem Aufenthalte in der Hauptstadt unvereinbar ist . . .

„In Frankreich geschieht alles gewöhnlich durch Paris; die Provinzen gehorchen, ohne immer zu billigen, und wirken dann auf die Hauptstadt ein, welche sich auf solche Art in fortwährenden Schwankungen bewegt. In dem hier vorausgesetzten Falle werden die Provinzen ihre Zustimmung geben, und nur die Hefe von Paris wird grollen, denn das Volk dieser großen Stadt wird dem jungen Napoleon günstig gestimmt sein.

„Die immer auf Zerstörung sinnenden Elemente in Paris können folgendermaßen eingeteilt werden: Jene, die sich im Angesichte des jungen Napoleon nicht sicher fühlen wegen dessen, was sie sich seinem Vater und seiner Mutter gegenüber zu Schulden kommen ließen, und diejenigen, welche sich den Gegnern ganz einfach deshalb anschlossen, um Unordnungen zu vermeiden, die aber aus dem nämlichen Grunde zur Partei der Regentschaft übergehen würden."

Savary entwirft nun eine sehr ausführliche Schilderung der hervorragenden Pariser Persönlichkeiten, mit denen man in dem von ihm erörterten Falle (der Rückberufung des jungen Napoleon) hauptsächlich zu rechnen haben würde, wobei sein besonderes Augenmerk auf die Anhänger Talleyrands gerichtet ist. Er führt die Personen alle namentlich an, läßt sie der Reihe nach Revue passieren und charakterisiert jeden Einzelnen mit der Gewandtheit und Erfahrung eines wohlbewährten Chefs der Napoleon'schen Kabinettspolizei. Wir unterlassen es, dem Verfasser der Denkschrift auf dieses für damals höchst wichtige und interessante Gebiet zu folgen, da die rein persönlichen Auskünfte heute ohne praktische Bedeutung sind.

„Der Adel," so schließt Savary seine Darstellung, hat in Frankreich keine Bedeutung mehr, außer durch die Staatsämter, die ihm übertragen werden. Nachdem er sich 1789 dem König hingegeben, diente er loyal und offen dem Kaiser, der ihn aus der Verbannung zurückrief und ihm Schutz gewährte. Nach dessen Abdankung schloß er sich wieder aufrichtig dem König an, billigte aber gewiß nicht den Weg, den dieser einschlägt. Wenn er Frankreich zum drittenmal verläßt, wird ihm sicherlich kein Edelmann folgen. Falls es die Wahl zwischen der

Revolution und dem Herzog von Orleans gilt, wird der Adel sich für letzteren entscheiden; da jedoch dieser selbst den Unordnungen kein Ziel setzt, so wird er ohne allen Zweifel den Sohn des Kaisers vorziehen."

So schrieb Savary im Jahre 1818. Und wie richtig er in die Zukunft geblickt, dies haben die Ereignisse von 1830, 1848 und 1851 bewiesen.

Ob man nach der Vertreibung Karls X. in der Wiener Staatskanzlei nicht daran gedacht, den Herzog von Reichsstadt († 1832) als Trumpf auszuspielen, falls die aus der Juli-Revolution hervorgegangene Regierung feindlich gegen Österreich aufgetreten wäre, möge dahin gestellt bleiben; und wer könnte mehr als in bloßen Vermutungen sich ergehen, wie anders im prätendentenarmen Frankreich die Verhältnisse heute bestellt wären, wenn Eugeniens blühender hoffnungsvoller Sohn, der berufenste Napoleonide, nicht bei den Zulu-Kaffern einen ruhmlosen Tod gefunden hätte?

Savary starb am 2. Juni 1833, nachdem er unter Louis Philipp wieder Dienste genommen hatte.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wessenbergs mit Mittermaier.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Mit großer Liberalität gestatteten mir die Söhne des als Jurist und Staatsmann, als Lehrer und Schriftsteller, als Menschenfreund gleich hervorragenden Geheimen Rats Dr. Karl Joseph Anton Mittermaier die Einschau in 53 Briefe, die während der Jahre 1835 bis 1859 sein gefeierter Freund, der Bistumsverweser von Konstanz, Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, an denselben richtete und aus denen der kürzlich verstorbene Historiker Georg Weber einige Notizen für seinen Aufsatz „Bewegung der Geister im Anfang des Jahrhunderts" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 216, 1888) entnahm; auch gestattete mir der Oberbibliothekar der Heidelberger Universitätsbibliothek, die seit 1863 Wessenbergs litterarischen Nachlaß aufbewahrt, die Benützung von 9 Briefen Mittermaiers an Wessenberg, der einzigen Reste einer reichen Korrespondenz, die alle Gebiete in ihren Bereich zog. Ich will nun das Interessanteste aus dem auch heute noch bedeutenden Gedankenaustausche der Gesinnungsgenossen mitteilen und mit gelegentlichen Noten versehen.

Am 10 April 1838 schrieb Wessenberg aus Konstanz an Mittermaier:

„Erscheinungen wie die Kölner Sache [1]) sind betrübend, aber nicht befremdend. Dergleichen Inkonsequenzen und Widersprüche werden noch oft vorkommen, so

[1]) Der Erzbischof Klemens August lag in erbitterter Fehde mit der preußischen Regierung und kam sogar in längere Haft.

lange nicht durch Übereinstimmung der Beteiligten dem Dekretalenrecht ein besseres substituiert wird. Im Jahre 1815 war Gelegenheit, dazu den Grund zu legen. Allein Preußen wie Bayern glaubten, gleich Napoleon früher, für ihre Souveränetät weit weniger von diplomatischen Übereinkünften mit Rom als von einer würdevollen Selbständigkeit der katholischen Kirche in Deutschland besorgen zu dürfen. Jetzt fehlt es ganz an einem ariadnischen Faden, um sich aus dem Labyrinth der Verwirrungen im Kirchlichen und im Verhältnis vom Staat zur Kirche herauszufinden. Das Schlimmste ist, daß seither auch die kirchlichen Studien in manchen Gegenden Deutschlands sich mehr und mehr wieder dem mittelalterlichen System zuwenden."

Nicht nur auf Deutschland, sondern auf die ganze Welt hielt der Apostel der Aufklärung sein mildes Auge gerichtet, zumal die Zustände in Italien beschäftigten ihn lebhaft; so schrieb er Mittermaier am 6. November 1845:

„Inzwischen waren mir Ihre schriftlichen Mitteilungen sehr willkommen. Besonders freut es mich, daraus die Ansichten und Wünsche so vieler wohlgesinnter Männer in Italien in betreff einer heilsamen Verbesserung unserer katholischen Kirchenzustände zu vernehmen." Und auf den Deutschkatholizismus übergehend, fuhr er fort: „Daß das Unternehmen der sogenannten Deutschkatholiken Sie keineswegs anspreche, konnte ich mir denken. Das Leipziger Glaubensbekenntnis[1]) ist ein Luftgebilde ohne alle haltbare Grundlage. Auf ein solches läßt sich ebensowenig als auf irgend ein philosophisches System ein Kirchengebäude, am wenigsten ein volkstümliches, gründen. Wenn sich diese Erscheinung samt ihrer Tendenz nicht mit einer der gegenwärtigen Abteilungen des Protestantismus verschmilzt, so wird sich höchstens daraus eine eigene neue Abteilung desselben entwickeln. Unserer alten katholischen Kirche ist und bleibt sie fern und fremd. Die Grundlagen und Grundeinrichtungen dieser Kirche sind vortrefflich und sie brauchen nur in ihrer Reinheit aufgefaßt und von den trübenden Elementen, die sich nach und nach angesetzt haben, gereinigt zu werden, um in Zukunft immer mehr anerkannt zu werden und stets herrlichere Früchte zu bringen. In meinem Werke über die Konzilien[2]) habe ich dies nach dem beschränkten Maß meiner Kräfte darzustellen gesucht. Zugleich glaube ich aber auch das unabweisliche Bedürfnis einer unaufhörlichen Bekämpfung von Ausartungen und Mißbräuchen oder eines nie erschlaffenden Strebens nach Reform innerhalb der Schranken kanonisch-gesetzlicher Ordnung nachgewiesen zu haben. Nur ein staarblinder oder ganz verblendeter Katholik kann meines Erachtens jetzt die Notwendigkeit einer solchen Verbesserung mancher kirchlichen Zustände bezweifeln, und es kann sich vernünftiger Weise nur darum handeln, in welchem Maße und auf welchen Wegen sie mit dem größten Vorteil für die Religion und ihre Bekenner herbeigeführt werden könne. Für notwendig halte ich sie nicht nur, damit ein tieferer Verfall und ein weiteres Verderbnis im Schoß unserer Kirche selbst, sondern auch damit eine Auflösung des Christentums außer unserer Kirche verhindert und damit Europa

[1]) Das Ergebnis des Konzils der Deutschkatholiken in Leipzig 1845.

[2]) Konstanz 1840, vier Bände.

vor Erneuerung von Religionskriegen und dem Einbruch einer neuen Barbarei bewahrt werde. Wenn Sie mich aber nun, mein trefflicher Freund, auffordern, die Mittel und Wege zu der erwünschten kirchlichen Verbesserung anzugeben, so stellen Sie an mich eine vielumfassende und höchst schwierige Aufgabe. Vor dreißig Jahren wäre sie weit leichter und weniger verwickelt gewesen als jetzt. In der neuen Organisierung einzelner Sprengel und Provinzen der Kirche sind bedeutende Mißgriffe geschehen. In der Behandlung der Kirchensachen von seiten der Staatsregierungen ist eine aller Einheit und Zusammenstimmung ermangelnde Disharmonie eingetreten. Es ist in allen Ländern eine ansehnliche Partei emporgewachsen, welche teils das starre Festhalten an allem Althergebrachten als ausschließlich katholisch verteidigt, teils eine völlige unbedingte Losgerissenheit von allem Einfluß des Staates als das wesentliche Lebensprinzip der Kirche und ihres Klerus in Anspruch nimmt. Endlich hat der ohne Widerspruch der Mächte hergestellte Jesuiten-Orden mit seinen verschiedenen Verzweigungen mittelst seiner bekannten Künste bereits wieder einen Machteinfluß erworben, der sich nicht nur jeder kirchlichen Verbesserung mit Starrheit und Schlauheit widersetzt, sondern auch längst verschwundene Ausartungen und Mißgestalten wiederherzustellen sich bestrebt. Das Ankämpfen gegen diesen Orden, das Ihre italienischen Freunde verlangen, thut allerdings not. Dasselbe wird aber, so lange der Orden Bestand hat, zu nichts führen. Hier tritt wieder der Fall ein wie zur Zeit Klemens XIV. Nur die förmliche Aufhebung kann dem Unwesen abhelfen. Ohne diese Maßregel ist in dem dermaligen Zustand der Dinge keineswegs zu hoffen, daß die anderen Maßregeln zur Herbeiführung einer weisen, echt christlichen und umsichtigen Kirchenverbesserung gelingen und ihr Ziel erreichen werden. Insbesondere gilt dies von den Synoden, deren regelmäßige Abhaltung und zweckmäßige Einrichtung unter allen kanonischen Anstalten sich als das tüchtigste und wirksamste Mittel darstellt, um Verbesserungen zu veranlassen und ihre Vollziehung zu bewachen und zu betreiben. Solche Synoden werden aber, wenn sie auch vom Klerus und von Gemeinden begehrt werden, jetzt schwerlich zustandekommen, wenn nicht die Regenten darauf dringen und dafür die geeigneten Einleitungen treffen. Auch wäre, damit der Erfolg entsprechend ausfalle, nötig, daß die Regierungen, vorerst (wenigstens in Deutschland) gemeinsame Verabredung treffen. — Auch der rechte Gebrauch des juris placeti regii ist unseren Regierungen nicht genug zu empfehlen. Die Geltendmachung desselben gegen die Neuerungen in bezug auf die gemischten Ehen ist das einzige Mittel, um den für die Religion und das friedliche Verhältnis zwischen den verschiedenen Konfessionen nachteiligen Folgen zu begegnen. Der Staat braucht bloß den Neuerungen das Placet zu versagen, um sie dergestalt für kraftlos und unverbindlich zu erklären, und daß er nie zugeben werde, daß ein Seelsorger wegen Einsegnung einer gemischten Ehe bestraft oder gar seiner Pfründe beraubt werde. Die Einsegnung besteht bloß in Ermahnungen an die Eheleute, ihre Berufspflichten gewissenhaft zu erfüllen, und in Gebeten, daß ihnen Gott die Gnade dazu verleihen möge. Die Verweigerung der Einsegnung einer für giltig, auch als Sakrament erkannten Ehe ist daher in meinen Augen ein Akt

der Unduldsamkeit, der dem katholischen Seelsorger den nachherigen Einfluß auf den katholischen Eheteil benimmt oder doch sehr erschwert. Die Befugnis, die Einsegnung an einen Vertrag über die Erziehung der zu hoffenden Kinder zu bedingen, könnte der Staat dem katholischen Seelsorger nicht einräumen, ohne sie auch dem protestantischen einzuräumen. Übrigens ist es klar, daß ein solcher Vertrag nach der Einsegnung von den Beteiligten immer wieder durch neue Übereinkunft abgeändert werden könne. Die Anwendung eines Staatszwanges gegen einen die Einsegnung verweigernden Seelsorger könnte jedoch dadurch umgangen werden, daß die Eheleute angewiesen würden, im Fall einer solchen beharrlichen Verweigerung, nach empfangener Einsegnung von dem Pfarrer des protestantischen Teils, davon dem Pfarrer des katholischen Teils in Gegenwart zweier Zeugen die Eröffnung zu machen, die Eintragung in sein Ehebuch zu begehren und sich eine Bescheinigung, daß dies geschehen sei, geben zu lassen. — Von der Einführung der Zivilehe halte ich nichts. Sie vermehrt nur die Reibungen mit den Kirchenbehörden und kann zur Gleichgültigkeit gegen die Kirche verleiten. In Rheinpreußen besteht sie, hat aber den Kirchenfrieden nicht gefördert. —

Was den Cölibat der Geistlichen betrifft, so wäre es dem Interesse einer wahren Kirchenverbesserung sehr zuwider, wenn ihr dessen Aufhebung wollte vorangestellt werden. Wie könnte man dabei der Verdächtigung, daß es den Reformfreunden unter dem Klerus nur um Weiber zu thun sei, entgehen? Eine gründliche, sittlich religiöse Bildung des Klerus wird ihn vor der Hand am sichersten vor den Inkonvenienzen des Cölibats bewahren. Den Weg zur Priesterehe sollte vorerst die Laisierung solcher Geistlichen bahnen, die den Cölibat zu halten nicht vermögen und daher aus dem geistlichen Stand treten möchten. Dadurch würde dem Skandal ein Ende gemacht, solche Geistliche zum Protestantismus übergehen zu sehen und ein Weib zu nehmen!

Schließlich bemerke ich noch, daß es am zweckdienlichsten sein dürfte, die Gefahr des Umsichgreifens des sogenannten Deutschkatholizismus als Beweggrund für die Leiter in Staat und Kirche, zu einer guten Reform der Kirchenzustände die Hand zu bieten, geltend zu machen.

Alle diese Eröffnungen meiner Ansichten mache ich Ihnen, teurer Freund! bloß im engsten Vertrauen, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Vielleicht finden Sie Anlaß, in diesem Sinn die gute Sache zu fördern. Von Wichtigkeit ist es, daß den Männern von Einfluß bei den Regierungen Interesse dafür eingeflößt werde."

In demselben Geiste äußerte sich Wessenberg am 24. Januar 1846, unter Übersendung einiger Denkblätter an 1845:[1])

„Wir leben in einem Zeitpunkt, wo man mit der Hoffnung, verstanden und nicht mißdeutet zu werden, nur noch für den engen Kreis der Freunde schreiben kann. So wahr dies ist, so bin ich doch weit entfernt, mit timonischer Misanthropie am endlichen Sieg des Besseren zu verzweifeln. Nur darf man im red-

[1]) Solche Denkblätter, Gedichte u. s. w. sandte W. häufig an M.

lichen Streben danach nicht ermüden, wenn gleich keine Aussicht vorhanden ist, daß der Sieg in der nächsten Zukunft erfolgen werde. Die kirchlichen Bewegungen durchkreuzen sich mannigfach, und zwar in so divergierenden Linien, daß ich mich wundern muß, wie man hin und wieder sich in Träume von naher Vereinigung einwiegen kann. Daß bei uns Katholiken die ultramontane Partei nicht nur in Italien, Frankreich und der Schweiz, sondern auch in Deutschland bei weitem die stärkste sei, läßt sich nicht verkennen. Sie wehrt und sträubt sich aus allen Kräften gegen jede unbefangene Beratung über die kirchlichen Zustände und wird täglich kühner in der Verteidigung alles Mißbräuchlichen. Unsere Theologen wetteifern mit einander, hierfür in dialektischer Kunst die alten Scholastiker zu überbieten. Während ultramontane Zeitschriften in Menge erscheinen, die guten Absatz finden, hat das katholische Deutschland jetzt nicht eine mehr, die dem Unwesen entgegen arbeitet. Die mit dem Tode von Pflanz eingegangenen „Freimütigen Blätter," zu denen ich viele Beiträge lieferte, konnten sich nur kümmerlich fortschleppen, obgleich Redakteur und Mitarbeiter kein Honorar bezogen. Am auffallendsten ist, daß die heutige Politik, vorzüglich in ganz katholischen Staaten, sich mit großer, entschiedener Vorgunst den Ultramontanen zuwendet, obgleich diese immer unumwundener eine völlige Losreißung und Unabhängigkeit der Kirche vom Staat in Anspruch nehmen. Alle diese Verhältnisse bieten dem helldenkenden Katholiken nichts Erfreuliches. Und dennoch ist die Hoffnung fest in mir begründet, daß einst der echte, reine Katholizismus obsiegen werde. Nur müssen seine Freunde nicht aufhören, seine Grundsätze in Schutz zu nehmen und ins Licht zu stellen. In Frankreich läßt sich doch hin und wieder eine Stimme in diesem Sinn vernehmen. Der kirchliche Gallikanismus ist noch nicht ganz ausgestorben, obgleich er jetzt selbst unter den Bischöfen wenige warme Anhänger mehr zählt. In der Schweiz wird der Jesuitismus, wenn ihm ein längeres Walten vergönnt ist, alles Licht unterdrücken. Auch in Italien ist die ultramontane Partei, auch unter den Laien, selbst unter den Gelehrten seit dreißig Jahren ungemein angewachsen. Sehr viele scheinen sogar in vollem Ernste von der Erstarkung des Ultramontanismus die politische Wiedergeburt ihres Vaterlandes und seinen Aufschwung zu erwarten!

Indem ich Ihnen im engsten Vertrauen diese Betrachtungen mitteile, wünsche ich Ihre Ansichten zu vernehmen, was in den jetzigen ungünstigen Umständen für die Sache des echten Katholizismus geschehen könnte, ohne sie der Gefahr auszusetzen, ihre Lage noch zu verschlimmern. Vielleicht will die Vorsehung die Übelstände auf den Punkt sich steigern lassen, wo die Regenten sich notgedrungen sehen werden, als Schirmherrn der Kirche zur Verbesserung einen nachdrücklichen Impuls zu geben?"

Und am 3. März d. J. äußerte der feingeistige und bis ins höchste Alter jugendfrische Prälat:

„Mit wahrer Freude entnahm ich Ihrem lieben Schreiben[1]) vom 4. Februar, daß Sie trotz der vielen widerwärtigen Erscheinungen die Hoffnung nicht auf-

[1]) Nicht aufzufinden.

geben, daß in der katholischen Kirche der bessere Geist zuletzt obsiegen werde. Wie haben Sie aber in dieser Beziehung von einem päpstlichen Nuntius etwas erwarten können? Diese Herren sind in der Geistesrichtung alle von einem Schlag, wenn auch einer oder der andere mildere Formen hätte. Der, den Sie kennen gelernt, ist wohl der jüngst abgegangene Nuntius in der Schweiz[1]), der Förderer des hier eingeschlichenen Jesuitismus? Nur ein zweiter Ganganelli[2]) könnte von Rom aus den katholischen Angelegenheiten eine Richtung geben, wie das wahre Interesse der Religion und Kirche sie forderte. Aber Ganganelli steht jetzt bei der Kurie ebensowenig im Geruch der Heiligkeit als Kaiser Joseph II. bei den jetzigen Machtübern in Wien. Eine Schrift über die wahren Bedürfnisse der katholischen Kirche und über ihre eigentliche Aufgabe in unserer Zeit, . . . wäre allerdings zeitgemäß. Nur wäre vorauszusehen, daß die Anführer und Zeloten auf beiden Extremen alle Künste der Verleumdung und Verdächtigung aufbieten würden, um einer solchen Tendenzschrift allen Kredit zu benehmen und ihre Verbreitung zu verhindern. Ich meinerseits wüßte jetzt nichts Anderes vorzubringen, als was ich in meinem Werk von den Konzilien mit den mildesten und schonendsten Ausdrücken zur Beherzigung vorgetragen habe. Ich hoffte den jetzt so sehr mißkannten Wahrheiten auf dem geschichtlichen Wege am besten und unverfänglichsten Eingang und Aufmerksamkeit verschaffen zu können. Von den verschiedensten Seiten wurde aber entgegengearbeitet, um das Werk in übeln Ruf zu bringen, um es nicht aufkommen zu lassen. Vielleicht könnte es von Nutzen sein, wenn Sie . . . in einem Aufsatze . . . einfließen ließen, daß jenes Werk ganz vorzüglich die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdiene, die, jedem Parteigeist fremd und jedem Extrem abhold, eine solche Förderung des katholischen Kirchentums wünschen, wodurch die echt christliche Gesinnung neue Belebung und neue Befestigung erhielte; in jenem Werke sei nämlich mit ungeschminkter Einfachheit und Klarheit der Gang der Entwickelung alles Heilsamen . . und ebenso das Triebwerk der Ausartungen im Schoße der Kirche nachgewiesen; seine aller Übertreibung fern bleibende Darstellung beabsichtige offenbar zu zeigen, daß es der Kirche auch jetzt in ihrem Organismus an Mitteln nicht fehle, um durch kanonische Beseitigung von Entstellungen, Runzeln und Makeln, die das Erzeugnis menschlicher Schwachheit sind, alle Vorwürfe der Gegner thatsächlich zu widerlegen; eine ernste Beherzigung des reichen Inhalts . . dürfte daher auch weit besser als alle polemischen Streitschriften . . . dem Unheil zu begegnen geeignet sein, womit Deutschland sich einerseits durch den um sich greifenden Geist liebloser Unduldsamkeit, andererseits durch ein ungeregeltes Streben nach willkürlichen Gestaltungen des Christentums bedroht sieht. . . Die obigen Gedanken könnten auch an Betrachtungen über die vorjährigen, durch den Jesuitismus veranlaßten Verhandlungen in Frankreich und die neuesten im Reichsrat in München geknüpft werden. Nur müßten solche Betrachtungen sehr zart gehalten sein, um bei der Zensur in Augsburg[3]) Gnade zu finden. Es ist jetzt mehr als je not-

[1]) Girolamo d'Andrea, starb als Kardinal-Bischof am 14. Mai 1868.

[2]) Papst Klemens XIV.

[3]) Für die Allgemeine Zeitung.

wendig, daß jedem Schritt, den man in der Absicht unternimmt, in unserer Kirche das Wahre und Gute zu finden, eine reifliche und umsichtige Erwägung vorangehe. Wir müssen uns sorgfältig hüten, in die Fehler so mancher Anwälte der Freiheit zu fallen, wodurch sie gerade das Widerspiel von dem, was sie beabsichtigen, herbeiziehen . . . In Rom schmeichelt man sich mit der Aussicht auf ein vorteilhaftes Konkordat mit Rußland, in Gefolge der Unterhandlungen mit Nesselrode [1])."

Wie von 1831 bis 1841, so gehörte Mittermaier auch in der stürmischen Zeit von 1846 bis 1848 der badischen Zweiten Kammer an, deren Präsident er 1847 und 1848 wiederum (wie 1833, 1835 1837, 1839,) wurde. Am 14. April 1846 gratulierte ihm Wessenberg zur Wiederwahl in die Kammer und meinte: „Zuversichtlich hoffe ich, daß es Ihrem Einfluß gelingen werde, die Gegensätze versöhnend zu vermitteln. Die Kammer kann im jetzigen Augenblick sehr viel Ersprießliches bewirken und auch für die Zukunft vorbereiten, wenn sie in der ganzen Form ihres Auftretens den Geist der Mäßigung walten läßt und es sich zur Aufgabe macht, alle schroffen Äußerungen zu vermeiden, die für viele verletzend und nur dazu geeignet sind, eine leidenschaftliche Aufregung im Lande hervorzubringen, die dem Wahren und Gerechten nur hinderlich sein könnte. Von Ihrer Seite bringen Sie dem Vaterlande ein Opfer, aber ich zweifle nicht, daß der Erfolg es belohnen werde. Die Klugheit scheint mir zu empfehlen, daß man mit dem Gegenstand der Zittelschen Motion [2]) nicht gleich im Anfang ins Haus hineinstürze. Wenn auch die Erneuerung nicht zu vermeiden sein wird, so sollte sie doch verschoben werden und mit Fernhaltung jeder Bitterkeit in der mildesten Form und so geschehen, daß es jedermann einleuchte, es sei hier von keiner Partei- sondern von einer Rechts-Frage die Rede. Früher hätte ich geglaubt, es wäre am besten, die Regierung komme einer Motion durch Vorlegung eines Gesetzentwurfes vor. Jetzt wird sie sich aber wohl kaum dazu verstehen, weil es nach dem, was vorgefallen ist, schwer hält, einen Entwurf zu machen, der nicht in Gefahr käme, von beiden Seiten angefeindet zu werden. Alles, was bisher über die Frage erschienen ist, diente mehr dazu, dieselbe zu verwirren als sie in ruhiger Klarheit zu entwickeln. Allerdings ist es die Staatsregierung sich und dem Volk schuldig, bevor sie so einen neuen Gast sich einbürgern läßt, zu verlangen, daß er sich selbst als ungefährlich erprobe, sowoh seinem eigenen Wesen nach als auch in Bezug auf die schon bestehende Kirche. Andererseits ist heutzutage jeder Schein von Religionszwang fern zu halten. Was die katholische Kirche betrifft, so hätte sie nach meiner Überzeugung von dem sogenannten Deutschkatholizismus nichts zu befürchten, wenn ihre Vorstände sich nur ohne längeres Zaudern erklärten, alle gesetzlichen Mittel anwenden zu wollen, um alles Mißbräuchliche und Ungehörige in der Kirche zu beseitigen. Leider wird die jesuitische Partei Himmel und Erde bewegen, um dies zu hindern. Noch

[1]) Erst 15. Aug. 1847 erfolgte das Konkordat, das die Kurie wenig befriedigte.

[2]) Motion Karl Zittels für Religionsfreiheit, von ihm 15. Sept. 1845 in der Kammer begründet.

wären aber die Staatsregierungen jetzt imstande, durch enge Verbündung unter sich die Pläne dieser Partei zu zernichten, nur müßten sie damit nicht zögern und mit Entschlossenheit auftreten. Mit Temporisieren und halben Maßregeln ist in Zeiten wie die unsrigen der guten Sache nicht gedient."

Indem er dem Freunde sein Werk über die Konzilien, von dem er oben wiederholt sprach, zustellte, bemerkte Wessenberg am 29. April: „In Bezug auf die katholischen Dissidenten muß, wie mir scheint, das polizeiliche Gesetz, welches die durch die öffentliche Ordnung gebotenen Bedingungen und Schranken bezeichnet, innerhalb welcher der neue Verein gestattet wird, und die Frage wegen der politischen Berechtigungen wohl gesondert werden. Was die letztere Frage betrifft, so stellt sie sich meines Erachtens so: Ob der Staat oder die Staatsregierung befugt sei, Staats- und Gemeindebürger aus dem Grund, daß sie dem Leipziger Bekenntnis beitreten, der politischen Rechte, welche sie besitzen, verlustig zu erklären? Dies ist eine bloße Rechtsfrage und keine theologische."

Hierauf antwortete Mittermaier aus Karlsruhe am 15. Mai, unter herzlichem Danke für das „herrliche Werk":

„Unsere hiesigen Verhältnisse sind bisher noch immer erträglich und lassen hoffen, daß wir zur Verständigung mit der Regierung kommen können. Ich bin als Präsident gewählt, aber von den stockministeriellen Mitgliedern, besser von denjenigen, die durch jene unsichtbare Regierung geleitet werden, habe ich keine Stimmen erhalten. Heute habe ich eine Antrittsrede gehalten und habe darin meine Überzeugung aufrichtig ausgesprochen. Sehr begierig wäre ich zu wissen, ob Sie mit meiner Rede zufrieden sind. Der Fehler der Opposition war nur die Leidenschaftlichkeit, mit der sie die Forderungen übertrieb, die Gegner oft schwer verletzte und zurückstieß. Ich bin überzeugt, daß die Intelligenz auf Seite der Opposition ist, daß sie in den meisten Forderungen recht hat. Ich habe wieder aus der letzten Unterredung mit dem Großherzog[1]) mich überzeugt, welche wohlwollenden Gesinnungen er hat und daß er die Verfassung halten will; das Unglück ist, daß von außen auf ihn eingestürmt wird und im Innern Personen, die es nicht gut mit dem konstitutionellen Leben meinen, auf ihn Einfluß zu gewinnen suchen. Mein Hauptstreben ist, dahin zu wirken, daß in der Kammer keine verletzenden, höhnenden Äußerungen fallen und daß alle das Volk aufregenden Motionen wegen des Religiösen ebenso vermieden werden als unzeitige, das jetzt Unerreichbare fordernde Anträge. Ich habe Hoffnung, daß es möglich ist, dies durchzuführen. Die Frage, die Verhältnisse der sogenannten Deutschkatholiken betreffend, kommt nicht bei einer Motion, sondern nur bei Petitionen der Deutschkatholiken vor. Ich erfuhr heute, daß die Dissidenten vorzüglich den Vorbehalt des Rechts auf Teilung des katholischen Kirchenvermögens zur Sprache bringen wollen; hier aber bin ich entschieden gegen jedes solche Recht. Dies wird in der Kammer Kämpfe geben."

Die Bewegung der Geister führte in Heidelberg zu dem Gedanken, eine neue liberale Zeitung zu gründen, und sofort wandte sich Mittermaier in dieser Sache am 11. Januar 1847 an seinen Freund:

[1]) Leopold.

„Ich erlaube mir in der Anlage ein Exemplar des Prospektus einer neuen Zeitung zu übersenden, welche die Überzeugung in das Leben ruft, daß unsere Presse größtenteils nur den Übertreibungen dient und nicht jene Würde an sich trägt, welche sie haben sollte und könnte. Freunde des Vaterlandes und der Wahrheit, Feinde der Übertreibung haben sich zu einer Zeitung verbunden; Gervinus, Hoeffen, Dahlmann, Schlosser, Welcker, ich und viele übernehmen die Direktion.

Aller Augen sind auf Sie gerichtet, und im Namen der Unternehmer habe ich Sie zu bitten, nicht bloß hie und da wenigstens mit Artikeln die Zeitung zu beehren, sondern uns zu gestatten, daß wir unter den fünfzehn Männern, welche die zensorische Direktion übernehmen, Sie nennen. Es ist hier nicht von einer gewöhnlichen Zensur, sondern von einer Oberaufsicht die Rede, sodaß die Männer, wenn sie bemerken, daß die Zeitung ihrem Geist untreu wird, gegen die Redaktion es rügen, Bemerkungen machen und moralische Bürgschaft der Würde des Blattes geben. Ich bürge Ihnen dafür, daß Sie in keine unwürdige Gesellschaft treten und daß ich mit aller Kraft wirken werde, daß der Parteigeist, der religiöse, philosophische oder politische Radikalismus nicht des Blattes sich bedienen könne. . .

Von Italien habe ich merkwürdige und meist erfreuliche Nachrichten. Leider hat der letzte Landtag meine Gesundheit ganz untergraben. Es sieht in der Welt sonderbar aus; es lebt sich schwerer als einst, und wer es redlich meint, kann den Verdächtigungen nicht entgehen."

Hierauf antwortete Wessenberg am 18. Januar:

„Ihr Prospektus ist mir ein wertvolles Angebinde auf das neue Jahr. Er ist reich an großen, guten und deutschpatriotischen Ansichten. Von einem Blatt, das allen darin aufgestellten Forderungen genügte, sollte man denken, es werde unfehlbar die herrlichsten Wirkungen hervorbringen müssen. Dennoch kann ich Ihnen den bescheidenen Zweifel nicht bergen, ob in Deutschland die Zeit schon gekommen sei, wo eine solche, jeder Geldspekulation und allem Parteigeist fremde Erscheinung in unserem lieben Vaterlande die erwünschte Aufnahme und Würdigung sich mit einiger Zuversicht versprechen könnte. Oder worauf glauben Sie wohl, teurer Freund, die Hoffnung gründen zu dürfen, in unserem Staatenbund, dessen einziges Einheitsband in einer gemeinsamen Wehrverfassung und einer Art gemeinsamer Polizei-Aufsicht besteht, mittels eines noch so gut redigierten Zeitungsorgans einen auf den Sinn für Recht, für Wahrheit, für gesetzliche Freiheit und für Gemeinwohl begründeten politischen Geist wecken, verbreiten und unterhalten zu können? Es gab Augenblicke im kräftigen Mannesalter meines Lebens, wo ich mich, freilich stets mit Maß, einer Hoffnung dieser Art hätte hingeben können. Jetzt, wo kälteres Blut in meinen Adern rollt, wo die durchgemachte Schule herber Prüfungen und schmerzlicher Erfahrungen mich gelehrt hat, vor jeder Art von Illusion auf der Hut zu sein, habe ich es mir zum Gesetz machen müssen, meine Anforderungen an die Menschen und meine Erwartungen von ihnen sehr herabzustimmen. Dabei bin ich zwar weit entfernt,

die Hoffnung und Aussicht auf eine dereinstige durchgängige Verbesserung der deutschen Zustände und auf ein einiges, nach einem großen Ziele hinstrebendes deutsches Vaterland aufzugeben. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß alle unbefangenen deutschen Biedermänner, die mit Einsicht guten Willen verbinden, sich mit einander mehr und mehr verständigen sollten, durch einmütiges Streben innerhalb des ihnen zugeschiedenen Wirkungskreises diese schöne Zukunft Deutschlands vorzubereiten. Dies kann von jedem dadurch geschehen, daß er in seiner Heimat nach Kräften das Rechte, Wahre und Gute persönlich zu fördern sucht und auch auf dem Wege der Belehrung und des Unterrichts und der litterarischen Thätigkeit den gleichen Zweck verfolgt. Hingegen muß ich sehr bezweifeln, ob die nämlichen Männer iu den jetzigen Verhältnissen imstande sein würden, zwischen den so vielseitig geschiedenen und an Bildung und geistigen Richtungen verschiedenen Bestandteilen Deutschlands mittelst eines noch so besonnenen und würdig abgefaßten Zeitungsorgans eine politische Vereinigung herbeizuführen. Selbst in England und Frankreich, wo das politische Leben weit mehr als bei uns vorangeschritten ist, stehen alle demselben gewidmeten Zeitblätter im Dienst einer oder der anderen Partei, und schwerlich wird dort ein Staatsmann oder politischer Schriftsteller der Hoffnung Raum geben, durch ein auf Vereinigung aller Parteien hinarbeitendes Blatt eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. In Deutschland aber, wo das politische Leben erst im Stadium von Lehrjahren sich befindet, scheint es mir noch mehr als in jenen beiden Ländern Bedürfnis, daß die Parteien durch offene Bekämpfung ihrer Ansichten auf der Tribüne sowohl als in Druckschriften dieselben gegenseitig berichtigen, bevor auf andere Weise mit Erwartung eines im großen entsprechenden Erfolges eine wahre Verständigung versucht werden kann. Die Herstellung eines einigen großen Reiches in Deutschland ist in meinen Augen zur Unmöglichkeit geworden. Eine solche Herstellung mehr dem Namen als der Sache nach mit Titeln und Formen ist wohl von einigen 1814 in Antrag gebracht worden, hätte aber den Deutschen weit mehr Nachteil als Vorteil bringen müssen. An dergleichen Schatten der Vorwelt haben wir bei uns ohnehin schon übergenug. Im ganzen mögen dermalen die geistige Bildung, die wahre Freiheit und die Förderung von Humanitätsanstalten durch die Abteilung in mehrere souveräne Gebiete eher gewinnen als verlieren. Dabei darf aber freilich nie der höchstwichtige Umstand aus den Augen gesetzt werden, daß zwei große Potentaten, deren Reiche nach eigenen Interessen verwaltet werden, die vorsitzenden Mitglieder des deutschen Staatenbundes sind. Dürften wir uns wohl mit der Hoffnung schmeicheln, daß die nach den schönen, humanen und patriotischen Andeutungen des Prospektus geschriebene „Deutsche Zeitung" zu gleicher Zeit des Beifalls und des Schutzes dieser beiden großen Mächte sich würde zu erfreuen haben? — So weit meine Kenntnisse reichen, wäre zwar die große Mehrheit der gebildeteren Bevölkerung in Österreich sowohl als in Preußen, zumal der in beiden Staaten so bedeutende Mittelstand für Grundsätze, Ansichten und Gesinnungen, deren Förderung die „Deutsche Zeitung" beabsichtigt, sehr empfänglich, wofern sie nicht durch Maßregeln von oben an ihrer geistigen Ent-

wickelung behindert wird. Verhehlen dürfen wir es uns aber auch nicht, daß die Regierungen beider Reiche noch keine solchen Beweise von entschiedener Neigung für die Verwirklichung dessen, was die Deutsche Zeitung beabsichtigt, kund gegeben haben, die für den Erfolg ihres Unternehmens zu einiger Bürgschaft dienen könnten. Bisher hat es vielmehr den Anschein, als werde von jenen beiden Regierungen die Grundlage und der Stützpunkt ihrer politischen Einigkeit in der Übereinstimmung gesucht, daß der Trieb ihrer Völker nach größerer Entfaltung politischer Freiheit in engen Schranken gehalten werde. Was dürfen unsere in Süddeutschland auf repräsentative Verfassungen gesetzlich begründeten Volksfreiheiten von Preußens Regierung Ersprießliches erwarten, solange sie selbst weder den Willen noch den Mut an den Tag legt, ihre Völker unter die Ägide ähnlicher Verfassungen zu stellen? Würde dies einmal in Preußen in rechter Weise geschehen, so würde auch den österreichisch-deutschen Staaten die gleiche Wohlthat wenigstens annäherungsweise schwerlich lange versagt bleiben. Und dann erst wäre meines Ermessens der Zeitpunkt vorhanden, wo ein Unternehmen wie das von Ihnen in edlen Zügen entworfene allgemein als den Verhältnissen angemessen erscheinen, mithin die Zustimmung der großen Mehrheit in ganz Deutschland gewiß erhalten würde. Damit Deutschland eine einige, in sich starke Nation werde, ist es allerdings von Wichtigkeit, daß . . mit Ernst auf Vereinigung (dem Wesen nach) in der Rechtsverwaltung, in dem Prinzip religiöser Duldsamkeit und in der Festhaltung eines richtigen und gedeihlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hingearbeitet werde. Wie wenig Aussicht bietet sich aber noch gerade jetzt zu dieser dreifachen Vereinigung! — Was hingegen die Verhältnisse des deutschen Bundes zum Ausland betrifft, so würde auch im günstigsten Fall die Berührung derselben in der Deutschen Zeitung sich auf wenige Punkte beschränken müssen, und zwar glaube ich, allein auf Handel und Wehrverfassung. In Ansehung des Handels bin ich meinerseits der Überzeugung, daß es nur ein nachhaltiges Lebensprinzip für ihn geben könne, nämlich — die Freiheit. Mauten und hohe Schutzzölle sind drückende Hemmketten seines naturgemäßen Aufschwunges und dauernden Flors, welche darauf beruhen, daß alle Länder gegenseitig ihre in einem jeden in vorzüglicher Güte erzeugten und verarbeiteten Güter oder Waren austauschen. Bei solchem freien Austausch würden alle Länder gewinnen; die in jedem seiner Lage und seinen Umständen gemäße Produktion erhielte die gerechteste Aufmunterung; alle mit hohen Zöllen unvermeidlich verbundenen, den wahren, soliden Wohlstand und die Freiheit durch Monopole und die Moralität durch Schmuggel gefährdenden Mißstände würden . . beseitigt, die Staatsfinanzen aber würden in der Erhebung niederer, mit wenigen Kosten und ohne Plackereien aufzubringender Zollansätze ein hinreichendes und vor Wechselfällen gesichertes Einkommen beziehen können. Auf allmähliche allgemeine Verwirklichung einer solchen Handelsfreiheit sollte . . mit allem Nachdruck, mit gründlicher Beredsamkeit hingewirkt werden. Sie allein kann der Menschheit dauerndes Heil bringen, sie allein den Frieden der Staaten verbürgen und sie zugleich vor den immer bedrohlicher

werdenden Gefahren der Verarmung in den unteren Volksklassen beschirmen. Was sodann die Wehrverfassung angeht, so läßt sich nicht verkennen, daß für ihre Verbesserung in den meisten deutschen Bundesstaaten viel Treffliches geschehen sei. Dieses sowohl als der Bau zweckmäßiger Festungswerke zum Behuf der Verteidigung gegen auswärtige Feinde verdient den Dank aller wahren Vaterlandsfreunde. Noch zu manchen besseren Einrichtungen kann . . Anstoß . . gegeben werden. Das Deutsche Blatt entspricht seiner Bestimmung, wenn es gelegenheitlich für alles, was der Wehrverfassung Deutschlands förderlich sein kann, die Teilnahme zu erregen trachtet. Es ziemt ihm aber auch dahin zu wirken, daß Einrichtungen getroffen werden, um zu verhindern, daß die in Friedenszeiten dafür zu verwendenden Kosten und Anstrengungen nicht die Kräfte und den Mut aufzehren möchten, die im Fall eines gerechten Bundeskrieges in Anspruch genommen würden, indem dafür eine aufopfernde Begeisterung aller Klassen das wesentlichste Erfordernis, die stärkste Bürgschaft des Gelingens ist.

Auf Gefahren, die vom Ausland her sich zeigen, die Aufmerksamkeit zu lenken, kann sehr verdienstlich sein, und selbst die alberne Vorliebe für das Ausland verdient mit Ernst und Witz zurechtgewiesen zu werden. Hingegen gehässige Gesinnungen gegen das Ausland in die deutschen Gemüter zu streuen, wäre eines der Belebung deutschen Sinnes, deutscher Vaterlandsliebe geweihten Blattes unwürdig. Wohl aber wird es ihm anstehen, sich die Berichtigung falscher oder schiefer Urteile des Auslandes, Abwehr jeder Schmach von dieser Seite, aber auch Übung der Gerechtigkeit gegen Vorzüge und lobwürdige Bestrebungen und Einrichtungen fremder Länder und die Ermunterung der Deutschen, sich dieselben anzueignen, zum Geschäft zu machen. Nationalhaß gegen benachbarte Völker und Reiche könnte den deutschen Staaten nicht nur nicht frommen, sondern sie weit mehr als andere großer Gefahr bloßstellen, indem er ehrgeizigen Absichten großer Mächte Vorwand . . darbieten würde, den deutschen Bund, der doch seinem Wesen nach nur zur tapferen gemeinsamen Verteidigung gestiftet ist, zum Zielpunkt zu wählen, um seine Einigkeit zu untergraben und seine Auflösung herbeizuführen. Die ganze Beschaffenheit und Lage der deutschen Bundesstaaten bringen es mit sich, daß ihre Häupter alles sorgfältig zu vermeiden haben, was sie durch tiefe Verflechtung in die Politik der Mächte Europens in die mißliche Stellung bringen könnte, unvermerkt das Werk- oder Spielzeug ihrer Entwürfe abzugeben. Noch eine Bemerkung sei mir erlaubt! . . . In Hinsicht des Machteinflusses von Österreich in Italien kann ich nicht begreifen, warum man ihn in Deutschland Österreich zum Vorwurf machen könne. Dieser Machteinfluß gereicht ja rebus sic stantibus gerade Deutschland zum größten Vorteil. Hätte ihn Österreich nicht, so ginge er an Frankreich über (wie dies schon ein paarmal der Fall war). Wie gefährdet wäre dann nicht die Lage Deutschlands! —

Die Stellung des Deutschen Blattes unter die Zensur eines Vereins von achtungswürdigen Deutschen ist eine schöne, humane Idee. Doch läßt sich nicht verkennen, daß die Ausübung einer solchen Zensur bedeutenden Schwierigkeiten

begegnen dürfte, zumal sie einer Verantwortung gegenüber den staatlichen Zensurbehörden sich nicht wohl entziehen könnte. —

Was nun aber meine persönliche Teilnahme am Deutschen Blatt betrifft, so finde ich mich zwar durch Ihre Einladung und Anträge sehr geehrt, muß mich aber für ganz ungeeignet . . bekennen, denselben . . zu entsprechen. Zu diesem Bekenntnis nötigen mich alle meine Verhältnisse. Ich weiß und muß als redlicher Mann billig bedenken: quid valeant humeri, quid ferre recusent. Nicht einmal Beiträge könnte ich zum voraus mit Zuversicht versprechen. Der Wille wäre wohl vorhanden, aber zum Vollführen gebricht viel. Schon meine sehr isolierte Lage dahier macht mich . . ungeeignet. Übrigens halte ich eine bescheidene Mitwirkung zur Veredelung des Kirchentums und zur besseren Gestaltung seiner Beziehungen zum Staat für die einzige Aufgabe, zu deren Lösung ich dermalen noch hin und wieder ein Wort mitsprechen kann, das vielleicht einigen Einfluß sich versprechen darf."

Einen Mitarbeiter von solcher Geistesschärfe, so kerndeutschem Sinne, so hoher Moral und solchem Ansehen bei den Edelsten der Nation mochte der geistesverwandte Mittermaier bei der Deutschen Zeitung nicht missen; darum erneuerte er am 12. Februar „im Namen seiner Spezialkollegen" Gervinus, Hoeffen u. A., seine Aufforderung, unter die Mitglieder der zensorischen Direktion eintreten zu wollen und suchte ihn wegen des anrüchigen Klanges des Wortes Zensor zu beruhigen:

„Es ist nicht von einer Zensur, sondern nur davon die Rede, daß gewisse Männer, deren Namen bei jedem Wohlgesinnten den besten Klang haben, wo an den Namen eine Autorität sich knüpft, eine Überwachungsdirektion in dem Sinne übernehmen möchten, daß sie, ohne in einem Kollegium vereinigt zu sein, da wo sie bemerken, daß die Richtung der Aufsätze, der Ton, . . der Aufgabe und dem Geist der Zeitung widerspricht, der Redaktion dies bemerklich machen. In diesem Sinne ist schon viel gewonnen und Vertrauen wird eingeflößt. Die Männer, welche diese Direktion bilden und Erlaubnis geben, ihre Namen zu nennen, sind Graf Giech, Graf Schwerin in Pommern, Baron Lerchenfeld, ein Baron von Schön in Preußen, Klauseman in Aachen, Wilda in Breslau, Beseler in Holstein und A. in Greifswald, Schlosser in Heidelberg.

Die Gesellschaft ist keine unehrenhafte; aber ohne Ihren Namen, der jedem Deutschen teuer ist, hat sie eine Lücke . . Mühe macht Ihnen die Sache nicht, aber Ihr Name fördert; und da ich die kirchlichen Artikel (ich bin Spezialredakteur für Gesetzgebung und Verwaltung) vor der Aufnahme prüfe, so ist mir unendlich viel daran gelegen, von Ihnen überwacht zu werden.

So viele Ehrenmänner, an deren Beitritt als Mitarbeiter ich nicht zu denken wagte, haben zugesagt. Die Würde des Tons, die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit der Entwicklung, ohne der Klarheit zu schaden, sollen einen Eindruck machen. Überall regt sich ein neuer Geist. So homöopathisch kurz die preußische Verfassung[1]) zugemessen ist, so wird sie doch gut wirken, wenn die Stände es

[1]) Königliches Patent vom 3. Februar 1847.

verstehen, die Macht zu brauchen. Weniger erfreulich sind manche kirchliche Erscheinungen. Diese sogenannten freien Gemeinden gefallen mir nicht. Mich schaudert es vor der Glaubenslosigkeit, die immer weiter sich verbreitet."

Wessenberg aber blieb bei der Ablehnung[1]) und äußerte sich am 19. Februar:

„Weil Gervinus Mitarbeiter der Deutschen Zeitung ist, so werden viele die Vermutung hegen, daß diese weitere Entwickelungen der von Gervinus über die Deutschkatholiken veröffentlichten Ansicht enthalten werde. Diese Ansicht teilen, so viel ich weiß, nur wenige und mir scheint, die Deutsche Zeitung werde am besten thun, sich mit der inneren Entwickelung des Deutschkatholizismus nicht zu befassen.

In Hinsicht der Religion haben wir jetzt vorzüglich die Verachtung alles Glaubens an göttliche Dinge, das Setzen des Buchstabens an die Stelle des Geistes und bloßer Formen an die Stelle der Gesinnung und die pharisäische Heuchelei in allen Gestaltungen zu bekämpfen."

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Seeschiff in Berlin.

Von

Vizeadmiral Batsch.

Ein Sohn Albions, der sich des Gedankens britischer Alleinherrschaft zur See noch nicht entwöhnt hatte, machte einem deutschen Freunde die Bemerkung, an deutsche Kolonial-Politik wolle er nicht glauben, bis der Sitz der Reichsregierung sich in Hamburg befinde. So scherzhaft die Äußerung klang, so beharrte er doch bei der Behauptung, daß sie vollkommen ernsthaft gemeint sei. Nun und nimmer wolle er glauben, daß die See dem Deutschen eine zweite Heimat werden würde, und auch die berühmten Überlieferungen der alten „Hansa," sie lägen zu weit zurück und könnten an dem Schwerpunkt des Seehandels, wie er heute liege, nichts ändern. Es sei zwar ein Lieblings-Thema des Durchschnitts-Deutschen, über die großen Fortschritte zu sprechen, die der Seehandel des deutschen Reiches in den letzten Jahrzehnten oder in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gemacht habe; das brauche man auch gar nicht zu bestreiten und könne die guten Allemannen darin in ihrem Glauben belassen; thatsächlich komme es nicht in Vergleich mit dem britischen Monopol. Wie könne Deutschland überhaupt daran denken, dem Abbruch zu thun? Wo, so fragte er, wären denn die Häfen, die zugänglichen Küsten, die für den Seehandel so bequemen und so notwendigen Stapelplätze, wie die Küsten des vereinigten Königreichs sie aufwiesen? Alles das

[1]) Häufig sandte er jedoch durch Mittermaier Artikel in die nach kurzer Dauer eingehende Zeitung.

mache es dem Deutschen unmöglich, an die Erleichterungen zu denken, deren der Seehandel wie kein anderer bedürfe. Denn der Grundsatz „facilities make trade“ sei der maßgebende für die gesunde Entwickelung des See-Verkehrs, und dieser Grundsatz müsse in Deutschland nicht minder wie in Großbritannien der maßgebende sein. Auch den berühmten Nordostsee-Kanal, so meinte er, könne er nicht gelten lassen, denn er sei in viel höherem Grade eine Erleichterung des Verkehrs zwischen den nordischen Reichen und dem näheren und entfernteren Westen, wie den vereinigten Staaten, als daß man ihn ein Verkehrsmittel für das deutsche Reich nennen könne. Wenn man wolle, dürfe man sogar annehmen, daß gerade dieser Kanal nur geeignet sei, den deutschen Eisenbahnen und den Binnenlands-Wasserstraßen einen Teil ihres Verkehres zu entziehen. Dazu komme noch der Umstand, daß nicht nur die Stadt Bremen, sondern, was noch mehr sagen wolle, das bedeutende Frankfurt a./M. seit einiger Zeit Seehäfen geworden, was nur dazu beitrüge, den gesamten süddeutschen Ein- und Ausfuhr-Verkehr dem östlichen Teil des Reiches ganz zu entfremden. Der strategische Wert des Kanales, so meinte er, sei anzuerkennen, vorausgesetzt, daß die Deutschen sich entschlössen, durch den Bau einer wirklichen Flotte zur See stark zu werden; bei einer auf das Mikroben-Wesen des Torpedokrieges gegründeten Marine-Politik sei auch der Kanal nicht von besonderem Nutzen; für jeden maritimen Feind des deutschen Reiches werde Dänemark immer ein willkommener Rückhalt sein, und damit sei die natürliche Blokade-Macht des Kanales gegeben. Indes: möge dem sein, wie ihm wolle, für den Handel des deutschen Reiches habe jener Kanal nicht entfernt die Bedeutung, die man ihm gewöhnlich zumesse.

Vor allem, so fügte er hinzu, werde der Grundsatz „facilities make trade“ in den Wasserstraßen des Landes vernachlässigt, ja, noch mehr, über den Nutzen der Wasserstraßen sei man von einer klaren Überzeugung weiter entfernt denn je. Für das Eisenbahnnetz sei ungemein viel geschehen, auch habe die preußische Verstaatlichung des Betriebes zur Ausnutzung derselben nicht unerheblich beigetragen; andererseits haben diese dem Gedanken Eingang verschafft, als könne eine ausgedehnte, gut verzweigte Herstellung von Nebenbahnen ein Kanalnetz völlig ersetzen. Wie sehr man darüber im Unklaren sei, habe die Ablehnung des Rhein-Ems-Kanales im preußischen Landtag gezeigt. Daß es nur das Herrenhaus gewesen, war für den Sohn Albions eine zu feine Unterscheidung, seiner Einbildung lag es zu fern, daß „Lords“ und „Commons“ in einer solchen Frage auseinander gehen sollte. Indessen erkannte der britische Freund an, das Mißverständnis sei nun erledigt und die Verbindung des Rheines mit der Ems durch einen Kanal, der die rheinischen Häfen mit dem Seehafen Emden in Verbindung bringen, ziemlich gesichert; dann fehlt aber immer noch eine Verbindung der Ems mit der Weser, sowie eine Verbindung der letzteren mit der Elbe, der Oder, der Weichsel, wie überhaupt eine von Osten nach Westen durchgeführte Wasserstraße.

Sehr stichhaltige Einwände waren den Bemerkungen nicht sonderlich entgegenzusetzen; es ist namentlich nicht zu leugnen, daß über die Bedeutung der Wasserstraßen im Vergleich mit den Eisenbahnen, selbst in deutschen Handelskreisen,

die Meinungen keineswegs ganz geläutert sind. Das ist um so auffallender, wenn man die Anstrengungen in Betracht zieht, die in der Ausdehnung der Wasserstraßen in anderen Ländern gemacht werden. So hat Rußland schon jetzt ein Netz von Kanälen wie wenig andere Länder in Europa, und es wird keiner zu großen Frist bedürfen, bis Rußland imstande ist, sich in dieser Beziehung nicht nur mit Amerika, den Vereinigten Staaten, sondern auch mit China in Vergleich zu stellen. Bekanntlich ist das „himmlische Reich der Mitte" dasjenige, welches das ausgedehnteste Netz nicht nur natürlicher, sondern auch künstlicher Wasserstraßen besitzt. Es möge dahin gestellt sein, ob die russische Regierung auf den ihr vorgelegten Plan einer Verbindung des Schwarzen Meeres mit der Ostsee eingehen wird; das Projekt folgt dem Laufe des Dnjepr, verbindet dessen oberen Lauf mit der Düna und folgt dann dieser Wasserstraße in den Busen von Riga; ein direkte Verbindung des Asow'schen Meeres mit dem Hafen von Odessa mittelst Durchschneidung der Landenge von Perekop ist schon im Werke, und eine Verbindung des kaspischen mit dem schwarzen Meer ist in Aussicht genommen. Eine vorläufige Genehmigung soll die Regierung dem Projekt auch schon erteilt haben. Die Anregung ist von russischen Kaufleuten und Geldmännern in Rostow ausgegangen, und mit der Ausarbeitung und Inangriffnahme der Sache sollen einige französische Ingenieure beschäftigt sein. Danach ist es im Werk, einen Kanal von 85 km herzustellen, der etwa in der Gegend von Tzaritzyn und Kalatschew den unteren Lauf der Wolga mit dem des Don verbindet. Der Kanal soll in seinen Abmessungen hinreichend groß und tief sein, um Schiffe von 5—600 Tons zu tragen, die den Kanal in etwa 70 Stunden passieren können. Das Bau-Kapital ist auf etwa 80 Millionen Franks veranschlagt. Nur wenige Unternehmungen sind im Lauf der Jahre auf soviel Widerstand gestoßen wie die Herstellung einer für große Schiffe gangbaren Verbindung zwischen der Newa und Kronstadt; heute ist es eine vollzogene Thatsache; in einer Länge von 30 Werst hat der neue Kanal eine Tiefe von 22 Fuß, mit einer Sohlenbreite auf die ersten 4 Werst von 30 Faden, auf die nächsten 4³/₄ Werst 40 Faden und die übrigen 17³/₄ Werst 50 Faden. Das ganze Werk hat 10266000 Rubel gekostet. Der durch diesen Kanal für Petersburg geschaffene schiffbare Raum ist genügend, daß 60—70 Dampfschiffe sich gleichzeitig darin bewegen, laden und löschen können. Kronstadt selbst wird mit der Zeit als Handelshafen eingehen, weil der dort verfügbare Raum von den wachsenden Bedürfnissen der kaiserlichen Flotte in Anspruch genommen wird. Dazu treten noch die Entwürfe zu dem Kanal von Perekop, der das Asowsche Meer mit dem westlichen Teil des schwarzen Meeres verbinden, 118 km lang sein und 69 Millionen Mark kosten soll, sowie ferner der Entwurf zu einem Weißmeer-Onega-See-Kanal, der die Ostsee direkt mit dem weißen Meer und besonders dem Hafen von Archangel zu verbinden bestimmt ist, eine Idee, welche schon Peter der Große seiner Zeit angeregt hatte. Die Ausführung dieses Kanals soll mit nicht mehr als 14 Millionen Mark Kosten verknüpft sein, weil viele zwischenliegende Seen benutzt werden können.

Auch in Österreich wird den Interessen der Binnenschiffahrt von Jahr zu Jahr größere Bedeutung beigelegt. Auf die Erhaltung des Fahrwassers in der Sulina werden jährlich ziemlich bedeutende Summen verwendet, und heute ist auch die Regulierung der Donau in der Gegend des eisernen Thores, die Umgehung der Stromschnellen durch Herstellung eines Kanals beschlossene Sache.

Mit nicht weniger Eifer wird auch in Frankreich die Entwickelung und Ausdehnung der Wasserstraßen betrieben, und auch hier handelt es sich darum, dem Seeschiff den Weg in das festländische Gebiet zum engeren Anschluß an die Binnenschiffahrt zu öffnen. Mittelst des Kanales „des deux mers“ will man den Meerbusen von Biskaya durch die Gironde und Garonne von Bordeaux bis Narbonne mit dem Meerbusen von Toulon verbinden und damit den Canal du midi durch einen Seekanal ersetzen. Derselbe wird 525 km lang, 9 m tief, erhält 38 Schleusen und ist auf 650 Millionen Francs veranschlagt. Es besteht neben diesem Plan auch die Absicht eines vom englischen Kanal nach dem Mittelmeer gehenden Nord-Süd-Kanales, der über Paris und Lyon nach Marseille geht, der aber dreimal so lang sein würde wie der oben erwähnte Kanal des deux mers. Die im Verhältnis zu seinem Staatshaushalt größesten Anstrengungen hat Preußen für die Regulierung des Rheinstromes gemacht. Abgesehen von dem seitens der anderen Uferstaaten, wie Baden, Bayern, Hessen und Holland darauf verwendeten Summen hat Preußen allein seit dem Jahr 1616 55629295 Mark für die Stromregulierung ausgegeben; im ganzen sind mit Einschluß der anderen Staaten seit jener Zeit über 210 Millionen Mark darauf verwendet worden. So hat die Elbe seit dem Jahr 1860 allein dem preußischen Staat 44442110 Mark, die Weser seit 1874 6217007 Mark, die Oder seit 1816 42480543 Mark, die Memel seit 1853 9899170 Mark gekostet, es sind somit, wie eine Korrespondenz der „Neuen Freien Presse“ von Wien im August dieses Jahres konstatierte, von Preußen allein im Laufe dieses Jahrhunderts für Stromregulierungen mehr als 400 Millionen Mark ausgegeben worden.

Man hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, den Beweis zu liefern, wie bei einer verständigen Einrichtung von Neben- und sogenannten Schleppbahnen, bei dem Übergang von Eisen zu Stahl in der Herstellung der Schienen, bei der wachsenden Kohlenausbeutung, dem Schienenweg der Vorzug zu geben sei vor dem Kanal. Die Beweisführung trifft aber nicht zu, und die Behauptung, die Tage der Kanalfahrt seien gezählt, ist nicht für bare Münze zu nehmen; sie ist das umsoweniger, als sie von einem Haupt-Eisen-Interessenten stammen soll. Die Mehrheit der Sachkundigen neigt nach wie vor zu der Überzeugung, daß die Fortbewegungskosten für Massengüter auf dem Wasserwege niedriger sind; der Transportbetrieb ist einfacher und braucht weder vom Staat noch von einer geschlossenen Gesellschaft, sondern kann in ganz ungebundener Konkurrenz betrieben werden. Dies letztere ist ein Umstand, der vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt nicht zu unterschätzen ist. Im Vergleich mit dem Schienenweg tritt dazu noch der besondere Umstand, daß der Kanal einen fortlaufenden Hafen darstellt, der an jeder beliebigen Stelle zum Löschen und Laden und von Fahrzeugen der

verschiedensten und beliebigsten Art benutzt werden kann. Zu einer Zeit, wo die „intensive“ Entwickelung der Landwirtschaft eine Tagesaufgabe bildet, darf man auch nicht übersehen, daß es kein besseres Ent- und Bewässerungsmittel giebt als den künstlichen Wasserweg.

Sehr richtig führt Dr. Meitzen in einem im Schmoller'schen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft“ erschienenen Aufsatz an, daß im allgemeinen und wesentlichen die Gesamtkosten der Kanalfracht nicht über $^3/_4$ der niedrigsten, von den Bahnen noch ohne eigenen Schaden gewährten Tarifsätze betragen dürfen, daß es aber in der Massenfracht eine Grenze gebe für die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, über welche hinaus sie die Konkurrenz mit dem Kanal nicht mehr aufzunehmen vermag, oder wo der Kanal wirtschaftlich vorzuziehen ist. Je massenhafter auf dem Kanal die Güter verkehren, desto besser vermag er Schiffahrts- und Anlagekosten zu tragen. Er hat dann, wenn alle Mittel verbesserter Technik angewendet werden, erst eine sehr weitgestreckte Schranke. Die Eisenbahn findet eine solche viel früher.

Danach wird für den Massentransport der Kanal als die passendere Verkehrsanlage bezeichnet, nach Herrn Dr. Meitzens Ansicht allerdings nur unter der Bedingung, daß pro Kilometer eine jährliche Frachtbewegung von zwei Millionen Tonnen in Aussicht genommen werden kann.

Soll dies der Fall sein, so müssen die Haupterzeugungsstellen mit den Hauptverbrauchsstellen in Verbindung gebracht und für diese Verbindung der Transport hergestellt werden. Die Erzeugungsstellen sind insbesondere die Bergbau- wie namentlich die Kohlen- und Eisen-Bezirke, die Verbrauchsstellen liegen in den größeren Städten und Seehäfen. Und je näher namentlich die sehr bevölkerten Hauptstädte der Meeresküste liegen, desto stärker wird erfahrungsmäßig ihr Frachtverkehr. So weist, nach Dr. Meitzen, Berlin einen solchen auf von 6 Millionen Tons jährlich, während Wien nur 3 Millionen hat. Oberschlesien ist mit jährlich 10 Millionen Tonnen Kohlen und $1^1/_6$ Millionen Tonnen Eisen, das Waldenburger Revier mit 3 Millionen Tonnen Kohlen, das böhmisch-sächsische Gebiet mit 5 Millionen Tonnen Braunkohlen beteiligt, von denen 2 Millionen allein auf Berlin fallen; eine nicht unbedeutende Rolle spielen für den Elb-Transport nach Berlin auch die am Elbufer befindlichen Granit- und Sandsteinbrüche; die Salzwerke von Schönbeck und Staßfurt haben eine Förderung von $1^1/_2$ Millionen Tonnen jährlich; die Bergbau-Reviere von Dortmund fördern jährlich 26 Millionen Tonnen Kohlen und 2,7 Millionen Tonnen Eisen, die von Aachen 1,4 Millionen Tonnen Kohlen und 1 Million Tonnen Eisen, das Saarbrücker Revier mit den luxemburgischen und elsässer Werken $5^1/_2$ Millionen Tonnen Kohlen und 2,8 Millionen Tonnen Eisen. Der Hauptverbrauchsplatz für diese Massen-Erzeugung ist Berlin, welches im Binnenverkehr alle deutschen Seehäfen übertrifft.

Man kann den Ausführungen nur beipflichten, wenn für eine in Aussicht zu nehmende Binnenschiffahrt für Norddeutschland oder überhaupt für das Reich Berlin als Knotenpunkt angenommen wird. Über die Hauptlinien einer solchen Schiffahrt können die Meinungen auseinandergehen. Die wohl am meisten befür-

worteten sind die den Westen mit dem Osten verbindenden Linien von Venloo nach Thorn, die den Nordwesten mit dem Südosten verbindende Wasserfahrt von Karlshafen nach Breslau, über Leipzig, eine Verbindung vom Neckar nach Donauwörth, eine desgleichen von Hamburg nach Dortmund, Frankfurt a./M. über Hildburghausen und Nürnberg nach der Donau, eine den Norden und Süden verbindende Linie von Rostock über Berlin nach Böhmen.

Was die Billigkeit des Wasser-Transportes anlangt, so räumen selbst die Gegner der Kanäle ein, daß der so sehnlich gewünschte und so oft versprochene 1 Pfennig-Tarif für die sogenannte Zentner-Meile von einzelnen Eisenbahnen hier und da wohl erreicht worden ist; es hat das aber nur auf Kosten anderer Eisenbahnen geschehen können, die durch Gewährung eines solchen niedrigen Tarifes geschädigt wurden. Es ist dagegen von vielen Sachverständigen, wie z. B. von Weber, Dr. Meitzen, Bellingrath, Opel u. a. nachgewiesen worden, daß ein so niedriger Tarif bei der Wasserfahrt selbst bei einem so unvollkommenen Kanalnetz, wie es jetzt vorhanden, unschwer zu erreichen ist. Ganz außer Frage stünde das, wenn man erst zu einem Kanalnetz von einheitlichen Abmessungen und zu Kanalschiffen von einer bestimmten, größtmöglichen Tragkraft gekommen sei. Dahin rechnet man als vorteilhafteste Größe ein Fahrzeug von etwa 350 Tonnen oder 7000 Ztr. Tragfähigkeit. Ein Kanalnetz in ähnlichen Linien, wie das vorher erwähnte, entworfen, würde sich in seinen Anlagekosten nach Dr. Meitzen bei 225000 Mk. pro Kilometer im ganzen auf 445000000 Mark stellen.

Bemerkenswert ist, daß eine vielverbreitete Annahme, als seien Kanal- und Bahnbetrieb gegensätzlich und einander feindlich, durchaus auf Irrtum zu beruhen scheint. Als Beweis führt z. B. Herr Bellingrath in seinen „Studien über ein norddeutsches Kanalnetz“ die Thatsache an, daß die Frachtsätze, welche 1870 auf den Kanälen 0,75 Pf. pro Meile und Zentner betrugen, sich gegenüber der Konkurrenz der Eisenbahnen bis 1872 mit gleichzeitigem Wachsen des Bahn-Verkehrs wieder auf 0,92 Pf. heben konnten.

Daß Kanäle nicht Gegner, sondern eine Ergänzung des Bahnverkehrs sind, dafür spricht auch eine, namentlich in England zur Geltung kommende Thatsache, daß nämlich Eisenbahn-Gesellschaften in Ackerbau-Bezirken Kanäle erwarben und den Kanal-Verkehr an sich brachten, um einen großen Teil ihres lokalen Verkehrs, besonders Düngstoffe, Ziegeln, Drainage-Röhren, grobe landwirtschaftliche Erzeugnisse, auf den Kanalverkehr zu lenken.[1])

So wenden die meisten Bahnen, die es thun können, die ihnen zum Transport übergebenen gefährlichen Stoffe, wie Sprengstoffe, Petroleum u. a. auf die ihnen gehörigen Kanäle.

Daß für manche Sachen ein wirtschaftlicher, lohnender Frachtverkehr nur durch Kanäle zu ermöglichen ist, steht außer Frage. So kostet beispielsweise in Schweden, die Last zu 10 Kubikfuß, bei nicht trockenem Holze ein Gewicht von rund 5 Ztr., zwischen Stockholm und Gothenburg zu Wasser, sei es über See

[1]) v. Weber, die Wasserstraßen Nord-Europas.

oder durch den Kanal, 0,045 Pfennig, d. i. wenig mehr als $^1/_3$ Pfennig pro Zentner-Meile, und zwischen Stockholm und Engelberg (thalwärts) aus den Waldgegenden von Westermanland durch den Stromholm-Kanal und Mälarsee nach dem Meere kaum $^1/_5$ Pfennig pro Zentner-Meile. Nach Herrn von Weber sind dies die Frachtsätze, welche in Verbindung mit den überaus niedrigen Seefrachten und Assekuranzen den enormen Export schwedischer Holzwaren möglich machen.

Der Frachtverkehr per Lokomotive und Axe ist für eine ganze Reihe von Massengütern zu kostbar, und je eher man sich eines Vorurteiles, als wäre dem nicht so, entschlägt, desto besser wird es sein. Eisenbahnen, mögen sie sich im Besitz des Staates oder von Privatgesellschaften befinden, fahren am besten und einträglichsten, wenn sie sich auf die Fortbringung von Fahrgästen und solchen Gütern beschränken, die dem Verderben ausgesetzt sind und schneller Förderung bedürfen. Schwere und Massengüter mögen sie — und zwar mit beiderseitigem Vorteil, — der Wasserfracht überlassen. Sachverständige in Gegenden mit großem Güterverkehr haben die Behauptung aufgestellt, daß namentlich in den Küstengegenden eine verständig eingerichtete Kanalfahrt, unbeschadet des Frachtverkehrs der danebenliegenden Bahnen, einen so großen Anteil des Verkehrs an sich ziehen müsse, daß das Baukapital mit 10% zu verzinsen sei [1]).

Die Zuversicht auf eine solche Verzinsung wird sogar aufrecht erhalten unter Bauverhältnissen, wie sie der Bau des Manchester-See-Kanals aufweist [2]).

So beabsichtigt man u. a. zum Passieren des Bridgewater-Kanals eine nach Art eines Aquädukts eingerichtete bewegliche Schleuße als Schwingbrücke herzustellen, in derselben oder einer ähnlichen Weise, wie eine solche beim Ouse-Fluß in Yorkshire schon vorhanden ist.

Schwierigkeit der Anlage wie des Verkehrs spielen eine Hauptrolle bei den Kanälen im hochgelegenen Binnenland, und es wird der Beseitigung manches Vorurteiles bedürfen, bis die Überzeugung sich Bahn bricht, daß der Wasserverkehr nicht ein Feind, sondern ein Freund des Bahnverkehrs ist. Die Schwierigkeiten der Herstellung und zuweilen auch der Verzinsung liegen im Oberlande auf der Hand, nur eine verständige Einteilung und Einrichtung des Verkehrs in richtigen Abmessungen der Wasser-Rinne, in richtiger Bemessung der Fahrzeuge, in zweckmäßiger Herstellung der Staffel-Hebung, sei es durch feste oder bewegliche Schleußen, sei es durch hydraulische Hebevorrichtungen oder durch Hebung per Axe auf geneigten Ebenen, können die Schwierigkeiten besiegen; in viel geringerem Maße kann davon die Rede sein in den verhältnismäßig flachen Stromgebieten des nördlichen Deutschlands. Und hier unterliegt es auch selbst für die grundsätzlichen Gegner der Kanalschiffahrt keinem Zweifel, daß die hier angelegten Kanäle ebenso wie die schiffbaren Ströme dem Wettbewerb der Eisenbahnen erfolgreich Stand halten.

[1]) „Times" the Manchester-ship-Canal, 15. 8. 1884.

[2]) Der Seekanal nach Manchester ist ein Schleußenkanal und befindet sich in einer Gegend, die zur Scheitelhaltung nur dürftige Wasserzufuhr aufweist. Das Schleußen-System hat deshalb eine Einrichtung, mittelst deren das durch den Schleußen-Verkehr gebrauchte Wasser wieder zur Speisung des Scheitels benutzt werden kann.

Der charakteristische Unterschied zwischen diesen im Flachland und namentlich den Küstengebieten befindlichen Kanälen beruht[1]) darauf, daß die ersteren in großen Abmessungen mit wenig Schleußen und möglichst langen Haltungen angelegt sind und deshalb größere Schiffe mit Dampfbetrieb aufnehmen können, während Binnen-Kanäle des Oberlandes solcher Vorteile entbehren. Die beste Veranschaulichung dieses Vergleiches bietet das französische Kanalnetz. Jede Staffelhebung durch Schleußen verlangsamt und verteuert die Schiffahrt. Das ist der Fall, wo der Boden des Geländes starke Böschungen auf verhältnismäßig kurze Entfernungen aufweist, wo die Thäler gebirgiger Gegenden von den Kanälen durchschnitten werden. Anders verhält es sich in der Nähe solcher Küsten, von welchen aus das Flachland sich mit geringer Erhöhung weit landeinwärts erstreckt, und das ist der Fall bei dem weitaus größeren Teil von Nord-Deutschland.

Ein von den unbedingten Anhängern des Bahnverkehrs erhobener Einwand betrifft die Eisverhältnisse. Sie sind unzweifelhaft der Schiffahrt auf Wasserrinnen des Binnenlandes hinderlich, sie sind es aber nicht in dem Grade, wie das häufig dargestellt wird. So liegt z. B. der Welland-Kanal in Nord-Amerika, mit welchem die Umgehung des Niagara bewirkt wird, auf ziemlich hoher nördlicher Breite (43°), was in klimatischen Verhältnissen etwa dem 50—60. Breitengrade in Europa entspricht; sein Verkehr ist fast sechs Monate lang gesperrt, und dennoch bringt er Gewinn[2]).

In Schweden, sagt Herr Opel, bauen Private mit Staatsunterstützung noch in der Ära der Eisenbahnen und trotz 90—170 Tage andauernder Eissperre neue Kanäle. „Dagegen ist," so heißt es in der Schrift Opels, „nach Erfahrung des Wasserbaudirektors Dinklage der Meppen-Lingener Ems-Kanal 10 ½ Monate eisfrei, und die Elsaß-Lothringener Kanäle haben nur mit 46 Tagen Eisbehinderung zu rechnen." Danach bleiben in Norddeutschland jährlich 280 Betriebstage für die Kanalschiffahrt.

Es mußte dies alles vorangeschickt werden, um die Haupteinwände zu beseitigen, die zu Gunsten der Bahnen gegen die Kanalschiffahrt erhoben werden. Daß die meisten jener Einwände nicht stichhaltig sind, daß neben dem Eisenbahnnetz ein verständig angelegtes Kanalnetz notwendig, und daß die Vorteile einer solchen durch keinen noch so günstig eingerichteten Bahnverkehr zu ersetzen sind, ist selbst an maßgebender Stelle in Preußen offen ausgesprochen worden.[3])

Eine solche Streitfrage — wenn es das wirklich wäre, — ist nicht Gegenstand dieses Aufsatzes. Es ist unbestritten und allgemein anerkannt, daß im Frachtverkehr, namentlich im Verkehr aller Massen-Güter, weder Eisenbahn noch Binnenschiff bestehen können oder den Vergleich aushalten mit dem Wettbewerb des Meeres. Wie die Dichtigkeit der Bevölkerung mit der Nähe einer durch Schiffahrt belebten Küste wächst, so wachsen die Interessen des Frachtverkehrs,

[1]) Bellingrath, S. 36.

[2]) Opel, Kanalfrage. S. 13.

[3]) Minister Maybach, den 13. Februar 1883 im Abgeordnetenhaus.

und im Gegensatz zu den Binnenkanälen halten die Küstenkanäle wie die schiffbaren Ströme dem wechselnden Mitbewerb der Eisenbahnen erfolgreich Stand."[1])

So haben die im Jahre 1872 von der englischen Regierung angestellten Erörterungen dargethan, daß die Frachtpreise von $^3/_5$ aller Eisenbahnen in England durch den Wettbewerb des Meeres beeinflußt sind. Am stärksten hat sich dies herausgestellt für den Kohlenverkehr aus dem Norden Englands nach dem Süden, besonders nach London.

Alles hier Angeführte deutet mit fast unverkennbarem Fingerzeig darauf hin, wie vorteilhaft es ist, die Wasserfracht in den ihr gebührenden Rang einzusetzen, Bahn und Wasserrinne zu gegenseitiger Ergänzung und zum gemeinen Vorteil auszubeuten, vor allem aber die Seefracht dem Herzen des Landes näher zu bringen. Ein zweckmäßiges Kanalnetz vorausgesetzt, ist unter „Herz des Landes" der Knotenpunkt solchen Kanalnetzes zu verstehen; und wenn man Norddeutschland ins Auge faßt, so ist Berlin der gegebene Punkt und derjenige Hauptthafen, in welchen die Ladungen der Seeschiffe unvermittelt einlaufen und von welchem aus sie ebenso unmittelbar dem Meere zu überliefern sind.

Gewiß sind es nicht wenige, die den Gedanken des „Seeschiffes an den Ufern der Spree" als einen fast allzugewaltigen empfinden, und nicht wenige, auch wenn sie für Kanalentwürfe gewonnen sind, werden schwanken in einer Zeit, wo von der anderen Seite des Atlantik nur Hiobsposten kommen. Und doch ist die Lösung der hier besprochenen Aufgabe unzertrennlich von der Frage des wirtschaftlichen Wohlstandes; sie ist ebenso unzertrennlich von der Bedeutung einer Kolonialpolitik und namentlich von der Aufgabe, die so vielfach besprochene Milliarde, die angeblich anderen Nationen für Kolonialwaren verschleudert wird, dem eigenen Nationalvermögen wieder zuzuführen. Der ozeanische Verkehr hat eine unwiderstehlich befruchtende Kraft, und je weiter man ihn dem Binnenlande zugänglich macht, desto mehr wächst seine Wirkung; und sie wächst in vervielfachter Kraft, wenn man mit dem Sendling des Ozeans, dem befrachteten Seeschiff, den Knotenpunkt binnenländischen Wasserverkehrs erreichen kann.

Nun muß man aber einräumen, daß die Frage der möglichen Ausführung auch mit den frömmsten Wünschen nicht abzuthun ist. Der Verfasser dieses Aufsatzes befindet sich nicht in der Lage, den Einzelnheiten der möglichen Ausführung näher zu treten, und kann in dieser Beziehung nur darauf hinweisen, daß berufene Fachmänner schon mehrfach Entwürfe zur Seeverbindung der Hauptstadt lieferten. Und zwar hat man dabei im wesentlichen eine mittelbare Verbindung mit der Elbe und eine Vertiefung dieses Stromes im Auge gehabt[2]). Das letztere scheint leichter gesagt als gethan, wenn es sich um eine Stromlänge von nahezu 300 km handelt, und es liegt ein Fingerzeig in dem Umstande, daß es ungeachtet des ungeheueren Verkehrs der ersten Hansastadt noch bis heute nicht gelungen ist, die untere Elbe für die größten, tiefbeladenen Seeschiffe bis an die Stadt fahrbar zu machen, und daß z. B. die großen Postdampfer einen nicht geringen Teil

[1]) Bellingrath, S. 36.

[2]) Entwurf des verstorbenen Baurat Nier.

ihrer Ladung unterhalb Glückstadt einnehmen müssen. Freilich kommt da auch in Betracht, daß nach Ansicht vieler Fachmänner die Regelung des Elbstromgebietes bei weitem noch nicht die Fürsorge erfahren hat, die ihr gebührt. Man behauptet, daß eine geeignete, wirksame Regelung zwei Hauptzwecken zu dienen habe. Deren erster sei die Sicherung des Stromgebietes gegen Überflutung, das zweite die Ermöglichung einer Benutzung der Wasserrinne durch tiefergehende Frachtschiffe. Was in dieser Beziehung von der Elbe gilt, hat die gleiche Bedeutung für fast alle größeren Ströme. Das obere Stromgebiet ist Wassersammler für das untere, und jede im unteren Gebiete eintretende Überflutung ist ein sprechender Beweis für ungenügenden Durchlaß und zu geringen Querschnitt der Mündung. Elbe, Oder, Weichsel, Weser und Rhein, sie alle gehen mehr oder weniger von Süden nach Norden, die Mündungen liegen daher kälter als die Quellen, die Querschnitte der unteren Stromgebiete sind flacher und breiter, durch Eisdecken, die sich bilden, also ungünstig beeinflußt. Daher die gewöhnlich im Frühjahr eintretende Gefahr der Überflutung im rückliegenden Gebiet einer- und die mangelhafte Schiffbarkeit andererseits.

Was die Elbe anbetrifft, so scheint eine Vertiefung der unteren Stromrinne, um dieselbe auch tiefbeladenen großen Dampfschiffen bis Hamburg hinauf zugänglich zu machen, nicht ausgeschlossen; es erscheint das auch nicht unmöglich, wenn man eine Vertiefung bis zur Mündung der Havel und einen Kanalanschluß bis zur deutschen Hauptstadt ins Auge faßt. Ein solcher Plan würde unzweifelhaft dem ganzen unteren Elbgebiet zum Segen gereichen, und eine direkte Seeschiffsverbindung mit der Nordsee wäre wohl geeignet, das Herz eines jeden Bewohners der Hauptstadt erzittern zu machen. Die bei einem solchen Plan in Betracht kommenden Entfernungen sind aber sehr bedeutend. Es würde sich handeln um eine Vertiefung des Stromes durchgängig um 6 m auf eine Strecke von etwa 25 deutschen Meilen und um eine gleich tiefe Kanalisierung auf eine Strecke von etwa 15 deutschen Meilen. Die Staffelhebung mittelst Schleusen ist nicht so bedeutend, denn der Höhenunterschied zwischen der Havelmündung und Berlin beträgt kaum mehr als 50 rheinländische Fuß, und der Pegelunterschied zwischen der Havelmündung und dem Nordseespiegel nicht mehr als 45 Fuß.

Die wohlthätige Einwirkung einer solchen Vertiefung der unteren Elbrinne auf die Flutverhältnisse giebt dem Plane viel Verlockendes; denn es unterliegt wohl kaum noch einem Zweifel, daß nur die Vertiefung der Gefahr der Überflutung Abhilfe schafft. Von oben kommendes Geröll, Sand und Schlick erhöht den Flußspiegel, verbreitert den Querschnitt, ohne die Wassertiefe zu vergrößern, die Deiche und Dämme genügen deshalb in immer geringerem Maße ihrer Bestimmung, das gesamte Ufergebiet verfällt mehr und mehr der Gefahr der Überschwemmung und damit gleichzeitig der Vernichtung seiner Ertragsfähigkeit auf lange Zeit. Wenn Fachmänner behaupten, daß nur eine an der Mündung beginnende gründliche Vertiefung dem Abhilfe schaffen könne, so erscheint das nicht nur einleuchtend, sondern gewinnt an Bedeutung, wenn man die Schiffahrt ins Auge faßt.

Nichts destoweniger sind beide Sachen zu trennen. So sehr auch die Verhältnisse der Flutgefahr die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so sind sie doch nicht der Gegenstand dieses Aufsatzes. Sie kommen nur soweit in Betracht, als die Mittel zu ihrer Abhilfe mit denen der Schiffbarmachung zusammenfallen. Und das ist in nicht weniger Beziehung der Fall. Man denke sich die Schiffahrt auf einer vertieften Stromrinne oder auf einem eigens dafür hergestellten Kanal ins Innere des Landes geführt; in beiden Fällen dient das obere Stromgebiet mit seinen Nebenflüssen als Wasserbehälter, der durch eine Stromrinne ohne Unterbrechung geleert und in Anspruch genommen wird, dagegen im Falle des Kanales nur eine zeitweise Entleerung mittelst der Schleusen erfährt.

Den größeren Anspruch an die Wassermenge macht die erstere, den kleineren die zweite Art. Die Höhe der obersten Scheitelhaltung über dem Pegel des Ausflusses in die See bestimmt die Zahl der Schleusenhaltungen, die Länge derselben und die Höhe der Staffeln, die letztere den Verbrauch der Wassermenge für den Gebrauch der Schleusen und die staffelartige Hebung von Spiegel zu Spiegel, wie sie von der Durchschleusung der Schiffe herbeigeführt wird. Je weiter von der Mündung in die See der Endpunkt des Kanals oder der Stromrinne, desto geringerer Staffelhebung bedarf es, desto weniger zahlreich brauchen die Schleusen und desto länger können die sogenannten Haltungen, das sind die zwischen den Schleusen liegenden Kanalteile sein. Eine Schiffahrtsrinne, die von der See nach dem Innern nur durch eine Stromrinne dargestellt wird, fordert geringen Fall des Wassers, daher geringe Höhe des Endpunktes, aber durchgehende größere Tiefe und reichlichen Wasserzufluß vom oberen Stromgebiet. Die Tiefe muß größer sein als beim Kanal, weil sie von dem Steigen und Fallen des Wasserspiegels unbeeinflußt bleiben muß, unbeeinflußt nämlich für die Zwecke der Schiffahrt, und weil die Jahreszeiten mit ihren wechselnden Witterungsverhältnissen große Unterschiede im Wasserstand mit sich führen.

Je größer nun aber der Wasserzufluß aus dem oberen Stromgebiet, desto mehr ist er auch dazu angethan, der Stromrinne des unteren Gebietes Sand, Geröll und Schlick zuzuführen, die Sohle oder das Bett dieser Rinne zu erhöhen, zu verflachen und den Querschnitt oder das Profil des Stromes zu verbreitern. Das erfordert Regulierungsarbeiten in Gestalt von Dämmen, Buhnen, Wehren und Baggern, deren Kostenbetrag wohl ohne Überschätzung im Quadrat der Entfernung wächst. Um solche Kosten zu ersparen, ist man stellenweise zu der Aushilfe geschritten, Kanäle zu graben und mit Schleusen zu versehen, die einen Fluß auf geraume Entfernung begleiten.

Von den Gründen, die den Weg der Elbe für eine Verbindung der Hauptstadt nicht wünschenswert erscheinen lassen, steht dieser Punkt nicht in letzter Reihe und zeigt auf die Verbindung mit der Ostsee auf dem Wege der Oder.

Zwischen diesem Strom und der Elbe besteht schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts eine für die Binnenschiffahrt brauchbare Verbindung mittelst des Finowkanals, der die Havel bei Liebenwalde mit der sogenannten alten Oder bei Oderberg verbindet, dessen höchster Wasserspiegel etwa 20 m über der Ostsee liegt. Seine

Entfernung von Berlin beträgt, wenn man dem Thal der Panke und der geringsten Bodenerhebung folgt, etwa $4 \frac{1}{2}$ deutsche Meile oder 34 km, und wenn man die Höhe eines Berliner Hafenpegels auf 90 Fuß rheinländisch oder gegen 30 m über der Ostsee annimmt, so ergiebt sich mit dem Finowkanal ein Pegelunterschied von etwa 10 m.

Ein Kanal zur Oder würde den hier angegebenen Weg zu verfolgen haben, d. h. er würde dem Pankethal folgen und den Finowkanal etwa in der Gegend der Gräfenbrücker Schleuse unweit Steinfurt erreichen und dann bis zum Anschluß an die Oder der Richtung des Finowkanals folgen.

Das mit einem solchen Kanal verbundene Schleusensystem würde einer nur geringen Staffelhebung zu genügen haben und deshalb mit langen Haltungen herzustellen sein.

Für größere Seeschiffe ist die Oder schon jetzt zugänglich bis Stettin; nur sind die Stromverhältnisse vom Haff aufwärts so beengt, daß sie einer größeren Verkehrsmenge nicht genügen würden. Dasselbe läßt sich von der Swine sagen, die mit den beschränkten Hafenverhältnissen von Swinemünde bis dahin nur eben genügte. Die scharfen Krümmungen des Swinefahrwassers am Mövenhaken sind trotz des neuen Durchstichs einer vermehrten Schiffahrt keineswegs förderlich, während im Viezinger See die Natur einen Fingerzeig giebt, welch' ein vortrefflicher Hafen mittelst eines Durchstichs nach der See für einen geraden Seekurs in die Oder nutzbar gemacht werden könnte.

Wenn es sich um Herstellung einer so weit ins Innere reichenden Fahrrinne für Seeschiffe handelt, so steht die Frage des Wasservorrates in erster Linie. Beabsichtigt man für die ganze Entfernung vom Binnenhafen zur See einen Kanal, so handelt es sich um die für die Staffelhebung vom obersten Scheitel zu beschaffende Wassermenge. Selbst für einen solchen Kanal würden die Spree und die Havelseen auch in der trockensten Jahreszeit genügen, und Hydrotechniker werden dagegen kaum einen Einwand erheben. Kommt dagegen, wie hier vorgeschlagen, eine Seeverbindung in Betracht, die zum kleineren Teil aus einem Kanal, zum größeren aus der Benutzung des vorhandenen Stromes besteht, so sind zwei Wege der Wasserversorgung zu berücksichtigen. Auch in dieser Beziehung läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß Spree und Havel für einen Kanal von Berlin bis Oderberg eine hinreichende Wassermenge abgeben und daß andererseits das obere Stromgebiet des viertgrößten norddeutschen Stromes eine genügende Wassermenge — jeder Zeit — herunterführt, um die Rinne schiffbar zu erhalten.

Dabei kommt allerdings noch ein wichtiger Punkt in Betracht. Soll nämlich die Rinne des unteren Stromes ohne Rücksicht auf die durch Jahreszeit und Witterung bedingte Veränderung des Wasserstandes eine stetige Fahrtiefe behalten. so müßte außer der Vertiefung auch eine erhebliche Verringerung des Querschnittes (Profiles) stattfinden. Das ist aber nicht allein ein Vorteil für den Zweck der Schiffahrt, sondern in noch höherem Maße für die landwirtschaftliche Ausnutzung des Stromgebietes. Breite Flächen, die sonst nur von Gestrüpp

und Schilf bewachsen, oder von Schlamm, Sand und Kies bedeckt sind, werden für die Bodenkultur gewonnen, und den im Frühjahr fast regelmäßig stattfindenden Überflutungen wird vorgebeugt; es geschieht dies letztere durch Vertiefung der Stromrinne in viel wirksamerer Art, als es durch Eindämmung jemals der Fall sein kann. Denn wie wenig die Dämme im stande sind, der Überflutung vorzubeugen, beweisen die Katastrophen des vorigen Jahres an unseren eigenen Strömen, die Ereignisse von Szegedyin, und, wenn man in die Ferne geht, die Überschwemmungen und Dammbrüche des großen chinesischen Stromes, die eine Million Menschenleben und die Kultur eines großen Landesteiles kosteten.

Die Wasserverzettelung — wenn man eine vielfache Verzweigung des Stromes so nennen darf — findet auch bei der Oder in reichem Maße statt, und eine Regelung in dem angedeuteten Sinne kann nur vorteilhaft sein. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in der Reglitz und dem sogenannten Dammschen See bei Stettin nichts Anderes als eine großartige Wasserverzettelung erblickt, der vielleicht zum allgemeinen Nutzen abgeholfen werden könnte.

Der kürzere Weg und die — wie es den Anschein hat — geringeren Schwierigkeiten in den Wasser- und Bodenverhältnissen sind nach vorstehendem ein schwerwiegender Grund, um für eine Seeverbindung der Hauptstadt der Oder den Vorzug zu geben. Ein anderer Grund von nicht geringerer, wenn nicht größerer Bedeutung liegt aber in den von der Neuzeit zu schaffenden weiteren Verbindungen. Ein Nordostseekanal ist im Werden und wird in nicht allzulanger Frist dem Verkehr eröffnet sein. Erst dann tritt die ganze Schiffahrt der Ostsee in nähere Verbindung mit den für das Deutsche Reich so wichtigen Nordseehäfen. In höherem Maße wie vorher wird die Ausfuhr russischer und skandinavischer Rohstoffe nach den westlichen Absatzmärkten strömen und somit der deutschen Ausfuhr den Wettbewerb erschweren. Ist erst der Nordostseekanal eröffnet, so wird vermutlich die schlesische Kohle noch weniger als bisher im stande sein, die englische Kohle von den deutschen Küstenplätzen zu verdrängen. Dagegen wird durch Herstellung der hauptstädtischen Seeverbindung im Anschluß an den Nordostseekanal die deutsche Ausfuhr nach den westlichen transatlantischen Märkten fast ebenso erleichtert, als wenn sie von der Mitte Norddeutschlands nach Hamburg und Bremen ginge, andererseits wird aber die ganze nordische Einfuhr von Rohstoffen der Industrie unseres Landes in erhöhtem Maße zugänglich gemacht.

Man darf die erhöhten Kosten, die durch Umladung in den Seehäfen entstehen, nicht unterschätzen. Der Seeschiffskanal, der jetzt nach Manchester gebaut wird, gründet sich hauptsächlich auf den Umstand, daß die Baumwollenindustrie von Lancashire nicht mehr im stande ist, die Unkosten zu tragen, die durch die Liverpoolumladung bedingt werden. Dasselbe gilt für die preußische wie für die deutsche Industrie.

Auch die Kohlenfrage tritt, wie wiederholt bemerkt, in ein neues Stadium. „Wenn," so sagte ein Abgeordneter, (Herr Hammacher) im preußischen Abgeordnetenhause am 13. Februar 1883, „der Oberbergamtsbezirk Dortmund größeren Kohlenreichtum aufzuweisen hat als England und Schottland zusammengenommen

und bereits 25 Millionen Tonnen jährlich fördert, dies Quantum aber verdoppeln und verdreifachen kann — soll diese Quelle wirtschaftlicher Kraft und wirtschaftlichen Wohlstandes noch länger durch eine „Legion von Weichen" vom kräftigen Durchbruche zurückgehalten werden?" [1])

Und mit noch höherem Rechte als vorher würde der Verein für bergbauliche Interessen zu einer Seeverbindung des Knotenpunktes deutscher Kanäle den Ausspruch thun können, daß der Tag des ersten Spatenstiches jenes Kanalnetzes der Wendepunkt für eine aufsteigende Phase des Bergbau- und Hüttenbetriebes sein würde.

Was für die Einfuhr im allgemeinen gilt, hat selbstverständlich auch seine Bedeutung für die Kolonien. Man wird noch nicht so bald dahin kommen, ihre Erzeugnisse zollfrei eingehen zu lassen, umsomehr aber wird es nötig sein, ihnen die Umladung an den Küstenplätzen zu ersparen und ihnen den Hauptstapelplatz Norddeutschlands ohne Umladung zugänglich zu machen. Das geschieht einerseits auf dem Wege des Nordostseekanals, andererseits durch eine direkte Seeverbindung mit Berlin als zukünftigem Knotenpunkt eines norddeutschen Kanalnetzes. Sind die Schwierigkeiten der Ausführung auch nicht gering, so sind sie doch nicht zu überschätzen. Schwedt an der Oder liegt nur noch 12 m über dem Spiegel der Ostsee, und der Höhenunterschied zwischen Berlin und Eberswalde übersteigt kaum 10 m. Nimmt man den von Liverpool nach Manchester zu bauenden Kanal in Vergleich, so findet man bei kürzerer Entfernung eine bedeutendere Höhe. Dieselbe beträgt etwa 17 m über dem Meeresspiegel, ein Höhenunterschied, der durch ein System von fünf Schleusen ausgeglichen werden soll. Jede derselben erhält eine Höhe von ungefähr 5 m, und die von Schleuse zu Schleuse gehenden Kanalgänge erhalten Längen von 32, 11, 4,2, 6,4, und 4 km bei einer Gesamtentfernung von 58,7 km von Manchester bis zur Seeschleuse im Mersey. Die Länge einer von Berlin über Steinfurt, Eberswalde nach Oderberg gehenden Kanallinie beträgt etwa 65 km. Rechnet man die staffelweise Höhe der Kanalgänge übereinander auf je 5 m, so würden zwei Schleusen zwischen Berlin und Oderberg erforderlich sein, und die Länge der Kanalgänge würden — abgesehen von den Rücksichten auf die Bodenerhebungen — jede über 30 km im Durchschnitt betragen; die Scheitelhaltung dieses Schleusen-Kanales würde aus Spree und Havel ihren Wasservorrat entnehmen, und es würde die Stetigkeit dieses Vorrates bei keiner Jahreszeit, auch nicht im trockensten Sommer, in Frage kommen.

Es ist behauptet worden, daß man durch eine Ableitung der Spree von ihrer Ausmündung und dem Erguß in die Havel einen Kanal ohne Schleusen ermöglichen könne. Das erscheint aber schon darum unthunlich, weil solche Ableitung eine neue Stromrinne mit ziemlich steilem Abfall schafft, deren hinreichender Wasserersatz von der oberen Spree allein nicht gesichert ist. Die Vertiefung einer solchen Stromrinne müßte sehr bedeutend sein, weil der Wasserstand außerordentlich schwanken würde.

Dagegen wäre die große Vertiefung der Oder von Oderberg bis in die See in mehrfacher Beziehung eine Wohlthat, denn man würde dadurch — ganz ab-

[1]) Opel: Zur Kanalfrage.

gesehen von der Schiffahrt, der sie in erster Reihe zu dienen hätte — eine Trockenlegung großer Flächen und Entwässerung des Niederungsgebietes herbeiführen.

Die Vertiefung eines von Wasser überströmten Flußbettes ist immer ein kostbares Unternehmen, kostspieliger als Eindämmung und Verengung; aus der Trockenlegung der anliegenden Bodenflächen erwächst aber eine vorteilhafte Gegenrechnung. Der von Amsterdam durch das Y nach der Nordsee geführte Seekanal kostete 35 Mill. Gulden; davon sind 10 Mill. durch den Verkauf des trockengelegten Landes gedeckt worden. Das ist gewiß ein Fingerzeig für die Landwirtschaft und für die Vorteile, die ihr aus einem solchen Unternehmen erwachsen.

Es ist weder die Absicht noch der Beruf des Verfassers dieses Aufsatzes, den Einzelheiten der Ausführung einer hauptstädtischen Seeverbindung für große Fahrt näher zu treten; seinerseits genügt eine Erörterung des Planes, soweit sie dem Nicht-Hydrotekten zugänglich ist. Gegenüber den Anstrengungen, die in den Küstenstaaten der Nordsee zur festländischen Erweiterung ihrer Wasserstraßen gemacht werden, ist die Notwendigkeit, auch im Osten ein Gleichgewicht herzustellen, unzweifelhaft. Ganz abgesehen von dem Mangel eines deutschen Kanalnetzes fehlt namentlich eine Straße für die Seeschiffahrt, die deren Einwirkung in der Richtung von Nordost nach Südwest ermöglicht. Gelingt es, Rohstoffe und Massengüter an einem Berliner Hafendamm zu laden und zu löschen, ohne Umladung in Stettin, dann wäre nicht allein dem Handelsverkehr, sondern auch der Industrie und Landwirtschaft geholfen. Der fertiggestellte Nordostseekanal würde es auch den westlichen Hansestädten ermöglichen, mit ihren Stapelartikeln weiter nach dem Osten und Südosten zu dringen, und für den Wettbewerb mit Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam würde neue Kraft und ein neues Hilfsmittel geschaffen werden. Deutschland bezieht noch heute die Hälfte seines Kaffeebedarfs und den vierten Teil seines Tabaks von den belgisch-holländischen Häfen, obgleich Hamburg und Bremen noch bis vor kurzem Freihäfen waren. Nach erfolgtem Zollanschluß, die immerhin und trotz aller Vorteile, die sie mit sich bringt, doch eine augenblickliche Erschwerung des Geschäftes bedeutet, geziemt es, kein anderes Mittel der Erleichterung und Erweiterung des deutschen Seehandels unversucht zu lassen, und dahin rechnen wir: das Seeschiff in Berlin.

Eine Parahera in Kandy auf Ceylon.

Von

Kari-udo.

„Land in Sicht," so rief's am Bord des Baroda gegen Mittag des 28. November 1872, nachdem wir, von Australien kommend, den indischen Ozean durchkreuzt hatten. Bald erschienen die Umrisse der Küste besser, bald der Leuchtturm am Eingange des Hafens; Ceylon, Lanka, die strahlende, ist erreicht.

Wir halten uns im Point de Galle nur kurz auf und fahren zur See nach Colombo, der Hauptstadt. Daselbst machen wir ein Ballfest mit, das wohl reizend war, doch in dieser tropischen Temperatur zu den größten Strapazen zählen kann. Die Fahrt mit der Eisenbahn nach der alten Königsstadt Kandy ist das ideal Schönste, das ich je gesehen.

Nach und nach erhebt sich die Bahn auf den Kadunganava-Paß in der schönsten tropischen Vegetation; die herrlichsten Palmen, die üppigsten Pflanzen sind in Blüte, und dies alles in einer von prächtigsten Wasserfällen, von lieblichen Thälern und hohen Bergen gezierten Alpengegend. Ein wahres Paradies! Dazu noch am Horizonte der über 7000 Fuß hohe Adamspick mit dem Fußabdrucke unseres Stammvaters.

Kandy ist zwischen bewaldeten Hügeln an einem von den alten Königen gebauten großen Fischteiche reizend gelegen. Namentlich Governments Pavillon ist ein wunderbarer Aufenthalt, in einem von den schönsten, seltensten tropischen Pflanzen erfüllten Garten gelegen. Balsamische Luft und eine Temperatur von 20° im Schatten! Herrlich! Man kann sich kaum etwas Schöneres denken als den botanischen Garten von Paradenya bei Kandy. Beschreiben läßt sich diese Schönheit nicht. Sehen muß man diese Waldungen von Farrenkräuterbäumen, diese Haine von duftenden, grellblühenden Orchideen, diese langen Alleen der seltensten Palmen, diese fast 100 Fuß hohen Wände blühender Schlingpflanzen! Wir waren durch all das Schöne, Herrliche in die gehobenste Stimmung gebracht, um den Abend nach unserer Ankunft die Parahera zu genießen.

Was ist nun eine Parahera? Eine Zusammenkunft, ein feierlicher Aufzug der hohen Würdenträger, Chefs, Fürsten mit zahlreichen Elefanten, Tänzerinnen, Musikanten, Dienern einer höchsten Person oder einer heiligen Reliquie zu Ehren. Diese Parahera sollte heute zu Ehren des heiligen Zahnes Buddhas stattfinden, — ein seltenes Fest. —

Vorher durften wir den Zahn besichtigen. Im alten Königspalais wohnt jetzt der englische Governments-Agent, nur in einem Saale sieht man noch alte Basreliefs: Elefanten, den heiligen Vogel Dodo, dann Porträts der Königin, ihrem Manne oder Buddha Luft zufächelnd. Wir gehen durch diesen Saal und dann in den Hof, in welchem der Tempel Malagawa steht. Die finstere Nacht ist durch Fackeln erhellt, im Hofe sind tausende von Menschen versammelt, die alle singen, tanzen, musizieren. Singhalesen, Tamels, Europäer, mit sehr wenig Kostüm oder mit Schmuck, Tüchern, Masken überladen, machen einen Heidenlärm. Da sind Flöten, hier Guitarren, dort Tschinellen, hier 100 Trommeln, weiter Tamtams, große Trommeln, Klarinetten, Violinen 2c., jeder spielt, was ihm einfällt, und trachtet, den größten Lärm zu machen, es ist entsetzlich, Ohren zerreißend. Mit Mühe kommen wir durch das bunte Gewühl zum Tempel, einem unbedeutenden, von außen bunt bemaltem Gebäude. In der Vorhalle befinden sich einige alte Trophäen der Könige als Lanzenschilde, dann der Schrein, in welchem gewöhnlich der heilige Zahn verwahrt wird. Außerdem sind hier

aufgestellt die Distriktsvorstände oder Häuptlinge, von denen jeder einen Buddhatempel mit Elefanten unter sich hat, sie heißen Batamahatinas; deren erster oder Oberhaupt wird Dawalamini genannt. Ihr Galakostüm ist höchst interessant. Goldgesticktes, weißes Mousselinejäckchen, dazu einen Unterrock, Sarong genannt, dessen Falten vorn und hinten zusammengezogen, einen höchst sonderbaren, kissenartigen Auswuchs bilden. Auf dem Kopfe ein reich mit Gold gesticktes, steifes Käppchen, ähnlich dem der Popen.

Auf der anderen Seite stehen die Buddhapriester mit nacktem Oberleibe, glatt rasiertem Kopfe, langem, schwefelgelbem Unterrocke, der togaartig herabfällt. Wir treten ins Heiligtum nun ein. Das Kapellchen ist mit Lampen hell erleuchtet, im Hintergrunde ist die Goldstatue eines sitzenden Buddha, vor demselben ein Altar, auf dem heute die goldene Lotosblume aufgestellt ist, in der der heilige Zahn Buddhas steckt. Der Zahn ist braun, spitzig, groß und sieht einem Menschenzahne nicht sehr ähnlich. Die Lotosblume befindet sich in einer silbernen, reich verzierten Kapsel; diese wieder kommt dann nach und nach in acht goldene, mit Edelsteinen geschmückte, immer größere Gefäße, das Ganze endlich in den früher erwähnten Schrein. Ein in der Kapelle befindlicher, aus einem Stück Smaragd gefertigter kleiner Buddha verdient besondere Erwähnung. Herrlichen Anblick gewähren die vielen an den Wänden aufgehängten ex voto; darunter zahlreiche Goldketten mit Anhängseln. Ein prachtvoller goldener Adler mit Rubinen und Saphieren verziert fällt mir besonders auf, so auch der Ring, den der Dawalamini heute am Finger hat; der obere Teil dieses Ringes dürfte wohl 4 cm im Durchmesser haben und ist ganz mit Diamanten bedeckt. — Neben der Kapelle befindet sich die Wihara oder Opferraum, wo wir Gelegenheit hatten, einen stehenden Buddha in Gold und einen sitzenden, in Gedanken vertieften größeren aus Bergkristall zu bewundern. Vor dem Opferaltare befindet sich ein Teller mit einigen Kupferstücken, auch sonst viele Blumen. Wie Kalchas in der schönen Helena rufen wohl auch hier die Priester aus: Nichts als Blumen! — An der Wand fällt noch ein interessantes Freskogemälde auf, einen der Könige mit schauerlich rollenden Augen darstellend.

Wir begeben uns nun durch den Hof in den Garten des Gouverneurs Sir Gregory, der uns liebenswürdig einlädt, an seiner Seite der nun folgenden Prozession beizuwohnen. Zwei Kanonenschüsse zeigen den Anfang an. Der Garten ist mit Öllampen in ausgehöhlten Kokusnüssen hell beleuchtet und voll von Europäern und Einheimischen; eine warme Sommernacht gestaltet den Aufenthalt in demselben zu einem sehr angenehmen. Bald hört man Trommelwirbel und schauerliche Musik. Aus dem Dunkel der Nacht tauchen sodann in das Lichtmeer zuerst die Fahnenträger in bunter Tracht; hierauf unzählige Lampion- und Fackelträger. Diesen folgen Musikanten, tanzende Singhalesen, endlich der Dawalamini an der Spitze der übrigen Chefs und Priester. Diesen folgen ihre Elefanten, reich geschmückt mit goldgestickten Schabraken und Kopfputz, in der Hauda[1]) ein

[1]) Sitz am Rücken des Elefanten.

Reliquienkästchen; sie marschieren zu vieren bis vor den Gouverneur, worauf jeder sein Kunststück macht; der eine kniet nieder, der andere macht eine Verbeugung, ja einer marschiert auf zwei Füßen, auf den Knien, endlich trompetet einer, daß die Ohren gellen. Sie stellen sich dann uns gegenüber auf, um der Musik und den Tänzern Platz zu machen. Es wird nun von all den früher genannten Instrumenten im Fortissimo eine Art Marsch gespielt, wobei die Tänzer im Takte springen. Die einen sind mit Silberketten beladen, die anderen haben schauerliche Masken, teuflische Ungeheuer darstellend, wieder andere haben Rüstungen mit Arm- und Beinschienen aus Metall und Pappe. Nachdem diese Leute einige Zeit gerast haben, folgt ihnen eine Abteilung von Unterhäuptlingen in langen, tailleloſen, grün und goldgestickten Röcken, um die Hüften und Beine gewickeltem, rotem Sarong, en bandoulière ein kleines Schwert, am Kopfe einen Riesengoldkamm im Chignon; sie tragen auch Fahnen. Mittelst großer, mit Federn geschmückter Schirme wird ihnen Luft zugefächelt, Tänzer schwingen Lanzen, Schilder. Tänzerinnen erscheinen mit Schmuck derart behängt, daß man ihre Hautfarbe nicht sieht, Nase, Ohren, Stirne sind davon bedeckt; sich bückend, heben sie goldene Kugeln auf, die sie in die Luft werfen und, ihren Körper nach allen Richtungen windend, wieder auffangen. Dazu miauen sie wie Katzen, während die Tänzer wie Löwen brüllen. Nachdem dieser barbarische Tanz vorüber ist, geht die Abteilung weiter, um einer neuen Platz zu machen. Es kommen abermals Elefanten, nur statt der Hauda haben sie je sechs Menschen auf dem Rücken, und zwei Mann tragen den vergoldeten Rüssel; abermals Tanz, Gebrüll, Musik. Die dritte Abteilung erscheint mit einem sehr großen Elefanten, dessen Zähne in goldenem Futteral stecken, die Tänzerinnen führen einen neuen Tanz auf, der nur aus Verrenkungen besteht; die Tänzer tanzen auf Stelzen. Masken und Akrobaten erscheinen, sogar ein kleiner, lustig tanzender Elefant. Nun wird die Musik, das Geschrei verdoppelt; es erscheint ein riesiger, sehr verehrter, meist gefleckter Elefant im reichen Schmucke, der die in einem goldenen Häuschen befindliche heilige Buddha-Reliquie trägt; er bildet den Schluß des Aufzuges von 42 Elefanten! Welch prächtiges Bild! Diese reich geschmückten Elefanten, goldstrotzenden Häuptlinge, phantastischen Tänzerinnen bei dieser Fackelbeleuchtung in dieser tropischen Nacht! Ein feenhaftes Fest aus tausend und eine Nacht. — Dazu diese Musik, der Lärm, das furchtbare Tanzen — so daß mir unwillkürlich ein Ausspruch Mantegazzas einfällt: „Ein Pandämonium und eine Dithyrambe von leuchtenden Dingen, grotesken, ungeheuer großen und unendlich kleinen Gegenständen, die auf uns den Eindruck eines ungeheuren, von einem Viktor Hugo erträumten Maskenzuges machen." Ein treffender Vergleich. Nun treten noch alle Chiefs vor, defilieren vor dem Gouverneur, jeder begleitet von einem Cooly, der einen großen aus Palmenblättern verfertigten Schirm seinem Herrn über das Haupt hält. Der Zug hält an, der Gouverneur spricht einige englische Worte des Dankes, die vom Agenten ins Singhalesische übersetzt werden, worauf der Dawalamini eine lange Rede hält, von der wir natürlich nichts verstehen, die aber voll Ergebenheit für die Königin von England und den Gouverneur

gewesen sein und die Freude über die gelungene Parahera ausgedrückt haben soll. Ein Kanonenschuß erfolgt noch, und das großartige, einzige Fest ist vorbei.

Den nächsten Morgen fahren wir per Wagen auf der reizenden Straße am Meeresufer in einem Palmenwalde nach Galle, wo wir uns nach Japan einschiffen.

Der Planet Venus.

Von

Camille Flammarion.

Um die jetzige Zeit erblickt man jeden Abend einen besonders hellen und glänzenden Stern, dessen Licht von dem Tageslicht nicht unterdrückt wird und der daher schon vor der beginnenden Dämmerung wahrzunehmen ist. So lange die Sonne noch am Westhimmel steht, erscheint der Planet mit ziemlichem Glanz hoch über dem Horizont am Himmel. Wenn dann die Sonne untergeht, senkt er sich langsam dem westlichen Horizonte zu, und zugleich wächst sein Glanz mit dem Abnehmen der Tageshelligkeit. Wenn endlich die Abenddämmerung ihre finsteren Schatten über die Erde auszubreiten beginnt, dann erreicht der Stern der Liebe — denn von diesem sprechen wir — seine vollste Pracht und strahlt wie ein helles Feuer oder wie ein großer, nie erlöschender Leuchtturm im Himmelmeere; sein Licht ist so stark, daß es Schatten wirft. Selbst das blöde Auge eines unwissenden Menschen, der sonst allen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen gleichgiltig gegenüber steht, ja, der überhaupt ohne alle Teilnahme für das, was um ihn vorgeht, dahin lebt, wird von dem hellen Glanze des kleinen, leuchtenden Punktes betroffen sein, und er wird unwillkürlich fragen, wie der Stern heißt, der so einsam und so glänzend unter allen andern Abendsternen steht.

Schon in den ältesten Zeiten haben das reine, weiße Licht des Sternes, seine Nähe an der Sonne, sein abwechselndes Erscheinen am Morgen- und am Abendhimmel die schöne Sage von der Göttin Venus entstehen lassen, welche, ohne erst ein Kind zu sein, als Erwachsene aus den Meeresfluten in den Himmelsraum aufgestiegen, dort als Königin der Götter und Menschen herrscht. Ihre Tempel haben zu Zeiten die ganze Erde bedeckt. Von Asien bis nach Mexiko, von Indien bis nach Ägypten, in Athen und Rom herrschte der Kult der Venus, der Erleuchterin der Abende, der Vertrauten liebender Herzen, der Beschützerin der geheimnisvollen Nacht; vielfach waren die Formen dieses Kultes, welcher, wie alle anderen, auf der Betrachtung der Natur beruhte, und wenn das arme menschliche Geschlecht einmal in dem furchtbaren ewigen Winter, der uns in ferner Zeit bedroht, sein Ende finden wird, dann ist es Venus, welche auf der Erde die letzte glückliche und hoffnungsfrohe Stunde schaffen wird. So lange die Erde besteht und von Menschen bevölkert ist, haben jederzeit alle beschaulichen, träumerischen, und von Liebe erfüllten Herzen das ferne Licht des Venus-Sterns begrüßt und

mit dem Dichterwort ihm zugerufen: „Stern der Liebe, verschwinde nicht vom Himmel!“

Ein schöner Gedanke. In Wirklichkeit aber hat der Stern der Liebe, dessen weites Licht mit so hellem Glanze prangt, der mit göttlicher Schönheit und Pracht vom Himmel herab auf die Menschen leuchtet, kein eigenes Licht, keine eigene Helligkeit. Er ist einfach ein Planet, eine dunkle Kugel, wie die, auf welche unsere Füße treten, von fast derselben Ausdehnung und ungefähr demselben Gewicht wie unsere Erde. Auf seiner Oberfläche finden sich Festländer und Meere in bunter Mannichfaltigkeit, er hat warme und kalte Zonen, wechselnde Jahreszeiten und er dreht sich um die Sonne in einem Zeitraum, welcher etwas geringer ist als unser Jahr. Das Licht, welches er ausströmt, hat er von der Sonne empfangen und spiegelt es weiter. Unsere Erde leuchtet genau ebenso in die Ferne wie der Planet Venus; sie zeigt den anderen Sternen dieselben Phasen wie die Venus uns und erscheint in derselben Weise als ein Stern unter den Sternen am Himmel. Für die Bewohner des Mars ist die Erde Morgen- und Abend-Stern, gerade wie die Venus für uns, und in ihrer Mythologie werden sie die Erde vermutlich mit denselben schönen Namen und Bezeichnungen ehren wie wir die Venus und ihren Glanz.

Ja, dieser Stern, welcher so glänzend am Himmel dasteht, ist ein Planet wie unser eigener, welcher sich nach den Gesetzen der Anziehungskraft und der Schwungkraft im Raume bewegt und von derselben Sonne beleuchtet wird; ist unserem Planeten sogar noch ganz besonders ähnlich; so sind seine Maße fast dieselben wie die der Erde; die Länge des Durchmessers ist um etwa ein Tausendteilchen geringer; der Erddurchmesser beträgt 12742 km, der der Venus 12729 km. Der Planet wiegt, wie man aus der verschiedenen Anziehungskraft der einzelnen Weltkörper berechnet, etwas weniger als die Erde, und daraus folgt, daß seine Masse etwas weniger dicht sein muß. Auch das spezifische Gewicht ist auf der Venus etwas geringer als hier; aber alle diese Unterschiede sind recht gering.

Dasselbe gilt von der Tag- und Nachtlänge. Der Planet dreht sich in 23 Stunden 21 Min. 22 Sek. um seine Achse, da er aber zu gleicher Zeit auch auf seiner Bahn fortrückt, so dauert die Zeit von einem Mittag (Durchgang der Sonne durch den Meridian) bis zum anderen für jeden Teil der Venusoberfläche etwas länger, nämlich 23 Stunden 27 Min. 06 Sek., also nicht viel über eine halbe Stunde weniger als auf der Erde.

In dieser Beziehung ist also die Venus der Erde durchaus ähnlich, aber in manchen anderen ebenso wesentlichen Punkten weicht sie von ihr ab.

Den wichtigsten Unterschied bildet die verschiedene Länge des Jahres. Während wir zu einer Umwälzung um die Sonne 365 ¼ Tag gebrauchen, durchläuft der Planet, welcher dem Tagesgestirn viel näher ist, seine Bahn in nur 224 ½ von unseren Tagen. Da aber die Venustage etwas kürzer sind als die Erdentage, so hat der Venusbewohner 230 Tage in seinem Kalender. Das würden also kaum acht von unseren Monaten sein; die Venus selbst kennt keine Monate, da sie keine Monde hat.

Die Jahreszeiten sind sehr kurz. Sie dauern 56 Erdentage oder 57 bis 58 Venustage; außerdem ist der Unterschied zwischen denselben ein sehr starker, da die Venusachse gegen ihre Bahn sehr viel stärker geneigt ist als die Erdachse gegen die Erdbahn. Die Schiefe der Ekliptik beträgt für die letztere nur $23\frac{1}{2}°$, für die erstere aber $55°$. Während also zur Zeit der Sommersonnenwende auf der Erde die Sonne auf der nördlichen Halbkugel im Zenith von Kalkutta und Habana und sechs Monate später auf der südlichen Halbkugel im Zenith von Rio de Janeiro und Transvaal steht, so würde sie bei entsprechender Anwendung der Verhältnisse auf die Venus zur Zeit der Sommersonnenwende der nördlichen Halbkugel im Zenith von Edinburg, Kopenhagen und Moskau, und auf der südlichen Halbkugel im Zenith vom Kap Horn stehen. Eine gemäßigte Zone, d. h. ein Streifen, in welchem die Sonne niemals im Zenith steht und niemals für vierundzwanzig Stunden untergeht, giebt es daher auf der Venus nicht. In der Breite von London, Paris, Berlin oder Buenos-Ayres würde erschlaffende Sommerglut mit erstarren machendem Winterfroste plötzlich wechseln. Die Venus ist also nicht der wunderbare, ruhige, paradiesische Aufenthalt für Engel, für den wir sie halten möchten, wenn wir am Abend ihren milden und ruhigen, aber trügerischen Glanz auf eine Entfernung von vierzig bis sechzig oder achtzig Millionen Kilometern betrachten. Im Gegenteil sind die Lebensbedingungen auf ihr noch viel ungünstiger als auf der Erde, und statt ein ruhiges, beschauliches Leben zu führen, fühlen sich die Venusbewohner viel größeren Angriffen auf ihre Gesundheit und auf ihr Leben ausgesetzt, als sie einem Erdenbewohner jemals entgegentreten können.

Der glänzende Anblick der Venus und die mythologischen Erinnerungen haben unsere Vorstellungen von den Bewohnern des Planeten in hohem Grade beeinflußt. So denkt sich die Marquise von Fontenelle die Venus als bewohnt von glücklichen Leuten wie Philemon und Baukis, in ewiger Jugendfrische erhalten durch die Zauberstrahlen Apollons, lebhaft, mutwillig, feurig, geistreich, welche ihr Leben nur der Liebe widmen, Gedichte machen, die Musik pflegen und alle Tage neue Feste, Reigen und Spiele erfinden.

Diese Schilderung ist ganz im Geiste der alten Überlieferung. Schon der gute Pater Athanasius Kircher, welcher nicht annehmen kann, daß die Sterne von Menschen bevölkert sind, weil dies der Lehre von der Erbsünde und der Erlösung widersprechen würde, schildert die Venus in seinem „Iter exstaticum coeleste“ voll von wunderschönen Engeln beiderlei Geschlechts.

„Moschus- und Ambraduft schmeicheln den Sinnen; die Pflanzen scheinen aus den kostbarsten Edelsteinen erbaut, sie glänzen in wunderbarer Farbenpracht, die Strahlen der Sonne spiegeln sich in ihnen und erhöhen das zauberhafte Prangen des wunderbaren Lichterspiels. Aber der Mensch sucht und sucht nach einem lebenden Wesen und findet es nicht. Nur die tote Natur antwortet auf alle seine sehnenden Rufe . . . Siehe da, von einem kristallenen Hügel herab kommt eine Schar von jungen Wesen von unvergleichlicher Schönheit. Unmöglich wäre es für jedes Menschen Hand, ihre herrliche Gestalt zu beschreiben. Sie

sind bedeckt mit weißen Kleidern, welche in der Sonne leuchten und schimmern. Jetzt sind sie von dem Hügel ganz herabgestiegen, einige halten Zymbeln und Saitenspiel in der Hand, und wundervolle Musik durchdringt die Lüfte; andere tragen prächtige Körbe mit Blumen, in welchen Rosen und Lilien, Hyazinthen und Narzissen sich in überschwenglicher Anmut vermählen . . .

„Bei diesem Anblick, ergriffen von dem Reiz des lieblichen Dufts, der Töne und des schönen Anblicks, will der Wanderer die Einherschreitenden begrüßen die Vertreter der Menschen auf diesem glänzenden Weltkörper . . . Aber der Geist, der ihn durch den Weltenraum führt, hält ihn zurück und bedeutet ihn, daß diese Wesen nicht zum Geschlechte der Sterblichen gehören: Menschen wohnen nur auf der Erde, hier sind es Engel, die Diener des höchsten Gottes, welchen die Behütung der Venus anvertraut ist; sie sind es, die ihn auf seinem Wege durch die Weltkörper im weiten Raum geleiten, damit er sein natürliches Geschick erfülle. Endlich legt der Geist seinem Schützling dar, wie diese Engel auf der Erde den guten Einfluß der Venus zur Geltung bringen, so daß alle Menschen, welche unter ihrer Herrschaft geboren werden, schön, freundlich und gut werden müssen."

Sodann wird die Frage angeregt, ob der Wein, welcher auf den Rebenbergen der Venus wächst, ebenso wie der irdische durch das Wort des Geistlichen in das Blut Christi transsubstanziiert werden könne, und diese Frage wird bejaht.

Swedenborg, der ja vorgiebt, mit den Bewohnern der Planeten in Verbindung zu stehen, versichert uns, daß unsere Nachbarn auf der Venus fast ebenso gebaut und ebenso bekleidet sind wie wir.

In den „Harmonies de la nature" hat uns auch Bernardin de Saint Pierre ein sehr poetisches Bild des Planeten Venus gemalt, nach ihm ist derselbe ein warmes Land, wie die Insel Bourbon (Isle de France), welche er in „Paul et Virginie" so wunderbar beschrieben hat. So heißt es in den „Harmonies":

„Die Venus muß mit Inseln bedeckt sein, von welchen jede einen Berg in ihrer Mitte trägt, fünf bis sechs Mal so hoch wie der Pic von Teneriffa. Durch die silberglänzenden Bächlein, welche sich von ihm herab ergießen und über liebliche Fälle dahinplätschern, werden grünende Fluren benetzt und frisch gehalten. Die Meere der Venus müssen die größten und schönsten Schauspiele darbieten. Denkt euch die Gletschergegenden der Schweiz mit ihren Sturzbächen und Seen, ihren Schneefeldern und Tannen, am Rande des südlichen Meeres; denkt euch zu beiden Seiten dieser Alpenhöhen eine Hügelreihe, wie wir sie an den Ufern der Loire bewundern, bedeckt mit Weingärten und Obstbäumen aller Art; denkt euch am Fuße dieser Hügelreihen eine Küste, wie die der Molukken, erfüllt von Hainen mit Bäumen, an welchen Bananen, Muskatnüsse, Nelken hängen, deren süßer Duft von den Winden weithin getragen wird; die Haine bevölkert mit Kolibris und Turteltauben, deren Gesang und Zwitschern im Echo widerhallt; denkt euch einen flachen Strand, beschattet von Kokosbäumen und erfüllt von perlentragenden Muscheln und von Ambra; die Madreporen der Südsee, die Korallen des Mittelmeeres, welche in dem ewigen Sommer ihre Bauten bis in

Baumeshöhe über das Wasser erheben; deren Scharlach- und Purpurfarbe im Meere gespiegelt, sich mit dem Grün der Palmen am Ufer vermischt; krystallklare Wasserläufe, in denen sich die Berge, die Wälder und die Vögel spiegeln, von einer Insel zur andern fließend; wenn ihr euch auch dieses alles denkt, so habt ihr doch nur ein schwaches Abbild von der Schönheit der Venuslandschaft. Die Temperatur an den Polen muß viel milder und angenehmer sein, als die Frühlingssonne Frankreichs. Obgleich die Nächte des Planeten durch keinen Mond erhellt werden, so vertreten der Merkur durch seinen Glanz und seine große Nähe, und die Erde durch ihre überwiegende Größe für die Venus die Stelle von Monden.

„Die Menschen der Venus, an Größe den irdischen ähnlich, da sie einen Planeten von ähnlicher Größe bewohnen, aber aufgewachsen unter einem glücklicheren Himmel, müssen ihre ganze Zeit der Liebe widmen. Die einen weiden die Schafe an den Bergeshalden und leben als Hirten; die andern, an den Küsten der fruchtbaren Inseln, bringen ihre Tage in Festen mit Tanzen und Wettschwimmen zu, wie die glücklichen Bewohner von Tahiti."

* * *

Aber diese phantastischen Beschreibungen zerfallen in nichts, wenn man den Planeten durch das Fernrohr beobachtet. Da die Lebensverhältnisse auf allen Weltkörpern von den äußeren, die Bewohnbarkeit bedingenden Umständen abhängig sind, und diese mit der Zeit wechseln (wie die geologische Geschichte der Erde aufs deutlichste darthut), so müssen wir annehmen, daß die Venusbewohner, wer sie auch sein mögen, ein weniger zartes und weniger lebhaftes Empfindungsleben haben als wir, und aller Wahrscheinlichkeit zufolge stehen sie uns an Schärfe des Verstandes nach. Eine heiße Durchschnittstemperatur, schneller Wechsel zwischen Wärme und Kälte verlangen robust gebaute Organismen, um ihnen zu widerstehen; diese können nicht so fein empfinden, nicht so lebhaft fühlen wie die Männer und Frauen in den gemäßigten Strichen der Erde. Die Venus muß in allen Beziehungen weniger angenehm zu bewohnen sein als unser Planet. Es ist unwahrscheinlich, daß die Vorbedingungen vorhanden sind, um dort solche Mittelpunkte feiner Gesittung entstehen zu lassen, wie wir sie der Reihe nach in Babylon und Theben, Athen, Rom und Paris erlebt haben. Die Zeit vergeht dort schnell, nichts ist beständig. Indessen können wir keine sicheren Behauptungen aussprechen, denn die Natur hat mehr Hilfsquellen, als wir ermessen können.

Unsere Kenntnisse über die physische Beschaffenheit der Venus sind zwar durchaus nicht so sicher wie die, welche wir in der letzten Zeit über unseren anderen Nachbarplaneten, den Mars, gewonnen haben; auch die Einzelheiten der Oberfläche der Venus sind uns viel weniger bekannt als die auf dem Mars, wo wir Buchten und Meerengen, Inseln, Seen und Berge, Uferveränderungen und Überschwemmungen, Schneefälle, Flüsse und Kanäle beobachtet haben; indessen steht doch eine kleine Reihe von Thatsachen fest, welche nicht ohne Interesse sind.

So wissen wir, daß der Planet von einer Luftschicht umgeben ist, welche dicker und dichter ist als die Erdatmosphäre; daß auf der Oberfläche Festländer

und Meere bestehen, daß auf dem Lande sehr hohe Gebirge ansteigen und zwar auf der Nordhälfte mehr als auf der Südhälfte, und daß Wolken daselbst nicht selten sind, besonders an den beiden Polen.

Die Oberflächengestaltung der Venus ist nur roh skizziert und zwar nach den Beobachtungen, welche Cassini 1666, Bianchini 1726 und de Vico 1839, und zwar sämtlich unter dem klaren Himmel Mittelitaliens, angestellt haben. Bianchini hatte ein solches Vertrauen zu der Richtigkeit seiner Zeichnungen, daß er kein Bedenken trug, die dunklen Flecken als Meere zu bezeichnen und sie demgemäß zu benennen, gerade so wie man es mit dem Monde gemacht hatte. So sieht man auf einem Venusglobus Meere mit den Namen von Christoph Kolumbus, Amerigo Vespucci, Galilei, König Emanuel, Marco Polo, Maghellan, eine Cassini-Enge, ein Vorgebirge der Akademie der Wissenschaften und viele andere höchst originelle Benennungen. Diese Meere sind wirklich vorhanden; wenn sie auch nicht genau die von Bianchini gezeichnete Gestalt haben, so befinden sie sich doch an den von ihm angegebenen Stellen, wo sie später von anderen Astronomen wieder beobachtet worden sind.

Bedeutend sind indessen unsere Kenntnisse von der Venusoberfläche wegen der Stellung der Venus und der Erde zu einander noch nicht geworden Denn wenn man bedenkt, daß die Venus sich in einer Entfernung von 107 Millionen Kilometern um die Sonne bewegt, die Erde dagegen in einer Entfernung von etwas mehr als 148 Millionen Kilometern, und besonders wenn man sich die Mühe nimmt, mit Hilfe des Zirkels zwei diesem Verhältnisse entsprechende Kreise zu zeichnen (dies kann in jedem beliebigen Maßstabe geschehen, z. B. kann man für je eine Million Kilometer einen Millimeter nehmen) so wird man mit dem ersten Blicke erkennen, daß die Venus uns einen um so geringeren Teil ihrer beleuchteten Hälfte zudreht, je mehr sie sich uns nähert; denn die beleuchtete Hälfte ist eben diejenige, welche der Sonne zugewendet ist. Wenn also die Venus, von uns aus gesehen, jenseit der Sonne ist, dann sehen wir zwar ihre beleuchtete Hälfte vollständig, der Planet erscheint uns ganz rund, aber er ist sehr klein, weil er dann sehr weit von uns entfernt ist. Je näher uns dann die Venusscheibe kommt, desto größer wird sie, aber da sie zugleich in eine schiefe Stellung neben die Sonne tritt, so sehen wir ihre beleuchtete Hälfte nicht mehr ganz, sondern der Planet nimmt alle die Phasen an, welche der Mond zwischen Vollmond und letztem Viertel hat. Dann tritt die Venus in die Quadratur, und wir sehen nur noch die Hälfte ihrer beleuchteten Fläche. Endlich kommt sie uns noch näher und tritt in den Raum zwischen der Sonne und der Erde; dann wächst ihre scheinbare Größe sehr schnell, aber sie hat dann nur noch die Form einer Sichel, welche immer schmäler wird, je mehr sie wächst. Wenn sie endlich in ihre größte Nähe an die Erde gerückt ist, so sehen wir fast gar nichts mehr von ihr, weil sie uns dann ihre ganze unbeleuchtete Seite zuwendet. Zur Zeit der Quadratur ist es also mit den verhältnismäßig geringsten Schwierigkeiten verknüpft, ihre Oberfläche zu studieren.

Ganz anders ist die Stellung des Mars zu uns. Dieser Planet läuft um die Sonne außerhalb der Erdbahn und zwar in einer Entfernung von 225 Millionen Kilometer; wenn er in unsere größte Nähe kommt, so stehen wir zwischen ihm und der Sonne, und er dreht uns seine vollbeschienene Fläche zu. Je näher der Mars der Erde tritt, desto mehr nähert er sich der von der Sonne und der Erde gebildeten Linie, und desto runder wird seine Fläche, also gerade das Gegenteil von dem, was für die Venus gilt. Daraus folgt, daß wir die Oberfläche des Mars, obgleich derselbe weiter von der Erde entfernt und um die Hälfte kleiner ist als die Venus, doch viel besser beobachten können. Wenn die Venus in die größte Nähe der Erde tritt, so ist sie von uns 41 Millionen Kilometer entfernt und unter Umständen noch weniger, da die Erdbahn nicht ganz rund, sondern etwas elliptisch ist. Wenn der Mars in die größte Erdnähe tritt, so ist er wenigstens 55 und höchstens 77 Kilometer entfernt. Dieser Unterschied ist so bedeutend, weil die Marsbahn sehr stark elliptisch ist. Er kommt der Erde somit niemals so nahe wie die Venus, aber wie wir sehen, wird die größere Entfernung durch die anderen Umstände mehr als ausgeglichen.

Es steht also leider nicht zu hoffen, daß wir für die Venus einmal ebenso schnell wie für den Mars alle die Thatsachen feststellen können, welche auf die Bewohnbarkeit des Planeten Einfluß haben. In Bezug auf den Mars unterliegt es kaum einem Zweifel, daß er bewohnt ist, und zwar von Wesen körperlich leichter und geistig wahrscheinlich besser veranlagt und weiter entwickelt als wir.

Der Planet Mars ist älter als die Erde, er hat die Perioden seiner Entwickelungsgeschichte schneller durchgemacht, seine Dichtigkeit und sein spezifisches Gewicht sind geringer als die der Erde, seine Luftschicht ist sehr durchsichtig, der Wechsel zwischen Hitze und Kälte in den verschiedenen Jahreszeiten ist gleich dem bei uns, seine Jahre sind länger als unsere; auch das Klima ist trotz der größeren Entfernung von der Sonne nicht kälter als bei uns, denn die großen Schneeflächen an den Polen schmelzen jedes Jahr wieder zusammen und zwar mit größerer Regelmäßigkeit als auf der Erde. Das Land ist durchzogen von Binnenseen und hat unendlich viele Ufer, seine Flüsse scheinen kanalisiert zu sein, Kanäle, deren Natur noch nicht enträtselt ist, setzen alle Marsmeere mit einander in Verbindung: — alle diese Thatsachen, welche durch direkte Beobachtung ermittelt worden sind, zwingen uns zu der Annahme, daß der Mars als Weltkörper in seiner Entwickelung weiter voran ist, und machen es höchst wahrscheinlich, daß er von menschlichen Wesen bewohnt wird, welche von uns sehr verschieden und uns geistig überlegen sind, und deren Unternehmungsgeist wohl nicht ohne Einfluß auf die seltsame netzartige Gestaltung der Marskontinente gewesen ist. Die Venus dagegen erweckt den Eindruck, als ob sie ihrer Beschaffenheit nach der Erde nicht sehr unähnlich ist; jedenfalls aber ist sie in ihrer Entwickelung noch nicht soweit fortgeschritten wie diese, und die Himmelserscheinungen auf derselben sind heftig und unbeständig.

Unwetter aller Art, Orkane, Gewitter, Stürme, Regen-, Hagel- und Schneefälle müssen auf der Venus bekannt sein und zwar in einer Stärke, daß die ent-

sprechenden Erscheinungen auf der Erde auch in ihrer heftigsten Form im Vergleiche hierzu noch gelinde sind. Der Weltkörper, welcher uns, wenn wir ihn in der Abenddämmerung oder zur Morgenzeit betrachten, so ruhig, so rein, so still erscheint, erfüllt vom Gesange friedlicher, kleiner Vögel, ist aller Wahrscheinlichkeit nach der beständige Sitz von Unruhen und Störungen in der Atmosphäre, und vielleicht in derselben Weise von Unruhen unter seinen Bewohnern durchtobt, mögen dieses nun Tiere oder Menschen sein; möglicherweise sind die Menschen auf der Venus noch nicht über die Steinzeit hinaus und bekämpfen sich mit aller Roheit und Verbissenheit gewaltthätiger Urmenschen.

Die Luftschicht um die Venus ist sehr beträchtlich. Zweimal im Jahrhundert, je nach dem Verlaufe von 113 und dann wieder nach acht Jahren geht sie für unsere Augen vor der Sonne vorbei; dadurch ist für das Studium dieser Luftschicht eine besonders günstige Gelegenheit gegeben. Diese Durchgänge sind besonders am 5. Juni 1761 und am 3. Juni 1769, dann am 8. Dezember 1874 und am 6. Dezember 1882 beobachtet worden; die nächsten werden am 7. Juni 2004, am 5. Juni 2012, dann am 10. Dezember 2117 und am 8. Dezember 2123 und so fort stattfinden. Die beiden letzten Male, also 1874 und 1882, haben die Astronmen diesen Luftkreis um die Venusscheibe bei dem Eintritt des Planeten vor die Sonne und beim Wiederaustritt desselben beobachtet und haben ihn während des Vorbeiziehens mit Hilfe des Spektroskops chemisch untersucht. Es zeigte sich, daß diese Atmosphäre fast zweimal so dicht ist wie unsere, und daß sie viel Wasserdämpfe enthält.

Aber auch bei gewöhnlichen Gelegenheiten, wenn man die Venus in ihrer Sichelform beobachtet, findet man längs des ganzen Verlaufs der Grenzlinie zwischen dem beleuchteten und dem unbeleuchteten Teile einen breiten halbbeleuchteten Streifen, welcher darauf hinweist, daß dieser Teil der Planetenoberfläche nicht von der Nacht, sondern nur von Dämmerung bedeckt ist; sei es nun die Morgen- oder die Abenddämmerung. Dieser halbdunkle Streifen ist selbst von der Erde aus ganz deutlich zu sehen. Die Grenzlinie selbst ist im allgemeinen unregelmäßig und gezackt, woraus wir auf Unebenheiten des Planetenbodens und ohne Zweifel auch auf das Vorhandensein von Wolken schließen können. Eines Tages glaubten Pater de Vico und seine Gehülfen, auf der Sternwarte zu Rom ein breites von Bergen umringtes Thal zu beobachten, seiner Gestalt nach den großen eingestürzten Mondkratern ähnlich, welche, im Teleskop betrachtet, einen oft so malerischen Anblick gewähren. Das Gesamtergebnis aus den Venusbeobachtungen führt zur Annahme, daß die Oberfläche des Planeten keineswegs gleichförmig ist, sondern zwischen Land und Wasser wechselt, daß auf dem Lande sich hohe Gebirge erheben und die umgebende Luftschicht von vielen Stürmen bewegt wird.

Es wäre nicht zu verwundern, wenn die Venus zuweilen lebhafte Nordlichterscheinungen hätte, denn von Zeit zu Zeit sieht man die dunkle Fläche von einem unbestimmten Schimmer matt erleuchtet, dem Graulicht des Mondes ähnlich. Dieses Graulicht zeigt sich in den ersten Tagen nach dem Neumonde innerhalb der Mondsichel und wird durch das von der Erde auf den Mond geworfene Licht erzeugt.

Während für die Erde Neumond herrscht, herrscht für den Mond Vollerde, und wenn die Erde von der Sonne voll beleuchtet ist, so wirft sie vierzehnmal so viel Licht auf den Mond wie der Vollmond auf die Erde. Das Graulicht des Mondes ist also der Reflex eines Reflexes. Man kann an ihm sogar den Einfluß der Achsendrehung der Erde beobachten, denn wenn der große Ozean dem Monde zugewendet ist, so ist das Graulicht nur sehr schwach, da das Wasser das Licht absorbiert und nur schwach wiederspiegelt. Aber wenn Europa und Asien unserem Trabanten zugewendet sind, besonders in den Wintermonaten, während das Land mit Schnee bedeckt ist, wird das Graulicht sichtlich heller. Für das Graulicht der Venus ist eine derartige Erklärung nicht aufzustellen; es ist daher nicht unmöglich, daß dort Nordlicht-Erscheinungen vorkommen.

Einige Zeitlang war der Glaube verbreitet, daß auch dieses Graulicht von der Erde komme, aber dazu sind wir doch zuweit entfernt, so erleuchtet wir auch sind. (Den Menschen merkt man es freilich nicht immer an, wie erleuchtet die Erde ist). Die Erde und der Mond sind, von der Venus aus gesehen so hell, daß sie auf jenen Planeten ungefähr $^1/_{500}$ der Lichtmenge abspiegeln, welche wir von dem Vollmond empfangen. Diese Lichtmenge reicht aber nicht aus, um daraus das Graulicht der Venusscheibe zu erklären.

Wenn die Venusbewohner optische Werkzeuge erfunden haben, so müssen sie auch auf der Erde die Länder und Meere und das Polareis erkennen. Ja, sie kennen unsere Pole besser als wir selbst, die wir sie noch nie gesehen haben, wie denn auch wir die Pole des Mars besser kennen als die der Erde. Wenn sie unsere Länder, die Form der Küsten, die einzelnen Landschaften erkennen können, wenn sie Karten von Europa und Amerika, von Frankreich, Deutschland, Italien, England und Ägypten gezeichnet haben, ob sie es wohl ahnen, daß alle diese Länder, welche ihnen so ruhig und friedlich vorkommen, von stetigen Streitigkeiten, von Kämpfen und Kriegen aller Art erregt werden?

Der Raum, welcher die Weltkörper von einander trennt, beraubt sie doch nicht alles Einflusses auf einander; vielmehr stehen sie in beständigem Verkehre durch die gegenseitige Anziehung, und durch diese haben alle Weltkörper in dem unendlichen Raume ununterbrochene Fühlung mit einander.

Wenn die Venus in unsere Nähe kommt, auf eine Entfernung von 40 bis 50 Millionen Kilometer, so schwankt die Erde und kommt um ein geringes aus ihrer Bahn, dem Nachbarstern entgegen, und auch auf diesen wirkt derselbe Einfluß. Die Sonne zwingt die Erde, sich mit unendlicher Schnelligkeit um sie zu drehen, die Erde führt den Mond mit sich, aber auch der Mond übt im Laufe seiner monatlichen Bewegungen beständige Störungen auf den Lauf der Erde aus. So stehen durch den Weltenraum hindurch die Weltkörper in beständigem Verkehr.

Ob es aber nicht auch noch andere Beziehungen zwischen den Körpern giebt? Gehen die Geschicke der Menschen und Völker, welche auf den verschiedenen Planeten wohnen, unabhängig von einander ihren Lauf, werden sie durch kein gemeinsames geistiges Band im Einklang erhalten? Die Seelen der Menschen,

welche empfinden und denken, träumen und hoffen, sind sie dazu verdammt, nur ihre kurze Zeit auf ihrem Stern dahin zu leben, und sollen sie ihre Mitseelen im ganzen übrigen Weltenraum niemals kennen lernen? Die heutige Wissenschaft kann uns hierauf noch keine Antwort geben, aber sie läßt uns den Glauben, daß wir alle Bürger des Himmels sind, und daß unsere Rolle für die Welt noch nicht ausgespielt ist, wenn wir von der kleinen Bühne, auf der wir uns befinden, abgetreten sind.

Sind wir dazu bestimmt, dereinst durch die unendlichen Wunder des Weltalls zu reisen? Werden wir jemals die Nachbarsterne besuchen, welche mit irdischen Namen Mars, Venus, Saturn genannt sind und welche in der Sprache des Himmels andere ihrer wahren Natur entnommene Namen tragen?

Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich weder den Stern der Liebe noch die seltsamen Ringe des Saturn aufsuchen, sondern lieber den wunderbaren kleinen Mars, mit seinen freundlichen Binnenmeeren und seinem ewig wechselnden Kanalnetze. Indes mit Sicherheit können wir heute über das Leben auf der Venus noch kein Urteil fällen. Vielleicht sind die Meere so über das Land verteilt, daß ihre Strömungen und die herrschenden Winde das Klima milde und angenehm machen, trotz des heftigen und schnellen Wechsels der Jahreszeiten.

Es wurde schon erwähnt, daß auf der Erde Edinburg, Kopenhagen und Moskau dieselbe geographische Breite haben; und doch wie verschieden ist das Klima dieser drei Städte. Das rauhe russische und das noch rauhere sibirische Klima werden durch die Belegenheit der Länder mitten im festen Lande hervorgerufen. Nur durch das Meer ist die Lage von Großbritannien, Dänemark und Schweden so viel milder und freundlicher. Ohne den atlantischen Ozean hätte Paris einen Winter wie in Krakau und Jekaterinoslaw, statt der Seine flösse der Dnjepr oder die Wolga mitten durch Frankreich. Die Verteilung der Wasserflächen, die Beschaffenheit der Atmosphäre, die Wasser- und Luftströmungen spielen eine bedeutende Rolle bei den Temperaturverhältnissen. Die Natur könnte alle diese Dinge auch auf der Venus so geordnet haben, daß der Aufenthalt dort nicht so unangenehm ist, wie er dem Auge des wissenschaftlichen Beobachters erscheinen muß. Wir können daher die Bewohner der Venus noch nicht ohne weiteres beklagen, sie sind vielleicht etwas leichter erregt und leidenschaftlicher als wir.

Wie dem auch sei, je weiter wir in der Kenntnis der anderen Weltkörper fortschreiten, desto mehr erstaunen wir über die Vielfältigkeit der Schöpfungswunder. Jeder Stern hat seine eigene Pflanzen- und Tierwelt, seine eigene Menschheit, seine eigenen Lebensbedingungen, je nachdem er in seiner Jahrtausende dauernden Entwickelungsgeschichte fortgeschritten ist. Der eine hat den Höhepunkt seines Glanzes errreicht, während der andere noch wie in den Windeln liegt und ein dritter in den letzten Zügen oder schon abgestorben ist. Vielleicht ist es dem Menschen vergönnt, dereinst die Wahrheit zu erkennen und sich zur geistigen Herrschaft über das Weltall aufzuschwingen!

Ignaz von Döllinger.

Skizze

von

Luise von Kobell.

Jeder, der den Stiftsprobst und Reichsrat Ignaz von Döllinger kennt, wird einen Besuch bei diesem seltenen Manne mit roter Farbe in seinen Kalender einzeichnen, denn es ist ein wahres Fest. Wo könnte man sich besser und lehrreicher unterhalten als dort? Döllingers heitere Gemütsstimmung teilt sich einem unwillkürlich schon bei der Begrüßung mit.

Die Wohnung des Reichsrates ist luftig, geräumig und hell. Diese letztere Eigenschaft verdanken die Räume der Vorliebe Döllingers für das Licht. Licht in physischer wie in intellektueller Beziehung ist sein Grundprinzip. Butzenscheiben, die dämmernden Vorläufer der geschliffenen Fenster, sind nicht geduldet, dunkle Vorhänge verpönt, auch die Vertäfelung an Decke und Wänden wegen ihrer lichtabsorbierenden Fähigkeit strengstens verbannt. Aus demselben Grunde findet man hier im Gegensatze zu den modernen Einrichtungen unserer Tage weder gotisch geschnitzte Stühle und Truhen noch Fratzen und Fruchtgehänge der Renaissance. Die pausbackigen, vergoldeten Rokokoengel verdüstern zwar kein Gemach, aber sie sind dessenungeachtet nicht nach Döllingers Geschmack. Seine Möbel sind schmucklos, jedoch bequem und haben etwas Pietätvolles; sie stammen noch aus seiner Jugendzeit. Ganz individuell ist die Wahl der seine Zimmer zierenden Bilder: ihm seelenverwandte Persönlichkeiten, wie Dante, Bossuet, Fenelon, dann ein lithographisches Gedenkblatt der hervorragendsten Mitglieder des Parlamentes zu Frankfurt, in welchem Döllinger, von einem bayrischen Wahlkreise gewählt, im Jahre 1848 mit seinem Freunde Radowitz auf der Rechten des Hauses saß. Gladstone, sprechend ähnlich von Lenbach gemalt, und das von demselben Künstler gefertigte Porträt Döllingers, welches diesen darstellt, wie er leibt und lebt. Bewundert Lenbach des großen Gelehrten Geist und Wissen, so bewundert Döllinger die geniale Kunst des Malers, welcher die Natur des Menschen treffend auffaßt und ihn dabei nicht in einem langweiligen oder gelangweilten Momente, sondern in der Gesamtheit seiner geistigen Bedeutung wiedergiebt.

Lenbach findet Döllingers Gesicht schön; daß der Eigentümer desselben diese Beurteilung nicht teilt, geht daraus hervor, daß, als ein Bekannter einmal äußerte, Döllingers Nichte gleiche etwas ihrem Onkel, Döllinger lachend versetzte: „armes Mädchen." In der liebenswürdigsten Weise, wenn es ihm auch bisweilen schwer ankommt, erfüllt er den Wunsch der Künstler, ihn malen, radieren, in Holz oder Marmor meißeln zu dürfen. Döllingers Büste von dem Bildhauer Kopf, welche in der diesjährigen Münchener Kunstausstellung so vielfach bewundert ward, ist ein Kunstwerk ersten Ranges und schmückt zur Zeit den Bibliotheksaal der hochsinnigen Baronin Cramer-Klett.

Auch gegen alle lesenden und schreibenden Freunde ist er voll Entgegenkommen und läßt auf das freigebigste die unversiegbare Quelle seiner Gelehrsamkeit für sie sprudeln. Wie viel wertvolle Bücher unter den verschiedensten Namen und Titeln verdanken ihren Ursprung dem Wissen Döllingers! Wer an ihn eine Frage stellt, erhält eine Antwort, die gleich einer Pflanze Blätter und Blüten trägt. Eine Erkundigung über diese oder jene Weltbegebenheit bescheidet er oft aus dem Stegreif mit der genauesten Zeitangabe, geht dann in seine Bibliothek „zur größeren Sicherheit," wie er zu sagen pflegt, kommt mit einem Arm voll Büchern zurück. findet auf den ersten Griff die gesuchte Stelle, und wenn man staunt, daß er es so richtig getroffen, sagt er bescheiden, „wenn man so lange studiert wie ich, muß man doch etwas wissen." Seine Bibliothek enthält ungefähr 25000 Bände. Diese Werke stehen nicht wie Fremdlinge in Reih und Glied in den Fächern, sondern sind ihm oftbenützte, auserlesene und wohlbewährte Hilfsmittel für seine Schriften, so daß man ohne jegliche Hyperbel behaupten darf, er habe den Hauptinhalt dieser 25000 Bücher in seinem Kopfe. Deshalb ist Döllingers Gespräch so unwiderstehlich anregend, da giebt es kein phrasenhaftes „Gelehrtthun", kein hin und her tanzendes Irrlicht, keine Blendlaterne und keinen Trugschluß; da ist alles Gold, was glänzt, alles begründet, stichhaltig erhärtet. Die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe bekundet sich in den Vorträgen, welche er in den Festsitzungen der Akademie gehalten hat und welche nun im Drucke erschienen sind: die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte, das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte, die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland, Dante als Prophet, Deutschlands Kampf mit dem Papsttum unter Kaiser Ludwig dem Bayer, Aventin und seine Zeit, Einfluß der griechischen Litteratur und Kultur auf die abendländische Welt im Mittelalter, die orientalische Frage in ihren Anfängen, die Juden in Europa, über Spaniens politische und geistige Entwickelung, die Politik Ludwigs XIV., die einflußreichste Frau der französischen Geschichte, König Maximilian II. und die Wissenschaft, zur Erinnerung an Maximilian III., den Stifter der Akademie u. s. w.

Bedeutsam, ausgreifend und tief eingehend in Religion, Philosophie, Sitten und Gebräuche ist sein Werk „Heidentum und Judentum, Vorhalle zur Geschichte des Christentums" — epochemachend seine Schrift „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat" — reich an historischem Gehalte sind sein „Hippolytus und Kallistus" — „Das Kaisertum Karls des Großen und seiner Nachfolger", in den „Papstfabeln" schälte er mit scharfem Geiste die wahren Thatsachen von den mythischen Zuthaten los. — —

Wie viel neue Gesichtspunkte stellt Döllinger auf, wie streng ist die Logik, mit welcher er seine Konsequenzen zieht! Man spricht z. B. von den irischen, österreichischen, französischen, kirchlichen Zuständen, welche so viele von der Hand zum Mund beurteilen; dabei geht er Jahrhunderte zurück, ruft längst entschwundene Gestalten ins Leben und führt sie vor als die Urheber von segensvollen oder verderbenbringenden Thaten. Dann begreift man den Zusammenhang von einst und jetzt und erkennt den Samen, der zum Unkraut oder zum

Waizenkorn geworden. Dazwischen fallen Döllinger oft humoristische Züge ein, die er wie ein Ornament in das streng Historische hineinflicht. Auch ist er der Poesie nicht nur zugänglich, sondern es erfaßt ihn sogar eine jugendliche Begeisterung, wenn von einer ihm liebgewordenen Dichtung die Rede ist. Dann zitiert er wohl auch aus Virgil, aus Dante, aus Tasso, Shakespeare, Goethe und Schiller; noch jetzt weiß er ganze Stellen aus dem Sophokles auswendig und selbst aus solchen Klassikern, welche er seit seiner Gymnasialzeit nicht mehr zur Hand genommen, wie die Maximen Mark Aurels oder Paskals „Pensées". An der Politik nimmt Döllinger großen Anteil und beleuchtet oft grell die Mängel und Vorzüge der sie leitenden Persönlichkeiten. So erregte das von Kaiser Wilhelm II. veröffentlichte Regierungsprogramm Döllingers Wohlgefallen in so hohem Grade, daß er sagte: „Hier ist kein Wort zu viel und kein Wort zu wenig, und ich wünschte nur, man gäbe den Knaben in den Gymnasien diese Rede als Muster an Inhalt und Form, wie man ihnen ja auch Cicero und Demosthenes zum Vorbilde giebt." — —

Tiefernst wird er, wenn er erzählt, daß man wiederholt das Ansinnen an ihn stellte, sich dem Unfehlbarkeitsdogma zu unterwerfen, und endet stets mit den Worten: „Man kann mir nicht zumuten, meineidig zu werden." —

Den Aberglauben verlacht er in kleinen Dingen des alltäglichen Lebens, die großen Lebenstragödien, welche der Aberglaube im Hexenwahn hervorgerufen, erregen dagegen seine Entrüstung. Bei Erwähnung der Theophilussage [1]) „in welcher sich Theophilus aus Sehnsucht nach einem verlorenen Amte vertragsmäßig dem herbeigerufenen Satan ergiebt", bemerkt Döllinger: „Hier tritt zum ersten Male ein Wahngebilde ans Tageslicht, so finster, so tief unchristlich und so verderbenschwanger, daß man die Begierde, mit welcher es sofort im Occident aufgegriffen und systematisch ausgebildet wurde, fast selbstmörderisch zu nennen sich versucht fühlt." Ein moderner Stein des Anstoßes ist für Döllinger die Erziehung und Lebensart der männlichen und weiblichen Jugend. Denn heftig beklagt er die unfreiwillige Einsperrung der Knaben in die Schulräume und die freiwillige Einsperrung der jungen Männer in die Bier- und Kaffeehäuser, wo schlechte Luft und Tabaksqualm so herrschen, daß sich deren Einfluß auf die Gesundheit nachteilig kund giebt. „Welch' eine Wohlthat fürs Leben sind die Colleges in England, wie blühend, kräftig ist die dortige Jugend, und wie bemitleidenswert bei uns! Das eine wird durch Bewegung in frischer Luft gefördert, das andere durch Mangel derselben. Ein noch größerer Jammer ist bei der Mädchenerziehung: das viele Sitzen, die unnützen, feinen, die Augen verderbenden Handarbeiten, das viele Lernen, bei dem sie eigentlich doch nichts gründlich lernen. Ich spreche und spreche darüber, es hilft aber nichts, es ergeht mir wie der Cassandra, sie sah das Unheil voraus, sie warnte, aber niemand glaubte ihr."

---

[1]) Einfluß der griechischen Litteratur und Kultur auf die abendländische Welt im Mittelalter. S. 183.

Döllinger selbst hat eine prächtig erhaltene Sehkraft, trotzdem er nun schon über achtzig Jahre liest und studiert. Vor zwei Jahren befiel ihn ein Augenübel, das ihn zwang, sich einer Operation zu unterwerfen. Bis zum letzten Momente vor der Operation ließ er sich vorlesen; kein Zucken, kein Wort der Angst oder Klage — standhaft hielt er die Operation aus. Sogleich nach derselben bat er seine Nichte, ihm weiter vorzulesen, und nach mehreren Tagen hatte er sein volles Sehvermögen wieder erlangt. Die Vortrefflichkeit seiner Gesundheit muß überhaupt dieselbe Bewunderung erwecken wie die Energie seiner geistigen Kräfte. Döllinger feierte im Februar seinen 90. Geburtstag. Er steht morgens sechs Uhr auf, badet im Sommer im Tegernsee, wo er jährlich einen längeren Aufenthalt in der Villa der Gräfin Arco nimmt, liest deutsche, englische und französische Zeitungen, neuerschienene Werke über die verschiedensten Materien, schreibt in seiner bekannten, gediegenen, geistvollen Art, ist sehr mäßig und ergötzt sich an einem mehrstündigen Spaziergang. Dabei trägt er mit Vorliebe einen schwarzen, breitkrämpigen Hut, fast nie einen Stock oder Regenschirm, „denn der Regen schade weder ihm noch seinem Anzuge." Er ist sogar so gestählt gegen Wind und Wetter, daß er es nicht beachtet, ob Glatteis, Schneewasser oder ein aufgestauter Regen unter seinen Füßen sich breit macht. Die Schönheit in der Natur, das Frühlingsgrün, die hohen, blumigen Wiesen, die mächtigen Bäume, den goldigen Sonnenuntergang, das alles beachtet er stets und zwar mit dankbarem Herzen. Begegnet er einem armen, weinenden Kinde, so erkundigt er sich in der gutmütigsten Weise nach der Ursache des Schmerzes, „denn in der Teilnahme findet ein Kind immer Trost." Dabei wird der moralische Trost meist durch etwas klingende Münze unterstützt. — —

So tritt bei jeder Gelegenheit sein edles Gemüt und sein scharfer Verstand ans Tageslicht. Und wenn zu allen Zeiten ein Mensch ehrwürdig war, dessen Worte und Handlungen aus einer rechtschaffenen Überzeugung hervor und ineinander übergingen, so ist in unseren Tagen, in welchen so oft Reden und Thaten aus egoistischen Impulsen erzeugt werden, Döllingers Sein und Wesen doppelt anerkennungswert, das sich in seinem Wahlspruche treffend charakterisiert: „Nil temere, nil timide."

Zeitbeschwerden.

Der Mangel an Archiven für neuere Litteratur.

Ältere Leute pflegen unsere Zeit eine unlitterarische zu nennen. Im Vergleich mit den Tagen, wo die „Zeitung für die elegante Welt" jedem Gebildeten als das Hauptblatt des Kontinents galt, wo ein neues Stück von Gutzkow oder eine besonders gelungene Kritik Laubes alle Welt in die nachhaltigste Aufregung versetzte, mag ja wohl die Gegenwart weniger litteraturfreundlich erscheinen; heutzutage ist alles von Politik und Volkswirtschaft erfüllt. Und doch hat in den gesegneten achtzehn Friedensjahren die Liebe unseres Volkes zu den Lebens-

äußerungen seiner großen Dichter und Denker ersichtlich zugenommen, nur bethätigt sie sich gemäß dem gesunden Realismus dieser jung geeinten Nation. An Stelle der aus unglückseligen Staatsverhältnissen entsprungenen krankhaften Überschätzung des Künstlertums ist eine vertiefte Auffassung von dem Wert der Litteratur getreten, und der dem modernen Menschen anerzogene historische Sinn drängt nach genauester Kenntnis der Grundlagen, auf denen vergangenes wie gegenwärtiges erwachsen ist.

So erklärt sich die überraschend schnelle Verbreitung der neuen litterargeschichtlichen Schule. Ihre Mängel treten in den Elaboraten gesinnungstüchtiger Dümmlinge deutlich zu Tage; da werden Regesten als die einzig würdige Aufgabe des „ernsten" Forschers gepriesen, Druckfehlerverzeichnisse früherer Auflagen als wissenschaftliche That ausposaunt und die „gesammelten Abschriften des Herrn Dr. X. Y." beinahe den gesammelten Werken von Wieland oder von einem ähnlichen Forschungssujet gleichgestellt. Insbesondere die Durchwühlung alten Zettelkrams hat eine beängstigende Ausdehnung gewonnen. Ist daher nicht eine Wiederkehr alexandrinistischen Treibens, ein Versinken in unnütze Mikrologie zu befürchten? Nein und abermals nein, so lange Männer wie Erich Schmidt auf dem Plane stehen, Männer, die in solchen Studien nur eine unerläßliche Vorbedingung, nicht das Ziel wahrer Wissenschaft erblicken! Denn darüber kann kein Zweifel obwalten, daß handschriftliche Untersuchungen, Veröffentlichungen von Nachlassen, Korrespondenzen u. dgl. — wenn sie nicht in silbenstechender oder arroganter Weise vorgebracht werden — weit über den Charakter bloßer Spielerei hinausgehen; der Dilettant, der mit Genuß in den vertraulichen Mitteilungen großer Männer oder in den Entwürfen zu ihren Meisterwerken blättert, der Litterarhistoriker, der aus ihnen eine reiche Quelle belehrender Einsichten gewinnt, der Ästhetiker, welcher in ihnen die Gesetze des dichterischen Schaffens aufsucht, der Geschichtsschreiber, welcher durch sie ein neues Bild von den geistigen Strömungen einer Epoche erhält — sie allesamt bilden den lebendigen Beweis dafür.

Von verschiedensten Gesichtspunkten gesehen, erscheinen also handschriftliche Nachlasse bedeutenderer Personen berücksichtigungswert. Die meisten Arbeiter auf dem weiten Felde der Geisteswissenschaften werden darin einig sein. Nun sollte man annehmen, daß bei der regen Thätigkeit des jungen Gelehrtengeschlechtes auch die nötigen Vorbereitungen getroffen sind, um das als unentbehrlich erkannte Hilfsmittel leicht zugänglich und anwendbar zu machen; aber jeder Kundige weiß, daß dem nicht so ist. Herrn Professor Wilhelm Dilthey in Berlin gebührt das Verdienst, in einem am 16. Januar d. J. gehaltenen Vortrag die Lage der Dinge scharf beleuchtet und Mittel zur Abhilfe angegeben zu haben; so sei uns gestattet, seinen interessanten Ausführungen einige Belege aus der eigenen Erfahrung hinzuzufügen.

Die für die Entwickelung unseres nationalen geistigen Lebens bedeutsamen Manuskripte stammen vornehmlich aus diesem und dem vorigen Jahrhundert, da der reiche Besitzstand aus dem XVII. Jahrhundert in der Hauptmasse schon verloren gegangen ist. Sie befinden sich teils auf öffentlichen Bibliotheken, teils in Händen von Privatleuten, und ihr Aufenthaltsort läßt sich entweder mit Hilfe von Katalogen oder durch mündliche Überlieferung oder — garnicht ermitteln. Was nun die meist nicht einmal gedruckten Kataloge anbetrifft, so sind sie eine unversiegbare Quelle von Widerwärtigkeiten, da die Einteilung derselben gewöhnlich nach den äußerlichsten Gesichtspunkten vorgenommen ist; so werden z. B. die Manuskripte fein säuberlich in folio, quarto, octavo, duodecimo angeordnet, nach Schränken und Kapseln bezeichnet; wenn es hoch kommt, ist die alphabetische Reihenfolge eingehalten. Nun denke man sich in die Lage jemandes, der über eine bestimmte Epoche gründliche Studien machen will: er muß die Unzahl von Katalogen von vorn bis hinten durchblättern! Ja, er muß, da die Verzeichnisse oft aus der ersten Hälfte unseres Säkulums stammen, sich bei den betreffenden Bibliotheken noch besonderen Bescheid darüber erbitten, ob nicht inzwischen etwas hinzugekommen bezw. fortgefallen ist.

Mit den Privatsammlungen steht es noch weit schlimmer. Nicht nur weil die traditionelle Fortpflanzung von Nachrichten manche Irrtümer mit sich bringt, sondern besonders, weil solche Sammlungen vielfach schlecht geordnet, unkatalogisiert und unzugänglich sind. Der in Mannheim

befindliche Götz'sche Nachlaß beispielsweise wird dem Biographen nicht erschlossen, so daß wir weder die Ramler'sche Bearbeitung der Götz'schen Gedichte kontrolieren noch die dort ruhenden Schätze zu einer Lebensbeschreibung des Maler Müller ausnutzen können. Der bekannte Baron Maltzahn hält mit seinem Eigentum sehr zurück, und was Falck in Riga alles besitzt, hat wohl noch niemand zu durchschauen vermocht. Dazu kommt, daß manche sehr wertvolle Dokumente von Autographenjägern eingeheimst und dadurch über die ganze Welt verstreut worden sind.

Ein klassisches Beispiel für die Zersplitterung wertvoller Hinterlassenschaften bietet das Schicksal der Lenz'schen Handschriften, die an sieben verschiedenen Orten zu finden sind. Für Lessing bilden Berlin — königliche Bibliothek, Amtsgerichtsrat Lessing, Geh. Kommerzienrat Franz von Mendelssohn — Wolffenbüttel und Breslau die wichtigsten Fundorte; Herbarts Manuskripte sind in elf Städte verzettelt worden. Indes auch dann, wenn die Hauptmasse eines Nachlasses zusammen geblieben oder im Lauf der Zeit wieder vereinigt worden ist, haben sich Einzelheiten an anderen Orten erhalten. Eine Anzahl nicht wertloser Goethe'scher und Schiller'scher Stücke besitzt die Berliner Bibliothek, obwohl für die beiden Dichterheroen doch schon längst in Weimar der natürliche Sammelpunkt gefunden worden ist; von Lavater, dessen zahlreiche Autographen in Zürich ruhen, haben wir in der Darmstädter Bibliothek ein Manuskript und bei Karl Sömmering in Frankfurt a. M. interessante Briefe gesehen.

Aus solchen leicht zu vervielfältigenden Beispielen ergeben sich zwei Folgerungen. 1. Umfassende Quellenarbeiten auf dem Gebiete der neueren deutschen Philosophie, Litteratur und Wissenschaft sind ungemein erschwert bei der jetzigen Verwahrlosung der handschriftlichen Nachlasse. 2. Dauert dieser Zustand fort, so sind weitere Verluste nicht zu vermeiden. — Herr Dilthey hat nun zur Abhilfe die Gründung von Archiven vorgeschlagen, die nach dem Muster politischer Staatsarchive eingerichtet werden sollen; Berlin, Weimar, Stuttgart erscheinen zunächst als die geeignetsten Zentren. Vorangehen müßten freilich umfangreiche Erhebungen, wie sie Pertz 1846 begonnen hatte, dann würden sich Reisen und endlich die Herstellung von Regesten als notwendig erweisen. Aber dem an sich ausgezeichneten Gedanken: Archive für Litteratur zu gründen, stehen eminente Schwierigkeiten in der Ausführung entgegen. Die berechtigte Pietät, mit welcher in Familienstiftungen wie etwa der Gleim'schen zu Halberstadt die Briefwechsel bedeutender Vorfahren gehütet werden, dürfte ebenso schwer zu überwinden sein wie die zähe Widerstandskraft hartnäckiger Sammelsere. Vielleicht vermag Geld und persönliche Liebenswürdigkeit der bestellten Vermittler hier einiges zu wirken. Und mit Recht hat Herr Suphan, der Großsiegelbewahrer von Weimar, auf ein milderes Verfahren aufmerksam gemacht, das in vielen Fällen zu dem gewünschten Erfolg verhelfen könnte, ich meine die Anwendung der Deposition. Wie viele, die sich ihres Eigentumes nicht entäußern wollen, werden sich doch zu einer Niederlegung desselben in Archiven bereit erklären mit der Bestimmung, daß nach ihrem Tode oder nach dem Erlöschen des Geschlechtes das Depositum in den Besitz der öffentlichen Anstalt übergeht.

Wie dem aber auch sei, jedenfalls gebührt Herrn Dilthey der wärmste Dank für seine Anregung, und jeder sollte bestrebt sein, eine sachgemäße Ausführung derselben nach Kräften zu fördern.

Handwerksgeist in der Rechtsanwaltschaft.

Die Auffassungen, welche die verschiedenen Völker von dem Stande des Rechtsanwaltes, seinen Pflichten und Aufgaben haben, weichen in bedeutsamer Weise von einander ab; während man in Deutschland und Frankreich die Anwaltschaft als eine Art öffentlichen Amtes betrachtet, das seinem Inhaber die Pflichten eines Nobile officium voll und ganz auferlegt, sieht man in andern Ländern, in erster Linie in Amerika, darin ein Geschäft, welches auch geschäftsmäßig betrieben werden kann, ohne daß sein Besitzer veranlaßt wäre, sich durch Skrupeln irgendwelcher Art von der Bethätigung der im Geschäftsleben vorkommenden und üblichen Praktiken abhalten zu lassen. Der amerikanische Sachwalter ist Geschäftsmann und nur Geschäftsmann, die Ausübung seines Berufes ist eine geschäftsmäßige, den für ihn allein und stets entscheidenden Ge-

sichtspunkt bildet der Geldpunkt. Je höhere Gebühren sich aus einem Prozeß schlagen lassen, um so besser ist die Sache, je niedriger dieselben sind, um so weniger strengt er sich an, ihr zum Siege zu verhelfen. Für die Auffassung, daß der Anwalt die Pflicht hat, dem Recht und nicht dem Unrecht zum Siege zu verhelfen, daß es gewisse Angelegenheiten giebt, welche ein ehrenhafter Anwalt ablehnen muß, fehlt dem amerikanischen Sachwalter jedes Verständnis, und mit überlegenem Lächeln würde er auf diesen unpraktischen Idealismus herabsehen. In Deutschland pflegt man mit Recht die Anschauungen, welche den meisten amerikanischen Anwälten eigen sind, als handwerksmäßige zu bezeichnen und mit einer nicht kleinen Selbstgefälligkeit daran zu erinnern, daß unter den deutschen Anwälten eine Auffassung herrsche, welche sich mit dieser auch nicht entfernt vergleichen lasse. Hieran ist nun soviel richtig, daß die Mehrheit der deutschen Anwälte ihren Beruf nicht handwerksmäßig betreibt, daß sie den demselben beiwohnenden idealen Charakter zu schätzen und zu würdigen noch nicht verlernt hat; allein der unbefangene und gewissenhafte Beobachter muß zugeben, daß im Laufe der letzten Jahre verschiedene Anzeichen dafür hervorgetreten sind, daß der Handwerksgeist nicht mehr so selten unter den Anwälten anzutreffen ist wie früher, und es scheint sowohl im Interesse des Anwaltstandes selbst als auch des Publikums dringend geboten, auf diesen Punkt einmal aufmerksam zu machen, der sich schon jetzt in einer für das Rechtsleben empfindlichen Weise geltend macht, in Zukunft aber noch ganz anders geltend machen wird.

Die handwerksmäßige Gesinnung zeigt sich zunächst in der echt amerikanischen, jedes idealen Schimmers baren Auffassung, welche einen Prozeß nur nach dem Gebührenertrage beurteilt. Man könnte vielleicht glauben, daß es zunächst die jüngeren, durch die außerordentliche Konkurrenz bedrängten Mitglieder der Anwaltschaft wären, welche sich an dem an sich so erhabenen Berufe in dieser Weise versündigten, dem ist aber durchaus nicht so; da giebt es ältere Herren, welchen diese — wir wollen den parlamentarischen Sprachgebrauch nicht verlassen — unedle Gesinnung in Fleisch und Blut übergegangen ist, es giebt Justizräte, welche die Lage eines Klienten nur dann für günstig erachten, wenn der aus dem Prozeß resultierende Gebührensatz ein recht hoher ist oder der Klient eine besondere Entschädigung, etwa den hundertfachen Betrag der gesetzlichen Gebühr, verspricht. Die handwerksmäßige Gesinnung tritt uns weiter in dem Unterschied entgegen, mit dem seitens mancher Anwälte eine Armensache und die Sache eines zahlungsfähigen Klienten behandelt wird. Wir reden hier nicht von solchen Unterschieden in der Behandlung, welche Pflichtwidrigkeiten enthalten und der disziplinären bezw. richterlichen Ahndung unterliegen, wir haben vielmehr solche im Auge, welche der Rüge der Aufsichtsbehörde zwar unerreichbar sind, aber gleichwohl die Berufspflichten in schwerer Weise verletzen; es ist dies eine sehr häßliche Erscheinung, die uns freilich in einem Zeitalter nicht mehr erstaunen läßt, in welchem die Plutokratie ihre Herrschaft immer weiter ausdehnt. Der Wahrheit die Ehre gebend, muß man anerkennen, daß sich auch hier der Vorwurf nicht ausschließlich, ja nicht einmal in der Hauptsache an die jüngeren und jungen Anwälte richtet, sondern daß es in erster Linie die älteren sind, deren Betragen in dieser Beziehung zu gerechten Klagen und begründeten Ausstellungen Anlaß giebt. Nicht minder zu beklagen ist die Interesselosigkeit und, um es gerade herauszusagen, die Blasiertheit, mit welcher von manchen vorzugsweise älteren Anwälten Offizialverteidigungen geführt werden; der Umstand, daß als Äquivalent hierfür keine große Summe bezahlt wird, genügt, um manchen Anwalt zu veranlassen, mit mechanischer Gleichgültigkeit seinen Speech herunterzuleiern. Wozu sich für zwanzig Mark erwärmen, erhitzen, aufregen, wozu das eigne Ich für den Ausgang der Sache interessieren? Welch' unpraktischer Idealismus wäre das! Der junge Verteidiger, welcher noch nicht so erfahren ist wie sein justizrätlicher Kollege, mag sich diese Jugendsünde gestatten, er mag mit der Wärme der Überzeugung seine Pflicht erfüllen, der routinierte Justizrat ist darüber erhaben, er vermag über die „poetische“ Sprache des jungen Collegen nur zu lächeln, sein Interesse besteht darin, daß bei der ganzen Sache möglichst wenig gesprochen wird, damit die Verhandlung rasch beendet ist und die zwanzig oder vierzig Mark, die der Staat zahlt, möglichst mühelos verdient sind. Wie vorteilhaft unterscheiden sich von diesen Handwerkern und Böotiern die französischen Advokaten!

Maxime du Camp hat unlängst von einer Vereinigung hochherziger Damen berichtet, welche eine Anzahl von Advokaten zu bewegen wußten, die Verteidigung der von ihnen bezeichneten Angeklagten ohne jede Bezahlung zu übernehmen, und der genannte Akademiker hat den betreffenden Herren das Zeugnis ausgestellt, daß sie mit glühendem Eifer sich der Erfüllung ihrer Verpflichtung hingeben, dies ist ein schlagender Beweis dafür, daß man in Frankreich die Advokatur von dem Eindringen der handwerksmäßigen Gesinnung bewahrt, daß man sie intakt zu halten verstanden hat, während dies in Deutschland nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Von nicht geringerer Beweiskraft in dieser Beziehung ist der Umstand, daß die Zahl der Anwälte, welche die Vertretung von Sachen ablehnen, die ein französischer Advokat kaum jemals annehmen würde, eine sehr geringe ist. Wir finden es, angesichts der abnormen Vermehrung des Personalbestandes der Anwaltschaft seit 1879, angesichts der großen Konkurrenz begreiflich und natürlich, daß der Anwalt bei der Ablehnung eines ihm angebotenen Mandates bedenklicher zu Werke geht wie früher, wir finden es auch ganz selbstverständlich, daß Anwälte, die sich erst eine Klientel schaffen zu müssen in der Lage sind, in dieser Hinsicht weniger heikel und sensibel sind. „Nicht ladenrein, aber genießbar“, könnte man von vielen Prozessen sagen. Aber eine Grenze muß doch innegehalten werden, wenn die Anwaltschaft noch ferner als nobile officium gelten, eine Grenze muß bestehen, wenn ihre Ausübung nicht gänzlich zum Handwerk entarten soll. Es giebt gewisse Sachen, die, sei es aus diesem oder jenem Grunde, solch' unsaubern, um nicht zu sagen gemeinen Charakters sind, daß wir die Ablehnung ihrer Vertretung von einem anständigen Anwalte verlangen dürfen und müssen; der Anwalt, der sich ihrer Übernahme nicht versagt, ist eben so gut ein Handwerker und Böotier wie jener, dessen Interesse an einer Sache mit der Gebühr pari passu wächst, er steht nicht höher wie der amerikanische Sachwalter, sein Niveau ist dasselbe wie das des „Linksanwaltes“ und wenn man, wie es scheint, bezüglich dieses Punktes nicht mehr mit der Schärfe und Strenge urteilt und denkt wie früher, so ist dies lediglich ein Zeichen dafür, daß unter dem Einfluß des plutokratischen Geistes eine gewisse Abstumpfung des Taktgefühles eingetreten ist. Wenn der Linksanwalt, wie man in Berlin sagt, alles annimmt, was ihm angeboten wird, mag es auch mit der Kloake in nächster Verwandtschaft stehen, so ist dies ja natürlich; wenn er mit gierigen Krallen nach jeder, auch der schmierigsten Sache greift, die ein anständiger Mensch nur mit der Feuerzange berühren würde, so entspricht dies seinem Charakter; wenn aber auch der Anwalt, welcher doch ein Faktor der Rechtspflege ist, wenn auch er eine anrüchige, der Jauche entstammende Sache übernimmt, aus Furcht, ein minder skrupulöser Kollege möchte sich mit ihr befassen und die erwachsenden Gebühren einsacken, so ist dies nur möglich, weil der Handwerksgeist sich in gewissem Umfange Eingang verschafft, weil die ideale Auffassung, wie sie unter den französischen Advokaten und englischen barristers lebt, sich unter den Anwälten Deutschlands in bedenklicher Weise vermindert hat, weil die Bedeutung des noblesse oblige von manchen Anwälten absolut nicht mehr erkannt wird; von denjenigen, für welche dieses Wort einen überwundenen Standpunkt bedeutet, reden wir selbstverständlich überhaupt nicht.

Nicht zuletzt zeigt sich das Eindringen der handwerksmäßigen Gesinnung in der Art und Weise des Prozeßbetriebes und in der Interesselosigkeit, welche man gegenüber allem bekundet, was nicht als das unumgängliche Handwerkzeug zu bezeichnen ist; wir müssen es uns versagen, einzelne Thatsachen bezüglich beider Punkte hier mitzuteilen, nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß diese wenig kavaliermäßige Behandlungsweise, welche so mancher Anwalt dem ehren- und achtungswerten Prozeßgegner angedeihen läßt, die für das feinere Gefühl so widerliche Manier, in welcher man seitens mancher Anwälte mit persönlichen Verhältnissen umgeht, vielleicht mit am deutlichsten darthut, in wie weit bereits die handwerksmäßige Gesinnung sich unter den deutschen Anwälten eingenistet, in welchem Umfange sie es bereits verstanden hat, eine Haltung und ein Betragen zu züchten, welches das Gegenteil von gentlemanlike ist. Von der Interesselosigkeit des Handwerkers in der Robe gegenüber allem, was sich in einem Zivilprozeß nicht verwerten läßt, sprechen wir demnächst einmal.

Wir wissen sehr wohl, daß wir in den vorstehenden Bemerkungen manchen schweren Vorwurf und manche bittere Anklage gegen gewisse Anwälte erhoben haben, wir sind uns aber

vollkommen darüber klar, daß die unbefangene Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse unsere Auslassungen im vollsten Maße rechtfertigt. Sehr bedauern müßten wir es, wenn dieselben verallgemeinert werden sollten. Wir sind von aufrichtiger Zuneigung für die Anwaltschaft durchdrungen, wir stellen den Anwaltstand sehr hoch, vermutlich höher als manche Mitglieder desselben selbst, wir erblicken in dem Berufe des Anwaltes einen Beruf, der sich, wenn richtig aufgefaßt, mit dem Berufe des Richters und Staatsanwaltes vollkommen messen kann. Aber gerade um deswillen halten wir es für die Pflicht jedes Freundes der Anwaltschaft, vor dem Eindringen des handwerkmäßigen Geistes zu warnen, gerade deshalb halten wir es für geboten, bei Zeiten darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Beziehung nicht alles so ist wie es sein sollte. Thatsache ist, daß der Amerikanismus in erheblichem Maße sich Eingang verschafft und Erscheinungen hervorgerufen hat, die der schärfsten Zensur würdig sind. Wer mit uns der Ansicht ist, daß die Anwaltschaft auch heute, wo wir bereits einem gelehrten Proletariat gegenüber stehen, ein nobile officium sein muß und nicht zum Handwerk herabsinken darf, wer mit uns auch heute noch einen des idealen Charakters nicht entbehrenden Beruf in ihr erblickt, wer mit uns darin übereinstimmt, daß der Anwalt sich noch von anderen Gesichtspunkten leiten lassen muß als dem des Gelderwerbes, wird den obigen Bemerkungen das Zeugnis nicht versagen, daß sie berechtigt sind, mag ihr Inhalt auch bitter sein, und wir glauben, daß man gerade in Anwaltskreisen mit ihnen einverstanden sein wird. Daß jene Klassen von Anwälten mit und ohne justizrätliches Selbstbewußtsein, deren Gebahren wir gekennzeichnet haben, uns darüber aufsässig sein wird, soll uns nicht nur nicht bekümmern, sondern aufrichtig freuen, da wir in dem Zorn und Unwillen dieser Herrschaften nur einen Beweis für die Richtigkeit unserer Ausführungen erblicken werden; an die Bohème der Anwaltschaft, wie ein juristischer Schriftsteller diese Elemente kürzlich tituliert hat, wenden wir uns überhaupt nicht, wir halten es auch ihnen gegenüber mit Horaz, der da sagte: Odi profanum vulgus et arceo.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

I.

Die neue Aera der englischen Handelspolitik — eine Gefahr für die deutsche Zucker-Industrie.

Die Rübenzuckerfabrikation ist mehr wie jede andere Industrie ein Kind der Gesetzgebung, sie steht und fällt, sie stand und fiel mit Gesetzen. Ihr geistiger Urheber ist der Berliner Apotheker Marggraf (1750), ihr körperlicher Vater Franz Carl Achard, welcher 1796 die erste Zuckerfabrik in Niederschlesien baute, ihr Geburtshelfer aber der gewaltige Mann, dessen Spuren im Staatenleben der europäischen Völker wohl niemals zu verwischen sind, Napoleon I.

Nicht der Zuckergehalt der Rübe, nicht der Pflug und nicht die fleißige Arbeit des Fabrikanten, sondern das Dekret Napoleons vom 21. November 1806, welches über England die Kontinentalsperre verhängte, hat der Rübenzucker-Industrie in den Sattel geholfen, sie wuchs und breitete sich, des Wettbewerbes des Kolonialzuckers ledig, aus. Als Napoleon stürzte, flog in den Falten seiner Toga ihm die Kontinentalsperre mit der Rübenzucker-Industrie nach. Erst gegen 1830 konnte die letztere sich in Deutschland wieder aufrichten und 1832 450,000 Zentner Verbrauchszucker erzeugen, ja es auf eine jährliche Erzeugung von 1,240,000 Zentner bringen.

Aber dies geschah nicht aus eigener Kraft, sondern zufolge von Begünstigungen, welche die Zollvereinsländer, weitherzig ein vaterländisches Gewerbe fördernd, diesem mit offener Hand

zuwandten. Die Rübenzucker-Industrie wurde in ihrem Kampfe gegen die inländische Raffination von Kolonialzucker durch den Zollverein dadurch unterstützt, daß ihr die Herstellung von Zucker steuerfrei gestattet wurde. Um zu ermessen, was diese Erleichterung zu bedeuten habe, muß man wissen, daß die inländischen Raffinerien für jeden Zentner eingeführten Kolonialzuckers einen Zoll von fünf Thalern zu entrichten hatten. Da für jeden im Zollverein erzeugten Zentner Rohzucker ein Zentner Kolonialzucker weniger eingeführt wurde, so schmälerte die Rübenzucker-Industrie dem Staate die Zolleinnahmen und zwar in einer Höhe, welche für den Zeitraum von 1835 bis 1849 auf 20 Millionen Thaler zu beziffern ist.

Die Zollvereinsstaaten brachten also große Opfer, um der Rübenzucker-Industrie nicht allein die Daseinsmöglichkeit, sondern auch um ihr die Waffe zur Vernichtung der inländischen Kolonialzucker-Raffinerien in die Hand zu geben. Die letzteren verschwanden von der Bildfläche. Das Vorgehen des Zollvereins ist um so bedeutungsvoller, als er die inländischen Kolonial-Zuckersiedereien bisher in gleicher Weise gegen den Wettbewerb ausländischer Raffinerien mit Opferung von vielen Millionen Thalern unterstützt hatte, indem er von ersteren nur die soeben erwähnten 5 Thaler für den Zentner Rohzucker an Eingangszoll erhob, während solcher Zucker, in den freien Verkehr gesetzt, 8 Thaler und Raffinade 10 Thaler Eingangszoll bezahlen mußte.

Dieses Beispiel weitschauender Finanzpolitik ist ohnegleichen und namentlich bemerkenswert in Ansehung der beinahe erschreckenden Kaltblütigkeit, mit welcher durch ein künstlich gezüchtetes inländisches Gewerbe ein großer Importhandel vernichtet und kurz darauf der sieghafte Günstling durch ein neues Artefact aller Lebensbedingungen beraubt wurde.

Unter solchen Verhältnissen nahm nicht allein der Zuckerverbrauch beträchtlich zu, sondern es fand auch — und dies muß hier besonders betont werden — mit dem Aufblühen der deutschen Zucker-Industrie ein stetiges Herabgehen der Preise statt.

Gleichzeitig nahm in entsprechendem Maße die Einfuhr kolonialer Zucker ab, und der Zollverein begann vom Rübenzucker eine Steuer zu erheben, zuerst vom Jahre 1841 ab einen halben Silbergroschen, dann 1844 anderthalb, 1850 drei, 1853 sechs, 1858 sieben und ein halb, 1869 acht Silbergroschen vom Zentner Rüben. Bei diesem System, welches nicht den Zucker, sondern die Rübe besteuert, nahm die Industrie weiterhin zu. Der deutsche Fabrikant wurde durch die Gesetzgebung förmlich dazu gedrängt, möglichst zuckerreiche Rüben zu bauen und aus diesen möglichst große Zuckerausbeute zu ziehen, um seinen Zucker mit möglichst geringer Steuer belastet zu sehen. Es kam die Zeit, wo nicht allein kein kolonialer Zucker in Deutschland mehr eingeführt, sondern wo die deutsche Zucker-Industrie eine riesige Export-Industrie geworden war. Aber mit dem ersten Zentner deutschen Rübenzuckers, welcher in's Ausland ging, begann das Verhängnis!

Bei der Ausfuhr von Zucker über die Grenze wird die den Zucker belastende Steuer wieder rückvergütet; da aber diese Steuer nicht direct auf dem Zucker, sondern auf der Rübe liegt, und da der Fabrikant, im Steuersystem den Anreiz dazu findend, es technisch ermöglicht hat, mehr Zucker aus den Rüben zu ziehen, als steuerlich angenommen wird, so erhält er beim Export mehr an Steuer zurückvergütet, als er bezahlt hat. Je stärker unter solchen Verhältnissen die Rübenzucker-Industrie anschwoll, je weitere Kreise der Export zog, desto mehr wurde das Netto-Einkommen des Staates geschmälert durch die in der Exportbonifikation enthaltenen Prämien.

Nachdem die Gefahr, es möchten eines schönen Tages die Rübensteuereinnahmen durch die Prämien vollständig kompensiert werden, immanent geworden, wurde durch das Gesetz vom 1. Juni 1886 die Rübensteuer auf 85 Pfennige für den Zentner Rüben erhöht, und durch Herabsetzung des Ausbeute-Verhältnisses eine Herabminderung der Ausfuhrvergütung und der in derselben versteckten Prämie vorgenommen. Das neue Gesetz erwies sich als nicht lebensfähig und wurde durch dasjenige vom 9. Juli 1887 ersetzt, laut dessen eine Herabsetzung der Rübensteuer auf 40 Pf. für den Zentner und eine Verminderung der Prämie auf fast die Hälfte stattfand unter Neuschaffung einer Konsumsteuer von 6 Mark pro Zentner Zucker, welche dem Staat eine Mindesteinnahme sichern sollten.

Dieses Gesetz, mit den Traditionen, mit der ganzen Geschichte der deutschen Rübenzucker-Industrie brechend, kam zu stande, nachdem viele, zum Teil gewichtige Stimmen laut geworden, daß die Begünstigungen der Industrie aufhören müßten. Selbst aus der Industrie heraus ließen sich derartige Stimmen hören, denn es hatten sich unter dem bisherigen Steuersystem Zuckerfabriken auch in solchen Gegenden Deutschlands angebaut, wo eine zuckerreiche Rübe zu produzieren und dadurch an der Prämie teilzunehmen nicht die Möglichkeit gegeben war, während andrerseits auf der Höhe der Zeit stehende Fabrikanten das Ausbeuten aus den Rüben dadurch zu erhöhen vermochten, daß sie noch krystallisierbaren Zucker aus dem bisher unkrystallisierbaren Abfall der Zuckerfabrikation, der Melasse, zogen. Bei solcher Sachlage war der Genuß der Prämie unter den Fabrikanten sehr ungleich vertheilt, es war natürlich, daß die Prämienlosen oder nur wenig Begünstigten in der Aufhebung der Prämien ihr Heil erblickten und sich dabei unterstützen ließen von den Freihändlern de pur sang und von denjenigen Nationalökonomen, welche in der Begünstigung der Zucker-Industrie lediglich eine Schwächung der Staatsfinanzen ohne eine entsprechende Gegenleistung der Industrie erblickten.

Wenn man sich die Entstehung der in den Ausfuhrvergütungen enthaltenen Prämien vergegenwärtigt, so wird man ohne weiteres finden, daß dieselben materiell nichts Neues, sondern kein Anderes sind als die von Anfang an der deutschen Industrie staatlich zugebilligten Begünstigungen in einer Form, die dadurch bedingt ist, daß die deutsche Rübenzuckerfabrikation eine Exportindustrie geworden. Man hat demnach heute vom historischen Standpunkte aus so wenig oder so viel Recht, das Prinzip der Prämie zu verwerfen, wie vor 40 Jahren; in bezug auf die Höhe der Prämie wird man bei näherem Zusehen gestehen müssen, daß die heutigen gegen die früheren verschwindend sind, und dies um so mehr, als schon vor 40 Jahren die deutsche Rübenzucker-Industrie einen Schutzzoll von 15 Mark für den Zentner genoß und denselben berechtigterweise derart ausnutzte, daß sie mindestens den Schutzzoll auf die Preise schlug, während heute, wo nach dem neuesten Gesetz dem Zucker der gleiche Schutzzoll zugebilligt wurde, die Industrie denselben nicht genießt, sondern auf denselben verzichtete.

Wäre die Industrie weniger bescheiden gewesen und hätte sie sich auf ihren Schein gestellt, so würde heute der Zucker um die Differenz zwischen dem Schutzzoll und der Exportvergütung (Mark 15 minus Mark 4,25), also um 10,75 Mark für den Zentner im Inland teurer sein, sie würde bei einem jährlichen Inlandkonsum von 9 Millionen Zentner 96 Millionen Mark, welche der Konsument zu zahlen hätte, mehr einnehmen und könnte dann auf all' und jede Begünstigung von seiten des Staates verzichten. Dieses durch nichts umzustoßende Moment wolle man nicht aus den Augen lassen und wolle sich darüber klar sein, daß die deutsche Zucker-Industrie, unterstützt von der bisherigen Gesetzgebung, nach Menschenmöglichkeit dem deutschen Konsumenten den Zucker verbilligte, daß sie aber unter einer neuen Gesetzgebung, welche ihr die Prämie entzieht, vielleicht nicht mehr in der Lage ist, den Schutzzoll, soweit ein solcher beibehalten bleibt, in die Schanze zu schlagen. Um einen Vergleich zu ermöglichen, sei hier gesagt, daß der Abgeordnete Witte, welcher seiner Tendenz nach eher zu einer Vergrößerung als einer Verkleinerung der von ihm vorgetragenen Zahlen neigen müßte, in der Reichstagssitzung vom 28. Januar die Prämien der deutschen Zucker-Industrie für das Kampagnejahr 1888/89 auf 14 Millionen bezifferte.

Jedenfalls hat in Deutschland nicht der Fabrikant, sondern der Konsument, und dieser in vervielfachtem Maße, von jeher den Genuß der Prämien gehabt.

Während die Prämien ursprünglich dazu bestimmt waren, den inländischen Zucker gegen den Wettbewerb des ausländischen zu schützen, hatten sie, sobald der Export in Frage kam, den Zweck, den inländischen Zucker auf dem Weltmarkte in seinem Wettbewerbe mit dem Zucker anderer Länder zu unterstützen. Dies ist die heutige Sachlage, und nicht allein Deutschland, sondern auch Oesterreich-Ungarn, Frankreich und die französischen Kolonieen, Holland und Belgien entsenden prämiierten Zucker auf den Weltmarkt. Ein Vergleich mit der französischen mag jedoch lehren, wie bescheiden die deutsche Prämie ist. Der französische Fabrikant hat für den Zentner Zucker einen Steuergewinn von Mark 7·50, der deutsche dagegen nach der hoch-

greifenden Ausführung Witte's einen solchen von Mark 1·05. Der französische Fabrikant könnte für den Zentner Rüben 60 Pf. mehr bezahlen als der deutsche. Die deutsche Jahresprämie beträgt 14 Millionen Mark, die französische 70 Millionen, dem deutschen Konsumenten wird durch die deutsche Industrie der Zentner Zucker um 10 Mark verbilligt, dem französischen durch seine Industrie um 20 Mark verteuert; der Konsument hat in Frankreich nicht allein keinen Genuß von der Prämie, er muß dieselbe sogar dreifach aus eigener Tasche bezahlen.

Ohne Prämien wären die kontinentalen Zucker-Industrien nicht exportfähig geworden. Sobald der Rübenzucker auf dem Weltmarkt erschien, sah sich das handelsbeherrschende England in seinen Kreisen gestört. Es mußte auf Mittel sinnen, sich seine Domäne wieder zu erobern. Nachdem ihm vor einigen Jahren der Versuch fehlgeschlagen, die Rübenzucker-Industrie auszuhungern, präsentierte es den Mächten den Plan einer Konvention zur Aufhebung aller Zuckerprämien. Es wurde ein internationaler Kongreß gebildet, dessen Vorsitzender, Baron von Worms, eine Rundreise durch Europa antrat, um Stimmung für die Konvention zu machen. Zweimal trat der Kongreß zusammen, die Konvention wurde am 30. August 1888 von den Vertretern der Mächte unterzeichnet und im deutschen Reichsschatzamt unverzüglich zu einer Revision der Zuckersteuergesetzgebung im Sinne der Abmachung geschritten.

Die Konvention wurde vorbehaltlos unterzeichnet von Deutschland, Holland, Belgien, welche bis jetzt prämiierten Zucker auf dem Weltmarkt haben, von England, Rußland, den englischen, spanischen und holländischen Kolonieen, welche ihren Zucker auch bisher nicht prämiiert, von Italien und Spanien, welche überhaupt keinen Zucker auf dem Weltmarkt haben. Mit Vorbehalten haben unterzeichnet Österreich-Ungarn, Frankreich und die französichen Kolonien mit prämiiertem Zucker, Brasilien und Dänemark mit unprämiiertem Zucker und Schweden ohne Zucker. Nicht unterzeichnet wurde die Konvention von den Vereinigten Staaten und anderen Rohrzucker ausführenden Ländern.

Die springenden Punkte der Abmachung sind folgende: für die Vertragsstaaten keine offene oder versteckte Prämie mehr, Verbrauchssteuer, Verzicht Englands auf Differenzialzölle den Vertragsländern gegenüber, Einsetzung einer dauernden internationalen Überwachungs-Kommission, Ausschluß der Nichtvertragsländer vom Zuckermarkt durch Einfuhrverbote oder Zölle, Inkrafttreten des Abkommens am 1. Sept. 1891 vorläufig auf 10 Jahre.

Soweit das Thatsächliche. Um zu einer Beurteilung der Konvention und deren Wesen und Wirkung zu gelangen, muß man vor allem hören, was die zunächst interessierten Kreise, die Industrie selbst, über dieselbe äußert. Die deutschen Zuckerfabrikanten bilden einen großen Verein unter sich mit einzelnen geographisch abgegrenzten Zweigvereinen. Diese letzteren haben alle ihr Urteil in formellen Erklärungen abgegeben.

Der „Rheinische Zweigverein" hat in seinen Versammlungen vom 3. Februar 1888 sich gegen eine Konvention überhaupt und am 27. November gegen die vorliegende Konvention ausgesprochen.

Am 19. Oktober hat „der Zweigverein für Halle und Umgegend" folgende Erklärung beschlossen, welche, den Ton darauf legend, daß an der Rübensteuer nicht gerüttelt werden dürfe, implicite et explicite grundsätzlich eine jede Konvention verwirft:

> „Die am 30. August dieses Jahres in London beschlossene Konvention über Abschaffung der Zuckerprämien erscheint zunächst als im Interesse der Kolonien und englischen Raffineure getroffen. Sie ist ferner als eine Maßregel gegen die Interessen der Rübenzucker-Industrie zu betrachten, weil sie durch das Aufgeben des bewährten Prinzips der Rohmaterialsteuer die Industrie gesetzlichen Bestimmungen unterwerfen will, welche auf die Rübenzucker-Industrie angewandt noch stets in der Konkurrenz mit dem Rohrzucker am Weltmarkt unheilvolle Folgen gehabt haben. Auch ist die Konvention ihrem Inhalt nach, und weil nicht alle Zucker produzierenden Staaten derselben beigetreten sind, nicht geeignet, der Industrie die zur gedeihlichen Weiterentwickelung nötige endliche Ruhe in der Steuergesetzgebung zu verschaffen."

Die am 27. November in Magdeburg tagende Versammlang des „Technischen Vereins für Zuckerfabrikanten mit dem Sitze in Magdeburg" erklärte, „daß die in London geschlossene Kon-

vention, betreffend die Abschaffung der Zuckerprämien, in ihrer jetzigen Fassung den Interessen der deutschen Zucker-Industrie **nicht** entspricht.“ Der „schlesische Zweigverein“ schloß sich in seiner Sitzung vom 20. November der Resolution des Halleschen Zweigvereines voll und ganz an, ebenso der „Anhaltische Zweigverein“ in seiner Sitzung vom 6. Dezember und der „Halberstädter Verein“ in seiner Sitzung vom 24. Oktober. Der „Braunschweig-Hannoversche Zweig-Verein“ blieb nicht ganz bei der Sache, verklausulierte seine in der Sitzung vom 24. November gefaßten Resolution, wie folgt:

> **Falls die Bestimmungen der Konvention** derart geformt werden, daß sowohl der Eintritt **nicht** prämiierten Zuckers in die Gebiete der Vertragsmächte ausgeschlossen, als auch die Zuwendung versteckter Prämien an die Zucker-Industrie der zur Konvention gehörenden Staaten sicher verhindert wird, halten wir das Zustandekommen der Konvention und den Beitritt des deutschen Reiches zu derselben für wünschenswert im Interesse der Rübenzucker-Industrie,“

und sprach sich hierdurch **gegen** die Konvention in der vorliegenden Form, grundsätzlich aber **für** eine ideale Konvention aus, während der „Ostdeutsche Zweigverein“ in seiner Sitzung vom 8. Dezember, indem er unlogischerweise im letzten Satze statt „Erfolg“ „Zweck“ sagt, erklärte,

> „daß die Londoner internationale Übereinkunft zur Unterdrückung der Ausfuhrprämien von Zucker zum allgemeinen Besten ausgeführt werden und der Industrie nützlich sein könne, wenn damit zugleich eine Ermäßigung der Zuckersteuer überhaupt verbunden ist. Die Industrie vertraut aber, daß die deutsche Regierung beim Inkrafttreten der Übereinkunft einerseits jeden Mißbrauch unter den vertragschließenden Ländern rechtzeitig zu verhindern wissen wird, und andrerseits, daß gegen die Staaten, welche der Übereinkunft fern geblieben sein sollten, rücksichtslos jedes Mittel angewandt wird, welches den Zweck der Londoner Übereinkunft sichern kann.“

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß von den acht Vereinen sich fünf gegen eine Konvention überhaupt und gegen die vorliegende im speziellen, zwei gegen die vorliegende und einer für dieselbe sich ausgesprochen hat.

Nicht minder bedeutsam als die genannten Stimmen kommt zur Geltung die Kritik, welcher der langjährige Direktor des Vereins für Rübenzucker-Industrie des deutschen Reiches, der Geheime Oberregierungsrat a. D. Kieschke, die Konvention unterzogen hat, in einer Abhandlung im Oktoberheft der Verbandszeitschrift. Diese Kritik ist eine durchweg abfällige, sie befleißigt sich, indem sie in sachlichster Weise der Konvention Herz und Nieren prüft, eines sehr freimütigen Tones und geht namentlich mit dem Baron von Worms nicht sehr sanft um.

Es wird, um auf einige Kernpunkte der genannten Abhandlung näher einzugehen, in der Konvention jede Erläuterung des Begriffs „prämiierter Zucker“ bedenklicherweise vermißt, darauf hingewiesen, daß in England das Interesse des Konsums und des Handels gegen das Interesse der Raffinerien streite und daß Baron Worms schon früher von seinen Landsleuten den Vorwurf habe hören müssen, **daß er nur die Geschäfte der (englischen) Raffinerien besorge.** Nach der ganzen freihändlerischen Vergangenheit Englands scheint die Anwendung von Retorsionszöllen gegen die nicht beitretenden Staaten ausgeschlossen. Sollte aber ein Einfuhrzoll von Seiten Englands wirklich erhoben werden — England kommt allein als importierendes Land in Frage — so schließt dies die Verarbeitung fremder Zucker **gegen Zollerstattung** nicht aus. Was kann nicht alles zur Begünstigung der Zucker-Industrieen von seiten der Vertragsstaaten geschehen, ohne daß solches je als Gewährung offener oder versteckter Prämien zur Kenntnis der internationalen Überwachungskommission gelangt! Abgabenfreiheit für den Grundbesitzer, billige Transportsätze, freie Einfuhr von Maschinen und Geräten, Belohnungen für die Anwendung verbesserter Werkzeuge und Verfahren, Vorschüsse zinsfreier Darlehen, garantierte Zinsen für das Anlagekapital — alles Maßregeln, die in manchen Staaten gang und gäbe sind.

„Es wäre das erste Mal,“ heißt es in der Besprechung wörtlich, „daß ein Engländer einem Deutschen Handelsvorteile gönnte oder überhaupt gleiche Berechtigung in Handel und Wandel

zuspräche.[1]) Nein: die notleidenden englischen Raffinerien werden ihrer Dankbarkeit Ausdruck geben, eine neue Sorte: „crushed Worms" fertigen und jedem Landsmann somit Gelegenheit geben, den großen Zuckerreformator vor Liebe aufzuessen."

Alle diese Erwägungen, wird nach einer längeren Betrachtung über die Arbeitsweise der internationalen Überwachungskommission dargelegt, führen dahin, daß die deutsche Zucker-Industrie keinen Anlaß hat, für diese Übereinkunft zu schwärmen. Vorteile irgend welcher Art erwachsen ihr daraus nicht; sie gewinnt kein neues Absatzgebiet, sie wird von keiner Konkurrenz befreit. Im Gegenteil hat sie zu besorgen, daß ihr Absatzgebiete infolge des Artikels 7 verschlossen werden, daß sie auf überseeischen Märkten mit prämiierten Zuckern zu kämpfen hat, daß auf dem Gebiete der Vertragsmächte selbst ihr neue und neugekräftigte Konkurrenten entstehen. Sie findet keine genügende Bürgschaft gegen versteckte Prämien; sie muß die innere Organisation des Bundes der Vertragsstaaten als eine weder zweckmäßige noch thatkräftige bezeichnen; sie hat im Interesse dieses Bundes neue Kontrollmaßregeln zu erwarten."

Ein weiterer und prinzipieller Gegner jener Konvention erstand in dem verdienten und hervorragenden Herausgeber der „Telegraphischen Korrespondenz für den internationalen Zuckerhandel," Ingenieur Joseph Görz, welcher in seiner Broschüre „Einige Worte zur Beleuchtung der Londoner Konvention. Berlin 1888. Selbstverlag des Verfassers" in einer sehr gründlichen Weise gegen die Konvention spricht und der Industrie deren mutmaßliche Folgen vor Augen führt.

Auch sind, und zwar von sachlicher und sachkundiger Feder, im Dezember im „Frankfurter Journal" unter dem Titel „Der Anfang vom Ende" eine Reihe von Aufsätzen erschienen, welche schlagend und unwiderleglich vom historischen Standpunkt aus die Notwendigkeit der Prämien betonen.

„Die internationale Aufhebung der Zuckerprämien," so ist in diesen Aufsätzen zu lesen, „bedeutet den letzten Akt im Kampf ums Dasein für die europäische Rübenzuckerfabrikation. Und in Hinsicht auf diesen Kampf gegen die Krämerpolitik Englands sollten die rübenbauenden Länder Europas, unbeschadet des Wettbewerbes unter sich selbst, sich zusammen thun wie Ein Mann; denn wenn der verderbliche Plan Englands gelingt, dann wird man in zehn Jahren weder mehr endlose Rübenfelder sehen noch qualmende Schornsteine von Zuckerfabriken. Wer die geschichtliche Entwickelung und Ausbreitung der europäischen Zuckerfabrikation gründlich studiert hat, der kann an einen anderen Ausgang nicht denken, denn dieser Ausgang drängt sich auf mit der elementaren Gewalt eines logischen Schlusses.

Seit einer langen Reihe von Jahren haben die freihändlerischen Volkswirte gegen die Prämien geschrieben und gesprochen, indem sie den Grundsatz aufstellten, die Rübenzucker-Industrie müsse aus eigener Kraft bestehen. Trotzdem haben die Staaten diese für den nationalen Wohlstand so bedeutungsvolle Industrie zu einer ungeahnten Höhe emporwachsen lassen durch Prämien. Die Industrie hat sich dankbar gezeigt. Sie hat durch ihre Arbeit, ihr Kaptial, ihren Geist riesige Werte erzeugt und in Umlauf gebracht, sie hat auf die Handelsbilanz der Staaten die günstigste Einwirkung gehabt, sie hat den Zucker billig gemacht, sie hat es die Bevölkerung des deutschen Reiches vergessen lassen, daß auf Zucker ein hoher Schutzzoll liegt, sie hat die Landwirtschaft befruchtet, große Industrien zu glänzender Höhe gehoben, der wissenschaftlichen Forschung neue Bahnen eröffnet und hunderttausenden von Menschen Arbeit und Brot gegeben. Und alles das soll dahin sinken wie Ilion? Über alles das sollen die Staaten hinwegschreiten mit ehernem Fuß?

[1]) Mit welcher Brutalität diese englische Eigentümlichkeit auftreten kann, mag daraus hervorgehen, daß der bedeutendste englische Raffinadeur, welchem auf einer Kontinentreise unter anderen von einem hervorragenden deutschen Industriellen in bereitwilligster Weise Einblick in die Fabrik gestattet worden, kurze Zeit darauf dem Deutschen den Eintritt in seine Londoner Fabrik verweigerte.

Schon lange sieht England mit scheelem Auge, wie ihm seine frühere Handelsdomäne, der Zucker, immer mehr und mehr durch die emsige Industrie des Festlandes aus der Hand gespielt wird. Deshalb erfand es die internationale Vereinbarung, welche ihm die rübenbauenden Länder Europas mit gebundenen Händen überliefern soll.

Was will denn England? Nicht weniger und nicht mehr als den status quo ante. England hat durch die Konvention alles zu gewinnen, zu verlieren nichts! Was kann das Festland gewinnen? Nichts! Verlieren alles!

Diejenigen Staaten des Festlandes, welche der Vereinbarung beitreten, sprechen ihr Verdammungsurteil aus nicht allein über ihre eigene blühende Industrie, sondern auch über ihre bisherige Handelspolitik. Sie entziehen der Industrie das Recht zum Leben, indem sie ihr mitleidlos den gesetzlichen Boden nehmen, den sie ihr selbst unter die Füße gegeben, den Boden, ohne welchen sie nicht leben kann. Die Staaten haben die Macht, durch eine neue Gesetzgebung die Industrie, welche sie groß gesäugt haben, zu vernichten, aber es muß billig bezweifelt werden, ob dieser Macht ein höheres sachliches Recht zu solcher Gewaltthat innewohnt. Welches können die politischen oder volkswirschaftlichen Gesichtspunkte sein, welche die Staaten nötigen, mit dem Gelde ihrer Unthanen die feindliche Kolonial-Industrie, welche bisher in ihrer technischen Entwickelung stark zurückgeblieben ist, großzuziehen?

Die europäische Rübenzucker-Industerie hat das Verdienst, von Jahr zu Jahr den Weltmarktpreis des Zuckers herabgedrückt zu haben, bis schließlich zum Gestehungspreis hinunter. Und jetzt wo der europäische Zucker dem Verbrauch gegenüber seine Schuldigkeit gethan hat, soll er vor die Thür gesetzt werden, und der Rohrzucker soll sich in sein Bett legen?"

Auch deutsche Handelskammern haben schwerwiegende Bedenken gegen die Konvention geäußert. In ihrem Bericht für das Jahr 1887 schreibt die Handelskammer zu Halberstadt, daß sie im Widerspruch mit allen gegenteiligen Versicherungen in vielen Ländern versteckte Prämien trotz der Konvention nicht für ausgeschlossen erachte, und wirft die Frage auf, ob nicht England es darauf abgesehen haben könne, die deutsche Ausfuhr zu gunsten seiner Kolonien zu beschneiden, da ihm doch andererseits nur daran gelegen sein könne, mittelst der Ausfuhrprämie des Auslandes seinen Einwohnern billigen Zucker zu verschaffen. Auch die Magdeburger Handelskammer giebt ihren Zweifeln in gleicher Weise Ausdruck.

Ein bis zur Blindheit eifriger Verfechter der Konvention ist Wilhelm Herbertz, der Herausgeber der Wochenschrift „die deutsche Zucker-Industrie," ein freihändlerischer Doktrinär, welcher, obgleich das von ihm redigierte Blatt halb und halb Organ des Vereins ist, gegen die Überzeugungen des Ausschusses und der Marjorität der Vereinsmitglieder seine Ideen mit größter Hartnäckigkeit vertritt. Nur der Unparteilichkeit halber, nicht weil Herbertz ernst zu nehmen wäre, sei er hier erwähnt.

Ein offizielles Urteil über die Konvention hat schließlich das Direktorium des Vereins für Rübenzuckerindustrie Deutschlands in einer Eingabe vom 9. Januar d. J. an den Reichskanzler gelangen lassen. Diese Eingabe betrachtet die Konvention als eine „ebenso überraschende wie unerfreuliche Erfahrung." Angesichts der Unmöglichkeit, eine brauchbare Fassung zu finden, sollte man, so heißt es u. a. in dem Schriftstück, eine Übereinkunft gar nicht schließen.

„Wir sind der Meinung, daß die Verabredungen der Konvention, wie sie zur Zeit vorliegen, keine derjenigen Vorbedingungen erfüllen, welche die deutsche Zucker-Industrie für den Abschluß einer solchen Übereinkunft für unerläßlich betrachtet."

Sodann wird die ehrerbietige Bitte ausgesprochen,

„daß bei den weiteren Verhandlungen der Konvention, wenn sie anders wirklich ins Leben treten sollte, ihre Bestimmungen in einer Weise abgeändert und ergänzt werden, welche die angeregten Bedenken beseitigt und die einheimische Industrie vor den drohenden Nachteilen bewahrt."

Aus dem bisher Gesagten geht unzweifelhaft hervor, daß mit wenigen Ausnahmen sich alles gegen die Konvention wendet. Wie bei solcher Sachlage der Freihändler Witte es übers Herz bringen konnte, dem Plenum des Reichstages am 28. Januar 1889 vorzutragen:

> „wir sehen fast einstimmig auf der einen Seite, d. h. für die Durchführung der Konvention, die eigentlichen Zucker-Industriellen und auf der anderen Seite mit scharfer Wendung dagegen und dem Voraussagen ganz unglaublicher Nachteile die Herren, welche aus der früheren und jetzigen Zuckersteuergesetzgebung ihre immensen und vom Standpunkt der Industrie selbst unberechtigten Vorteile gezogen haben,"

dafür muß jedem ernsten und gewissenhaften Charakter das Verständnis abgehen. Es ist nicht mehr und nicht weniger als eine — natürlich vollständig objektive, unbewußte und unbeabsichtigte — Fälschung der öffentlichen Meinung, welche der genannte Abgeordnete sich geleistet hat.

Von Interesse ist es, den deutschen Stimmen über die Konvention die englischen Äußerungen gegenüber zu stellen. Wenn erstere überwiegend gegen, so sind letztere einhellig für dieselbe. Man ist sich aber in England noch nicht ganz klar, wie die günstige Wirkung der Konvention in die Erscheinung treten werde, denn während die Ansicht ziemlich verbreitet ist, daß die Aufhebung der Prämien eine Einschränkung der Rübenzucker-Erzeugung und somit eine Erhöhung der Zuckerpreise zur Folge haben werde, bemerkt die Monatsschrift „Sugar" Folgendes:

> „Es ist sowohl im Interesse der Konsumenten als auch der Produzenten von Zucker, daß die Konvention sofort seitens des englischen Parlaments bestätigt werde. Sobald dies geschehen ist, wird die Zunahme der Produktion in den natürlichen Zuckerproduktionsgebieten mehr als nötig den etwaigen Ausfall decken können, welcher durch den Verlust der Prämien in den künstlichen Produktionsgebieten entstehen wird. Dieser Prozeß ist ein ganz natürlicher. Die vorhandene Nachfrage am Weltmarkte wird einen Preis bestimmen, den alle Produzenten, welche in der Konkurrenz bleiben wollen, annehmen müssen; diejenigen, welche dies ohne Prämie nicht können, müssen anderen Platz machen, und dies wird die einzige Folge der Konvention sein."

Klarer kann man die Hintergedanken der englischen Fabrikanten nicht aussprechen. Unter natürlichen Produktionsgebieten sind die Kolonieen, unter den künstlichen ist der Kontinent zu verstehen. Erstere sollen sich „mehr als nötig" ausdehnen, letzterer zusammenbrechen. Bei solcher Voraussicht ist es kein Wunder, wenn dem Baron von Worms und der englischen Regierung aus den verschiedensten Kreisen Danksagungen und Zustimmungsadressen zugegangen sind (Siehe Further correspondence respecting international on the sugar question. Commercial No. 15. 1888). Am bemerkenswertesten ist die von den Trades Unions, zu welche nicht weniger als 423000 Arbeiter gehören, gefaßte Resolution, welche sich aufs entschiedenste für einen vollständigen Ausschluß des prämiierten Zuckers von der Einfuhr ausspricht.

Der Versuch, auf Grund des gegebenen Materials sich ein möglichst sachliches Urteil über die Konvention zu bilden, führt zu folgendem Ergebnis.

Die Konvention in der vorgeschlagenen Form bietet dem Deutschen Reich und dessen Industrie nicht die geringste Garantie einer loyalen Durchführung von seiten aller beteiligten Staaten.

Eine Konvention überhaupt, zwischen großen Staaten geschlossen in betreff nicht lediglich des Grenzverkehrs, sondern sich erstreckend auf die innere Steuergesetzgebung jedes Einzelnen, kann nie solche Garantien geben und hat nie solche anders als auf dem Papier gegeben. Oder wer kann das Gegenteil beweisen?

Eine jede Konvention setzt die Aufhebung der Rübensteuer voraus. Durch die Rübensteuer aber ist die deutsche Zucker-Industrie groß geworden, ja sie ist mittelst der Rübensteuer von Staatswegen erzogen worden. Der Beweis hierfür liegt in der Geschichte der deutschen, ein weiterer Beweis in der Geschichte der französischen Industrie. Die letztere hat sich nach langer Stagnation erst neu aufgerichtet und wächst bedrohlich an, seitdem 1884 in Frankreich die Rübensteuer nach deutschem Vorbild eingerichtet worden. Ein hervorragender

französischer Fabrikant und Rübenzüchter Simon Le Grand hat vor 2 Jahren dem Schreiber dieses bei einer Unterredung über die Konvention mit anerkennenswerter Aufrichtigkeit gesagt: „Cramponne-toi, Gugusse, cela va recommencer! D'abord il nous faut avoir l'industrie allemande sous les pieds et alors: vive la convention et vogue la galère!

Die Aufhebung der Rübensteuer ist verhängnisvoll für die deutsche Industrie. Schon deren Verminderung auf die Hälfte hat traurige Folgen gehabt und wird solcher noch mehr zeitigen. Beispielsweise wird aus Bremen unter dem 16. Februar 1889 berichtet:

> „Deutschland hat infolge der ungünstigen Preisverhältnisse bereits schon jetzt einen großen Teil des Exports an Holland und Frankreich abgetreten, da unter anderem die hiesigen Häuser fast alles in crushed jetzt in Holland billiger als in Braunschweig kaufen, sodaß am La Plata die früher geschätzten deutschen Marken ganz außer Mode gekommen sind."

Die Herabminderung der Rübensteuer seit 1. August 1888 hat die Wirkung gehabt, daß bis zum 31. Januar d. J. die Ausfuhr Frankreichs gegen die gleiche Periode des Vorjahrs sich um 87,7%, die Ausfuhr Deutschlands nur um 9,8% gehoben hat.

Die Aufhebung der Rübensteuer mit oder ohne die vorliegende oder überhaupt eine Konvention wird entweder zur Vernichtung der deutschen Zucker-Industrie führen oder den Konsumenten durch höhere Inlandspreise belasten. So oder so ist der Schaden auf deutscher Seite, der Nutzen auf der Seite des Engländers. Wer das Gegenteil zu beweisen im stande ist, der möge seine Gründe hören lassen.

Der Beitritt Deutschlands zur Konvention ist unvereinbar mit der inaugurierten deutschen Kolonialpolitik Während die letztere, wie aus den Vorträgen des Herrn Dr. Karl Peters zu hören ist, neben ethischen Zielen auch die Absicht verfolgt, einen eigenen Kolonialhandel zu treiben und durch denselben 500 Millionen Mark, welche bisher England als Zwischenhandelsprämie bezogen, dem deutschen Reich zu sichern, will erstere ein Objekt von jährlich 200 Millionen Mark ohne weiteres an England preisgeben. Oder soll die eine Hand nicht wissen, was die andere thut?

Der Vorteil Englands liegt schon durch das Indicium auf der Hand, daß von England der Vorschlag ausging. Hat England jemals etwas zu seinem eigenen Nachteil oder zum Vorteil der Allgemeinheit angestrebt? Allerdings hat England stets den besten Willen gehabt, es hat stets das Beste gewollt — der anderen für sich. Wo aber jemand einen Vorteil hat, da ist ein anderer im Nachteil, — in unserm Fall vor allem Deutschland!

Und weshalb wird in erster Linie Deutschland den Nachteil haben? Weil Deutschland von allen Staaten vermöge seiner legendären Treue und vermöge seiner unvergleichlichen Beamtenhierarchie die Bedingungen der Konvention bei sich bis in die letzte Konsequenz hinein zur schnurgeraden, loyalen Ausführung bringen, vermöge seiner namentlich in letzter Zeit oft bewiesenen, durch das politische Kraftgefühl bedingten Verträglichkeit das Abweichen anderer Staaten von dem schmalen Wege der Konvention nur in ganz flagranten Fällen — falls es überhaupt Kenntnis davon erlangt — zum Gegenstand ernster Klage machen und der Sache recht und schlecht ihren Lauf lassen wird.

Der unmittelbare Vorteil Englands durch die Konvention liegt darin, daß mit dem Wegfallen der Prämien die kolonialen Siedereien konkurrenzfähiger und dadurch kapitalkräftiger geworden, mit ihren verbesserten Einrichtungen beträchtlich größere Mengen Rohrzucker erzeugen und auf den Weltmarkt werfen können. Daß man dies hofft, geht u. a. aus einem Artikel in der: „Produce Market Review" hervor, welche den neuerlichen Aufschwung der Industrie auf Demarara konstatiert und darauf hinweist, daß heute die dortige Industrie durch fremde Prämien nicht mehr ruiniert werden könne. Es ist dies ein direktes Geständnis, daß die Prämien die Entwickelung der Rohrzuckerindustrie hintangehalten haben und derselben gefährlich sind.

Die Zuckerfabriken der Kolonien stehen heute noch meistens technisch auf einem durchaus jämmerlichen Standpunkt, so daß sie nur etwa 60% des ihnen im Rohr zugeführten Zuckers,

zu gewinnen vermögen. Ohne eine Vergrößerung der Zuckerplantagen, lediglich durch Nachahmung der vorzüglichen europäischen Einrichtungen, werden die Kolonien, wenn sie das Geld dazu haben, nach kurzer Frist in der Lage sein, statt 48 Millionen 68 Millionen Zentner Zucker jährlich zu erzeugen und durch das Mehr von 20 Millionen Zentner die Erzeugung von 48 Millionen Zentner Rübenzucker auf eine solche von 28 Millionen herabzudrücken. Mit solchen Verbesserungen hat man u. a. in Kuba und Demarara schon sehr erfolgreich begonnen, ebenso in Java. Durch Aufhebung der Prämien werden die Kolonien mit neuen Kapitalien gekräftigt und zwar mit dem Gelde der Konventionsstaaten.

Die in Aussicht genommene Konvention ist für unsere Freihändler eine willkommene Veranlassung, die Aufhebung der Rübensteuer durchzusetzen, mag die Konvention kommen oder nicht. Es bedarf keiner besonderen Erwägung, um zu erkennen, daß für die deutsche Industrie das Fallen der Rübensteuer weit gefährlicher ist ohne eine Konvention als mit einer solchen, mag sie so schlecht sein als sie wolle. Schon heute wird in gewissen Kreisen nicht mehr gesagt: „Um die Konvention zu ermöglichen, muß die Rübensteuer fallen", sondern „Um uns der Rübensteuer zu entledigen, müssen wir die Konvention in Szene setzen."

Nach Abschluß einer Konvention liegt der Vorteil auf Seite derjenigen Zucker erzeugenden Staaten, welche der Konvention nicht beitreten; denn sie bleiben prämiiert und finden zu ihren alten noch neue Absatzgebiete, von denen sie den nicht prämiierten Zucker verdrängen.

Die Anbahnung einer internationalen Konvention ist nicht als eine weitere Phase in der Entwickelung des englischen Freihandelssystems anzusehen, sondern sie bedeutet nicht mehr und nicht minder als eine neue Aera in der Handelspolitik Englands — die Rückkehr zu Schutz- und Prohibitivzöllen. Wer zwischen den Zeilen des Artikels VII. der Konvention zu lesen versteht, dem wird es zweifellos klar werden, daß in diesem Artikel sich der Angelpunkt der ganzen Konvention befindet.

Noch vor wenigen Monaten hat man allgemein bezweifelt, daß England überhaupt eine Verschließung seiner Grenzen gegen prämiierten Zucker in Vorschlag bringen werde, und, nachdem dies dennoch geschehen, hält man vielfach noch an der Ansicht fest, daß diese Bestimmung die Billigung der Majorität im englischen Parlament nicht finden werde, da sie ein vollständiges Brechen mit den freihändlerischen Traditionen der englischen Handelspolitik bedeute. Eine solche Ansicht ist aber beinahe kindlich. Denn einerseits ist dem englischen Staate von jeher das Utilitätsprinzip über die Tradition gegangen, und andererseits ist der englische Handel mit dem Freihandelsystem nie so unlöslich verbunden gewesen, wie oberflächliche Beurteiler heute anzunehmen scheinen. Seit Jahrhunderten beherrscht England den Weltverkehr und hat sich alle Nationen tributpflichtig gemacht, aber es hat in seinem System von einem zum anderen geschwankt, das eine fallen lassen und das andere aufgenommen, je nachdem es ihm paßte. Während das im Geiste Steins erstandene preußische Gesetz vom 16. Mai 1818 der erste Hauch von Handelsfreiheit war, der durch Europa ging, lag England wie Frankreich tief verstrickt im Merkantilsystem. Erst 10 Jahre später regte es sich in England und es dauerte bis zu der berühmten Parlamentsrede Robert Peels am 3. Mai 1846, ehe das Freihandelssystem in England zum Durchbruch kam, während gleichzeitig der Zollverein immer mehr und mehr von demselben abkam, bis schließlich die Finanzzölle derselben sich in Schutz- und Prohibitivzölle verwandelt hatten. Wer ein Auge für diese Wechselwirkungen hat, wird es nicht allein für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich halten, daß England, seinen Handel von Deutschland gefährdet sehend, sein gegenwärtiges System zu wechseln wünscht und die Konvention als **ballon d'essai** auf den Kontinent wirft, um zu sehen, auf welches Maß von Gegenliebe es zu rechnen hat. Um zum Schutzzollsystem übergehen zu können, muß England im übrigen Europa einen gewissen Fonds von Freihandelsideen wünschen und hofft, solche zu fördern, aus dem Schacht der Regierungsäußerungen und Parlamentsreden. Mit dem Zucker wird begonnen — und das übrige findet sich — zum Vorteil Englands. —

Wer kann glauben, daß dieses Land, dem doch in erster Linie die Übermacht der deutschen Zuckerindustrie den Konventionsgedanken eingegeben, lediglich wegen der jämmerlichen 14 Millio-

nen Mark oder 700000 Pfund Sterling, welche die deutsche Zuckerindustrie an Prämien genießt, einen solchen Apparat in Szene setzen werde?

England ist gewohnt, mit mehr Nullen zu rechnen, und sollte es wirklich so bescheiden geworden sein, was giebt uns dann die Sicherheit, daß es nach Unterdrückung der Zuckerprämien nicht eines schönen Tages von Deutschland das Aufhören der Subventionen der Dampferlinien fordert unter der Drohung, wie dem prämiierten Zucker die Grenzen so auch den subventionierten Dampfern seine Häfen zu verschließen? Es sind für Deutschland nur 4400000 Mark jährlich, aber

l'appetit vient en mangeant!

II.

Ueber Fortschritte in Verwendung der Gasmotoren.

Im Augustheft 1888 berichteten wir eingehend über Gas- und Petroleum- resp. Benzin-Motoren und gaben der Meinung Ausdruck, daß diese Bewegungsmaschinen in vervollkommneten Konstruktionen sogar den Großgewerbetrieb im Wettkampf mit den Dampfmaschinen zu erobern suchten. Anschließend an die erwähnten Ausführungen seien hier einige Mitteilungen über weitere Verwendbarkeit der Gasmotoren gebracht, die uns inzwischen zugingen und die allgemeines Interesse verdienen. In dem Wasserwerk zu Karlsruhe sind zwei Gasmotoren von je 50 Pferdekräften von der Deutzer Gasmotorenfabrik neben schon früher aufgestellten drei Dampfmaschinen von gesamt 125 Pferdekräften im Betrieb. Die Motoren sind Zwillingsmaschinen in der früher beschriebenen Konstruktion, von sehr exakter, schöner Ausführung und haben zwischen sich einen stehenden, kleinen Motor von zwei Pferdekräften, welcher die Aufgabe hat, die beiden großen Motoren in Bewegung zu setzen. Jeder Motor treibt vermittelst Zahnrad-Vorgelege eine Doppel-Taucherpumpe. Außerdem treibt jede der beiden Maschinen mit einem ihrer beiden Schwungräder vermittelst Riemen je eine Dynamo-Maschine, von denen eine den elektrischen Strom zur Beleuchtung eines Festsales liefert, während die andere eine vorgesehene elektrische Beleuchtung des Karlsruher Stadtgartens speisen soll. Nach uns gewordenen Mitteilungen halten die beiden Gasmotoren in bezug auf guten Betrieb und Kostenaufwand jeden Vergleich mit den daneben arbeitenden Dampfmaschinen aus, obwohl letztere von sehr guter Konstruktion und für sparsamen Betrieb eingerichtet sind. Allerdings ist die Billigkeit des Gasmotorenbetriebs in diesem Falle nicht nur durch die praktische Anlage, sondern auch durch den Umstand mit begründet, daß die Stadt als Eigentümerin der Gaswerke für das Betriebsgas Selbstkostenpreis berechnet. Ähnliche Verwendung wie in diesem Falle haben die Gasmotoren der Deutzer Gasmotorenfabrik im Lauf der letzten Jahre schon mehrfach bei städtischen Anlagen gefunden; u. a. bei den Dürener, Coblenzer, Fürther, Quedlinburger, Bamberger Wasserwerken. In Düsseldorf hat die Stadt drei Otto'sche Gasmotoren von je 40 Pferdekraft im Hofgarten aufgestellt, welche Zentrifugalpumpen treiben, die dazu dienen, bei hohem Rheinwasserstand, wenn das städtische Kanalisationswasser unter dem Rheinwasserspiegel liegt und daher nicht abfließen kann, dieses hoch zu pumpen und in den Rhein gelangen zu lassen. Das Rheinwasser steigt oft unvorhergesehen, auch können plötzliche und reichliche Regenfälle die Kanalwasser in kurzer Zeit stark steigen machen. Es ist daher erforderlich, daß Betriebsmaschinen, die in solchen Fällen schnell abhelfen sollen, möglichst augenblicklich in Aktion treten können, wie dies bei Gasmotoren, welche von der städtischen Leitung gespeist werden, jederzeit der Fall ist. In diesem Falle boten also Gasmotoren die meisten Vorteile und größte Sicherheit und haben sich auch schon verschiedene Male in Düsseldorf praktisch bewährt. Wir glaubten über diese Fälle von Verwendung der Gasmotoren in größeren Betrieben berichten zu sollen, weil sie beweisen, daß unsere früher entwickelte Ansicht berechtigt, daß die Otto'schen Motoren nicht, wie man anfänglich annahm, nur dem Kleingewerbe zu gute kommen, sondern daß sie auch mehr und mehr bei Großbetrieben erfolgreich in Wettbewerb mit den Dampfmotoren treten. Dies wird sich immer mehr zeigen, nachdem es der Deutzer Gasmotorenfabrik schon jetzt gelungen, einen befriedigend arbeitenden Gasmotor von 100 Pferdekräften zu bauen, und durchaus nicht ausgeschlossen erscheint, daß noch eine weitere Steigerung der Leistungsfähigkeit möglich. Einen interessanten

Ausblick in dieser Richtung eröffnet die Möglichkeit, mit der Zeit Fluß- und Seeschiffe mit Gasmotoren statt mit Dampfmaschinen zu treiben. Bekanntlich beanspruchen die Kohlenvorräte, besonders auf großen Seedampfern, einen bedeutenden Teil des wertvollsten Raumes, und es ist daher schon manchmal, namentlich in Amerika, die Frage angeregt worden, ob man nicht praktischer Gas, welches leicht in sonst kaum benutzbaren Räumen mitgeführt werden könnte, als Heizmaterial für die Kessel benutzen solle. Von dieser Frage ist nur noch ein Schritt zu der weiteren, lieber das Gas direkt in Gasmotoren als treibende Kraft zu gebrauchen; es handelt sich dabei allein noch um die technische Frage, ob Gasmotoren von solcher Stärke, wie Seeschiffe sie gebrauchen, gebaut werden können. Findet diese ihre Lösung, wie es nach den bisherigen Fortschritten im Bau von Gasmotoren wahrscheinlich, so würde ein solcher Betrieb bedeutende Vorteile bringen. Nicht nur der Kohlenraum mit seinen großen Lasten, auch der Dampfkessel mit seinen Gefahren könnte beseitigt werden, und der Betrieb würde sich viel einfacher und sparsamer gestalten als bei Kesselfeuerung mit Kohlen- oder Gasheizung. Es möge daher ausdrücklich auf diese Möglichkeit hingewiesen werden; vielleicht bringt man uns dann in nicht zu ferner Zeit Gasschiffe statt der weltumfahrenden Dampfer.

Litterarische Revue.

Vermischtes.

Soweit wir den litterarischen Markt übersehen können, sind gegenwärtig in der besseren belletristischen Litteratur Deutschlands hervorragende Erscheinungen nicht zu verzeichnen. Der grüne Nachwuchs entwickelt zwar nach wie vor eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit, aber es kommt nichts dabei zum Vorschein, was uns veranlassen könnte, unser in diesen Blättern oft genug festgestelltes Urteil über ihn in irgend welcher Richtung abzuschwächen oder zu ändern. Und da auch die hervorragenden Meister der älteren Richtungen schweigen, benutzen wir die Gelegenheit, jene uns zugegangenen Werke und Schriften zu durchmustern, die außerhalb des Rahmens der eigentlichen dichterischen Schöpfungen liegen.

Zunächst die Reisewerke. Der vielgewandte, vielgereiste und überaus fruchtbare Schriftsteller Max Nordau hat sein bereits im Jahre 1879 erschienenes Buch „Vom Kreml zur Alhambra“ bei Balthasar Elischer in Leipzig in dritter Auflage erscheinen lassen. Einer besonderen Kritik bedarf es in diesem Falle nicht mehr. Nordaus glänzende Darstellungsgabe ist ebenso bekannt wie jene pessimistische Auffassung von Menschen und Dingen, welche er mit koketter Vorliebe zur Schau stellt. Ein gewisser nationaler Chauvinismus, wie er ihn in seinen politischen Pariser Korrespondenzen für eine große deutsche Tageszeitung zu entwickeln pflegt, will sich logisch mit jenem überall durchklingenden Grundtone nicht recht vereinigen lassen — aber Nordau fühlt sich in erster Linie als Journalist und läßt sich als solcher von der zufälligen Stimmung des Augenblickes mehr beherrschen, als es bei einem Autor von festen Grundsätzen und sicherem, bewußtem Ziele der Fall sein dürfte. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß es nicht auch Journalisten gäbe, die ihr Talent mit Ernst dem Kultus eines bleibenden Ideales widmeten, aber es ist die Minderzahl und es wird immer die Minderzahl sein, weil die Arbeit im Dienst der Tagespresse und die materiellen, kaum zu umgehenden Rücksichten des Erwerbs, der Existenz, übermächtige Feinde eines catonischen Idealismus sind und auf absehbare Zeit hinaus bleiben werden.

Nordau also ist Pessimist oder giebt sich wenigstens als solchen. Er erzählt von seinem Seelenzustande, wie er sich als junger Mensch in die blaue Ferne gesehnt habe — ein Seelen-

zustand, den nebenher niemals ein Dichter schöner und wahrer geschildert hat, als Björnstjerne Björnson in seiner prächtigen Bauernnovelle „Arne“:

Wundern soll's mich, was ich wohl seh'
Jenseits der hohen Fjällen?
Nun sieht das Aug', ach, nichts wie Schnee,
Drunten doch grünt es am blauen See!
Kann mir den Wunsch nicht versagen,
Darf ich die Reise wohl wagen?

Nun, diese unbestimmte Sehnsucht nach der Ferne, welche namentlich dem germanischen Gemüt ureigen ist, hat Nordau längst überwunden! Er ist blasiert geworden und „fand alle die Länder und Berge, die in der Ferne so märchenhaft blau schienen, stets nüchtern und erdfarben, und ihr poetischer Zauber verlor sich bei naher Betrachtung.“

Wir glauben wirklich, Herrn Nordau den besten Gefallen zu thun, wenn wir ihm sagen, daß er sich in paradoxer Weise selbst belügt. Wir schließen das auch daraus, daß er wenige Zeilen weiter erklärt, im Studium der Völker jenen Genuß gefunden zu haben, den ihm das Studium der Länder nicht gewähren wollte. In jedem Falle beweist uns diese ganze Anschauungsweise Nordaus, daß es für den Bildungsgang des Menschen nicht einmal gut ist, wenn ihm in zu jungen Jahren alle jene durch das Reisen in fremden Ländern gebotenen Genüsse in den Schoß fallen, nach welchen so mancher reife Mann sich umsonst sein ganzes Leben hindurch gesehnt hat. Jetzt werden schon die Wickelkinder über die höchsten Alpenpässe und durch Kirchen und Museen mitgeschleift — was Wunder, wenn sich die Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur wie in der Kunst frühzeitig abstumpft, und der kaum erwachsene Knabe schon blasiert erscheint, wo dem Greise noch die stille Thräne der Begeisterung in das Auge tritt? Die Vorausnahme der Genüsse, die einem reiferen Alter vorbehalten bleiben sollten, ist der Kardinalfehler der modernen Erziehung in den wohlhabenden Volksschichten. Wir selbst denken über alle diese Dinge ganz anders als Nordau, und jede schöne Erinnerung an die Gletscherfirnen der Alpen, an die Kirchenhallen Roms und an die Sonne Neapels bleibt uns eine nie zu erschöpfende Wegzehrung für das ganze Leben.

In welchem Gegensatze zu der kokettierenden Greisenhaftigkeit Nordaus steht nicht die jugendlich frische Begeisterung eines Mannes wie Robert Schweichel, dem es erst im Herbste des Lebens vergönnt war, das gelobte Land seiner Träume zu betreten. Er schreibt am Schlusse seiner „Italienischen Blätter“ (Otto Janke, Berlin) über seinen Abschied von Venedig: . . . „Ein letztes Abschiedswort, ein letzter Händedruck zum Fenster des Waggons hinaus, und der Zug setzte sich in Bewegung. Ich war allein in dem Koupee, und als ich mich zum Schlafen niederlegte, dachte ich: wenn die nächste Sonne aufgeht, ist Italien für mich ein schöner Traum gewesen! — Nicht also geschah's! Ich träumte wachend fort, Tage, Monde. Italien war und blieb die Wirklichkeit, in der ich lebte. Um die Seele aus dem Zauberbann zu lösen, schrieb ich diese Blätter.“

Das, meinen wir, ist die Sprache eines Dichters — und Nordau wird besser thun, wenn er Venedig — eines für alle — wieder einmal mit denselben Augen anzuschauen suchen wird wie in den von ihm jetzt so schnöde verleugneten Tagen „süßer, blöder Jugendeselei.“ Wir trafen einmal mit einem Handlungsreisenden zusammen, der eben „von der Tour“ aus Italien zurückgekehrt war. Er reiste in Passementerie, was gewiß ein sehr nützliches und gewinnbringendes Geschäft ist. Als wir ihn im Eingange des Gespräches fragten, wie ihm Venedig gefallen habe, sagte er: „Venedig ist kein guter Platz.“ Soll auf deutsch heißen: „In Venedig sind keine Geschäfte zu machen . . .“ Ob wohl unser Gespräch fortgesetzt worden ist?

Der Vollständigkeit wegen bemerken wir, daß sich Nordaus Buch aus folgenden Kapiteln zusammensetzt: Ein Winterbesuch in Rußland; Skandinavische Eindrücke; Belgische Streifzüge; Zwei Monate auf Island; Englische Studien; Französische Provinzfahrten; Bilder aus Spanien. — Daß der Leser aus dem Buche unendlich viel Anschauungsstoff gewinnen kann, brauchen wir angesichts der von uns gewiß nicht bestrittenen Beobachtungsgabe Nordaus

nicht besonders zu betonen. Ist sein Buch kein liebenswürdiges Buch, so bietet es des Interessanten immerhin in Hülle und Fülle, und wir würden es trotz aller grundsätzlichen Einwendungen sogar einbinden lassen, wenn uns der Herr Verleger nicht über sämtliche Titelblätter, innen wie außen, folgenden blauen Stempel gekleckst hätte: „Rezensionsexemplar mit der Bitte um baldgefällige Besprechung ergebenst überreicht. Beleg freundlichst erbeten. B. Elischer Nachfolger, Leipzig, Lindenstr. 4." Der Herr Verleger verhindert dadurch allerdings, daß ein gewissenloser „Rezensent" das Buch ungelesen zum Antiquar trägt, aber er verhindert auch, daß es ein anständiger Kritiker seiner Bibliothek einverleibt . . . . .

Doch das ist ein besonderes Kapitel.

In schroffstem Gegensatz zur Anschauungs- und Darstellungsweise Nordaus steht das in Frauenfeld bei Huber erschienene Werk des Schweizers J. V. Widmann „Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien." Das ist ein liebenswürdiges, hübsches, fröhliches Buch, in welchem die Begeisterung für alles Schöne, das warme Interesse an Land und Leuten, die unbefangene Empfänglichkeit für jeden neuen Eindruck und nicht zuletzt ein nie versagender Humor sich zu einem prächtigen Ganzen vereinigen. Das Buch hat nebenher den Vorzug, daß es uns von vielen höchst interessanten Merkwürdigkeiten zu erzählen weiß, an denen der auf der großen Heerstraße Reisende achtlos vorüberzugehen pflegt. Für die zu erwartende zweite Auflage möchten wir indes dem Verleger die Beigabe eines spezialisierteren Inhaltsverzeichnisses empfehlen — eines solchen etwa, wie es in dem Werke von Siegmund Münz „Aus dem modernen Italien" enthalten ist. Münz besitzt nicht im entferntesten die scharf ausgeprägte litterarische Individualität von Nordau oder Widmann — aber er ist ein guter und gewissenhafter Beobachter und ein trefflicher, sachkundiger Schilderer. Ihm kam es hauptsächlich darauf an, das moderne Italien in seiner politischen Entwickelung vorzuführen, und wir dürfen ihm für die freigesinnte und frische Art, in welcher er seine Aufgabe löst, unseren Dank sagen. Sein Buch ist durchaus geeignet, die Sympathien, welche diesseits der Alpen für den unermüdlich vorwärts strebenden jungen Staat ebenso wie für das schöne Land gehegt werden, zu festigen und zu mehren, und auch der praktische Politiker wird dasselbe nicht ohne Nutzen lesen. Aus welcher Gesinnung das Buch hervorgegangen ist, ergiebt sich schon daraus, daß es der Verfasser vom 18. Jahrestage der Bresche von Porta Pia datiert, von jenem Tage, da das junge Italien endgiltig Besitz nahm von der ewigen Stadt . . . .[1])

Unter den Schriften auf ästhetisch-kritischem Gebiet heben wir zunächst ein vortreffliches Charakterbild F. Th. Vischers hervor, welches J. E. von Günthert bei Bonz in Stuttgart hat erscheinen lassen. Ecksteins „Litterarische Volkshefte" behandeln das Verhältnis Theodor Storms zum modernen Realismus, während Ernst Wechsler in einem bei W. Friedrich erschienenen Bande seine Ansichten über „Wiener Autoren" kundgiebt. Wechsler hat sich bemüht unparteiisch und sachlich zu sein, doch wir gehen um so weniger auf eine Kritik seiner Arbeit ein, als wir uns an dieser Stelle nicht über Wert oder Unwert, Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit von Skizzen, Feuilletons, Novelletten, Theater- und Kunstkritiken verbreiten können, die, zum Teil gewiß außerordentlich geistreich und der durchschnittlichen Buchschriftstellerei an Fülle des Wissens, Eleganz des Stiles und sonstigen schönen Ehrenqualitäten weit überlegen, doch nur für den kommenden Tag geschrieben und mit dem scheidenden Tage vergessen sind. Nicht aus jeder Sammlung von Theaterkritiken wird eine „Hamburger Dramaturgie", und nicht jede Zusammenhäufung von Feuilletons, Briefen und Essays verdichtet sich im Laufe der Zeit zu einem einheitlichen Ganzen, wie wir es etwa in Börnes oder Heines bezüglichen Arbeiten bewundern . . . . .

Mit großer Freude werden die Dichter des Äolsharfen-Almanachs die Studie über den „Reim, seine Entwickelung und Fortbildung" entgegennehmen, welche Sigmar Mehring im Selbstverlage (Berlin) veröffentlicht hat. Es ist eine sorgfältige und gewissenhafte Arbeit, welche jeder Poetik als Ergänzung dienen mag. Wenn wir auch selbstverständlich durchaus der Ansicht des Verfassers sind, daß der reine Reim die einzig würdige Schale sei, in welcher die goldene

[1]) Siehe auch „Litterarische Berichte."

Frucht der Poesie dargereicht werden sollte, so ziehen wir doch den echt poetischen Gedanken in vielleicht nicht ganz tadelloser Form der absoluten äußerlichen Korrektheit unbedingt vor und wollen nicht in den Fehler der Romantiker verfallen, die an dem Purpurmantel Schillers zerrten, weil er in frühen Jugendjahren einmal „Schläfe" auf „Löwe" gereimt hatte. Das war eine Sünde, aber angesichts der sonstigen Leistungen Schillers hätte sie ihm selbst August Wilhelm von Schlegel verzeihen können. — In das gleiche Gebiet gehört eine ästhetische Abhandlung von L. Keßler (Leipzig, Jul. Baedeker), welche die Summe der von der Ästhetik bisher festgestellten Anschauungen über das „Wesen der Poesie" in knapper und klarer Darstellungsweise zu ziehen sucht.

In Hartlebens Verlag in Wien hat Ferens-Grison eine Sammlung von Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben erscheinen lassen, welche er „Frauenspiegel" betitelt. Das Buch verrät eine große Belesenheit und ist geschmackvoll zusammengestellt — seine nähere Beleuchtung darf indes füglich dem humoristischen Feuilleton vorbehalten bleiben. Minder erfreulich erscheinen uns die angeblich „zeitgemäßen Charakterstudien aus deutschen Salons," welche unter dem Titel „Unsere lieben Lieutenants" in Leipzig bei Rauert und Rocco von einem Autor von ganz besonders geheimnisvoller Anonymität veröffentlicht worden sind. Derselbe nennt sich nämlich: Emil Roland, (Ottilie M......-C......). Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Text der Schrift, welche angeblich bereits im „dritten Tausend" vorliegt, ebenso albern ist wie Titel und Titelblatt. Wenn Hackländer, der prächtig humoristische Schilderer deutschen Soldatenlebens, das hätte lesen müssen!

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Hendel in Halle, welche ihre treffliche „Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes" rührig fortsetzt, hat jüngst eine Sammlung von „Deklamationsstücken für den Vortrag" veröffentlicht, welche von Demetrius Strutz zusammengestellt und dem ersten lebenden Meister deutscher Schauspielkunst, Adolf Sonnenthal, gewidmet ist. Das Buch hat zwei große Vorzüge. Erstens sucht es aus der neuen Erscheinungen Flucht das Beste festzuhalten und zweitens bringt es uns eine Reihe von Dichtungen bedeutender Poeten wieder in Erinnerung, die mit Unrecht halb in Vergessenheit geraten waren. Welch prächtiges Deklamationsstück ist nicht Rudolf Gottschalls „Lucile Desmoulins" — und wer kennt es? Wer von dem nachwachsenden Geschlecht kennt Franz Dingelstedts ergreifende „Flüchtlinge", wer Moritz Hartmanns „Böhmische Bauern" oder desselben Dichters rührende Romanze vom „Weißen Schleier"? Einen Teil dieser schönsten Blüten deutscher Dichtung rettet allerdings Echtermeyers treffliche und unübertroffene Sammlung den späteren Geschlechtern — wir dürfen aber auch der Hendel'schen Zusammenstellung die Anerkennung nicht versagen, daß sie den doppelten Zweck erfüllt, ein vorzügliches Repertorium für den Deklamator zu bilden und zugleich das Beste, was die lyrisch-epische Dichtung Deutschlands in der nachklassischen resp. nachromantischen Zeit hervorgebracht hat, in sich zu vereinigen. Auch das Ausland ist nicht vergessen, und es fehlt weder Thomas Hoods erschütterndem Lied vom Hemde noch Edgar Allan Poes „Mär vom Raben" — letzteres gewiß das erschütterndste Gedicht der gesamten Weltlitteratur . . . Einen Fehler aber hat die Sammlung doch — Herr Demetrius Strutz hätte seine eigenen Leistungen weglassen sollen; man merkt ihnen an, daß sie ausdrücklich für die Deklamation „verfaßt" sind, und sie gehören nicht in die Gesellschaft von Anastasius Grün und Friedrich Hebbel und der obengenannten Dichter. Der Herausgeber der im übrigen sehr verdienstvollen Anthologie wird gut thun, wenn er sich bei der nächsten Auflage selbst ausstreicht . . .

Ein seltsames Buch, seltsam wenigstens für den außerhalb der Schauspielerkreise stehenden Laien, sind auch die „Fünfzehn Jahre in Weimar" welche Heinrich Grans bei Spamer in Leipzig veröffentlicht hat. Der treffliche Schauspieler, dessen zwar nicht aufregenden und hinreißenden, aber immer tüchtigen und verständigen Kunstleistungen wir unsere volle, auf eigener Anschauung begründete Achtung zollen, bekundet sich in diesen Erinnerungen doch als echten und rechten Bühnenphilister, und die auffallende Hinneigung zu allerlei höchstpersönlichen Quisquilien, wie sie sich in der Schauspielerkunst gegenüber allen anderen Berufsarten in Apoll geltend zu machen pflegt, prägt der im übrigen harmlosen Schrift einen unerfreulichen Zug auf.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß dieselbe manche interessante Details bringt, namentlich über Dingelstedt und dessen Theaterleitung. „Ein Schriftsteller," so sagte der „Ernachtwächter" unter anderem, „der seinem Talente nur in etwas vertraut, wird auch den Mut und die Courtoisie haben, sein Manuskript gedruckt zu präsentieren."

— Das ist gewiß ein schöner Gedanke — es fragt sich nur, ob der Schriftsteller gegebenen Falles auch das Geld hat, sein Manuskript drucken zu lassen! Das soll sogar schon bei Genies höchsten Ranges Schwierigkeiten bereitet haben . . . .

Wir freuen uns, die „vermischte Schüssel" — satura nannten es die Alten — welche wir heute unseren Lesern vorsetzen mußten, mit der Anzeige eines überaus liebenswürdigen Werkes schließen zu können, welches Julius Stinde, der Vater der „Familie Buchholz" in der rüstig vorwärts strebenden Verlagsbuchhandlung von Hönsch und Tiesler in Dresden veröffentlicht hat. Es ist immer ein Fehler, wenn ein Künstler, sei er nun Dichter oder Maler oder was sonst, einen glücklichen Gedanken als Zitrone betrachtet und bis auf den letzten Tropfen ausquetscht. Auch Julius Stinde ist dieser Versuchung nicht entgangen, und so haben die letzten Bände seiner „Familie Buchholz" auch eine Anzahl seiner anhänglichsten Verehrer, zu denen auch wir uns zählen, einigermaßen enttäuscht und abgekühlt. Um so mehr freuen wir uns in dem neuen kleinen Schriftchen „Aus der Werkstatt der Natur" den alten Stinde in seiner ganzen Jugendfrische wieder begrüßen zu dürfen, und die Thatsache, daß das Werk als „erstes Bändchen" angekündigt ist, giebt uns fröhliche Hoffnung auf weiteren, späteren Genuß. Stinde erzählt uns liebenswürdig plaudernd, aber mit völliger wissenschaftlicher Beherrschung seines Stoffes von „Blumenbriefen und Blumenpost", von frechen Wegelagerern aus der Insektenwelt und von dem unschuldig verkannten Regenwurm; er fordert den Spatz auf die Anklagebank und hält doch, gutmütig wie er ist, ein beredtes Plaidoyer zu seiner Verteidigung; er entwirft uns wundersame Bilder aus der Welt des Wassertropfens und erzählt uns Geheimnisse von den Fischen und von dem Schlafe der Pflanzen. Kurzum er giebt uns lehrreiche Unterhaltung in anmutigster Form; wir lernen bei ihm, während wir nur zu genießen glauben.

Litterarische Berichte.

Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe von Dr. Sigmund Münz. Frankfurt a. M. 1889. Litterarische Anstalt Rütten und Löning.

Diese Sammlung kleinerer Aufsätze wird dankbare Leser unter den vielen finden, denen es der Zauber des Apenninnenlandes angethan hat. Nicht daß sie sich hier in stimmungsvolle Schilderungen der Reize italienischer Natur vertiefen oder vor ihren Augen die Prachtwerke antiker oder christlicher Kunst erstehen sehen könnten; — von solchen Dingen ist in dem Buche nicht allzuviel zu finden. Aber Naturherrlichkeit und Kunstschönheit erschöpfen den Reichtum Italiens bei weitem nicht: die Geschichte des Landes, das Volk, das diese Geschichte sein Eigen nennt, die Menschen, die der Reisende sieht und mit denen er verkehrt, — und vielleicht noch mehr die berühmten Namen der Vergangenheit und der Gegenwart, die er so oft aus italienischem Munde preisen oder schmähen hört, alle die rein menschlichen Beziehungen sind es, die das Herz des Italien-Wallfahrers unwiderstehlich gefangen nehmen. Von allen diesen Menschen und Dingen weiß dieses Buch aber hübsch und interessant genug zu plaudern. Der Verfasser hat die drei Jahre, die er in Italien zugebracht hat, nicht ungenutzt verstreichen lassen; er hat sich umgesehen im Lande und unter den Bewohnern, und da er verstanden hat, zu schauen und zu hören, so erfahren wir von ihm mancherlei Besonders über das moderne Italien, das unser Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt. Wer über Politiker und katholische Hierarchen, über Papsttum, Adel, Bürgerschaft, Juden, Jesuiten und allerlei Nova Italica angenehm unterhalten sein und Belehrung finden will, dem empfehlen wir daher Münz' gut geschriebene Studien und Briefe. — t.

Horaz und seine Freunde. Von Friedrich Jacob. Zweite Auflage. Herausgegeben von Martin Hertz. Berlin 1889. Verlag von Wilhelm Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.)

Eine Schrift über Horaz, verfaßt von Fr. Jacob und herausgegeben von M. Hertz! Es

berechtigt gewiß von vornherein zu den größten Erwartungen, wenn zwei solche Kenner des Altertums, welche beide tief in den Geist desselben eingedrungen und als Lehrer auf Schule und Universität seine begeisterten Verkündiger geworden sind, uns mit dem Leben und Freundeskreise des großen Dichters Horaz genauer bekannt zu machen versprechen. Ist doch dieses Thema mit Recht ein Gegenstand des größten Interesses aller derjenigen, welche unter geeigneter Leitung und Belehrung früher die Schöpfungen dieses großen Dichters der Römer im Original kennen und bewundern gelernt haben und welche nun so manche Beziehungen und Anspielungen in seinen Oden und Satiren genau zu erkennen, manches nur dunkel Vorgestellte hier plastisch zu sehen und dem Dichter selbst nicht bloß im Liede, sondern auch im Leben und in den eigensten Empfindungen zu begegnen hoffen. Diese Erwartungen nun finden wir in dem Buche, das schon beim ersten Erscheinen eine berechtigte Anerkennung und allseitigen Beifall gefunden hat, erfüllt, und um dies zu erreichen, hat der Verfasser nicht in einer streng wissenschaftlichen Abhandlung (wie die üblichen **de vita et scriptis**), sondern in der weit ansprechenderen und verständlicheren Form einer Erzählung, wir können fast sagen, eines Romans das Lebensbild des Horaz vor uns entrollt. Es soll damit, wie es in der Einleitung heißt, nicht bloß das Leben dieses Dichters selbst geschildert, sondern damit zugleich auch ein Bild der gesamten Augusteischen Zeit gegeben werden, durch deren Kenntnis jenes wiederum erst in ein helleres Licht gestellt wird. Diese Form ist um so mehr zu begrüßen, weil sie sich gewissermaßen dem neuerdings hoch entwickelten und oft angefochtenen historischen Roman nähert, dessen großer und auch meist völlig erreichter Zweck ja der ist, die im Geschichtsstudium gewonnenen Anschauungen über große Männer und Zeiten zu klären und zu vertiefen. Aber bei aller Hochachtung vor diesem Zwecke und vor der zur Erfüllung derselben dienenden Hingabe des Verfassers an seinen großen Gegenstand, bei aller Anerkennung der auf gründlichstem Studium beruhenden Kenntnis der Werke des Dichters und der Ereignisse und Anschauungen jener Zeit können wir doch, gerade vom Standpunkte der erzählenden Darstellungsweise aus, mehrfache Einwendungen nicht unterdrücken. Wir verlangen mit unbestreitbarem Recht die objektivste Wahrheit nicht bloß in der Beurteilung des dichterischen, sondern auch des menschlichen Charakters des Helden und vermissen dieselbe doch vielfach. Wir erfahren zwar z. B. die Teilnahme des Horaz am Kampfe des Brutus, aber nichts von dem von ihm selbst erwähnten **„parma non bene relicta“** bei Philippi; wir lesen wohl die durch seine Freunde (**Tucca et Varius dixere, quid essem**) bewirkte Einführung bei Maecenas und den Empfang des von diesem geschenkten Landgutes, aber nichts weiter von den späteren Beziehungen zu ihm und können aus dem Gelesenen noch nicht das Devote des Ausspruchs erklären: **Maecenas,— praesidium et dulce decus meum!** Wir vernehmen ferner zwar die sehr schnelle Verwandlung des Cäsar-Feindes in einen Anhänger der damals herrschenden Partei des Octavian, aber nichts von der Berührung des Dichters mit diesem selbst und von den Gründen zu der so tiefen Verehrung vor dem neuen Machthaber, wie sich diese in so vielen Liedern ausspricht. Die Ueberzeugung von der Objektivität des Verfassers wird auch dadurch beeinträchtigt, daß wir das ganze Buch hindurch überhaupt nur gutes, nur Bewunderung forderndes und so gut wie nichts von Fehlern und Schwächen des Helden hören, ja wir fühlen uns gerade dadurch zu einem Protest gegen die so oft hervortretende Ueberschwenglichkeit der Hochachtung vor dem Altertum und seinen großen Männern veranlaßt. Aber auch zum vollen Verständnis der in des Dichters Werken enthaltenen Beziehungen scheint uns manches zu fehlen; wir erfahren nicht, wer seine Lalage ist (**Integer vitae**), wer die Lydia (**cum tu, Lydia, Telephi,** 2c.); wir erkennen nicht, was er mit den Worten meint: **Icci, beatis nunc Arabum invides gazis** 2c. kurz, einen völlig genügenden Einblick in die Schicksale, die Freuden und — die Verirrungen des Horaz empfangen wir nicht, und das soll doch ohne Zweifel der Hauptzweck dieses Werkes sein. Wir glaubten, alle diese Einwände nicht unterdrücken zu dürfen, fühlen uns aber nach Erwähnung derselben und trotz derselben verpflichtet, das Buch einem weiteren Leserkreise angelegentlichst zu empfehlen. Es enthält, als Beitrag zur Kenntnis des Horaz'schen Freundeskreises betrachtet, doch sehr viel des Interessanten und Belehrenden, vor allem auch als Kulturbild des damaligen Lebens in Stadt und Land, in großen und kleinen Verhältnissen; es ist, als litterarisches Kunstwerk betrachtet, in der Darstellung der einzelnen Szenen und in der Schilderung großstädtischen und idyllisch-ländlichen Lebens, besonders auch in Ausdruck und Stil, als meisterhaft zu bezeichnen, und darum wird sich auch diese von dem Herausgeber mit äußerster Sorgfalt und unverkennbarer Liebe veranstaltete zweite Auflage des schon vielfach bekannten Buches ohne Zweifel viele neue Freunde erwerben.

C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Fürst Bismarck und der Aufbau des Deutschen Reiches.

(Fortsetzung.)

18 Dez. 70. Was mich etwas bedenklich macht, ist die Thatsache, daß man so wenig daran zu denken scheint, für die Volksmassen, welche durch das allgemeine Stimmrecht in Fluß geraten sind, die rechte Form für den neuen Guß bereit zu halten. Bis dahin ist es Dank der Einsicht des zeitigen Führes unserer Sozial-Demokratie, des Herrn v. Schweizer, noch gelungen, alle internationalen Kundgebungen unserer Sozialisten zu verhindern, was für den Krieg mit Frankreich und angesichts der Zustände, welche sich dort zu entwickeln scheinen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Leider ist die Zahl derjenigen, welche die sozialen Fragen richtig zu würdigen wissen, immer noch sehr klein.

21 Dez. 70. Nach den neuesten Berichten machen die Großthaten und Erfolge der deutschen Armee in allen deutschen Staaten die wirksamste Propaganda für den deutschen Reichsgedanken. Man sonnt sich in dem kriegerischen Ruhm seiner Landsleute, und der frühere Haß gegen die „Malefiz-Preußen" ist unter dem gemeinsamen Triumphgesange vergessen und verstummt. Bismarck hat Recht behalten, daß der Kaiser Napoleon die deutsche Einheit zusammschweißen und daß der Kanonendonner vor Paris den alten Kaiser Rotbart erwecken werde. Man sieht schon heute, daß es keiner großen diplomatischen Kunststücke mehr bedarf, um den König Wilhelm mit der deutschen Kaiserkrone zu schmücken, und daß die Sache sich um so leichter und um so mehr zu allseitiger Zufriedenheit machen wird, je weniger man sich ostensibel Mühe darum giebt.

25 Dez. 70. Wie ich höre, ist jede Aussicht verschwunden, mit den Napoleoniden selbst zu einem Friedensschlusse zu gelangen. Die Illusion, eine Dynastie zu begründen, hat nahezu den Charakter einer fixen Idee angenommen und verschließt ihnen die Thore von Paris. Uns kann es gleich sein, wer in Frankreich regiert. Länger als 18 Jahre wird es doch kaum dauern. Die Hauptsache für uns ist, die Schlüssel von Metz und Straßburg in der Tasche zu behalten und dafür Sorge zu tragen, daß den weltlichen und geistlichen Würdenträgern kein Spielraum für eine etwaige Minier-Arbeit gewährt wird.

Was die Herren Franzosen unter sich treiben, geht uns einstweilen nichts an und wird — wie ich sehe — auch mit großer „Wurstigkeit“ behandelt. Die Aktien der Welfen stehen nach wie vor schlecht, und daran wird auch die Familie v. d. Decken nichts ändern, obschon dieselbe, so viel ich zählen kann, 72 Staatsämter inne hatte. Die Zustände in Hannover waren ja in dieser Beziehung sehr gemütlich und patriarchalisch. Jeder wußte — wie mir ein hannoverscher Minister sagte — schon als Student, wie weit er es im Staatsdienste bringe und wer einmal sein Vorgesetzter werden würde. Etwas Nepotismus wird ja in der Welt immer bleiben, doch kann man alles übertreiben.

27. Dez. 70. Bismarck ist ein sehr bequemer Vorgesetzter, weil seine Politik so konsequent ist, daß man stets einen zuverlässigen Kompaß hat und bei etwas eigener Einsicht genau wissen kann, auf welcher Station man sich in dem gegebenen Augenblicke befindet und was man demgemäß zu thun hat. Auf der anderen Seite kann er aber auch sehr ungemütlich werden, und zwar ohne Ansehen der Person, wenn jemand sich der Illusion hingiebt, Extratouren machen oder des Dienstes immer gleichgestellte Uhr etwas vor oder zurückrücken zu dürfen. Es ist für einen Süddeutschen nicht leicht, sich daran zu gewöhnen, daß in der preußischen Dienstpragmatik die Gemütlichkeit nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Daß die Verhandlungen bis jetzt ohne ernstere Konflikte verlaufen sind, hat wesentlich darin seinen Grund, daß Bismarck nichts ferner liegt, als in der inneren Verwaltung Deutschlands eine Art zwangsweiser Uniformität herstellen zu wollen. Mit Vergnügen und ohne Hintergedanken wird man den Bayern außer dem Raupenhelm auch andere Liebhabereien gewähren. Allerdings hat Bismarck ein sehr feines Gefühl dafür, was für eine nach außen wirksame Einheit Deutschlands unentbehrlich ist, und hier ist jede Konzession unbedingt ausgeschlossen.

Rückblick.

Wenn ich das jetzt ablaufende Jahr Revue passieren lasse, so tritt mir mit immer wachsender Klarheit die Thatsache entgegen, daß, je weniger wir in die Entwickelung des deutschen Reichsgedankens mit kleinen büreaukratischen und diplomatischen Kunststückchen hinein zu pfuschen versuchen, der Verlauf und das Resultat sich um so natürlicher und dauerhafter gestalten werden. Die Persönlichkeit des Königs Wilhelm bedarf keiner Empfehlung für die Kaiserkrone, und offen ausgesprochen, kenne ich auch keinen Fürsten mehr, der stark genug wäre und es wagen könnte, der nationalen Strömung in Deutschland zu widerstreben und auf die Diplomatie zur Zeit des Höhlenbären zurückzugreifen. Die heutige Staatskunst Deutschlands läßt sich weder auf die Zeiten des Rheinbundes noch auf die des Bundestages zurückschrauben, und die Beweise eines landesverräterischen Einvernehmens mit dem „Erbfeinde“, welche man in die Hand bekommen hat, sind überzeugend genug, um jeden Versuch einer Wiederherstellung eines Welfenreiches als eine Schimäre erscheinen zu lassen.

Die Stellung der deutschen Fürsten, und speziell der drei Könige, wird sich um so ungezwungener und befriedigender gestalten, je mehr diese selbst freiwillig

die unabweislichen Konsequenzen der Thatsachen ziehen, und je mehr man preußischerseits auch den leisesten Schein einer Vergewaltigung vermeidet. Wer zum Zwange reizt, der ist ein Feind nicht minder der deutschen Einheit als Preußens selbst. Man kann es schwerlich erwarten und verlangen, daß die deutschen Fürsten und Stämme ein besonderes Vergnügen darin finden, möglichst viel von ihrer früheren Eigenart und Selbständigkeit daran zu geben, um die Kompetenz einer zentralisierten Büreaukratie zu erweitern und der Ausbildung des Rattenkönigs von Büreaukratie und Kapitalismus — wie solchen Rodbertus charakterisiert — Vorschub zu leisten. Die Freiheit und Selbständigkeit der Persönlichkeit ist nun einmal die Lebensluft der germanischen Rasse, selbst abgesehen von der durch die Reformation errungenen Geistesfreiheit.

Einem Konflikt mit den ultramontanen Elementen der römischen Kirche werden wir schwerlich entgehen. Bismarck hat auch hier richtig gesehen. Von den 88 Bischöfen, welche gegen die vatikanischen Beschlüsse gestimmt, hat kaum einer Stand gehalten. Glücklicherweise fehlt es aber auch in Deutschland nicht an einer Partei, welche sich mit den „Politikern" unter Heinrich IV. von Frankreich in Parallele stellen läßt und welche nicht gewillt ist, frisches Material für einen deutschen Bruderkrieg zu liefern. Es fällt dies um so mehr ins Gewicht, als die nächste Zeit ganz neue Anforderungen an die Staatskunst stellen wird und die Gegensätze, welche die Gegenwart in das Gefecht führt, weit über die bisherigen konfessionellen Gegensätze hinausragen. Die Hauptfrage, um welche es sich handelt, ist heute nicht mehr die Art und Weise, wie, sondern ob man überhaupt noch einen Gott anbeten soll. Ebenso handelt es sich zur Zeit um die Grundlagen von Staat und Gesellschaft, wobei die Fragen, ob dieses oder jenes politische oder soziale System das bessere ist, eine relativ durchaus untergeordnete Bedeutung haben, weshalb auch der Wert der Verfassung eines neuen deutschen Reichs nur danach bemessen werden kann, in welchem Maße selbige die Lösung dieser neuen Aufgaben der Zukunft ermöglicht. Das Haupterfordernis ist jedenfalls, daß die deutschen Fürsten und Stämme mit Vertrauen und mit dem Gefühl der Sicherheit in dieselbe eintreten und nicht gleichsam hinein geängstigt werden. Man wird sonst auch nicht länger darin bleiben wollen, als man muß.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß diese Motive auch für die Politik und Taktik Bismarcks von maßgebender Bedeutung gewesen sind.

29. Dezember 70. Es ist ein schwer zu beschreibendes Gefühl, mit welchem ich heute durch die glänzenden Räume des Versailler Königsschlosses gewandert bin; dieselben Räume, welche Louis XIV. mit seiner Königspracht erfüllte und die heute mit den Märtyrern des Glaubens an das neue Deutsche Reich belegt sind. Vor mir steht im Geiste das Bild des großen Kurfürsten, der hier seinen Rächer erwartet, und an denselben reihen sich die Gestalten der Helden, die schon mit dem Oheim des letzten Cäsar gerungen, der alte Blücher, der heute ein sehr vergnügtes Gesicht macht, daß

die Federfuchser das Spiel nicht wieder verderben werden. Ein Vertreter Sachsens, dem ich im Schlafzimmer Louis XIV. begegnete, sprach mir seine Freude darüber aus, daß endlich der Bruderzwist zwischen Preußen und Sachsen und die unnatürliche Stellung Sachsens zu Frankreich definitiv ein Ende haben werde. „Ihr König“ — sagte der sächsische Diplomat — „erfreut sich bei uns eines unbedingten Vertrauens, und mir kommt die Löwe'sche Ballade von Heinrich dem Vogelsteller nicht aus dem Sinn: „s' ist Deutschen Reiches Will.“ Die Hoffnung und die Zukunft unseres Vaterlandes ist — wie ich versichern zu dürfen glaube — von der Überzeugung durchdrungen, daß es mehr wert ist, Feldmarschall des Deutschen Reiches aus königlichem Stamm als königlicher Prinz von Napoleons Gnaden zu sein.

31. Dezember 70. Mit dem morgenden Tage wird mit dem neuen Jahr auch eine neue Epoche beginnen. Der Leuchter Frankreichs ist von seiner Stelle gestoßen, und der Leuchter Deutschlands wird aufgerichtet. Gebe Gott, daß es ein siebenarmiger ist. Es ist nicht leicht zu verstehen, was die alten deutschen Lande an Frankreich fesselt, und was es so schwer macht, dieselben der deutschen Einheit einzufügen. Man hat die Deutschen stets ziemlich schlecht behandelt, man hat mit französischem Hochmut sich in Paris über dieselben lustig gemacht; man hat ihnen den Spitznamen têtes quarrées verliehen; man hat die Präfektenwirtschaft mit voller Energie bei ihnen geübt, und nichts destoweniger ist ihre Anhänglichkeit an Frankreich keine geheuchelte. Man will die Erklärung dafür darin finden, daß die Revolution namentlich die Lage des Landvolks von Grund aus verändert und früher als in Deutschland die letzten Spuren der Hörigkeit beseitigt habe, daß die Politik der Napoleoniden konstant auf die Hebung der ländlichen Bevölkerung gerichtet gewesen sei, und daß die Gesamtbevölkerung lange Zeit hindurch an den Früchten des wirtschaftlichen Aufschwungs in Frankreich teilgenommen habe. Mit Metaphysik allein wird man deshalb auch die Sympathien der Bevölkerung schwerlich gewinnen.

1. Januar 71. Wenn gleich das neue Jahr mit Kanonendonner eingeläutet wird, so bin ich doch gewiß, daß mit demselben eine Aera des Friedens beginnt, eine Aera des Friedens nach innen und nach außen. Nichts kann grundloser sein als die Besorgnis des einen oder anderen kurzsichtigen Diplomaten, der da meint, daß Preußen an der Eroberungspolitik Geschmack gefunden habe und daß man deshalb in gewissen Kreisen sich der Besorgnis nicht ganz entschlagen könne, daß die Annektierung in gröberer oder feinerer Form fortgesetzt werden würde. Ich hatte heute Gelegenheit, darüber mit zwei süddeutschen Staatsmännern, von denen der eine sich sogar für einen „großen“ hält, eingehender zu verhandeln. Der eine, Minister in partibus, welcher sich bei einer hohen Persönlichkeit einzunisten verstanden hat, spielt mit einer gewissen Beharrlichkeit die Melodie, daß es die deutschen Fürsten mit der deutschen Einheit und dem Kaisertum doch nicht ehrlich und ernst-

haft meinten, und daß man deshalb ihrem guten Willen mit sanftem Zwange zur Hilfe kommen müsse. Derselbe hat mit diesen Einflüsterungen auch eine Zeitlang offenes Ohr gefunden, doch ist diese Gefahr jetzt glücklich überwunden. Man versteht diese Täuschung kaum, da mit derartigen Einflüsterungen das Bestreben Hand in Hand ging, die Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen zu verhindern, den Welfenthron wieder aufzurichten, über Schleswig mit Dänemark zu paktieren, wobei kein Zweifel darüber geblieben ist, daß derartige Bestrebungen ihre Fortsetzung finden werden. Ich fürchte in dieser Beziehung nichts. Was wir erobert haben, ist in guten Händen. Mein anderer süddeutscher Freund aber hat es verstanden, was Bismarck damit gemeint, daß wir nicht zum Spaß Krieg geführt, und daß wir die deutsche Politik auch ferner als eine sehr ernsthafte Sache behandeln würden.

3. Jan. 71. Graf Beust, welcher ausgesprochenermaßen nach Wien berufen war, um die Revanche für 1866 durchzuführen, und welcher noch in der bekannten Depesche vom 20. Juli 70 einen Ton anschlug, der von Hingebung an Frankreich und Enthusiasmus für die Unterdrückung der deutschen Nation überfließt, ist bereits so weit abgekühlt und ernüchtert, daß schon in der Mitte des vorigen Monats Verhandlungen mit dem Wiener Kabinet angeknüpft werden konnten, da Beust auf eine betreffende Anfrage geantwortet hatte: „Die Regierung Österreich-Ungarns werde die angekündigte Mitteilung so günstig aufnehmen, wie von seiten Preußens nur immer gewünscht werden könne.“ Es erfolgte dann von Versailles aus die in Aussicht gestellte Eröffnung, welche ausdrücklich durch den Wunsch Preußens begründet wird, „mit dem mächtigen und befreundeten Nachbarreiche Beziehungen zu pflegen, welche der gemeinsamen Vergangenheit ebenso wie den Gesinnungen und Bedürfnissen der beiderseitigen Bevölkerung entsprechen“, und in welcher der Bundeskanzler schließlich die Hoffnung ausdrückt: „daß Deutschland und Österreich-Ungarn mit dem Gefühle des gegenseitigen Wohlwollens auf einander blicken und sich zur Förderung der Wohlfahrt und des Gedeihens beider Länder die Hand reichen werden.“ In der Antwort des österreichischen Kanzlers wird versichert, daß die preußische Regierung in der Kundgebung jener Hoffnung nur dem Ausdruck der Empfindungen Österreichs zuvorgekommen sei, daß in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns der aufrichtigste Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehe, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen und daß diese Gesinnung auch in der Person des Kaisers einen erhabenen Schützer und Förderer finde.

Es war dies ein wesentlich ins Gewicht fallendes Ereignis für die Konsolidierung der deutschen Einheit und ein Beweis für das bedeutende mimische Talent des österreichischen Reichskanzlers, von dem Graf Bismarck noch vor nicht gar langer Zeit gesagt hätte: „Wenn diese Leute könnten, würden sie einem einen Nagel durch den Kopf bohren.“

4. Jan. 71. Ich habe schon wiederholt auf die politische Gravitationskraft hingewiesen. Alles drängt darauf hin, eine Annäherung an uns zu gewinnen. Man liebt uns nicht, aber man hat das Gefühl, daß es an der Zeit ist, unsere Freundschaft zu suchen. Die Notwendigkeit triumphiert über die Neigungen der Menschen. In München und in Stuttgart waren die Entschließungen frei, freier als je, wenn man nur die Außenseite der Dinge ansieht. Gewiß herrscht in beiden Städten viel lebendiger Groll gegen Preußen, viel eifriges Verlangen nach Vergeltung; manche partikularistische Beklemmung im Hinblick auf die Einheit Deutschlands, die am Horizont zu dämmern begann. Aber München kommt trotz alledem zu uns, zugleich widerstrebend und freiwillig. Ohne daß von Berlin aus etwas dazu geschieht, mehren sich von Tag zu Tag die Stimmen in Italien, in Skandinavien, in Holland und Belgien, in der Schweiz, welche das Thema variieren, daß bis zum Jahre 1871 Europa sich auf falschem Wege befand und daß es thöricht ist, der Gravitationskraft sich zu widersetzen. Unzweifelhaft bietet das Wiener Kabinet den besten Maßstab für den Umschwung der Gesinnungen. Wenn irgend jemand Grund hatte, mit Preußen zu schmollen oder zu zürnen, so war es das Haus Österreich, und der Wandel, der sich dort geltend macht, war ebensowohl ein Symptom als ein Motiv für die anderen deutschen Fürsten, indem sie damit den letzlen Rückhalt für etwaige Hintergedanken verloren.

5. Jan. 71. Der Zusammenhang zwischen dem vatikanischen Konzil und der französischen Kriegserklärung wurde von den Zeitgenossen sogleich erraten, als Ende des Konzils und Anfang des Krieges beinahe auf denselben Tag fielen. Außerdem hat Bismarck es positiv ausgesprochen, wie er teils aus aufgefundenen Papieren und teils aus sonstigen Mitteilungen genau wisse, daß eine halbe Stunde lang die Erhaltung des Friedens beschlossene Sache war, daß es aber der den Jesuiten befreundeten Partei am Hofe gelang, diesen Beschluß umzustoßen. Überall begegnet Deutschland demselben internationalen Friedensstörer, welcher der Überzeugung lebt, daß nur nach einem Weltbrande, einer furchtbaren Revolution oder einem ungeheuren Kriege die Kirche ihre ehemalige Macht und Stellung wiedererlangen werde. Schon der Hohenstaufe Friedrich II. hat das Axiom ausgesprochen: „Kein Papst kann Ghibelline sein,“ und ein italienischer Staatsmann sagte mir gestern: „Kein Nachfolger Pius IX. auf Menschengedenken hinaus wird dem Hause der Hohenzollern es vergessen, daß der Sieg bei Sedan den Italienern den Weg nach Rom frei gemacht hat.“

Besonders handgreiflich war es, wie sich Ultramontanismus und Revanche auf dem Boden von Elsaß-Lothringen einander begegneten. Man betrachtet deshalb auch schon heute den Konflikt mit dem römischen Stuhl und die konfessionelle Trübung der deutschen Einheit als ein unvermeidliches Übel, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich aus unserer bisherigen Praxis den Gedanken abstrahiere: möglichst schnell und energisch hinein und

möglichst schnell und gründlich wieder heraus. Man will das Eisen schmieden, so lange es heiß ist, und die nationale Begeisterung als Gegengewicht gegen die kirchliche Agitation verwerten, wobei es den maßgebenden Persönlichkeiten ein wahrer Ernst damit ist, alles zu stützen und zu pflegen, was den Namen Religion überhaupt verdient. Eine französische Religion aber kennen wir nicht und noch weniger eine Religion, welche aus der Untergrabung der einfachsten staatsbürgerlichen Pflichten ein Gewerbe macht.

8. Jan. 71. Das zweite große Hindernis der deutschen Einheit war die internationale Gesellschaft des Coldenklubs, die, man in Parallele mit den Ultramontanen die „Ultramaritimen" genannt hat, die, wenn auch nicht völlig so organisiert und diszipliniert wie die Streitkräfte Loyolas, doch ganz richtig geschildert wird als ein riesiger, auf einer sicheren Insel gelagerter Octopus, der seine mit Saugnäpfen besetzten Arme auf alle übrigen Länder legt, seine Mitglieder auch unter der hohen und einflußreichen deutschen Büreaukratie zählt und sich schon heute — da nur die Lumpe bescheiden sind — als den neuen Hochadel und die internationale Elite der heutigen Gesellschaft bezeichnet. Wir nennen aus der Zahl der preußischen Beamten und Parlamentarier Minister Delbrück, Georg von Bunsen, Geheimrat Michaelis, Abgeordneter Rickert, Schulze-Delitzsch, Baron Stauffenberg, Professor Boehmert und andere. Wie nehmen zu Ehren dieser Männer an, daß ihnen die Quintessenz jenes Klubs nicht genau bekannt war, da das Motto Coldens bekanntlich lautet: „Unser einziger Zweck ist das Interesse Englands, ohne Rücksicht auf die Ziele anderer Nationen." Es ist die Politik des freien Tausches, welche man treibt, und man hat, wie man ausdrücklich versichert, in jedem Lande und in jeder Hauptstadt Männer von Auszeichnung und politischem wie litterarischem Einfluß, welche dem Klub assoziiert sind und für „die gute Sache" arbeiten. Wir klagen deshalb nicht das englische Volk an, da die Masse desselben von seinen patriotischen Wohlthätern ebenso schlecht behandelt wird wie alle andern, sondern nur jene „Elite", welche allerdings wohl nicht mit Unrecht fürchtet, daß ein geeinigtes Deutschland auch seine eigene Wirtschaftspolitik treiben wird.

9. Jan. 71. Was das Zustandekommen der deutschen Einheit und des deutschen Kaiserreichs am meisten erschwert hat, das wird man am besten dadurch erfahren, von welcher Seite die ersten Trübungen und Störungen der betreffenden Verhältnisse ausgehen. In jedem Falle sind es nicht die Fürsten, die schon heute geneigt sind, in dem zukünftigen Träger der Kaiserkrone einen Vertrauens-Mann im eminentesten Sinne des Wortes zu begrüßen. Der Gegenstrom kommt von einer ganz anderen Seite, und zwar, wenn man es kurz ausdrücken will, von der „ultramontanen" und „ultramaritimen" Partei, oder in weiterer Fassung von denjenigen Interessen-Gruppen, welche sich mit solchen Fragen beschäftigen, die das Herz, den Verstand und den Magen des Menschen am meisten zu erregen pflegen. Es sind dies neben den höchsten geistigen die natürlichsten materiellen Interessen, und ich bin deshalb auch

schon heute nicht mehr darüber zweifelhaft, daß die nächste Zukunft des deutschen Reiches durch kirchliche, volkswirtschaftliche und soziale Konflikte und Evolutionen ausgefüllt werden wird, und dabei dieselben Personen in den Vordergrund treten werden, welche heut schon die Führung der geheimen Opposition in der Hand haben, auch wenn sie sich zur Zeit von außen noch ganz anders ansehen. In bezug auf die eigentliche Kaiserfrage ist jeder Widerstand überwunden, und selbst der russische Reichskanzler hat sich mit dem Gedanken befreundet, „daß der kleine Unterknäs von Brandenburg“ so groß, wenn nicht noch größer geworden ist als sein eigener Herr. Leider hat der alte Fürst gewisse kleine Schwächen, und man wird in Paris nicht unterlassen, die russische Politik etwas am Seile der Liebe zu leiten.

10. Jan. 71. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist glücklicher Weise nicht der einzige, der — wie seiner Zeit schon der alte Dessauer — es klar erkannt hat, daß seine Stellung als deutscher Reichsfeldmarschall seiner Würde als kleiner deutscher Fürst keinen Abbruch thut. Außerdem ist eine Einheit bereits thatsächlich hergestellt, und zwar die des deutschen Reichsheeres, und für die Armee ist der Kaiser Wilhelm bereis Imperator. Hieran wird auch niemand mehr etwas ändern. Die Armee ist nach dem Kriege etwas ganz Anderes, als sie bis dahin gewesen, man fühlt sich jetzt, Offiziere wie Soldaten, in allen Ländern als Glieder eines großen Ganzen, und die Leistungen der neuesten Zeit haben mit Recht ein Selbstbewußtsein erzeugt, welches unmöglich war, solange man mehr als ein Spielzeug erschien und der Dienst sich teilweise darauf beschränkte, die frischen Semmeln möglichst prompt zu besorgen! Selbst die kleinsten Kontingente sind heute ebenbürtig in die Reihen eingetreten, und niemand wird daran denken können, den Gedanken des deutschen Reichsheeres wieder zurückzuschrauben. Das genügt!

11. Jan. 71. Von großem Interesse, namentlich für die weitere Entwickelung, war mir, was mir soeben ein höherer römischer Würdenträger mitteilte. Danach soll im Vatikan die Ansicht vorherrschen, daß das zivilisierte Europa allen Grund habe, die Herrschaft des türkischen Halbmondes der des griechisch-katholischen Kreuzes in Konstantinopel vorzuziehen. Der erstere bedeutet schon längst keine Gefahr mehr für die Christenheit und für die Freiheit, während die Russen wahres Christentum, Freiheit und Halbmond zugleich von Konstantinopel verjagen würden, um eine Flut neuer Barbarei über Europa auszugießen, welche schlimmer wäre als jene der alten Goten, Vandalen und Hunnen, weil sie durch den heuchlerischen Mantel moderner Kulturverderbnis überdeckt würde. (Allerdings soll der italienische Klerus einen großen Theil seines Vermögens in türkischen Papieren angelegt haben.) In England waltet das Bestreben vor, seine Interessen mit denen Oesterreichs zu vereinigen, und in Rom hat man den allerdings einigermaßen abenteuerlichen Gedanken ergriffen, mit Hilfe des protestantischen England aus Frankreich und Österreich-Ungarn eine katholiche Ligue gegen Deutschland zu bilden.

12. Jan. 71. Es ist für mich eine ebenso überraschende als erfreuliche Wahrnehmung, daß mit der Annäherung des Termins für die Proklamation des deutschen Kaiserreichs das Widerstreben in stetiger handgreiflicher Abnahme begriffen ist. Die Eifersucht, mit welcher das Wachsen des preußischen Königshauses einen großen Teil der anderen deutschen Fürsten erfüllt hatte, und die Furcht vor Preußens Machtvergrößerung auf ihre Kosten scheint bereits einer besseren Erkenntnis Platz gemacht zu haben. Mir sagte soeben ein süddeutscher Minister: „Das Interesse, welches Preußen an dem alten Bunde hatte, den übermächtigen Einfluß Österreichs zu brechen, ist erreicht. Von jetzt an liegt seine Aufgabe in der entgegengesetzten Richtung; was es jetzt noch an Bedeutung und Einfluß erstreben sollte, vermag es nur durch Steigerung der Einigkeit und des Vertrauens zu erreichen, sodaß die anderen deutschen Fürsten die Kaiserkrone auch als ihren eigenen Schmuck und die Kaisermacht als den besten Schutz der deutschen Fürsten-Macht und -Stellung zu betrachten lernen." Im übrigen versichert derselbe mir auf das bestimmteste, daß Napoleon III. die Allianz Österreichs und Italiens im Kriege gegen Deutschland hätte haben können, wenn er sich rechtzeitig dazu entschlossen hätte, Rom den Italienern zu überlassen, und daß der Prinz Napoleon recht habe, wenn er die römische Frage als das Verhängnis des bonapartistischen Frankreich und die ultramontanen Einflüsse auf den Kaiser als die Hauptursache des Zusammenbruches bezeichnete, der am 4. Sept. 1870 so schnell und geräuschlos in Szene ging.

13. Jan. 71. Formalien und Etiquette der Kaiser-Proklamation sind nunmehr definitiv festgestellt, und die Feier wird, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, einen überwiegend militärischen Charakter haben. Dieselbe wird stattfinden am 18. Januar, dem Geburtstage des preußischen Königtums, in dem sogenannten Spiegelsaale des Schlosses von Versailles, woselbst der große Bourbon sich als kleiner Gott anbeten ließ. Dort unter dem Mittelbilde des Plafonds, welches Holland, Spanien und Deutschland gekettet, und darüber den Franzosenkönig Louis XIV. in voller Pracht thronend darstellt, wird der Altar hergerichtet, an welchem Divisionsprediger Rogge, der Schwager unseres Kriegsministers, celebrieren soll. Unser Leopold von Ranke hat durchaus das Richtige getroffen, wenn er dem Herrn Thiers auf dessen Frage, gegen wen wir eigentlich noch Krieg führten, die Antwort erteilte: gegen Louis XIV. Der Krieg von 1871 war in der That der Abschluß des Kontos, welches dieser gewaltigste der Bourbons namens Frankreichs mit Deutschland angelegt hat. Es hat mich stets mit patriotischem Stolz erfüllt, daß wir unsere Hände rein gehalten und es verschmäht haben, die historischen Erinnerungen aus französischen Königsschlössern fortzuschleppen.

Edwina.

Eine Bibliotheks-Geschichte

von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

„Da hören Sie, lieber Kollege, was unsere unbekannte Leserin aus Althofen sich an neuer Lektüre wünscht! Mit Schopenhauer ist sie fertig, sie findet ihn sehr verständlich; mit seinem Urteil über das weibliche Geschlecht ist sie ganz einverstanden, die modernen Frauen verdienen keine bessere Behandlung. Sie will jetzt tiefer in die Jahrhunderte hinabsteigen, um interessante Menschen kennen zu lernen. Wir sollen ihr Gregor von Tours und Fredegar senden, damit sie sich mit dem Detail der Merowingergeschichte beschäftigen könnte."

Mit diesen Worten wandte sich Dr. Scholl, der noch jugendliche Sekretär einer großen öffentlichen Bibliothek, an seinen Pultnachbar, Dr. Jäger, der sich schon einer größeren Anzahl von Dienstjahren erfreute, trotzdem aber an Liebenswürdigkeit und kollegialer Freundschaft gegen die „Subalternen" noch nichts eingebüßt hatte. „Das darf Sie gar nicht wundern, lieber Scholl," gab er zur Antwort, während er die neuen, von auswärts eingelaufenen Entlehnungsgesuche musterte. „Sie ahnen offenbar noch gar nicht, was der litterarische Magen eines alten, echt gefärbten Blaustrumpfes vertragen kann."

„Es ist aber doch recht ärgerlich," meinte Scholl, „daß wir armen Bibliotheksbeamten gerade mit dieser Gattung so viel zu schaffen haben. Man möchte sein künstlerisch gebildetes Auge auch einmal an etwas Anderem ergötzen als an einem verschundenen Renaissance-Einband oder einem ehrwürdigen Venetianer Druck."

„Diesen frommen Wunsch teile ich aufrichtig," versicherte Dr. Jäger; „zum Besten unserer hübschen Mädchen und jungen Frauen aber will ich annehmen, daß es beim Wunsche sein Verbleiben haben wird; denn die haben doch eigentlich etwas Vernünftigeres zu thun, als sich durch das Lesen von Büchern, die sie nicht verstehen, den Geschmack am Leben zu verderben."

„Nun ja, das trifft im allgemeinen zu, aber so ganz im besonderen könnte es zu meinem Besten einmal eine ganz kleine, erheiternde Ausnahme von der langweiligen Regel geben. Bis ich diese erlebe, will ich das Meinige thun, damit die Lesekrankheit unter den alternden Töchtern unseres Landes nicht allzugroße Verheerungen anrichte, und zunächst meine warnende Stimme in Althofen ertönen lassen."

Und Herr Scholl nahm einen Briefbogen, tauchte die Feder schwungvoll in das Tintenfaß und schrieb, wie folgt:

Verehrter Herr Schulleiter!

Sie haben uns seinerzeit Mitteilung gemacht, daß Sie für eine Dame, die sich ernsten Studien zu widmen gedenkt, deren Namen uns jedoch verschwiegen bleiben soll, auf Ihre Gefahr und Verantwortung wissenschaftliche Werke entlehnen

wollen. Wir haben keinen Anstand genommen, diesem Ansuchen zu entsprechen, da Sie uns nicht nur volle Sicherheit für die entlehnten Bücher gewähren konnten, sondern auch angenommen werden durfte, daß Sie die Auswahl der Lektüre jener Dame mit Einsicht und Geschmack leiten und überwachen würden. Durch Monate hindurch habe ich nun Bücher, die Ihrer eigenen Angabe nach für jene Lernbeflissene bestimmt waren, an Sie gesendet, ohne irgend einen Einwand zu erheben, obwohl ich bisweilen das Bedenken kaum unterdrücken konnte, daß das Fassungsvermögen selbst eines im höchsten Stadium der Reife befindlichen weiblichen Wesens zu einer erfolgreichen Verwendung derselben nicht ausreichen dürfte. Wenn Sie aber jetzt sogar den Gregor von Tours und Fredegar's Historia Francorum zur Damenlektüre machen wollen, so fühle ich mich doch verpflichtet, Sie daran zu erinnern, daß es sich bei der Benützung einer öffentlichen Bibliothek nicht nur um die Befriedigung der Neugierde handeln soll und daß ein weibliches Gemüt, selbst wenn es in die reizloseste Hülle verborgen sein sollte, nicht ohne Schaden mit Erscheinungen im Leben der Völker und Menschen bekannt gemacht werden kann, die man zu den rohesten Ausbrüchen der Leidenschaft und Sinnlichkeit zählen muß. Sie werden gewiß keine Ursache haben, an der Aufrichtigkeit der Gesinnug zu zweifeln, welche aus diesen Zeilen spricht, die keineswegs als eine amtliche Ermahnung zu betrachten sind, sondern ausschließlich nur der Sympathie für Ihre Klientin entspringen. Sie erhalten daher gleichzeitig mit diesem Schreiben auch die verlangten Werke, damit Sie und die bewußte Dame volle Freiheit der Entschließung behalten. Mit besonderer Hochachtung u. s. w.

Der Leiter des Entlehnungsgeschäftes der Bibliothek in X.

Schreiben und Bücher gingen ab. Letztere kamen nicht umgehend zurück, wie Scholl erwartet hatte, sondern wurden in Althofen während der ganzen gesetzmäßigen Entlehnungsfrist behalten. Als diese abgelaufen war, wurden die Bücher wie gewöhnlich pünktlich zurückgestellt. In einem derselben fand sich ein Briefchen mit einer Adresse, die niemand Anderen als Herrn Dr. Scholl als Adressaten vermuten ließ, und mit der Aufschrift „Persönlich!“ Er durfte es daher an sich nehmen und seinen Text einer eingehenden Würdigung unterziehen. Dieser lautete:

Verehrungswürdiger Herr Bücher- und Unschuldsbewahrer!

Ich bin Ihrer vollsten Verachtung sicher, wenn ich Ihnen zugleich mit dem Danke für die freundliche Zusendung der Bücher durch die Schulleitung Althofen die Versicherung gebe, daß ich sowohl das eine als auch das andere der beiden Geschichtswerke soweit gelesen habe, als es notwendig war, um die historische Grundlage für eine größere Dichtung zu gewinnen, an welcher ich arbeite. Ich habe sie also wirklich gebraucht und nicht nur aus Neugierde darin geblättert; meine Kenntnis der lateinischen Sprache ist zwar keine ganz gründliche, sie reichte aber gerade hin, um mit Beihilfe meines würdigen Lehrers den Sinn der Erzählung, die mich interessierte, festzuhalten. Seien Sie aber trotzdem wegen meiner Gemütsverfassung ganz unbesorgt; sie hat sich während der letzten Wochen, in denen ich durch Arbeit Befriedigung fand, nicht nur nicht verschlechtert, sondern

wesentlich gebessert. Es ist mir zwar wohl bekannt, daß die meisten Männer uns diese Art der Beschäftigung und geistigen Erhebung nicht gerne zugestehen. Sie werden es aber doch nicht verhindern können, daß sich ein wahrhafter innerer Drang nach poetischem Schaffen Bahn bricht, wenn er auch das Unglück hatte, sich in die Seele eines Mädchens zu verirren. Die zarte Sorge, welche Sie für die letztere geäußert haben, giebt mir den Mut zu der Bitte, Ihnen meine Gedichte zur gefälligen Einsicht einsenden zu dürfen, aus diesen mögen Sie dann selbst das Urteil über meinen moralischen Zustand schöpfen, der Ihnen so bedenklich zu sein scheint. Das Epos „Brunhilde" hoffe ich in nicht allzuferner Zeit vollenden zu können und werde es Ihnen zusenden, wenn Sie mir versprechen, mir ganz unbefangen Ihre Meinung darüber zu sagen. Bücher brauche ich vorläufig nicht; der Sommer ist bei uns mit aller Macht eingezogen, ich will mir einige Wochen Erholung gönnen, da ich meiner sterblichen Hülle trotz ihrer „gänzlichen Reizlosigkeit" vorläufig doch noch nicht entraten möchte. Die Gedichte aber habe ich bereits abzuschreiben begonnen und will Sie Ihnen nächstens schicken.

In aufrichtiger Dankbarkeit

Ihre ergebenste Lernbeflissene in Althofen.

„Nun gnade mir Gott!" rief Scholl mit ungeheucheltem Entsetzen, als er den Brief zu Ende gelesen. „Die gerechte Strafe für meinen Übereifer ereilt mich in entsetzlichster Gestalt. Ein Paket Gedichte und ein Epos, ein Epos aus der Merowingerzeit! Und das soll ich lesen! Ich sehe nur eine Rettung, und die besteht darin, daß ich schleunigst in Ferien gehe. Unser Direktor soll mir gestern nicht umsonst den Antrag gestellt haben, den Urlaub in diesem Jahre als erster in der Reihe anzutreten. Je eher, desto besser. Möge dann das kostbare Manuskript auf meinem verlassenen Schreibtische ungestört liegen bleiben; ich bitte Sie, lieber Jäger, es mir in keinem Falle nachzusenden. Sehen Sie sich die Schriftzüge dieses Briefes recht genau an und lassen Sie alles hier liegen, was eine Adresse in dieser nichts weniger als gefälligen Handschrift aufweist."

Dr. Jäger nahm das Blatt zur Hand, und während er es bedächtig nach allen Seiten wendete, sagte er zu seinem erregten Kollegen: „Mir will es nicht so recht einleuchten, daß die Schreiberin dieses Briefes zu jener alten Garde gehört, vor welcher wir mit Recht eine heilige Scheu haben. Ein Frauenzimmer, das mit leichtem Spott über den Vorwurf der Reizlosigkeit hinwegkommt, dabei ruhig zu bleiben und Ihnen noch den Beweis eines besonderen Vertrauens zu geben vermag, gehört nicht zu den schlimmsten. Die Sache mit dem Epos ist allerdings nicht leicht zu nehmen; aber wäre es nicht denkbar, daß wir es hier mit einer jugendlichen Verirrten zu thun hätten?"

„O Sie unverbesserlicher Optimist!" unterbrach ihn Scholl. „Sie träumen wohl von einem reizenden Backfischchen, das die Historia Francorum in der Ursprache liest? Nein, diese „sterbliche Hülle" sehe ich deutlich genug vor mir, als daß ich mich noch länger mit dieser lockenden Vorstellung beschäftigen möchte. Mein guter Geschmack könnte dabei in Gefahr kommen, und dessen bedarf ich in den nächsten Wochen; denn wie Sie wissen, will ich dieselben nicht ganz verträumen und ver-

bummeln, sondern das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, auf die Berge steigen, in den See mich stürzen, in freien Stunden meine Arbeiten in dem alten Dome von G. wieder aufnehmen, dessen Kunstdenkmäler den Gegenstand meiner lange geplanten Habilitationsschrift bilden sollen. Dazu brauche ich frischen Mut und ein unverdorbenes Auge. Das soll mir der Gedanke an die Dichterin der „Brunhilde" nicht in Unruhe versetzen. Ihre Hypothesen in Ehren, lieber Jäger — ich aber suche mein Heil in der Flucht."

II.

Eine Woche war verflossen, seit dieses Gespräch geführt worden war. Dr. Scholl hatte sich in dem freundlichen Gasthause eines bescheidenen Alpendorfes eingemietet, das nicht allzuweit von dem Orte G. entfernt lag, wo er seine wissenschaftlichen Interessen zu fördern gedachte. Eine nicht sehr zahlreiche, aber auch nicht zu anspruchsvolle Gesellschaft bot ihm angenehmen Verkehr, es gab schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit einige gemeinschaftliche Ausflüge, zu deren Gelingen sein heiteres Wesen nicht wenig beigetragen hatte. Es war nicht seine Gewohnheit, sich sofort unter die Herrschaft einer stolzen Schönen zu begeben, wenn deren auch eine genügende Anzahl vorhanden war, er bewahrte seine Unbefangenheit und war deshalb bei den jungen wie bei den alten gleich beliebt. Da er auch einem kühlen Trunke nicht abgeneigt war und in lauen Sommernächten mit Vorliebe an einem Quartettgesange teilnahm, so war er auch den jungen Herren ein willkommener Vermehrer ihrer Freuden und Vergnügungen und stand bald unter der kleinen Kolonie von Sommergästen in so gutem Ruf und Ansehen, daß er wenig Zeit für sich selbst behielt. — Heute aber hatte er sich schon zu früher Stunde aus den Federn gemacht und ohne Begleitung den Weg nach G. eingeschlagen, um seine Arbeit zu beginnen. Bergauf und thalab ging's, fast immer durch Wald und über grüne Hänge einen „Steig" entlang, auf dem man der Landstraße ausweicht, die sich im weiten Bogen der Thalweitung nähert, in welcher das fast verlassene Stift G., einst der Sitz eines Bischofs, liegt. Scholl hatte es an sich erfahren müssen, daß man nicht ungestraft in einsamer Morgenfrische mit Mutter Natur sein Stelldichein haben kann. So froh und munter er ausgezogen, so träumerisch ward er, je tiefer er in den kühlen, lauschigen Wald kam. Er horchte auf den Gesang seiner zahlreichen befiederten Einwohner, der sein Herz noch niemals so tief ergriffen hatte. Langsamer und langsamer wurden seine Schritte, fast hielt er den Atem an, um nichts von der eigentümlichen Musik zu verlieren, die um ihn zu tönen schien, in der das sanfte Rauschen der Blätter wie das Summen der Insekten als in einem unzerlegbaren Akkorde aufging. Tausend Bilder flogen aus dem Dickicht der Erinnerung vor ihm auf, ohne daß er eines festhalten konnte. Er strebte auch nicht danach, denn keines war geeignet, das Sehnen zu stillen, das sich in ihm regte und für das er keine Erklärung fand. Schon winkten ihm die schön gegliederten Türme des Domes entgegen, er hatte sein Wanderziel erreicht. Der Wald aber wollte ihn noch nicht aus seinem Banne entlassen. Nicht aus Ermüdung, sondern weil ihm selbst das

bescheidene Leben des Marktes, den er durchschreiten mußte, wie eine Störung erschien, warf er sich an der sanften Böschung, an welcher die Straße vorüberging, unter einen schattigen Apfelbaum und ließ das liebliche Bild, das sich vor ihm entfaltete, mit Behagen auf sich wirken.

Lange mochte er sinnend gelegen haben. Die Sonne stieg weiter über die dunklen Tannen des Berges, der ihm gegenüberstand, aus dem Spiegel eines kleinen Teiches in dem verödeten Stiftsgarten blitzten ihm ihre Strahlen zu. Sie weckten ihn nicht aus dem Träumen, dem er sich wer weiß wie lange nicht entrungen hätte, wenn nicht das Rollen eines auf der Straße näher kommenden Wagens seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Er sah auf. Ein leicht gebauter Kutschierwagen fuhr heran. Zwei Frauen saßen auf dem Vordersitze, von denen eine leicht und elegant die Zügel führte, während die zweite ziemlich teilnamslos vor sich hinblickte. Die Lenkerin des Wagens war jung, frisches Leben drückte sich in Miene und Haltung aus, ihre ältere Begleiterin fiel dagegen sofort durch eine ausgesucht modische Kleidung auf. Scholl's Blicke aber hafteten trotzdem an der Gestalt der ersteren, so lange das Gefährte in seinem Gesichtskreise blieb. Bald verschwand es hinter den ersten Hütten, welche den Vorort von G. bilden. Nun erhob sich Scholl, sprang die Böschung in wenigen Sätzen hinab und ging ziemlich rasch längs der Straße, auf welcher die Staubwolken noch nicht wieder zur Ruhe gekommen waren, dem Markte zu, dessen Mittelpunkt das Stift bildete.

Die Damen waren ihm fremd gewesen; doch mußten sie in der Umgegend wohnen, denn es war kein Mietwagen, in dem sie fuhren, und die Livree des Kutschers, der den Hintersitz eingenommen hatte, war unverkennbar eine herrschaftliche. Es gab mehrere Schlösser und größere Landgüter im Umkreise einiger Stunden. Scholl hatte von ihren Bewohnern jedoch noch nicht viel erfahren, er konnte nicht einmal Vermutungen darüber aufstellen, wie er die Begegnung, die ihn einigermaßen beschäftigte, zu deuten habe. Als er vor das Portal der Kirche kam, sah er in der Hauptstraße, die auf den Kirchenplatz mündete, den Wagen im Schritte hin- und herfahren. Der Kutscher lenkte ihn jetzt. Die beiden Damen waren nicht zu sehen; sie mußten in eines der Häuser getreten sein, in denen die ländlichen Würdenträger wohnten. Scholl empfand einige Neigung, sich diese Häuser etwas näher zu besehen. Die Damen konnten möglicherweise bald zurückkehren, da sie die Pferde nicht einstellen ließen. Doch er ermannte sich, zog sein Skizzenbuch aus der Tasche und trat in das altehrwürdige Gotteshaus. Bald saß er in einem der reichgeschnitzten gothischen Kirchenstühle und zeichnete einzelne Gruppen aus den berühmten Holzreliefbildern, welche die Wände des Presbyteriums zieren. Er war in seine Arbeit vertieft. Lange hatte er sich darauf gefreut, die längst begonnene und wieder abgebrochene, in Gedanken stets weitergesponnene endlich ganz durchführen zu können. Da gab es jetzt viel zu schauen, zu messen, zu notieren, zu erwägen. Wie sollte er leichte Frauentritte und das Rauschen von Sommerkleidern hören, das hinter ihm vernehmbar wurde? Die Damen aus dem Kutschierwagen waren in die Kirche getreten. Sie schlenderten

durch das Mittelschiff, die Jüngere sah mit weit geöffneten Augen nach den kunstvoll verschlungenen Gurten der Decke, nach den hohen Glasfenstern, wo Ritter und Reisige zwischen Heiligen knieten, wo die Mutter Gottes auf Schlangen und Drachen trat und fromme Frauen in schön gefalteten, bunten Gewändern Palmblätter erhoben. Die Ältere schien die Bewunderung, das selige Staunen, das sich auf dem Antlitze des Mädchens zeigte, nicht zu teilen. Sie wandte sich rasch nach der Stehenbleibenden um und sagte hastig:

„Ich bitte dich, Edwina, verweilen wir nicht zu lange, du weißt, mich langweilen die bildenden Künste, es ist so wenig Geist in den alten Bildern, und für verkrüppelte Leiber und hagere Beine habe ich auch wenig Sinn."

„Die stören mich nicht, liebe Tante, ich sehe sie kaum, aber mich weht es von allen den Zeugen längstverflossener Zeiten so erinnerungsvoll an. Es wird mir in diesen Räumen mehr Geschichte klar, als wenn ich ein dickes Buch lese." Scholl hatte die Worte gehört. Sie berührten ihn wohlthuend, nicht nur ihr Sinn, auch die Stimme, mit der sie gesprochen wurden. Er konnte das Mädchen jetzt mit Ruhe ins Auge fassen. Es war nicht allzugroß, doch schlank und elastisch, dunkelblonde Haare umrahmten ein liebliches, ausdrucksvolles Gesichtchen mit lebhaften Augen. Die Tante mußte einst sehr hübsch gewesen sein, man durfte sie noch immer so nennen, wenn man eine gewisse Herbheit des Ausdrucks übersah, die sich in ihren Zügen ausprägte, und wenn man liebenswürdig genug war, die Frage zu unterlassen, wie lange die gehäuften Reize der etwas kurz geratenen Gestalt ihre Wirkung bereits übten.

„Ich kann nur nicht begreifen, warum du diese alten Mauern und Bilder so oft betrachten mußt, du gehörst doch sonst nicht zu denjenigen, die eine Lektion zehnmal durchnehmen müssen, ehe sie dieselbe verstehen. Komm, mein Kind, mich fröstelt."

Sie hatte sich bereits wieder dem Portale zugewendet. Edwina warf etwas mißvergnügt hin: „Du weißt eben nicht, was historische Stimmung ist!" und folgte ihr zögernd, die Blicke noch immer langsam von einem zum anderen ihrer Lieblingswerke sendend. Mit einem Male fielen sie auf die Gestalt des jungen Mannes im Chorstuhle, der, den Stift auf dem Blatte ruhen lassend, mit hellem Auge zu ihr auffah. Ein kaum hörbares „Ah" entglitt ihren Lippen, ein leichtes Nicken des Kopfes erwiderte die Verbeugung, zu welcher sich Scholl sofort erhoben hatte, seine Anrede aber wartete sie nicht ab, sondern eilte nun beschleunigten Schrittes der Tante nach.

Scholl war aus dem Gestühle getreten und sah ihr nach. Vergebens erwartete er, daß sie im Durchmessen des langen Hauptganges noch einmal umsehen würde. Sein Interesse stieg, je näher sie dem Ausgange kam. Da — eine Wendung zum Weihbrunnen, eine schmale Hand taucht langsam in den romanisch gerundeten Stein, während ein zögernder Blick die zurückgelegte Strecke entlang gleitet, bis er an dem Fremdlinge haften bleibt. — Eine Sekunde nur, dann ist sie fort.

Scholl schlenderte gedankenvoll durch die einsamen Räume, auch er war dem Weihbrunnen unvermerkt sehr nahe gekommen, als auch schon Pferdegetrappel und

Wagenrollen an sein Ohr schlug. Die Kirchthür stand offen, dennoch konnte er nicht auf die Straße sehen, die an der Außenseite der hohen Umfassungsmauer des Stiftes vorüberging. Als das Geräusch schwächer und schwächer wurde, dem er nachgelauscht, wandte er sich endlich wieder dem Arbeitsplätzchen zu, von dem er sich hatte aufschrecken lassen. Wozu? War es nicht eigentlich zwecklos, albern gewesen? Was hätte er zu sagen gehabt? Hatte sie überhaupt bemerkt, daß er im Begriffe stand, sie anzusprechen? Diese geschmacklose Tante! Die Unterbrechung aber war doch ganz angenehm gewesen, leider war kein Abenteuer daraus geworden. So soll doch die Zeichnung vollendet werden. Der Stift trat wieder in Thätigkeit, aber nicht allzulange. Es war kein Viertelstündchen vergangen, als Scholl sein Heft zuklappte und ohne langes Besinnen das Gotteshaus verließ. Bald saß er unter dem Laubdache des Gastgartens der „Post". Die Kellnerin setzte ihm einen Deckelkrug ländlichen Gebräues vor. Von dieser sollte er erfahren, wer in dem Kutschierwagen in den Markt gekommen war, ob die Damen hier vorgesprochen hätten?

„Ich hab's nicht wahrg'nommen, vermutlich werden's die Althofner g'wesen sein, sie kommen zwei-, dreimal die Woche, zum Besuche der Frau Griesl, nämlich der Witwe des Herrn Verwalters, der vor drei Jahren verstorben ist." Althofen! Scholl hatte noch nicht daran gedacht, daß er nur wenige Stunden von dem Wohnsitze jener Blaustrümpfigen sich niedergelassen, die ihn in den Urlaub getrieben, die ganze Angelegenheit überhaupt völlig vergessen gehabt. Nun stieg aber Althofen im Werte. Sollte man dem Protektor der „Lernbeflissenen" nicht einmal einen Besuch abstatten? Übrigens gab es dort auch ein altes Kastell, das immerhin die Besichtigung lohnen konnte. Ja, die Partie wollte Scholl nächstens unternehmen. Das Alleinwandern, die Abwesenheit von der gewohnten Gesellschaft hatte gewiß den höchsten Reiz. So angeregt wie heute hatte er sich ja lange nicht gefühlt! —

Am Abende desselben Tages nahm unser Freund seinen gewohnten Platz an einem der Tische des Gasthauses ein, in welchem er sich dauernd niedergelassen. Frau von Straden, eine sehr wißbegierige Dame, voll Teilnahme und Sorge um das Geschick ihrer Nebenmenschen, nahm den Doktor sofort scharf ins Gebet und forderte Aufklärung über sein Thun und Lassen während des Tages, an welchem sie nicht Gelegenheit gehabt hatte, dasselbe persönlich zu verfolgen. Er wurde genau über den Weg befragt, den er genommen, um die Zeit, die er zur Zurücklegung desselben gebraucht. „Und haben Sie auch die Fernsicht auf dem Masenberge bewundert? Nicht? Dann haben Sie das Schönste versäumt, was man in dieser Gegend sehen kann. Nicht wahr, Mary, als wir im verflossenen Jahre mit der Baronin Pacher und dem jungen Lanz die Partie gemacht haben, war alles entzückt; man sieht den Triglav und den Mittagskogel. Das hätten Sie nicht versäumen sollen."

Fräulein Mary, ein sehr hübsches sechzehnjähriges Mädchen, das der Gedanken- und Wortschnelle der Mutter selten zu folgen vermochte und sich lieber damit

beschäftigte, durch ruckhafte Streckbewegungen die kräftigen Formen ihres wohlgestalteten Körpers entsprechend zur Geltung zu bringen, begnügte sich mit stummer Zustimmung, während die Mutter in der Prüfung des jungen Gelehrten emsig fortfuhr.

„Und was sagen Sie nun zu der Kathedrale von G.? Was halten Sie überhaupt vom romanischen Stil? Geben Sie dem Rundbogen vor dem Spitzbogen den Vorzug?"

Scholl war heute nicht sehr gesprächig, gab ausweichende Antworten, so daß Frau von Straden vom Allgemeinen zum Besonderen überging und endlich über seine Erlebnisse unterrichtet sein wollte. Da erwähnte er denn, um doch etwas sagen zu können, der beiden Damen, die er in der Kirche gesehen, des Kutschierwagens, des livrierten Kutschers.

„Ah, das waren Falkenburgs, Tante Irmengard und Edwina. Sie sind von ihrem Gute bei Althofen hinübergefahren, von dem sie gern Ausflüge in die Nachbarschaft unternehmen. Fräulein Irmengard wohnt bei ihrem Bruder, dem verwitweten Oberst von Falkenburg, und vertritt bei Edwina Mutterstelle. Ein noch immer sehr lebhaftes Fräuleint, nicht ungefährlich für Sie, Herr Doktor, denn sie fahndet nach Männern von Geist. Edwina hat sie eine sehr gelehrte Erziehung gegeben. Die Nichte ist ein liebes, herziges Mädchen, versteht sich trefflich mit meiner Mary. Nun, die beiden Damen werden Sie schon morgen wiedersehen. Sie kommen gewiß zum Kränzchen. Das soll ja diesmal besonders schön werden. Sie werden schon von den jungen Herren sehnlichst erwartet, lieber Doktor, es giebt vieles zu besprechen, zu besorgen."

Damit war man beim Tagesgespräche der Sommergäste angelangt. Schon näherte sich Herr von Westenheim dem Tische, um Marys Mutter seine Reverenz zu bezeugen und dann der Tochter angelegentlichst den Hof zu machen, was dem schmucken Studio herablassend gestattet worden war. Scholl beteiligte sich mit größerem Interesse an den Beratungen über das Fest des folgenden Tages, als er je früher geäußert hatte. Er war bereit, für Blumen und Kränze zu sorgen und Tannenzweige aus dem Walde zu holen, mit welchen der Tanzsaal geschmückt werden mußte. Über die Damen von Falkenburg hatte er Frau von Straden nichts weiter zu fragen. Wenn sie nur sicher kämen!

III.

Und sie kamen. Scholl vermied es, sich durch die Protektion der Frau von Straden bei Falkenburgs bekannt machen zu lassen, er benützte die erste Gelegenheit, sich selbst vorzustellen, indem er frischweg an die Begegnung in G. anknüpfte. Edwina gestand unbefangen, daß sie ihn sofort erkannt habe, und nahm die Kunstschätze der Kathedrale mit Lebhaftigkeit auf. Tante Irmengard bedauerte sehr, den Doktor nicht gesehen zu haben.

„Ich mache mir eigentlich nicht viel aus den Antiquitäten. Man erfährt so selten etwas Genaues über das alte Zeug; die Herren Kenner und Amateurs ergehen sich in tausenderlei Mutmaßungen, ziehen die Brauen, schütteln den Kopf,

legen gelehrte Falten in ihre Gesichter und wissen schließlich nichts. Ich aber will keine Mutmaßungen, keine Konjekturen, keine Wenn und Aber, ich will Wahrheit. Bei Ihnen, Herr Doktor, hätte ich sie gefunden. Sie hätten mir alles sagen müssen, was Sie wissen, von Ihnen hätte ich mich belehren lassen. Aber Edwina erwähnte kein Wort, daß sie einen Herrn in der Kirche gesehen."

Sie blickte erstaunt zu ihrer Nichte auf, die in einiger Verlegenheit stammelte: „Ich ahnte nicht, daß du es zu wissen verlangtest."

Es war gut, daß man zum Tanze antrat, denn Scholl war auch nicht in der Verfassung, um dem Mädchen einen geschickten Rückzug aus der Situation zu bereiten, von der er nicht wußte, ob er sie für sich schmeichelhaft auslegen durfte oder nicht. Auch schien es ihm viel wünschenswerter, das Fräulein in seine Arme zu schließen und die Eröffnungstour mit ihr zu walzen, als sich mit der Tante in einen Exkurs über die Bildnerei des 15. Jahrhunderts einzulassen. So flogen sie denn heiter und leicht beschwingt davon.

Es war eine warme, wohlige Nacht, wie man sie im Gebirge nicht allzuhäufig erlebt. Der Garten, in welchen man aus dem Tanzsaale gelangen konnte, war mit bunten Lampen geziert. Unter den Bäumen standen Tische, an welchen Mütter und Väter sowie die älteren Herren Platz genommen hatten, um dem fröhlichen Treiben der Jugend zuzusehen. In den Ruhepausen trat man auch außerhalb des künstlich erleuchteten Raumes in die Wege, auf welche der Mond durch die dunklen Äste der Obstbäume hindurch sein glitzerndes Licht sandte, wo er die feinen, farbigen Kleider, die blonden und schwarzen Haare, die tanzgeröteten Wangen der hübschen Mädchen noch zauberhafter erscheinen ließ als im strengeren Lampenlichte. Zwischen den Scherzen, in denen sich die verschiedenen Gruppen der Gesellschaft gefielen, fand ab und zu ein ernsteres Wort seine Stelle.

„Auch hier giebt es Stimmung," wandte sich Scholl an Edwina, „sie erfaßt uns schneller und unmittelbarer als die „historische", für die Sie gestern Fräulein Irmengard gegenüber eintraten."

„Ich will auch die gegenwärtige nicht verlängern, obwohl wir Leute vom Lande mehr daran gewöhnt sind als ihr Stadtkinder," erwiderte das Mädchen. „Die Natur wird auch bei uns nicht ihre Reize verlieren, wenn wir überhaupt das Gemüt besitzen, das sie zu ihrem Verständnisse verlangt, aber wir sind vertrauter mit ihr, sie überrumpelt uns nicht mit ihren verstrickenden Künsten, wie die Armen, die in ihren Häusermeeren alle Berührung mit ihr verlieren."

„Sie haben recht, uns sind sie gefährlich, uns regt sie oft tiefer auf, als uns wohl thut, wenn wir mit kühlem Verstande unseren Arbeiten nachgehen wollen. Doch wer möchte sich um solcher Bedenken willen den Genuß des Augenblickes versagen? Wo gäbe es überhaupt einen Schutz gegen die Verstrickungen, gegen das Zaubergewebe, mit welchem die Natur unsere Herzen umfängt? Ich habe es längst aufgegeben, mich gegen die Gewalt einer Mondnacht, wie sie uns heute wieder beglückt, zu sträuben, ich unterwerfe mich ihr."

„Sehen Sie," fiel Edwina lebhaft ein, „denselben Standpunkt nehme ich großartigen Denkmälern der Vergangenheit gegenüber ein, wenn sie noch unver-

kümmert durch moderne Eindringlinge in voller Echtheit mich umgeben. So geht es mir immer in unserem herrlichen Dome. Ich sehe nicht so eifrig und kritisch auf die Einzelheiten hin wie Sie, ich studiere nicht, ich forsche nicht, ich lasse das Ganze auf mich wirken. Dann wird mir alles lebendig, was ich in den alten Chroniken gelesen habe. In den Chorstühlen sitzen dann die alten Domherren mit frommen Gesichtern und weltlichen Gedanken, aus jeder Pforte tritt mir ein stahlgerüsteter Vogt oder ein munterer Klosterknecht im braunen Lederwams entgegen, ich höre, wie die lateinischen Gebete von den ungelenken Zungen der Bauernjungen mühsam herunterrezitiert werden, die in langen Chorhemden stecken. Vom staubigen Rosse schwingt sich im Stiftshofe ein Salzburger Reisiger, der Botschaft bringt vom Erzbischof Konrad —"

„Sie werden zur Dichterin," rief Scholl in hellem Erstaunen. „Das fließt Ihnen nur so von den Lippen, als wenn Sie gewohnt wären, Ihre reiche Phantasie in Worte zu bannen."

„Und warum sollte ich es nicht! Das ist meine Freude an den langen Winterabenden, wenn Sie in Theatern und auf Bällen Ihre Zerstreuung suchen. Wir bleiben fast das ganze Jahr auf dem Lande. Mein Vater trennt sich nicht leicht von seiner Beschäftigung, die ihn rüstig und zufrieden erhält. Nur wenige Wochen bringen wir in der Residenz, öfter noch in Venedig oder Florenz zu. Dann drängt es uns beide, Vater und mich, bald wieder zurück in unser stilles Althofen."

Ganz anders als bisher klang dieser Name in Scholls Ohren. Der Ort, den er zu fliehen gedacht hatte, erschien ihm mit einem Male in einem hellen, freundlichen Lichte. Da verbarg sich ja unendlich Reizvolles! Wie eigen ward ihm doch bei der Erinnerung an den Brief, den er an den Schulleiter adressiert, aber eigentlich an eine andere, ihm unbekannte Persönlichkeit gerichtet hatte. Das Geheimnis begann ihn zu bedrücken, und doch konnte er den Mut nicht finden, daran zu rühren. Die Lust zu Scherz und Neckerei war ihm abhanden gekommen, es däuchte ihm genußvoller, das Mädchen, dessen Arm in dem seinen ruhte, in der poetischen Erregung zu erhalten, die seine Worte so fesselnd machte, als das Gespräch auf ein Gebiet zu lenken, dessen Grenzen er nicht zu überblicken vermochte.

Es wurde ihm übrigens die Gelegenheit, die Unterredung mit Edwina nach seinen Wünschen zu gestalten, sehr bald entrissen, denn eben schwenkten Tante Irmengard und Frau von Straden, die bis dahin eifrig geplaudert, auf das junge Paar ein. Noch aus einiger Entfernung rief die Tante: „Wie freut es mich, Herr Doktor, von Frau von Straden zu hören, daß Sie einem Institute angehören, dem meine Nichte und ich schon so großen Dank schuldig sind. Denke dir, Edwina, der junge Herr da gehört derselben Bibliothek an, von welcher dein trefflicher Lehrer Niedermeyer die schönen Bücher bezieht, die du zu deinen poetischen Werken brauchst. Ja, Herr Doktor, wir lesen nicht nur, wir dichten auch und werden nächstens mit einem Epos vor die Welt treten."

Scholl mußte wahrnehmen, wie sich während dieser Worte Edwinas Arm hastig dem seinen entzog. Er sah nicht ohne Befangenheit zu ihr auf und be-

gegnete einem überraschten Blicke, der ihn nur traf, um sofort die Richtung zur Tante zu nehmen. Ein plötzliches Rot überlief die zarten Wangen des Mädchens, das nun die Sprecherin fast unwillig unterbrach:

„Genug davon, liebe Tante, so weit, wie du es wünschest, bin ich ja noch lange nicht. Heute will ich mich ganz dem Vergnügen hingeben und nicht an meine kleinen Schwächen erinnert werden. Das gilt auch für Sie, Herr Doktor. Kommen Sie, Herr von Westenheim, wir tanzen ja die Quadrille zusammen, zu welcher die Musik eben vorspielt."

Sie nahm den Arm des Angeredeten und eilte mit diesem leichten Schrittes dem Saale zu. „Das ist nun eine ganz besondere Laune Edwinas," sagte Fräulein Irmengard zu Scholl, der über den plötzlichen Abbruch des Gespräches fast verblüfft vor ihr stand. „Sie hat sehr wenig von der Oberflächlichkeit der modernen Jugend an sich, die nur von Unterhaltung und schaler Hofmacherei hören will. Gottlob habe ich sie in eine ernstere Richtung gelenkt und ihr den Weg gewiesen, wie sie sich eine Stellung in der Welt erringen könne, ohne von der Gnade der Herren der Schöpfung abzuhängen."

„Sollten wir nicht weit mehr von der Gnade der Frauen abhängen?" warf Scholl ein.

„Mir kommen Sie nicht mit diesen landläufigen Redensarten, durch welche sich nur die Dummheit bethören läßt. Ich weiß zu gut, was ich von den Männern zu halten habe, und möchte meiner Nichte die traurigen Enttäuschungen ersparen, die ich leider habe machen müssen."

„Und deshalb soll sie ihre schönste Zeit am Schreibtisch verbringen und auf uns Männer, die wir bereit wären, ihr unsere Herzen zu Füßen zu legen, mißachtend herabsehen?"

„Wenn sie sich die Mißachtung ersparen kann, so will ich sie beglückwünschen, vorläufig genügt es mir, wenn sie der Männerwelt gegenüber auf dem Standpunkte vollster Gleichgiltigkeit bleibt."

„Daran glauben Sie?"

„Ich glaube nicht, ich bin überzeugt, daß Edwina in ihrem Berufe als Dichterin vollen und reichen Ersatz findet für das, was man heutzutage Liebe zu nennen pflegt und was doch nichts gemein hat mit dem herrlichen Seelenaufschwunge, in welchem sich in vergangenen besseren Zeiten Mann und Weib zu einem höheren Dasein geeint haben."

„Wenn Ihr Fräulein Nichte aber doch dieses Aufschwunges fähig wäre, wenn sie dessen zu ihrem Glücke bedürfte?"

„Das soll sie eben nicht, denn es giebt keine Männer, die noch nach anderem streben als nach einer guten Partie, nach einer gefügigen Anbeterin ihrer Albernheiten. Werfen Sie sich nicht zum Verteidiger einer verlorenen Sache auf. Sie sind auch zu besserem berufen, als das alte Lied von der Liebedürftigkeit der Menschheit herabzuleiern."

„Gerade Ihre Aeußerungen, verehrtes Fräulein, bestärken mich in dem Gedanken an das Vorhandensein dieser Bedürftigkeit."

„Sticheln Sie nach Belieben, meine Unempfindlichkeit gegen kleine Bosheiten kann Ihnen am besten beweisen, daß ich mir aus dem Urteil der Männerwelt wenig mache."

Indem sie das hinwarf, rückte sie ihren hochgestülpten, eleganten Hut zurecht, nestelte an ihrem reichen Spitzenleibchen und sah dabei Herrn Scholl mehr kokett als gekränkt an.

Nun aber konnte sich Frau von Straden, die während der lebhaft geführten Hin- und Widerrede die Gelegenheit nicht gefunden hatte, sich an derselben zu beteiligen, nicht länger enthalten, als ausgleichendes Element zwischen die Streitenden zu treten.

„Sie brauchen das Urteil der Männer am allerwenigsten zu scheuen, liebste Freundin," ließ sie sich vernehmen, „und Dr. Scholl wird mit allen übereinstimmen, die Ihren Geist und Ihre hohe Bildung schätzen und rühmen. Ihre Ansichten sind scharf und herausfordernd, aber die Art, wie Sie dieselben zu entwickeln verstehen, muß die Zuhörer entzücken. Ich bin glücklich, wenn ich von Ihren Kenntnissen, Ihren Ideen angeregt werde."

„Nun haben Sie die Anerkennung," meinte Scholl, „wo Sie dieselbe suchen, mit uns Männern verlangen Sie ja Fehde und deshalb werden Sie mit mir dann am zufriedensten sein, wenn ich den Handschuh aufnehme, den Sie mir so siegesgewiß zuwarfen."

„Auch wenn ich Edwina, meine natürliche Bundesgenossin, mit in den Kampf bringe?"

„Auch dies werde ich über mich ergehen lassen müssen, aber ich behalte mir die Wahl der Waffen vor."

Scholl verbeugte sich und wendete seine Schritte zu den Tanzenden, nicht um sich mildthätig denselben anzureihen, sondern um Edwina zu sehen und sich ihr womöglich zu nähern. Sie war jedoch von Tänzern umringt und er nicht gesonnen, mit der jungen Schar, die sie umflatterte, um die Wette zu werben. Er begnügte sich, sie zu beobachten, und konnte bemerken, daß sie mehr als einmal die Augen nach ihm wandte. Ein schalkhafter Zug umspielte ihr Antlitz, und es schien ihm, als wenn derselbe nicht durch die Reden hervorgerufen würde, mit denen ihre Tänzer sie zu beschäftigen suchten.

Als die letzte Figur am Ende war und die Paare sich zur Promenade reihten, näherte sich Scholl dem Mädchen, das jetzt sein ganzes Interesse gefangen hielt. Gleichzeitig mit ihm aber kam auch die Tante in den Saal und mahnte zum Aufbruch.

„Du hast recht, Tantchen, wir wollen Papa nicht beunruhigen und die armen Pferde nicht zu lange warten lassen."

Die stürmischen Bitten der sie umringenden Jugend wehrte sie mit anmutiger Sicherheit ab, während Irmengard versprach, recht bald wieder zu kommen. „Und Sie, Herr Doktor," wandte sich letztere an Scholl, „werden den Weg nach G. bei Fortsetzung ihrer Studien auch über Althofen nehmen können. Wir wollen Sie dann zu Ihren alten Bildern begleiten, über die Sie uns eine recht gründ-

liche, ernste Vorlesung halten sollen. Belehrung nehme ich auch vom Feinde dankbar an."

Als Scholl seiner Bereitwilligkeit, dieser Einladung zu folgen, freudigen Ausdruck verlieh, bat ihn Edwina, ihr beim Annehmen ihres lichten Sommermantels behilflich zu sein, und flüsterte ihm, während er damit beschäftigt war, rasch zu: „Sie werden nicht kommen, Doktor, bis Sie von mir besondere Erlaubnis erhalten; seien Sie gehorsam und vergessen Sie nicht, daß ich der Tante aus der Korrespondenz der Schulleitung von Althofen Mitteilungen machen könnte, die gerade nicht die beste Einführung für Ihren Besuch bilden dürften." Sie sagte es lächelnd, ohne Bitterkeit, doch sehr bestimmt. Dann ein leiser Druck der Hand, und sie eilte der Tante nach, um dieser in den Wagen zu folgen, der in wenigen Augenblicken auf der mondbeleuchteten Straße dahinrollte.

Es fuhr sich herrlich in der noch immer lauen Nacht. Edwina legte sich in die Kissen des Landauers zurück, stützte ihr Köpfchen in die Hand und blickte hinaus in die schimmernde Landschaft. Sie schwieg, man hätte meinen können, sie sei müde in Halbschlummer versunken. Ihr Auge aber war weit geöffnet, als sehe es Bilder vor sich, die es noch niemals gesehen.

Auch Tante Irmengard schien etwas nachdenklich. Edwina fühlte sich von ihrer Schweigsamkeit angenehm berührt. Doch bald wurde sie aus ihrem stillen Sinnen erschreckt durch die Frage der Tante: „Hast Du denn eigentlich Deine Gedichte schon nach H. geschickt? Ich riet Dir doch, die Gelegenheit zu benützen und Dir ein Urteil zu verschaffen, auf welches man doch einiges Gewicht legen kann."

„Niedermayer hat sie leider schon vor zwei Tagen abgesendet."

„Du bedauerst gewiß, daß sie nun der Doctor, den wir heut kennen gelernt, nicht sobald zu lesen bekommt. Du kannst ihm ja Deine Originalhandschrift geben."

„Doctor Scholl?" fuhr Edwina auf, „der soll sie so wenig bekommen als irgendwer, sie sollen überhaupt nicht gelesen werden! Ich begreife mich selbst gar nicht, daß ich Dir in diesem Punkte folgen konnte. Was die Menschen an diesen Spielereien finden sollen?"

„Sie werden ein schönes Talent darin finden, das zu pflegen die heiligste Pflicht eines jeden ist, der Dir wohl will, der Dir eine große, glückliche Zukunft wünscht."

„Ein Glück, von dem mein lieber, guter Vater nichts wissen will, der mir doch alles gewährt, was ich mir nur wünschen kann, das muß doch so groß nicht sein."

„Dein Vater ist ein Landwirt, was soll ihm Poesie und litterarischer Ruhm bedeuten?"

„Da irrst Du, Tante; Du solltest Deinen Bruder besser kennen, er hat vielleicht zu viel Sinn für Poesie, um den Mangel derselben in meinen Gedichten

zu übersehen. Er will mir ja auch nicht verbieten Verse zu machen; nur, meint er, behielt ich sie am besten für mich."

„Es ist mir aber neu und erregt mein höchstes Erstaunen, Edwina, daß Dir plötzlich diese Anschauungen Deines Vaters so maßgebend erscheinen."

„Ach", seufzte das Mädchen, „die Kinder sehen immer zu spät ein, daß es die Eltern gut mit ihnen meinen. Ich versichere Dir, Tante, ich schäme mich, daß Du vor allen Leuten heute von meinen Stümpereien gesprochen hast."

„Du hast Dich gar nicht zu schämen, und Scholl soll Deine Oden und Romanzen unbedingt kennen lernen; er wird Deine Begabung nicht verkennen und nicht verhehlen, wenn er ehrlich ist, und ich halte ihn dafür. Er hat etwas Ritterliches an sich, rückt offen mit der Farbe heraus und winselt nicht, wie die anderen jungen Laffen."

Edwina verstummte. Sie konnte es der Tante doch nicht sagen, daß sie gerade vor Scholl nichts Anderes aus ihrem Dichten machen wollte, als harmlosen Zeitvertreib. War es denn auch etwas Anderes gewesen? Kamen ihr denn die Ritter und Feen, mit welchen sie die Welt bevölkert, heute nicht sehr gleichgültig und unbedeutend vor? und wenn sie von Lenz und Liebe gesungen, hatte sie etwas dabei empfunden? Läßt sich das überhaupt aussprechen, was man empfindet? Mit solchen Gedanken quälte sich das Mädchen. —

Scholl schritt indessen, in sich versunken, noch immer auf den Gartenwegen hin und her, wo er früher mit Edwina im Mondscheine gewandelt war. Es störte ihn nicht, daß die Geigenstriche rauher, die Klarinettgixe häufiger, die Baßtöne matter vom Tanzsaal zu ihm herübertönten, er beachtete es nicht, daß Frau von Straden schon mehrmals aus dem Saale in den Garten getreten war, um nach ihm zu sehen. Wie schwer fiel es ihr doch, die große Verhandlung über Falkenburgs erst am nächsten Tage zu führen! Scholl wurde von freundlichen Schatten geschützt, die ihn dem Auge der Spähenden entzogen.

Die Damen Falkenburg beschäftigten wohl auch ihn; besonders aber Edwina's Gedichte. Es war ihm zweifellos, er mußte sie kennen lernen, er mußte wissen, was sie aussprachen, was ihr Herz schon gefühlt hatte, was es fühlen **konnte**; er wagte es nicht, sich selbst die Antwort auf diese Frage zu geben, und er gestattete sich kein Urteil mehr über Mädchenposie, wenn es solche Poetinnen gab. —

IV.

In der zweiten Hälfte des folgenden Tages, den Scholl aus dem Schweigen der Nacht noch hatte langsam hervorbrechen sehen, finden wir dessen Kollegen Dr. Jäger in demselben Bibliothekzimmer wieder, das wir vor kaum zwei Wochen mit dem jungen Scholl verlassen haben. Er hatte vor der Glühhitze des Nachmittages in den kühlen Räumen, in die selten ein Sonnenstrahl sich verirrte, Schutz gesucht und gefunden. Nichts störte ihn in den philosophischen Betrachtungen, die er allenfalls anzustellen hatte, er konnte mit großer Behaglichkeit die Frage erwägen, wer die Klügeren seien, diejenigen, die sich hinausstürzen aus ihren kühlen Wohnräumen in die heißen Waggons der Eisenbahnen und die dunstigen

Speisesäle der Sommerhotels, oder die wenigen, die, wie er, den ganzen Ferientaumel fernab vorüberziehen ließen und in Geduld das Haus hüteten, bis sich dort, wohin es ihn zog, der Schwarm verlaufen hatte. Neidlos gedachte er der Freunde, die ihm schon vorangezogen waren, und malte sich's recht freundlich aus, wie er flügge werden würde, wenn ihre Schwingen schon wieder durch die Bande des Amtes gefesselt sein würden. Eben wollte er nach Arnim's: „Trost Einsamkeit“ greifen, für das er in solchen Stunden eine gewisse Vorliebe hatte, als der Diener etwas rascher, als das sommerliche Geschäftstempo erforderte, zu ihm hereintrat.

„Gut, daß Sie heut noch einmal gekommen sind, Herr Doktor, es sind zwei Telegramme gekommen, eines an Sie, eines an die Entlehnungskanzlei.“

Erstaunt sah Jäger die beiden Kouverts an, die der Diener vor ihn auf den Tisch legte. Die Adressen stimmten, es lag kein Irrtum vor. Er öffnete sie bedächtig und las auf dem ersten, an ihn persönlich gerichteten Blatte:

„Bitte sofort Gedichtsendung aus Althofen an mich abschicken. Herzliche Grüße. Scholl.“ Dann folgte die genaue Adresse seines derzeitigen Aufenthaltes. „Weh' Dir, Freund Scholl, was muß Dir widerfahren sein!“ glitt es ihm von den Lippen. „Regnet's denn dort aus Scheffeln, während wir im Sonnenbrande vergehen? Hast Du das Bein gebrochen, oder hat man Dich als gefährlichen Herzensdieb hinter Schloß und Riegel gesteckt?“

Er las das zweite Telegramm: „Bitte das irrtümlich an Sie versendete Paket, Manuskript enthaltend, allsogleich an uns zurückgelangen zu lassen. Schulleitung Althofen.“

Doktor Jäger sprang auf. Der Diener, der an heftige Bewegung des etwas bequemen Herrn nicht gewohnt war, eilte herzu. „Bringen Sie mir schleunigst die Karte der Umgebung von Althofen, Generalstabskarten, Saal III, Mittelkasten.“

„Ich weiß, wo sie stehen, bringe sie gleich,“ rief der Diener und enteilte spornstreichs in die Tiefen der Büchermagazine, während Jäger vor dem Pulte Scholl's stehen blieb und das Packet anstarrte, das er dessen Weisung gemäß dahin gelegt hatte, nachdem es gestern aus Althofen angelangt war.

„Nun erst wirst Du interessant, verschmähtes Manuskript! Wie reut es mich, daß ich so wenig neugierig war, das Paket zu öffnen! Was Geheimnisvolles mag es umschließen? Vielleicht gar die Photographie der Lernbeflissenen? Die möchte man sich doch ansehen! Jetzt aber kann ich mir keinen Eingriff mehr gestatten. Eine amtlich reklamierte Sendung entzieht sich leider unserer Gewalt.“ So sprach er nachdenklich vor sich. Doch da lag jetzt die Karte vor ihm. Da war Althofen und dort — wie weit mochte es sein? Etwa zehn Kilometer, nur durch zwei Bahnstationen getrennt — dort saß ja jetzt Scholl, von dort war ja sein Telegramm gekommen.

„Die haben sich also gefunden und die Rollen gewechselt. Sie schmollt, und er will Versöhnung. Als ob ich es nicht geahnt hätte, daß hinter dieser Lernbeflissenen etwas ganz Besonderes steckte! Man muß Briefe richtig lesen können, das ist die größte Kunst im menschlichen Verkehr und sie will mit Mühe erworben

sein. Auch ist der Meister nicht immer um des Werkes willen zu verachten. Freund Scholl scheint zum Bewußtsein dieser Wahrheit gekommen zu sein und eine Schuld auf seinem Gewissen zu fühlen. Für alle Fälle kann's nicht schaden, wenn wir die Fäden etwas enger schlingen und die beiden Telegrammsender von ihren Absichten gegenseitig verständigen."

So dachte Dr. Jäger und deshalb ergriff er, einigermaßen beruhigt, die Feder und schrieb, zunächst an Scholl:

„Lieber Freund und College! Ihrem mir telegraphisch geäußerten Wunsche kann leider nicht entsprochen werden, da demselben eine ebenfalls telegraphisch eingelangte Gegenordre der Schulleitung Althofen gegenübersteht, welche das Manuskript mit den Gedichten als irrtümlich an uns gesendet zurückverlangt. Das Paket geht wieder uneröffnet nach Althofen ab. Sie werden sich also persönlich darum verwenden müssen, wenn es Ihnen um die Lektüre der poetischen Produkte des alten Blaustrumpfes wirklich so ernstlich zu thun ist. Sollten Ihre Bemühungen jedoch vergeblich sein, so wissen Sie, daß wir Ihnen mit den Werken von Magaret Halm, Ottilie Wildermut oder sonst einer gereiften weiblichen Seele dienen können. Es würde mich sehr erfreuen, recht bald darüber Aufklärung von Ihnen zu erlangen."

An die Schulleitung von Althofen aber ging folgendes Schreiben:

„Indem wir uns beeilen, Ihrem durch Telegramm vom heutigen, Zahl soundsoviel, erteilten Auftrage zu entsprechen und beifolgendes, an uns gelangtes Paket wieder an Sie zu zurückzustellen, können wir unser Bedauern darüber nicht verschweigen, daß wir in derselben Stunde durch ein anderes Telegramm von unserem Dr. Scholl, der eben in der Nähe von Althofen Aufenthalt genommen hat, aufgefordert wurden, das Manuskript an ihn zu senden. Es ist uns dies um so auffallender, nachdem Dr. Scholl vor seiner Abreise die Weisung hinterlassen hatte, ihm gerade dieses Manuskript-Paket auf keinen Fall nachzusenden. Wir glauben daher nur einer Pflicht der Kollegialität zu genügen, wenn wir Sie davon in Kenntnis setzen, daß Herr Dr. Scholl ein ganz besonderes Verlangen hat, mit dem Inhalte des zurückfolgenden Paketes bekannt zu werden, und wenn wir Sie ersuchen, falls Sie dessen persönliche Bekanntschaft machen sollten, ihm das Manuskript doch nachträglich zukommen zu lassen. Über die Ursache der plötzlichen Veränderung seiner Gesinnung gegenüber der Absenderin ist hier nichts bekannt; wir zweifeln jedoch nicht, daß Sie darüber Aufklärung gewinnen werden." —

Die beiden Briefe und das Manuskript werden dem Diener zur aufmerksamsten Besorgung übergeben, dann machte Dr. Jäger noch einen Versuch, sich in seine „Trost Einsamkeit" zurückzuziehen, er mußte jedoch nicht von Erfolg gekrönt gewesen sein, denn bald griff unser Freund nach Hut und Stock und wanderte, da es kühler geworden, dem Stadtparke zu, um sich in dessen freundlichen Laubgängen zu ergehen. Das Geheimnis von Althofen mochte ihm dabei nicht wenig zu denken geben.

Acht Tage und mehr vergingen, ohne daß aus Althofen eine Mitteilung erfolgte.

Dann kam ein Brief von Scholl an Jäger:

„Verehrter Freund und Kollege! Wenn ich mich heute an den Schreibtisch setze, um Ihnen vor mir Nachricht zukommen zu lassen, so dürfen Sie dies als einen Beweis von Ergebenheit und Anhänglichkeit ansehen, wie Ihnen noch niemals einer zu Teil geworden ist. Denn ich hätte wahrlich Versuchung genug, mich aller Verpflichtungen an Freunde und Amtsgenossen zu entschlagen, Vergangenheit und Zukunft auf sich beruhen zu lassen und einzig der Gegenwart zu leben, die sich mir schöner gestaltet, als ich bisher zu hoffen gewagt. Es drückt mich aber eine Dankesschuld, die ich Ihnen zu zollen habe für die wohlwollende Korrespondenz, die Sie statt meiner mit der Schulleitung von Althofen geführt haben. Sie hat mir die Erlaubnis verschafft, die Verfasserin der Gedichte, die Sie leider so wenig als ich gelesen haben, in ihrem Heim zu Althofen besuchen zu dürfen, nachdem ich schon vorher so glücklich gewesen war, sie kennen zu lernen. Fräulein Edwina von Falkenburg hat mich sogar selbst beauftragt, Sie dafür zu beloben, daß sie so redlich gehandelt und ihr Manuskript unbesehen zurückgestellt haben. Sie hofft, ihren Dank recht bald mündlich abstatten zu können. Denn, lieber Jäger, Sie müssen zu uns kommen, bevor Sie sich in Ihre Tiroler Berge vergraben; Sie müssen selbst sehen und begreifen, wie man an den Beruf des Weibes zu glauben lernt, — junge Männer nicht mit der Poesie des Wortes allein, sondern mehr noch mit der stummen Sprache der Augen und der Mienen aus kritischen Zweiflern zu gläubigen Bekennern ihrer Macht zu machen. Fräulein Irmengard, Edwina's Tante, sucht zwar bald mit bösem Spott, bald mit heiligem Eifer die Treue ihrer vordem so lernbeflissenen Nichte zu den Musen lebendig zu erhalten, sie hat aber bis jetzt keinen Erfolg aufzuweisen. Ich fürchte, daß Kürschner's Litteraturkalender den Namen Falkenburg nicht in seine Spalten aufnehmen wird, wenn sich Fräulein Irmengard nicht noch der verlassenen „Brunhilde" selbst annimmt und ihren Groll gegen die verkommene Männerwelt und die dumme Liebe darin ablagert. Wenn Sie, mein teurer Freund, das gute Herz haben, dem ich immer volles Vertrauen entgegenbrachte, dann eilen Sie zu mir, um Ihre glänzende Dialektik, Ihre philosophische Durchtriebenheit im Kampfe mit Fräulein Irmengard zu messen; dann werden Sie auch bei unserem Vorstande, an den ich gleichzeitig ein dringendes Gesuch um Urlaubsverlängerung richte, ein gutes Wort für mich einlegen und ihm den Beweis erbringen, daß es die reine Humanität gebietet, einem gefährlich Erkrankten die Frist zur Genesung zu gewähren. Sagen Sie ihm, daß ich auch in meinen Studien über die Kathedrale von G. noch vieles nachzuholen habe, und daß ich mich nach meiner Rückkehr unverweilt daran machen werde, meine Habilitationsschrift für das kunsthistorische Fach an unserer Universität nach besten Kräften zu fördern. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß deren Vollendung nicht von mir allein sehnlichst erwartet werden wird. Nun wissen Sie genug, und wenn Sie nach mehrerem gelüstet, dann kommen Sie und umarmen

Ihren glücklichen Freund

Scholl."

Herr Dr. Jäger ließ den Brief langsam sinken, blickte zum Fenster hinaus und seufzte: „Ja, du glückliche, goldene Jugend!“ Dann fiel sein Auge auf die schön geordneten Kästchen, in welchen die Ausleihscheine der Bibliotheksbenützer aufbewahrt werden.

„Hätte mir trotz aller Diensterfahrung doch nicht träumen lassen, daß in den Dingern da auch Herzensgeschichten ausgesponnen werden. Na, wir wollen Scholl einen Ganzen bringen und Fräulein Irmengard — die soll mich kennen lernen!“

Ein freies Wort an M. Carriere.

„Ich glaube, die Zukunft der Völker beruht auf einem gemeinsamen Nationalbewußtsein, auf einem gemeinsamen Glauben, dessen Lehre man auch glauben kann, dessen Formen den wissenschaftlichen Widerspruch nicht herausfordern.“ Diese Worte, gleichsam das Glaubensbekenntnis eines tiefdenkenden und warmfühlenden Mannes, entnehme ich jenem Friedensbriefe, den Sie, der überall hochverehrte deutsche Philosoph, im Aprilheft der Deutschen Revue im vorigen Jahre an einen der größten Denker Frankreichs, an Erneste Renan, richteten. Der Inhalt jenes Briefes mußte alle ergreifen, welchen das Wohl des Vaterlandes am Herzen lag.

Sie haben Ihren Aprilbrief dem Frieden gewidmet, aus dem sich alles Edle, alles Große, alle Kultur entwickelt, — jenem Frieden, der einst die Herrschaft des Vernunftrechtes vor der des Schwertrechtes in der fortgeschrittenen Menschheit begründen wird. Sie ermahnten alle wahren französischen Patrioten, sich von der Revanchelust fernzuhalten, sich edleren Zielen zuzuwenden. Und mit Recht, denn wie lange der nun schon Jahrzehnte währende bewaffnete Friede, dieses schlafende Kind mit Tigerkrallen, schlummernd erhalten werden kann, vermag niemand zu sagen. Vielleicht tragen in nicht zu ferner Zeit politische Abenteurer in Paris oder russische Agitatoren im Balkan den Krieg bis an unsere Grenzen!

Es erscheint deshalb von größter Tragweite, den in unserem deutschen Vaterlande in letzter Zeit besonders stark entwickelten Parteikampf, durch welchen die Nation in viele feindliche Lager zersplittert wird, zu mildern. Ihn mehr und mehr in ruhigem Geleise zu führen, ist die Pflicht jedes Deutschen; denn je weniger der Bruderzwist die Gemüter des Volkes ergreift, desto höher wächst die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande! Es wird zwar immer Parteien geben, die sich bekämpfen — und auch aus dem Widerspruch treiben frische Keime — aber der Kampf wird nicht so tief die Gemüter erregen, nicht so empfindlich verletzen, wenn er auf dem Boden der sachlichen Politik stehen bleibt und nicht auf das individuelle Gebiet übertragen wird. Trotz alles erbitterten Parteikampfes kann die Nächstenliebe bewahrt werden, gleichviel ob um wirtschaftliche oder allge-

mein politische Ansichten und Interessen gestritten wird, wenn das Gewissen frei bleibt. Und immer können wir auch dem politischen Gegner Gerechtigkeit und Achtung zollen, wenn wir den Menschen in ihm lieben und ehren. Aber wenn der Kampf um das Dogma, um die Herrschaft und Herrschsucht einzelner Konfessionen die Gemüter bewegt, wenn blinder Glaubenseifer Haß und Unfrieden erzeugt und die göttliche Freiheit der Menschheit zu knechten droht, dann wird der Einzelne in seinen Gefühlen verletzt, er wird als Mensch, tief gekränkt, verbittert und verfeindet. Zwar ist die Gewissensfreiheit durch die Reichsverfassung sanktioniert, aber ohne einen gewissen Druck auf das Gemüt würde ein Teil des Volkes der Denker am Rhein und in Süddeutschland sich nicht unter den Krummstab beugen und nicht im Norden den finsteren Geistern folgen, die von jeher Feinde alles freien Denkens, jeder individuellen Freiheit und jeder kraftvollen Nationalität waren.

Die Gesamtkraft des deutschen Volkes hat so großes, so edles geschaffen, daß es die Welt bis in die fernsten Zeiten in gerechtes Staunen, in rückhaltlose Bewunderung versetzen wird. Deutschland hat seine nationale Einheit in Siegen erkämpft, die in der Geschichte einzig dastehen! Der Friede Europas ward in zwei Jahrzehnten von dem deutschen Reiche verteidigt und beschützt, auf allen Gebieten ist die Kultur durch unser Vaterland gefördert worden. Dem deutschen Reiche und seiner Machtstellung, die sich von jedem Übermut und von frevelhafter Überhebung bis jetzt fernzuhalten wußte, verdanken wir es, daß deutsche Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe mächtig und weit über unsere Grenzen hinaus blühen. Mit Stolz und inniger Liebe zum Vaterlande, mit dankbarer Freude an seiner Größe könnte jeder Einzelne unter uns auf das Errungene und Geschaffene blicken!

Doch finsteren, unheildrohenden Wolken gleich umzieht die Sorge unser Vaterland und seine freien Männer, daß dasselbe Volk, welches durch Kant und Schiller und durch andere unsterbliche Geister erleuchtet ward, im Kampfe mit finsteren Gewalten, im Zwiespalt der Konfessionen vergessen könnte, untereinander so einig und liebevoll zu sein, wie es der große deutsche Bruderbund gebietet und nötig hat. Und was bezwecken jene, die das Gift des Unfriedens, die Saat des Glaubenshasses auf den heimischen Boden ausstreuen? Meist sind es selbstsüchtige Interessen der Agitatoren, die aus persönlichen Gründen oder Partei-Zwecken den Zwiespalt im Glauben mit allen Mitteln in der Arena zu erhalten suchen. Oft wird dieser Kampf mit aller Bitterkeit, mit aller Unversöhnlichkeit geführt, um durch Zersplitterung des Volkes an eigener Macht zu gewinnen. —

Das deutsche Volk hat ein gläubiges Gemüt, — doch dieser Glaube ist in seiner höchsten Potenz nur an die Gottheit, an den alleinigen Gott gebunden. In dem Glauben an einen Gott vereinigen sich alle Kinder unseres großen deutschen Vaterlandes, in diesem Glauben, in dieser Gottesliebe sind alle Konfessionen einig, und dieser Glaube bildet die Grundlage aller Religionen. Warum sollte es denn da unmöglich sein, auf dieser hohen, ja höchsten Basis

aller Religionen eine alle Deutschen, ohne Unterschied der Konfessionen, umfassende Gotteskirche, frei von allem Dogmenstreit, frei von allem Kampf und von allem Bruderzwist, zu errichten? Eine solche Kirche wäre die größte Friedensstiftung und eine der edelsten Schöpfungen dieses Jahrhunderts; es wäre eine nationale deutsche Kirche, die wie die Kirche der Reformation, — deren großes Werk noch nicht vollendet ist, sich weiter fortzupflanzen vermöchte, nicht um den Riß der Herzen zu vergrößern, nein, um das deutsche Volk stets einiger und inniger zu gestalten, um es zu versöhnen! Die große, allgemeine Nächstenliebe, jenes heiligste Pfand der Gottheit, das zum inhaltlosen Wort- und Lippenbekenntnis oft herabsank, müßte dann wieder zur Wahrheit werden und könnte erhebend und veredelnd auf die ganze Nation wirken! Je inniger sich ein Volk zusammenschließt, je tiefer sich das nationale Bewußtsein: ein einig, mächtig Volk zu sein, in alle Herzen senkt, desto höher steigt seine nationale Macht, desto größer werden seine Erfolge auf allen Gebieten. Dann wird das hohe menschliche Ideal mehr und mehr in allen Söhnen des Vaterlandes erwachen, jenes selbstlose, ideale Glück, sagen zu können: „Wir tragen keinen Haß, keinen Argwohn, keinen Neid und keine Bitterkeit gegen unsere Brüder im Herzen, die zu einem anderen Dogma sich bekennen wie wir selbst, — denn wir alle glauben an einen Gott, beten den einen Höchsten an und fühlen eine Liebe, die uns alle eint!“ —

Und warum sollten sich nicht alle guten und edlen Menschen, die nicht von Selbstsucht, nicht von der Finsternis religiösen Hasses, nicht von Fanatismus in ihrem Denken und Empfinden geleitet, sondern von wahrer Nächstenliebe bewegt werden, warum sollten sie sich nicht alle um den alleinigen Gott der Liebe scharen können? Ist ihre Liebe geringer, weil sie freier, weiteren Herzens und ohne die konfessionellen Schranken ist? Ist sie schlechter, weil sie größer, allumfassender und ohne Parteidünkel ist? Ist sie weniger christlich, weil sie friedfertiger gegen andersgläubige, milder gegen solche ist, denen die Gottheit noch nicht in jenem himmlischen Glanze einer Liebe lebt, die alles schafft und alles eint? Ist es denn nicht erhebend, in ein Gotteshaus zu gehen, in dem alle Waffen ruhen, jede vorgefaßte Meinung, die immer menschlich sein wird, schweigt, in dem der Friede, die Menschenliebe, die höchste und reinste Moral gelehrt wird? In solchem Gotteshause kann sich das ganze deutsche Volk vereinen, ein Volk, welches zu hochgesinnt und eine zu erhabene Bestimmung in sich trägt, um im konfessionellen Hader, der noch aus finsterer Zeit stammt, unterzugehen. — Sollte denn der Name Gottes allein nicht genügen, um eine nationale, alle umfassende Kirche, eine Gotteskirche zu schaffen? Muß diesem Namen denn immer und immer wieder der Stempel der Konfession, des Dogmas beigegeben werden? Und warum? Die Erklärung ist nicht schwer, denn zu allen christlichen Zeiten hat es konfessionelle Machthaber gegeben, deren Herrschaft und Glanz mit dem konfessionellen Gepräge eng verwachsen war. Aber mit dem Glauben an den alleinigen Gott, der alle ohne Unterschied der Konfessionen vereint, hat der konfessionelle Name nichts gemein! Zwar würde der Teil des Volkes, der von

den Dunkelmännern im finstern, fanatischen Dogmenkampf gehalten wird, nicht gleich die Muttermilch der reinen Gotteskirche annehmen, aber die Allmacht der Liebe und der Wahrheit würde auch sie einst in diese Kreise führen, denn über das Herz und den Geist siegt doch zuletzt einmal das Recht und die Wahrheit.

Von der Kanzel „einer alle Deutschen umfassenden Gotteskirche" braucht kein Haß, kein konfessioneller Hader gepredigt zu werden, — dort soll und kann die reine, unentweihte Nächstenliebe, der höchste allgemeine Gottesglaube, der Frieden und die Versöhnung auf alle Deutschen verbrüdernd wirken! — Eine solche Gotteskirche kann mit aller Milde, mit aller Großmut, mit edelster Duldung auf Glaubensirrtümer aller Konfessionen blicken. Ihr Zweck ist nicht der Kampf um eigene Herrschaft, nein, sie soll die Wunden, die ein seit Jahrhunderten geführter erbitterter Glaubens- und Dogmenstreit geschlagen hatte, nicht vermehren, sondern sie verbinden, sie soll jene unselige Krankheit, die Glaubensfeindschaft, die von Geschlecht zu Geschlecht den Völkern ins Herz geimpft ward, heilen! Dann braucht auch der Philosoph, der Forscher, der Dichter und der Gebildete, der von Freiheit, Wahrheit, von allem Hohen begeistert wird, nicht mehr draußen vor den Kirchenthoren zu stehen, dann kann er mit allen Brüdern seines Volkes in gleicher Andacht und in gleicher Überzeugung ohne jede Heuchelei mit allen deutschen Brüdern zu dem Gott der Liebe beten. — Es ist eine höchst beklagenswerte Thatsache, daß Millionen Deutsche, — ja vielleicht der größte Theil des deutschen Volkes, — nicht mehr im Herzen den konfessionellen Kirchen angehören, daß die meisten nur noch äußerlich sich Katholiken und Protestanten nennen, in Wahrheit aber keine Kirche, kein Gotteshaus besitzen!

Wäre es da nicht ein großes und edles Werk, ein solches Gotteshaus durch Vereinigung einer Reihe deutscher Männer zu stiften? Ranke sagt einmal in seiner „Geschichte der Päpste:" „Wenn eine neue geistige Bewegung den Menschen ergriffen hat, ist es immer durch großartige Persönlichkeiten, durch die hinreißende Gewalt neuer Ideen geschehen." Und eine solche allen deutschen Brüdern geweihte Gotteskirche, welche den Frieden in die Herzen tragen, erheben, versöhnen und erleuchten soll, würde der losgelösten Lawine gleich sich unaufhaltsam über Berg und Thal verbreiten und in alle deutsche Herzen, in Nord und Süd dringen. Es würde durch ein solches Gotteshaus eine Reformation für den allgemeinen Frieden erweckt werden, denn wo die Liebe redet, da neigen sich die Waffen, und alle Pfeile des Hasses prallen ab, wo ihr schützender Schild sich erhebt. Luther, unser größter deutscher Geisteskämpfer, hat den ersten kühnen Schritt zur Aufklärung gethan, der zweite wird und muß folgen! Auf deutschem Boden, der die Geistesspuren seines ersten gewaltigen Kampfes trägt, muß die Reformation weiter ausgebildet werden. Ein kleiner Stein reißt oft andere mit sich fort, und wie die nationale Begeisterung in den Freiheitskriegen einst durch Körners Ruf:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht."

erweckt und gehoben wurde, so würde auch in unserer Zeit das Wort eines freien und edlen deutschen Philosophen eine hohe und weite Bewegung für die Stärkung und Befestigung der deutschen Einheit durch eine nationale Gotteskirche erwecken können.

Friedrich Martin.

Abraham Lincoln.

Sein Wirken und seine Bedeutung

von

John A. Kasson,
früherem amerikanischen Gesandten in Berlin.

Den größten Ruhm für jeden Staat und den größten Schatz für jedes Volk bilden die großen Männer, die ihm angehören; ihr Name wird auch nach dem Tode nicht vergessen.

Fast ein Vierteljahrhundert ist schon seit der Zeit verflossen, als die zusammengescharte Menge einen Strom von Thränen über Abraham Lincolns frischem Grabe vergoß. Arme und Reiche, Freigeborene und befreite Sklaven haben seit jener Zeit eine Befriedigung darin gesucht, zu den vielen marmornen und ehernen Denkmälern, welche zu seiner Ehre errichtet sind, ihren Beitrag zu steuern, und die große Trauer und Niedergeschlagenheit, welche damals allgemein herrschte, ist jetzt ruhiger geworden; diejenigen, welche ihm einst durch persönliche Bekanntschaft näher getreten waren, bewahren das Andenken an ihn noch mit großer Liebe in ihrem Herzen; aber auch ihre Zahl ist stark vermindert, die meisten sind ihm auf dem Wege gefolgt, auf welchem er der Zeit vorangeeilt ist.

Es ist daher ein hohes Zeugnis von der Anerkennung, welche er genießt, wenn das amerikanische Volk noch immer an ihn denkt und sich immer wieder seinen Charakter und seinen Lebensgang ins Gedächtnis zurückzurufen wünscht. Diesem Bedürfnis wird aber durch den Anblick der leblosen Statuen kein Genüge geleistet, so groß und so schön sie auch sind; denn diese stellen nur die unschöne Maske dar, mit welcher die Natur eine der schönsten Seelen umhüllte, welche Gott jemals in die Brust eines Menschen gelegt hat. Das Volk verlangt lebensvolle, gefühlvolle Darstellungen, um seine Liebe zu dem großen Toten wieder aufzufrischen. Es ist nicht zufrieden mit dem Bildnis von Lincolns Körper, es verlangt auch von Zeit zu Zeit ein Bild von seiner edlen Seele.

Hat denn aber der amerikanische Bürger Lincoln einen so großen und heldenhaften Charakter, eine so edle Lebensführung, eine so reiche Begabung, daß es gerechtfertigt erscheint, ihm einen Platz in dem Tempel des Ruhms auf immer zuzuweisen?

Der Hintergrund, aus dem sein Bild sich hervorhebt, verrät freilich nichts von einem großen Manne.

Eine elend aussehende Gesellschaft verließ im Jahre 1816 die einsamen, unbebauten Landstriche Kentuckys, um sich in die jungfräulichen Urwälder von Süd-

Indiana zu begeben. Ein armer Mann mit seiner Frau, einem Mädchen und einem dürftig gekleideten siebenjährigen Knaben. Zwei Pferde, welche die ganze Habe der Familie auf ihrem Rücken trugen, gingen dem Zuge voran. Das Essen wurde jeden Tag an der Seite der Landstraße bereitet; das Nachtlager fanden die Leute auf dem nackten Erdboden. Als sie am Ziele angekommen waren, erbauten sie ein Schutzdach aus Stämmen, ohne Dielen, Thür und Fenster, in welchem sie Sommer und Winter zubrachten. Die Armut war ihr beständiger Gast, die Unwissenheit ihre beständige Begleiterin. Mehrere Jahre später kam eine Stiefmutter ins Haus, welche dem Knaben die ersten Anfangsgründe des Unterrichts beibrachte. Als sie endlich noch weiter westlich nach Illinois zogen, war der unwissende Knabe ein junger Mann von einundzwanzig Jahren geworden; er hatte wenig Kenntnisse von Büchern, aber er kannte die schwere körperliche Arbeit auf dem Felde, im Walde, auf dem Flußboot, im Kramladen und überall, wo es etwas zu verdienen gab. In den Wettkämpfen der jungen Männer zeigte er sich mutig und blieb gewöhnlich Sieger. Aber in seinen tiefen, dunklen Augen lag eine auffallende Schwermut, welche auf Unzufriedenheit mit der Vergangenheit, geringe Hoffnung für die Zukunft deutete. Er wußte, daß seine Gestalt nicht so geartet war, um die Bewunderung in der Gesellschaft auf sich zu ziehen; nur seine Stärke und sein Mut flößten denen, die ihn kannten, Achtung ein. Er hatte von Natur ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und einen eingewurzelten Abscheu gegen alles, was Grausamkeit und Unterdrückung hieß.

Er hatte nur zwölf Monate lang Unterricht in einer der unvollkommenen Schulen genossen, wie sie an der Grenze der Kultur bestehen. Wenn er aber doch einigermaßen lesen und schreiben und einfache Rechenaufgaben lösen konnte, so verdankte er dies seinen unermüdlichen Studien, denen er sich in allen seinen Mußestunden, bei Tage, bei Kerzenlicht und am Scheine des Feuers hingab. So lieh er sich eine Grammatik und arbeitete sie durch. Ihr verdankte er alle Regeln der englischen Sprache, welche er kannte. Aus einigen Büchern, welche er bei einer etwas besser gestellten Familie vorfand, schöpfte er seine ganze Kenntnis der Geschichte, aus den Zeitungen und Unterhaltungen der Leute seine ganze Kenntnis der öffentlichen Angelegenheiten. Er betrieb Disputationen mit einer Vorliebe, welche an Sokrates erinnert, und nutzte hierbei seine geringen Kenntnisse nach Kräften aus.

Soweit war er in seiner Entwickelung gekommen, als er durch den Einfluß seiner Freunde und Nachbarn in den Gesetzgebenden Körper von Illinois gewählt wurde. Durch den Verkehr mit gewandteren und reiferen Leuten, zu welchem er nunmehr Gelegenheit fand, steigerte sich sein Verlangen nach größerer geistiger Ausbildung und nach tieferen volkswirtschaftlichen Kenntnissen, und er begann zunächst das Studium der Rechtswissenschaft. Er las alle ernsthaften und belehrenden Bücher, welche ihm zugänglich waren, und trank mit vollen Zügen aus der unerschöpflichen Quelle Shakespeares, an dessen großem Gedankenreichtum er sich in traurigen Stunden immer wieder tröstete. Daneben arbeitete er mit aller Anstrengung, um die Kosten seiner Nahrung und Wohnung aufbringen zu können;

zu einer passenden Kleidung für seine große, breite Figur brachte er es trotz aller Mühen nicht.

In dieser Weise lebte Lincoln mehrere Jahre, nachdem er in die Assembly gewählt war. Er befand sich dabei in einem Lebensalter, in welchem andere junge Männer, welche für eine hervorragende Rolle im öffentlichen Leben bestimmt sind, nicht nur eine sorgfältige Erziehung genossen und eine praktische Thätigkeit in ihrem Berufe hinter sich haben, sondern auch die Mittel zum weiteren Fortkommen gesichert zu haben pflegen. Wenn Lincoln ihre Stellung, ihre Laufbahn und ihre Aussichten auf die Zukunft mit seiner eigenen langsamen Entwickelung verglich, dann wurde sein Ausdruck noch trüber, und die tiefe Schwermut, welche in seinen Augen lag, noch größer. Einmal überwältigte ihn die Verzweiflung so, daß er von Sinnen kam. Aber die zärtliche Sorgfalt der Freunde, welche sein edelmütiger Charakter ihm gewonnen hatte, brachte ihn wieder zu sich; dann kehrte er zu seiner schweren Arbeit um das tägliche Brot zurück, nahm seine Studien wieder auf und endlich wurde er zur Ausübung der Praxis als Rechtsanwalt in seinem Staate zugelassen. Seine glückliche Veranlagung hatte die frühere Schwermut unterdrückt, er machte oft und gerne witzige und launige Bemerkungen, bald feiner, bald gröber, aber immer treffend und am richtigen Platze. Er zeigte ein bewunderungswürdiges Geschick, die thatsächlichen Verhältnisse vorzutragen und alle damit verknüpften Fragen zu entwickeln. Man bemerkte an ihm eine große logische Schärfe, mit welcher er alles genau und sorgfältig zergliedern konnte, wie mit dem Messer eines Wundarztes. Gleichzeitig machte er sich durch seine große Ehrenhaftigkeit bemerkbar und wies die Vertretung aller Fälle, welche mit seinem Rechtsgefühle im Widerspruch standen, zurück. Er verlor niemals die vertrauten Beziehungen mit den Gesellschaftskreisen, aus welchen er stammte, während er auch in den Kreisen, in welche er nunmehr eingetreten war, Freundschaft gewann und Interesse erregte, und hatte daher alle Hoffnung, seinen politischen Ehrgeiz dereinst erfüllt zu sehen.

Es darf nicht vergessen werden, daß an den Grenzen der Zivilisationsgebiete in Nord-Amerika keine anderen gesellschaftlichen Bevorzugungen anerkannt werden als diejenigen, welche sich der Einzelne durch seine persönlichen Eigenschaften erwirbt. Wer auf Grund seines Vermögens, seines hohen Ranges oder seines gesellschaftlichen Schliffes Ansprüche erheben wollte, würde ausgelacht werden. Eigenschaften, durch welche man sich dort Achtung erwirbt, sind Mut und Ehrenhaftigkeit, Charakterstärke, Treue gegen seine Freunde, geistige Gewandtheit und schnelle, tapfere Entschlossenheit in allen Notlagen. Ein Mann, welcher feine Ausbildung mit Männlichkeit des Charakters verbindet, wird dort nicht verachtet; aber eine größere und freimütigere Achtung zollt man dem armen und ungebildeten Manne, welcher einen edlen, männlichen Charakter zeigt. Der Grundsatz der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde nirgendwo in gleicher Weise bethätigt wie an der immer weiter nach dem Westen vorrückenden Grenzlinie der amerikanischen Zivilisation. Jedermann fand dort sofort die Stellung, welche seinem Charakter gebührte; Freundschaften, welche in diesen Gebieten geschlossen wurden, galten für das ganze Leben. Die Eigenschaften, welche am meisten geignet

sind, die Menschen aneinander zu ketten, wurden durch das schwere und aufreibende Leben der Grenzbewohner am besten entwickelt und gefestigt. Der gegenseitig gewährte Schutz und die gegenseitige Hilfe in der Not sowie das Zusammenarbeiten nicht nur in der Erwerbsthätigkeit, sondern auch da, wo es sich um die höhere Seite des Lebens handelte, begründete Kameradschaftsverhältnisse, welche nicht leicht wieder aufgegeben wurden. Denn das Schließen von Kameradschaften überhaupt gehört nicht so sehr den höher entwickelten Gesellschaften an, als dieselben vielmehr das natürliche Ergebnis der roheren und urwüchsigeren Lebensformen sind.

Die Charaktereigenschaften, welche sich in dem hinterwälderischen Leben ausbilden, verhalten sich zu denen in der feinen Gesellschaft gepflegten wie das Sonnenlicht, das klare Bergwasser und die reine Landluft zum Gaslicht, dem Leitungswasser und der dumpfen Atmosphäre der Städte.

Wir können weder Abraham Lincoln verstehen noch die Liebe begreifen, welche seine Landsleute ihm entgegen trugen, wenn wir uns nicht klar machen, in welcher Gesellschaft er geboren und erzogen ist.

Lincoln behandelte die gebildeten Leute, welche ihre Erziehung in den Hochschulen des Ostens genossen hatten, auf gleichem Fuße mit den Arbeitern der westlichen Landgüter und den Müßiggängern der kleinen ländlichen Ortschaften. Denn sie waren alle mit einander stolze Amerikaner, Freigeborene und Bürger. Keiner brauchte zu dem andern hinauf- oder hinabzusehen, es sei denn, daß sich der eine oder der andere sich durch männliche Charaktereigenschaften besonders auszeichnete. Die Beobachtung der üblichen gesellschaftlichen Formen, so unentbehrlich sie auch überall anderswo ist und gewesen ist, machte hier dem Grundsatze der Aufrichtigkeit Platz.

Lincoln verdankte seine viermalige Wahl in den Landtag von Illinois und seine Wahl in den Kongreß seinem eben dargestellten edlen, männlichen Charakter, welcher ihm nicht nur den Beistand seiner ungebildeten Jugendgenossen, sondern auch solcher Leute gewann, welche ihm an Alter, Erziehung und an Ansehen überlegen waren. Männer, deren Namen bereits mit Ehren bekannt geworden waren, traten gern hinter den neuaufgekommenen Kandidaten zurück und gaben ihm dadurch die Gelegenheit zum weiteren Emporklimmen; und mit der aufrichtigen Freundschaft der Grenzbewohner halfen sie ihm zu seinem Ziele.

Aus diesem Hintergrunde tritt das Bild des Mannes hervor, welcher später seinem Vaterlande und der Welt als einer der bedeutendsten Menschen bekannt werden sollte.

* * *

Bis zu dieser Zeit hatte er zwar mannigfache Erfahrung als Politiker und praktischer Jurist gewonnen, aber er hatte noch keine Eigenschaften entwickelt, aus welchen man schließen konnte, er werde dereinst eine bedeutendere Rolle spielen als seine Berufsgenossen. Er war körperlich kräftig, mutig, bald heiter, bald ernst; in allen seinen Plänen ausharrend. Im Vergleich zu der geringen Erziehung und Bildung, welche er als Knabe gewonnen, hatte er sich schon gewaltig emporgeschwungen. Er zeigte jetzt eine geschulte Beredsamkeit, welche ihn zu einem der besten Ge-

richts= und Parlamentsredner machte; durch seine edle und großmütige Gesinnung hatte er viele zu seinen Freunden gemacht. Sein sittlicher Ruf war makellos. In den Zeiten politischer Schwankung zeigte er eine vorsichte Beständigkeit; und es war sein unverkennbares Bestreben, sich zur Leitung der Männer und der Meinungen aufzuschwingen. Aber er trennte sich nicht von seiner Partei, selbst als dieselbe zu seiner größten Mißbilligung einen teilweisen Bund mit der Sklavenhalterpartei einging, deren Bestrebungen nach seiner Ansicht „sowohl auf Ungerechtigkeit als auch auf politischer Unklugheit beruhten.“ Freilich hatte er sich noch nicht ernstlich und tief genug für die Frage interessiert, um sich schon damals an die Spitze der Vorkämpfer für die Sklavenbefreiung zu stellen.

Lincoln war einundvierzig Jahre alt, als das Gesetz, betreffend die flüchtigen Sklaven, angenommen wurde und die öffentliche Meinung von neuem in große Aufregung versetzte. Es war den Sklavenhaltern gelungen, ihren Machtbereich bis mitten in die sklavenlosen Staaten auszudehnen. Die Anhänger der Sklavenbefreiung in den freien Staaten sollten sich in Massen vereinigen, um auf einzelne entwichene Sklaven Jagd zu machen. Allen, welche Liebe zur Freiheit hatten, waren diese Bestimmungen im Innersten der Seele zuwider. Die Bürger der nördlichen Staaten waren voller Entrüstung über dieses Gesetz, welches ihr Billigkeitsgefühl aufs äußerste verletzte. Lincoln hat später einmal geäußert: „Wenn die Sklaverei kein Unrecht ist, so giebt es kein Unrecht auf der Welt. So lange wie ich denken kann, bin ich immer der festesten Überzeugung gewesen, daß die Sklaverei ein Unrecht sei.“ Aber es hieß ja, daß dieses Gesetz sich noch innerhalb des Rahmens der Verfassung halte, und Lincoln fühlte noch keine Veranlassung, mit seiner Partei zu brechen, vielmehr hielt er sich noch weiter in ihrem Fahrwasser.

Dann aber kam im Jahre 1854 der zweite Angriff der Sklavenhalterpartei. Das „Nebraska=Gesetz“ wurde angenommen und die Schranken, welche der Ausbreitung der Sklaverei in Amerika bisher gesetzt waren, aufgehoben; es wurde für gleichgiltig erklärt, ob in den Landgebieten, welche bisher frei waren, von nun an Freiheit oder Sklaverei herrschen sollte.

In diesem bemerkenswerten Jahre, als die Gefühle der Selbstsucht wie der Uneigennützigkeit in aller Menschen Herzen bis in den tiefsten Grund aufgewühlt wurden, als über der ganzen Bevölkerung eine dumpfe Schwüle lag, welche die Vorbotin eines furchtbaren Unwetters zu sein schien, da blieb auch der Politiker und Rechtsanwalt aus Illinois der allgemeinen Bewegung gegenüber nicht kalt. Aus dem Dunst und Nebel der Parteipolitiker steigt ein neuer Lincoln als der glühendste Verfechter der Menschenrechte hervor. Wie Saulus von Tarsus, vom Strahle des himmlischen Lichtes zu Boden geworfen, sich als Paulus der Christ wieder erhob, so warf auch Abraham Lincoln seine Fesseln ab und stand als der Vertreter der Unabhängigkeit und der Befreier der Unterdrückten auf. In einer großen Volksversammlung riß er von dem Gesetze das Mäntelchen der vermeintlichen Billigkeit, mit welchem man es bedeckt hatte, herunter und gab es in seiner ganzen häßlichen Nacktheit als Sklavenhaltergesetz der Verachtung und dem Spotte des

Volkes preis. Er legte die bedrohliche Haltung der Sklavenhalterpartei und den Einfluß, mit welchem sie selbst im Kongreß und im Obergerichte ihren Willen geltend zu machen wußte, offen dar und setzte die unausfüllbare Kluft zwischen den Grundsätzen der Abolitionisten und denen ihrer Gegner auseinander. Er sprach dabei mit solchem Feuer und mit solcher Gewalt, daß nicht nur seine Zuhörer sondern auch er selbst zuweilen vor Erregung zitterte.

Von diesem Augenblicke an kannte seine neuerwachte Seele keine Ruhe, bis er den Grundsatz der Freiheit im ganzen Lande durchgeführt und zur Geltung gebracht hatte.

Während der politischen Feldzüge der Jahre 1856 und 1858 setzte er seinen Kampf gegen die demokratische Partei als die bereitwillige Sklavin der Sklaverei mit ungeschwächten Kräften fort. Er beschwor das Volk, den Schutz der Freiheit in seine eigene Hand zu nehmen und die Sklaverei als einen unaufhörlich drohenden Feind der geliebten Union zu betrachten. Neben allen den Anrufungen, mit denen er das Gemüt seiner Mitbürger zu erregen suchte, war doch sein beständiges Ziel, ihre Urteilskraft zu überzeugen und ihre Herzen für die Grundsätze der allgemeinen Freiheit zu gewinnen. Seine Darstellung und seine Beweisführung war auch für die Ungebildeteren unter seinen Zuhörern klar wie Krystall, und sie wirkten mit einer unwiderstehlichen Gewalt einer Naturkraft.

Kein Philosoph oder Redner des Altertums übertraf ihn in der majestätischen Herrschaft über seine Gedanken, in dem treffenden, rechten Ausdruck und in der leichten Verständlichkeit seiner Darlegungen. Er hatte ein unerschütterliches Vertrauen zum Volke und hielt fest an dem Rechte der Majorität, Regierungshandlungen zu überwachen. An diese Majorität wandte er sich stets mit dem größten Erfolge. „Wenn diese mich stützt und hält", äußerte er einmal in einer Ansprache bei Gelegenheit einer Beamtenbeeidigung, „so bin selbst ich, so gering ich auch bin, überzeugt, daß ich das Staatsschiff sicher durch den Sturm lenken werde."

In einer öffentlichen Ansprache sagte Lincoln einmal: „Warum sollen wir unser Vertrauen nicht darauf stützen, daß das Urteil des Volkes zuletzt doch das Rechte finden wird? Können wir auf irgend etwas in der Welt mit soviel Recht unsere Hoffnung setzen wie hierauf?

„Wenn der allmächtige Herrscher der Völker mit seiner ewigen Treue und Gerechtigkeit auf unserer Seite ist, so können wir auch darauf rechnen, daß das, was Gottes Treue und Gerechtigkeit will, in dem Spruche des großen Gerichtshofes, welchen wir das amerikanische Volk nennen, getreu zum Ausdruck kommen wird."

Und nicht auf die Reichen und Gebildeten allein setzte Lincoln sein Vertrauen. „Kein Mensch auf Erden", sagte er einmal, „verdient soviel Vertrauen wie ein Mann, welcher sich aus dem Stande der Armut in die Höhe gearbeitet hat; keiner hat eine solche Abneigung dagegen, etwas zu nehmen oder auch nur anzufassen, was er sich nicht auf ehrliche Weise erworben hat."

Neben diesem Vertrauen auf das Volk war sein Herz tief durchdrungen von dem Vertrauen auf Gott. Oft genug zeigte er dies in Augenblicken, wo das Volk den Mut verloren hatte, durch seine Ansprachen. So sagte er einmal:

„Wenn wir Geduld haben, wenn wir uns beschränken, dann hoffe ich sicher und fest, daß der Allmächtige, der Schöpfer der Welt, uns mit Hilfe des großen und begabten amerikanischen Volkes durch diese Not hindurchbringen wird, wie er unser Land schon durch so viele Schwierigkeiten hindurch gebracht hat."

Ein andermal sagte er:

„Alles was wir brauchen, ist Zeit, Geduld und ein festes Vertrauen auf Gott, welcher unser Volk noch niemals verlassen hat."

Zu einer religiösen Abordnung, welche ihm aufwartete, sagte er mit großer Aufrichtigkeit:

„Ich habe oft gewünscht, frommer zu sein, als ich bin, aber auch ohne dies würde ich in schwierigen Angelegenheiten meiner Verwaltung, wenn ich keinen anderen Ausweg wüßte, mein Vertrauen auf Gott setzen, denn ich weiß, daß dann alles gut ablaufen, und daß Er die rechte Entscheidung herbeiführen würde."

In einer Zeit, als seine Feinde voll Siegesjubels und Zuversicht, seine Freunde durch Niederlagen entmutigt und uneinig geworden waren, entschloß er sich, den Entwurf einer Proklamation, in welcher allen Sklaven die Freiheit gegeben wurde, vorläufig noch nicht bekannt zu machen, obgleich er schon vollständig niedergeschrieben war. Er sagte damals: „Der Gegenstand beschäftigt mich Tag und Nacht, mehr als irgend ein anderer. Was sich als Gottes Wille erweisen wird, will ich thun." Dann errang die Partei der Sklavenhalter und Abtrünnigen einen neuen Sieg, und die Feinde überschwemmten das Gebiet der Nordstaaten. Die Truppen der Union wurden alle an die bedrohten Stellen gezogen, um die Heranstürmenden aufzuhalten. Lincoln glaubte, daß sich nun mit einem Schlage der ganze Krieg entscheiden müsse; er trug im Innern seines Herzens dem Richterstuhl des Himmels die Frage vor, ob die Befreiung der Sklaven als ein Vorspiel der Erlösung des ganzen Staates der Wille Gottes sei oder nicht. Er machte die Entscheidung dieser Frage von der Entscheidung der nächsten Schlacht abhängig und that ein Gelübde wie ein Prophet des Alten Testaments. Die Schlacht wurde geschlagen, und seine Waffen krönte der Sieg; nunmehr legte er den Entwurf der Proklamation dem versammelten Kabinette vor mit der ruhigen Bemerkung, „er bäte die Herren um ihren Rat nur bezüglich der Form; er sei fest entschlossen, die Proklamation ergehen zu lassen und habe seinem Gotte gelobt, es zu thun."

Sein Vertrauen zu den Menschen und sein Vertrauen auf Gott waren die Hauptursachen seines großen Einflusses auf seine Landsleute. Jeder Mann kennt die Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihn infolge der Thätigkeit und des verzweifelten Mutes seiner bewaffneten Feinde umgaben. Aber nur seine Zeitgenossen konnten die Verlegenheiten und Hindernisse würdigen, welche ihm aus der Mitte der Nordpartei selbst durch Verrat und durch Zwistigkeiten zwischen seinen Anhängern erzeugt werden. Die Zahl seiner Landsleute, welche unbedingtes

Vertrauen zu seinen Entscheidungen hatten und die Zeit, in welcher sie selbst zum Handeln berufen sein würden, mit Ruhe abwarteten, war gering. Die übrigen waren in drei Gruppen gespalten: die Einen, welche heute zuschlagen wollten, die Anderen, welche bis morgen warten wollten, und die Dritten, welche darüber murrten, daß es nicht schon gestern geschehen sei. Diese Spaltung fand sich sogar in seinem Kabinette. Seine Ratgeber widersprachen einander fortwährend, und seine Feldherrn machten es nicht anders. Im Senate und im Abgeordnetenhause herrschte fortwährend Zwiespalt und Eifersucht, sodaß er Tag und Nacht sein Auge von ihnen nicht abwenden durfte. Alle schrieen unaufhörlich nach Anstellung und Beförderung im Zivildienst oder im Heere. Es ist nicht anzunehmen, daß in irgend einer Monarchie oder Republik zur Zeit des Krieges und der schwierigsten nationalen Bedrängnis dem Herrscher so viele Hindernisse in den Weg geworfen sind, wie Lincoln Tag für Tag und Jahr für Jahr zu überwinden hatte. Er hielt es aber für die Pflicht des Staatshauptes in einem republikanischen Gemeinwesen, in allen Fällen, in welchen es möglich war, lieber Überredung als Gewalt anzuwenden, und diesem für die amerikanischen Verhältnisse charakteristischen Grundsatze ist er treu geblieben. Auf alle in leidenschaftlichem und aufgeregtem Tone vorgebrachten Zumutungen antwortete er mit eindringlichem Zureden, indem er die Gründe vortrug, durch welche er seine Gegner zu überzeugen hoffte. Er hatte eine wunderbare Geduld und brachte es in dieser Tugend weiter als irgend ein anderer Herrscher des Altertums oder der Neuzeit, von welchem die Geschichte meldet. Mitten im Kriege trat ein einflußreiches Mitglied seines Kabinets als sein Nebenbuhler in der Bewerbung um den Präsidentenstuhl auf und benutzte den ganzen Einfluß, welchen er vermöge seiner amtlichen Stellung hatte, um seine Wahl durchzusetzen. Viele Parteiführer im Kongreß bestrebten sich, die Wiederwahl Lincolns zu hintertreiben. Er ließ ihnen aber, seiner Gewohnheit getreu, volle Freiheit, ihren Einfluß auszuüben, wie sie wollten, und er verlangte von ihnen nicht die Verwendung für sein Interesse. Seine edle Nachsicht gegen diejenigen seiner Gegner, welche nicht zugleich Gegner der Union waren, setzte Freund und Feind in Erstaunen. Seine Selbstlosigkeit und seine Geduld findet kein Beispiel in der Geschichte der Herrscher.

Das Volk, auf dessen wohlüberlegtes Urteil er stets sein Vertrauen setzte, erkannte auch die Größe seines Edelmutes an, und an der Wahlurne erlitten die selbstsüchtigen und ränkesüchtigen Gegner Lincolns eine überwältigende Niederlage.

Durch die wohlerwogene Festigkeit, mit welcher Lincoln allen Angelegenheiten seiner Verwaltung gegenübertrat, brachte er es dahin, daß alle von ihm getroffenen Entscheidungen so unparteiisch waren, als wären sie von der Gerechtigkeit selbst ergangen. Um eine ungerechte Entscheidung zu vermeiden, forschte er immer zuerst den Gründen nach, welche seine Gegner zum Widerstande getrieben haben könnten. Er sprach sich auch dahin aus:

„Es ist meine Pflicht, alle anzuhören, aber zuletzt ist es meine Sache, zu entscheiden, was ich zu thun und was ich zu lassen habe." Trotz aller der

Schrecken des Bürgerkriegs hat Lincolns Hand nicht durch einen einzigen Akt der Grausamkeit das makellose Sternenbanner befleckt; im Gegenteil hat er in tausenden von Fällen Gnade geübt und die Schrecken des Krieges gemildert. So oft er sich von einem Gefühle leiten ließ, war es das Gefühl der Menschenfreundlichkeit. Wenn eine Frau zu ihm kam, um für das Leben ihres Mannes oder ihres Sohnes zu bitten, so fand sie stets Gehör und meistens auch Erhörung. Eines Abends hörte er, nachdem er den ganzen Tag hindurch angestrengt gearbeitet hatte, im Vorbeigehen das Weinen eines Kindes. In der Annahme, seine Diener hätten eine Frau, welche mit einer Bitte zu ihm gekommen, nicht zulassen wollen, gab er den Befehl, sie hereinzuführen. Es war wirklich eine Frau, deren Ehemann als Soldat zum Tode verurteilt war. Lincoln hörte ihre langen Klagen an und entließ sie dann, vor Freude aufjauchzend, mit einem Gnadenbriefe in der Hand. Solche Auftritte wiederholten sich beständig in dem Präsidentenhause, welches dadurch ein Haus der Gnade wurde.

Wenn nicht alles Schöne, was die Religionslehrer und Dichter über das göttliche und königliche Amt der Gnade gesagt haben, nur leeres Wortgepränge ist, so hat sich Lincoln durch die Art, wie er sie ausgeübt hat, einen hohen Rang unter seinen Mitmenschen erworben. Denn niemand ist so oft um Gnade angegangen worden und niemand hat sie in so edelmütiger Weise ausgeübt wie er, welcher selbst unter den Greueln des Krieges sein Herz nicht gegen die Stimme der Menschlichkeit verschloß. — Während des Krieges legten ihm die Leute seine Handlungsweise als Schwäche aus; nachher haben sie dieselbe als Tugend gepriesen.

Auch mit der zweiten göttlichen Gabe, dem Blicke in das Wesen der Dinge, war Lincoln reich gesegnet. Er hatte eine feine Kenntnis der menschlichen Natur und der Grundsätze, von welchen sie sich leiten läßt. Er hatte eine wunderbare Fähigkeit, politische Grundsätze und Maßregeln auf ihren inneren Gehalt zu prüfen. Selbst in den Zeiten der höchsten Erregung der Gemüter führte er alle Dinge auf ihre Grundlage zurück und beurteilte danach, ob sie gut oder böse waren. Er kannte keine Leidenschaft, soweit mit dem Worte nur das Aufwallen des menschlichen Denkens und Fühlens gemeint ist. Wenn er mit Menschen zu verhandeln hatte, so wandte er sich an ihr Gewissen und ihre innere Überzeugung und ließ sie prüfen, ob das, was er wollte, recht oder unrecht sei. Wenn er die Leidenschaft des Volkes angeregt und für sich benutzt hätte, so würde dies Folgen gehabt haben, welche wir uns nur mit Schaudern ausmalen könnten. Die öffentliche Meinung glich damals einem großen Haufen Brennstoff, welcher nur auf die zündende Fackel wartete, um zur hellen, vernichtenden Flamme aufzuschlagen und einen wüsten Totentanz um sich zur verbreiten. Zum Heile für sein Vaterland und zum Heile für die ganze Zivilisation, welche von der Schande Amerikas mit betroffen worden wäre, hat Lincolns Hand die Fackel beständig von dem Scheiterhaufen fortgehalten. Er wandte sich nur an die edlen Regungen des Volkes und trieb es an, seine Leidenschaften zu bezwingen, er bewegte sie zur Geduld, zur Pflichterfüllung, zum Vertrauen auf die Macht des Höchsten und zur zuversichtlichen Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts.

Einmal stand er zwischen den Gräbern von tausenden von wackeren patriotischen Soldaten, welche ihr Leben zum Schutz ihres Vaterlandes gegen die Partei der Empörer und Sklavenhälter hingegeben hatten. Er hielt eine Ansprache, aber nicht wie ein weniger edler Mann gethan haben würde, um seine Zuhörer zur Rache anzufeuern, sondern mit folgenden, noch immer unvergessenen Worten:

„Laßt uns jetzt den festen Entschluß fassen, dahin zu wirken, daß die Männer, welche hier liegen, nicht umsonst gestorben sind. Möge die Nation mit Gottes Hilfe eine neue Wiedergeburt im Geiste der Freiheit erfahren; und möge die Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk, nicht mehr von der Erde verschwinden."

Ein solcher edler Grundsatz, wie er hier ausgesprochen wurde, vertrieb das Gefühl des Trotzes und des Racheburstes aus den Herzen der Zuhörer, und sie wurden von dem Triebe, edel und für edle Zwecke zu handeln, erfüllt. Man vergleiche hiermit die Ansprache Napoleons I. vor der Schlacht an den Pyramiden und man wird den Unterschied zwischen der wahren Größe eines Patrioten und der Eitelkeit eines ehrgeizigen Egoisten erkennen.

Die Bedeutung Lincolns als Staatsmann war nach einer Richtung hin beschränkt. Vielleicht war es nur eine Folge der schwankenden Meinungen seiner Zeitgenossen und der Notwendigkeit, Geister, welche einander widerstrebten, zu seiner Unterstützung zu vereinen. Jedenfalls ist es sicher, daß seine große Geduld, mit welcher er die Ansichten der Opposition anhörte, und seine große Nachsicht gegen alle persönliche Gegnerschaft, in Verbindung mit seiner versöhnlichen Geistesrichtung, seine Bedeutung als Haupt der vollziehenden Gewalt erheblich herabgeschwächt hat. Dieser Fehler ist ein natürlicher Begleiter der Großmut. Nur Gott allein ist davon frei, Menschen können es nicht werden, oder sie verlieren zugleich auch andere Eigenschaften, auf denen die menschliche Größe beruht. Die Gewalt mit Energie zu handhaben, den rechten Entschluß rasch zu fassen und rasch auszuführen, das ist die Sache des Tyrannen. In einer Republik dagegen ist es die Aufgabe der vollziehenden Gewalt, die Macht nur nach erfolgter Überzeugung für sichere und gerechte Zwecke anzuwenden. Die Ausführung geschieht nicht so schnell, aber was ausgeführt ist, hat längere Dauer. In diesem Sinne wurden auch seine militärischen Befehle erlassen. Mitten im Feindeslande gab er einmal einem seiner Generale die Anweisung:

„Machen Sie Ihre Maßregeln so kräftig, um die Eindringlinge zurückzuweisen und den Frieden im Lande aufrecht erhalten zu können, aber nicht so stark, um die Einwohner unnütz zu quälen und zu drücken. Das ist eine schwierige Aufgabe, aber um so größer wird Ihr Ruhm sein, wenn Sie sie gut ausführen."

Diese republikanische Mäßigung hat es bewirkt, daß Lincoln sich niemals ein Unternehmen zum Zwecke der bloßen Rache oder eine unnötige Strafe gegen seine Gegner erlaubte; hierdurch wurde es ermöglicht, daß die Union sich so schnell wieder mit denselben einigen und Frieden schließen konnte, nachdem ihre Macht durch Waffengewalt gebrochen war. Neben der Wiederherstellung der Union und der vollständigen Durchführung und Verwirklichung der persönlichen Freiheit

ist das schönste Andenken, welches Lincoln der Zivilisation seines Vaterlandes und seines Zeitalters hinterlassen hat, das Vorbild von Edelmut und Großmut in der Verwendung von ausgedehnten Machtmitteln zu einer Zeit, wo die Idee der Gewalt und der Unterdrückung die herrschende war. Ich weiß in der Geschichte kein Beispiel, daß eine solche Mäßigung in gleicher Ausdehnung geübt wäre und für ein strebsames Volk so viele Wohlthaten mit sich geführt hätte wie in diesem Falle.

Jener beliebte politische Grundsatz, welcher sich trotz der heutigen Zivilisation noch immer behauptet und sowohl in den Kabinetten der Selbstherrscher wie in den Caucusversammlungen der freien Staaten zur Anwendung kommt, nämlich, daß der Zweck das Mittel heilige, fand in Lincoln immer seinen erbittertsten Bekämpfer.

Ehe er vom Nationalkonvent zum Präsidenten ernannt war, wurde ihm mitgeteilt, daß seine Wahl von den Stimmen zweier Delegationen abhinge, deren Wortführer durch das Versprechen eines Ministerpostens für ihn gewonnen werden könnten. Er antwortete aber telegraphisch: „Ich gebe zu keinem Handel meine Einwilligung und will mich niemand gegenüber binden.“ Der Mann, welcher zehn Jahre vorher in der Republik „den ewigen Kampf zwischen den beiden Grundsätzen des Rechts und des Unrechts, welcher sich überall in der Welt abspielt“ erkannt hatte, konnte auch nicht einen Augenblick aus eigennützigen Interessen seine Stellung als Vorkämpfer des Rechts aus den Augen verlieren. Er wollte sich lieber auf einige Zeit von dem Unrecht besiegen lassen als sich mit ihm — wenn auch nur vorübergehend — verbinden. Dies kann hoch und gering an seinem ganzen Lebenslaufe lernen. Er hat durch sein Beispiel alle Unterdrückten dazu ermutigt, ihre lauteren Zwecke aufrecht zu erhalten und ihr Leben makellos zu bewahren. Sein Beispiel lehrt uns, „daß zur rechten Zeit dem Menschen die Last von den Schultern genommen und ihm freie Bahn gegeben werden wird.“ An zwei Dingen hat Lincoln mit unerschütterlichem Glauben sein ganzes Leben hindurch festgehalten: Gott will das Recht; und die Majorität der Menschen will auch das Recht, wenn es ihrer Vernunft und ihrem Gewissen klar dargelegt wird. Diese Übereinstimmung des göttlichen und des menschlichen Willens gewährte ihm auch die sichere Überzeugung, daß alle lebenden Wesen in Wahrheit ein Werk des Schöpfers sind. Dieser Glaube ist auch der sicherste Grund für den Glauben an die fortschreitende Entwickelung der Menschheit. Und auf diesen Glauben haben sich die Hoffnungen der Menschen zu allen Zeiten gestützt.

Die stets gleiche Großmut Lincolns ist von dem Augenblick seines Amtsantritts bis zu seinem tragischen Tode oft genug in schwere Versuchungen geführt worden: nicht allein durch bewaffnete Feindschaft, sondern auch durch boshafte Kränkungen und die bitteren Pfeile der Lächerlichkeit. Durch die Federn der Zeitungsschreiber und den Stift der Zeichner wurden unaufhörlich sein Charakter falsch geschildert, seine Lebensweise verspottet, seine körperliche Gestalt karrikiert und besonders seine Gesichtszüge zum Vergnügen für thörichte Leute lächerlich gemacht und verzerrt. Sein Gesicht wurde hager durch die schlaflosen Nächte, die ihm

die Sorge um das Wohl des Staates verursachten, und in Folge der Bedrängnisse des Krieges; aber er vergalt niemals Bosheit mit Bosheit und seine Geduld wurde durch den Spott und das Lachen seiner Gegner nicht erschüttert. Die gehässigen Eifersüchteleien seiner Nebenbuhler fanden sogar jenseits des Ozeans ihren Widerhall, und die bedeutendsten illustrierten Blätter in England trugen ihre faden Scherze, welche in der Entstellung und Karrikierung seiner Statur und seiner Gesichtszüge bestanden, in alle Länder hinaus, in welchen die englische Sprache geredet wird. Aber der Triumph Lincolns und mit ihm der Triumph der Freiheit kamen heran, als er gerade zu der Zeit, wo die Nation ihren Sieg erfochten hatte, von roher Mörderhand fiel. Seine Landsleute aus allen Teilen des weiten Kontinents standen vor seiner Leiche mit zusammengekniffenen Lippen, aufeinandergebissenen Zähnen und geballten Fäusten; und während der ganzen Trauerzeit und noch lange nachher war der Gifthauch der Verleumdung verstummt. Die Verleumder selbst waren vogelfrei; weder auf den Prairien noch in den Wäldern war ihr Leben sicher; die Höhe der Berge konnte wohl gegen wilde Tiere Schutz gewähren, aber für die Verfasser von Spott- und Schmähschriften gab es keinen Schutz gegen die göttliche Rache des Volkes, welches seinen toten Vorkämpfer kannte und liebte und mehr liebte als jemals, so lange er lebte. Der Tod brachte ihm einen größeren Triumphzug, als er jemals hinter dem Wagen eines römischen Imperators einhergezogen ist.

* * *

Wenn oben über Lincolns Größe als Redner gesprochen ist, so muß der Ausdruck etwas näher bestimmt werden. Unter Beredsamkeit versteht man oft nur Wortfülle und Glätte des Stils, Gewandtheit und Schärfe im Angriffe der Gegner, Fruchtbarkeit der Einbildungskraft und eine wirkungsvolle Kunst der Übertreibung, welche sich um die Wahrheit nicht kümmert. Man betrachtet sie als eine Fertigkeit, welche man in der Schule lernen und auf der Universität nach klassischen Vorbildern ausbilden muß. Eine soche Beredsamkeit genügt wohl für akademische Festreden, aber sie reicht bei weitem nicht aus für die Bedürfnisse eines Volkes, welches sich selbst regiert, viel Verstand und viel Liebe zum Vaterlande besitzt und von seinen Leitern Aufrichtigkeit und Wahrheit verlangt. Lincolns Rede kannte gar keine klassischen Vorbilder. Er hatte eine große, und wenn man seine ungenügende Bildung berücksichtigt, eine überraschend große Beherrschung der englischen Sprache. Die Worte dienten ihm nur als Träger seiner Gedanken, und er wußte stets den besten und schärfsten Ausdruck zu finden. Niemals sprach er, um den Satz zu füllen, eine Phrase überflüssig aus, sondern jedes Wort, welches er brauchte, war erforderlich, um das, was er dachte, mit Klarheit, Kraft und Schärfe zum Ausdruck zu bringen. Seine Bilder hatten denselben Charakter: sie dienten nur dazu, um den vorgetragenen Stoff anschaulich zu machen und dem Gedächtnis einzuprägen; sie wurden immer aus dem Anschauungskreise entnommen, welcher seinen Zuhörern bekannt und vertraut war. Von der Zeit an, als er begann, sich für den Grundsatz der Sklavenbefreiung zu begeistern, wurde sein Stil noch ernster und wärmer und nahm zuweilen eine Art

von Pathos an. Selten zitierte er Aussprüche anderer. Wenn ein Ausdruck, welchen er brauchte, nicht ganz von ihm selbst gebildet war, so trug er den Stempel der Heiligen Schrift oder Shakespeares oder der Reden der Gründer des nordamerikanischen Freistaats. Er suchte niemals die Einbildungskraft seiner Zuhörer anzuregen, da er wußte, daß der Eindruck, welchen eine solche Redeweise macht, nicht auf die Dauer wirkt und unfruchtbar bleibt. Für den glänzenden Stil, welcher sich auf die Leidenschaften der Menschen stützt und an die Leidenschaften der Menschen wendet, hatte er kein Interesse. Aber in dem richtigen Gebrauche der Sprache, um die Urteilskraft ehrenhafter Männer zu überzeugen und zu bekehren und die edelsten Gefühle des menschlichen Herzens tief aufzuregen, in der sittlichen Kraft, welche seine Sprechweise auszeichnete, ist ihm von Demosthenes bis auf unsere Tage kaum ein Redner gleich gewesen.

Noch eins zeichnet ihn vor allen oder doch den meisten berühmten Rednern aus: seine Hände sind niemals durch unredlichen Gewinn beschmutzt worden, und obgleich während der Wirkungszeit Lincolns eine ungeheure allgemeine Entmutigung und Niedergeschlagenheit herrschte infolge eines viel bedrohlicheren Bürgerkrieges als der, welchen Lincoln erlebt hat, so wurde er doch niemals mutlos, sondern er brachte in seinen Reden seine eigene Zuversicht zum Ausdruck und suchte auch das Vertrauen des Volkes auf die Zukunft zu stärken; es gelang ihm auch, die niedergeschlagenen Herzen seiner Mitbürger wieder frisch zu machen und sie zu neuen Anstrengungen für die Verfechtung der Freiheit in der Union anzuregen.

Zu der Zeit, als die Wogen der Sklavenhalterpartei hoch gingen wie in einer Stumflut, flößte er den Freunden der Freiheit durch folgende Worte seinen eigenen unverzagten Mut ein: „Wir werden in Zukunft nicht aufhören, für die Freiheit und gegen das Sklavenhalten zu sprechen, solange uns die Verfassung das Recht der freien Rede gewährt; so lange bis von einem Ende des Kontinents zum andern über keinen Mann die Sonne mehr scheint, der Wind dahinstreicht und der Regen herabfällt, der Arbeit für Fremde ohne Entgelt verrichten muß."

Ganz zu Anfang des Bürgerkrieges, welcher die Herzen aller seiner Landsleute mit Furcht erfüllte, als die Legionen der Sklavenhalter an die Gewehre traten und den Kriegsschrei erhoben, da sandte er von den Stufen des Nationalkapitols, welches er eben geschworen hatte, zu beschützen, an seine Feinde folgende rührende Anrede: „Wir sind nicht Feinde, sondern Freunde. Wir dürfen keine Feinde sein. Obgleich die Leidenschaft erregt ist, darf dies doch nicht soweit führen, um die gegenseitige Zuneigung zwischen uns zu zerreißen. Die wunderbaren Saiten der Erinnerung, welche über das ganze weite Land von allen Schlachtfeldern und Kriegergräbern bis in alle lebenden Herzen und an alle Herdsteine gespannt sind, werden zusammen harmonisch erklingen, wenn sie wieder angeregt werden, und das wird geschehen durch die besseren Engel unserer Natur."

Nachdem vier Jahre des nicht endenwollenden Krieges mit wechselndem Glücke verflossen waren, ehe der letzte entscheidende Schlag gefallen war, da stand er wieder in der Halle des Kapitols, und mit standhaftem Geiste und un-

gebeugtem Mute rief er angesichts Gottes den ihm aufwartenden Landsleuten folgende Worte zu:

„Wir hoffen von ganzem Herzen und beten inständigst, daß wir von dieser schweren Kriegsgeißel bald befreit werden mögen. Aber wenn Gott es will, möge es dauern, bis aller Vorteil, den die Sklavenhalter zweihundertundfünfzig Jahre hindurch aus den unvergoltenen Arbeiten ihrer Unterworfenen gesogen haben, wieder dahin ist, und bis jeder Blutstropfen, der unter dem Schlage der Peitsche geflossen ist, durch einen anderen, unter dem Schwerte geflossenen, gerächt ist. Wie es schon vor dreitausend Jahren gesagt ist, so sagen wir es noch heute: Die Urteile des Herrn sind allzumal wahr und gerecht. Bosheit gegen keinen, Wohlthaten für alle, festes Verharren auf dem rechten Wege, so wie Gott ihn uns zeigt, auf diese Weise wollen wir uns bemühen, um das Werk, welches wir unternommen haben, auch zu beenden, um die Wunden der Nation zu heilen, um für die Männer, welche in die Schlacht ziehen, zu sorgen, für sie selbst, ihre Witwen und ihre Waisen, und um mit allen unseren Kräften einen langen und dauernden Frieden mit einander und mit allen fremden Völkern herbeizuführen und zu erhalten."

Seine Beredsamkeit hatte eine viel packendere Wirkung, als je ein Grieche oder Römer erreicht hat; und seine patriotische Stimme hatte viel tiefer eindringende Töne, als jemals aus Westeuropa an unsere Küsten gedrungen sind. Das stolze Dahinbrausen seiner öffentlichen Reden verband die Kraft und die Anmut eines griechischen Tempels miteinander, während die Gedanken, welche er zum Ausdruck brachte, edler waren als die, welche in den Orakeln der in den Tempeln wohnenden Götter ausgesprochen wurden. Wenn die Sätze, welche ich im obigen aus seinen Reden angeführt habe, den ganzen auf uns gekommenen Nachlaß eines unbekannten Redners aus dem klassischen Altertum darstellten, so würden die heutigen Gelehrten den Verfasser derselben für den größten Redner und den edelsten Patrioten aller Zeiten erklärt haben.

Sollte einer meiner Leser glauben, ich habe zu sehr die Sprache des Lobredners geführt, so möge er bedenken, daß wir dem Manne, welchem diese Betrachtung gilt, noch recht nahe stehen. Er war im Leben sehr einfach und fand kein Vergnügen an der Entfaltung von Prunk und am Zurschautragen seiner Macht. Und dieses einfache persönliche Auftreten läßt uns nur mit Schwierigkeit ermessen, wie ungeheuer groß er der Nachwelt erscheinen wird. Infolge des Zeitablaufs und der Arbeiten der Historiker ist die allgemeine Achtung vor Washingtons Charakter und Größe in den letzten hundert Jahren beständig gewachsen. Wenn man in derselben Weise die Schriften, die Reden, die Briefe und das Leben Lincolns hundert Jahre lang durchforscht, so wird er in der öffentlichen Meinung ebenso groß dastehen, viel größer, als wir ihn heute zeichnen können. Die Sprache der Wahrheit wird ihm gegenüber stets die Sprache des Lobes sein.

Der Reisende, welcher am Fuße eines Gebirges steht, dessen Spitzen sich in die Wolken erheben, sieht alle seine Schluchten, Spalten und Zacken und die Rauhheit des Bodens, welche den Aufgang unmöglich macht. Aber er kann den Umfang desselben nicht ermessen, seine Spitze nicht entdecken und die großen Linien

seiner majestätischen Schönheit nicht sehen. Dann zieht er sich aber einige Meilen zurück auf einen benachbarten Berg. Hier blickt er hinweg über den trüben Nebel der Thäler und durch die reine Luft der Höhe sieht er nicht mehr die gähnenden Schluchten, die häßlichen Zacken oder die rauhen Spalten; aber seine Augen werden erfüllt von der Pracht einer schönen Gottesschöpfung, mit mannigfachen und anmutigen Umrissen, deren Gipfel von den Wolken der Erde nicht berührt werden und deren reine Krone weithin leuchtet in dem goldenen Glanze einer ewigen Sonne. So wird die Zeit und die Entfernung die Umrisse von Lincolns bedeutendem Charakter verschönern, die Menschen werden seine Größe erkennen und werden sich sonnen in dem Lichte, welches von der erhabenen Größe des Mannes ausgeht, eines Wohlthäters nicht nur für sein Volk, sondern für das ganze menschliche Geschlecht.

Ich habe bereits erwähnt, daß bei seinem Tode schon die Anerkennung, welche er in Amerika fand, sehr groß war. Aber in den anderen Weltteilen, wo man den günstigeren Blick aus der Ferne hatte und somit die große Bedeutung seines männlichen Charakters noch besser zu würdigen im stande war, war die Anerkennung noch größer als unter seinen engeren Landsleuten. Lobende Schreiben und aufrichtige Beileidsbezeugungen kamen von Parlamenten, Fürsten und Völkern, von den Ratsversammlungen der Hauptstädte, Landstädte und Dörfer, und in noch größerer Zahl von Volksversammlungen und Gesellschaften und von Arbeitervereinen aller Länder und Sprachen aus der ganzen Welt.

Dieselben gingen nicht nur ein aus den Staaten von Mittel- und Süd-Amerika, wo in Chile bei der Nachricht von seinem Tode starke Männer durch die Straße gezogen sein und wie Kinder geweint haben sollen, und aus den europäischen zivilisierten Staaten Großbritannien, Frankreich, von den spanischen und portugiesischen Cortes, von der russischen Regierung, aus Italien, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden, Norwegen und Schweden, Österreich, dem Deutschen Reiche und Griechenland, sondern auch aus den weniger kultivierten Weltteilen, von der Nord- und Westküste Afrikas, aus China, Japan, Persien, der Türkei, Ägypten, Australien und vielen größeren Inseln aller Meere.

Die Monarchen haben viele stolze Titel, welche sie von ihren Vorfahren ererbt, durch die Päpste erteilt bekommen oder durch Eroberungen erworben. Aber kein Kaisergrab trägt so viele und so stolze Titel wie die Welt auf Lincolns Grab niedergelegt hat. Kaiser und Könige sind zu allen Zeiten, von welchen die Geschichte spricht, durch die Waffen von Meuchelmördern gefallen, aber kein gekrönter oder ungekrönter Sterblicher ist so von allen Seiten betrauert worden, keiner so einstimmig von allen Völkern, von hoch und niedrig, unter vollständiger Billigung von oben herab, für unvergeßlich erklärt worden wie Lincoln. Als Lincoln fiel, erzitterte die Welt.

> Nothing can cover his high fame but Heaven,
> No pyramid set off his memory
> But the eternal substance of his Greatness.[1])

[1]) Sein großer Ruhm ist soweit ausgebreitet, daß nur der Himmel groß genug ist, ihn zuzudecken; keine Pyramide genügt, um das Andenken an ihn zum Ausdruck zu bringen, sondern nur das ewige Wesen seiner Größe.

Ich habe mich im Vorstehenden bemüht, so kurz wie möglich den geistigen Charakter Abraham Lincolns zur Darstellung zu bringen und für seine große Bedeutung einige aus allen Teilen der Welt geschöpfte Beweise auzuführen. Wenn es mir gelungen ist, die wirkliche Art seiner Bedeutung und die charakteristischen Züge seines öffentlichen Lebens richtig wiederzugeben, dann wird man mir auch glauben, daß seine Landsleute heute und alle Zeit ihn nicht vergessen werden und daß die ganze zivilisierte Welt ihn in die erste Reihe der großen Männer stellen und sein Andenken ehren wird, so lange die Geschichte die edlen Eigenschaften der Herrscher anerkennt. Die Charakterzüge, durch welche sich die großen Männer auszeichnen, waren alle derart in ihm vereinigt, daß er in den Annalen der Litteratur und den Herzen der Menschen unsterblich bleiben wird. Kein geringer Schauspieler hätte Lincolns Rolle in der großen vierjährigen amerikanischen Tragödie spielen können. Ein ganzer Weltteil war seine Bühne, die ganze gebildete Menschheit seine Zuschauer; nur wahre Größe konnte unter soviel Beifall abgehen.

Wenn es möglich ist, den Begriff der menschlichen Größe zu bestimmen, so muß man wohl darunter eine Vereinigung von solchen Eigenschaften des Geistes und Herzens verstehen, welche den von allen Gebildeten anerkannten Eigenschaften Gottes, als der einzigen unaussprechlichen, wahren Größe, am nächsten stehen. Wer von diesen Eigenschaften am wenigsten und von den entgegengesetzten Eigenschaften am meisten besitzt, ist der kleinste und schlechteste Mensch; wer aber die göttlichen Eigenschaften im höchsten Maße besitzt, ist der beste und größte Mensch. Nun fordere ich die Geschichtsforscher aller Länder auf, die ganze Reihe von Herrschern, welche auf der Welt gewirkt haben, zu durchmustern. Befreit sie von dem blendenden Schmucke ererbter Titel, von allem Pomp und den äußeren Zeichen der Macht: und dann frage man sich, wie viele von ihnen soviele der göttlichen Eigenschaften besessen und im Leben verwertet haben wie Abraham Lincoln. Soweit die heutige Zivilisation reicht, haben wenige Monarchen einen so bedeutenden Einfluß auf die Geschicke einer Nation gehabt wie der amerikanische Präsident während des gewaltigen Bürgerkrieges. Wenige haben die Macht in so göttlicher Weise gebraucht, in so herzgewinnender Weise gegen soviel Widerstrebende, mit soviel Geduld gegenüber soviel Gewalt, mit soviel Milde gegenüber soviel Grausamkeit, oder zu einem so erhabenen Zwecke, wie es die Befreiung und die Hebung der Menschen ist, im Gegensatz zu der rohen Gewalt, welche die Unterwerfung derselben unter das Sklavenjoch im Auge hat.

Niemand ist einer gleichen Verräterei mit so selbstlosem Patriotismus gegenübergetreten wie Lincoln. Wenn alles, was über die Schönheit der Mäßigung und der Gnade, als Begleiterinnen der thronenden Macht, seit dem Anbeginn der Zeiten bis heute von den Priestern gelehrt und von den Dichtern gesungen worden, nicht leeres Gerede und eitle Phantasie ist, dann ist auch Lincoln würdig, in Poesie und Prosa bis an das Ende aller Zeiten gefeiert zu werden. Wenn man fortfahren wird, wie bisher die Muster kräftiger und überzeugender Beredsamkeit auszusuchen und in den Schulen zu lesen, um mit Hilfe derselben die Lernenden

zur Vaterlandsliebe heranzuziehen, dann wird die Jugend aller kultivierten Länder in aller Zukunft die Kernstellen seiner glühenden und patriotischen Reden ihrem Gedächtnisse einprägen. Wenn jemals ein Forscher alle ihm erhaltenen litterarischen Zeugnisse der Vergangenheit durchsucht, um wenigstens einen heldenmütigen Mann zu finden, welcher im Besitze großer Macht gewesen ist und alle Gelegenheit gehabt hat, sie für seinen eigenen Vorteil zu verwenden, und dabei nicht ein einziges Mal die Versuchung empfunden, sie zu diesem Zwecke zu mißbrauchen, dann wird er seine Suche beenden, wenn er auf Lincoln stößt. Wenn im Laufe der Jahrhunderte die nordamerikanische Republik einmal eine Zeit des Niedersteigens und Fallens durchzumachen hat, dann werden die künftigen Redner und Patrioten ihre Mitbürger an Lincolns Glauben an Gott und an die Menschen erinnern, um die Hoffnungslosen beherzt zu machen, die Ungläubigen zum Glauben zurückzurufen und der Welt die feste Überzeugung beizubringen, daß der Staat und das Land, welches Washington gegründet und Lincoln befreit hat, immerdar blühen werden, in Ehre, in Würde und in dem Ruhme wahrer nationaler Größe.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wessenbergs mit Mittermaier.

Von

Arthur Kleinschmidt.

(Fortsetzung.)

Ein Gegner Preußens, ein Freund Österreichs — das war und blieb Wessenberg offen und ehrlich, und in seiner Stellung war dies naturgemäß. So schrieb er Mittermaier auf einen Brief vom 15. Juni 1847 am 14. September:

„Sehr hemmend und lähmend wirkt in Deutschland das geringe Ergebnis des preußischen Landtages,[1] die spröde Kargheit und Zögerung der Regierung, die mit so vieler Umsicht und edlem Takt ausgesprochenen Wünsche des Landtages auch nur einigermaßen zu befriedigen. Meine diesfälligen Erwartungen waren nie groß, sind aber jetzt noch mehr herabgestimmt. Was mir am meisten mißfällt, ist, daß man es von oben, während da so viel als nichts geschieht, sehr ungnädig aufnimmt, wenn von unten der leiseste Zweifel daran sich zeigt, daß die reichlichste Gnadenfülle in Aussicht stehe. Aller Bekrittelung zum Trotz steht das Betragen des Landtages würdevoll in der Geschichte da. Die Ernte ist wohl nur vertagt. Sie wird schwerlich ausbleiben. Indessen ist die Stellung, in die sich Preußens Regierung gesetzt hat, auch auf den Fortgang der Dinge in Italien von lähmendem Einflusse. Von allen Seiten verrät sich ein verbissener

[1] Am 26. Juni geschlossen.

Zorn gegen des Papstes Entschluß, den Volkswünschen nicht mit Phrasen, sondern mit der That entgegen zu kommen . ."

Und das Auge auf Italien gerichtet, fuhr der Prälat am 22. September fort:

„. . Die Nachrichten aus allen Gegenden Italiens von den Auftritten, welche der vorherrschende Volksgeist hervorruft, haben sich sehr gehäuft. Einzig im Kirchenstaate steht die Reformbewegung makellos und in reinem Glanze durch freiwillige Übereinstimmung der Regierung und des Volks da. Störend ist es hingegen, daß die Regierungen zu Toskana und Lukka sich die Zugeständnisse in bezug auf Reformen durch das Volk haben abtrotzen lassen. — Während nun so die Reformbewegung in Italien sich immer mehr ausbreitet, scheint ihre Stellung gegen die auswärtigen Mächte sich zu verwickeln und bedenklich zu werden, und vieles, was man in dieser Beziehung vernimmt und wahrnimmt, erregt die Besorgnis, es möchte der Politik in diesem wichtigen Spiele gelingen, die Karten so zu mischen, daß die wahren Interessen dieses herrlichen Landes abermals verloren gehen. Muß es dem unbefangenen Beobachter nicht als ein großer Mißgriff der Reformpartei und namentlich ihrer Schriftsteller erscheinen, daß sie einen Haß gegen die Tedeschi, namentlich gegen Österreich, aufgeregt und ihn zu einem wirksamen Hebel und Triebwerk ausersehen haben? Wäre es nicht weit klüger gewesen, die Reformfreunde hätten sich Mühe gegeben, die österreichische Regierung, der an dem ungestörten Besitz des größten Teils von Oberitalien viel gelegen sein muß, zur Mitwirkung auf dem Wege heilsamer Reformen zu ermuntern und es ihr recht einleuchtend zu machen, daß eine solche Mitwirkung ganz in ihrem eigenen Interesse gelegen sei, und daß in dem lombardo-venetianischen Königreiche alle Elemente zur Ausführung einer glücklichen Reform in vorzüglichem Maß sich vorfinden? Dadurch hätten die italienischen Reformfreunde ihrer Sache bedeutenden Vorschub geben und insbesondere den Lombarden zur Erreichung ihrer Wünsche sehr behilflich werden können, wogegen sie durch Anfachung des Hasses gegen Österreich nur ein mächtiges Hindernis gegen den Aufschwung Italiens ins Dasein rufen. Mit richtigem politischem Takt sollten die Schriftsteller, die die Reformbewegung zu fördern beabsichtigen, nicht übersehen, daß ein feindseliges Benehmen gegen Österreich nur der französischen Politik, die auf Wiedergewinnung des vorherrschenden Einflusses auf die Halbinsel lauert, einen Dienst erweisen könnte. — . . Die Drachensaat des Hasses hat nie gute Früchte hervorgebracht. Eben dadurch erscheint mir Pius IX. so ehrwürdig, weil er sein Reformwerk auf Liebe und Vertrauen zu begründen bedacht ist und alle unlauteren Elemente davon auszuscheiden und fernzuhalten strebt."

Am 6. November fuhr er in seinen Betrachtungen fort, indem er einen Brief des Heidelberger Freundes vom 18. Oktober beantwortete:

„. . . Den wundesten Fleck für Deutschland erblicke ich jetzt in dem ungewissen, schwankenden Zustand des in vielseitiger Bildung weit fortgeschrittenen Preußen. Die noch in der ersten Hälfte dieses Jahres gehegten Hoffnungen von einem durch die Verhandlungen des Landtags zu bewirkenden Aufschwung zu einer den Bedürfnissen entsprechenden Gestaltung der Dinge schwinden täglich

mehr dahin. Halbe und Viertelsmaßregeln sind das Höchste, was man jetzt von dort erwarten kann. Die geistige und moralische Hemmung, die daraus für ganz Deutschland hervorgeht, ist unbeschreiblich. Es gewinnt immer mehr das Aussehen, als ob dieses große, herrliche Land von der Politik verdammt sei, an einem Marasmus auszuzehren und hinzuwelken. Die deutschen Staatsmänner haben in der That eine wunderbare Virtuosität im Dämpfen und Hinhalten und Abmatten der Geister, bis sich ihre Bestrebungen in nichts oder blauen Dunst auflösen. In den Bewegungen der italienischen Halbinsel sehe ich auch noch nicht recht klar, und noch befürchte ich, der Einfluß der auswärtigen Mächte werde nicht sowohl dazu dienen, die Verwirrung zu lösen als sie zu vermehren. Die beste Haltung beobachtet noch fortwährend Pius IX. Viel wird jetzt für das Gelingen seines politischen Reformwerks von der Art abhängen, wie die Konsulta ihren Beruf erfüllen wird. Am bedenklichsten erscheint mir seine Stellung gegenüber dem Orden, den Gregor XVI. sich übers Haupt wachsen ließ . . Über den Ausgang der Dinge in der Schweiz[1]) bin ich jetzt sehr in Sorgen. Ein Religionskrieg ist ein schlimmes, bösartiges Ding. Der Jesuitenpartei ist es, wie es scheint, gelungen, dem einfältigen Volk weiß zu machen, daß es auf den Umsturz seiner angestammten Religion und Freiheit abgesehen sei. Ich war der Ansicht, es wäre am weisesten, die Kantone des Sonderbundes sich selber zu überlassen, jedoch so, daß ihnen die Eidgenossenschaft durch Entsagung auf den Sonderbund stets offen bleiben solle. In einem Vierteljahr hätte der Sonderbund sich selbst auflösen müssen . . . ."

Wessenberg ließ das Jahr 1847 nicht ablaufen, ohne noch am 29. Dezember dem Freunde zur Wiederwahl zum Amte des Präsidenten der badischen Zweiten Kammer zu gratulieren, und fügte den innigsten Segenswünschen für das kommende Jahr, dessen Bedeutung er kaum ahnen konnte, die Worte hinzu:

„Es läßt sich nicht verkennen, daß die großen Angelegenheiten der Gesellschaft sich wieder in einer Krisis befinden. Der an Ergebnissen so arme Ausgang des Landtags in Berlin hat die Hoffnung, daß die deutschen Bestrebungen für gesetzliche Freiheit endlich einmal einen starken Mittel- und Anhaltspunkt erhalten würden, schmerzlich enttäuscht. Nichts deutet an, daß in nächster Zukunft das preußische Schaukelsystem einem entschiedenen Vorschreiten zu einer freisinnigen Verfassung weichen werde. Vielmehr scheint jetzt der Sieg der Liberalen in der Schweiz die drei nordischen Mächte zum Widerstand gegen die Freiheitstendenzen der Völker inniger als je zuvor vereinigt zu haben. Alles dies enthält die stärkste Mahnung an alle, die das Rechte und Gute wollen und erstreben, sich aufs engste zu vereinigen und sich vor allen Übertreibungen zu hüten . . .

Was unsere lieben Nachbarn in der Schweiz betrifft, so baue ich jetzt meine besten Hoffnungen auf die Einwirkung von Stratford Canning[2]), dem es als einem parteilosen Ratgeber vielleicht gelingen wird, die Tagsatzung und die

[1]) Sonderbundskrieg.

[2]) Zur Mediation in die Schweiz gesandt, wirkte dieser große Diplomat dann in Paris in Sachen der Neufchateler Affaire ein.

Männer des Vororts für ein System der Mäßigung zu gewinnen, welches geeignet wäre, eine aufrichtige Versöhnung zu gründen und dem Ausland jeden Vorwand zu einem Einschreiten abzuschneiden . . . ."

So kam das Jahr 1848 heran, und am 23. März schrieb Wessenberg an Mittermaier:

„Welche Wunderdinge, wovon niemand geträumt, haben sich, seitdem wir unsere letzten Briefe gewechselt, begeben . . Da kam die Kunde von dem wie auf einen unterirdischen Windstoß erfolgten Umsturz des ganzen politischen Gebäudes in Frankreich[1]) und bald hernach von der gewaltigen Rückwirkung auf unser liebes Deutschland. Der urplötzliche, kräftige Aufschwung der Österreicher und der Ungarn läßt großartiges erwarten, wofern er von wahrhaft patriotisch gesinnten Männern mit fester Hand und Weisheit geleitet wird. Um so betrübender ist das starrsinnige Zögern und Zaudern der preußischen Machthaber. Beinahe unbegreiflich ist es, dieses System auch jetzt noch fortdauern zu sehen, nachdem die Ereignisse von Wien und Preßburg[2]) bekannt geworden waren.

Was erwarten Sie von den Verhandlungen zu Frankfurt über die Bildung eines deutschen Volksparlaments? Würde ein solches nicht ganz überflüssig, wenn der Bundestag ganz im freisinnigen Geist umgeformt und ein Bundessenat von tüchtigen und patriotisch gesinnten Männern, von den Landständen und Regierungen gemeinsam erwählt, bestellt und ihm der rechte Wirkungskreis für alle dem deutschen Bund gemeinschaftlichen Angelegenheiten angewiesen würde? Muß man nicht besorgen, daß die Koordinierung eines Bundestages und eines Volksparlaments Reibungen veranlassen würde, bei denen ein wirksames Regiment nicht leicht ins Leben treten könnte?"

Und voll Mißtrauen gegen Preußen fuhr er am 28. März fort:

„Was sagen Sie von dem preußischen Gelüst nach der deutschen Krone? Das Auftreten als Hort der deutschen Volksfreiheit auf der noch rauchenden Blutspur der gräßlichen Volksmetzelei in Berlin[3]) mag zwar einen genialischen Schein haben, gleicht aber doch zu sehr einem kühnen Theaterstreich, als daß man daraus mit Zutrauen eine aufrichtige Sinnesänderung entnehmen könnte. Die Komödie folgt zu schnell auf die Tragödie. Wer muß nicht versucht werden zu glauben, daß man nun auf einem anderen Weg das erzielen wolle, was man auf dem mißglückten Dresdener Kongreß zu erreichen gehofft hatte? Das Bundesheer soll freilich gegen außen schlagfertig gerüstet stehen. Aber was hätte die deutsche Volksfreiheit von einem Parlament zu Berlin unter den Auspizien einer Diktatur mit Dragonern und Kartätschen zu erwarten? Timeo Danaos et dona ferentes. Würde nicht der Antrag auf Erwählung des Erzherzogs Johann von Österreich zum deutschen Bundeshaupt weit zuverlässigere und schönere Aussichten eröffnen? Dieser Prinz hat wie kein anderer jederzeit eine freisinnige Denkart und eine wahrhaft volksfreundliche Gesinnung bewährt, auch hat er Talent und Einsicht . . ."

[1]) Die Februarrevolution.

[2]) Die Revolution.

[3]) Der Straßenkampf im März.

Mittermaier trat in das Frankfurter Vorparlament vom 31. März und wurde sofort zum Vorsitz berufen; Wessenberg schrieb ihm an diesem Tage:

„Meine innigsten Glückwünsche begleiten Sie nach der Bundesstadt. Möge es Ihnen dort gelingen, solchen Grundsätzen den Sieg zu verschaffen, die geeignet sind, dem großen deutschen Bund eine Grundlage zu geben, welche die erste Einigung aller seiner Staaten und dadurch ihre Wohlfahrt und ihre Macht gegen das Ausland verbürge und sichere! Übrigens kann ich nur wiederholen, daß meiner Überzeugung nach die einzige Aufgabe der jetzigen Versammlung darin bestehe, mit dem Bundestag eine Anordnung über die Art und Weise zu verabreden, wie die Wahl der Abgeordneten zu der Nationalversammlung überall ohne Verzug vorgenommen werden soll, welche berufen ist, die künftige Bundesverfassung zu entwerfen und festzusetzen, ein Werk, welches nicht nur große Ein- und Umsicht, sondern auch Unbefangenheit und wahrhaft patriotische Gesinnung erfordert. Denn damit das Werk von Dauer sei und gedeihliche Frucht bringe, müssen die Zustände und Verhältnisse aller Bundesstaaten von innen und gegen außen sorgfältig erwogen und berücksichtigt werden."

Mit großer Spannung verfolgte „der Einsiedler am Bodensee" den Gang der Ereignisse. Am 14. April äußerte er sich gegen Mittermaier:

„Empfangen Sie meine herzlichen Glückwünsche zu der im ganzen befriedigenden Beendigung des mühsamen Geschäfts in Frankfurt[1]); das Ergebnis der dortigen Versammlung hat uns die Aussicht einer Einigung der deutschen Völker mittelst gemeinsamer Bundesverfassung eröffnet. Das ist kein geringes Verdienst. Die Versammlung hat den letzten Damm, der dem Werk entgegenstand, niedergeworfen. Um so betrübender ist unsere Anarchie im Seekreise. Als wir hier glaubten, wieder etwas ruhiger atmen zu können, kamen ganz unversehens die Herren Struwe und Hecker und steigerten die Aufregung noch mehr. Zwar scheiterte ihr Antrag, die Ausrufung der Republik betreffend. Aber vorgestern und heute sind Abteilungen von Bewaffneten dahier[2]) ausgezogen (die erstere hatte Hecker an der Spitze), um sich angeblich mit größeren Massen von Bewaffneten zu vereinigen, die nach Karlsruhe ziehen wollen. Möge Gott uns vor größerem Unheil behüten!"

Schon Tags darauf fuhr Wessenberg fort:

„. . . Soll ein fester und kräftiger Bau zu stande kommen, so scheint es mir von der größten Wichtigkeit, daß alle Verwickelungen im Organismus der Bundesgewalt soviel immer möglich vermieden werden . . .

Sie werden bereits von der Komödie einer provisorischen Regierung in Stockach Kenntnis erhalten haben. Der gesunde Verstand steht vor dergleichen Dingen still, der aufrichtige und besonnene Vaterlandsfreund muß es aber mit Schamgefühl beklagen, daß solche Erscheinungen bei uns in dem Augenblick auftauchen können, wo es sich um die Einigung eines starken Deutschland handelt,

---

[1]) Einsetzung des Fünfziger-Ausschusses.

[2]) Konstanz.

damit allen seinen Völkern der Genuß gesetzlicher Freiheit und Sicherung gegen das Ausland zuteil werde."

Im Hinblicke auf die Tage in Frankfurt setzte er am 20. April hinzu:

„Das Ergebnis gereicht Ihnen zur süßen Belohnung. Wäre dasselbe nach dem Sinn der Demagogen-Partei ausgefallen, so wäre Deutschland jetzt in einer trostlosen Lage. Ist ja doch selbst jetzt, nachdem das drohende Gewitter in Frankfurt glücklich beschworen worden, unser politischer Himmel von ernsten Wolken getrübt! .. Von der hier durch die Bauernvögte improvisierten Republik und provisorischen Regierung kein Wort! .. Es thäte dringend not, daß die obrigkeitlichen Behörden wieder in den Stand gesetzt würden, ihr Amt zu verwalten. Von der Zusammensetzung des Volksparlaments ist es schwer, sich zum voraus eine Vorstellung zu machen. So zahlreiche, sehr gemischte Versammlungen haben in aufgeregten Zeiten immer ihr Bedenkliches, und hier kommt noch dazu, daß die Geschäftsordnung erst entworfen und beschlossen werden muß, und zwar von der Versammlung selbst. Es dürfte sich auch jetzt erwahren, daß der Männer von höherer und gediegenerer politischer Bildung und Erfahrung beinahe in allen deutschen Landen nicht sehr viele sind, und es steht eben noch dahin, ob die Wahl auf die rechten fallen werde. Gott lenke alles zum Besten des lieben Vaterlands!"

Erzherzog Johann war der Mann seines Herzens; auf ihn blickte er hoffend hin, als er Mittermaier am 5. Mai schrieb:

„.. Meines Erachtens würde die Erwählung des Erzherzogs Johann zum Bundeshaupt mit einem im Einverständnis zwischen den Fürsten und Landständen mit tüchtigen Männern von gutem Klang und Ruf besetzten Bundessenat und einem nicht zu zahlreichen Nationalausschuß allen Verhältnissen weit besser entsprechen als das von den Siebzehnern angetragene erbliche Kaisertum ohne Land mit einem Reichsministerium und zwei zahlreichen Körperschaften, einem Reichsrat von zweihundert und einem Unterhaus von sechshundert Gliedern. (Dieses Regiment würde allein Millionen kosten und eine neue oberste Bureaukratie kreieren.) Auch glaube ich nicht, daß Österreich und Preußen sich einem so vollmächtigen Bundesregiment unterordnen werden; auch die anderen deutschen Könige werden sich dies schwerlich gefallen lassen. Die Aufgabe der obersten Bundesbehörde sollte meines Bedünkens bloß sein, die allgemeinen Interessen des Bundes durch allgemeine verbindliche Gesetze zu regeln und ihnen Geltung und Vollziehung zu verschaffen. Im übrigen hätte sie das Regieren den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Verfassungen zu überlassen. Sic mihi videtur . . .

Daß die Hecker und Struve sich unmöglich gemacht haben, ist immerhin als negativer Gewinn[1]) anzusehen. Übrigens wiederhole ich, ... daß nur allgemeine Amnestie der Verführten und Bethörten Zutrauen und Ruhe herstellen könne, wogegen der Gerechtigkeit Genüge geschieht, wenn nur die erwiesenen Verbrechen bestraft, bloße Schwächen und Mißgriffe aber mit aller Nachsicht und Milde behandelt werden. Peter[2]) hat meines Bedünkens durch sein augenblickliches

[1]) Bei den Wahlen.

[2]) Regierungsdirektor des Seekreises, ein Radikaler.

Nachgeben gegen den Sturm der wütenden Vögte nur drohendes Unheil von Konstanz abzuwenden beabsichtigt, und in der That hat die Komödie einer eintägigen Republik die Folge gehabt, daß der Sturm ohne Krawall vorübergezogen ist. Mein Urteil ist um so unbefangener, als ich mit den Umtrieben jeglicher Art außer Berührung blieb."

Indem er Mittermaier am 28. Mai einen Aufsatz über die Lage in Deutschland sandte, um ihn den Freunden in Frankfurt vorzulegen und wie ähnliche andere in der Deutschen Zeitung zu verwerten, sprach Wessenberg über die Berufung seines älteren Bruders Johann Philipp nach Wien, wo derselbe alsbald Ministerpräsident und Minister des Äußeren wurde, und erhoffte als Resultat der Wiener Ereignisse „die große Mehrheit werde wohl von der Notwendigkeit überzeugt, daß man den Umtrieben mit allem Ernst entgegentreten müsse, die die Regierung im Sturmschritt auf dem Weg ernstlich beschlossener Reform zu überstürzen beabsichtigen, wofern nicht eine zügellose Anarchie alles verschlingen soll. Wohin diese Umtriebe zuletzt führen, zeigt uns jetzt Neapel . . ."

Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann Reichsverweser, und hocherfreut schrieb Wessenberg dem Freunde am 3. Juli:

„Also hat Deutschland endlich ein würdiges Haupt, das allen, den Völkern wie den Fürsten, erwünscht und willkommen sein wird! Diese fast einstimmige Wahl [1]) des volksfreundlichen Erzherzogs Johann hat mich innigst erfreut. Möge er nur recht bald seine hohe Stelle antreten und das Glück haben, sich mit Räten zu umgeben, die der schwierigen Aufgabe völlig gewachsen sind."

Der Prälat beabsichtigte, von Ragatz bald nach Konstanz zurückzukehren, „wo man wieder . . durch Heckerische Umtriebe auf eine ganz unverantwortliche Weise beängstigt wird. Diese nichtswürdigen Wühlereien sind für ein deutsches Gemüt wahrhaft betrübend." „In Österreich," so schilderte er die Lage dem lebhaft interessierten Freunde, „leben die besten Hoffnungen wieder auf, seitdem die wühlerischen Tschechen eine so derbe Zurechtweisung erhalten haben und der Erzherzog Johann einstweilen an die Spitze der Regierung gestellt ist. In der Schweiz herrscht jetzt völlige Ruhe, und man hofft, die Annahme der neuen Bundesverfassung werde nunmehr vom Volk in den allermeisten Kantonen ohne große Schwierigkeit vor sich gehen. Die Schweiz will ihre Neutralität behaupten. Möge nun auch die sardinische Regierung einsehen, daß Italiens wahrer Vorteil baldigen Frieden fordere, welcher jetzt durch eine billige Übereinkunft mit Österreich unschwer zu erzielen sein dürfte."

Und als er nach Konstanz zurückgekehrt war, machte er seinem Herzen am 13. Juli Luft:

„Will man nicht bloß einen Bundesstaat, sondern ein deutsches Reich, so dächte ich, die unbedenklichste Art seiner Gestaltung bestände darin, daß die erbliche Kaiserwürde Österreich dergestalt übertragen würde, daß sein Herrscher den österreichischen Kaisertitel mit dem deutschen vertausche und die deutsche Kaiser-

---

[1]) Es waren immerhin 436 gegen 110 Stimmen.

gewalt jederzeit durch einen Reichsverweser ausüben lasse, der auf seinen Vorschlag von der Reichsversammlung (dem Fürsten- und Nationalrat) auf Lebenszeit zu erwählen wäre. Ich teile Ihnen diese Idee bloß als eine persönliche im Vertrauen mit . . . Ich erblicke darin ein Auskunftsmittel, (vielleicht das einzige), um Deutschland eine wahre, bleibende Einheit zu verschaffen, das Prinzip der konstitutionellen Monarchie in ganz Deutschland sicher zu stellen und alle verderblichen Rivalitäten und Eifersüchteleien zu beseitigen . . . Mit Entrüstung las ich in der Allgemeinen Zeitung von Druckschriften, die eine neue Gebietseinteilung von Deutschland vorschlagen, wonach das Großherzogtum Baden erlöschen und zwischen Bayern, Württemberg und Hessen verteilt werden sollte. Wo steckt wohl die Quelle solcher Entwürfe, die alles Rechtsbodens ermangeln, und wofür auch keine Forderung der Einheit Deutschlands das Wort spricht? Es ist gar kein Grund denkbar, warum Baden nicht ebenso gut als Württemberg, Hessen, Hannover ꝛc. als gut organisierter konstitutioneller Bundesstaat fortbestehen sollte. Nur die ganz kleinen Staaten dürften es ihrem wahren Interesse angemessen finden, sich entweder enger zu einem größeren Ganzen zu vereinigen oder einem der großen Staaten anzuschließen, damit die Angehörigen der nämlichen Vorteile einer repräsentativen Verfassung teilhaftig werden mögen, wie die Angehörigen der größeren Staaten. Vergrößerungsgelüste hingegen scheinen mir jetzt höchst unzeitig und unstatthaft."

Nicht genug konnte der Freiherr die Opferwilligkeit seines 75jährigen Bruders rühmen, dem Vaterlande noch einmal seine Dienste zu weihen, und vollkommen teilte er Mittermaiers „schöne Erwartungen von unseres Reichsverwesers mildem und schlichtem Sinn für alles, was Deutschlands Einheit und Wohlfahrt fördern" könnte. „Die Schwierigkeit seiner Stellung", so schrieb er aus Thun am 27. Juli, „ist aber auch nicht zu verkennen. Es bedarf des Zutrauens und des Entgegenkommens sowohl der Völker als der Fürsten. So sehr eine starke Zentralgewalt Deutschland not thut, so ist doch sehr zu wünschen, daß die National-Versammlung hierin das rechte Maß nicht überschreite. Es würde gewiß schlimme Früchte bringen, wenn man die deutschen Staaten in bloße Departements und ihre Fürsten in bloße Präfekten verwandeln wollte. Die einzelnen Regierungen mit ihren Landständen müssen ihr Ansehen behalten, aber in gesetzlichen Schranken. Der Zentralgewalt Hauptaufgabe muß in der Fürsorge bestehen, daß die einzelnen Verfassungen wesentlich verbessert und genau beobachtet, und daß Deutschlands allgemeine Interessen gegen das Ausland gebührend gewahrt werden. Jede hierfür nicht erforderliche Zentralisation hätte meines Erachtens mehr Nachteil als Vorteil. Dagegen wird es nur wohlthätig sein, wenn von der Zentralbehörde der Impuls ausgeht, um unter den einzelnen Bundesstaaten einen regen Wetteifer für alle gemeinnützigen Einrichtungen und Maßregeln zu unterhalten. Die wahren Freunde des Vaterlandes, welche zugleich den heilsamen Fortschritt und die Gesetzesherrschaft erstreben, dürfen jetzt keinen Augenblick vergessen, daß jede Überschreitung des rechten Maßes den Absichten der Radikalen in die Hände arbeite. Diesen ist jede Reibung der Gewalten, jede Unordnung, jedes Mißtrauen zwischen Volk und

Regent willkommen. Die Presse begeht in dieser Beziehung viele schwere Sünden. Es wäre übrigens hohe Zeit, daß mit wirklicher Verminderung der öffentlichen Lasten nicht länger gezaudert werde. — Was die ganz kleinen deutschen Staaten betrifft, so bin ich mit Ihnen der Ansicht, daß sie in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse sich größeren Staaten anschließen sollten. Die Völker und die Fürsten könnten dabei nur gewinnen. In Ansehung des Auslandes ist, wie mir scheint, Deutschlands Verhältnis höchst einfach. Es soll allen Achtung gebieten, aber auch jeden Verdacht und jeden Schein, erobern zu wollen, von sich fern halten. In bezug auf den Handel setze ich weit höheren Wert auf dessen möglichste Freiheit als auf die den Deutschen so erwünschten Schutzzölle. Die Schweiz ist von hohen Mauten der Nachbarn umschlossen und stellt diesen keine eigenen entgegen . . Überhaupt genießt die Schweiz eines großen Wohlstandes und seit der Unterdrückung von Sonderbundsgelüsten auch einer stets sich mehrenden Eintracht und Zufriedenheit."

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte Wessenberg die Verhandlungen in der Paulskirche; diejenigen über die Trennung der Kirche vom Staate überraschten ihn und berührten ihn schmerzlich. Am 10. September schrieb er darüber aus Isserten an Mittermaier:

„Ich dachte nicht, daß die Erörterung der allgemeinen Bürgerrechte der Deutschen dazu Veranlassung geben, sondern vielmehr, daß das Verhältnis zwischen Staat und Kirche später besonders würde beraten werden. Ich kann Ihnen meine Überzeugung nicht bergen, daß die Trennung der Kirche vom Staat, bei uns folgerecht durchgesetzt, der Todesstoß für jede wahre Verbesserung in den Zuständen der katholischen Kirche sein würde. Von dem katholischen Klerus, wie er jetzt in Deutschland der großen Mehrheit nach bestellt ist, läßt sich, wenn er lediglich seiner Autonomie überlassen wird, keine solche Verbesserung, sondern das Gegenteil erwarten. Nur ein wohlüberdachtes, harmonisches Einwirken der Zentralgewalt und der einzelnen Regierungen vermöchte dermalen einen heilsamen Umschwung herbeizuführen. Spaltungen und neue Sekten mögen wohl die Folge jener Trennung sein. Aber damit ist der Kirche nicht geholfen. Nur eine bessere Erziehung und ein besserer Unterricht des Klerus könnte helfen. Diese werden aber unsere jetzigen Tonangeber in der Kirche nicht einführen. Auch in der protestantischen Kirche wird die völlige Trennung vom Staat nur die Verwirrung und Unordnung noch vermehren. Und nun droht man uns noch mit einer völligen Trennung der Schule von der Kirche! Die Freiheit der Wissenschaft ist eine ganz gerechte Forderung und wird durch die Preßfreiheit schon ausgesprochen und gesichert. Aber was die Volksschule dabei gewinnen soll, daß die Geistlichen von der Verpflichtung, von Berufs wegen ihrer Leitung und Förderung sich zu unterziehen, enthoben werden, kann ich nicht einsehen. Ich habe es von jeher für höchst wichtig angesehen, daß die Seminare (Pflanzschulen) für Schullehrer und die Seminare für Kleriker in enge Verbindung und genauen Zusammenhang gebracht werden . . . Unsere jungen Theologen werden viel zu wenig zu tüchtigen Menschenkennern und Pädagogen erzogen. Es war eine Zeit, wo man mit gutem Erfolg

anfing, diesen Weg zu betreten. Aber man verließ ihn bald wieder. Und jetzt stehen Scholastik und polemische Klopffechterei wieder obenan."

Wessenberg hatte in Interlaken Dahlmanns Bekanntschaft gemacht und mit ihm viel über Deutschlands Lage und Wünsche gesprochen; er schien ihm „die große Schwierigkeit einer befriedigenden Lösung der Aufgabe, die in der Paulskirche verhandelt wird, tief zu fühlen."

Entmutigt näherte sich Wessenberg dem Ausgange des so schwer wiegenden Jahres 1848; am 16. Dezember vertraute er sich dem Freunde an: „Wo stehen wir jetzt? Ich weiß es wahrlich nicht, und wie mir scheint, weiß es niemand. So weit haben uns die Forderungen unbeschränkter Freiheit, die republikanische Wühlerei und die Untergrabung alles Zutrauens zu den Regierungen gebracht. Es wäre wohl hohe Zeit, daß in allen Beziehungen auf das rechte Maß eingelenkt werde. Das Gefühl davon verbreitet sich immer mehr, und hin und wieder zeigt sich auch eine That, die dieser Richtung Geltung verschaffen möchte. Unbeschränktheit ist mir immer als die Mörderin, die Totengräberin der Freiheit erschienen. Selbstbeschränkung läßt sich leider nur von wenigen erwarten. Deswegen soll und muß das Gesetz für alle und jede die Schranken setzen. So wertvoll das Vereins- oder Assoziationsrecht und die Freiheit des Unterrichts sind, so werden sie durch Unbeschränktheit zu Pandorabüchsen, aus denen die größten Verkehrtheiten und Unordnungen hervorsteigen können.

Die Beschlüsse der Paulskirche über die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, die einer Lostrennung gleichkommt, und über die Emanzipation der Schule von der Kirche haben jetzt in der Versammlung der Bischöfe zu Würzburg[1]) ihren Widerhall geweckt. Die Denkschrift der letzteren soll dem Blindesten das Bild der Zukunft der deutschen Kirche enthüllen, welche mittelst der unbeschränkten Freiheit erstrebt wird . . . Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat würde am zweckmäßigsten einem eigenen (wohlüberdachten) Reichsgesetz vorbehalten. Hingegen thäte es not, daß jetzt schon in der Grundverfassung ausgesprochen würde, daß nur durch ein Reichsgesetz irgend ein Ordensverein, der nicht schon in Deutschland zu Recht besteht, ein berechtigtes Dasein erhalten könne. Dieser Bestimmung, die in Frankreich schon seit Napoleon als grundgesetzlich angesehen wurde, verdankt es Frankreich, daß der Jesuitenorden, trotz aller Umtriebe zu seinen Gunsten, nicht festen Fuß fassen konnte.

Was die Freiheit des Unterrichts betrifft, so scheint mir, daß auch für uns in Deutschland der Artikel . . der Charte sehr ersprießlich wäre: „„Die Freiheit des Unterrichts wird unter der Aufsicht des Staates ausgeübt."" . .

Die Losreißung der Volksschule von dem Einfluß der Seelsorger wäre höchst gefährlich und verderblich. Vielmehr wäre es dringend notwendig, allen Seelsorgern die Förderung der Volksschule als wesentliche Verpflichtung aufzulegen . . .

Was die Bildung der Reichs- oder Bundesgewalt betrifft, so hätte größere Vereinfachung ihres Organismus vielen Schwierigkeiten begegnen können. Für

---

[1]) Vom 23. Oktober bis 15. November.

die Gemein-Interessen sollen Reichsgesetze fürsorgen. Ihre genaue Ausführung und Beobachtung zu bewachen und mit Nachdruck zu betreiben, ist das Geschäft der Vollziehungsgewalt. Für ein Kaisertum bin ich jetzt so wenig, als da ich meine Gedanken über die neue Gestaltung des deutschen Bundes veröffentlichte. Gegen ein preußisches Kaisertum erheben sich große Bedenken, und vollends gegen Versetzung des Sitzes der Reichsgewalten in eine preußische Provinzialstadt wie Erfurt! — . . Ich bin alt. Aber mein Herz schlägt für das Wohl des Vaterlandes so feurig als irgend eines, und allen Extremen und waghalsigen Ansichten bin ich nur deswegen abhold, weil ich davon für das Vaterland Unheil besorge."

Seiner Abneigung gegen ein Kaisertum, zumal ein preußisches, lieh er wenige Tage darauf, 2. Januar 1849, kräftigen Ausdruck:

„Soll das neue Verfassungswerk von Dauer sein und nachhaltig Segen stiften, so muß es, so viel möglich, die gerechten Interessen und Anforderungen aller Bestandteile des Bundes befriedigen. Nun muß ich aber sehr bezweifeln, daß eine so ausgedehnte Zentralgewalt, wie sie im Antrag und respektive beschlossen ist, und der man jetzt noch die Kaiserkrone aufs Haupt setzen will, dies zu erreichen vermögend sein würde. Vielmehr glaube ich, man sollte vom Kaisergedanken ganz abstehen und die Zentralgewalt gegenüber den Einzelstaaten so ermäßigen, daß diese nicht gleichsam in ihr aufzugehen brauchten . . . Die Zentralgewalt sollte nicht so sehr regieren als überwachen und mit Nachdruck die Befolgung der Gesetze betreiben . . Von einem preußischen Kaisertum könnte ich[1]) am wenigsten gedeihliches erwarten. Übrigens hat es keine Wahrscheinlichkeit, daß Preußen sich zu . . . Bedingungen verstehen würde. Verstände es sich aber auch dazu, so würde es nur so geschehen, daß Deutschland preußisch und aufhören würde, Deutschland zu sein. Von Österreich wäre das jedenfalls weit weniger zu besorgen. Doch schon wegen der Rivalität der beiden Großmächte in Deutschland scheint mir in den jetzigen Verhältnissen ein deutsches Kaisertum unpassend und für die Wohlfahrt der Völker gefahrvoll."

Die neuesten Forschungen über die Entstehung der Kurzsichtigkeit.

Von

Hermann Cohn.

Seit Jahrzehnten sind alle Augenärzte darin einig, daß anhaltendes Nahesehen, namentlich bei schlechter Beleuchtung und bei gebückter Kopfhaltung, Kurzsichtigkeit hervorrufen und vermehren kann. Ebenso steht es sicher fest, daß das Wesen der Kurzsichtigkeit in einer Verlängerung der Augenaxe von vorn nach hinten besteht; beim normalen Auge mißt die Axe etwa 24 mm, beim myopischen kann sie bis 33 mm lang werden. Auch findet man fast in allen Fällen höherer

[1]) Mittermaier hingegen stimmte einem solchen bei.

Myopie an der äußeren Seite der Sehnerven eine sichelförmige Atrophie der Aderhaut. Endlich ist durch hunderttausende von Beobachtungen erwiesen, daß in der ganzen zivilisierten Welt in den höheren Schulen die Zahl der Myopen und der Grad der Myopie von Klasse zu Klasse zunimmt. In Deutschland ist sogar mehr als die Hälfte aller Studenten kurzsichtig.

So unbestritten diese Sätze, so unsicher sind unsere Kenntnisse über die Vorgänge, welche das Längenwachstum des Auges bei der Nahearbeit hervorrufen. Bis vor kurzem existierten 4 Hypothesen, die aber alle ihre wunden Punkte haben.

Die Verteidiger der ersten Theorie möchte ich die Nativisten nennen. Sie meinen, das Auge wachse nur dann in die Länge, wenn die Lederhaut am hinteren Teile des Augapfels von Geburt an bereits dünner ist als in der Norm; sie könne nur dann den beim Nahesehen erfolgenden höheren Druck im Innern des Auges nachgeben. Diese Dünnheit der Lederhaut vererbe sich und erkläre auch die hohe Quote erblicher Myopie. Nun kommen aber notorisch überaus viele Fälle von Kurzsichtigkeit bei Kindern vor, deren Eltern vollkommen normal sehen; auch hat noch niemand die präsumierte Verdünnung der Lederhaut bei Kindern gesehen.

Die Verteidiger der zweiten Theorie kann man die Akkommodisten nennen. Es giebt im Innern des Auges einen Muskel, welcher die Aderhaut spannen kann, Tensor der Aderhaut oder auch Akkommodationsmuskel genannt. Er spannt sie stets beim Naheblick, da nur, wenn er sich zusammenzieht, die Krystalllinse die für das Nahesehen nötige stärkere Krümmung annehmen, für die Nähe akkommodieren kann. Durch allzu anhaltende Arbeit des Tensor wird aber die Aderhaut gedehnt und gezerrt; es entsteht Überfüllung derselben mit Blut und allmählich jene sichelförmige Atrophie derselben an der äußeren Seite der Sehnerven, welche man fast bei allen stärkeren Myopischen findet. Es ist nun freilich nicht erklärlich, warum der ringförmig die Aderhaut spannende Tensor nur gerade die nach außen liegende Stelle der Aderhaut zur Atrophie führt.

Die dritte Theorie ist die der Konvergisten. Wenn die Augen in die Ferne sehen, so stehen sie parallel; wenn sie in die Nähe sehen, so konvergieren die Sehaxen, die Augen nähern sich dem Nasenwinkel. Diese Konvergenz wird bewirkt durch Zusammenziehung zweier Muskeln, der sogenannten graden inneren Augenmuskeln, die in der Tiefe der Augenhöhle entspringen, auf der nasalen Seite entlang laufen und in der Nähe der nasalen Seite der Hornhaut sich festsetzen. Indem sich diese inneren graden Augenmuskeln (Interni) zusammenziehen, dehnen sie ihre Antagonisten, die äußeren graden Augenmuskeln (Externi) aus, welche ebenfalls aus der Tiefe der Augenhöhle entspringen, auf der Schläfenseite des Augapfels entlang laufen und sich in der Nähe der Schläfenseite der Hornhaut festsetzen. Je länger und energischer die Konvergenz beim Naheblick durch die Interni aufrechterhalten werden muß, desto anhaltender und fester werden die Externi an der Schläfenseite des Augapfels anliegen und sie mit größerem Druck belasten. Dabei drücken sie die Blutadern, und es entsteht Blutstauung im Auge. Gegen diese Theorie

spricht freilich die Thatsache, daß auch Personen, die von Jugend auf einseitig blind oder sehr schwachsichtig sind, die also gar nicht beim Nahesehen konvergieren können, trotzdem häufig kurzsichtig werden.

Die vierte Theorie ist die der Tensoristen. Wenn das Auge nach der Nase gedreht wird, soll nach ihrer Ansicht der nach außen gelegene Teil des Sehnerven gezerrt werden, besonders wenn der Sehnerv kurz ist. Mit der Sehnervenscheide ist aber die Lederhaut verwachsen, daher wird auch sie am äußeren Teile gedehnt und verdünnt werden. Allein durch Versuche wurde erwiesen, daß selbst bei kurzen Sehnerven keine Zerrung während der Einwärtswendung des Auges stattfindet. —

Unbefriedigt von den genannten vier Theorien entwickelte Prof. Stilling in Straßburg vor kurzem eine fünfte Theorie. Er hatte zunächst eine Reihe sehr dankenswerter Untersuchungen über den Verlauf eines Muskels gemacht, den man bisher bei der Lehre von der Myopie kaum in Betracht gezogen. Es giebt nämlich in jeder Augenhöhle einen schiefen oberen Muskel, den Rollmuskel oder Trochlearis, so genannt, weil er, nachdem er aus der Tiefe der Augenhöhle nach vorn und oben gelaufen, über eine kleine Rolle, Trochlea, hinwegläuft, welche nicht weit von der Nasenwurzel am knöchernen vorderen oberen Rande der Augenhöhle befestigt ist. Von der Rolle geht er über den Augapfel von oben herab nach hinten und schläfenwärts und setzt sich in einiger Entfernung vom Sehnerven an die Lederhaut an. Wenn sich dieser Rollmuskel kontrahiert, so dreht er die Mitte der Hornhaut nach unten und schläfenwärts; er wird also bei der Naharbeit, besonders beim Lesen und Schreiben, vielfach in Thätigkeit kommen.

Stilling fand nun, daß dieser Rollmuskel bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden verläuft, bald mehr wagerecht, bald mehr schräg, und daß je nach seinem Verlaufe über den Augapfel und je nach seinem Ansatze an der Lederhaut das Auge einem mehr oder weniger starken Drucke ausgesetzt ist, so daß gerade dieser Muskel bei starker Thätigkeit das Auge zwänge, sich nach hinten auszudehnen und auf diese Weise myopisch zu werden.

Mit dieser neuen, sehr interessanten Trochlearis-Hypothese begnügte sich aber Stilling nicht; er ging weiter. Er meinte, daß, wenn der Rollmuskel sehr steil von einem hochgelegenen oberen Augenhöhlenrande auf den Augapfel hinabsteige, er bei seiner Zusammenziehung das Auge viel weniger drücken könne, als wenn er sehr flach von einem niedrig gelegenen oberen Augenhöhlenrande auf dem Augapfel entlang laufe. Es würde also bei hohen Augenhöhlen viel weniger die Möglichkeit zur Entstehung der Myopie gegeben sein als bei niedrigen Augenhöhlen.

Nun haben die Anthropologen zwei Worte für die verschieden hohen Augenhöhlen eingeführt: die Hypsiconchie oder Hochhöhligkeit und die Chamaeconchie oder Niederhöhligkeit. Sie messen erst die Breite der vorderen Öffnung der Augenhöhle und dann die Höhe derselben und nennen die Zahl, welche das Verhältnis der Höhe zu einer Breite von 100 mm erheben würde, den Index der Augenhöhle.

Wenn also eine Augenhöhle mit einem Zirkel gemessen z. B. von quer 35 mm und von oben nach unten gemessen 27 mm beträfe, so ist der Index = 77, d. h. einer Breite von 100 mm würde hier eine Höhe von 77 mm entsprechen; dies wäre eine niedrige Augenhöhle, eine Chamaeconchie.

Wenn dagegen die Breite der Augenhöhle 35 mm und die Höhe 32 mm beträgt, so ist der Index = 91, d. h. einer Breite von 100 mm würde eine Höhe von 91 mm entsprechen. Das wäre eine hohe Augenhöhle, Hypsiconchie.

Nun machte Stilling eine Reihe von Messungen an kurzsichtigen Schülern in Straßburg und fand, daß sie Chamaeconchen waren mit einem Index von durchschnittlich 78, während Normalsichtige und Übersichtige Hypsiconchen waren mit einem Index von durchschnittlich 89. Ja mitunter war bei Übersichtigen die Augenhöhle sogar höher als breit, der Index größer als 100.

Nun haben die Hypsiconchen auch meist lange Gesichter, die Chamaeconchen meist breite Gesichter. Im Elsaß finden sich deutlich beide Typen: der breitgesichtige, ursprünglich alemannische Typus im Oberelsaß und in den niederen Ständen und der breitgesichtige, ursprünglich fränkische im Unterelsaß und in den höheren Ständen; bei den Breitgesichtern fand Stilling gegen 40%, bei den Schmalgesichtern nur 12 — 20% Myopie. Stilling betrachtet daher die ganze Frage der Entstehung der Kurzsichtigkeit als eine Rassenfrage; er sucht die Ursache der Myopie im Schädelbau, wesentlich in der Höhe der Augenhöhle und stellt als allgemein geltendes Naturgesetz auf: Niedrige Augenhöhle ist die Bedingung der Myopie.

Als Prof. Stilling diese auf den ersten Blick überaus bestechende Theorie auf dem augenärztlichen Kongresse in Heidelberg im August 1888 vortrug, opponierte ich bei voller Anerkennung der Förderung, welche die anatomischen Untersuchungen durch ihn erfahren haben, gegen die weittragenden Konsequenzen seiner Hypothese. Ich war der Ansicht, daß von einem Naturgesetz erst gesprochen werden könne, wenn der supponierte Zusammenhang nicht in 1000, sondern in 10000 Fällen sicher bewiesen sei. Ich hatte mich schon vor 25 Jahren von der Schwierigkeit exakter Messungen an den Augenhöhlenrändern lebender Menschen bei Versuchen, das Hervortreten der Augen ziffernmäßig festzustellen, überzeugt; ich hatte damals außerordentlich viel Variationen der Höhlenränder bei den verschiedenen Individuen gefunden, so daß Beobachtungen an einigen Schulen für allgemeine Schlüsse nicht ausreichend sein dürfen.

Ich warnte sogleich davor, die Befunde von Stilling ohne weiteres zu verallgemeinern, da dadurch alle unsere schulhygienischen Bestrebungen leiden würden. Denn schon die früheren Arbeiten Stillings, welche die Kurzsichtigkeit als gar kein so schwer zu nehmendes Leiden hingestellt hatten, haben bei Behörden und Schulmännern entschiedenen Schaden angestiftet. Mit wahrer Wonne hatten gewisse Stockphilologen und sparsame Schuldeputationen in übertreibender Weise geäußert: Einzelne Augenärzte erklären jetzt selbst die Myopie gar nicht für eine Krankheit, im Gegenteil für eine nützliche Anpassung des Auges an die dem Kulturmenschen notwendige Naharbeit; ja die Myopie sei ganz angenehm, da

sie im Alter eine Konvexbrille überflüssig macht; die in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit erreiche nie hohe Grade und führe nie zu üblen Folgen, und was dergleichen unbewiesene Sätze mehr waren. Wozu also tausende von Thalern für die Hygiene des Auges in den Schulen ausgeben?

Ich forderte die Kollegen auf dem Kongresse auf, an Tausenden und Abertausenden die Stilling'schen Befunde nachzuprüfen, bevor man sie als allgemeines Naturgesetz verkündige, und ich betonte schließlich, daß, wenn sich wirklich bewahrheiten sollte, daß niedrige Augenhöhlen zur Myopie führen, man nun erst recht die doppelte Aufgabe habe, Augen, die in niedrigen Augenhöhlen sich befinden, vor den Gefahren der Nahearbeit zu schützen.

Schon bei der Diskussion machte Dr. Weiß aus Mannheim geltend, daß es ihm nicht gelungen, bei Personen, die ein kurzsichtiges und ein normalsichtiges Auge haben, Verschiedenheiten in der Höhe der Augenhöhle nachzuweisen, wie man das nach Stillings Theorie voraussetzen müßte.

Auch bemerkte sogleich Prof. Schmidt-Rimpler aus Marburg, wie zahlreiche Fehlerquellen bei Messungen am Augenhöhlenrande des lebenden Menschen vorhanden seien, und daß er bei einer kleinen Reihe von Schülern mit zunehmender Kurzsichtigkeit durchaus keine niedrigere Augenhöhle gefunden als bei Normalsehenden. Er versprach die Prüfungen bei einer großen Zahl von Schulkindern fortzusetzen.

In den letzten Wochen hat nun Prof. Schmidt-Rimpler die Ergebnisse seiner Prüfungen an 1299 Augenhöhlen veröffentlicht; er konnte das Stilling'sche „Naturgesetz" durchaus nicht bestätigen. Seine Arbeit ist um so wertvoller, als er die Augen von Gymnasiasten untersucht, die er schon drei Jahre vorher auf Kurzsichtigkeit geprüft hatte.

Bei 722 normalen und übersichtigen Augen fand er durchschnittlich den Index der Augenhöhlen = 94,4, bei 577 kurzsichtigen Augen nicht etwa bedeutend niedriger, wie man nach Stilling hätte erwarten müssen, sondern = 94,5, das heißt im Gegenteil noch ein wenig höher als bei den normalen.

Wurde der Höhendurchmesser der Augenhöhlen allein gemessen, so betrug er bei 320 normalen Augen durchschnittlich 30,8 mm, bei 220 kurzsichtigen statt bedeutend weniger sogar etwas mehr, nämlich 31 mm.

Ferner zeigten 49 Personen, die zwei verschieden gebaute Augen hatten, auf der normalen Seite einen Index von 92,0, auf der kurzsichtigen von 91,2. Jedenfalls keine nennenswerte Differenz!

Vollkommen hinfällig wird aber die Theorie von Stilling durch folgende wichtige Beobachtung von Schmidt-Rimpler. Er hatte 1292 Augen schon vor dreieinhalb Jahren auf ihren Bau untersucht; 831 hatten in dieser Zeit keine Veränderung erfahren, 461 waren kurzsichtig oder kurzsichtiger geworden. Die ersteren zeigten einen Index der Augenhöhle von 94,1, die letzteren von 94,4, also keinen geringeren Index, wie man nach Stilling hätte erwarten müssen.

Eine niedrige Augenhöhle bedingt also nicht die Kurzsichtigkeit.

Wir werden daher gut thun, keinerlei praktischen Folgerungen aus der Stilling'schen Hypothese, so geistreich sie klingt, zu ziehen, sondern bei der alten Erfahrung aller Augenärzte stehen zu bleiben, daß viele Nahearbeit besonders bei vorgebeugtem Kopfe und schlechtem Lichte Myopie hervorruft und vergrößert, gleichviel ob die Augenhöhle hoch oder niedrig ist.

Gewiß ist die langsame Dehnung der Längsaxe des Auges noch ein sehr rätselhafter Vorgang. Vermutlich wirken Akkommodation, Konvergenz, Trochlearis, Kopfbeugung mit Behinderung des Blutrückflusses und Erblichkeit zusammen. Wäre die Frage nur eine Rassenfrage, so würden nicht die Untersuchungen in den höheren Schulen aller Länder eine Zunahme der Myopen und des Myopiegrades entsprechend der Höhe der Klasse und der Menge der Nahearbeit ergeben haben.

Lassen wir uns durch glänzende Theorien nicht irre machen in dem energischen Kampfe gegen die Verbreitung der Myopie und suchen wir durch immer eifrigere Einführung der rationellsten Schulhygiene der Zunahme der Kurzsichtigkeit entgegenzutreten, die selbst im geringen Grade immer ein Gebrechen, im höheren Grade eine wahre Krankheit ist!

Die Kleinlichkeit des menschlichen Getriebes und die Erhabenheit des Weltalls.

Träumereien eines Astronomen.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Gemütsstimmung wesentlich durch äußere Eindrücke, wie sie durch die Witterung oder durch die Umgebung, in welcher man sich befindet, gegeben sind, beeinflußt wird; so spricht man ja sehr bezeichnend von trübseligem Wetter, von heiterem Sonnenschein, vom lustigen Treiben der Schneeflocken u. s. w. Wenn sich nun auch der Mensch so beherrschen soll, daß er solche wechselnden Stimmungen nicht als Launenhaftigkeit seine Umgebung fühlen läßt, so wird doch unser Denken und Handeln mehr oder weniger bewußt hiervon beeinflußt, und ganz besonders jenes zwanglose Denken, welches man mit wachem Träumen bezeichnen kann, bei dem man in der Erinnerung vergangener Zeiten lebt oder Luftschlösser baut oder sich über alle möglichen Dinge ärgert, die einen eigentlich gar nichts angehen.

Für gewöhnlich geht es mit solchen Träumen nicht anders als mit den meisten eigentlichen Träumen; nach dem Erwachen sind sie dem Gedächtnis entschwunden, und man giebt sich selten die Mühe, etwas von ihnen festzuhalten. Sind sie aber sehr lebhaft und kehren sie bei ähnlichen Gelegenheiten immer wieder, so bildet sich eine Art von System in ihnen aus, man wird vertraut mit ihnen, und man kann sie zuletzt erzählen oder gar zum Schaden der Leser niederschreiben. So sind auch die folgenden Betrachtungen entstanden, und wer Lust hat, möge ihnen folgen und ein Mußestündchen damit verträumen.

Es ist heute ganz trostloses Wetter. Dichter, kalter Nebel umhüllt alles, und ich kann von meinem Zimmer nicht einmal mehr die gegenüberliegenden Bäume erblicken. Vergeblich sucht das Auge ein wenig weiter zu dringen, um einen etwas größeren Gesichtskreis zu gewinnen, und eben so wenig gelingt dies den hinaus strebenden Gedanken, auch für sie ist der Horizont sehr eng und klein geworden, und immer kehren sie wieder zu kleinen und kleinlichen Dingen zurück.

Daß heute die bestellten Zigarren nicht angekommen sind und ich nun nicht rauchen kann, ist ja recht unangenehm, aber doch noch zu ertragen und lange nicht so ärgerlich wie der Umstand, daß unser neues Mädchen, welches wir erst seit drei Wochen haben, heute Morgen ein und eine halbe Stunde gebraucht hat, um etwas beim Bäcker in der nächsten Straße zu holen. Es ist wirklich kaum zu glauben, und ich weiß nun schon ganz genau, daß sie am nächsten Sonntag, wo sie Ausgangstag hat, vor 12 Uhr nachts nicht zurückkommen wird. Dann wird aber gekündigt, und dann giebt's wieder eine neue, die wird auch nicht besser sein, vielleicht stiehlt sie sogar noch, und dann fängt der Ärger von neuem an.

Die Lektüre der Zeitungen ist augenblicklich auch wenig erfreulich. Die Wahlen stehen vor der Thür, und der Kampf ist entbrannt. Ein frisches und lustiges Parteitreiben ist ja ganz hübsch und interessant, es ist auch gut, daß es verschiedene Parteien giebt, die sich gehörig streiten, denn sonst wäre das innere Leben eines Staates ja höchst uninteressant und langweilig. Wenn die Parteien nur immer das Gute erstreben und wenn sie nur eifrig auf das Gesamtwohl des Staates hinarbeiten, dann ist ja alles gut, die Resultate dieses Aneinanderreibens müssen durch die Lebendigkeit in der Darstellung der leitenden Gesichtspunkte entschieden besser werden, als wenn alles in gleichmäßigem, lanweiligem Flusse vor sich ginge. Aber weshalb ist dies nicht immer der Fall, warum treten leider zu oft die hohen Ideen zurück hinter egoistischen Motiven, hinter Interessen, die nicht mehr das Gesamtwohl, sondern nur noch einzelne Männer oder Korporationen betreffen? Warum? — Weil bei gar so vielen Menschen der Gedankengang keines höheren Aufschwungs fähig ist, weil sie im Nebel ihrer kleinen und kleinlichen Ideen leben und der Horizont durch denselben beschränkt wird wie die Aussicht von meinem Fenster; weil ihnen das Wohl ihrer Partei höher steht als der Zweck, den sie verfolgt, weil sie ehrgeizig streben, innerhalb derselben eine gewisse Wichtigkeit zu besitzen, und hauptsächlich weil der Streit zwischen den Parteien nicht mehr bloß ein Streit der Ideen ist, die auf verschiedenen Wegen das eine Endziel, das Wohl des Staates, zu erreichen streben, sondern weil es eben ein Streit wird, wie er zwischen zwei erbosten Menschen, die in Feindschaft leben, geführt wird. Ein derartiges Streiten ist ja leider immer bei uns sonst so guten deutschen Männern in Mode gewesen, und Bismarck hat ganz Recht, wenn er sagt: Wenn zwei Deutsche mit einander streiten, so sind mindestens drei verschiedene Meinungen vertreten. Und doch steht es bei uns noch viel besser als bei den meisten anderen unserer staatlichen Nachbarn. Da ist besonders Frankreich, über dessen innere Zustände ich mich bis vor einigen Jahren eigentlich immer ärgerte, weil doch der Franzose an und für sich einmal ein ganz ordentlicher und

brauchbarer Mensch ist oder gewesen ist; jetzt kann man nur noch lachen, wenn man von Pariser Vorgängen liest, und wenn man auch gern der gallischen Exaltiertheit etwas zugute hält, so gewinnt es doch bald den Anschein, als sei ein großer Teil der maßgebenden Persönlichkeiten noch nicht allzulange aus einem maison de santé oder gar etwas Schlimmeren entlassen worden. Da herrscht nur noch leere und hohle Phrase; der Egoismus und die Kleinlichkeit, jene unzertrennlichen Gefährten, in Gestalt von unbrauchbaren Generalen und abgedankten Advokaten regieren und verleiten die Massen.

Ist da noch irgend etwas von höherem Interesse wahrzunehmen? Sicherlich nicht, denn das ganze Revanchegeschrei, dessen erster Anregung ja vielleicht von nationalem Bewußtsein aus eine höhere Idee nicht abzusprechen ist, ist es nicht auch nur Phrase geworden, um die Angst vor uns zu verbergen und um selbstsüchtige Pläne zur Ausführung zu bringen? Bei uns finden wir das Kleinliche im Parteigetriebe, in Frankreich ist es zur Herrschaft gelangt und hat alles andere verdrängt. Die Regierung steht dort wie ein abgelebter Mann, der schließlich selbst zur Schminke greift, um seinen innerlichen Verfall noch äußerlich zu verheimlichen.

Ja, es ist eben häufig nicht das Böse, was das Gute verdirbt, sondern das Kleinliche, das Engherzige, das sowohl bei einzelnen Menschen als in der Familie und vor allem im Leben der Staaten hemmend auf die Entwickelung wirkt und der Feind des Guten ist.

Diese Beschränktheit des Horizonts, sehr verschieden von der Dummheit, welche niemals eine Rolle spielen kann, aber stets verbunden mit Selbstsucht, ist eine weitverbreitete Charaktereigenschaft des einzelnen Menschen und tritt im politischen Leben gleichsam als Völkerkrankheit auf.

Und der Nebel wird dichter und die Gedanken noch trüber, weshalb ist es nicht besser eingerichtet auf Erden, warum ist es so und nicht anders? Könnte man nur die Menschheit bessern oder könnte man wenigstens selbst sich gänzlich von der klebenden Scholle auf Zeiten befreien! —

Es ist stille, ruhige Nacht, die Sterne funkeln mit besonderem Glanze und spiegeln sich wieder in der glatten Flut, die am Horizonte das Himmelsgewölbe zu berühren scheint. Es ist ganz still, denn selbst das leise Rauschen, mit dem das Schiff das Meer durchschneidet, wirkt in seiner Einförmigkeit nur mit zur Vervollständigung des Gefühls erhabener Ruhe, wie sie nur die Natur dem Gemüte einzuflößen vermag. Und immer mehr erweitert sich der geistige Blick, in's Weite schweift er und das Unermeßliche möchte er erfassen. Der alte Wunsch, sich frei aller körperlichen Fesseln dem Irdischen zu entreißen und hinauf zu eilen zu den fernen Welten, die so ruhig wie eine Sphinx und ungerührt vom kleinlichen Erdenleide auf uns herniederblicken, wird wieder rege. Er bleibt unerfüllt, wenigstens in dieser Weise, und doch kann man auf kurze Zeit dem ersehnten Ziele so nahe kommen. Mit dem Lichtstrahl können wir uns forttragen lassen, auf ihm können wir mit der denkbar größten Geschwindigkeit den Weg zurück verfolgen, den er zu uns gewählt hat, um uns mit Hilfe des Fernrohrs von den Dingen der Welt außer uns zu erzählen.

Einer unserer tüchtigsten Astronomen und Mathematiker, der sich vielfach mit dem bis jetzt ungelösten sogenannten „Dreikörperproblem" beschäftigt hat, mit der Aufgabe, auf streng mathematischem Wege für alle Zeiten hinaus die Bewegung der Himmelskörper um einander, z. B. die in unserem Planetensystem, zu berechnen, ist zu dem Ausspruche gelangt, daß nur dann eine Lösung dieses Problems zu erwarten sei, wenn einmal ein Mensch erstände, so mit Vernunft begabt, daß er die Bewegungen, wie sie die Planeten im Laufe der Jahrhunderte ausführen, momentan als ein einheitliches Bild erfassen und begreifen könne. Ein solcher ist bis jetzt noch nicht erschienen, aber fast jedem Menschen ist ein Etwas gegeben, was die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit überwindet, es ist die Phantasie, der die Mauern des Kerkers nicht widerstehen können und der kein Geheimnis verschlossen bleibt. Verleihe dem Lichtstrahl die Flügel der Phantasie, und die Thore des Himmels sind dir geöffnet! Was schadet es hierbei, wenn sie uns manchmal irre führt, auch ein Märchen kann uns über traurige Stunden hinwegbringen.

Und die Sterne leuchten, und die Wasser rauschen leise weiter, und ich fühle mich plötzlich hinweggeführt von der Erde mit furchtbarer Geschwindigkeit. Die Sonne ist aufgetaucht, wird aber immer kleiner, und der Mond, den ich so gerne einmal in der Nähe gesehen hätte, ist kaum mehr als Scheibe zu erkennen; das ist aber auch kein Wunder, werde ich doch vom Lichtstrahl getragen, der 300000 Kilometer in der Secunde durchläuft. Ich befinde mich aber noch immer innerhalb des Planetensystems, und so weit ich es beurteilen kann, komme ich in bedenkliche Nähe des alten Saturn. Das ist denn auch in wenigen Minuten der Fall, mit erschrecklicher Geschwindigkeit wächst sein Durchmesser und besonders seine Ringe, die schon den halben Himmel ausfüllen. Einige wenige Secunden noch, und ich bin an ihm vorübergesaust, vor Schrecken mußte ich die Augen schließen, und nur eben ist mir zum Bewußtsein gelangt, daß der äußere Ring, dem ich recht nahe gekommen war, gar nicht mehr wie ein Ring aussah, sondern nur als ein Gewimmel von lauter kleinen Körperchen, Monden, erschien, die deutlich von einander getrennt waren. Doch ich mag mich auch im ersten Schreck getäuscht haben, jedenfalls will ich in Zukunft nun alles ruhiger beobachten.

Aus dem Planetensystem bin ich nun glücklich heraus und sehe es nun wie auf einer Karte vor mir ausgebreitet. Ich muß mich wohl in der Ebene der Ekliptik bewegen, denn ich sehe die Sonne als blendend hellen Fixstern und fast in einer graden Linie rechts und links daneben die Planeten als feine, schwache Pünktchen, auch die Erde erkenne ich, sie ist eins der kleinsten von ihnen: eigentümlich, noch vor wenigen Minuten hatte mich die Größe und scheinbare Unendlichkeit des Meeres zu erhabenen Betrachtungen gestimmt, und nun ist sie so unbedeutend, daß ich sie kaum noch sehen kann, und während ich dies denke, ist sie überhaupt schon verschwunden und existirt nicht mehr für mich. Im ersten Augenblick erfaßte mich ein überwältigendes Gefühl der Einsamkeit, ich allein im Weltall, dem vorhin noch die Quadratmeile Meer imponierte, die er übersehen konnte!

Doch nicht lange hält dies Gefühl an, wie oft habe ich mich nicht geärgert über das kleinliche Getriebe der Menschheit, wie oft habe ich mich nicht hinweggesehnt, irgend wohin, wo Ruhe herrscht, wo nur die Natur mit ihren mächtigsten, stillsten Kräften regiere. Nun ist ja mein Wunsch erfüllt, darum die Zeit ausgenützt, das schwindelnde Gefühl von der Erhabenheit der bodenlosen Leere im Weltall niedergekämpft!

Nun ist auch noch der letzte und hellste der Planeten, Jupiter, verschwunden. Die Sonne, ein einsamer Fixstern wie alle anderen, nur immer noch der hellste von allen, ist allein noch übrig, und noch immer gleite ich dahin mit der Geschwindigkeit des Lichtstrahls. Und doch höre ich noch deutlich das einförmige Rauschen des Meeres, es ist das Einzige, was mich an die entschwundene Erde erinnert, einförmig und leise, wie aus weiter Ferne. Ich schließe die Augen, und da steht plötzlich deutlich vor mir unser Sonnensystem mit allen Planeten, die Sonne nahe im Schwerpunkt des Ganzen, aber gar nicht mehr so blendend, und die Planeten kreisen umher und die Monde um die letzteren. Und ihre Bewegungen werden immer schneller, so daß schließlich die Bahnen als leuchtende Linien erscheinen, ähnlich einer rasch geschwungenen glühenden Kohle. Es sind Elipsen, das ist deutlich zu sehen, aber sie verändern sich fortwährend. Der Punkt der Bahn, der der Sonne am nächsten ist, bewegt sich langsam weiter, so daß er allmählich alle Stellen der Bahn passiert, bei einem Planeten rascher, bei anderen langsamer, auch ihre Bahnebenen bleiben nicht dieselben, sondern sie schwingen leise hin und her, ganz unregelmäßig, aber über einen gewissen Punkt kommen sie niemals hinüber, und es ist klar, alle diese Aenderungen bewegen sich innerhalb solcher Grenzen, daß kein Planet dem andern zu nahe kommt. Die Behauptung von Laplace über die Stabilität des Sonnensystems ist also doch richtig, der Augenschein läßt keinen Zweifel übrig. Nur habe ich anfangs gar nicht bemerkt, daß der Glanz der Sonne immer mehr abnimmt, und daß ihre Farbe eine viel rötlichere geworden ist, auch das von den Planeten reflektierende Licht ist dementsprechend immer schwächer geworden. Die Geschwindigkeit der Helligkeitsabnahme scheint immer mehr zu wachsen, und ich sehe nun bald den Moment vor mir, wo alles Licht aufgehört hat und das Sonnensystem nur noch ein toter Bewegungsmechanismus im Raume ist. Dann ist auch der schöne Dubois-Reymond'sche letzte Augenblick vorbei, wo der letzte Erdenbewohner einsam und traurig am Aequator beim Scheine einer rauchigen Thranlampe sitzt und friert. Sonst bin ich wohl vor den Konsequenzen des Bewußtseins, daß einmal für uns alles aufhören müsse, etwas zurückgeschreckt; aber jetzt hier auf meiner einsamen Reise im Weltall denke ich ganz anders. Ob das Differenzial im Weltall, unsere Erde, existiert oder nicht, das ist für die Existenz des Ganzen doch recht gleichgültig, und ob gar auf derselben die Menschen noch weiter lieben oder hassen, ob sie neue Entdeckungen machen oder mit einander Krieg führen, ist wirklich ganz ohne Belang. Die Natur wandelt weiter auch ohne die Menschen oder andere problematische vernünftige Wesen; aber existiert ohne dieselben auch ein Bewußtsein von der Natur? Das ist sehr unwahrscheinlich, und was hätte dann das Ganze

für einen Zweck? Der Philosoph antwortet darauf mit würdiger Miene: „Das Ganze ist sich selbst Zweck. Das Einzelne hat keinen Zweck, sondern ist Notwendigkeit zur Herstellung des Ganzen." Das Wort stellt sich eben in gewissen Fällen gerade zur rechten Zeit ein. Die Gottesgelehrten haben es mit der Antwort noch leichter, sie brauchen gar nicht darauf zu antworten, sie drehen der Frage den Rücken und wissen ganz genau, daß eben alles allein der Menschen wegen da sei. So machen es nicht sie bloß, alle denkfaulen egoistischen Leute kommen über diesen Punkt ebenfalls nicht hinaus. Trotz meiner exponierten Stellung hier im Weltall komme ich übrigens auch in dieser Frage zu keinem Abschluß, und glücklicherweise ist ja noch viel Zeit zur Beantwortung derselben übrig.

Wie ich die Augen wieder öffne, ist die Sonne noch ganz gut zu sehen, aber sie ist nun nicht mehr heller als etwa früher Wega. Auffallend hat sich übrigens jetzt der Gesamtanblick des Himmels geändert. Während einzelne Sternbilder noch recht gut zu erkennen sind, besonders diejenigen, von denen ich mich weg bewegte, abgesehen davon, daß mitten unter ihnen unsere Sonne als heller Stern steht, hat das Sternbild des Löwen, auf welches zu meine Bewegung gerichtet war, gänzlich seinen Anblick geändert, es ist gar nicht mehr als solches zu erkennen, und Regulus ist nun heller geworden als die Sonne. Daraus folgt eigentlich, daß ich nun schon einige Jahre unterwegs sein muß, denn der nächste Fixstern von uns ist doch so weit, daß das Licht 2 Jahre bis zur Erde braucht, das hatte ich doch schon in der Schule gelernt, und Regulus ist gar nicht einer der nächsten. Ich hätte eigentlich erwarten können, einmal einem Kometen oder einem kleinen umherschwirrenden Weltkörper zu begegnen, aber ich habe keine Spur von so etwas entdecken können. Das Weltall ist doch fürchterlich leer, ganz unheimlich leer; schon ein paar Jahre unterwegs und noch keinem Himmelskörper begegnet! Im übrigen wird Regulus immer heller, sogar viel rascher, als zu erwarten war, und sein Licht ist nun kaum noch zu ertragen. Es wird mir auf einmal etwas eigentümlich zu Mute, denn ich überzeuge mich deutlich, daß meine Bewegungsrichtung ganz genau auf Regulus zu geht. Wenn der mich führende Lichtstrahl genau die Richtung hätte, und bei seinem geometrisch gradlinigen Fortgange im Aether ist an ein Ausweichen nicht zu denken, so ist ein Zusammenstoß meinerseits mit dem Fixstern nicht zu vermeiden, für letzteren ist das zwar gänzlich gleichgültig, aber für mich —. Es ist kein Zweifel mehr, ich komme immer näher, immer blendender wird die Helligkeit, deutlich ist er schon als Scheibe zu erkennen, in wenigen Minuten muß alles zu Ende sein. Und er kommt näher und näher, unheimlich und groß, er steht auch nicht still, sondern schwankt heftig hin und her; jetzt noch wenige Sekunden, und die Hitze wird mich versengen, noch ehe ich der Oberfläche auf ein paar hunderttausend Meilen nahe gekommen bin. Das geht aber doch über den Spaß, ist keine Gelegenheit mehr, von dem verwünschten Lichtstrahl abzukommen? Da — ein verworrenes Getöse schlägt an mein Ohr, meine Augen sind geblendet, nun ist der Moment da. Schreck durchzuckt mich, ich fahre auf und starre etwas verwirrt den Kapitän an, der mir mit einer Handlaterne ins Gesicht leuchtet und gutmütig lächelnd meint: „Nicht wahr, Herr Doktor, heut

ist es aber einmal eine stille schöne Nacht, um auf dem Verdeck zu träumen, dazu hat nur unsereiner leider keine Zeit." Zu einem: „Sind Sie des Teufels, Doktor?" bot ihm äußerlich meine Situation keine Ursache, obgleich noch vor wenigen Augenblicken meine Lage eigentlich viel gefährlicher war als die meines Kollegen, dem die unterseeische Stadt erschien.

Über den Einfluß der deutschen Musik in Italien.

Von
Eugenio Pirani.

Das eigentümliche Abwechseln von Glanzperioden mit Zeiten des Verfalles und des Rückschrittes ist eine in der Geschichte der Völker häufig beobachtete Erscheinung. Der geschichtliche Gang einer Nation beschreibt meistenteils eine Schlangenlinie, einmal sich kühn zu einem Höhepunkte aufschwingend, um dann wieder allmählich zu sinken und sich kaum auf dem bescheidensten Durchschnittsniveau zu behaupten. Als ein Beispiel hierfür tritt uns die italienische Musikgeschichte entgegen. Nachdem Italien mit unsterblichen Namen wie Palestrina und den ebenfalls der römischen Schule angehörenden Allegri, Carissimi, den Neapolitanern Scarlatti, Durante Leo Astorga, Jomelli, Pergolese, den Venetianern Andrea und Giovanni Gabrielli, Antonio Lotti, Benedetto Marcello, Caldara und nicht zum wenigsten mit den Geigern Tartini, Corelli u. A. die Hegemonie in der Tonkunst erlangt hatte und als Lehrer und Gebieter von den anderen Nationen verehrt wurde, mußte es später seinen Schülern, den Deutschen, die, was sie von ihren Meistern aufgenommen, weiter zu verarbeiten und zu hoher künstlerischer Entwickelung zu bringen wußten, das Zepter der Kunst abtreten. Zwar behauptete Italien im 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts durch seine Opernschulen eine Herrschaft über die ganze zivilisierte Welt, aber es war eine Herrschaft, die sich mehr auf Äußerlichkeiten — oberflächlichen Melodien-Reiz und die Virtuosität der Sänger — als auf inneren künstlerischen Wert stützte. — Gegenwärtig ist entschieden für Italien die Epoche des Wiedererwachens gekommen. Dieser geschichtlich hochbedeutende Moment ist Gegenstand folgender Betrachtung.

Wer der musikalischen Bewegung der letzten Jahre in Italien aufmerksam gefolgt ist, wird in der That eine radikale Umwälzung wahrgenommen haben. Während man bis vor wenigen Jahren in den Theatern fast ausnahmslos Opern veralteten Stils oder solche, die mit diesen nahe verwandt sind, aufführte, in den Konzertsälen nur Virtuosenstückchen und geschmacklose Opernarrangements von rein äußerlicher Wirkung zu hören bekam, in den Konservatorien nur sehr dürftig Harmonie und Kontrapunkt, geschweige hohe Komposition, lehrte, staunt man heut über den ungeheuren Fortschritt, den Italien im Musikleben gemacht hat. Unverkennbar ist der Einfluß, den Deutschland auf diesem Gebiete ausgeübt hat.

Man glaube aber nicht, daß sich diese Umwälzung plötzlich und leicht vollzogen habe. Viele sowohl bei den Künstlern wie bei dem Publikum tief eingewurzelte Vorurteile mußten überwunden werden, um den verflachten Geschmack allmählich von der hergebrachten Kost zu entwöhnen und der neuen zuerst gänzlich unverdaulichen zugänglich zu machen. Sehr klein war dagegen die Schar derjenigen, die inmitten dieses Daniederliegens des künstlerischen Lebens die einzige richtige Abhilfe erkannt hatten und den Mut besaßen, sich als antinational und unpatriotisch in Verruf bringen zu lassen, die wunden Stellen ohne falsche Rücksicht anzurühren und den Weg zu einem gründlichen Wechsel der Kunstrichtung anzubahnen. Es wird heute so viel Ungünstiges und so wenig Wohlwollendes über italienische Musikzustände verbreitet, daß es mir als eine Pflicht erscheint, Vergangenheit und Gegenwart ein wenig näher zu beleuchten, in der Hoffnung, daß man aufhören werde, die enormen Fortschritte, die das moderne Italien auch in musikalischer Beziehung gemacht hat, leugnen oder ignorieren zu wollen. Um mir aber nicht den Vorwurf einer optimistischen Gesinnung zuzuziehen, werde ich damit anfangen, die unerfreulichen Zustände von ehemals unumwunden zuzugestehen, mit dem Bemerken, daß dieselben längst ein überwundener Standpunkt sind, und daß es daher nicht mehr an der Zeit ist, diese alte Mähr mit einem souveränen Lächeln herauszukramen, wenn man seine Galle über Italien ergießen will. Noch vor 20 oder 30 Jahren war es allerdings anders. Bei den leichtwiegenden Opern, die man auf den meisten italienischen Bühnen aufführte, war die Musik nur im Dienste der Sänger und mußte diesen die Gelegenheit verschaffen, ihre Kehlfertigkeit brillieren zu lassen. Wenn die Komponisten es nicht vermochten, sie zufrieden zu stellen, so mußten ganze Stücke unbarmherzig gestrichen, beziehungsweise neue Fiorituren und Passagen eingefügt werden, die der Eitelkeit derselben besser zusagten. Zanolini erzählt in seiner Biographie Rossini's, daß letzterer, um dem Mißbrauche der damaligen Sänger zu wehren, geschmacklose Verzierungen und Kadenzen zu ihren ohnehin trivialen Arien hinzuzufügen, sich entschloß, die Kadenzen selbst zu komponieren, eine eigentümliche Abhilfe. An diesen Zuständen war aber das Publikum selbst Schuld. Nur die Sängerkunststücke vermochten es die Zuhörer aufmersam zu machen. Sonst ging man in's Theater, um sich ein wenig zu zerstreuen, um Visiten zu machen und zu empfangen, um die neuesten Moden zur Schau zu tragen. Man riß Witze, lachte, sprach ganz laut, aß Eis, ja in manchen Herrenlogen spielte man sogar Karten, während man auf der Bühne sang. Die Abonnenten hätten hübsch protestiert, hätte sich die Theaterdirektion eine Bemerkung erlaubt. „Ich will, daß man mir eine verdauungsfördernde Unterhaltung verschafft, nicht eine Anstrengung für meinen Verstand," soll die Äußerung eines „Habitué" gewesen sein. Auch die musikalisch-dramatische Komposition stand auf schwachen Füßen. Selbst von Komponisten, die sich zu damaliger Zeit eines großen Rufes erfreuten, wurde kein besonderes Gewicht auf die Übereinstimmung der Musik mit den Worten gelegt. Manche für einen bestimmten Text komponierte Weise wurde einem anderen, dem Sinne vielleicht entgegengesetzten angepaßt. Die schönsten Stücke einer tragischen Oper wurden für eine komische benutzt oder

umgekehrt. Auch die Operntexte waren eine schlecht zusammengefügte Reihe von Chören, Arien, Duetten u. s. w., ohne Einheit und von trauriger Form. Die Schöpfungen eines Victor Hugo, eines Schiller, eines Shakespeare mußten herhalten, um von irgend einem Duodez-Dichter zu einem „Libretto" verstümmelt zu werden. Die Behandlung des Orchesters war nicht weniger dürftig; seine bescheidene Aufgabe war, den Sänger zu begleiten, zu selbständiger Thätigkeit schwang es sich selten auf. Selbst die „Ouverture" war eine Art olla podrida, durch welche die verschiedenen im Laufe der Oper vorkommenden Melodien, von denen sich der Komponist die meiste Wirkung versprach, vorgeführt wurden.

Und doch gab es schon Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts zwei italienische Komponisten, welche, inmitten der allgemeinen Verflachung, nur der echten, wahren Kunst huldigten, deren Namen in der Kunstgeschichte mit goldenen Lettern verewigt sind — Cherubini und Spontini. Allerdings haben beide Meister größtenteils im Auslande gelebt, man kann daher behaupten, daß beide schon damals unter dem Einflusse der deutschen Kunst standen.

Für Cherubini war ein zweijähriger Aufenthalt in London (1784) von weittragendster Bedeutung. Er lernte bei der Gelegenheit die Werke des dort so vielverehrten Händel kennen, und die Majestät und Tiefe einer solchen Musik haben ohne Zweifel bei dem genialen Italiener einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. — Entscheidend für ihn war auch die mit dem berühmten und gefeierten Geiger Viotti geschlossene Freundschaft, welcher ihn überredete, das Feld seiner Thätigkeit nach Paris zu verlegen. Die Verehrung Cherubinis für die deutschen Tonheroen wurde eine unbeschränkte. Man erzählt, daß, als ihn Freunde, denen seine Hinneigung zum Altmeister Haydn bekannt war, aufforderten, diesem Letzteren seine unsterbliche Schöpfung „der Wasserträger" zu widmen, er antwortete: „Dieses Werk ist nicht würdig, einem solchen Riesen gewidmet zu werden." In seiner späteren hervorragenden Stellung als Direktor des Pariser Konservatoriums, die er zwanzig Jahre inne hatte, wurden die klassischen deutschen Meisterwerke durch die von ihm geleiteten Musteraufführungen immer mehr zum Gemeingut. Cherubini studierte die Klassiker, denen er heute selbst zugezählt wird, bis in seine letzten Tage mit unermüdlichem Eifer. Als bejahrter Mann kopierte er Kompositionen von Palestrina, Händel ꝛc., und von Bekannten, die ihn dabei überraschten, über den Zweck solcher Arbeit befragt, antwortete er: „Ich studiere, weil man in der Musik nie ausgelernt hat." Seine rein klassische Richtung machte ihm Napoleon, dem die leichtere Ware von Paisiello und Zingarelli mehr zusagte, zum Feinde. Cherubini soll einmal, über eine wenig wohlwollende Bemerkung des Generals aufgebracht, geantwortet haben: „Bürger-General, beschäftigt Euch mit Schlachten und laßt mich in Frieden eine Kunst üben, die Ihr nicht versteht!"

Auch Spontini, geb. 1774 zu Majolati im Kirchenstaate, ging 1803 nach Paris, und nachdem er sich mit der Aufführung der „Vestalin" und des „Cortez" (1809) die Sympathien der Pariser erobert hatte, erhielt er 1810 die Direktion der italienischen Oper. In dieser Stellung brachte er 1811 zum erstenmale in Paris Mozarts „Don Juan" zur Aufführung. 1820, nach dem Sturze des

Napoleonischen Kaiserreichs, folgte er einem Rufe nach Berlin, wo er eine allgewaltige Stellung mit dem Titel eines „Königlich Preußischen Generalmusikdirektor" erhielt. Man würde aber sehr irren, wollte man glauben, daß die beiden Meister in ihrem Vaterlande Anerkennung gefunden hätten. Man kannte sie kaum Namens nach. Aus falschem Nationalstolze und teilweise auch wegen politischer Feindschaft mit Österreich, das man als mit Deutschland gleichbedeutend betrachtete (austriaco und tedesco galten für denselben Begriff), hielt man sich absichtlich bis vor kurzem von aller deutschen Musik fern und setzte den alten Schlendrian fort.

Von Mailand sollte endlich der heilsame Umschwung in der musikalischen Richtung Italiens seinen Ausgang nehmen. Einerseits war es die „Gazzetta musicale", die größte und älteste italienische Musikzeitung, die durch regelmäßige Korrespondenzen aus Berlin, die Schreiber dieser Zeilen viele Jahre hindurch sandte, und der jetzt verstorbene Musikkritiker Filippo Filippi mit seinen geistreichen Feuilletons in der „Perseveranza", die energisch für eine restauratio ab imis fundamentis" plädierten. Andererseits gab mir der damalige Staatssekretär im Unterrichtsministerium, Commend Rezasco, im Jahre 1874 den Antrag, einen eingehenden Bericht über musikalische Zustände in Deutschland für die italienische Regierung zu verfassen, einen Auftrag, dem ich um so lieber nachkam, als ich diesen als eine günstige Gelegenheit wahrnahm, den italienischen Musikschulen die vorzügliche deutsche Unterrichtsmethode näher zu bringen. Ich arbeitete einen eingehenden Bericht über die größten Musikinstitute aus, wor:n ich, als besonders nachahmenswert, die umfassende klassische Bildung, die Lehre der Komposition nach modernen Grundsätzen, die geschichtlichen und ästhetischen Studien, die Orchesterübungen, wie sie daselbst gepflegt werden, hervorhob. Ich gedachte des bei den deutschen Opernbühnen eingeführten Systems des festengagierten Personals und des daraus erwachsenden Vorteils, jeden Abend das Repertoir zu wechseln und die klassischen und modernen Opern in vorzüglichem Zusammenspiel aufzuführen. Ich erwähnte die mustergültigen Oratorienaufführungen, die zahlreichen, in ganz Deutschland blühenden Gesangvereine u. s. w. Die erste Folge meines Berichtes war eine gänzliche Reformierung der italienischen Musikschulen. Geschätzte Kunstschriftsteller wie D'Arcais von der „Opinione" und Primo, der geistreiche Feuilletonist der „Riforma", traten jetzt als Apostel einer ernsteren Richtung energisch auf. Franz Liszt, der alljährliche Wintergast der ewigen Stadt, und Herr von Keudell, sowohl durch seine einflußreiche Stellung als Gesandter als auch durch seine hohe musikalische Bildung, gewährten der neuen anwachsenden Strömung kräftige Unterstützung. Es bildete sich nunmehr in Mailand — wohl als erste derartige Genossenschaft — die „Società del Quartetto," welche vorzugsweise klassische Musik pflegte. Filippi, Boito und der Konsul Struth, ein enragierter Musikliebhaber, waren die Hauptstützen derselben. Es folgte dieser die „Società Orchestrale" unter Faccios Leitung. Andere Städte ahmten das gute Beispiel dann nach.

Verdi, der geniale Italiener, konnte solchen Veränderungen gegenüber natürlich nicht passiv bleiben, und in der That vollzog sich in dieser Zeit bei dem großen Meister ein totaler Umschwung. Sein aus Anlaß des Todes Manzonis komponiertes Requiem zeigt schon die innigsten Beziehungen zu der deutschen Tonschule. Die großen und ergreifenden Schönheiten des leidenschaftlich bewegten Dies irae, auf welche ebensowohl Mozarts als Cherubinis hohe Tragik eingewirkt haben, die aus tiefstem Gemüt hervordringende Stimmung des würdevollen, rührenden und so süß melodiösen „Hostias et preces tibi," sowie das libera me Domine und der herrliche Schlußchor des Werkes beweisen es zur Genüge.

So gelang es den vereinten Bestrebungen einiger Gutgesinnten, das Eis zu brechen. Dabei trat die sonderbare Erscheinung hervor, daß man anfänglich die Begriffe von klassischer und deutscher Musik verwechselte und in einem Atemzuge Bach, Beethoven und Wagner nannte, ohne sich um die himmelweite Entfernung zwischen der neuen und der alten Schule sonderlich zu kümmern, ein Zustand, der heute, trotz der enormen Fortschritte in der musikalischen Bildung der Italiener, noch teilweise fortbesteht. In der That predigen jetzt die Apostel der deutschen Musik ebensowohl für Bach als für Beethoven und für Wagner. Diese Erscheinung beruht nicht etwa auf Unwissenheit oder auf Mangel an künstlerischem Geschmack. Im Gegenteil weiß man die strenge Behandlung der hergebrachten Formen seitens der Klassiker von den kühnen Neuerungen des deutschen Reformators recht gut zu unterscheiden. Man ist aber der Meinung, daß man die Einen neben den Anderen bewundern und genießen kann, ohne diesen oder jenen auszuschließen, man findet, daß die chronologische Folge der deutschen Komponisten eine logische Entwickelung zeigt, eine ununterbrochene Kette darstellt, in der jeder Ring den vorhergehenden voraussetzt. Mit anderen Worten, es besteht in Italien nicht wie in Deutschland eine Wagner-Partei, obwohl sich dort auch einige Wagnervereine nach deutschem Muster gebildet haben. — Sie brauchen eben nicht zu kämpfen, da keine Opposition gemacht wird. — Wäre es nicht erfreulich, wenn man auch in Deutschland anfinge, die Leidenschaften zum Schweigen zu bringen und mit Ruhe und Objektivität alle Schönheiten der Wagner'schen Musik zu bewundern, ohne deshalb andere Schöpfungen der Tonkunst herabzusetzen und ausschließen zu wollen, und umgekehrt klassische Musik hoch schätzte, ohne deshalb das unbestreitbare Genie Wagners leugnen zu wollen? — Einem aufrichtigen Freunde Deutschlands wird man den wohlgemeinten Rat nicht übel nehmen! — Als das Verlagshaus F. Lucca, welches bekanntlich das Eigentum aller Wagner'schen Opern für Italien erworben hatte, noch für sich bestand, konnte man eine Zeitlang an bevorstehenden Krieg glauben. Der mächtige Konkurrenz-Verlag Ricordi in Mailand, der Hauptverleger Verdi'scher Musik, hätte möglicherweise seinen ganzen Einfluß in die Wage werfen können, um der Verbreitung Wagner'scher Musik entgegenzutreten, doch wäre das nur scheinbar gewesen. War doch die Seele des Ricordi'schen Verlags, der sowohl als Komponist wie als Musikschriftsteller hochgeschätzte Giulio Ricordi, ein aufrichtiger Bewunderer deutscher Musik, wie er selbst bei jeder Gelegenheit versicherte und wie es aus

seinen Kompositionen zur Genüge erhellt; zeigte doch selbst Verdi, auf dessen Namen Ricordi schwor, in seinen letzten Schöpfungen den unleugbaren Einfluß, den auch auf ihn die neue Strömung ausgeübt hatte. Wenn also die intelligente Besitzerin des Lucca'schen Verlages, Signora Giovannina Lucca — dieselbe, die in Bayreuth nach der ersten Aufführung der Nibelungen dem Meister einen silbernen Kranz überreichte — mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um die Wagner'schen Werke in Italien einzuführen, so hatte das mehr seinen Grund in geschäftlichen Rivalitäten als in einem wirklichen Kunst-Antagonismus. Jetzt hat auch eine solche Rivalität aufgehört, nachdem die beiden Welthäuser in ein Einziges verschmolzen worden sind unter der alleinigen Leitung des obengenannten Giulio Ricordi, welcher als guter Patriot und Eklektiker seine Pflichten gegen Italien und Verdi mit denen gegen die deutsche Kunst und speziell gegen Wagner zu vereinigen wissen wird. Jetzt wird sich deutsche Tiefe und italienische Anmut ungehemmt paaren können, und dieser edlen Verbindung, welche beide Völker gegenseitig ergänzt, weil sie einem Jeden dasjenige bringt, was ihm mehr oder weniger mangelt, wird gewiß großes und schönes entspringen.

Um dem Leser einen Begriff von den jetzt herrschenden erfreulichen Musikzuständen in Italien zu geben, werde ich die größten Zentren Italiens eine kurze Revue passieren lassen, ohne natürlich Anspruch auf eine erschöpfende Genauigkeit zu erheben.

Die musikalisch wichtigste Stadt Italiens ist Mailand. Sie verdankt diese Oberherrschaft vor allem dem Ricordi'schen Verlagshause, das durch seine Haupt- und Zweiganstalten eine Sehenswürdigkeit der Stadt bildet. Das Mailänder Konservatorium, jetzt unter Leitung des bekannten Komponisten Bazzini, steht auf der Höhe der Zeit. Bazzini selbst unterrichtet in der Komposition, und die von ihm eingeschlagene Richtung ist am besten dadurch gekennzeichnet, daß er seinen Zöglingen Bach's „Kunst der Fuge" als Handbuch vorschreibt. In Mailand blüht ferner die obengenannte Società del Quartetto, die jeden Winter für ihre Mitglieder eine bestimmte Anzahl von Konzerten veranstaltet und dazu das vorzügliche Orchester des Scala-Theaters sowie berühmte Solisten engagiert. Auch auf die Zusammensetzung der Programme, die jeder Kunstrichtung gerecht werden, wird von der Direktion die größte Sorgfalt verwendet. Die Bedeutung der Scala ist zu allgemein bekannt, als daß ich näher darauf einzugehen brauchte. Verdi hat dieses Theater würdig befunden, die letzte große Offenbarung seiner Muse — seinen „Othello" — darin, als dem ersten, der Öffentlichkeit vorzuführen. Gerade diese Vorstellung gab allen denjenigen, die über den Verfall der italienischen Musik Krokodilsthränen weinen, Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß man Italien zu einem solchen Verfalle gratulieren kann. Dieses für die Kunst wichtige Ereignis hat die Feder der größten Musikschriftsteller der Welt in Bewegung gesetzt. Es hat aber auch einen neuen Beweis dafür geliefert, daß Verdi, ohne Plagiator zu werden — was ja bei seinem Genie undenkbar ist — doch der neuen deutschen Richtung einen bedeutenden Schritt näher gerückt ist. Im Othello ist

das Orchester mit großer Sorgfalt behandelt, die Teilung des musikalischen Stoffes in abgeschlossene Arien, Duette ꝛc. ist gänzlich verschwunden, auch Leitmotive, wenn auch nicht in dem Maße wie bei Wagner, kommen in dieser Oper wirkungsvoll zum Vorschein. Daß das melodiöse Element auch hier nicht fehlt, ist gewiß nicht zum Nachteil der Verdi'schen Schöpfung. Boito, dessen „Mefistofele“ auch außerhalb Italiens große Anerkennung gefunden hat, gehört gleichfalls der Mailänder Schule an. Wie er sich zu deutscher Musik stellt, erhellt aus dem Umstand, daß Bachs „Wohltemperiertes Klavier“ nie von seinem Flügel verschwinden darf. Leider ist Boito ein sehr langsamer Arbeiter, und das genannte Werk ist das einzige, das er bis jetzt geschrieben hat. Als Dichter ist er allerdings auch mit Erfolg thätig gewesen, und sein Text zu Verdi's Othello hat ihm auch indirekt eine große Popularität eingebracht. — Ponchielli, der gefeierte, leider der Kunst so früh entrissene Komponist verschiedener bedeutender Opern, (I promessi sposi, Gioconda) zählt auch zu den sich an die deutsche Schule anlehnenden Mailänder Musikern.

Nächst Mailand nimmt Bologna die hervorragendste Stellung in der Musikwelt ein. Sein Teatro Communale, eins der ältesten Italiens, war das erste Theater auf der Halbinsel, das eine Wagner'sche Oper aufzuführen den Mut hatte, ein Versuch, der einen Triumph bedeutete. Allerdings saß damals Mariani am Dirigentenpult, ein General, der nur Siege und keine Niederlagen kannte. — Von den Lehrkräften des Konservatoriums ist besonders Stefano Golinelli, ein vorzüglicher Pianist und liebenswürdiger Komponist, zu nennen, welcher eine Reihe vortrefflicher Schüler ausgebildet hat. Seine Anlehnung an die deutsche Schule ist um so bemerkenswerter, als sie aus einer Zeit datiert, da der allgemeine Geschmack noch nicht geläutert war. — Der jetzige Direktor Martucci ist nicht ohne Begabung, besitzt aber nicht die nötige Energie, um eine solche Anstalt zu leiten. Unter den früheren berühmten Direktoren sind Padre Mattei, der Lehrer Rossinis, und Rossini selbst zu erwähnen. Das älteste Musikinstitut Bologna's ist die „Regia Accademia Filarmonica,“ gegründet 1666. Schon im vorigen Jahrhundert erachteten es die berühmtesten Tonkünstler der Welt als eine besondere Ehre, zum Mitglied derselben ernannt zu werden. Sie mußten sich zu diesem Behufe einem sehr strengen Examen unterwerfen. Selbst der junge Mozart wollte, als er 1770 zum ersten Male nach Italien ging, sich dieser Prüfung unterziehen, und unter den Manuskripten der Academia Filarmonica findet sich folgende von Padre Martini unterzeichnete Erklärung:

„Avendo sotto gli occhi alcune composizioni musicali di vario stile ed ascoltato a suonare il cembalo ed il violino e cantare il signor Wolfgango Amadeo Mozart d' anni 14, con mia singolare ammirazione lo trovai versato in ognuna delle accennate qualità di musica.“ — (Nach vorgenommener Prüfung einiger musikalischer Kompositionen verschiedener Stilgattungen des Herrn Wolfgang Amadeus Mozart, 14 Jahre alt, und nachdem ich denselben Klavier und Geige spielen und singen gehört habe, bewunderte ich seine Tüchtigkeit in jedem der benannten Zweige der musikalischen Kunst ganz außerordentlich.) —

Zur Erinnerung an diesen Tag wurde im November 1884 im Saale der Accademia eine Gedenktafel mit folgender Inschrift angebracht: Mozart — in questa sala — li IX. Octobre MDCCLXX — die saggio di suo genio — All' Accademia Filarmonica — Richiedendo — Nome di socio e saluto di maestro. — Der jetzige Vorsitzende der Accademia, Prof. Federico Parisini, Bibliothekar und Professor der Musikgeschichte am Konservatorium, ist ein hervorragender Förderer klassischer Musik, dessen jüngste Veröffentlichung: Unedierter Briefwechsel des Padre Giambattista Martini mit den berühmten Musikern seiner Zeit nach Originalen der Bibliothek von Bologna — ein großer Prachtband — (Zanichelli, Bologna) einen unerschöpflichen Schatz für den Musikforscher bildet. Aus dieser geistreichen Korrespondenz sind besonders die Briefe von Martini an Giuseppe Tartini, den größten Geiger seiner Zeit, Gründer einer Schule des Violinspiels, trefflichen Komponisten und Theoretiker, und von diesem an Martini von großem Interesse. Außerdem ist von Parisini eine eingehende Biographie des Padre Martini (Bologna, Zanichelli 1887) und ein umfangreicher Katalog von den sich in der Accademia befindlichen Autographen berühmter Tonkünstler, unter denen viele von Beethoven, Mozart, Bach, Haydn &c., erschienen.

Die ewige Stadt war bis jetzt in musikalischer Beziehung hinter Mailand und Bologna zurückgeblieben. Jetzt scheint der Ministerpräsident Crispi, welcher zwischen den ernsten Sorgen der Politik auch noch Zeit zur Förderung der schönen Künste findet, Rom auch musikalisch zur Hauptstadt Italiens erheben zu wollen. Sein Ziel wäre zunächst, eine ständige Oper nach deutschem Muster zu gründen, und zu diesem Behufe hat er schon geeignete Persönlichkeiten nach Berlin gesandt, um sich an Ort und Stelle zu orientieren. Ein solcher Schritt würde für die Musikzustände ganz Italiens von weittragendster Bedeutung sein und eine heilsame Umwälzung aller bestehenden Theatereinrichtungen zur Folge haben. Zu erwähnen wäre noch die R. Accademia di S. Cecilia, deren Bibliothek durch die unermüdlichen Bestrebungen des Herrn Berwin zu einer der besonders an deutschen Musikwerken reichhaltigsten Italiens herangewachsen ist.

Unter den Lehrern der Akademie ist Sgambati, ein Schüler Liszt's, hervorzuheben.

Neapel verdankt es zum größten Teil dem wohlthätigen Einflusse eines deutschen Musikers — Sigismund Thalberg, daß es heute eine bedeutende Pianistenschule besitzt. Das Konservatorium ist jetzt vorzüglich organisiert, und als ich vor wenigen Jahren dort einer Schüleraufführnng beiwohnte, konnte ich mich von den erfreulichen Resultaten des erteilten Unterrichts vollauf überzeugen. Von den dortigen Professoren möchte ich besonders den jetzt verstorbenen Musikschriftsteller und Bibliothekar Francesko Florimo nennen, dessen Persönlichkeit mit der Geschichte der Neapolitanischen Musikschule eng verknüpft ist.

Venedig, Turin, Genua, obwohl nicht zu übersehen, folgten jedoch bei der musikalischen Bewegung keinem eignen Impulse, wurden vielmehr von den erstgenannten Städten ins Schlepptau genommen.

Einen neuen Beleg für die immer inniger werdenden Beziehungen zwischen Deutschland und Italien lieferte auch die erst vor wenigen Tagen geschlossene Internationale Musikausstellung in Bologna, bei welcher die größten Instrumentenfabriken, Musikalienverlagshäuser ꝛc. Deutschlands vertreten waren und vielfach mit ersten Preisen ausgezeichnet wurden. Besonders waren es die kostbaren Autographen von Bach, Beethoven, Mozart, Weber, Mendelssohn ꝛc., mit Erlaubnis des Reichskanzlers und der Kgl. Berliner Bibliotek ausgestellt, die dort allgemeine Bewunderung erregten. Das deutsche Komitee der Ausstellung, welchem ich die Ehre hatte vorzustehen, zählte zu seinen Mitgliedern bekannte Namen, wie Ehrlich, Reinecke, Wüllner, Paur, Schottler, Leßmann, Naumann, Riemann, Banck, Niese, Erlanger u. a., und den Bemühungen derselben ist es zu danken, daß Deutschland einen neuen Sieg errungen hat.

Im ganzen glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß gegenwärtig die Geringschätzung, mit der einige Schöngeister von dem musikalischen Italien zu sprechen geruhen, sehr übel angebracht ist. Italien hat sich dem Einflusse deutscher Musik erschlossen, und von diesem, wie von einem belebenden Geiste zu neuem Aufschwung angeregt, ist dieses von der Natur so reich begabte Volk auf dem besten Wege, seine frühere hervorragende Stellung in der Tonkunst wieder einzunehmen.

Das Recht der Tiere.

Von

E. Sabel.

Bei Betrachtung des rechtlichen Verhältnisses zwischen Tier und Mensch ist zunächst zu unterscheiden zwischen dem Naturrechte und demjenigen Rechte, welches die verschiedenen Religionen und die auf diese sich stützenden Gesetzgebungen dem Menschen in Betreff der Tierbehandlung einräumen.

Diese Rechte stehen, wie wir sehen werden, in vielen Beziehungen in starkem Widerspruche zu einander. Vermitteln können hierin nur der Kulturfortschritt des Menschen und das mit demselben eng zusammenhängende, durch denselben gesteigerte Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühl und die Erkenntnis, daß die Tiere Seeleneigenschaften besitzen, deren Vorhandensein bis vor kurzem einzig nur mit dem mehr oder weniger unbestimmten Ausdrucke Instinkt bezeichnet zu werden pflegte.

Aus dem zwischen Tier und Mensch bestehenden Naturrechte, aus dem durch religiöse Anschauungen und Vorschriften geregelten Verhältnisse des Tieres zum Menschen, aus den kulturellen Fortschritten und dem gesteigerten Rechtlichkeits- und Sittlichkeitsgefühle des letzteren und aus den neuesten Erforschungen über den geistigen Zustand der Tiere und den von demselben abhängigen Grad ihrer

Empfindungen werden sich Schlüsse ziehen lassen in bezug auf das richtige Verhältnis zwischen Tier und Mensch.

Von den verschiedenen religiösen Standpunkten werden im folgenden vorzugsweise der alttestamentliche und der auf ihm fußende christliche als die einflußreichsten den Betrachtungen zu Grunde gelegt, die anderer Religionssysteme nur gestreift werden.

I.
Naturrecht.

> Bei der so oft angestellten Vergleichung zwischen Mensch und Tier macht man stets den Fehler, daß man die zivilisierten Europäer auf die eine, das rohe und wenig gekannte Tier auf die andere Seite stellt, während man seine Blicke auf die äußersten Grenzen der Menschheit und auf die Übergangsstufen richten sollte . . . . Kölliker.

Alle lebenden, mit Empfindung und der Fähigkeit zu willkürlicher Bewegung begabten Wesen auf der Erde haben gleiche Berechtigung des Daseins und Lebens.

Der Mensch macht hiervon keine Ausnahme, sobald man ihn seiner heutigen Zivilisation entkleidet, als Naturmenschen und vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, weil er nach diesem ein Glied ist der Tierwelt, im besonderen des Wirbeltierstammes und in diesem der Säugetierklasse. Denn der ganze innere Aufbau des menschlichen Körpers, die Zusammensetzung von dessen verschiedenen Organsystemen und die Anordnung der Knochen, Muskeln, Nerven, Blutgefäße und Eingeweide reihen ihn entschieden in letztere ein. Hieran ändert auch der Umstand nichts, daß der Mensch vor allen Tieren, auch den am höchsten stehenden, eine höhere Ausbildung einzelner Organe, im besonderen des Rückenmarks und des Gehirns und damit erhöhte Seelenthätigkeit voraus hat; denn in der langen Reihe von Tiergeschlechtern vom Infusionstierchen aufwärts bis zum Menschen findet eine Steigerung der Organausbildung statt.

Aus dem Gesagten folgt: Der Mensch hat keine andere Existenzberechtigung als jedes Tier, oder

1. Mensch und Tiere haben gleiche Existenzberechtigung.

Gleiche Existenzberechtigung schließt gleiches Recht der Freiheit ein, denn ohne Freiheit keine ungehinderte Bethätigung des Willens, ohne Freiheit keine Möglichkeit, naturgemäß zu leben, wo und wie es am dienlichsten ist. Daraus ergiebt sich:

2. Mensch und Tiere haben gleiche Freiheitsberechtigung; der Mensch also hat kein Recht dazu, Tiere ihrer Freiheit zu berauben. — Zur körperlichen Entwickelung und Erhaltung bedürfen Mensch und Tiere neben einem gewissen Maße von atmosphärischer Luft, von Licht, Wärme, Feuchtigkeit, Trockenheit u. s. w. der Ernährung durch die ihnen zuträglichen Nährstoffe.

Welche Nährstoffe, also welche Nahrungsmittel dem Menschen und den verschiedenen Tierarten dienlich sind, hat die Natur selbst entschieden durch bezügliche

Einrichtungen der Körper, im besonderen der zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmten Organe. Durch diese sind die Tiere teils nur auf vegetabilische, teils auf vegetabilische und animalische, teils nur auf animalische Nährmittel angewiesen, sie haben das Recht, dieselben sich anzueignen. Daraus folgt:

3. Alle durch den Bau ihrer Ernährungsorgane auf das Verzehren von animalischen Nährmitteln, also auch von Fleisch und Blut, oder von vegetabilischen und animalischen Nahrungsmitteln angewiesenen Tiere haben das Recht, Tiere zu verzehren, also behufs Verzehrens oder durch das Verzehren zu töten.

Es fragt sich hierbei: Gehört der Mensch als zur Klasse der Säugetiere gehörig, in welcher eine ziemlich große Anzahl von Geschlechtern auf Fleischnahrung allein oder auf eine aus Fleisch und Pflanzen bestehende Ernährung angewiesen ist, zu denjenigen Lebewesen, deren Ernährungsorgane ihm nur Fleisch- oder Fleisch- und Pflanzen- oder Pflanzennahrung zuweisen, steht ihm also gleich wie z. B. den Raubtieren das Recht zu, Tiere zu verzehren oder zu töten, um sich Fleischkost zu verschaffen? Es ist das eine heikele, weil vielfach ohne endgültige Entscheidung umstrittene Streitfrage. Sie hat für uns auch nur einen theoretischen Wert, weil, wie später ausgeführt werden wird, die Ernährungsverhältnisse des Menschen durch seine Einwanderung in unwirtliche Länder und durch seine Kulturfortschritte Abänderungen erlitten haben. Wir betrachten aber vorläufig noch den Menschen als Natur-, nicht als Kulturmenschen.

Das menschliche Gebiß, dessen Backzähne Mahlzähne sind, deutet darauf hin, daß der Mensch ursprünglich sich nur durch Pflanzenkost, besonders Baumfrüchte und Beeren, ernährt habe. Auch ist er, bevor er Fang- und Tötungsgeräte erfunden und braten und kochen gelernt hatte, schwerlich im stande gewesen, seine Ernährung durch Fleischnahrung zu bewirken. Rechnet man freilich Weichtiere und Insekten zu dieser, so mögen auch schon die ersten Menschen Fleisch verzehrt haben.

Übrigens bedurfte der Mensch in seinen ursprünglichen Wohnsitzen, den Waldregionen der Tropen, in welchen ihm die Früchte so zu sagen in den Mund wuchsen, der Fleischnahrung nicht. Erst als er von hier auswanderte, trat die Sorge für seine Ernährung an ihn heran: Er mußte sich nach anderen Nahrungsmitteln umsehen, als sie ihm die Tropengebiete reichlich boten. So mag er denn allmählich dazu gekommen sein, außer den gewöhnten Beeren, Baumfrüchten und Pflanzenknollen verschiedene Pflanzenteile und Feldfrüchte seiner Nahrung zuzusetzen, Vogelnester behufs Eiervertilgung auszunehmen, was er vielleicht, sogar wahrscheinlich, schon vorher gelernt und geübt hatte, und auch Fleisch zu genießen. Mehr, selbst vorzugsweise auf letzeres angewiesen wurde er, je weiter er nach Norden und Süden vordrang, also die unwirtlichen kälteren Zonen betrat.

Diese Notwendigkeit aber schließt nicht ein Recht des ursprünglich nur auf Pflanzennahrung angewiesenen Menschen ein, den Tieren ihre Eier oder Jungen behufs deren Verzehrung zu rauben oder jene selbst zu diesem Zwecke zu töten.

Nur der Kampf ums Dasein entschuldigt die eben erwähnte Behandlung der Tiere durch den Menschen.

Andererseits gab und gibt derselbe Kampf ums Dasein dem Menschen das Recht, sich der ihm selbst nachstellenden oder der seinem Körper schadenden oder der seiner Nahrungsmittel ihn beraubenden, kurz der ihm schädlichen Tiere zu erwehren: Das Recht der Notwehr. Gegen solche Tiere, besonders Raubtiere, giftige und blutsaugende Tiere ist Tötung das einzige, gegen andere das wirksamste und oft nur allein wirkende Mittel. Nur in diesem Sinne hat der Mensch ein natürliches Recht zur Tiertötung. Also:

4. Ein natürliches Recht zur Tiertötung hat der Mensch nur solchen Tieren gegenüber, welche ihm schaden, als Notwehr. —

II.

Umgestaltung des Naturrechts in das Recht des Stärkeren. Pflichten des Letzteren.

Des Menschen Gehirn ist eine furchtbarere Waffe als die Klaue des Löwen. Schopenhauer.

Unter I ist bereits entwickelt worden, daß die größere Ausbreitung des Menschen über seine ursprünglichen natürlichen Wohnsitze hinaus ihn genötigt habe, sich Nahrungsmittel zu verschaffen, welche denjenigen seines Heimatssitzes ähnlich, und, falls dies nicht ausreichte, zu solchen zu greifen, welche ihm zwar selbst nicht naturgemäß waren, die er aber aus Erfahrung als Nahrungsmittel verschiedener Tierklassen erkannt hatte. Auch der Zufall mag dabei seine Rolle gespielt haben.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier nach allen denkbaren und wahrscheinlichen Zufälligkeiten forschen, welche im Laufe von Jahrtausenden den Menschen dahin gebracht haben, animalische Stoffe als Nahrungsmittel zu benutzen. Für unsere Zwecke genügt zu wissen, daß der Mensch Fleisch essen lernte und infolgedessen bemüht war, sich verschiedener Tiere zu bemächtigen, welche ihm genießbares Fleisch liefern konnten.

Der Mensch wurde Jäger. Die Jagdbeute brachte ihn auch auf die Benutzung der nicht verzehrbaren Teile der erlegten Tiere, namentlich der Felle zu seinem Schutze gegen die Unbilden der Witterung, der Knochen zur Anfertigung von Waffen und Zierraten u. s. w.

Die naturgemäße Folge des Jagdbetriebs, im besonderen des bei demselben ausgeübten Einfangens von Tieren, war die Zähmung einiger derselben. Und diese mußte dazu führen, die in Gefangenschaft gehaltenen Tiere auszubeuten: zunächst wohl nur zur Gewinnung von Fleisch, Fellen, Knochen u. s. w., später ihrer Produkte wie Wolle, Federn, Eier, Milch und zuletzt durch Benutzung ihrer physischen Kräfte und intellektuellen Eigenschaften.

Und so errang sich der Mensch im Kampfe ums Dasein durch seine geistige Überlegenheit allmählich eine gewisse Herrschaft über die Tiere, ausgeübt teils durch deren Verfolgung und Tötung, teils durch Gefangennahme, dauernde Freiheitsentziehung und Zähmung.

Die Tierzähmung ist der höchste Triumph der intellektuellen Eigenschaften des Menschen über die Tierwelt, eine Errungenschaft, welche wieder selbst einschneidend auf des Menschen weitere Entwickelung eingewirkt hat. Ohne dieselbe, ohne die seit Jahrtausenden vom Menschen ausgeübte Tierbenutzung hätte der Mensch sich nicht zu der Kulturstufe entwickeln können, welche er heute einnimmt. Und der Mensch könnte nicht in seiner heutigen Verfassung existieren, wenn er nicht die Haustiere zu treuen Gehilfen hätte, und wenn er lediglich auf Pflanzenkost oder nur auf Jagd und Fischerei behufs Erlangung der unentbehrlich gewordenen Fleischnahrung angewiesen wäre.

Die Tierwelt also ist es, welcher der Mensch zu nicht geringem Teile seine große Verbreitung über die Erde, seine hohe Entwickelung und seine Existenz in seiner jetzigen Verfassung verdankt.

Der Mensch müßte demnach derselben, vorzugsweise den Haustieren, hierfür dankbar sein. Seinen Dank aber kann er unter den heutigen Verhältnissen nicht etwa durch Infreiheitsetzung derselben erweisen. Denn auch abgesehen von ihrer Unentbehrlichkeit sind verschiedene Tiergeschlechter durch die Zähmung und Abrichtung in einen vom Menschen so abhängigen Zustand versetzt worden, daß sich, wollte man ihnen volle Freiheit schenken, mit Wahrscheinlichkeit vorhersagen läßt, es würde dies denselben nicht zum Vorteile gereichen.

Den Haustieren sich dankbar erweisen kann der Mensch vielmehr nur durch möglichst gute Pflege und schonende und liebreiche Behandlung besonders während der Arbeitsleistung und bei Entnahme der tierischen Produkte (Wolle, Federn, Milch ꝛc.) und dadurch, daß er bei dem nun einmal nicht mehr zu vermeidenden Töten behufs Erlangung der unentbehrlich gewordenen Fleischnahrung das einzelne Individuum so schonend und schmerzlos wie möglich aus dem Leben zum Tode bringt. In wie weit bei der Tierbehandlung die Empfindungen, deren die Tiere fähig sind, eine Rolle spielen, welcher Grad der Schonung also angezeigt ist, wird bei Erörterung des Seelenlebens der Tiere (unter IV) näher entwickelt werden.

Aber auch allein vom Rechtsstandpunkte aus betrachtet hat der Mensch die Verpflichtung, die eben geschilderte Tierbehandlung sich zu eigen zu machen. Denn: Freiheitsberaubung, Gefangenhaltung, Benutzung zur Produktenhergabe und zur Arbeit und Tötung der Haustiere und anderer im wilden Zustande lebender, uns nützlicher oder nicht schädlicher Tiere war und ist eine Vergewaltigung und nur mit der Zeit zum herrschenden Gebrauche, nicht zum Rechte im eigentlichen Sinne geworden.

III.

Stellung der Tiere zum Menschen nach der Bibel und einigen nicht christlichen Religionen.

Klare Ansicht von der Natur bewahrt vor den Anmaßungen einer dogmatisierenden Phantasie.
A. v. Humboldt.

Sehr verschieden von dem im ersten und zweiten Abschnitte entwickelten natürlichen Verhältnisse der Tiere zum Menschen faßte die Bibel dieses Verhältnis auf. In bezug auf dasselbe ist zunächst die mosaische Schöpfungsgeschichte maßgebend. In derselben ist der Mensch gedacht als ein von Gott erschaffenes Wesen, welches sofort nach seiner Erschaffung ausgerüstet war mit intellektuellen Eigenschaften und Kenntnissen, welche dem Naturmenschen ursprünglich fehlen mußten: Nach dem Sündenfalle „ließ ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, daß er das Feld bauete, davon er genommen ist“ (1 Mos. 3,23.)[1]) Und bereits Adams und Evas Erstgeborene, Kain und Abel, trieben Ackerbau und Viehzucht. Und naiver Weise ist auf Bildern die aus dem Paradiese vertriebene Eva als bereits den Spinnrocken handhabend dargestellt worden.

Nachdem Gott Himmel und Erde und Licht, Gras, Kräuter und fruchtbare Bäume erschaffen und der Sonne und dem Monde und den Sternen ihre Stellung und Bahnen angewiesen und Fische im Wasser und Vögel in der Luft und andere Tiere aller Art hervorgerufen hatte, schuf er den Menschen: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet.“ (1 Mos. 1,26).

Der Mensch also war von Anfang an zum Herrscher gesetzt über die ganze Erde und alles, was auf derselben sich befindet, im besonderen über die Tiere.

Zum Herrscher! Das ist ein sehr dehnbarer Begriff: Er läßt Milde und liebevolle Behandlung zu, aber auch Freiheitsentziehung und Knechtung und Härte bis zur Tötung, obwohl der Begriff Herrschen das Recht zur Tötung nicht unbedingt einschließt.

Wie die Bibel das Herrschen des Menschen über die Tiere auffaßt, darüber erfahren wir zunächst einiges bei der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese, indem es in 1 Mos. 3,21 heißt: „Und Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“ Die Tötung von Tieren zur Habhaftwerdung ihrer Felle war also erlaubt.

Auch zum Opfern war das Tiertöten gestattet, und zwar das Töten nicht etwa von dem Menschen gefährlichen, wilden, sondern von seiner Obhut anvertrauten, ihm nützlichen zahmen Tieren. Bereits des ersten Menschenpaares Sohn Abel, der ein Schäfer geworden war (1 Mos. 4,2), opferte von den Erstlingen seiner Herde und „der Herr sah gnädiglich an Abel und sein Opfer“ (1 Mos. 4,4). Und das erste, was Noah that, nachdem er die Arche verlassen hatte, war: „Noah

[1]) Sämtliche angeführten Bibelstellen sind nach der Luther'schen Übersetzung gegeben.

aber bauete dem Herrn einen Altar und nahm von allerlei reinem Vieh und von allerlei reinem Gevögel und opferte Brandopfer auf dem Altare." „Und der Herr roch den lieblichen Geruch . . . ." (1 Mos. 8, 20 u. 21).

Der Kern der biblischen Auffassung des Verhältnisses der Tiere zum Menschen aber ist gegeben in 1 Mos. 9, 2 u. 3: „Und Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde." „Euere Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden[1]), über alle Vögel unter dem Himmel und über alles, was auf dem Erdboden kriechet; und alle Fische im Meere seien in euere Hände gegeben." „Alles was sich reget und lebet, das sei euere Speise; wie das grüne Kraut habe ich es euch alles gegeben."

Danach ist das Tier auf Gnade und Ungnade dem Menschen überantwortet. Derselbe hat also nicht nur das Recht, die Tiere zu seinen Zwecken zu benutzen, wie es ihm beliebt, also auch dieselben zu Gefangenen zu machen, zu töten und ihr Fleisch zu essen, sondern auch dieselben nach Gutdünken und Neigung zu behandeln, der Hartherzige roh, der Weichherzige gut, der Grausame in empörender Weise. Wer will letzteren zur Rechenschaft ziehen, wenn er diese Bibelstelle in dem Sinne auslegt, daß er ein göttliches Recht habe, den Tieren Schrecken und Beben vor ihm beizubringen? Dieselbe ist ein wahres Kleinod für alle Vivisektoren.

Hiernach ist es eher wunderbar als nicht, daß sich bei solcher Auffassung der Herrschaft des Menschen über die Tiere in den Büchern Moses zwei Gesetzesstellen finden, welche eine Fürsorge für Tiere um ihrer selbst willen bekunden: „Du sollst nicht ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel" (5 Mos. 22,10) und „du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden." (5 Mos. 25,4).

Alle anderen Vorschriften in den Büchern Moses, welche man sich bemüht hat, in tierschutzgünstigem Sinne auszulegen[2]), erweisen sich bei näherer Betrachtung nur als Opfer- oder Sabbathvorschriften, beziehentlich Bestimmungen, wie mit Tieren zu verfahren sei, welche Eigentum anderer sind. So heißt es im 27. Verse des 22. Kapitels des 3. Buches, welches von des Opfers Beschaffenheit handelt: „Wenn ein Ochse oder Lamm oder Ziege geboren ist, so soll es sieben Tage bei seiner Mutter sein, und am achten Tage und danach mag man es dem Herrn opfern, so ist es angenehm."

„Wie wird hier die Mutterliebe der Tiere beschützt!" ruft Zoophilus aus. Aber dem widerspricht gleich der folgende Vers 28 desselben Kapitels, den der Bibelkundige nicht hätte übersehen sollen: „Es sei ein Ochse oder Lamm, so soll man es nicht mit seinem Jungen auf einen Tag schlachten," so wie 5. Mos. 22. 6 u. 7: „Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest auf einem Baume oder

[1]) Die Übersetzung von Dr. Zunz nach dem masoretischen Texte lautet: Euere Furcht und euer Schrecken sei auf allem Getier u. s. w.

[2]) Vergleiche: Zoophilus, Biblische Studien über Tierbestimmung, Tierleben und Tierschutz. Von Emil Knodt. Dresden. Kommissionsverlag des internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter. 1881.

auf der Erde mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzet, so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern sollst die Mutter fliegen lassen und die Jungen nehmen, auf daß dir's wohl gehe und du lang lebest."

Ferner hat man die folgenden Bibelstellen im Sinne des Tierschutzes ins Gefecht geführt: „Wenn du dessen, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gern das deine um seinetwillen" (2. Mos. 23,5) und „Wenn du deines Bruders Esel oder Ochsen siehest fallen auf dem Wege, so sollst du dich nicht von ihm entziehen, sondern sollst ihm aufhelfen" (5. Mos. 22, 4). Diese Bestimmungen aber erweisen sich bei näherer Betrachtung nur als Vorschriften, wie das Eigentum des Feindes oder des Bruders zu behandeln sei, da sie mit ähnlichen Vorschriften über das Zurückbringen entlaufener Tiere im engsten Zusammenhange stehen. Hätte der Gesetzgeber den Tierschutz im Auge gehabt, so hätte er notwendiger Weise verbieten müssen, den Esel so zu belasten, daß er unter seiner Last zusammenbrechen konnte.

Auch sind die Vorschriften der Schonung der Tiere an den Sabbathtagen nicht der Tiere wegen, sondern lediglich zur Heiligung des Sabbaths gegeben: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes. Da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn." (2. Mos. 20, 10 u. 11 u. 23, 12).

In sämtlichen übrigen Büchern des alten Testaments finden sich nur zwei Stellen, welche zu gunsten der Tiere sprechen: „Sprüche Salomos 12,10: der Gerechte erbarmt sich seines Viehs, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig." Und: „Sirach 7,24: „Hast du Vieh, so warte sein, und trägt dirs Nutzen, so behalte es." Salomos Spruch aber ist nur ein Beleg dazu, welche rechtlose Stellung die Tiere bei den Juden einnahmen. „Erbarmt!" ruft Schopenhauer aus, „Welch ein Ausdruck! Man erbarmt sich eines Sünders, eines Missethäters, nicht aber eines unschuldigen, treuen Tieres, welches oft der Ernährer seines Herrn ist und nichts davon hat als spärliches Futter! Erbarmt! Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Tiere schuldig und bleibt sie meistens schuldig." Auch Sirachs Ausspruch ist nur eine einfache Klugheitsregel. Denn ohne Wartung kein Nutzen.

Sonst ist im alten Testamente keine Spur von Tierschutzgeboten zu finden, und es kann mit dem Anklammern eines Ertrinkenden an einen Strohhalm verglichen werden, wenn Zoophilus den Bund, welchen nach der Sündflut Gott mit den Menschen und den Tieren aufrichtete, „daß nicht mehr hinfort eine Sündflut komme, die alles Fleisch verderbe," so wie den 11. Vers des 4. Kapitels im Buche des Propheten Jona im Sinne des Tierschutzes auslegt: „Und mich sollte nicht jammern Ninives, solcher großen Stadt, in welcher sind mehr denn hundert und zwanzig Tausend Menschen, die nicht wissen Unterschied, was rechts und

links ist, dazu auch viele Tiere?" Denn durch die Sündflut waren alle Tiere mit verschwindend kleiner Ausnahme zu Grunde gegangen, und in Sodom und Gomorrha sind neben den verderbten Menschen auch die unschuldigen Tiere vernichtet worden. —

Das neue Testament enthält nichts, das eine mildere und gerechtere Auffassung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier bekundete als das alte, und kein Ausspruch Christi und keine seiner Handlungen treten für die Tiere ein, und er billigte vollkommen das Töten, Opfern und Verspeisen derselben: der reiche Fischfang des Simon Petrus auf Veranlassung Christi, die Speisung der 5000 mit Brot und Fischen, die Verspeisung des Osterlamms mit seinen Jüngern. Und Matthäus und Lucas schreiben als echte Kinder ihrer Zeit dem Herrn eine Handlung zu, welche, wenn sie sich hätte, wie erzählt, zutragen können, sein Gefühl für das Leiden unschuldiger Tiere nicht in ein vorteilhaftes Licht stellen würde: „Da baten ihn die Teufel und sprachen: Willst du uns austreiben, so erlaube uns, in die Herde Säue zu fahren." „Und er sprach: Fahret hin! Da fuhren sie aus und fuhren in die Herde Säue. Und siehe, die ganze Herde Säue stürzte sich mit einem Sturm ins Meer und ersoffen im Wasser (Matthäus 8, 31 u. 32 u. Lucas 8, 32 u. 33).

Durch die Einsetzung des Abendmahls hat freilich Christus dem Verspeisen des Osterlammes und den Tieropfern ein Ende gemacht, indem er nach dem Vorbilde Melchisedechs statt des Fleisches und Blutes Brot und Wein zum Opfer darbrachte. Aber es blieb neben dem Genusse der Fleischspeisen der durch die Mosaische Schöpfungsgeschichte und Gesetzgebung wehende Geist der bedingungslosen Herrschaft des Menschen über die Tiere und die durch denselben hervorgerufene Herzenshärte gegen letztere zurück.

Auch die mohammedanische Religionslehre erkennt die unbedingte Herrschaft des Menschen über die Tiere an.

Und so pflanzte sich die Lehre von des Menschen unbedingter Herrschaft über die Tiere als einer von Gott ihm verliehenen und die damit zusammenhängende Betrachtung der Tiere als rechtlose Wesen, auf welche Rücksicht zu nehmen nur dann geboten sei, wenn der eigene Vorteil es erheische, fort bis auf den heutigen Tag über den bei weitem größten Teil der bewohnten Länder der Erde und brachte Ausgeburten der raffiniertesten Grausamkeit gegen wehrlose Tiere hervor. Dahin gehören die bekannten Stierkämpfe in Spanien und den spanischen Besitzungen Amerikas mit ihren über alle Maßen grausamen und Ekel erregenden schweren Verwundungen der Reitpferde der Picadores; das Zutodquälen von Stieren an einem bestimmten Tage in den Landstädten des ehemaligen Kirchenstaates[1]; die Erzeugung einer eiternden Wunde auf dem Halse der Packesel am Magdalenenstrome in Neugranada, um durch Stockschläge auf dieselbe die schlecht genährten Tiere zu rascherem Gange anzutreiben; das Durchprügeln

[1]) Dieses und die folgenden Beispiele sind entnommen dem Aufsatze: **Das Quälen der Tiere von Bernhard Langkavel** in Deutsche Revue vom November 1887.

der Hunde bei Varna, um dieselben vor der Tollwut zu bewahren, und andere. (Hahnenkämpfe, Parforcejagden.)

Wenn hingegen bei einigen christlichen und mohammedanischen Völkerschaften einige Tiere, so besonders Pferde, mit besonderer Liebe gepflegt und behandelt werden, so liegt dies nicht in abweichender religiöser Anschauung, sondern ist begründet im Volkscharakter, althergebrachter Sitte oder im Eigennutze. So bei den Bewohnern Rußlands, bei welchen die liebevollsten Koseworte, an Zugpferde gerichtet, den anderweitig so beliebten Gebrauch der Peitsche ersetzen, so bei den Kirgisen, so bei den Beduinen und Arabern, die aber andererseits den Esel als armes Lasttier übel genug behandeln.

Nur die indischen Religionen erkennen dem Tiere eine bessere Stellung und Behandlung zu. Der Brahmane ißt kein Fleisch und verabscheut die Gefangenhaltung anderer als der seit Jahrtausenden gezähmten Tiere, der Haustiere. Er betrachtet sich nicht als gefürchteten Herrn der Tierwelt, sondern die Tiere als in gleichem Maße existenz- und freiheitsberechtigt wie er selbst. Gefangene Vögel kauft er auf, um sie in Freiheit zu setzen, den kranken Haustieren hat er Hospitäler errichtet.

„Daß die Moral des Christentums", sagt Schopenhauer sehr richtig, „die Tiere nicht berücksichtigt, ist ein Mangel derselben, den einzugestehen besser ist, als zu perpetuieren, und über den man sich um so mehr wundern muß, als diese Moral im übrigen die größte Übereinstimmung zeigt mit der des Brahmanismus und Buddhaismus."

IV.

Seelenleben der Tiere und dessen Berücksichtigung.

> Es ist der Gipfel der Thorheit, den Tieren die intellektuellen Fähigkeiten abzusprechen. Sie denken, sie urteilen und vergleichen, sie wählen und beraten, sie fühlen, sie haben Gedächtnis, sie zeigen Liebe und Haß, und ihre Sinne sind oft schärfer als die unsrigen.
>
> Système de la nature.

Der Mensch hat sich zum Herrscher über die Tierwelt emporgeschwungen. Dieses Beherrschen aber ist, wie wir gesehen haben, vom rein natürlichen Standpunkte aus betrachtet, kein dem Menschen zustehendes oder verliehenes Recht, als welches die Bibel es hinstellt, sondern eine durch geistige Überlegenheit bewirkte Usurpation. Und deshalb wäre es ein hohes Unrecht, wenn der Mensch diese Herrschaft, wenigstens über diejenigen Tiere, welche er durch Freiheitsentziehung und Zähmung sich unterworfen hat, sowie über diejenigen wilden Tiere, welche ihm nützlich aber nicht schädlich sind, der Bibel gemäß hauptsächlich durch Einjagen von Schrecken und Beben im Zaume halten wollte, so lange mildere Mittel zu demselben Ziele führen. Der Herrscher hat nicht nur Rechte, wenn auch angemaßte, sondern auch Pflichten gegen die Beherrschten.

Welche dieser Pflichten gewissen Tierklassen gegenüber aus Dankbarkeit und Rechtlichkeitsgefühl geboten seien, ist bereits erörtert worden.

Aber nicht nur diese beiden Rücksichten allein sind für die Behandlung der Tiere maßgebend, sondern noch die Erwägung, ob die Tiere befähigt sind, ähnlich wie der Mensch zu empfinden und zu fühlen oder nicht, wobei im besonderen in betreff der Haustiere die Wahrnehmung hinzutritt, daß deren Fähigkeiten und Empfindungen durch den Einfluß der seit alten Zeiten wirkenden Erziehung durch den Menschen mehr entwickelt und daher in höherem Grade vorhanden sein müssen als bei den in wildem Zustande lebenden Tieren.

Es ist unzweifelhaft und nie bestritten worden, daß die Tiere Eigenschaften besitzen, welche den geistigen Eigenschaften des Menschen in gewissem Grade gleichen. Man bezeichnet dieselben auch als Seeleneigenschaften oder Seele, nicht aber in dem Sinne, wie die christliche Religionslehre die Seele auffaßt, als etwas besonderes Geistiges, im Menschen Vorhandenes, sondern als Ausfluß der Gehirn- und Nerventhätigkeit, welcher sich äußert durch Wollen, Erkennen und Empfinden.

Daß die Tiere einen Willen haben, daß sie wollen, kann nicht bezweifelt werden. Schon allein die Fähigkeit selbständiger und willkürlicher Bewegung bezeichnet das Wollen.

Erkennen kann ebensowenig den Tieren abgesprochen werden: Sie sehen, sie unterscheiden, sie haben Vorstellung und Gedächtnis, sie urteilen und vergleichen, d. h. sie besitzen Verstandeskräfte (Intelligenz). In dieser Beziehung sind die am höchsten entwickelten Tiere vom Menschen und den tiefer stehenden nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach verschieden. Nur die Fähigkeit abstrakter Erkenntnis und abstrakter Vorstellung, Vernunft, geht den Tieren ab; aber selbst auch hierin ist die Grenze zwischen dem Menschen und den höchst entwickelten Tieren keine scharf bezeichnete: Im weiteren Sinne kommt ein gewisser Grad von Vernunft auch den höheren Tieren zu.

Daß und in welchem Grade die Tiere empfinden, zeigt die folgende Betrachtung:

Erhaltung des Daseins und Wohlsein, also Leben und Fortpflanzung, sind das, was jedes Tier will und worin es mit dem Menschen vollkommen übereinstimmt. Sein Begehren und Verlangen, sein Wollen oder Nichtwollen, sein Verabscheuen und Fliehen sind Folgen jenes Erhaltungs- und Fortpflanzungs-Willens. Wird derselbe auf irgend eine Weise gefördert oder gehemmt, und kommt dieses Fördern oder Hemmen dem Tiere zum Bewußtsein, erkennt es also dieselben, so muß es Lust, Freude, Trauer oder Schmerz empfinden. Mit dem Grade dieser Erkenntnis wächst oder fällt also auch der Grad der angenehmen oder unangenehmen oder schmerzlichen Empfindungen. Der Grad der Erkenntnis aber hängt ab vom Grade des Intellekts. Lust und Schmerz wachsen also mit der Steigerung der Intelligenz und vermindern sich mit deren Geringerwerden. Wohlbehagen, Freude, Furcht, Schrecken, Schmerz und ähnliche Empfindungen sind demnach bei den untersten Tieren noch äußerst gering, bei den höher entwickelten größer, bis sie beim Menschen den höchsten Grad erreichen. Diejenigen Tiere also, welche dem Menschen in intellektueller Beziehung am nächsten stehen, sind für Wohlbehagen, Freude und Schmerz u. s. w. bei weitem em-

pfänglicher als die intellektuel tiefer stehenden. Es sind also vornehmlich unsere begabteren Haustiere, besonders die der Säugetierklasse angehörigen, diejenigen Tiere, deren Empfindungen im allgemeinen stärkere sind als die der meisten übrigen Tiere, etwa die gleichartigen, noch im wilden Zustande lebenden und die Affen ausgenommen. Aber jener Intelligenz übertrifft im allgemeinen diejenige dieser, weil dieselbe durch die Zähmung und die Verwendung zu verschiedenen Dienstverrichtungen eine erhöhte geworden ist.

Belege zu vorstehendem sind nicht schwer zu finden: Insekten, deren Hinterleib stark verletzt ist, fressen zuweilen noch in diesem Zustande, wogegen selbst nur leichte Verletzungen bei Hunden, Pferden, Rindern Äußerungen des Schmerzes und der Trauer (Jammertöne, Hinken, Enthaltung vom Fressen, u. s. w.), stärkere Verletzungen und innere Krankheiten aber einen höchst traurigen Gesichtsausdruck hervorrufen; man sieht dem Tiere an, daß es Schmerz leidet. Insekten und Spinnen reißen sich in Gefahr selbst ein festgeklemmtes Bein aus, ohne Schmerz zu äußern und Schaden zu erleiden; mehr entwickelte Tiere sind hierzu nicht fähig. Eidechsen und Blindschleichen brechen leicht den Schwanz ab, ohne daß durch den Verlust eines so großen Körperteils ihr Wohlergehen gefährdet wird; bei Krebsen wachsen eingebüßte Glieder wieder; der Verlust von Gliedmaßen hat dagegen für die am höchsten entwickelten Tiere stets heftige Schmerzen, Fieber und häufig den Tod zur Folge.

Daß unsere Haustiere sehr wohl die Wirkungen von Strafinstrumenten kennen, ist bekannt; sie haben Angst vor der drohenden Peitsche, vor dem Stocke, den Sporen; sie äußern diese Angst deutlich durch vermehrte Anstrengung bei Arbeitsleistungen, durch Zusammenfahren (Pferde, nachdem sie gestolpert), durch Fliehen und in höherem Grade durch unfreiwilliges Urinieren. Hunde kriechen zu ihrem Herrn heran, dessen Strafe sie fürchten. Ich habe ein Pferd (Wallach) beobachtet, welches bei drohender Strafe urinierte, wie das gewöhnlich nur Hunde zu thun pflegen.

Aber auch die niedriger stehenden Tiere, deren Erkenntnisvermögen den am höchsten stehenden bei weitem nicht gleich kommt, empfinden in nicht geringem Grade Angst und Schmerz. Vögel drücken beides durch Schreien aus; gefangener kleinerer Vögel Angst zeigt ihr heftiges Herzklopfen in der sie umspannt haltenden Hand; ja, mit sehr großen Hauben ausgestattete Hühner erschrecken beim Ergriffenwerden, wenn sie durch die Haube gehindert den Ergreifenden nicht bemerkt hatten, zuweilen so heftig, daß sie durch Herzschlag erliegen. Von Raubtieren ergriffene Tiere, die sehr wohl sich mit Erfolg zur Wehr setzen könnten, verlieren aus Angst die Fähigkeit hierzu.

Drohende Gefahr bringt Pferde und Rinder zum Zittern und Schwitzen; der Jagdhund, dem die todbringende Wirkung des Jagdgewehres sehr wohl bekannt ist, giebt deutlich Sorge und Bangigkeit zu erkennen, wenn der Jäger sein Gewehr auf ihn richtet.

Äußerungen der Furcht, der Angst und des Schreckens zeigen deutlich auch die nicht gezähmten Tiere. Das hastige Fliehen an sich schon ist ein Zeichen der

Empfindung eines dieser Gefühle. Eingefangene zittern oder zeigen Herzklopfen. Jeder Jäger kennt den Angstschrei des vom Hunde ergriffenen Hasen.

Trauer giebt der Hund deutlich zu erkennen, dem sein Herr die Hoffnung auf Mitgenommenwerden zum Spaziergange benimmt, dem sein Gespiele stirbt, dessen Herr krank ist, verunglückt oder dem Tode erliegt. Die Kuh blickt trauernd, wenn ihr Kälbchen fortgeführt wird, und blökt Tage lang um das verlorene Kind. Vögel zeigen Angst und Trauer, wenn ihre Jungen ihnen geraubt werden. Ähnlichen Trauergefühlen sind jedenfalls auch andere Tiere unterworfen. Daß wir sie nicht kennen, liegt nur in mangelhafter Beobachtung und mangelndem Verständnisse für die tierischen Ausdrucksweisen.

Daß die Tiere Freude empfinden, können wir täglich beobachten: Hunde bellen und jauchzen vor Freude, Pferde wiehern, gezähmte Vögel lassen Freudentöne bei Annäherung ihres Herrn erschallen. Hunde und Katzen umkreisen den heimkehrenden Herrn und schmiegen sich liebkosend an ihn an.

Selbst Wohlbehagen zeigen die Tiere, wie an Pferden und Rindern, selbst an Geflügel zur Fütterungszeit und, wenn ersteren die Streu zur Nachtruhe bereitet wird, beobachtet werden kann. Hunde drücken dasselbe deutlich aus: Mein Hund giebt einen hörbaren Ton durch längeres Ausatmen, ein ha oder hä, von sich, wenn er eben in seine Decke eingehüllt worden ist und sich behaglich fühlt.

Diese Gefühls- und Empfindungs-Äußerungen aus dem Tierleben könnten noch durch manche Belege vermehrt werden, besonders aus dem Gebiete der Liebeswerbungen. Die angeführten dürften genügen. —

Daß die Tiere, im besonderen unsere Haustiere, empfindende Wesen sind, giebt ihnen ein natürliches Recht auf Schonung und gute Behandlung seitens desjenigen ihrer Mitlebewesen, welches Intelligenz genug besitzt, um einzusehen, daß die Tiere Empfindungen der verschiedensten Art haben, also seitens der Menschen. Diese Erkenntnis aber legt diesem zugleich jene Schonung und Behandlung als eine Pflicht auf, basiert auf der Erkenntnis, daß der Tiere Empfindungen ganz auf dieselbe Weise hervorgerufen werden wie die des Menschen, daß sie also teils gleiche, teils ähnliche, wenn auch solche niederen Grades sind.

Und die Tiere verdienen um so mehr rücksichtsvolle Behandlung, als wir nicht im stande sind, in allen Fällen ihre Empfindungsäußerungen zu verstehen, und es dem Tiere versagt ist, durch Sprache seine Wünsche, seine Besorgnisse, sein Leid uns mitzuteilen, seine, wenn auch oft sehr ausdrucksvollen Laute, Mienen und Geberden aber nur selten richtig verstanden oder, wenn dies auch der Fall, meistens nicht beachtet werden: es ist ja nur ein Tier, das leidet. Der Hund, den Übelkeit zur Brechneigung bringt, wird mit Fußtritten vor die Thüre gejagt; das hinkende oder mit Kolik behaftete Pferd wird mit der Peitsche zum Dienste angetrieben; der vor Durst und Kälte jammernde und heulende Kettenhund wird nicht beachtet oder durchgeprügelt. (Das Anketten des Hundes ist schon an und für sich eine grausame Barbarei, welche jenen hoch intelligenten treuen Gefährten des Menschen in ein vor dem Menschen stets zitterndes und kriechendes Wesen

verwandelt). Fische werden bei lebendigem Leibe abgeschuppt, lebenden Aalen die Haut abgezogen, Krebse langsam zu Tod gesotten; sie schreien ja nicht, und dennoch, welche Schmerzen müssen sie empfinden!

Da der Schmerz mit der größeren Erkenntnisfähigkeit wächst, sind den Menschen Eingriffe in den Körper (Operationen) schmerzhafter, als dies bei den Tieren der Fall ist, welche nicht wissen, was mit ihnen vorgenommen werden soll. Erst wenn die Behandlung einer Wunde oder Bruchstelle u. s. w. öfteres Berühren erfordert, tritt an das Tier erhöhte Schmerzenempfindung heran. Deshalb sollte die Behandlung kranker Tiere ebenso schonend vorgenommen werden, wie beim Menschen verfahren wird.

Jenes Nichtvorherwissen dessen aber, was mit dem eigenen Körper geschehen soll, enthebt das Tier nicht nur der einer Operation vorhergehenden Angst, sondern auch der Todesfurcht und macht für dasselbe das Getötetwerden zu einem weniger grausamen Akte als beim Menschen, welcher sein Schicksal voraus weiß oder befürchtet, vorausgesetzt daß die Beförderung aus dem Leben zum Tode durch solche Mittel geschieht, welche wiederholte Verwundungen und ein langsames Hinsterben und die mit demselben verbundenen Qualen verhindern.

Was aber beim Schlachten von Tieren nicht beachtet zu werden pflegt und dasselbe zu einem möglicher Weise in hohem Grade grausamen Vorgange macht, ist der Umstand, daß in großen Schlachthäusern das Abschlachten in unmittelbarer Nähe der noch zu schlachtenden zu geschehen pflegt. Ob diese Tiere dadurch eine Ahnung von dem erhalten, was ihnen bevorsteht, ist allerdings fraglich, so weit der Tod in betracht kommt, aber nicht, so weit es sich um die den Nachbarn bereits zugefügte Behandlung handelt.

Die Verstandesthätigkeit der Tiere ist je nach der Entwickelung ihres Gehirns sehr verschieden und bei den höher entwickelten Arten keine geringe. Auf ihr beruhen sehr schätzbare Eigenschaften derselben. Es wäre ohne deren Vorhandensein keine Abrichtung zu Dienstleistungen möglich. Kein Pferd, kein Ochse, kein Esel könnte zum Reit- und Zug-Dienste verwendet, kein Hund zur Jagd benutzt werden, kein auf die Weide getriebenes Tier, kein frei umherlaufendes Geflügel seinen Stall wieder auffinden, wenn den Tieren nicht ein gewisser Grad der Intelligenz innewohnte. Der Grad der Intelligenz bestimmt die Abrichtungs- und Gebrauchsfähigkeit. Auf seiner Erkennung und Abwägung beruht die Wahl der Abrichtungsmittel, die leider nur allzu häufig verkannt und überschritten werden. Der Grad der Intelligenz bedingt die gelindere oder härtere Behandlung.

Dem Tiere erwächst also aus dem Grade seiner Intelligenz, seines Fassungsvermögens ein Recht auf eine dem letzteren entsprechende Behandlung, dem Menschen aber die Pflicht zur Ermittelung derselben. Leider wird hierin meistens gefehlt und das Tier, wenn es nicht so schnell auffaßt und begreift, wie der Mensch es wünscht oder voraussetzt, bestraft, ohne daß es weiß, wofür, und wie unbarmherzig gezüchtigt!

Zu berücksichtigen ist hierbei noch, daß im allgemeinen die Tiere der Verstellung nicht fähig sind, obschon es auch Ausnahmen giebt. Aber diese kommen nur bei den geistig am meisten begabten Arten und Individuen vor, bestehen aber nie in Verweigerung von Dienstleistungen in der Art, daß z. B. Lahmheit oder gar Husten erheuchelt wird, wie jener Hund gethan haben soll, welchem das Baden nicht behagte. Aus Faulheit nicht sich vom Lager erheben oder den Stall nicht verlassen oder nicht ziehen wollen, kann füglich nicht als Verstellung angesehen werden; Hunde dagegen, welche, wenn sie in Abwesenheit des Herrn es sich auf dem Sofa bequem gemacht hatten, beim Eintritte desselben ruhig hinter dem Ofen liegen und thun, als wenn sie nichts Verbotenes gethan hätten, können nicht von Verstellung frei gesprochen werden. —

V

Verhältnis des Menschen zum Tiere in sittlicher Beziehung.

(Schule, Tierschutzvereine und Gesetzgebung.)

> Es giebt kaum etwas Schwierigeres als seit Jahrhunderten bestehende Sitten und Gewohnheiten und mit denselben eingewurzelte Ansichten zu ändern.
>
> S.

Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Tiere mußte dem Naturmenschen sehr fern liegen, da er die Tiere im allgemeinen nur kennen lernte als etwas ihm Feindliches, mit dem er im Kampfe ums Dasein in Fehde lag. Wenn er dabei die Erfahrung machte, daß manche Tiere auch ihm gegenüber grausam verfuhren, wie sollte ihm Mitleid mit Tieren die Brust erfüllen?

Mit des Menschen Vorschreiten in der Überwältigung und Beherrschung der Tiere, mit dem Zähmen derselben und mit seinen eigenen Fortschritten auf den Wegen der Kultur haben schwerlich seine empfindsamen Regungen gleichen Schritt gehalten. Kämpfe der menschlichen Stämme gegen einander und Gefangennahme führten zur Sklaverei. Mitleid mit den Angehörigen fremder Stämme, Mitleid mit den Sklaven lag dem rohen Menschen fern. Und auch später noch, als bereits Bildung einen gewissen Grad erreicht hatte, blieben die menschlichen Gefühle in vielen Beziehungen äußerst rohe, selbst dem freien Mitmenschen gegenüber. Wo Steinigung und Kreuzigung und Marter aller Art die Strafe für geringfügige Vergehen bildeten, wie sollte da das Gefühl des Mitleids gegen Tiere sich entwickeln, deren Gefühlsäußerungen nicht verstanden werden konnten?

Und so ist es erklärlich, daß Hartherzigkeit gegen die Tiere eine dem Menschen innewohnende Eigenschaft wurde.

Der allmählich sich geltend machende große Unterschied der Intelligenz des Menschen und derjenigen der Tiere mußte hierzu ebenfalls beitragen. Es bildete sich eine gewaltige Kluft aus zwischen dem geistig hoch entwickelten Menschen und dem ihm gegenüber geistig zurückgebliebenen Tiere. Des Menschen mit dem Bewußtsein seiner Überlegenheit entfachter Stolz lehrte ihn, das Tier als etwas weit unter ihm Stehendes zu betrachten und zu behandeln.

Es erscheint daher nicht wunderbar, daß dem Tiere vom Menschen eine Stellung angewiesen wurde, welche dasselbe mehr als Sache denn als empfindendes Wesen betrachtete.

Und von diesem Gesichtspunkte angesehen erscheint es folgerichtig, daß Mitleid mit Tieren im allgemeinen eine der menschlichen Brust unbekannte Eigenschaft war und blieb, daß eine so vorgeschrittene Gesetzgebung wie die Mosaische den Tieren eine rechtlose Stellung anwies, und daß auch die gleichzeitigen und späteren heidnischen Religionslehren und Gesetze edelmütiger Tierbehandlung keine Beachtung schenkten. Die Tiere sind nur der Menschen wegen da, war nicht nur die Anschauung der Juden, sondern auch der heidnischen Völkerschaften des Altertums und ist heute noch diejenige der christlichen und mohammedanischen. Und nur ganz vereinzelt finden sich im hoch gebildeten Altertume Beispiele des Mitleids mit dem Lose unschuldiger Tiere. Pythagoras kaufte Fischern die noch im Netze unter Wasser befindlichen Fische ab, um denselben die Freiheit wieder zu geben. Aber eines so weit gehenden Mitleids mit Tieren waren bei den damaligen Anschauungen und sind auch heute noch nur einzelne wenige edle und feinfühlende Menschen fähig.

In unserer Zeit weit vorgeschrittener wissenschaftlicher Aufklärung sollte man allerdings annehmen dürfen, daß die sämtlichen Gebildeten erkannt haben müßten, daß das Tier dasselbe Gebilde ist wie der Mensch und nur dem Grade des Intellekts nach von diesem sich unterscheidet, und daß es ähnlich empfindet wie er, daß es also hart handeln heißt, eine Härte ist, wenn man auf der Tiere Empfindungen keine Rücksicht nimmt. Grausam und unedel aber wird diese Rücksichtslosigkeit, wenn sie sich auch auf solche Tiere erstreckt, welche der Mensch als der stärkere überwunden, zu Gefangenen, zu Sklaven, gemacht hat, und deren Dienstleistungen er ausbeutet bis zum Töten und Aufessen.

Mißbrauch der Herrschaft des Stärkeren gilt und galt von je her für unedel und feig und dies um so mehr dann, wenn der schwächere Teil nicht einmal im stande ist, sein gutes Recht durch Mitteilung zu verteidigen und seine Leiden dem Herrscher begreiflich zu machen, da ihm die Sprache fehlt.

Was aber kann man in betreff der Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Tiere und edelmütiger Behandlung derselben seitens der großen Masse des Volkes erwarten, wenn selbst ein großer Teil der Gebildeten über das wahre Wesen der Tiere unaufgeklärt ist, wenn dieselben sich des unschuldigen Vergnügens ihrer lieben Kinderchen freuen, welche alle ihnen in den Weg laufenden kleineren Tiere tottreten oder totquälen, wenn dieselben die früher bereits erwähnten Marter der für die Küche bestimmten Aale, Fische, Krebse u. s. w. gedankenlos dulden, wenn hoch stehende Herrn auf Parforcejagden wehrloses Wild zu Tode hetzen, und wenn bereits in der Schule dem Kinde beigebracht wird, daß die Tiere und alles, was auf der Erde vorhanden ist, nur geschaffen sei zum Nutzen des Menschen und beliebiger Verwendung durch denselben. „Erst wenn," sagt Schopenhauer, „jene einfache und über allen Zweifel erhabene Wahrheit, daß die Tiere in der Hauptsache und im wesentlichen ganz dasselbe sind was wir, ins Volk gedrungen sein wird, werden

die Tiere nicht mehr als rechtlose Wesen dastehen und demnach der bösen Laune und Grausamkeit jedes rohen Buben preisgegeben sein."

Daß es in naher Zeit zu dem komme, was der Philosoph prophezeit, ist unwahrscheinlich. Aber im großen Ganzen hat sich in unserem Zeitalter die Roheit der Sitten gemäßigt, das Rechtlichkeitsgefühl gesteigert, und manches Wissen ist ins Volk gedrungen, das vor noch nicht langer Zeit für dasselbe eine terra incognita war. Nur über das richtige Verhältnis des Menschen zum Tiere ist ihm keine oder nur geringe Aufklärung geworden. Aber auch sie wird kommen.

Vor allem ist es die Volksschule, welche in dieser Beziehung belehrend vorgehen sollte. Es mag ja durch dieselbe einiges in dieser Richtung geschehen, indem in Lesebüchern einzelne das Mitleid mit Tieren anregende oder in tierschutzfreundlichem Sinne gehaltene Lesestücke vorhanden zu sein und indem die Lehrer die Schüler über den Nutzen und den Schutz einiger Tiere, besonders der Vögel, zu belehren pflegen. Das aber genügt nicht. Nicht alle Volksschullehrer sind wahre Tierfreunde und Tierbeschützer. Sie vor allen müßten über das wahre Wesen der Tiere aufgeklärt, ihnen müßte es zur Pflicht gemacht werden, Tierquälereien jeder Art nach besten Kräften durch Belehrung und That zu wehren.

Auf den höheren Schulen aber könnte der Unterricht in der Zoologie volle Gelegenheit bieten, auf eine dem Wesen und dem Rechte der Tiere angemessene Behandlung derselben hinzuwirken und darauf hinzuweisen, wie unwürdig es für den Menschen ist, wehrlose Tiere schlecht zu behandeln oder zu mißhandeln oder zu quälen. „Den Mißhandlungen der Tiere vorbeugen, heißt arbeiten für die moralische Verbesserung der Menschen und für die physische der Tiere. Mitleid und Milde gegen diese führt mehr, als man glaubt, zur Humanität."

Das segensreiche Wirken der Tierschutzvereine soll hierbei nicht unterschätzt werden. Aber dasselbe wird so lang nicht die erstrebten Gesinnungsänderungen erzielen, als die Schule nicht den Kindern eine Gesinnung anerzogen hat, welche unedle Tierbehandlung verabscheut.

Das Unsittliche hartherziger Tierbehandlung ist in neuerer Zeit auch durch Erlaß von Tierschutzgesetzen in den meisten europäischen Staaten anerkannt worden. Das deutsche Strafgesetzbuch enthält die Bestimmung: „Wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird bestraft." Zu bedauern ist nur, daß dieser Gesetzesartikel das Quälen und die Mißhandlung von Tieren nicht einzig dieser selbst wegen bestraft, sondern vorzugsweise der nicht bei der Mißhandlung thätig beteiligten Menschen wegen, welche dieselbe mitansehen und sich darüber ärgern. Es ist das ein Beleg dazu, wie wenig noch das Recht der Tiere auf gute Behandlung dem Menschen zum Bewußtsein gekommen ist. Nur wenn das Quälen oder Mißhandeln von Tieren der Tiere wegen, nicht des öffentlichen Ärgernisses wegen bestraft wird, wird die Bestrafung dazu beitragen, daß es ins Volksbewußtsein eindringe, daß Tierquälerei eine unedle, feige, des Menschen unwürdige That sei. —

VI.
Richtiges Verhältnis zwischen Mensch und Tier.

Daraus, daß die Tiere dasselbe natürliche Recht haben wie der Mensch, daß des letzteren Herrschaft über einen Teil der Tierwelt kein Recht, sondern eine unberechtigte Vergewaltigung ist, und daß jene empfindende Wesen sind, folgt:

1. Die Tiere haben ein Recht darauf, daß der Mensch eine Tierbehandlung ausübe, bei welcher jede Grausamkeit, bei den Haustieren und in Gefangenschaft gehaltenen wilden Tieren selbst jede Härte (abgesehen von der nicht zu umgehenden Tötung) zu vermeiden und der Grad des Intellekts und das Erkenntnis- und Empfindungsvermögen zu berücksichtigen sind.

2. Der Mensch hat die rechtliche Verpflichtung, diese Tierbehandlung sich zu eigen zu machen und nicht die Tiere als rechtlose, ihm auf Gnade und Ungnade überantwortete Wesen zu betrachten und zu behandeln.

Aber nicht nur vom Rechtsstandpunkte aus angesehen ist diese Tierbehandlung geboten. Nicht minder fordert das Sittlichkeitsgefühl zu derselben auf. Edelmut dem Schwächeren gegenüber ist die schönste Zierde des Starken.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Länderkunde.

Eine afrikanische Stimme über Afrika.

Der Schwarze Weltteil ist, abgesehen von den Zeiten der Alexandriner Gelehrsamkeit und der mittelalterlichen ägyptischen Autonomie, in so geringem Maße auf dem litterarischen Weltmarkte vertreten gewesen, daß es sich lohnt, eben jetzt, wo die afrikanischen Zustände auch für uns zu unmittelbarer Bedeutung gelangen, an ein vor ungefähr einem halben Jahrhundert in deutscher Übersetzung erschienenes orientalisches Werk über den Sudan (das Buch des Sudan, Leipz. 1847) zu erinnern, welches trotz der seitdem in der Kenntnis jener Länder gemachten Fortschritte doch manches noch heut Beherzigenswerte enthält.

Dasselbe hat zum Verfasser einen dem Ulemastande angehörigen Tunesier, namens Muhammed Ben Ali Ben Zain el Abidin, welcher in seinen späteren Lebensjahren nach Kairo übersiedelte und dort bis vor etwa 40 Jahren als ehemaliger Reisender im Sudan unter dem Namen Schech Tunissi sogar unter den Europäern eine bekannte Persönlichkeit war. Sein Werk, von dessen arabischem Original nur Bruchstücke im Journal Asiatique zu Paris abgedruckt worden sind, kam unter dem Namen „das Sudan-Buch“ in türkischer Übersetzung in Konstantinopel heraus und hat in dieser Form einige Verbreitung gewonnen.

Unser Schech erzählt darin, wie er nach in Tunis, seiner Vaterstadt, vollendeten theologischen Studien sich auf die Alchemie geworfen und, da „der Schmelztiegel seiner Vernunft von begehrlicher Einbildungskraft überströmt worden sei", sich von dem „Phantom seiner Hoffnungen" nach dem Sudan habe führen lassen. Es muß im Jahre 1820 gewesen sein, daß er die damalige Südgrenze Ägyptens überschritt; die in besagtes Jahr fallende Eroberung Kordofans durch Truppen Mehemed Ali's traf ihn nämlich am Hofe des Ab (Vaters d. i. Königs) des genannten Landes. — Seit unvordenklichen Zeiten hatte der Sudan keine fremden Eroberer gesehen, und die Kulturentwicklung der Einwohner war ganz ohne Einwirkung äußeren Zwanges von statten gegangen; die sozialen Zustände, wie sie der Schech beschreibt, haben demnach ein hohes Interesse. Die überraschendste Erscheinung ist die Gewalt, zu welcher schon damals der wider das afrikanische Heidentum vorgedrungene Islam gelangt war. Schech Muhammed fand zwei durchaus geschiedene Bevölkerungsklassen vor, nämlich erstens Stadtbewohner, welche in zusammengebauten, von einer schützenden Umzäunung umgebenen Ortschaften lebten, und zweitens Wilde d. h. aller Gesittung ermangelnde, in Höhlen und Klüften hausende Barbaren. Die Städter waren durchweg Mohammedaner; der Eifer, mit dem sie ihrer Religion anhingen, die ehrfurchtsvolle Aufnahme, welche unser abenteuernder Schech als Glaubenslehrer überall bei ihnen fand, ließ bereits den fanatischen Enthusiasmus ahnen, mit welchem eines Tages diese Leute unter ihrem Mahdi das ihrer Ansicht nach europäisch d. h. heidnisch gewordene Ägypten bekämpfen sollten.

Unser Schech begab sich, nachdem sein Beschützer, der König von Kordofan, im Kampfe wider die Ägypter gefallen war, nach dem Lande Dar Fûr, woselbst er sich von der Richtigkeit seiner alchemistischer Bestrebungen überzeugte und hinfort seine Erwerbsthätigkeit auf Erteilen von religiösem Unterricht zu beschränken beschloß. Als ihm aber auch dort infolge von eingetretenem Thronwechsel der Aufenthalt verleidet worden war, wandte er seinen Blick nach Wadai, einem für die Erdkunde zuerst in dem Werke des Schech auftauchenden Sudanlande, welches, westwärts gelegen, schon mit Fezzan und Tripolis einige Verbindungen unterhielt. Auf der Reise dahin, welche nur unter Anschließung an selten von Dorf zu Dorf in der gewollten Richtung ziehende Handelsgesellschaften stattfinden konnte, hatte der Schech außer wenigen dem Islam anhängenden Ortschaften auch von heidnischen Stämmen bewohnte Wildnisse zu passieren, in denen ihm wegen seiner nie gesehenen Hautfarbe viel Belästigung seitens der Eingeborenen, sonst aber keine Fährlichkeit widerfuhr. Leider ging ihm für geographische Fragen alles Verständnis ab; für die ethnographischen Verhältnisse dagegen fehlte es ihm nicht an Interesse. „Ich erkundigte mich," schreibt er u. a. „nach der Religion der Bewohner dieser Gebirge und erhielt von meinen Reisegefährten folgende Auskunft: diese Stämme haben eigentlich keine Religion, da sie aber mit den mohammedanischen Bewohnern der nahe gelegenen Ortschaften in beständigem Verkehr stehen, so kennen sie sowohl Gott wie auch Mohammed, ohne indessen zwischen beiden zu unterscheiden. Von den Satzungen des göttlichen Rechts haben sie keine Ahnung. Die benachbarten Könige pflegen sie zu überfallen und sich aus ihnen Sklaven zu holen.

Nicht minder aber bekriegen sie sich von Zeit zu Zeit untereinander und zwar nicht bloß um Gefangene zu machen, die sie an die mohammedanischen Bewohner der benachbarten Städte und Dörfer als Sklaven verkaufen, sondern bisweilen auch um sie zu verspeisen. — „Was" fragte ich „essen sich Menschen einander?" — „Allerdings," antwortete man mir, „bei allen Wilden des Landes besteht die Sitte; wenn sie eines Feindes habhaft werden, führen sie ihn an einen abgelegenen Ort, wo sie ihn schlachten und sein Fleisch über dem Feuer rösten und ihn verzehren. Dieser Gebrauch hat nur bei den zum Islam bekehrten Negern ganz aufgehört." — Da meine Gewährsleute hierbei Zeichen von Schauder und Abscheu auf meinem Gesichte wahrnahmen, so setzten sie beschwichtigend hinzu, „dies geschehe nur im Kriege, und einem harmlosen Reisenden thue niemand etwas zuleide." —

Die gefürchtete Landessitte sollte dem Schech Tunissi noch näher treten, als er die mit einigem Anbau versehenen Niederungen, durch die ihn sein Weg führte, mit ihren mohammedanischen Dörfern endgültig verließ, um im Anschluß an eine Karawane ein ödes Hochland zu durchziehen, welches ihn nur noch von Wadai trennte. Er erzählt:

„Am vierten Tage gelangten wir in die gebirgigen Wohnsitze eines ruchlosen Negerstammes, dessen Häuptlinge, ebenso roh wie die Gemeinen, ihre Unterthanen dem ersten besten Sklavenhändler verkaufen. Meine Gefährten waren von früheren Besuchen der Gegend her mit den Häuptlingen befreundet. Wir ließen uns an einer Quelle nieder, und nun sammelten sich sofort die Eingeborenen um uns, die meisten, um uns anzustarren, einige auch um zu betteln. Sie waren alle nackend, nur die Häuptlinge trugen einen kurzen Schurz aus Tierhaut. Meine Mitreisenden waren rücksichtsvoll genug, den Zudrang von mir abzuwehren und nur die drei Häuptlinge, welche hergekommen waren, vorzulassen. Als dieselben sich nach mir erkundigten, lobten mich meine Reisegefährten gegen sie über alle Gebühr. In der folgenden Nacht kam ein hübscher Knabe von ungefähr zwölf Jahren zu mir, auf dem Haupte eine hölzerne Mulde tragend, in der ein Messer lag. Er stellte die Mulde vor mich auf die Erde und blieb dann mit auf den Boden gehefteten Augen stehen. Ich fragte ihn, was er wolle; jedoch konnten wir uns einander nicht verständlich machen. Ich duldete mich demnach, bis am folgenden Morgen einer der Häuptlinge, mit denen ich Bekanntschaft gemacht, wiederkam, den ich fragte, was der Knabe gewollt habe. — Den habe ich, antwortete er, dir als Geschenk geschickt, damit du ihn schlachtest und essest. — Was, rief ich, ist das nicht unerhört, einen Menschen zu essen und gar jemanden damit zu bewirten! — Er ist allerdings ein Mensch, antwortete er, aber er ist keiner der Unsern, sondern gehört einem feindlichen Stamme an. So gut dieser Stamm unsere Leute, die bei einem Kriege in seine Hände geraten, verzehrt, so wir die seinigen, deren wir habhaft werden. Ein Bursch von so frischem, zartem Fleisch wie dieser wird namentlich ohne allen Verzug gespeist! — Herr, entgegnete ich ihm, mag er euer Feind oder Freund sein, so ist er doch immer ein Mensch, und nie ist es eine gute Handlung, zur Beehrung und Bewirtung eines Gastes einen Menschen zu schlachten. Wenn ihr euch von dieser Sitte losmachtet, würdet ihr

etwas sehr Verdienstliches thun. Da du mir aber diesen Knaben geschenkt hast, so werde ich ihn nicht speisen, sondern mir zum Diener nehmen, oder ihn verkaufen und so damit Geld verdienen. — Wie dirs beliebt, antwortete er, doch hatte er kein rechtes Verständnis für meine Worte und machte über das Fahrenlassen oder Nichtfahrenlassen jener Sitte keine Äußerung. Als ich aber mein Verbot wiederholte, sagte er: Wie sollen wir denn an unsern Feinden Rache nehmen, wenn wir sie nicht essen? Solange sie uns, müssen auch wir sie braten und verzehren."

Während also unter den heidnischen Negern den armen Gefangenen das Los droht, verspeist zu werden, fällt unter einem mohammedanischen Herrn diese Angst für ihn weg; nach den Mitteilungen unseres Schech hat man sich die Lage auch in diesem Falle furchtbar hart, aber die Behandlung doch frei von überflüssiger Grausamkeit zu denken. In dem Gebirge, wo ihm der Knabe als Leckerbissen angeboten worden war, trugen, erzählte der Schech, die Sklaven der mit seiner Karawane ziehenden Händler jeder seinen Proviant, einen Wasserschlauch und einen Sack mit Mehl auf dem Rücken. Sie waren mit Ausnahme der neben den Eltern herlaufenden Kinder an den Händen gefesselt. Die ganz kleinen Kinder waren den Erwachsenen auf die Schultern gepackt. Bei Nacht wurden alle zusammen getrieben, und ihre Gebieter legten sich umher, um sie besser bewachen zu können. Auf dem Marsche aber wurden ihnen die Fesseln zur Erholung abwechselnd abgenommen. So weit das Gebiet der befreundeten Häuptlinge reichte, ließ man sie überhaupt ungefesselt, da man annahm, daß etwaige Flüchtlinge bei den Eingeborenen keine Aufnahme finden würden.

Schech Tunissi kennt vier verschiedene Weisen, wie der Sudan-Neger zum Sklaven wird; die vornehmlichste und auch wohl ergiebigste dieser ist die schon kurz berührte, d. h. die gewaltsame Knechtung eines heidnischen und wilden Stammes durch den Beherrscher einer zum Islam sich bekennenden, in geschützter Ortschaft zusammenlebenden Bevölkerung. Über einen solchen Kriegszug, welchen der König von Wadai während der Anwesenheit des Schech in seiner Hauptstadt unternahm, und sein glänzendes Ergebnis werden wir weitläufig unterrichtet. Mit Zweifeln an der Berechtigung einer solchen Expedition oder des Instituts der Sklaverei überhaupt quält sich der Schech nicht. Was jene anbetrifft, so lehrt ihn seine Religion, sie als Dschihad, Kampf der Glaubensstreiter wider die Ungläubigen, d. h. als eine vorzugsweise preiswürdige Handlung zu betrachten; das thatsächliche Vorhandensein der Sklaverei aber genügt ihm, in ihr eine Einrichtung des bürgerlichen Lebens wie jede andere zu sehen. Nicht minder gesetzmäßig dürfte ihm eine zweite Art des Sklavenerwerbes erschienen sein, an welcher er sich selber in Wadai beteiligte, die Heranziehung dieser „Enterbten" in besonderen Anstalten, die wir, wenn von Pferden die Rede wäre, Stutereien nennen würden. Schon bei seinem Besuche in Dar Fur bemerkt er, daß wohlhabende Bewohner der Hauptstadt wilde Negerstämme behufs der natürlichen Vermehrung auf ihrem Grundbesitz anzusiedeln pflegten, um jedes Jahr von den Kindern die wohlgeeigneten zu verkaufen, gleichwie man Schafe und Rinder verkauft. „Es

giebt," sagt er, „dort Leute, die 600 Sklaven und Sklavinnen besitzen. Zu solchen Eigentümern kommen Jahr aus Jahr ein die Sklavenhändler, um ihnen die für den Verkauf auserlesene Ware beiderlei Geschlechts abzunehmen." — In Wadai war es, wie es scheint, nur der König, der ein solches Sklavenheim besaß, ein drei Tagereisen von der Hauptstadt entferntes, quellen- und vegetationsreiches Gebirge, Tatuwa geheißen, welches Schech Tunissi, nachdem ihm der König von Wadai als Belohnung für seinen Unterthanen erteilten Religions-Unterricht zwanzig dort angesiedelte Neger beiderlei Geschlechts zum Geschenk gemacht hatte, in Begleitung einiger Beamter des Königs in Person besuchte. Seine Mitteilungen über das Leben in dieser Kolonie machen gewissermaßen den Eindruck eines Übergangsstadiums zwischen dem Tierischen und Menschlichen; nichtsdestoweniger soll sich die Familie daselbst auf monogamischer Grundlage aufbauen. „Da ich," erzählt der Schech, „gar keine Häuser sah, so fragte ich meine Begleiter, wo die Leute wohnten, und vernahm, daß sie sich im Sommer unter Bäumen, im Winter aber in Höhlen aufhalten. Sie leben von Wildbret und Wald-Eicheln (?); ein jeder versteckt von diesen letzteren, soviel er nur zusammenbringen kann, in seiner Höhle. Den Gazellen stellen sie in Gruben nach, welche sie auf den Wechselstellen dieser Tiere anlegen. Außer dem Fleisch derselben, den Eicheln und andern bei uns nicht für eßbar geltenden wilden Baumfrüchten, gehört auch das Fleisch und die Milch der Ziegen, welche sie halten, zu ihrem Lebensunterhalt. Das Fleisch essen sie meistens roh, bisweilen aber auch geröstet, wenn auch nur halb gar, und ohne Salz." — Der Schech ließ sich auch einige der Höhlen zeigen, in denen er die Eichel-Vorräte in einem Winkel aufgehäuft, übrigens aber nichts von Hausgeräten sah; sogar für Wasser und Milch hatten sie nur Schläuche aus Ziegenhaut. Unsern Tunissi, der sicher wenig verwöhnt war, stimmte diese Bedürfnislosigkeit elegisch. „Als ich," ruft er aus, „dies alles sah, erkannte ich, daß der Ewige dies Volk frei von der Sucht nach Silber und Gold, unbekümmert um Kleidung und Wohlleben geschaffen, daß der Spiegel ihres Daseins von dem Rost der Sorge unangefressen, daß ihr Gemüt über der niedern Habsucht, welche mich aus meiner Heimat weggerissen, erhaben sei!" —

Die dritte Weise der Sklavengewinnung, der erst erwähnten nahe verwandt, setzt offenbar uralte libysche Tradition fort; — es ist der Krieg der an Zahl schwachen wilden Bruderstämme untereinander, welcher nach gegenseitiger teilweiser Aufreibung mit der Knechtung des unterliegenden endigt. Aus einem solchen Kriege rührte der unserem Schech auf dem Wege nach Wadai als Leckerbissen verehrte junge Gefangene her. Da nach dem Ausspruch eines berühmten Interpreten des islamitischen Gesetzes es gleichgültig ist, ob die Hunde die Schweine oder die Schweine die Hunde fressen, so beschäftigt sich der Schech nicht weiter mit der Moralität eines Krieges unter Ungläubigen; indessen mißbilligt er höchlichst den damit verbundenen Kannibalismus. Das für ihn vorteilhafte Ergebnis aber — auch die beiden andern Häuptlinge hatten ihn mit kleinen Negern beschenkt — ließ er sich gern gefallen.

Die vierte Weise ist von der dritten wohl nur durch die geringe Zahl der Angreifenden verschieden, welche sich zur Anwendung offener Gewalt zu schwach fühlen und demnach zur List ihre Zuflucht nehmen. Es handelt sich hier nur um ein Einfangen von Weibern und Kindern, zu welchem Ende die Jäger, denn in der That ist eine solche Expedition nichts als eine Menschenjagd, die von den wilden Stämmen bewohnten Klüfte beschleichen und sich in einen Hinterhalt legen. Die Mitteilungen, welche dem Schech hierüber von seinen Reisegefährten gemacht wurden, lassen einen Blick auf den außerordentlich tiefen Entwickelungsstand dieser Neger thun. Unter anderem wurde der folgenden List erwähnt: einer von den Jägern begiebt sich bei Nacht, Datteln auf die Erde streuend, bis an die Wohnstätten der Wilden, wiederholt dies dreimal und kehrt dann, immer Datteln streuend, nach dem gemeinschaftlichen Versteck zurück. Am Morgen kommen zunächst einige Weiber und Kinder hervor. Sie sehen die Datteln und fragen nicht, woher sie kommen mögen, sondern fangen an, sie möglichst still, um mit niemandem teilen zu müssen, aufzulesen und zu essen, bis sie in die Nähe des Hinterhaltes gelangen, von wo die Jäger auf sie zuspringen, sie ergreifen und durch einen in den Mund gebrachten Knebel am Schreien hindern und sie gefangen abführen.

Es begreift sich leicht, daß für den in den Besitz von Sklaven gelangten Privatmann in der Regel rasch — um einen Börsenausdruck zu gebrauchen — Realisationslust eintritt; für den Dienst im Hause ist bald gesorgt, und was darüber hinausgeht, sucht man zu Gelde zu machen. So erging's auch dem Schech Tunissi in Wadai, nachdem ihn der König von seiner lebendigen Kriegsbeute noch ferner bereichert hatte. Wie ihm sein Freund, der Kadhi von Wadai, sagte, hatte er nun die Wahl, ob er seine Ware bei dem Sklavenhändler des Ortes um ein geringes absetzen, oder ob er sie auf eigne Rechnung und Gefahr nach irgend einer fernen Kulturstätte schicken wollte, in welchem Falle er wohl einen höheren Preis erzielen, aber durch Todesfall während des Wüstentransports Verluste erleiden konnte. „Gott ist der Allbehüter!" rief der Schech aus und entschied sich für die letztere Alternative; es bot sich nämlich eben die günstige Gelegenheit, daß der König unter dem Sohne des Kadhi eine Sklaven-Karawane nach Fezzan und Tripolis zu senden im Begriff stand. Der Schech vertraute also seine Leute nebst 15 spanischen Thalern für Wegzehrung dem besagten jungen Manne, seinem Schüler, an und er hatte Glück; denn während von den Sklaven des Königs 10 „Häupter" in der Wüste „gefallen" waren, ergab sich bei der nach fast Jahresfrist erfolgten Rückkehr der Karawane, daß seine sieben Sklaven wohlbehalten angelangt und zu gutem Preise verkauft worden waren. Als Gegenwert erhielt er eine Kamelladung von im Sudan gesuchter Ware, farbige Stoffe, kupferne Geschirre, besonders kleine Kessel und Speiseschüsseln, bunte Glasperlen, Zucker und Kaffee. Der König hatte sich außer allerlei Schmuck- und Luxusgegenständen namentlich Schießpulver und Flinten kommen lassen, in deren Handhabung der Schech die Leibwache des Königs unterrichtete. Der Aufenthalt unseres Gewährsmannes in Wadai erstreckte sich über eine Reihe von Jahren und gelangte erst zum Abschluß, als der wohlgesinnte König gestorben war und

die Regierung auf den Bruder, einen unzivilisierbaren Afrikaner, überging. Schech Tunissi verkaufte nun ungehindert seine angesessenen Sklaven, erstand dagegen in der Hauptstadt viele andere und begab sich mit Karawanen-Gelegenheit über Fezzan und Tripolis nach seiner Vaterstadt Tunis, woselbst er durch den Verkauf seiner menschlichen Ware und eines Säckchens Goldkörner, die ihm geschenkt worden waren, wie er selbst versichert, zum reichen Manne wurde. In seinem Buche, welches er nach seiner schon erwähnten Übersiedelung viel später in Kairo aus der Erinnerung niederschrieb, erwähnte er gewisser wunderbarer, alter Reste von Sarkophagen und wohlerhaltenen Kunstgegenständen, die er im Lande Wadai gefunden haben will, und diese Mitteilung ist, als das Buch in Übersetzung erschien, mit ungläubigem Kopfschütteln hingenommen worden. Dieselbe ist sicher ebenso schwer zu widerlegen wie zu bestätigen, aber die allgemeine Wahrscheinlichkeit spricht gegen sie. Es ist möglich, daß der Schech sich von den erst später an ihn herangetretenen ägyptischen Interessen hat fortreißen lassen und halb unbewußt aus der gesehenen Mücke einen erdichteten Elefanten gemacht hat. Wir wollen darüber nicht entscheiden. Durchaus glaubhaft aber dürfte er in seinen Äußerungen über Sitte und Bräuche der von ihm besuchten Völker sein. Wir entnehmen denselben die Kunde von einem ebenso gewaltigen wie naturwüchsigen Einfluß, den der Islam weit und breit in Afrika zu gewinnen gewußt hat. Als mohammedanischer Gelehrter konnte der Schech ohne Mittel, ohne Waffen, ja ohne Empfehlungen, Reisen unternehmen, die dem Europäer nur durch ein Zusammenwirken der günstigsten Umstände mit riesigen Geldopfern gelungen sein würden. Das Christentum ist bis heut in den Negerbevölkerungen Afrikas gleichsam ein exotisches Pflänzchen geblieben, ein zartes Pflänzchen, das unter treuester Pflege wohl fort vegetiert, dem man aber schleunigen Tod vorher sagen muß, wenn sich einmal die sorgsame Hand von ihm zurückzieht. Wenn man die in ihrem äußeren Umfange so klein gebliebenen und doch an Wert so hoch stehenden Erfolge der Missionare mit der so ausgedehnten und innerlich so dürftigen islamitischen Propaganda vergleicht, so wird man den Abstand bitter beklagen, aber man wird das Thatsächliche anerkennen müssen. Der Islam in Afrika gleicht einem mächtigen Waldbaum, der keine Pflege bedarf, aber nur ungenießbare Früchte zeitigt. Der Grund dieser Erscheinung ist die Unfähigkeit des afrikanischen Geistes, den christlichen Gottesbegriff zu erfassen, die christliche Moral zu verstehen, aus der bunten Mannigfaltigkeit unserer Dogmensätze einen einfachen Kern des Notwendigen loszuschälen. Der Islam begnügt sich, von dem Neger die Anerkennung der Einheit Allahs zu verlangen, er verbietet ihm den Genuß der berauschenden Getränke, des Menschenfleisches u. s. w., er gestattet, Gottesdienst und Gebet durch einen kurzen arabischen Spruch, etwa: Gott ist groß! zu ersetzen. Soviel vermag das kindliche Hirn des Afrikaners zu leisten, und wenn dieser Glaube einem rohen Naturdienst, einem tierischen Kannibalismus, einer blutdürstigen Willkür kleiner Könige, einem wüsten Faustrecht ein Ende bereitet und der Einführung des mohammedanischen Rechts (Scher' i = scherif) den Weg ebnet, da hat man unzweifelhaft darin einen Fortschritt zu sehen. Afrika ist der Weltteil des Konservatismus; das für die weiße Rasse von je

charakteristisch gewesene Auftreten ausgezeichneter Männer, welche ihre Mitwelt zu neuen Anschauungen und Einrichtungen fortzureißen verstanden, ist in der schwarzen unbekannt. Hier folgen sich zahllose Geschlechter, ohne eine geistige Spur ihres Daseins zurückzulassen, und wenn der kühne, punische Seefahrer Hanno die von ihm an der Westküste entdeckten Gorilla für Wilde des Landes hielt, so werden die Besucher der ganz auf einheimische Entwickelung angewiesenen Gegenden des Binnenlandes jenen Irrtum noch heut entschuldbar finden.

Wodurch hat sich denn nun aber, möchte man fragen, der sonst gegen die religiöse und sittliche Beeinflussung, fremde wie einheimische, so spröde afrikanische Geist gerade gegen den Islam gefügig gezeigt? Das Buch unseres Schech legt die Antwort nahe. Der Islam ist im Gefolge und im Schutze einer uralten, mit den sozialen Zuständen Afrikas aufs engste verknüpften Institution aufgetreten, nämlich dem Sklavenhandel. Wir können nicht zweifeln, daß, wenn zur Zeit der Reise unseres Schech die viel zersplitterten Stämme sich einander überfielen, knechteten, wie Vieh verkauften oder fraßen, diese Sitte in alter Zeit, der Ausdehnung des Heidentums entsprechend, einen viel größeren Raum einnahm. Vielleicht waren es arabische Sklavenhändler, welche der besseren Sicherung ihres Verkehrs zu liebe zuerst größere staatliche Vereinigungen und die Anlegung fester Ortschaften anregten, weshalb denn auch die letzteren sämtlich mohammedanisch wurden. Durch sie bekam der Sklavenhandel eine Art von Organisation und hielt sich an gewisse Gesetze gebunden. Die vornehmsten Personen der Ortschaften befaßten sich mit diesem Geschäfte. Der Sklave selber, befreit von der Angst vor dem Schlachtmesser, söhnte sich einigermaßen mit seinem Lose aus. Als der Schech die Sklavenansiedelung des Königs von Wadai besuchte, sah er eine Anzahl Neger, „spiegelglatte, nackende Kerle“, mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen der von fern erblickten Reisegesellschaft entgegenkommen und wunderte sich, auf Befragen zu erfahren, daß sie es als das größte Glück betrachteten, verkauft zu werden. Sollte ja einer ihrer Landsleute aus den vorderasiatischen Ländern zurückgekehrt sein, und seine Berichte über sein Ergehen in der Sklaverei sich verbreitet haben, daß er nie gehungert und immer Kleidung getragen habe, da wäre der Enthusiasmus, dies echte ruere in servitium, erklärlich. Allerdings bringt der Zwangstransport in Karawanen, welche auf Erschöpfte und Kranke keine Rücksicht nehmen können, grausame Härte mit sich, und außerdem haben die für den Haremsdienst bestimmten Knaben in Ober-Ägypten in gewissen Koptischen Klöstern eine gefährliche Operation zu überstehen, an welcher ein erschreckend großer Prozentsatz zu Grunde geht. Doch aber ist der Sklavenhändler, auch wenn er über die Gesetze der Menschlichkeit ebenso leichten Herzens hinweggeht wie die Koptischen Mönche, schon durch seinen Eigennutz zu möglichster Schonung gezwungen, um nicht seine kostbare Ware untergehen zu sehen. Einmal aber an seinem Bestimmungsorte angelangt und verkauft, hat der Sklave bei geringerer Leistung als ein europäischer Dienstbote seitens seines Eigentümers ungefähr dieselbe Behandlung zu gewärtigen, welche in zivilisierten Ländern den Dienern seitens der Herrschaft zu Teil wird. Von der Grausamkeit amerikanischer Pflanzer

ist nicht die Rede. Es giebt, wie sich von selbst versteht, auch im Orient harte und leidenschaftliche Hausherren; aber der Sklave steht unter dem Schutze nicht bloß der Gesetze, sondern noch mehr der öffentlichen Meinung. So schlecht hat er nirgends, daß er sich wie Freiligraths Mohrenkönig in die engen Verhältnisse seiner afrikanischen Heimat zurücksehnen sollte. Zu Zwangsarbeit in Plantagen ist der Neger in der Türkei nie verwandt worden, der Tabak Macedoniens, die Baumwolle Ägyptens, der Sesam und das Olivenöl Syriens, die Seide Kleinasiens, alle diese Produkte sind das Ergebnis freier Arbeit. —

Aber kehren wir zu dem Sudanbuch des Schech Tunissi zurück. Man ersieht aus demselben, daß die Interessen des Sklavenhandels, des Arabertums und des Islam auf das innigste mit einander verknüpft sind. Diesem Dreibunde verdankt Zentralafrika den einzigen Schritt auf der Bahn der Zivilisation, den es bis jetzt zu thun im stande gewesen; in ihm sieht alles, was sich über den Zustand kannibalischer Roheit erhoben, das einzige Heil. In der Überzeugung von der vollkommensten religiösen wie bürgerlichen Gesetzlichkeit des Sklavenhandels aufgewachsen und denselben als ein vorzugsweise wichtiges nationales Gewerbe betrachtend, kann der Afrikaner ein dagegen erlassenes Verbot nur als einen Akt ruchlosen Mißbrauchs der Gewalt hinnehmen, und wenn er erfährt, daß die philanthropischen Verfechter der Sklavenemanzipation nicht nur selber Neger besitzen, sondern dieselben noch mit geschwungener Nilpferdpeitsche zu der härtesten aller Arbeiten, zum Plantagenbau, anhalten, daß sie, die Verkünder einer besseren Religion als der Islam, der Verbreitung des vom Islam verbotenen Feuerwassers Vorschub leisten, da werden sie dem Auftreten dieser Fremden schwerlich edle Beweggründe unterlegen, sie werden die Abwehr als religiöse Pflicht, den bei der Bekämpfung solcher Feinde erlittenen Tod als die das Paradies eröffnende Krone des Märtyrertums ansehen. Ein Volk, das, wenn auch schwach an Zahl, mit dieser Idee kämpft, bedarf nicht einmal der Unterstützung eines fremden mörderischen Klimas, einer nicht angreifbaren Rückzugslinie, um ein nicht zu unterschätzender Gegner zu sein; der Angreifer kann es, auch wenn er Glück hat, nicht überwinden, sondern nur, wenn sein Herz es ihm gestattet, zertreten.

Detmold. G. Rosen.

Kulturgeschichte.

Die Entwickelung der Familie.

Je mehr sich unser geistiger Horizont infolge der epochemachenden Entwickelungen der modernen Wissenschaft erweitert, je größer namentlich der Rahmen der Kulturgeschichte, d. h. der geistigen Entwickelung der Menschheit wird, desto unwidersprechlicher wird es, daß sie bislang nur unter dem Bann einer sehr beschränkten Vorstellungswelt gelebt hat und daß wir mit Unrecht unsere spezifischen Ideale und Anschauungen ohne weiteres zu allgemein gültigen erhoben haben. Keiner wird diesen inneren Wandel unseres sittlichen Urteils mehr empfinden als derjenige, der eben aus der eng begrenzten Perspektive eines bestimmten geschichtlichen Zeit-

raumes (z. B. der immer noch vielfach als schlechthin maßgebend betrachteten Antike) plötzlich in den Kreis der vergleichenden Völkerkunde hinein versetzt wird und nun zu seiner Enttäuschung bemerkt, daß das frühere Schema völlig unbrauchbar geworden ist. Aber die Konsequenz erstreckt sich noch weiter; während sonst trotz aller Abweichungen im einzelnen eine überall anerkannte Idee als die unerschütterliche Form jedes sittlichen Lebens verehrt wurde, zeigte sich jetzt, daß bei genauerer Zergliederung dieses apriorische Gut sich in der That als ein höchst verschiedenartiges Entwickelungsprodukt herausstellte, für das durchaus nicht auf allen Stufen das angemessene Verständnis herrschte. Ja bei dieser unerbittlichen Prüfung des eigentlichen Gehaltes dieses höchsten verpflichtenden Gesetzes schien fast der Begriff dieser über allen subjektiven Schranken stehenden Instanz des Ideals in blasses Nichts zu verschwinden. Nur ein ganz gewöhnliches Beispiel mag die Veränderungen unserer Ansichten veranschaulichen; als die ersten Entdeckungsreisen vor sich gingen und die seltsamen Gestalten der sogenannten Wilden vor den erstaunten Augen der Europäer auftauchten, da glaubte man ganz unbedenklich aus dem teilweisen oder völligen Mangel an Bekleidung auf einen entsprechenden Defekt an Schamgefühl schließen zu dürfen; man übersah bei der Voreiligkeit dieser Deduktion auch den wichtigen Umstand, daß die Sitte durchaus nicht überall dasselbe zu verhüllen gebietet, und ebenso nahm man als völlig selbstverständlich an (was eben gar nicht zutrifft), daß sich das Schamgefühl eher beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht rege. Dem gegenüber bemerkt schon Altmeister Peschel sehr richtig: Brauch und Sitte entscheiden über Verstattetes und Anstößiges, und erst nachdem sich eine Ansicht befestigt hat, wird irgendwo ein Verstoß zu einer verwerflichen Handlung. Die Schamhaftigkeit hat sich noch gar nicht geregt, es herrscht also Nacktheit beider Geschlechter bei den Australiern, bei den Andamanen, bei etlichen Stämmen am weißen Nil u. s. w. (Völkerkunde S. 178). Noch empfindlicher stellt sich der Widerspruch einer übereinstimmenden oder wenigstens in ihren Nüancierungen verständlichen Idee in dem Rechtsgebiet heraus, wo die verschiedenen Stufen die einander direkt widerstreitenden und sich selbst aufhebenden Ge- und Verbote als soziale Normen verkünden. Man verbiete, sagt Post, dem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem zivilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, welcher seine Tochter aus Familienrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Mann verkauft, findet unter seinen Stammgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Familie und er wird in dem Widerstreben seiner Tochter nur Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Nach dem Gesetzbuch Manu's soll dem Sudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, siedendes Öl in Nase und Mund gegossen werden, und der alte Ägypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, welcher auch nur aus Versehen einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden

das für verrückt halten. (Bausteine für eine allg. Rechtswiss. I, 60). Solche Thatsachen ließen sich noch beliebig vermehren; sie zeigen, wie erwähnt, daß nicht eine apriorische, überall konstante und unverbrüchliche, moralische und rechtliche Idee unser Bewußtsein füllt, sondern daß vielmehr beide durchweg abhängig sind von den eigentümlichen Bedingungen, an welche irgend eine bestimmte Organisationsstufe unserer Entwickelung gebunden ist. Eine der wichtigsten Etappen auf diesem Wege ist die Bildung und Gliederung der menschlichen Familie, da sich hieran ganz unvermeidlich die Entfaltung unserer edelsten sittlichen Anschauungen knüpft; die Geschichte unserer allmählichen Vervollkommnung läßt sich gleichsam als unbewußter Niederschlag aus diesem Prozeß gewinnen.

Gleich zu Anfang unserer Untersuchung stellte sich uns eine Schwierigkeit entgegen, die geradezu lähmend für den weiteren Fortgang wirkt, wenn eine nüchterne Kritik sie nicht beseitigen kann, das ist der Umstand: wo sollen wir unser Problem beginnen, wo ist der eigentliche Ursprung der Familie zu suchen? Gehen wir zurück zu den einzelnen Menschen, so erneuern wir damit den oft gerügten Mißgriff des Rationalismus im vorigen Jahrhundert, die großen Organisationen des menschlichen Geistes als Ergebnisse einer individuellen Absicht und Überlegung aufzufassen. Diese Theorie, mit ihrem klassischen Ausdruck im contrat social Rousseau's, dürfte heutzutage wohl keinen Anspruch auf wissenschaftliche Geltung mehr besitzen, und wir gehen deshalb ohne weitere Erörterung über sie zur Tagesordnung über. Erinnern wir uns vielmehr des alten, sehr beherzigenswerten Aristotelischen Satzes, daß der Mensch von jeher ein Zoon politikon sei, um die rechte Stellungnahme für unseren Gegenstand zu gewinnen. Daraus folgt, daß wir uns mit den mehr oder minder gewagten Hypothesen eines einsam umherirrenden Urmenschen nicht aufzuhalten brauchen, sondern daß wir uns lediglich an die Thatsache der sozialen Existenz der Menschheit zu halten haben. Überall, wohin unser Blick uns führt, sei es in die nebelhafte Vorzeit zurück, sei es zu den freilich rapide dahinschwindenden Naturvölkern der Gegenwart, überall tritt uns ein, wenn auch noch so dürftiges, geselliges Leben entgegen, die Anfänge einer sozialen Struktur, die in ihrem Keime alle späteren Formen in sich schließt. Freilich ist es richtig, wenn uns eingewendet wird, daß unsere heutigen Repräsentanten jener längst entschwundenen Zustände kein zutreffendes Bild dieser Vergangenheit liefern und daß zwischen ihnen und der sogenannten Urzeit immer noch ein gewaltiger Abstand sich befindet. Lassen wir deshalb lieber diese sagenumschleierte Urzeit ganz aus dem Spiel und bleiben wir bei dem Typus stehen, welchen wir nach dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse als den ursprünglichen, gleichsam als die Urzelle aller späteren Differenzierungen bezeichnen können, welches Bild gewinnen wir dann von dieser primitiven Familie, oder deckt sie sich in ihren wesentlichsten Eigenschaften mit unserer heutigen? So sehr der Streit der Meinungen auch über einzelne Punkte auseinandergeht, so viel läßt sich doch ganz allgemein sagen, daß über den vollständigen Mangel dieser fraglichen Übereinstimmung beider Formen völlige Einmütigkeit besteht; die Ehe und Familie, wie wir sie heutzutage kennen und auch häufig als die allein mögliche

und berechtigte ansehen, hat vordem nicht existiert, sie ist vielmehr, wie alles wahrhaft Edle und Große, erst ein Produkt längerer, durch vielfache Rückfälle unterbrochener Entwickelung. Vor allem kommt es darauf an, daß man sich die später völlig veränderte Stellung und Bedeutung, welche in jenen ursprünglichen Stadien der gesellschaftlichen Organisation die Mutter einnahm, klar macht, um den damit bedingten Fortgang dieses Prozesses zu verstehen. Sehen wir von jeder ideellen Beziehung im Familienleben ab, so bleibt als das einfachste Band das Verhältnis von Mutter und Kind; dies ist deshalb auch das mächtige und unerschütterliche Fundament, auf dem sich die ganze spätere Entwickelung aufbaut. Dieser der Volksphysiologie ohne jede weitere Begründung von selbst einleuchtende Zusammenhang bezeichnet das Blut als das eigentliche Bindemittel der verschiedenen Schichten dieser Struktur; die Blutsverwandtschaft ist die feste Grundlage für jede andere morphologische Entwickelung. Blut ist ja bekanntlich ein ganz besonderer Saft, ist für die roheren Stämme der Inbegriff und Sitz der Seele, und im Blute geht demzufolge dem Kannibalen Mut und Tapferkeit des Erschlagenen in seinen eigenen Bereich über, die Bluts-Freundschaft und -Bruderschaft bewahrt uns noch einen schwachen Nachhall dieser uralten mystischen Vorstellung. In diesem durch die Natur selbst vorgezeichneten Zusammenhange fällt die uns geläufige Rolle des Vaters zunächst ganz fort, und es bleiben somit als die einzigen Elemente dieser älteren Verbindung Mutter und Kind. Dennoch sind wir nicht gewillt, nur äußere, durch die Not des Daseins erzwungene Motive anzunehmen, und wir können Lippert nur zustimmen, wenn er sagt: „Das Band zwischen beiden ist aber nicht bloß durch jene Vorstellung geknüpft, sondern durch den Zwang aller Umstände einer einfachen Lebensweise und durch die Mutterliebe. Sie ist im Grunde der wirksamste Beweggrund, der aus der volksphysiologischen Vorstellung die Konsequenzen einer Sitte zieht, die, unendlicher Entwickelung fähig, die Schöpferin alles Segens der Menschheit geworden ist. Ohne Mutterliebe läge kein anregendes, kein zwingendes Motiv in jener Vorstellung; durch Mutterliebe tritt zuerst der Mensch aus sich selbst heraus, sie bewirkt die erste Erstreckung der Lebensfürsorge über das Ich hinaus; Mutterliebe ist aber auch fast der einzige Lichtblick, der uns aus der trüben Nacht der Vorzeit hoffnungsvoll entgegenschimmert. (Geschichte der Familie S. 20). Daß Mutterliebe bestehen kann zusammen mit dem so viel verbreiteten, freilich nicht zum wenigsten durch religiöse Gründe geschützten Kindermord, darf uns bei der widerspruchsvollen Gesittung primitiver Rassen nicht auffallen. Halten wir jene Anschauung, die die Natur uns aufnötigt, fest, so erklären sich eine Reihe von Thatsachen, die sonst nur als Kapricen und Sonderbarkeiten verlacht zu werden pflegen, von selbst. Ist in der That nur das Blut das geheimnisvolle Band der Verwandtschaft, so wird diese auch nur in der weiblichen Linie Geltung haben, streng genommen also sind Vater und Kinder gar nicht miteinander verwandt oder, um das Paradoxe dieses Verhältnisses mehr zu beseitigen, ein Vater nach unserer Auffassung existierte noch nicht. Wie häufig ist der treuherzige Herodot ob seiner biederen Einfalt verlacht und verspottet worden, daß er sich die alberne Nachricht habe zustecken lassen, die Lykier

nannten sich nach ihren Müttern! Und wie wohlfeil war dieser Spott und wie übereilt! Denn obgleich mancher klassische Philologe noch unbekümmert sich an dieser Stelle einer schadenfrohen Genugthuung hingeben wird, so ist doch für ein einigermaßen komparatives Urteil kein Zweifel mehr an der Richtigkeit der Bemerkung möglich. Von allen Breiten unseres Planeten, von der Westküste Afrikas, aus Polynesien, aus Ostasien, aus versteckten Winkeln unseres Kontinentes, aus gewichtigen Rudimenten selbst in germanischen Bräuchen erscheinen die unzweideutigen Zeugen dieser ältesten Beziehung zwischen Menschen, der Mutterfolge, und einen drastischen Kommentar dazu liefert endlich die bekannte Orestessage. Hier malt sich der tiefgreifende Konflikt zweier Weltanschauungen auf das klarste; auf der einen Seite die Erinnyen, die unversöhnlichen Vertreterinnen der alten Ordnung, die nur den Frevel an dem gleichen Blut rächen, auf der anderen Seite Apollo, der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der über dem rein natürlichen Markstein eine sittliche Norm aufrichtet. Nach dieser hat auch Klytämnestra eine schwere Schuld begangen, obwohl sie nicht an eigenem Blut gesündigt, und da erst durch ihren Frevel die unnatürliche That des Sohnes hervorgerufen wird, so spricht das Blutgericht unter Athenes Führung den Beklagten frei, freilich zu gerechter Bekümmernis der klagenden Erinnyen:

O neue Götter, — alt Gesetz und uraltes Recht
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand.

Es würde zu weit führen, wollten wir das einschlägige Material auch nur in seinen Grundzügen noch hier reproduzieren; wir begnügen uns vielmehr, noch einige charakteristische, und (was immerhin beachtenswert) historisch und topographisch zusammenhanglose Erscheinungen anzuführen. Ein sehr getreues Abbild dieser Mutterfolge bieten die Malayen auf Sumatra, wo der Mann immer bei seinem Clan verbleibt, die Frau mit ihren Kindern bei dem ihrigen. Die Familie (so schildert der bekannte Ethnograph Fr. v. Hellwald diesen Typus) umfaßt demnach noch nicht Mann, Frau, Kind, sondern immer nur Mutter und Kind. Samandei, d. h. jene, die eine Mutter haben, so nennt sich deshalb im Malayischen die Familie. An ihrer Spitze steht in der Regel der älteste Mutterbruder, und er, der mütterliche Oheim, der Mamay, ist seinen Rechten und Pflichten nach der eigentliche Vater seiner Schwesterkinder, seiner Ramaneken. Der wahre Vater hat, als gar nicht zur Familie gehörig, über seine Kinder auch nicht die geringste Gewalt. Er darf sie nicht schelten, vielweniger züchtigen, weil der Mamay dies gewöhnlich übel vermerkt, dagegen nimmt er, falls er der älteste Bruder seiner Schwester ist, in deren Hause die nämliche hervorragende Stellung ein, welche ihm in jenem seiner Gattin versagt bleibt. (Die menschl. Familie, Leipzig 1888, S. 233.) Um einen ganz anderen Schauplatz zu nennen, so herrscht die Mutterfolge bei vielen afrikaschen Stämmen, wenn auch häufig nicht mehr in voller Integrität, sondern durchbrochen von dem jüngeren Recht der Vaterfolge. Bastian hat bei seiner Erforschung der Loango-Küste das auf dieser Basis erwachsene Gesetz konstatiert, daß die Kinder der Prinzessinnen, selbst wenn sie von einem Sklaven stammen, fürstlich sind, während die Nachkommen der männlichen Gebieter des Hauses keinen

legitimen Anspruch besitzen, da die Fürsten nicht Angehörige desselben Stammes heiraten dürfen. So fand der ebenerwähnte Reisende (schreibt Lippert) auf der Leichenstätte der Kassier in Assam die Malsteine der Familienangehörigen je um den des mütterlichen Oheims geordnet und auf der Westküste Afrikas die Oheimsherrschaft in voller Geltung. Sie hinterließ ihre Spuren hier auch in dem schon entwickelteren Erbrecht. In Angola hat der Erzeuger gar kein Recht über seinen Sohn, und sein etwaiger Besitz geht nicht auf diesen über. Was jener ihm übertragen wissen will, das muß er ihm bei seinen Lebzeiten schenken. Was er nicht verschenkt, geht abseits durch die Schwester von derselben Mutter auf die Neffen über, und diese legen ihm, dem Oheim, den Vaternamen Tate bei. Bei Scheidungen folgen die Kinder unbedingt der Mutter, da sie ja dem Vater überhaupt nie gehört haben. (Gesch. d. Fam. S. 13). Und so ließen sich die Beispiele noch beliebig häufen. Was der Anerkennung dieser freilich unseren Anschauungen diametral entgegenstehenden Institution immer noch im Wege steht, sind wesentlich zwei Momente, die an sich gar nicht zusammenhängen. Das eine bezieht sich auf die Annahme einer geschlechtlichen Freiheit, eines Hetärismus, wie man es wohl recht genannt hat, der innerhalb dieser Geschlechtsgenossenschaften bestanden haben soll. So wenig nun von einer Heilighaltung der Ehe in unserem Sinne geredet werden kann, so sehr die Keuschheit insonderheit als ein verhältnismäßig sehr spätes Anstandsprodukt bezeichnet werden muß, so wenig scheint eine schrankenlose Promiscuität den Thatsachen zu entsprechen. Diese Hypothese würde streng genommen grade so wie die berühmte Formel von Hobbes: bellum omnium contra omnes, ein vollständig wüstes Chaos, eine entwicklungsunfähige Stagnation erzeugen, wie sie trotz aller kommunistischen Züge in den Anfängen der sozialen Organisation nicht bestanden hat. Das zweite Bedenken ist aus dem Irrtum entsprungen, daß aus ihr eine Frauenherrschaft nach Art der Amazonen werden müsse, eine Meinung, die gegenüber dem unzweifelhaften Übergewicht des stärkeren männlichen Willens doch nicht aufrechtzuhalten sei. Richtig ist eben, daß zunächst diese Struktur einen sozialen, nicht aber politischen Charakter trägt, daß also in erster Linie die Gliederung des Stammes dadurch bedingt wird, nicht etwa die Form der Regierung. Freilich wird auch diese mittelbar dadurch berührt werden, und so verschwindet der wunderbare Eindruck, den der berühmte Reisende Nachtigal von den sogenannten Heidenstaaten empfing, die thatsächlich unter der Herrschaft einer Frau stehen und deren Land daher auch Bê Ubang-Nê, d. h. Land der Königin, genannt wird. Und dieser matriarchale Typus ist so stark durchgebildet, daß er auch bei Stämmen, die ein wüstes, ungebundenes Räuberleben führen und deshalb auch vor allem einer festen männlichen Disziplin bedürfen, wiederzuerkennen ist; dies ist der Fall bei den Aulad Soliman, den Tuareg in der Sahara, und ein Analogon dazu ist die hervorragende Stellung der Königinmutter bei den Aschanti. Die Amazonen selbst sind offenbar nur die Reste der früheren matriarchalischen Organisation, verklärt in dem kriegerischen Glanze der griechischen Sage; denn auch diese schafft ihre Gebilde nicht aus blauer Luft, sondern schafft aus den Tiefen

des wirklichen, volkstümlichen Lebens, wenn auch ohne Rücksicht auf die Zeittafeln der Chronologie.

Diesem prähistorischen Verwandtschaftssystem, das sich aber, wie bemerkt, nur äußerst selten völlig unvermischt zeigt, steht dasjenige entgegen, welches die gewöhnliche Auffassung meist unbedenklich an die Spitze der sozialen Entwickelung überhaupt stellt, das patriarchale. Wie sich im Einzelnen diese verhängnisvolle Wandelung vollzogen hat, ist nicht hier zu erörtern; nur soviel sei bemerkt, daß einmal die veränderte Lebensweise, der Übergang von Jagd und Fischfang zum Nomadentum, die dadurch bedingte Züchtung der Tiere und die Ausnutzung der menschlichen Arbeitskraft in Gestalt von Sklaven, und sodann die an die Stelle der Endogamie tretende Exogamie und der damit zusammenhängende Wechsel in der äußeren politischen Haltung des Hauses diese Veränderungen hervorgerufen haben; während auf der früheren Stufe eine jede Gruppe, soweit das natürlich überhaupt möglich ist, streng isoliert für sich lebt, nur unter sich heiratet, lediglich durch die mütterliche Blutseinheit zusammengehalten wird, beginnt jetzt ein durchgreifender Umschwung. Durch die Besitzergreifung einer fremden Frau tritt der Mann plötzlich in den Vordergrund der ganzen Entwicklung; die geraubte ist sein Eigentum, das ihm von Rechtswegen zukommt, an der kein anderer seiner Stammesgenossen einen Anteil hat. Dieselbe harte Anschauung offenbart sich in der Kaufehe, wo das Weib noch unzweideutiger als bloße Ware betrachtet wird. Und damit ändert sich auch notwendigerweise die alte Physiologie; denn nun ist der Mann nicht bloß Erzeuger, er ist auch Vater seiner Kinder, da er ja zu ihnen in einem ganz bestimmten sittlichen und rechtlichen Verhältnis steht. Das Weib wird auf dieser Stufe (bemerkt mit Recht Lippert) vom Mann erworben, die Arbeitssklavin so gut als die, welche des Herrn Lager teilen soll, einschließlich der Leiterin des Haushaltes, welche es sich nicht nehmen läßt, unter ihrem Joch sich als die mütterliche Herrin alter Zeit zu fühlen, und der Erwerb, die Mehrung des schaffenden Haushaltsstandes ist Zweck der Unternehmung des Mannes. Sie kann also im Gegensatze zur alten Zeit niemals nach dem Innern der eigenen Familie sich richten, muß sich vielmehr immer gegen den stammfremden Nachbar kehren. Nur so läßt sich der Besitz einer Frau erwerben; denn alles, was in die Familie gehört, hat unter dieser Organisation schon seinen Herrn. (Kulturgesch. II., 84). Die Grundfesten unserer heutigen Familie waren somit gelegt, Vater und Mutter waren nunmehr die beiden Quellen, aus denen das junge Leben hervorsproßte; gegenüber den lockeren und losen Verbindungen der matriarchalen Epoche begann jetzt die segensreiche Wirksamkeit einer individuellen Ehe sich zu äußern. Freilich darf unser Gefühl nicht zu hohe Anforderungen stellen, um nicht hart enttäuscht zu werden; die Idyllen des Patriarchentums sind häufig mit einem falschen Glanze sittlicher Vollkommenheit und wohl gar Feinfühligkeit ausgestattet worden, der ihnen in der That nicht zukommt. Immer ist es doch die brutale Gewalt des Mannes, welche diese neue Form der Ehe zu rein egoistischen Ausnutzungen, zur Machtbereicherung schuf; von Liebe, herzlicher Zuneigung war noch nichts zu spüren. Erst zu der Zeit, wo diese rauhen Maß-

regeln zu harmlosen Symbolen verblaßten, mochten über die gemeineren Motive edlere Wallungen den Sieg gewinnen und sich damit die Morgenröte eines kommenden Tages ankündigen. Und das ist in der That schon eingetreten, wenigstens in Beziehung auf die Wertschätzung des ehelichen Verhältnisses überhaupt; denn hiervon kann erst die Rede sein in der Periode des Frauenkaufs; erst diese rächt die Verletzung des ehelichen Bundes als einen schweren Eingriff in den Bestand der allgemeinen Rechtsordnung, wenn auch dieser Begriff anfänglich nicht sehr ideal aufgefaßt werden mochte. Wenigstens urteilt Hellwald: „Nur die Verletzung des Eigentums, nicht des Mannes Ehre oder Eifersucht, beides verfeinerte Begriffe einer späteren Zeit, kam zunächst in Frage. Deshalb strafen die Indianer den Ehebruch nur dann, wenn er ohne Erlaubnis geschehen ist. So ist es eine notwendige Folge des Umstandes, daß die Frau unter dem Gesichtspunkt eines Besitzes des Mannes steht, daß man unter ehelicher Treue des Weibes ganz etwas anderes versteht als unter der des Mannes. Der Mann kann nur fremde Ehen brechen, das Weib nur die eigene! (Die Familie S. 330). Aber mag uns noch manches verletzen und unser sittliches Gefühl empören, (z. B. die Preisgebung der Frauen an Gastfreunde, die Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs vor der Ehe u. s. w.), so ist doch unfraglich schon viel gewonnen, wenn der einen Seite dieser Gruppe eine schwere sittliche Verantwortung auferlegt wird, die allmählich zu einer immer zarteren und feinsinnigeren Auffassung überleitet. Es versteht sich von selbst, daß mit diesem vollständigen Umschwung aller Verhältnisse und Prinzipien jetzt nur die männliche Erbfolge galt und zwar mit derselben Einseitigkeit, wie früher die weibliche, sodaß Kinder eines Freien mit einer Sklavin als ebenbürtig angesehen werden konnten; ist doch der Vater nach dieser Anschauung der wichtigere Faktor für den Bestand der Familie. Aber ein anderer Umstand wird häufig noch übersehen, zumal unsere Sprache nicht genau den betreffenden Unterschied hervorhebt, das ist die Trennung des eigentlichen Vaters von dem den ganzen Komplex von Frauen, Kindern, Knechten und Mägden beherrschenden Patriarchen; denn dieser soziale Abstand verschwindet nicht, trotzdem der Diener im strengen Sinne des Wortes keine eigenen Kinder besitzt, da ja alles der Vormundschaft des Herrn untersteht. In dieser Fassung spricht die Bibel von den zwei und dreitausend Söhnen der väterlichen Häupter, welche mit Esra aus Babylonien nach Juda zurückkehrten. Aber weil eben für diese Familie der Begriff der Verwandtschaft nur ein fiktiver sein könnte, so mußte für die eigentlichen Blutsangehörigen eine äußere, unbestreitbare Anerkennung hinzutreten, die sie nicht unterschiedslos in diesem Chaos verschwinden ließ. Sie waren die Freien gegenüber der großen Schar der Hörigen, und mit Recht erinnert Lippert daran, daß die lateinische Sprache für Kinder und Freie nur ein und dasselbe Wort kennt. Dieses Bild eines unumschränkten Herrschers, wie wir es besonders detailliert in der römischen Geschichte finden, wiederholt sich aber auf den entsprechenden Stufen der sozialen Entwickelung überall; ein für uns naheliegendes Beispiel bietet Rußland, wo der Zar genau genommen als Gebieter über seine Unterthanen, auch der Grundherr alles Bodeneigentums ist. Ebenso ist es in

China und Japan, wo aller Besitz in der Hand des Kaisers vereinigt ist, oder bei den Incas in Peru oder den Pharaonen in Ägypten, überall tritt derselbe Gedanke in konsequenter Durchführung hervor. Um endlich diese Betrachtung mit einem Blick auf unsere germanische Vorzeit zu schließen, so finden sich auf der Insel Gotland genau dieselben Verhältnisse, wie sie Lippert schildert. Auch die germanische Altfamilie auf Gotland ist in der Auflösung begriffen, ja es ist sogar schon ihr Land, das sie einst gemeinsam besaß, verteilt und an die freie Verfügung der Sonderfamilie gegeben. Nur ein Restchen des Alten hängt noch daran: obwohl das Land der Sonderfamilie eigen ist, so darf sie es doch nicht verkaufen ohne nachgewiesene Not, ohne Beistimmung der zur Altfamilie gehörigen Sonderfamilien, und nicht an Fremde, wenn die Verwandten nicht vorher den Kauf ausgeschlagen haben. Wie aber die römische Gens noch durch ihren gemeinsamen Begräbnis- und Kultplatz als ihre ehemalige Kultstätte zusammengehalten wird, so lebt auch in der That die gotländische Altfamilie noch als Kirchspielgemeinde fort; auch diese hat noch in ihrem Kultplatz den alten gemeinsamen Mittelpunkt. (Gesch. d. Fam. S. 226.)

Aber auch diese patriarchale Organisation ist ein Gebilde der Zeit und somit der Veränderung und Zersetzung unterworfen; namentlich ist es (abgesehen von dem höchst bedeutsamen Übergang des Nomadentums zum Ackerbau) die immer stärker betonte Beziehung des Vaters zu seinen leiblichen Kindern und anderseits die auch trotz der herrschenden Polygamie bestehende bevorzugte Stellung der ersten Frau, welche den Umschwung zur Monogamie anbahnt, zu der Form der Ehe, welche uns heutzutage als die einzig mögliche und sittlich berechtigte vorschwebt. Wie wenig sie diese Bezeichnung verdient, wie wenig ein auf richtiger Herzensneigung beruhendes, Mann und Frau gleichmäßig berücksichtigendes Verhältnis den Existenzbedingungen der früheren Geschlechtsgenossenschaften entsprochen haben wird, hat hoffentlich dieser kurze Überblick zur Genüge gezeigt. Erst eine lange und durchaus nicht immer organisiert sich vollziehende Entwickelung hat das Ideal gezeitigt, das sich für uns bei der Ehe in dem Bewußtsein gegenseitiger, gleichberechtigter Pflichten ausdrückt. Diese Erkenntnis hat aber noch eine weitere Konsequenz; denn es leuchtet ein, daß die geschilderte Bildung der Familie aus dem Stammesverbande, wie ihn die Natur selbst durch die Bande des Bluts knüpft, Inhalt und Form der sittlichen Gefühle, welche diesem ganzen Prozeß zu Grunde liegen, mit bestimmen muß. Es wird sich aber aus dieser Perspektive im genauen Anschluß an die Thatsachen des Völkerlebens eine induktive Geschichte unseres sittlichen Lebens gewinnen lassen, wie sie anderen Zeitaltern noch kaum aufgedämmert ist. Dennoch gilt es hier, trotzdem die Stichhaltigkeit des Problems und seine exakte Lösbarkeit schwerlich mehr angefochten werden kann, auf der Hut zu sein und sich vor allzu kühnen Folgerungen zu hüten. Dahin rechnen wir die Behauptungen und Hypothesen, welche manche übereifrige Darvinisten über den Ursprung der menschlichen Gesittung aufgestellt haben, indem sie dieselbe nicht tief genug erniedrigen konnten und unseren mythischen Ahnherrn zu einer vollständigen Bestie zu machen beflissen waren. Auch das Zauber-

wort der Entwickelung vermochte angesichts solcher Vertiertheit nicht auszureichen, um die Schätze der heutigen Kultur zu erklären. Wie man überhaupt nicht vergessen sollte, daß sich der sogenannte Naturstand und die Zivilisation nicht reinlich und zweifelsohne durch einen bequemen Federstrich trennen lassen, so laufen auch viele zarte Fäden von unserer Gesittung zu jenen dürftigen Anfängen des seelischen Lebens überhaupt. Wäre der Mensch in der That jemals eine Bestie gewesen, so hätte er sich nie und nimmer zu einer solchen Höhe seiner sittlichen Vorstellungen und Ansprüche aufzuschwingen vermocht; eine tabula rasa ist und bleibt unfruchtbar und tot. Es ist aber unseres Erachtens ein Mißgriff, wenn in derartigen Schilderungen schlechthin jedes ideale Motiv geleugnet und nur die gemeine, egoistische Seite des menschlichen Naturells hervorgekehrt wird. Wie bei dem krassesten Eigennutz und der raffiniertesten Bosheit überhaupt auch nur der kleinste, unscheinbarste soziale Organismus bestehen soll, ist uns schlechterdings ein Rätsel. Die Keime, die Dispositionen zu den später aktuell werdenden Tugenden müssen a priori in dem menschlichen Gemüt gelegen haben, und sie erklärt kein späterer Fortschritt, da ja eben dieses nur die Wirkung dieser treibenden Faktoren ist. Aber freilich hat das Bild auch eine Kehrseite, wie wir schon im Beginn unserer Darstellung bemerkten; es widerspricht den unbeugsamen Thatsachen der Ethnologie, wenn für die Ethik noch immer hin und wieder die Deduktion aus einer überall anerkannten Idee versucht wird, einer sittlichen, rechtlichen Grundanschauung, die sich bei allen Völkern bestätigt habe. Vielmehr muß man rückhaltlos anerkennen, daß der Inhalt dieses angeblich durchweg übereinstimmenden Kanons ein völlig wechselnder ist, ja mitunter ganz disparat, so daß jede Möglichkeit einer erklärenden Vergleichung wegfällt. Das sittliche Bewußtsein der Menschheit zeigt die verschiedenartigsten Formen und Stufen, ist durchaus relativ und schwankend und entbehrt des vielgerühmten objektiven, allgemeingiltigen Charakters völlig. Nur soviel läßt sich verteidigen: Während der Inhalt der einzelnen sittlichen und rechtlichen Normen sich jederzeit nach dem sozialen Standpunkt der betreffenden Kulturstufe richtet, als deren getreuer Abdruck sie erscheinen, ist die Fähigkeit, Recht von Unrecht zu unterscheiden, überhaupt die ganze moralische Anlage des menschlichen Naturells ein unveräußerliches, angeborenes Gut, das nicht etwa so beiläufig sich im Wege einer schöpferischen Differenzierung erzeugt, sondern umgekehrt an der Pforte jeder geistigen Entwickelung steht. Auf diesen letzten maßgebenden Faktor wird auch die vergleichende Ethik immer zurückgreifen müssen, will sie anders nicht in ihrer Sphäre mit völlig unzureichenden Prinzipien wie äußerer Kausalität, Existenzbedingungen, sozialen Einflüssen u. s. w. operieren.

Bremen. Th. Achelis.

Forstwissenschaft.

Die Produktionsmittel der Forstwirtschaft und ihre Erträge.

Die Forstwirtschaft sucht, ebenso wie die Landwirtschaft, unter Benützung der im Pflanzenleben thätigen Naturkräfte und der zur Pflanzennahrung erforderlichen Stoffe des Bodens organische Substanz für den Gebrauch der menschlichen Gesellschaft zu produzieren. Sie unterscheidet sich jedoch dadurch wesentlich vom Ackerbau und den übrigen landwirtschaftlichen Betrieben, daß ihre Nutzpflanzen nicht jährlich Ernten liefern und daß sie in erster Linie Cellulose (Zellstoff) und deren Umwandlungsprodukte erzeugen will, während letztere vorzüglich Stärkemehl und Proteinstoffe, zuweilen auch Zuckerarten zu produzieren streben. Nur bei gewissen forstlichen Betrieben legt man auf Gerbstoff oder Harzgewinnung ein größeres Gewicht als auf Holzerzeugung.

Wie bei jeder Gütererzeugung sind auch in der Forstwirtschaft die drei Produktionsfaktoren: Natur, Arbeit und Kapital thätig, gegenüber den meisten übrigen Produktionszweigen ist dieselbe dadurch charakterisiert, daß die Naturkräfte eine so hervorragende Rolle spielen. „Die freie Arbeit der Natur schafft ein Wertkapital, gegen welches alle Kosten, die der Mensch aufwendet, verschwinden." (Knorr)

Von den freien Gütern der Natur, welche bei der Pflanzenproduktion überhaupt thätig sind: klimatische Verhältnisse, die chemische Kraft der Sonnenstrahlen, Bestandteile der Luft, physikalische und chemische Eigenschaften des Bodens, zeigen nur die letzterwähnten, wie die Pflanzenphysiologie lehrt, in der Forstwirtschaft charakteristische Abweichungen gegenüber der Landwirtschaft.

Der Assimilationsprozeß der Pflanzen verläuft nämlich nur bei Gegenwart einer Anzahl unorganischer Stoffe, der sogenannten Aschenbestandteile, welche in Form von Salzen in der assimilierenden Pflanzenzelle vorhanden sein müssen und in wässriger Lösung aus dem Boden aufgenommen werden. Zur Holzerzeugung sind diese Stoffe und zwar namentlich die wichtigsten, aber auch am spärlichsten vertretenen, wie Kalium und Phosphorsäure, in weit geringerem Maße notwendig als zur Produktion von Stärke und Eiweiß, dazu kommt noch, daß die Waldbäume mit der Verwendung derselben sehr haushälterisch zu Rate gehen, indem sie die erwähnten Stoffe aus den absterbenden Blättern im Herbst in den Stamm zurückziehen und im nächsten Jahr wiederholt zu den Assimilationsvorgängen verwenden. Infolgedessen bedarf z. B. ein Kartoffelfeld zu einer mittleren Ernte pro ha an Phosphorsäure dreimal mehr als 1 ha Buchenwald, fünfmal mehr als 1 ha Fichtenwald und neunmal mehr als 1 ha Kiefernwald zur jährlichen Produktion, während der jährliche Kaliumbedarf des Kartoffelfeldes das 9, bezw. 13 und 17 fache des Buchen-, Fichten- und Kiefernbestandes ist.

Hieraus folgt 1. daß die Waldbäume mit gleicher Kalium- und Phosphormenge eine viel größere Jahresproduktion unorganischer Substanz bewirken als die Gewächse des landwirtschaftlichen Betriebes, 2. daß eine Bodenerschöpfung durch den orstlichen Betrieb nicht so leicht zu befürchten steht, sofern der Streuabfall dem

Boden verbleibt, 3. daß ein Forstbetrieb noch auf Böden stattfinden kann, welche aus Mangel an genügendem mineralischem Nährstoffkapital für landwirtschaftliche Zwecke unbenutzbar sind, 4. daß die Bäume durch ihre tiefgehenden Wurzeln Nährstoffe vom Untergrund emporheben und durch das fallende Laub den obersten Bodenschichten zuführen, dieselben also bereichern.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch bezüglich des Bedarfs der Waldbäume an Stickstoff, jedoch bloß dann, wenn die Streu dem Boden belassen wird, da die natürlichen Stickstoffquellen nur hinreichen, um den Bedarf für die Holzerzeugung zu decken, zur Streuerzeugung aber ist die 3—4fache Menge Stickstoff erforderlich wie zu jener des Holzes.

Interessant ist die Thatsache, auf welche zwar schon Liebig hingewiesen hat, die jedoch erst durch die neueren Untersuchungen, namentlich von Ebermayer, festgestellt worden ist, daß nämlich die verschiedenen Holzarten auf den für sie geeigneten Standorten unter sonst gleichen Verhältnissen durchschnittlich jährlich nahezu gleich große Mengen Trockensubstanz produzieren; die große Verschiedenheit im Ertrag nach Kubikmetern der Masse auf gleichen Standorten zwischen den einzelnen Holzarten rührt hauptsächlich von den Unterschieden der spezifischen Gewichte her.

Die Naturkräfte, welche sich am Assimilations- und Wachstumsprozeß der Pflanzen beteiligen, bewirken für sich allein noch keine Produktion im wirtschaftlichen Sinn, es geschieht dies erst durch den Aufwand menschlicher Arbeitskraft, welche auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gerichtet ist.

Wie oben bereits bemerkt, ist die Forstwirtschaft im allgemeinen dadurch charakterisiert, daß sie nur geringe Anforderungen an Arbeitskräfte stellt, aber der Grad des Arbeitsaufwandes ist ein sehr verschiedener, je nachdem sich die Betriebsarten mehr der rohen, primitiven Okkupation nähern oder den intensiveren Formen angehören.

Eine Darstellung des Arbeitsaufwandes für Holzhauerlohn, Kulturarbeiten und Wegebauten in den Staatsforsten giebt Danckelmann in seiner Schrift „die deutschen Nutzholzzölle.“ Hiernach wurden ausgegeben pro ha und Jahr in:

Preußen	5.2	Mk.
Sachsen	6.5	„
Elsaß-Lothringen	9.1	„
Württemberg	12.6	„
Baden	13.2	„

Indessen ist der Vergleich dieser Zahlen gegen die in gleicher Höhe des Taglohnes und der Verschiedenartigkeit des Aufwandes in den einzelnen Staaten (Bringungskosten im Gebirge!) nur mit großer Vorsicht möglich. Die Ausgaben pro ha steigen mit der Intensität der Wirtschaft, welche von der Bevölkerungsdichte, Entwicklung der Industrie und Höhe der Holzpreise bedingt wird. So entfielen von den Gesamtausgaben für Forstbetrieb und Verwaltung in Preußen 1880/81 auf den Hektar ertragsfähiger Fläche in Ostpreußen 8.33 Mk., West-

preußen 8,37 Mk., dagegen in Hannover 18.72 Mk., Westfalen 14.30 Mk., Rheinprovinz 16.45 Mk.

Die Schutz- und Verwaltungskosten absorbieren beiläufig $^1/_7$—$^1/_5$, jene für den Betrieb $^1/_4$—$^1/_3$ der Roheinnahme, im ganzen betragen die Ausgaben im Staatsforstbetrieb 40—60% der Bruttoeinnahme.

Die Kapitalformen, deren sich die forstliche Produktion bedient, sind außer dem in Besitz übergegangenen Boden, der hierdurch Kapitalseigenschaft erlangt hat, im wesentlichen folgende: 1. Der Holzvorrat, 2. alle fixen Kapitalien, welche zum Forstbetrieb gehören, wie Dienstgebäude, Holzhöfe, Triftanstalten, sowie das gesamte Wege- und sonstige Transportnetz; 3. die Werkzeuge und Geräte für den Kultur-, Wegebau- und Triftbetrieb, alle sonstigen Mobilien; 4. die in Kapitalsform gedachten Geldmittel, welche für den Lebensunterhalt der Arbeiter und Beamten erforderlich sind; 5. die gleichfalls zum Kapital erhobenen Auslagen für Steuern-, Kreis-, Distrikts- und Gemeinde-Umlagen, also alle auf Grund und Boden haftenden öffentlich rechtlichen Verpflichtungen.

Vergleicht man ganz allgemein die Forstwirtschaft in bezug auf ihren Kapitalsaufwand mit anderen Produktionszweigen, so ergiebt sich, daß sie hinsichtlich der fünf genannten Kapitalformen relativ sehr wenig bedarf; das charakteristischste und bedeutendste Produktionskapital ist der Wert an stehendem Holze, das sog. Holzkapital, welches zunächst nur zur Ansammlung von Holzmasse durch den Zuwachs dient und erst beim Erreichen eines bestimmten Alters planmäßig genutzt werden soll. Seiner Natur nach ist dasselbe zwar ein Produktionsmittel, jedoch nicht in dem Sinne wie die fixen Kapitalien der übrigen Wirtschaften, da sich auch die jüngeren Bestände, falls es dem Besitzer gefallen sollte, verwerten und in umlaufendes Kapital verwandeln lassen. Indessen ist zu beachten, daß diese Verwertbarkeit bei großen Waldflächen sehr bald auf eine Grenze stößt, indem der Markt allzugroße Mengen nicht konsumieren kann und bei Überführung des letzteren leicht ein Preissturz erfolgt. Hinsichtlich seiner Größe nimmt das Holzkapital proportional der Dauer der Umtriebszeit zu, sobald eine nachhaltige Wirtschaft mit jährlich gleichen Erträgen Wirtschaftsziel ist. Für Hochwaldungen mit längeren Umtrieben erreicht dieses Kapital beträchtliche Werte, und daher sind solche Betriebsarten als sehr kapitalsintensiv zu bezeichnen.

Bei einer wissenschaftlich exakten Berechnung des finanziellen Effektes der Forstwissenschaft müssen die Zinsen sämtlicher vorhin erwähnter Kapitalien mit in Betracht gezogen werden. Thatsächlich geschieht dieses jedoch bei der im Haushalt des Staates (mit Ausnahme von Sachsen) und bei Korporationen üblichen Berechnungsweise nicht, indem hier nur die effectiven Einnahmen und Barausgaben bilanziert werden, während sowohl das Bodenkapital als das Vorratskapital außer Betracht bleibt.

Die nach dieser Methode berücksichtigten Kosten absorbieren, wie oben angegeben, bereits 40—60% der Bruttoeinnahmen, so daß die Bodenrente meist nur sehr klein oder gar Null wird, wenn auch noch die Zinsen des Holzkapitals in Abzug kommen.

Die budgetmäßigen Reinerträge der Domänen und Forsten haben im deutschen Reich 1882: 218319313 Mk. betragen, auf die Forsten allein trafen im Jahre 1881 in Preußen: 25528684, Bayern 13655900, Sachsen 6915589 Mk., auf den Hektar Waldfläche entfallen mithin im gleichen Jahre in Preußen: 9.61, Bayern 16.31, Sachsen 41.11 Mk.

Die Waldrente setzt sich zusammen aus dem Erlös für die Verwertung sehr verschiedenartiger Produkte. Das wichtigste derselben ist das Holz, der Forstmann nennt dessen Gewinnung daher die Hauptnutzung. Dieselbe tritt in zwei Hauptformen auf, als Brennholz und als Nutzholz. In früherer Zeit hat ersteres den größten Teil der Einnahmen geliefert, jetzt ist durch die Konkurrenz der Steinkohlen der Brennholzbedarf außerordentlich gesunken und deshalb das Hauptbestreben der Forstwirtschaft auf die Erziehung von Nutzholz und die Ausnutzung der alten Bestände in diesem Sinne gerichtet, welche durch die enorme Steigerung der industriellen und Handelsthätigkeit auf das beste unterstützt wird.

Immerhin beträgt die Nutzholzausbeute zur Zeit immer erst nur 30—40% des Einschlages, blos das Königreich Sachsen mit besonders günstigen Absatzverhältnissen erzielt 70—80%. In Bayern war z. B. im Budget für die Finanzperiode 1882/84 vorgesehen, daß 34% Nutzholz und 65% Brennhalz entfallen würden, trotzdem war der Erlös aus ersterem auf 10889700 Mk., aus letzterem auf 10776400 Mk. veranschlagt. Dieses Preisverhältnis beweist am schlagendsten, wie berechtigt das Streben nach einer Steigerung der Nutzholzausbeute ist.

Nächst dem Holz liefert der Wald noch verschiedene Güter, welche zum Teil Bestandteile der Bäume waren, wie Gerberrinde, Früchte, Laub- und Nadelstreu, grüne Aststreu, Harz, Theer, teils neben und unter den Bäumen erwachsen, wie Moos und Unkräuterstreu, Schwämme, Beeren, Gras, teils auch Bestandteile des Bodens sind, z. B. Steine, Erdarten (Thon und Mergel), Torf ꝛc. Alle diese Erzeugnisse oder nutzbaren Stoffe betrachtet man als Nebenprodukte der Forstwirtschaft und nennt ihre Gewinnung Nebennutzung. Im allgemeinen gilt bei ihrer Gewinnung der Grundsatz, daß durch sie die Nachhaltigkeit der Holzproduktion nicht gestört werden darf, was bei schonungsloser Ausdehnung wenigstens einzelner derselben der Fall ist.

Verschiedene Nebennutzungen, wie die Gewinnung der Waldbeeren und Pilze, haben lokal eine sehr hohe Bedeutung wegen der bedeutenden Einnahmen, welche durch sie von der Bevölkerung erzielt werden, während die Erträgnisse im großen Forsthaushalt ziemlich unbedeutend sind. Spezielle Erhebungen haben z. B. ergeben, daß für die Blaubeeren, welche aus der Oberförsterei Eggesin (Pommern) entnommen wurden, die Händler an Ort und Stelle jährlich zwischen 70000 und 130000 Mk. zahlen.

Außer den Haupt- und Nebennutzungen liefert der Wald noch nutzbare Produkte und folglich auch Einnahmen durch die Tierwelt, welche er beherbergt, und deren Erlegung Gegenstand der Jagd ist.

Das Verhältnis, in welchem die verschiedenen Nutzungen an der Waldrente partizipieren, ergiebt sich am besten durch die Erträge, welche im Budget der

preußischen Staatsverwaltung für das Etatsjahr 1888/89 vorgesehen sind. Hiernach sollen betragen die Einnahmen für:

Holz	52 000 000 Mk.
Nebennutzungen	4 147 000 „
Jagd	341 000 „

größere Torfgräbereien 291 000 Mk.

Eberswalde. Schwappach.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

I.

Seife und ihre chemische Zusammensetzung.

Die Seifenfabrikation, welche zu den interessantesten Industriezweigen gezählt wird, ist in den letzten zehn Jahren aus dem engen Rahmen des Kleingewerbes herausgegangen und in den Rang der Großindustrie eingetreten.

Die Veranlassung hierzu gaben mancherlei einheimische Fortschritte, namentlich auf chemischem Gebiete die Soda-, Pottasche-, Farben- und ätherische Öl-Industrie, ferner die maschinellen Einrichtungen und Erfindungen, wie Seifenschneidemaschinen ꝛc., die Benutzung des Dampfes und endlich die Einführung ausländischer Öle und Fette, wie Palmöl, Kokosöl, Palmkernöl ꝛc., die teils als fertige Produkte und teils als Nüsse aus Deutsch-Afrika nach Deutschland gebracht und zu Öl verarbeitet werden.

Justus Liebig sagt in seinen chemischen Unterrichtsbriefen: „An dem Verbrauch von Seife erkennt man die Kultur und den Wohlstand des Staates", und wollte man nach diesem Ausspruche urteilen, so würde derjenige Staat der kultivierteste resp. wohlhabendste sein, in welchem verhältnismäßig am meisten Seife verbraucht wird.

Der Verbrauch an Seife ist aber gegenwärtig ein ganz enormer geworden, und es dürfte daher für die Industriellen und namentlich für die Textilfabrikanten von einigem Interesse sein, die chemischen Prozesse kennen zu lernen, welche in der Seifenfabrikation stattfinden.

Der berühmte Chemiker Chevreul war es, welcher durch seine verschiedenen Untersuchungen vollkommene Klarheit über diesen Gegenstand brachte. Er war es auch, welcher über die bei der Verseifung stattfindenden Vorgänge die nötigen Aufschlüsse gab.

Alle Öle und Fette, so verschieden sie auch in ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften sein mögen, zeigen in ihrer Zusammensetzung eine gewisse Übereinstimmung, indem jedes Fett aus einer Verbindung eines Körpers, welcher den Namen Glycerin (Ölsüß) erhalten hat, und aus mehreren Säuren (Fettsäuren) besteht. Demnach werden die Fette als Salze resp. als eine Verbindung einer Basis, hier Glycerin, mit anderen Säuren oder Fettsäuren bezeichnet.

Das Glycyloxyd, oder die Verbindung des Glycerins mit Wasser, besitzt aber solche Eigenschaften, welche wir in der Gruppe der sogenannten Alkohole mit Säuren als zusammengesetzte Äther bezeichnen; so können die Fette auch mit Rücksicht auf die chemische Zusammensetzung der Fette als zusammengesetzte Äther angesetzt werden, eine Bezeichnung, welche mit jener, nach welcher wir die Fette mit dem Namen „Salze" belegen, gleichwertig ist.

Die Verseifung der Öle und Fette bewirkt eine Ausscheidung des Glycerins, resp. Trennung desselben von den Fettsäuren; gleichzeitig aber erfolgt auch eine Spaltung der die Verseifung bewirkenden Alkalien in reines Alkali und Wasser.

Der Moment der Trennung beider Verbindungsgruppen ist aber auch derjenige, in welchem die Verbindungen entstehen; die fetten Säuren vereinigen sich mit dem Alkali zu einer Verbindung, welche wir als Salze im wahren Sinne des Worts bezeichnen müssen und daher fettsaure Alkalien oder Seife benennen.

Eine mit Pottaschlauge gesottene Seife (Pottaschseife, Schmierseife) würde demnach „fettsaures Kali" sein, während eine aus Soda gesottene Seife (Riegelseife) „fettsaures Natron" ist.

Vor der Verseifung ist im Kessel:

Fett.	Alkali.
Dieses besteht aus:	
Glycyloxyd und Fettsäuren.	Alkali und Wasser.

Bei der Verseifung wird gebildet:

Alkali und Fettsäuren,	Glycyloxyd und Wasser,
Seife.	Glycerin.

Aus diesem chemischen Prozeß ersieht man, daß das Fett bei der Verseifung sein Glycyloxyd gegen Alkali umtauscht und dadurch Seife bildet, während das vorher mit Alkali verbunden gewesene Wasser mit dem Glycyloxyd sich zu Glycerin vereinigt; es wird also als Hauptprodukt Seife erhalten, während sich Glycerin als Nebenprodukt bildet.

Obgleich für die Seifenfabrikanten nur die Alkali-Fettsäurenverbindungen wirkliche Bedeutung haben, so können wir doch hierbei nicht ganz unerwähnt lassen, daß die chemischen Verbindungen der Glycyloxyde mit den Fettsäuren nicht bloß durch die Wirkung von Alkalien und anderen Metalloxyden zerlegbar sind, sondern daß auch Schwefelalkalien, verschiedene Säuren und überhitzter Wasserdampf die Eigenschaften besitzen, die Fette zu zerlegen, wie es bei der Fabrikation der Stearinsäure geschieht.

Der Ausdruck „Verseifung mit Säure oder überhitztem Dampf" ist demnach nicht ganz unrichtig. Es soll hiermit aber keineswegs gesagt sein, daß die Verseifung der Fette in dem Sinne zu verstehen ist, wie sie in der Seifenfabrikation allgemein üblich ist, denn das Fett, oder mit anderen Worten, fettsaures Glycyloxyd wird unter der Einwirkung überhitzten Wasserdampfes in Fettsäurehydrate, gleichbedeutend Fettsäuren und Wasser, und in Glycerin, gleich Glycyloxyd und Wasser umgewandelt.

Wenn das Fett anstatt mit Ätzalkalien mit kohlensauren Alkalien, also mit Soda- oder Pottaschlösung behandelt wird, so findet keine Verseifung, resp. keine Zerlegung der Neutralfette, wie oben beschrieben, statt, sondern es entsteht nur eine Emulsion, eine trübe, milchige Flüssigkeit, oder, mit anderen Worten, das Fett zerteilt sich in der Lösung und schwimmt auf der Oberfläche derselben.

Es bestehen demnach die Neutralfette aus Fettsäuren und Glycyloxyd, wenn hingegen, wie bereits erwähnt, Ätzalkalien, Fett und Wasser unter geeigneten Verhältnissen in Berührung kommen, so werden die Fette von dem Alkali disponiert, um sich in beide Bestandteile zu spalten und auf drei Äquivalente sechs Äquivalente Wasser aufzunehmen.

Drei Äquivalente Wasser gehen in die Zusammensetzung der Fettsäuren über, welche sich mit dem Alkali zu Seife verbinden, während drei Äquivalente mit dem Ätherradikal (Glycyloxyd) Glycerin bilden. Kohlensaure Alkalien bewirken, wie bereits bemerkt, unter denselben Bedingungen diese Spaltung der Fette nicht.

Obgleich, wie oben erwähnt, die Zerlegung der Fette leicht vor sich geht, bietet doch die große Verschiedenheit der spezifischen Gewichte von Lauge oder Fett, welches immer auf der Lauge schwimmt, eine gewisse Schwierigkeit, beide Körper in größeren Mengen so miteinander in Berührung zu bringen, daß die gewünschte Einwirkung erfolgen kann.

Man muß daher das Fett durch Erwärmen, resp. Sieden und durch Rühren in möglichst kleine Tröpfchen zu verwandeln suchen, um der Ätzlauge eine große Angriffsfläche darzubieten, oder mit anderen Worten, man muß das Fett mit der Lauge verbinden.

Es entsteht durch diese Operation eine gewisse Menge Seife, welche weder in Fett noch in der Lauge löslich ist und der Mischung ein rahmartiges Ansehen (Emulsion) erteilt. Jemehr Fett verseift wird, um so schwächer wird die Lauge, bis sie schließlich die Fähigkeit erlangt, die Seife aufzulösen und den Seifenleim zu bilden.

Der Seifenleim vermag nun erhebliche Mengen Fett zu lösen, sodaß mit seiner Bildung die Schwierigkeit überwunden ist, welche die verschiedenen spezifischen Gewichte von Fett und Ätzlauge der anfänglichen Einwirkung entgegensetzen.

Da nicht in allen Seifenfabriken mechanische Vorrichtungen vorhanden waren, welche das Zusammenrühren der Lauge und des Fettes im großen bewirkten, so lag es nahe, daß nach praktischen Mitteln gesucht wurde, welche die Rahmbildung ohne erheblichen Aufwand menschlicher Kräfte erleichterten.

Man hat diesen Zweck teils durch Zugießen von kohlensäurereichen Ätzlaugen, teils durch Zufügen aufgelöster Seifenreste zu erreichen gesucht. In der That besitzt eine Lösung von kohlensaurem Alkali die Eigenschaft, mit Fett zusammengerührt eine Emulsion zu bilden, in welcher dasselbe sich scheinbar in derselben Zerteilung vorfindet, welche dem Einwirken der Ätzlaugen günstig ist. Es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß mit dem kohlensauren Alkali ein Körper hinzugefügt wird, der direkt an der Verseifung keinen Anteil nimmt, und es entsteht die Frage, ob dasselbe mehr, als zur Emulsionbildung etwa erforderlich, zugesetzt, im weiteren Verlaufe des Siedens nicht Nachteile bereitet, welche den vorangegangenen Nutzen reichlich aufwiegen. Eine Auflösung von Seifenresten mit dem erwähnten Fett zusammengerührt, dann die Ätzlauge zugesetzt, giebt auch eine Emulsion, ohne daß man nötig hat, einen fremden Körper hinzuzufügen und zwar auf folgende Weise:

Man rührt das bis auf 80° R. erwärmte Fett mit kalter starker Lauge oder mit schwach erwärmter Lauge allmählich zusammen, bis die Temperatur auf ca. 30° R. gesunken ist, oder man läßt die Mischung mehrere Stunden oder über Nacht stehen, so erhält man nach dem Erwärmen Seifenleim und man erspart Zeit und Feuerung.

Jedenfalls befindet sich hierbei das Fett in der für die Einwirkung der Ätzlaugen günstigsten Verteilung und Form, weil die Verseifung ohne Sieden von statten geht. Erhitzt man jedoch zum Sieden, bevor das Alkali der Lauge gebunden ist, also unmittelbar nach dem Zusammenmischen, so wird der körnige Zustand der Körper, welcher die gegenseitige Einwirkung so sehr begünstigt, wieder aufgehoben.

Die Seifenhüllen, welche die einzelnen Fettkügelchen umkleiden, verlieren ihre gallertartige Beschaffenheit, dehnen sich aus, fließen zu einer dicken Seifenmasse zusammen und geben die Fettkügelchen frei, welche, ihrerseits auch dünnflüssiger geworden, ebenfalls zusammenfließen. Durch Rühren und Sieden wird, wie bereits bemerkt, die frühere Verteilung dann nur unvollkommen wieder hergestellt.

Diese Methode stützt sich auf diejenige, welche man bei den sogenannten kaltgerührten Seifen anwendet.

Das Kokosnußöl, aus Laurin-, Myristin-, Elaïnsäure und dem Glycylorqd zusammengesetzt, macht insofern von den übrigen Fettkörpern eine Ausnahme, als es von schwachen Laugen garnicht angegriffen, dagegen von konzentrierten (starken) Laugen sehr schnell und leicht verseift wird. Die gebildete Seife ist ferner entgegengesetzt den übrigen Seifen in Ätzlaugen, in starken Lösungen von Soda, Pottasche, Salz ꝛc. löslich. Diese Eigenschaften übertragen sich auch auf andere Fette, welche mit Kokosnußöl gemischt werden, wie wir später finden werden.

Dem Kokosnußöl ist das Palmkernöl in seinen Eigenschaften sehr nahe verwandt.

Diese Eigenschaften genannter Öle hat man in der Praxis vielfach auszubeuten versucht; natürlich unter Berücksichtigung lokaler Verhältnisse, weshalb auch nicht jedes Seifenrezept für alle Gegenden gleich lukrativ sein kann.

Reiner Talg oder Palmöl, mit Kokosöl zusammen mit guten Laugen verseift, wird immer bei guter Qualität die größte Ausbeute liefern, während beim Arbeiten mit gesottenem Kern das Glycerin des Fettansatzes verloren geht und mehr Arbeit verursacht.

In Deutschland wenig im Gebrauch ist die Methode, das Kokosöl mit dem Talg oder Palmöl zusammenzuschmelzen, mit der erfoderlichen Menge reiner Ätzlauge von 20—21° R. zu einer Emulsion zu verbinden und bei einer Temperatur von 40° R. zugedeckt der Einwirkung mehrere Stunden zu überlassen.

Für große Sude verlangt diese Methode mechanische Rührvorrichtungen, welche bei kleinen entbehrlich sind. Der Nutzen dieser Methode gipfelt in der Ausbeute und dem Ersparen an Feuer und Zeit. Selbstverständlich ist das Fabrikat sehr weiß, weil es nur kurze Zeit zu sieden braucht.

Wie wir aus vorstehendem ersehen, sind unsere aus harten Fetten und Ätznatronlaugen fabrizierten Seifen demnach als fettsaures Natron zu betrachten, während die Schmierseifen ein Gemenge von Öl und Ätzkali bilden, von weicher Beschaffenheit sind und große Mengen von Wasser und Füllstoffen aufzunehmen vermögen.

Im reinen, das heißt im ungefüllten Zustande sind die Kali- oder Schmierseifen von butterartiger Konsistenz und ziehen, selbst wenn sie zu einer festen Masse ausgetrocknet und dann der Luft ausgesetzt werden, wieder Feuchtigkeit an. Bei den Natron- oder Riegelseifen ist ganz das Gegenteil der Fall; denn diese trocknen an der Luft aus, und das ursprüngliche Gewicht wird weniger.

Alle Handelsseifen, also alle alkalischen Seifen lösen sich in Weingeist und in heißem Wasser, ohne zersetzt zu werden; die Lösung bildet nach dem Erkalten eine gallertartige, opalisierende Masse; die Schmierseifen lösen sich schnell und leicht im Wasser, während Riegelseifen schwerer löslich sind.

Chevreul hat gefunden, daß, wenn man 1 Tl. Schmierseife in 5000 Tln. kaltem Wasser löst, sich saures stearinsaures Kali in perlmutterglänzenden Kristallen abscheidet und Kalihydrat in dem Wasser gelöst bleibt, während, wenn man weniger Wasser anwendet, sich ein Gemisch von saurem stearinsaurem Kali abscheidet und ein Viertel des Kalis gelöst bleibt.

Die Fettsäuren haben eine entschieden größere Verwandtschaft zum Natron als zum Kali, was aus nachstehender Erscheinung hervorgeht.

Wenn man nämlich zu einer Kaliseife gereinigtes Chlornatrium (Kochsalz) bringt, eventuell die Seife damit aussalzt, so findet ein Austausch der Bestandteile statt; es verbinden sich nämlich die Fettsäuren mit dem Natron zu Natronseife, während das Kali mit dem Chlor eine neue Verbindung (Chlorkalium) eingeht. Auf diese Weise ist Jahrhunderte lang die frühere Aschenkernseife durch Aussalzen in Natronseife umgewandelt worden.

Hierbei findet folgender chemischer Prozeß statt: Kaliseife-fettsaures Kali und Kochsalz-Chlornatrium verwandelt sich in Natronseife-fettsaures Natron und Chlorkalium.

Je nach Art der angewandten Fettkörper finden sich in der Seife Stearinsäure, Palmitinsäure, Margarinsäure und Elaïnsäure.

Die festen Säuren, wie Stearinsäure rc. sind im reinen Zustande blendend weiß, krystallinisch und von perlmutterartigem Ansehen, mit einem Schmelzpunkte von 59 bis 60°.

Aus dieser, den festen Teil der festen Fette, wie Talg ausmachenden Säure werden bekanntlich die Stearinsäurekerzen oder kurzweg Stearinkerzen dargestellt. Der flüssige Teil, die Elaïnsäure oder Elaïn auch Oleïn, ist der Hauptbestandteil der weichen Fette und Öle.

Wir bemerkten bereits, daß sich die alkalischen Seifen ohne Zersetzung in nicht zu großer Menge heißen Wassers auflösen, und fügen noch hinzu, daß dies Verhalten der Seife zum Wasser für die Seifenfabrikation sowohl als auch für die Textilindustrie von größter Wichtigkeit ist, was wir in besonderer Abhandlung näher ausführen werden.

Werden sehr große Mengen Wasser angewendet, so wird die Seife zerlegt und zwar in der Weise, daß etwas freies Alkali entsteht, was man bei sogenannten geschliffenen Seifen bemerken kann.

Bei dem hier statthabenden Vorgange ist die Menge des Wassers von Einfluß; denn bei Anwendung von wenig Wasser scheidet sich ein Gemenge von zweifach fettsaurem und einfach fettsaurem Alkali ab, und die Flüssigkeit enthält eine geringe Menge Alkali gelöst, während bei

Gegenwart von sehr viel Wasser die Seife derart zerlegt wird, daß zweifach fettsaures Alkali als ein unlöslicher Körper abgeschieden wird und freies Alkali gelöst bleibt.

Beim Zusammenbringen von Seife und Wasser wird demnach in allen Fällen freies und ätzendes Alkali gebildet; letzteres hat aber die Eigenschaft, organische Stoffe leicht zu zerstören und sich mit freien Säuren zu verbinden.

Die der Wäsche oder der Haut anhaftenden Unreinigkeiten bestehen aber meist aus organischen Stoffen, als Staub ꝛc. oder aus freien Säuren (Schweiß); die reinigende Wirkung der Seife beruht auf der Bildung von ätzendem Alkali; das Gefühl der Schlüpfrigkeit, welches man auf der Haut empfindet, wird durch die Zerstörung der Oberhaut durch das Alkali bedingt.

Wenn das Wasser, worin die Seife aufgelöst werden soll, nicht vollkommen rein ist, so üben die in demselben enthaltenen Stoffe einen wesentlichen Einfluß auf die Seife aus; hartes Wasser z. B., d. h. solches, welches Kalk gelöst enthält, verwandelt die Seife in ein Gerinnsel. Es bildet sich nämlich fettsaurer Kalk, eine Kalkseife, die im Wasser unlöslich ist. Kochsalz, welches dem Wasser in einer gewissen Menge zugesetzt ist, wirkt der Auflösung der Seife energisch entgegen.

Auch konzentrierte Ätzlaugen besitzen die Eigenschaft, die Seifen aus ihren Lösungen auszuscheiden, von welcher Eigenschaft auch in der Praxis vielfach Gebrauch gemacht wird. Die Löslichkeit oder Unlöslichkeit einer Seife ist übrigens auch von der Art der Fettsäuren, welche sie enthält, abhängig, so ist z. B. eine Kokosseife in Salzlösungen noch vollkommen auflösbar, in welchen andere Seifen ganz unlösbar sind.

Wie wir bereits mitteilten, verseifen sich die Fette mit ätzenden Alkalien sehr leicht, eventuell findet eine wirkliche Zerlegung statt, während kohlensaure Alkalien, als Soda- und Pottaschlösungen und Ammoniak (Salmiakgeist), nur die oben erwähnte Emulsion bilden oder, mit anderen Worten, eine trübe milchige Flüssigkeit erzeugen. Dies ist indessen nur eine mechanische Verbindung, welche sich nach einiger Zeit ruhigen Stehens von selbst wieder trennt und das verteilte Fett an der Oberfläche wieder ansammeln läßt.

Die Fettsäuren, wie Elaïnsäure, Palmölfettsäure, Olivenölfettsäure ꝛc. bilden gewissermaßen eine Ausnahme, denn diese gehen vermöge ihrer Eigenschaften einen wirklichen Verband mit den kohlensauren Laugen ein.

Leicht verseifbare, sogenannte wassersüchtige Fette, wie Kokosöl, Palmkernöl ꝛc. verbinden sich mit konzentrierten Ätzlaugen selbst bei mäßiger Temperatur sehr schnell, während wieder andere Fettarten unter Wärmeanwendung sich mit mittelmäßig starken Ätzlaugen verseifen und andere Fettarten sich bei der hohen Temperatur der Siedehitze erst verbinden.

Nach diesen verschiedenen Wirkungen und Einflüssen läßt sich die Verseifung der Fettkörper in drei verschiedene Arten einteilen und zwar in den Verseifungsprozeß auf kaltem Wege, auf halbwarmem und auf warmem Wege.

Um nun auf die Marmorierung der Seifen zu kommen, auf welche bekanntlich bei einzelnen Sorten ein großer Wert gelegt wird, ja wodurch gewissermaßen für die Seife ihr Handelswert bedingt wird, so wollen wir erwähnen, daß manche Seifenfabrikanten und viele Textilfabrikanten den Marmor mit dem Namen „Fluß“ belegen, dies ist aber falsch.

Die Marmorierung beruht auf physikalischen Gesetzen und kann durch Wärme und Konzentration der Seifenmasse nach dem Willen des Seifensieders geregelt werden.

Zum Schluß dürfen wir das allgemein übliche Füllen der Seifen mit Wasserglas ꝛc., worin viele Fabrikanten Meister sind, nicht unerwähnt lassen. — Es würde dies Anlaß zu einer besonderen Besprechung über „Verfälschung der Seifen“ bieten.

II.

Ueber Kognak-Erzeugung und -Handel.

Die große Bedeutung sowohl der Kognak-Herstellung wie des Handels mit Kognak in Deutschland, der Umfang, den die damit im Zusammenhang stehenden Industrie- und Geschäftszweige immer mehr annehmen, wie andererseits die Erhöhung der Zölle für ausländische Spiri-

tuosen auf 120 und 180 Mark per 100 Kilo geben uns Veranlassung, eine aufklärende Besprechung über den „Kognak“ unserer Rundschau einzureihen. Unsere Besprechung geht vom deutschen Standpunkt aus und schließt sich den sachlichen Ausführungen verschiedener Fachblätter[1]) an. Dieselbe erscheint uns um so zeitgemäßer, als über „Kognak“ bei dem konsumierenden Publikum meist irrige Anschauungen verbreitet sind.

Der Kognak, **Aqua vitae** der Römer, **eau de vie** „Lebenswasser“ — einer der verbreitetsten Liköre, führt seinen Namen nach der kleinen Stadt Kognak im gleichnamigen Arrondissement, im Departement „Charente.“ In der Stadt selbst, welche nur wenige Brennereien besitzt, wird allerdings am wenigsten Kognak hergestellt. Dagegen befinden sich im Departement Charente eine große Anzahl von Brennereien, die ihre Erzeugnisse durch Vermischung der Zwischenhändler in Kognak in den Verkehr bringen, sodaß dieser Ort thatsächlich den Mittelpunkt des französischen Kognakhandels bildet und sich so die Anwendung des Ortsnamens zur Bezeichnung des Likörs erklärt. —

Die vier bekannten Qualitäten des Kognaks: „**fine champagne**“ — „**petite champagne**“ — „**Borderies** oder **fins bois**“ und „Zweiholzsorten“ verdanken ihre Bezeichnungen folgenden Umständen. —

Der edelste Kognak wird als Likörzusatz für die feinsten Champagnersorten verwendet, daher „**fine champagne**“; während eine etwas geringere Sorte „**petite champagne**“ heißt. Der Herstellungsbezirk dieser ausgezeichnetsten Sorten ist auf einen sehr geringen Flächenraum beschränkt. Die dritte Sorte „**fins bois**“ auf deutsch „Feinholz“ führt diese Bezeichnung aus dem Grunde, weil die Destillate gern einem längeren Lagern im Fasse von vorzüglichstem Holz behufs eines harmonischen Ausbaues unterzogen werden. — Die vierte Stufe endlich nehmen die „Zweiholzsorten“ ein, für welche schon Lagerfässer geringerer Qualität verwendet werden.

Dieses wären die vier Qualitäten jenes beliebten Destillats, welche allein auf den Namen „Kognak“ Anspruch erheben dürften. Deren Herstellungsgebiet ist ein sehr kleines, und es muß sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob es möglich ist, auf einem so kleinen Flächenraum, wie ihn das Arrondissement von Kognak bietet, die ungeheure Menge von Kognak zu erzeugen, die der Konsum der Welt nun einmal erfordert. Die Statistik beantwortet diese Frage mit einem absoluten: „Nein!“ —

Wie allgemein bekannt, hat die Reblaus dem blühenden Weinbau Frankreichs ungeheuren Schaden zugefügt, und es sind die Verheerungen großer Bezirke von Weinanpflanzungen auch für die Kognak-Fabrikation der Charente verhängnisvoll geworden. Nach Zahlenzusammenstellungen aus dem Berichte der „**Commission supérieure du Phylloxera,**“ Zahlen, deren Zuverlässigkeit außer Zweifel steht, hatte die obere Charente vor dem Erscheinen der Reblaus 117 205 **ha** ertragsfähiger Weinberge; von diesen sind gänzlich verwüstet 16 696 **ha**, der Verwüstung nahe 39 173 **ha**, zusammen 54 869 **ha**. Demnach ist fast die Hälfte des früheren Bestandes ertragsunfähig geworden. Ganz ähnlich sieht es in der **Charente inférieure** aus, in welcher von seiner Zeit 168 945 **ha** ertragsfähiger Weinberge 31 351 **ha** gänzlich verwüstet sind, nahe der Verwüstung 50 137 **ha**, also zusammen fast 81 588 **ha** ertragsunfähig. —

Trotz dieser Verheerungen und der durch dieselben ganz bedeutend verminderten Ertragsfähigkeit der Weinberge hält nun Frankreich dieselbe Massenausfuhr von Kognak aufrecht wie in den glänzendsten Jahren vor den Phylloxera-Verwüstungen. Dies ist eine allseitig anerkannte Thatsache, welche die weitere Frage nahelegt, mit welchen Mitteln ein solches Resultat ermöglicht werden kann. Die Antwort lautet: man läßt auch die aus den Weinrückständen, Trestern gewonnenen Destillate, nachdem man ihnen durch Färben mit gebranntem Zucker das Aussehen bester, echter Marken und alter Jahrgänge gegeben, als echte Qualitäten in den Handel gelangen und versendet sogar künstliche Fabrikate, deren einzelne Bestandteile mit den Erzeugnissen aus dem Weinstock der Charente nie in Berührung gekommen sind, als französischen Kognak unter Bezeichnung der echten Qualitäten. Daß diese Angaben auf voller Wahrheit beruhen, bestätigt ein offizieller Bericht des amerikanischen Konsuls zu La Rochelle an seine Regierung, in welchem

[1]) Insbesondere Mitteilungen der „Deutschen Destillateur-Zeitung“, Bunzlau.

es heißt: „Nach meiner Ansicht hat die Herstellung von unverfälschtem Kognak aus Weißwein in Frankreich infolge des Mißratens der Weinernte so gut wie aufgehört und wird der große Teil des als Kognak verkauften Artikels aus Sprit hergestellt." Zum Schluß des Berichtes heißt es wörtlich: „Es wäre nicht nur angebracht, sondern auch geradezu geboten, die Einfuhr von französischem Kognak in die Vereinigten Staaten aus sanitären Gründen zu verbieten, da die Verfälschung von Kognak zu einer fast ausnahmslos befolgten Praxis geworden ist." —

Gegenüber dieser, von vielen Seiten bestätigten und mehr und mehr bekannt gewordenen Sachlage ist es Pflicht einer ihrer Aufgabe bewußten Presse, aufklärend zu wirken, und eine Reihe angesehener, deutscher Organe hat diese Angelegenheit auch schon mehrfach in den Bereich ihrer Besprechungen gezogen. Wir halten es für ein Verdienst um die wirtschaftliche Wohlfahrt der Nation, wenn die Presse durch Belehrung und Aufklärung dahin strebt, in solchen Fällen auch den deutschen Erzeugnissen die verdiente Anerkennung und damit der Thätigkeit tüchtiger Gewerbetreibender den ihr zukommenden Lohn zu verschaffen. So äußert die „Kölnische Zeitung" in einem Bericht vom 18. August 1881 über Spriteinfuhr folgendes:

„Es ist offenkundig, daß ungeheure Mengen deutschen Sprits nach den Mittelpunkten des französischen Kognakhandels, nach Bordeaux und Kognak wandern und dort verschnitten werden, um alsdann als „echter Kognak" ins Ausland (also auch zum großen Teil nach Deutschland) zu wandern. Der Deutsche, der Kognak aus Frankreich bezieht, hat also die Hin- und Rückfracht sowie den deutschen Eingangszoll von M. 48 (jetzt M. 92 per 100 Liter) für den deutschen Sprit zu zahlen, der sich in dem eingeführten Kognak befindet." — Weiter berichtet die „offizielle Ausstellungs-Zeitung für Spiritus-Industrie," Berlin vom 20. Februar 1882:

„Wir dürfen nicht blindlings vertrauen, einen naturreinen Kognak zu erhalten nur deshalb, weil er aus Frankreich kommt. Liegt nicht vielmehr nach den angeführten Zahlen die Vermutung nahe, daß unser Sprit, nachdem er in Kognak präpariert, wieder die Reise in seine Heimat antritt, um den Deutschen nicht als Sprit, sondern als Kognak mit hochklingendem Namen, fine champagne oder dergl. sehr teuer berechnet zu werden. Von dieser Tributpflicht können wir uns lossagen, da „die Export-Kompagnie für deutschen Kognak, Köln a. Rhein" ein Produkt hergestellt, das nach den uns vorliegenden, wissenschaftlichen Urteilen alle Eigenschaften des importierten, unverfälschten, französischen Kognaks bei wesentlich billigeren Preisen besitzt." —

Die „Deutsche Destillateur-Zeitung" sagt: „Der Export-Kompagnie für deutschen Kognak in Köln muß bedingungslos das Verdienst zugesprochen werden, auf dem Gebiet der Kognak-Herstellung und des Kognakhandels bahnbrechend gewirkt zu haben, indem sie die Vorurteile gegen deutsche Erzeugnisse bekämpfte. Ihre Qualitäten haben sich zu einer Marke ersten Ranges emporgeschwungen, die überall verlangt wird. Eine stattliche Anzahl der hervorragendsten Vertreter im In- und Auslande, sowie in den überseeischen Ländern vermitteln den Verkehr mit den Grossisten. Wir hatten schon früher Veranlassung, auf die kommerzielle Bedeutung dieser Firma hinzuweisen, und schrieben in unserer Nummer 8 vom 22. Februar 1883 u. a.: Wer, wie wir, die Export-Kompagnie für deutschen Kognak seit Jahren mit Argusaugen beobachtet, der wird sagen, daß die Kompagnie ein Segen des ganzen neuen Industriezweiges geworden ist. Fern von jener aufdringlichen Reklame, welche den Privatmann im Mittagschlafe stört, hat die Kölner Kompagnie es doch verstanden, in weitesten Kreisen das Interesse für deutschen Kognak zu erwecken. Namentlich das Verdienst ist unbestreitbar, im Ausland für das neue Produkt gewirkt zu haben. In letzterer Richtung ist es gewiß ein nicht gewöhnlicher Erfolg, wenn die englische „Chemiker- und Droguisten-Zeitung" (Chemist und Druggist) Veranlassung nimmt, auf das deutsche Erzeugnis aufmerksam zu machen und die Engländer auffordert, die vom Aberglauben getragene Tributpflicht an Frankreich endlich aufzugeben." —

Nach diesen Äußerungen verschiedener berufener Organe glauben wir zur weiteren Erläuterung unserer Ausführungen auch die Aussprüche einiger anderer Fachzeitschriften über die erwähnte Kompagnie, sowie einzelne Gutachten der hervorragendsten Analytiker auf dem Gebiete der Spirituosenbranche unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen. Z. B. schreibt die „Weinzeitung" in Nummer 30 vom 19. April 1884:

„Aus einem uns vorliegenden Briefe eines hervorragenden Chemikers, Professor einer Universität, entnehmen wir die Mitteilung, daß die Produkte der Export-Kompagnie für deutschen Kognak, Köln, ohne deren Hinzuthun seitens des Reichsgesundheitsamtes untersucht und als sehr gut befunden worden sind.

Ferner schreibt die Zeitschrift „Die Nahrungsmittel“ in Nummer 88, daß sich der Kognak dieser Gesellschaft nach der stattgehabten chemischen Untersuchung von echtem, importiertem Kognak nicht unterschied.“

Aus einer reichlichen Anzahl von vorliegenden Gutachten seien folgende hervorgehoben:

Professor Dr. Wittsteins Chem. Laboratorium, München: „Infolge der schätzbaren Eigenschaften und bei dem im Vergleich zu echtem bei weitem billigeren Preise dürfte vorliegendes Fabrikat der Export-Kompagnie für deutschen Kognak, Köln, sehr wohl geeignet sein, in sehr vielen Fällen, namentlich da, wo Kognak als Zusatz zu Speisen und Getränken dient, den echten Kognak, welcher trotz seines teuren Preises sehr häufig bereits mehr oder weniger ein Kunstprodukt darstellt, mit bestem Erfolge zu ersetzen.“ —

C. Dorried, Staatschemiker der Gesundheitskommission und des Polizeiamtes Christiania (Norwegen): „Obenerwähnter Inhalt des Kognaks der Export-Kompagnie für deutschen Kognak Köln stimmt qualitativ mit dem überein, was in echten französischen Kognaks vorgefunden wird, ebenso sind Geruch und Geschmack übereinstimmend mit französischem Kognak.“

Nach den großen Erfolgen, die von Jahr zu Jahr in steigendem Maße die deutsche Industrie seit Wiederherstellung unseres Reiches errungen hat, erscheint es uns nur natürlich, daß dieselbe auch auf dem Gebiet der Spirituosenbranche mit Frankreich in Wettbewerb tritt und die französische Vorherrschaft in diesem Industriezweig zu brechen sucht. Warum sollen wir bei Verwendung gleich guter Naturprodukte, bei Beobachtung gleicher Sorgfalt in bezug auf die Fabrikation und Behandlung der hergestellten Produkte, bei richtiger Verwertung von in ernstem Streben gewonnener Sachkenntnis und Erfahrung nicht mindestens ebensogute Qualitäten herstellen und in den Verkehr bringen können wie unsere westlichen Nachbarn? — Ein Umschwung in den alten Anschauungen, daß auf diesem Gebiete gutes nur von Frankreich kommen könne, hat sich zum Segen unseres nationalen Handels wie unserer Industrie schon vollzogen, da Konsumenten in Deutschland den deutschen Erzeugnissen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, sobald sie den Anforderungen des verfeinerten Geschmackes entsprechen. Hierzu hat, speziell in bezug auf den heute behandelten Artikel Kognak „die Export-Kompagnie für deutschen Kognak in Köln“ in erster Linie beigetragen. Diesem Umstand, verbunden mit einer nach gesunden Prinzipien eingerichteten Geschäftsleitung, verdankt sie auch den überraschend schnellen Erfolg, die großartige Entwickelung ihres Geschäftes, eine Entwickelung, welche die Kompagnie in wenigen Jahren zu einer der ersten Großfirmen Kölns gemacht hat mit einem Etablissement, dessen Brennerei-Einrichtungen, Lagerräume, Keller u. s. w. wirklich großartig und zweckentsprechend zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören. —

Mögen unsere zum Zweck der Aufklärung in weiteren Kreisen gemachten Ausführungen den Bestrebungen der genannten Kompagnie von Nutzen sein und mögen sie weiter dazu beitragen, deutscher Industrie und deutschem Handel ein großes und wichtiges Gebiet der Erwerbsthätigkeit voll und ganz zu erschließen.

Litterarische Berichte.

Weltgeschichte der Kunst bis zur Zeit der Sophienkirche. Grundriß von Ludwig von Sybel. Mit einer Farbtafel und 380 Textbildern. Marburg. 1888. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Eine Weltgeschichte der Kunst? — Ist nur der Name neu, oder ist es die Sache? — Was haben denn die Vorgänger Sybels, die Kugler, Schnaase, Lübke und wie sie alle heißen, die Franzosen, Italiener, Engländer geschrieben, wenn nicht die Geschichte der Kunst der bekannten Welt, soweit sie erforschbar war? Aber sie alle nannten ihre Darstellungen mutatis mutandis einfach Kunstgeschichte, während Ludwig von Sybel uns eine Weltgeschichte der Kunst darbietet. Worin liegt der Unterschied? — Lassen wir den Verfasser selbst reden: „Unsere Weltgeschichte der Kunst", sagt er im Vorwort, „will neben der üblichen ethnographischen und systematischen Darstellungsweise die echthistorische in ihr Recht setzen, welche den Stoff nach den Epochen ordnet, damit die Entwicklung rein vor das Auge trete." Leopold von Ranke habe als die Aufgabe der „welthistorischen Wissenschaft" bezeichnet, den Zusammenhang der Dinge zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten nachzuweisen, welcher alle Völker verbindet, damit das Werk nicht mehr „eine bloße Sammlung von Völkergeschichten sei, sondern eben Weltgeschichte." Noch deutlicher aber spricht sich Sybel über den Charakter seiner Darstellung in einem „Zum neunten Dezember" betitelten, dem Gedächtnis Winckelmanns gewidmeten Aufsatze aus, den das letzte Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" gebracht hat. Vielleicht hat er sich hier gegen Angriffe verteidigen wollen, die von irgendwoher wegen der Wahl des Weges erfolgt sind, den er in seiner Weltgeschichte der Kunst eingeschlagen hat. Jedenfalls führt er in dem zweiten Teile dieses Aufsatzes kurz die anderen Methoden der kunsthistorischen Forschung vor, um zuletzt die besondere Berechtigung der von ihm angewandten nachzuweisen. Die Zerlegung der Kunstgeschichte in eine Reihe von Einzeldarstellungen, also die völkerweise ethnographische Gliederung, die die Eigentümlichkeiten der verschiedenen Volkseinheiten vor Augen führe, sei die allgemein übliche und wohl berechtigte Methode der kunstgeschichtlichen Darstellung. Eine andere nehme sich die Beschreibung der einzelnen Kunstgattungen zum Vorwurf, sie trenne die Kunstgeschichte in Spezialgeschichten der Architektur, der Plastik, der Malerei; auch dieses Verfahren sei lobenswert und notwendig. Neben diese Bearbeitungsweisen der Kunst trete aber die universalhistorische, die den Schwestern nicht etwa das Dasein verbieten will, wohl aber an ihrer Seite ihre besondere Aufgabe erfüllen muß. Diese universalhistorische Aufgabe aber sei die Lebensbeschreibung der Kunst des Altertums als einer Einheit. Nicht auf die Eigengeschichten der einzelnen Weltglieder, sondern auf ihre Eingliederung in die Weltgeschichte käme es hier an. Aus dieser kurzen Wiedergabe wird sich der Leser eine allgemeine Vorstellung von der Tendenz des Sybel'schen Buches machen können. Wir müssen anerkennen, daß es sich in der That um etwas Neues, um eine neue Methode, wenn nicht überall der Forschung, — das ginge über die Kräfte des Einzelnen — so doch jedenfalls der Darstellung handelt. Zwar haben alle besseren Kunstgeschichten von Zeit zu Zeit durch kurze Hinweise den rein-zeitlichen und internationalen Momenten in dem Entwickelungsgange der Kunst Rechnung zu tragen versucht; zur Seele der Vorstellung hat diese Anschauung aber unseres Erachtens zuerst Ludwig von Sybel in diesem Buche gemacht. Eine zweite Frage ist die: hat diese neue Methode ihre Berechtigung? — Wir stehen nicht an, diese Frage mit einem lauten und freudigen „Ja!" zu beantworten. — Wer wollte leugnen, daß der welthistorische Gesichtspunkt der höhere ist? In unserer Zeit, wo überall die strenge Gewissenhaftigkeit der Erfahrungswissenschaft zur Einzelforschung auf engbegrenzten Sondergebieten hindrängt, ist es doppelt erfreulich, auch auf dem Gebiete der kunstgeschichtlichen Forschung einen Gelehrten zu finden, der die unbetretenen Wege aufsucht, die zur Höhe führen, und für den der umfassende und orientierende Weitblick von oben den größeren Wert hat. Zudem dürfen wir nicht vergessen, daß es wohl nationale Zweige der künstlerischen Produktion giebt, die im einzelnen der wissenschaftlichen Erforschung ein würdiges Ziel bieten, daß in idealem Sinne die Kunst selbst aber unabhängig von den nationalen Schranken ist, und daß es daher von höchstem Interesse sein muß, ihre Entwickelung und ihre Bedeutung in der Welt, d. h. in der Menschheit darzulegen. — Es erübrigt noch die Frage, wie der Verfasser seine Aufgabe gelöst hat. — Der Ergebnisse der jungen kunstgeschichtlichen Wissenschaft sind teils noch zu wenige, teils haben sie noch nicht die volle Verarbeitung gefunden, — etwas Vollendetes konnte das Sybel'sche Werk uns daher nicht geben wollen; das erkennt der Verfasser selbst freimütig an. Doch hat uns jedenfalls Sybel mit einem Buche beschenkt, das auch dem Fachmanne reichste Belehrung bietet, und manchem kunstliebenden, gebildeten und denken-

den Laien möchte seine Darstellung willkommener sein als die Kunstgeschichten der alten Methoden, denn an Anregungen ist hier kein Mangel, und Langweiligkeiten fehlen ganz. Stellen doch auch von den dreihundertundachtzig vortrefflichen Textillustrationen die große Mehrzahl Lichtdrucke nach photographischen Originalaufnahmen dar und geben so dem Leser die beste Gelegenheit zum Studium nicht nur, sondern auch zu eigener Kritik! Das ist ein Vorzug der bildnerischen Beigabe, der nicht hoch genug anerkannt werden kann. Alle folgenden kunstgeschichtlichen Werke sollten das gute Beispiel befolgen. Denn welchen Wert für die Forschung kann eines Bildwerkes Abbildung haben, in die der Illustrator einen Teil von seinem Eigenen mit hineingelegt hat, und das nicht immer sehr verständnisvoll. Auch die übrige Ausstattung des starken Großoktavbandes ist in jeder Beziehung gediegen und vornehm. Die Weltgeschichte der Kunst ist ein Buch, das seinen Weg machen wird, — und es verdient es. —t.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 8. 9. 10. Berlin 1888. Verlag von Ernst Siegfried Mittler. Hofbuchhandlung.

Heft 8 enthält zwei Aufsätze: zunächst „Beiträge zur Geschichte des polnischen Thronfolgekrieges. Ein deutsches Tagebuch über den Feldzug 1734 am Rhein." Der Soldat wird aus diesem Aufsatze wenig oder nichts lernen, so viel Interessantes auch darin enthalten sein mag. Der Historiker mag dabei seine Rechnung finden, aber wir sind nun einmal der Ansicht, daß der Generalstab wesentlich zur Heranbildung immer neuer Truppenführer berufen ist, viel weniger aber zur Durchstöberung alter Archive, aus denen, noch dazu für die Geschichte der Kriegskunst so wenig Rühmliches entnommen werden kann wie aus dem Feldzuge 1734. Desto anerkennender aber müssen wir uns über den zweiten Teil des Heftes 8 aussprechen, über den Aufsatz „Die Einzelkämpfe um Failly, Servigny-Noisseville am 31. August 1870." Dieser Aufsatz ist geistvoll geschrieben, er greift aus dem vollen Leben heraus, was dem Soldaten außerordentlich nützlich ist. Eine ins Einzelne gehende genaue Beschreibung jener im höchsten Grade interessanten Dorfgefechte schließt an eine sehr gute Erläuterung des Kampfgeländes an. Die Verluste finden eingehende Berücksichtigung. Hier lernt man wirklich; alles wird dem Leser in so schöner, faßlicher Form vor Augen geführt, daß auch der weniger Geübte ein lebensvolles, klares Bild der Ereignisse erhält. Höchst beachtenswerte Betrachtungen erhöhen den Wert dieser geistvollen Studien. Heft 9 enthält zunächst einen Aufsatz über den Anteil der Kurpfalzbayerischen Kavallerie an den Feldzügen 1790—1796. Unserer Meinung nach gehört eine so spezielle Arbeit vielleicht nicht so sehr in die Einzelhefte des Generalstabes als in ein militärisches Fachblatt des betreffenden Einzelstaates. Immerhin illustriert der Aufsatz recht hell die große Vielseitigkeit des Generalstabes, indem auch weniger wichtige Dinge dem Leser vorgeführt werden, welche ihre Bedeutung im wesentlichen nur für einen Teil Deutschlands haben. Wir haben auch vom Generalstabe hier das „All Deutschland" klar vor Augen geführt. Gott sei Dank, daß dem so ist, und so wollen wir denn auch gern Arbeiten in den Kauf nehmen, die außerhalb Bayerns nur wenige interessieren dürften. Auch in diesem Hefte konzentriert sich das Interesse auf den zweiten Aufsatz: Die „Stärkeverhältnisse im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 bis zum Sturze des Kaiserreichs." Wie gerecht der Generalstab zu Werke geht, zeigt uns eine Fußbemerkung, wonach eine statistische Arbeit des Majors Kunz bei diesem Aufsatze Verwertung gefunden hat. Es war kein leichter Entschluß für den Generalstab, an die Bearbeitung eines Stoffes heranzugehen, welcher so heikle Dinge zur Sprache bringen soll, wie Stärkeverhältnisse und Verluste es sind. Vielfach ergeben sich andere Resultate, als dies bei der Herausgabe des Generalstabswerkes möglich war, weil eben damals noch viele Quellen fehlten, welche seither sich erschlossen haben. Unserer Meinung nach spielen gerade die Stärkeverhältnisse im Kriege eine außerordentlich wichtige Rolle, welche aber in den meisten kriegsgeschichtlichen Werken nicht annähernd so gewürdigt wird, als es der Fall sein müßte. In einem zukünftigen Kriege wird voraussichtlich in bezug auf Ausbildung, Bewaffnung, Geschicklichkeit und Tapferkeit ein Heer dem anderen so ziemlich gleichwertig sein. Es wird daher mehr denn je darauf ankommen, am entscheidenden Punkte in der Schlacht die Uebermacht zu besitzen. Um so interessanter sind diese Rückblicke auf den denkwürdigen Krieg von 1870/71. Vorläufig werden nur Weißenburg, Wörth und Spicheren abgehandelt. Die Fortsetzung steht in Bälde zu erwarten. Der Generalstab beschränkt sich nicht darauf, die Zahl der Streiter anzugeben, welche wirklich gefochten haben, er berechnet auch in sehr eingehender Weise die Zahl der Streiter, welche bei richtigen Maßregeln auf dem Schlachtfelde hätten thätig sein können. Wir vermissen nur eins, das ist die Angabe des Munitionsverbrauchs. Hoffentlich wird in Zukunft auch dieser wichtige Zweig der statistischen Angaben die ihm gebührende Würdigung erfahren. Heft 10 behandelt die „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" von Klausewitz. Die Veröffentlichung dieser Arbeit ist eine große That, für die ganz Deutschland dem Generalstabe Dank schuldet. Mit einer Offenheit wird hier über Personen und Zustände gesprochen, die fast verblüffend wirkt. Die Arbeit zerfällt in mehrere Teile: 1. Ein Vorwort. 2. Einige Blicke auf den Geist im Heere und der Verwaltung. 3. Charakteristik der bedeutendsten Männer. 4. Ursachen und Vorbereitungen

zum Kriege. 5. der Feldzug von 1806. 6. Als Anlage: Das Bataillon des Prinzen August bei Prenzlau. Man muß die Arbeit lesen, es ist eine Freude und lohnt wahrlich der Mühe. Jedes Wort ist wohlüberlegt. Die Wahrheit wird hier in klassisch schöner Sprache offen und ohne Rückhalt gesagt. Da ist nichts Gehässiges zu finden, und doch wird nichts verschwiegen. Wir scheiden von der Arbeit mit dem Ausdrucke aufrichtiger und warmer Dankbarkeit für diese neueste That unseres Generalstabes. Jeder gebildete Deutsche müßte das Büchlein lesen. Zum Schlusse führen wir nur wenige Worte an: „Junge, entschlossene, umsichtige Männer an der Spitze der Truppen würden mit ihrem gesunden Menschenverstande Rat geschafft haben, aber im langen Frieden an Körper und Geist verkrüppelte Greise, mit ein paar verknöcherten Ideen des Herkommens, konnten den Ausweg nicht finden!" K.

Friedrich Spielhagens ausgewählte Romane. 1./5. Lieferung. Leipzig 1889. Verlag von L. Staackmann.

Die litterarischen Kreise Berlins haben im Februar dieses Jahres dem Schriftsteller Friedrich Spielhagen zur Feier seines 60. Geburtstages ein schönes Fest bereitet. Zu demselben Zweck veranstaltet die Verlagsbuchhandlung L. Staackmann in Leipzig eine Jubiläumsausgabe seiner Meisterwerke, welche in etwa 60 billigen Lieferungen die Zeitromane „Problematische Naturen", „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß", „Sturmflut" umfassen soll. Allwöchentlich wird eine Lieferung erscheinen, sodaß die gut ausgestattete Sammlung bis Mitte nächsten Jahres vollständig vorliegen wird. Wir machen alle Verehrer Spielhagens auf diese neue Ausgabe aufmerksam. E.

Goethes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherr von Biedermann. 1. Lieferung. Leipzig 1889. Verlag von F. W. v. Biedermann.

Der bekannte Goetheforscher Freih. W. v. Biedermann in Dresden legt hier die 1. Lieferung einer auf ungefähr sieben Bände (zu 4—5 Lief.) berechneten Sammlung von Goethes Gesprächen und vereinzelten mündlichen Aeußerungen vor, an der er seit Jahren gesammelt hat. Zweifelhafte Erzählungen von Begegnungen mit Goethe, ebenso Aeußerungen, die Goethe von geistig ganz untergeordneten Leuten zugeschrieben wurden, hat der Sammler ausgeschlossen. Nicht minder blieben fort alle Gespräche und mündlichen Aeußerungen, die Goethe in seinen Werken, Briefen und Tagebüchern aufgeführt, während Herr v. B. solche Betrachtungen und Aeußerungen, die zwar durch Riemer in die Werke hineingebracht sind, von denen aber fest steht, daß sie von ihm abgefaßt wurden, seiner Sammlung einverleibte. Die 1. Lieferung reicht bis 1786, woraus man ersieht, wie wenig zahlreich die Berichterstatter über Goethes Aeußerungen bis zur italienischen Reise sind. Bei der Umsicht, Belesenheit und dem Sammelfleiß des Herrn Herausgebers läßt sich erwarten, daß sein neues Werk Goethefreunden eine willkommene Gabe sein werde, die zwar voraussichtlich nicht viel Unbekanntes, aber das Bekannte in großer Reichhaltigkeit und wohlgeordnet in bequemer Sammlung enthalten wird. Q.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von Hannas. Motto: Non doctis sed eruditis. Leipzig 1888. Verlag von Otto Wigand.

Das Empfinden des Grauens, welches M. Opitz beim Studium des Plato gehabt zu haben bekennt, werden viele, welche sich mit den philosophischen Systemen älterer und neuerer Zeit befaßt haben, gewiß teilen, wenn sie an die fast unzähligen Worte denken, welche sich, um mit Goethe zu reden, oft da einzustellen scheinen, wo die klaren Begriffe fehlen. Deshalb begrüßen wir eine „Philosophie des gesunden Menschenverstandes," wie sie sich im vorliegenden Buche uns darbieten will, mit Freude und Interesse, sind aber erstaunt, anstatt neuer Behandlung der philosophischen Probleme und neuer Gesichtspunkte nichts weiter als einen ohne Beweise und nur mit dem Refrain: „Das können wir nicht wissen" vorgetragenen Materialismus zu finden. Ueber die wissenschaftliche Berechtigung dieser Richtung zu handeln, ist hier nicht der Ort; ob aber die hier entwickelten Gedanken wirklich dem gesunden Menschenverstande entsprechen, den der Verfasser so sehr betont und (mit Recht vielleicht) als den einzig richtigen Ausgangspunkt der Philosophie hinstellt, möge der Hinweis auf einige seiner Behauptungen klarstellen. Ist es gesunder Menschenverstand, mit der geringen Zahl der Atheisten (die sich übrigens nicht mehrt, wie der Verfasser ganz falsch behauptet), und mit den Materialisten Gott, Seele und Unsterblichkeit zu leugnen gegenüber der Thatsache, daß es kein atheistisches Volk auf der Erde giebt und daß gerade die größten Denker aller Zeiten die Existenz dieser Begriffe als ein Postulat der Vernunft bezeichnen? Wenn die wissenschaftliche Bildung ganz ohne Mathematik und fremde Sprachen erreicht werden, das politische Zukunftsideal ein Wahlreich (ohne Parteien!) sein, Titulaturen und Ehrenbezeugungen verschwinden, Steuern und öffentliche Lasten mit Freuden aufgenommen werden, die Zeit, wo jedes Volk einen Staat bildet und die Kriege aufgehört haben, nicht mehr fern sein soll, so kann man dies alles wohl als Phantasien und Wünsche eines wohlmeinenden Gemüts, aber nicht als Ausfluß des gesunden Menschenverstandes bezeichnen, der sehr vieles davon als unerreichbar, manches auch als nicht erstrebenswert auffassen wird. Mag der Materialismus noch so viele Beweise für seine Wahrheit anzubringen versuchen, gerade dem gesunden Menschenverstand entspricht

er am allerwenigsten; denn diesen müssen wir nicht in den Anschauungen einiger weniger, sondern in der auch durch Beobachtung, Erfahrung und Nachdenken gewonnenen Ueberzeugung der einfach und gesund Denkenden repräsentiert ansehen. — Aber noch manche Widersprüche finden wir, z. B. nach der oft wiederholten Behauptung: Dies oder jenes ist, aber wir erkennen es nicht, heißt es: Das Unerkennbare ist nicht; ferner lesen wir: Gott ist eine Kraft wie Elektrizität und Magnetismus, und dann: Gott ist eine Kraft, unter welcher „alle Kräfte als vereint vorgestellt werden.“ Die Wunder werden als Unsinn geleugnet; doch heißt es: Bekämen die Affen durch irgend ein Wunder den Trieb der Sprache, so würden sie vielleicht Menschen. Auch vom Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung läßt sich manches anfechten; die Behauptung, daß die tierische Sprache sich von der menschlichen nur quantitativ unterscheide, widerspricht der Thatsache, daß den Tieren die im menschlichen Gehirn nachweisbare Potenz des Sprachorgans völlig fehlt; der Ausspruch, daß die Ameisen überhaupt keinen Laut von sich geben, zeigt, daß der Verfasser die interessanten Untersuchungen von Helmholtz über die menschliche Unfähigkeit, gewisse zu hohe oder zu tiefe Töne zu vernehmen (wie es H. so schön bei den Nachtfaltern nachweist) wohl gar nicht kennt. Schließlich sind die Ausführungen über Betrug, Vorteil, Lüge ꝛc. mindestens sehr bedenklich, ebenso wie das über den Attentäter (welchen?) auf Kaiser Wilhelm I. ausgesprochene, sehr milde Urteil (S. 159). Im Gegensatz zu allen diesen Vorwürfen finden wir neben der anerkennenswerten Offenheit und Aufrichtigkeit, zu deren Vervollständigung wir allerdings das Pseudonym Hannas gern beseitigt wüßten, viele schöne, wahre, tiefe und anregende Gedanken, wie z. B. über die Liebe und über die Bildung und die soziale Stellung der Frauen; im ganzen aber können wir uns der kühnen Hoffnung nicht anschließen, daß die Philosophie, wenn sie dieser gleicht, „eine Wissenschaft wie die Mathematik werden wird, wo keine Widersprüche herrschen können“ (S. 238), und daß die im vorliegenden Buche ausgeführten Erörterungen dazu beitragen werden (S. 248), „die neue Weltordnung, die man im stillen schon sich anbahnen sieht, zu beschleunigen.“

C. S.

Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. Werner von Melle. Mit dem Bildnis Kirchenpauers. Hamburg und Leipzig 1888. Verlag von Leopold Voß.

Die Behauptung, der Prophet gelte nichts im eigenen Lande, findet durch Gustav Heinrich Kirchenpauer einmal nicht seine Bestätigung. Wenn auch nach langem Ringen und arbeitsvollen Jahren, erkannte Hamburg seines großen Sohnes ungewöhnliche Verdienste rückhaltlos an, und mit Hamburg kann ganz Deutschland stolz sein auf diesen Vorkämpfer für seines Vaterlandes heutige Machtstellung. Am 2. Februar 1808 in seines Vaters Hause in der Deichstraße zu Hamburg geboren, wurde Kirchenpauer nach dem Tode seiner Mutter 1811 von seinem Onkel nach Petersburg in väterliche Obhut genommen, bezog 1823 das deutsch-protestantische Gymnasium in Dorpat und von 1826 bis 29 die dortige Universität, von wo er 1830 nach Heidelberg übersiedelte. Hier erst fing er, wie er selbst schrieb, an, sich etwas um die Dinge, die in der Welt vorgehen, zu bekümmern, d. i. Zeitungen zu lesen. In kurzer Zeit „einer der eifrigsten Kannegießer“, folgte er seitdem sehr gewissenhaft dem Laufe der Begebenheiten. Im Frühling 1832 ließ er sich als Bürger und Advokat in seiner Vaterstadt nieder, auf deren weitere Entwickelung er nunmehr während eines Zeitraumes von 55 Jahren vielfach einen nicht unwesentlichen Einfluß ausüben sollte. Recht bezeichnend für ihn sind die Worte, mit welchen ein angesehener Kaufmann ihm zu seiner am 4. Dezember 1843 erfolgten Wahl zum Mitgliede des Hamburger Senats gratuliert: „Gott sei gedankt, der die heutige Wahl so geleitet hat, daß jeder Bürger, dem Hamburgs Wohl am Herzen liegt, sich innig zu freuen Ursache hat.“ Hatte Kirchenpauer besonders während des großen Brandes 1842 allen ein herrliches Beispiel an besonnener Thatkraft gegeben, so entwickelte und verwertete er nunmehr in weit ausgedehnterem Maße als bisher seine reichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Politik, des Handels und Verkehrs und des Handelsrechts zum Nutzen seiner Vaterstadt, wozu ihm die Entwickelung der Elbschiffahrt und die besonders mit Berlin gepflogenen Eisenbahnverhandlungen genugsam Gelegenheit boten. Nicht minder erfolgreich als hierbei sehen wir ihn an der Verfassungsreform beteiligt. Vom Juli 1848 bis zum Sommer 1849 bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt a. M. als Gesandter verweilend, verdanken wir ihm schätzenswerte Notizen über mancherlei Vorkommnisse und Personen aus jenen vielbewegten Tagen, die den durch eine harte Lebensschule geprüften Mann in seinem Urteil nicht beirrten, so daß er, nach Hamburg zurückgekehrt, in den damaligen Verfassungskämpfen einen wesentlichen Einfluß auf das Zustandekommen der neuen Verfassung Hamburgs erlangte. Nachdem er von 1851 bis 1857 Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. gewesen, boten ihm die nächsten Jahre in seiner Stellung als Amtmann zu Ritzebüttel Gelegenheit, naturwissenschaftlichen Studien sich hinzugeben. 1864 trat er zunächst in die Staatskommission für auswärtige Angelegenheiten nach seiner Rückkehr nach Hamburg, wurde Vorstand der Verwaltungsabteilung für Handel und Gewerbe und Präses der Deputation für Handel und Schiffahrt und fungierte endlich

als Erster Hamburger Bevollmächtigter beim Bundesrat von 1867—1880, stets die Fahne des Freihandels verteidigend. Seit 1880 widmete er seine Hauptthätigkeit der Oberschulbehörde und wurde, ununterbrochen den verschiedensten wissenschaftlichen Anstalten das lebhafteste Interesse zuwendend, in der Nacht vom 3. zum 4. März 1887 aus diesem Leben abberufen. Wie hoch Kirchenpauers Verdienste auch außerhalb der Mauern seiner Vaterstadt anzuschlagen sind, beweisen folgende Worte, die der Staatsminister Delbrück nach Kirchenpauers Tode schrieb: „Es war mir vergönnt, in einer ereignisreichen Zeit zusammen mit dem Verewigten an der Neugestaltung Deutschlands arbeiten zu können und ich werde niemals vergessen, mit welcher Hingebung er durch die reichen Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung diese Arbeit gefördert und zu deren glücklichem Erfolge beigetragen hat." Wie Kirchenpauer das, was er seiner Vaterstadt und seinem Vaterland geworden, aus eigener Kraft ward, stets hohen Mannesmut beweisend und Mannesehre heilig wahrend, hat Werner von Melle in vorliegendem Werke auf Grund eigenhändiger Aufzeichnungen und Briefe Kirchenpauers und bester Quellen meisterlich zusammengestellt und ein Lebens- und Zeitbild geschaffen, das nicht in Hamburg allein, sondern im ganzen deutschen Vaterlande Beachtung wohl verdient. L.

Das Erbrecht des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich von L. Kühnast, königlichem Landrichter in Gnesen. Mit einer Tafel. Berlin 1888. Verlag von Hermann Bahr.

Die Grundschuld des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Kritisch-dogmatische Darstellung von L. Kühnast, königlichem Landrichter in Gnesen. Berlin 1888. Verlag von Hermann Bahr.

Zwei Schriften, welche nicht für das große Publikum bestimmt sind, aber dennoch ihrer nicht geringen Bedeutung wegen auch an dieser Stelle nicht unerwähnt gelassen werden dürfen. Die erstgenannte Abhandlung übt eine Kritik an dem Erbrecht des Entwurfes in scharfsinniger und geistvoller Weise, aber nicht immer klarer Darstellung, da das Verständnis der Ausführungen durch unvermittelte Brachylogien oft mutwillig erschwert wird. Das Ziel des Verfassers ist die Entnationalisierung des römischen Rechts: die Verwertung seines großen juristischen Gehaltes unter Abstreifung des speziell römischen, für uns nicht brauchbaren Elementes desselben und die Aufrechterhaltung des guten Deutschen. Die zweite Abhandlung lehnt sich an den Entwurf nur soweit an, als sie auf den Seiten 33—38 einen Abdruck der auf die Grundschuld bezüglichen Bestimmungen desselben enthält. Im übrigen bietet das Heftchen eine Darstellung der Grundschuldtheorie des Verfassers; nach ihr enthält die Grundschuld eine Abtretung entweder der Grundrente und eines dazu gehörigen Stammkapitals an einen Fremden, oder, wenn es sich um die Eintragung der Grundschuld für den Eigentümer handelt, die Fixierung eines Teiles der von Reallasten und Hypotheken ungebundenen Grundrente sowohl in dem unmittelbaren Jahresbetrage als in dem Kapitalbetrage, der diesem Ertrage entspricht. Voran geht der eigenen Entwickelung des Verfassers als „Kritik" eine kritische Darstellung der früher aufgestellten Dogmen. Die neue und eigenartige Theorie des Verfassers, welche aber auf durchaus sicheren Grundlagen beruht, bringt die Grundschuldfrage, wenn auch vielleicht nicht zum Abschluß, doch jedenfalls der Lösung einen ganz bedeutenden Schritt näher. K. F.

Die Freuden des Lebens. Von Sir John Lubbock. Deutsch nach der 7. Auflage von M. zur Megede. Berlin 1889. Verlag von Friedrich Pfeilstücker.

Wenn ein Buch die Aufgabe hat, die Freuden des Lebens nicht bloß zu schildern, sondern auch zu lehren, so wird gewiß jeder dasselbe gern ergreifen und in seinen Inhalt sich vertiefen, um sein Leben, wenn es möglich ist, dadurch freudiger zu gestalten. Mit einer durch aufmerksame Lektüre und reiche Erfahrung gewonnenen Kenntnis des Menschenlebens ausgestattet und von unverkennbarem, ernstem Streben der Belehrung erfüllt, stellt der Verfasser, was zunächst manchem merkwürdig erscheinen mag, das Glücklichsein als eine Pflicht hin und beweist die Möglichkeit der Erfüllung durch den Hinweis auf den festen Vorsatz, stets Mut und Frohsinn zu bewahren. Dieses erste und das zweite, vom Glück der Pflicht handelnde Kapitel sind unleugbar die besten des ganzen Buches; denn zu der wohlthuend berührenden Wärme des Gemüts und der edlen Sprache gesellt sich die Fülle herrlicher, ebenso wahrer wie veredelnd wirkender Gedanken. Diesem schönen Anfange aber entsprechen nach unserer Ansicht die folgenden Kapitel nicht ganz, schon was die Reihenfolge derselben betrifft; denn zum wahren Lebensglück gehört weit eher der Segen der Freundschaft, die Freuden des Heims, der Wert der Zeit und der Wissenschaft als die Auswahl der nötigen Bücher und die Reisefreuden. Was wir nun in den einzelnen Abschnitten lesen, ist alles schön und gut, wahr und treffend, aber es genügt nicht zur gründlichen Erschöpfung des Inhalts. Außerdem wirkt die allzugroße Zahl der Zitate ermüdend, da wir außer denselben nur selten die eigenen Worte des Verfassers vernehmen. In dem letzten Kapitel ist der Begriff „Erziehung" zu eng gefaßt, da er sich nur auf die Methode und Ziele der wissenschaftlichen Ausbildung erstreckt, womit aber noch lange nicht jener Begriff umfaßt ist. Trotz dieser Vorwürfe aber verdient Lubbocks Buch, schon wegen des ersten Teils und der

vielen, hier und da eingestreuten schönen Mahnungen und Gedanken, welche für viele anregend sein können, eine freundliche Beachtung, welche der Leser nicht bereuen wird.
C. S.

Johann Elias Schlegel von Dr. Eugen Wolff. Berlin 1889. Verlag von Rob. Oppenheim.

Johann Elias Schlegel (1718—1749) gehört zu den besten Vorläufern der Blütezeit unserer neuen schönen Litteratur. Er arbeitete sich aus Gottscheds Schule durch Einsicht und Talent heraus, zeigte sich als scharfsinnigen und geschmackvollen Kritiker und Aesthetiker und als talentvollen Dichter von Trauer- und Lustspielen. Sein Ziel war das deutsche nationale Drama, und hat er es auch selbst nicht erreicht, so hat doch Lessing an ihn vor allen angeknüpft. Im 32. Lebensjahre außerhalb Deutschlands in Sorö als kümmerlich besoldeter Professor gestorben, ward sein früher Tod von den besten Deutschen schmerzlich beklagt. Klingt uns auch das ihm damals gegebene Beiwort „unsterblich“ übertrieben, so erkennen wir doch seine sehr fruchtbaren Einwirkungen und sein eifriges Streben nach der Befreiung der deutschen Kunst ehrend an. Das Leben und Arbeiten dieses Mannes ist in vorliegender Monographie von Herrn Eug. Wolff dargestellt worden auf Grund des erreichbaren Materials. Eine bedeutende Vorarbeit hatte J. v. Antoniewicz durch seine gründlich eingeleitete Sammlung der ästhetischen und dramaturgischen Schriften von Johann Elias Schlegel geboten. Das Lesen des Buches würde durch Einteilung in Abschnitte erleichtert worden sein. Q.

Molekular-Physik von Dr. O. Lehmann. II. Band. Leipzig 1889. Verlag von Wilh. Engelmann.

Auch dieser zweite Band von Lehmanns Molekular-Physik erfüllt vollkommen, ja übertrifft unsere Erwartungen. Unter dem Hauptkapitel „Zustandsänderungen gasförmiger Körper“ werden sowohl die chemischen als auch die physikalischen Erscheinungen, welche dabei auftreten, nicht nur theoretisch, sondern auch durch zahlreiche Beispiele erörtert. Dabei sind, so zu sagen, alle in das Fach der gasförmigen Stoffe einschlagenden Verhältnisse wie z. B. Expansion, chemische Verbindung, Verflüchtigung fester Körper (worunter auch Explosivstoffe fallen) ferner Gas-Absorption, Verdampfung, elektrische Entladungen u. s. w. in die Betrachtungen einbezogen worden. Den Schluß dieses Hauptkapitels von 335 Seiten bilden die Molekular-Theorien. Daran reiht sich — was zwar nicht ganz an diese Stelle gehören dürfte, aber doch nicht minder wertvoll ist — eine Betrachtung über Organismen, welche mit den (höchst lesenswerten) Beziehungen zwischen organischer und anorganischer Natur schließt. Der Anhang des Werkes, der übrigens über 150 Seiten umfaßt, behandelt die Krystall-Analyse, namentlich auf dem neuen vom Verfasser entdeckten mikrophysikalischen Wege. Die Methode wird an 45 organischen Substanzen erläutert und auch eine kurze mikrochemische Analyse besprochen. Das letzte Kapitel des Anhangs — die Struktur-Analyse — behandelt die Struktur-Untersuchung von Gesteinen und Schlacken und endet mit einer fast Monographie zu nennenden Erörterung der Struktur-Verhältnisse von Schnee und Hagel. Entsprechend dem gediegenen Werte seines Inhalts hat auch der Verleger in der Ausstattung des Werkes besonders in den Abbildungen ganz Vorzügliches geleistet. R.

Der serbisch-bulgarische Krieg 1885, von Müller, Hannover 1888. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Ein sehr gründliches und gut geschriebenes Buch, das beste jedenfalls, das über diesen interessanten Krieg bisher erschienen ist. Schon die Einteilung der Arbeit spricht für den Wert derselben. 1. Das Kriegstheater. a) Physikalische Einteilung. b) Politische Einteilung. c) Die ethnographischen Verhältnisse. d) Der Kulturzustand. e) Die Befestigungen. 2. Die politischen Ursachen des Krieges. a) Der ostrumelische Aufstand. b) Die serbischen Kompensationsansprüche. 3. Die Armeen der beiden Gegner. Diese drei Abschnitte werden unter dem Titel: „Die politischen und militärischen Verhältnisse vor Ausbuch des Krieges“ zusammengefaßt. Es folgt dann die Beschreibung des Krieges selbst. Dieselbe zerfällt in folgende Kapitel: 1. Die Rüstungen. 2. Aufmarsch und Operationsplan der beiden Gegner. 3. Die Ereignisse auf dem Hauptkriegsschauplatz. 4. Die Ereignisse auf dem Nebenkriegsschauplatz. 5. Die Einstellung der Feindseligkeiten und der Friedensschluß. Es folgen psychologische Rückblicke und Hauptabschnitt 3.: Die politischen Folgen des Krieges. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende taktvoll und maßvoll geschrieben, der Stil ist einfach und klar. Wir zählen das Buch zu den bei weitem besseren seinesgleichen. Es ist freilich bei dem Mangel jeder offiziellen aktenmäßigen Kriegsbeschreibung heute noch außerordentlich schwer, ein zutreffendes Bild der Ereignisse zu liefern. Soweit dies aber möglich ist, hat der Verfasser es geleistet. Die beigegebenen Karten sind sehr hübsch. K.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht v. Roon.

Zu den hochverdienten Generalen, deren Gedächtnis unlängst durch die hochsinnige und pietätvolle Entschließung Kaiser Wilhelm's II. geehrt worden ist, gehört auch der ehemalige Kriegsminister von Roon. Sein altes Regiment ist stolz darauf, seinen Namen wieder tragen zu dürfen — und im Herzen der Armee — und damit des ganzen Volkes — hat der erlauchte Kriegsherr dem ehrenreichen Paladin seines großen Großvaters dadurch einen neuen Denkstein gesetzt. — Auch von einem Roon-Denkmal, dessen Errichtung angeregt worden sei oder werden müsse, haben die Zeitungen schon wiederholt berichtet. In besonders warmen Worten geschah dies u. A. durch einen Artikel der Kölnischen Zeitung (am 22. März 1887), dessen Inhalt hier zu wiederholen wir uns nicht versagen können. „Wo aber ist" — so hieß es da — „das Standbild des Helden, der des Reiches Schwert geschmiedet und geschärft, der ihm Kraft und Schneide gegeben hat — des allzeit pünktlichen Roon? Sollte seiner das Volk vergessen haben, seiner, ohne den wir Nichts vermocht hätten! Haben denn die Deutschen die Weisheit ihrer Heldenlieder verloren, in denen neben und gleich dem Krieger der Schwertschmied gefeiert wird als wert des höchsten Ruhmes? Und wie manche Nacht in langen Jahren hat Preußens großer Waffenschmied, hat der Graf von Roon gearbeitet und gehämmert, gestählt und geschliffen, bis die Waffe fehlerlos war. Und dann reichte er sie, an der sein ganzes Leben und Mühen hing, dem Helden Moltke, dem Bismarck den Feind gestellt hatte, in die Rechte, und sein einziger Stolz war, daß sie hielt und schnitt — und dann starb er, und das Volk — — vergaß ihn langsam? — Nein, nimmermehr! So lange wir unsern Kindern Kunde geben von unsern Großthaten, so lange wir wissen, daß unser Heer uns das Vaterland erkämpft hat, so lange bleibt Roon's Name unzertrennlich von den Namen Bismarck und Moltke! Es giebt in Köln gewiß noch einen Platz für ein Roon-Denkmal" . . . u. s. w.

Wir wissen freilich nicht, ob und wo solche Gedanken wirklich zur Ausführung kommen werden — indessen kann dies getrost der Zukunft — und dem dankbaren Gewissen des preußischen und deutschen Volkes überlassen bleiben. Jetzt, meinen wir, gilt es vor Allem, daß die Herzen und Hände sich regen, um das ehr-

würdige Bild Kaiser Wilhelm des Großen in allen deutschen Gauen auch für die kommenden Geschlechter zu verewigen. Nach Erfüllung dieser vornehmsten aller Dankpflichten wird dann auch seiner entschlafenen treuen Paladine gedacht werden — und dann wird gewiß der Tag kommen, an welchem des großen Waffenschmiedes Denkmal sich erhebt. —

Ebenso ist zu einer ausführlichen Beschreibung des Lebens und Wirkens Roon's die Zeit noch nicht gekommen. Eine solche Arbeit könnte nur befriedigen, wenn sie, der Eigenart des Helden entsprechend, gleichfalls einen in Vollständigkeit gediegenen, monumentalen Charakter erhalten könnte. Zu einem solchen Bau fehlen indessen heute noch manche wichtige Steine; andere bedeutende Werkstücke sind zwar vorhanden, aber mancherlei Rücksichten lassen es unthunlich erscheinen, dieselben schon jetzt beweiskräftig zusammenzufügen und im hellen Sonnenlichte historischer Wahrheit aufzurichten. Auch diese Zeit wird kommen; und was die oft flüchtige, mit den hastenden Tagessorgen allzu überhäufte oder mit der Verherrlichung lebender Heroen reichlich beschäftigte Gegenwart der vollen Würdigung von Roons Bedeutung — nicht nur als Soldat, sondern auch als Staatsmann ersten Ranges — heute etwa noch zu versagen scheint, oder was davon dem Gedächtnis der Zeitgenossen entschwand — das wird dann von der Gerechtigkeit der nächsten Generation zweifellos ergänzt und berichtigt werden. —

Immerhin wird es unsere Leser interessieren, wenn wir ihnen schon jetzt einige Bruchstücke aus Roon's Leben und schriftlichem Nachlasse darbieten, welche bisher noch nicht bekannt geworden sind.

Soweit thunlich, werden wir dabei den Text der betreffenden Original-Korrespondenzen festhalten und nur die zum Verständnisse unentbehrlichen Erläuterungen einfügen. —

I.

Bekanntlich gehörte Roon in den Jahren 1836—46 dem Großen Generalstabe an und war zugleich als Lehrer an der „Allgemeinen Kriegsschule" (der heutigen „Kriegs-Akademie") thätig. In dieser Zeit erhielt er auch den wichtigen Auftrag, den militärischen Unterricht des Prinzen Friedrich Karl von Preußen — des späteren, leider zu früh verewigten Prinzen-Feldmarschalls — zu leiten. Als dann zu dessen „Militärischem Begleiter" ernannt, bezog er im Frühjahr 1846 mit dem damals 17jährigen Prinzen und dem Adjutanten desselben, dem damaligen Premierleutnant (jetzt General der Kavallerie) Grafen Bismarck-Bohlen — mit welchem Roon sich in jener Zeit in inniger und lebenslang gehegter Freundschaft verband — die Universität Bonn. Über die Reisen, welche der Major von Roon von Bonn aus mit seinem Zögling machte, ist in den im Jahrgang 1880 dieser Zeitschrift veröffentlichen Reisebriefen schon früher Ausführlicheres mitgeteilt. Aber auch die Jahre des Aufenthalts in Bonn selbst hat Roon stets zu den angenehmsten und interessantesten seines Lebens gerechnet. Er trat dort mit den Lehrern des Prinzen und anderen Professoren der Hochschule — wir nennen Mendelssohn, Hasse, Argelander, Brandis, Dahlmann — in mehr oder minder intimen Verkehr, welcher ihm die vielseitigsten Anregungen bot. Vor allem aber datiert von hier die

innige Freundschaft und Seelenverwandtschaft, welche ihn mit Clemens Theodor Perthes — damals in Bonn als Professor der Rechte und der Staatswissenschaften in hervorragendster Weise thätig — verband. Wir werden auf die ganz besonders nahen Beziehungen zwischen beiden Männern und ihren durch Jahrzehnte fortgesetzten, meist brieflichen Verkehr später näher einzugehen haben. Wir werden dann sehen, wie ihre Freundschaft sich mit den Jahren immer mehr vertiefte, und wie Beide in selten innigem Vertrauen die Schätze ihres Inneren einander erschlossen. In allen Wechseln seines bewegten Lebens hat R. vor allem diese Freundschaft gehegt und hochgehalten. Nur der leider schon 1869 erfolgte Tod von Perthes konnte sie ihm entreißen, und niemals hat er diesen Verlust verschmerzen können. —

Gewissermaßen als der ehrwürdige und hochgeehrte Nestor jenes Gelehrten-Kreises in Bonn war der patriotische Freiheits-Dichter Ernst Moritz Arndt anzusehen. Damals schon 70 Jahre alt und nur noch in beschränktem Maße akademisch thätig, stand er doch in regem Umgange mit allen Mitgliedern der Universität. Die Beziehungen zu letzeren brachte bald auch R. in geselligen Verkehr mit dem feurigen und sehr originellen Greise — und auch der junge Prinz Friedrich Karl fühlte sich ganz besonders hingezogen zu dem alten begeisterten Sänger, welcher einst sein: „Was ist des deutschen Vaterland" und das Blücherlied „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" den Franzosen entgegengeschmettert hatte. Der Prinz hat den alten Herrn in seiner stillen und bescheidenen Häuslichkeit öfter aufgesucht und ist ihm auch innerlich näher getreten. Hierfür geben u. A. die nachfolgenden Strophen einen Beweis, welche damals der (25 Jahre früher noch als Demagoge verfolgte!) alte Dichter-Idealist dem in gleichem Feuer glühenden Hohenzollern-Fürsten — der 70jährige dem 17jährigen — zugerufen hat:

„Ich würde gern ein Mann der Kraft — ein Degen von gutem Eisen,
„Du, Lieber, wollst mir Stahl und Schaft zu solcher Waffe weisen!"
So — im Gefühles-Übersturz — mich thät ein Jüngling fragen;
Dem mußt ich also, rund und kurz, die schwere Antwort sagen:
„Laß nie ein Wort aus deiner Brust, das Du nicht meinst, erklingen,
„Laß von der Weiber Zauberlust Dich unkeusch nie umschlingen!"
„Du bebst? — Es wird das Wort: ein Mann nicht leichten Kauf's beschieden:
„Denn Wahrheit nur und Keuschheit kann das edle Kleinod schmieden!" —

Unseres Wissens sind diese Verse, die wohl zu den letzten des alten Sängers Arndt gehören, in weiteren Kreisen niemals bekannt geworden. Roon erhielt sie damals — zu seiner Herzensfreude — aus „seines" Prinzen Munde überliefert; und seine Feder hat zum Glück dafür gesorgt, daß sie nicht verloren gegangen sind. Sind sie doch wahrhaft charkteristisch sowohl für den edlen Jüngling, der in aufrichtiger Begeisterung die Frage stellte — wie für die sittliche Hoheit des freimütigen Greises, der die Antwort gab! Und daß auch der Inhalt der Antwort des Dichters dem Herzen des Fragestellers in der That lebenslang unverloren geblieben ist — das können vor Allem Die bezeugen — und zu ihnen gehörte Roon in erster Linie — welche der sonst so verschlossene Heldenprinz in das

Innere seines Lebens, Denkens und Fühlens blicken ließ. Sie wurden nie in Zweifel gelassen über den herzlichen Abscheu, den er stets gegen alles Unwahre und Scheinwesen sowohl, wie gegen alle Frivolität empfand; und sie wissen, daß sein ganzes aufrichtiges, tiefernstes Streben, nicht nur als Soldat und Feldherr, sondern auch als Mensch und Mann, immer nur die höchsten und edelsten Ziele im Auge hatte. — Übrigens kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese innere Entwickelung des Prinzen in hohem Grade dem mehrjährigen Einflusse und dem Beispiele des ernsten Roon zu danken war — dessen ganze Anschauung mit der in jenem Dichterworte geoffenbarten Gesinnung vollkommen übereinstimmte. — Daß der Prinz seine Ideale auch durch sein Leben und seine Thaten erfüllt hat, dafür finden wir die Beweise auf zahllosen Blättern unserer neuesten ruhmreichen vaterländischen Geschichte, die zugleich seinen erlauchten Namen tragen; seine Leistungen aber verdienen um so größere Anerkennung, als die dieselben ermöglichende Grundbedingung — die ersprießliche Entwicklung seines ganzen Wesens — keineswegs ohne vielfache, oft sehr schwere, innere Kämpfe erreicht worden ist. Als Gegner bei diesen Kämpfen hatte der Prinz lebenslang sowohl mit seiner eigenen, seltsam schweren Natur, wie mit mancher Ungunst der Verhältnisse zu thun, welche auch den höchstgestellten Menschen durchaus nicht erspart zu werden pflegt — und Roon hatte in jenen Jugendjahren seines Zöglings häufig durch solche innere Konflikte mit zu leiden.

Er schreibt darüber schon im Jahre 1846 aus Bonn an eine sehr hochgestellte Persönlichkeit, welche an dem Ergehen des Prinzen lebhaften Anteil nahm:

„Ew .... kennen gewiß aus früheren Erfahrungen den Mangel an herzlichem Einverständnis, an gemütlicher Hingebung, welche in den Beziehungen des Prinzen zu seinen erlauchten Eltern schon von Alters her bestanden hat. ... In den entstehenden Konflikten mußte ich ...... meinem hohen Pflegebefohlenen gegenübertreten. Leider geschieht es nicht immer, daß eine durch Gewissen und Pflichtgefühl geregelte Handlungsweise mit erwünschtem Erfolge gekrönt wird. So auch hier. Meines ernsten, doch freundlichen Zuspruchs ungeachtet, ist das Verhalten des jungen Herrn zu den erlauchten Eltern das alte geblieben, zu mir dadurch aber nicht inniger geworden, trotz der Anstrengungen, an denen es von meiner Seite nicht gefehlt hat .... Indessen muß ich der Wahrheit zu Liebe doch auch einer sehr vorteilhaften Veränderung gedenken, welche in seiner gesellschaftlichen und geistigen Entwickelung bemerkt worden ist.

„Der Prinz hat viel Selbstgefühl. Wenn ihn dies einerseits zuweilen zur Überhebung verleitet, so giebt es ihm andererseits auch eine viel sicherere Haltung, als von seinen Jahren zu erwarten ist. Sein Verstand sagt ihm, daß er nur günstig beurteilt werden kann, wenn er sich durch Freundlichkeit und Anmut Anspruch darauf erwirbt .... Eine gewisse Gezwungenheit und Befangenheit seines Benehmens ist noch vorhanden, jedoch nur einer schärferen Beobachtung bemerklich, und in der hiesigen Gesellschaft ist daher nur Eine Stimme über die Liebenswürdigkeit und Angemessenheit seines Gehabens ....

„Der Prinz hängt mit allen Fasern seiner Seele an dem Regiment,[1]) in welchem er, freilich nur sehr kurze Zeit, Dienst gethan und Erfolge gehabt hat, wie er sich schmeichelt. Dies Regiment ist seine eigentliche Heimat, wenigstens die Heimat seiner Gemütswelt und bis jetzt der Inbegriff alles Schönen und Trefflichen. In der Erinnerung an die dort erfahrene Anhänglichkeit verrät sich sein Gemüt. Ist nun aber auch seine ganz Vorliebe dem Kriegsdienste zugewendet, so hat er doch die Wichtigkeit seiner hiesigen Mission begreifen gelernt. Sind gleich seine Anstrengungeu für dieselbe nicht heroisch, so gewinnt er doch, begünstigt von trefflicher Auffassungskraft, in dem Umgange mit Männern von Auszeichnung, seinen Lehrern, täglich an Weite des Gesichtskreises, an Reife des Urteils, an Interesse für die höheren Verhältnisse der Welt . . .

„Der Prinz ist sittlich ernst und bis jetzt von reiner, keuscher Gesinnung. Seine eigentümliche Weise erschwert die Annäherung jeder unstatthaften Vertraulichkeit von seiten der jungen Leute, mit denen er gelegentlich verkehrt. Dies enthebt mich mancher schweren Sorge; es gestattet mir, ihm manche unschuldige Freiheit zu gewähren und ihm so die Abhängigkeit weniger fühlbar zu machen, in welche er, nach dem Willen Seiner Majestät und Höchstseines Herrn Vaters, zu mir gestellt worden ist — eine Abhängigkeit, deren bloßes Dasein sein Selbstgefühl verletzt, ohne daß ihre Äußerungen ihn bedrängen." . . . . . .

„Mein Dank" — so heißt es in der vom Dezember 1846 datierten Antwort, welche Roon auf diesen Bericht empfing — „hat eine doppelte Bedeutung, indem er zunächst der offenen und belehrenden Mitteilung gilt, die ich von Ihnen erhalten habe, dann aber auch in höherem Sinne . . den Ausdruck wahrer Anerkennung darbringt über die Treue und Umsicht, mit welcher Sie Ihren schwierigen Beruf erfüllen . . . ich kann Sie nur auf das bekannte Wort hinweisen, daß ohne Kampf kein Sieg errungen wird. Je schwieriger der Beruf, desto ehrenvoller; schreiten Sie also mutig auf der betretenen Bahn dem Ziele entgegen, das Gott Sie erreichen lassen möge, dies ist mein inniger Wunsch!

„Ihre Beurteilung . . . scheint mir vollkommen richtig; und weil ich manche Seiten desselben durch eigene Beobachtung schon kannte, werden Sie meinen Wunsch, darüber Auskunft zu erhalten, begreiflich finden . . . . Das Ziel der Erziehung darf nicht vereitelt werden, welches auch das Ihrige ist und sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen läßt: Preußische *Prinzlichkeit* in — deutsche *Fürstlichkeit* zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den *Menschen* dem Leben entgegenzubilden, und der *Mensch* in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks thut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern Not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist" . . . .

Der Briefwechsel mit den hohen Verwandten des Prinzen, welchem obiges Fragment entnommen ist, war zeitweise ein sehr lebhafter; auch forderte derselbe viel Zeit, da Roon ihn immer mit ganz besonderer Sorgfalt, mit Beachtung der vielfachsten Rücksichten und naturgemäß durchweg eigenhändig zu führen hatte.

[1]) Erstes Garde-Regiment z. F.

Trotz seiner großen Arbeitskraft sah er auch in dieser Vertrauensstellung seine Zeit sehr reichlich in Anspruch genommen. Er schrieb darüber einem vertrauten Freunde (Juli 1846) . . . „Die Hoffnung, Erträgliches zu leisten, stärkt und erquickt mich immer wieder von Neuem. Übrigens habe ich die faulen Tage, die Du mir rücksichtlich meines Gesundheitszustandes freundlich prognostizieren wolltest, noch nicht gesehen! Um Vater, Mutter, Hausfrau, wissenschaftlicher Ratgeber, Studiengenosse, Rechnungsführer und Begleiter eines jungen Fürstenkindes und zugleich Verweser eines eigenen Familien-Kreises von der Ausdehnung des meinigen zu sein: dazu braucht man alle Stunden des Tages" . . . . .

In den häufigen Briefen an die erlauchten Eltern, die sich wegen ihres besonders intimen Inhalts nicht wohl zur Mitteilung eignen, mußte R. besonders darauf bedacht sein, die oft hervortretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Prinzen und dessen Vater auszugleichen und die auf beiden Seiten hervortretenden Schroffheiten in ihren Folgen möglichst zu mildern; gelang dies auch, wie die empfangenen Antworten darthun, nicht immer — so besserte sich doch das Verhältnis nach und nach zusehends; und R. wurde dadurch und durch die dafür ausgesprochene Anerkennung später für manche Unannehmlichkeiten entschädigt. Ebenso mußten Berichte über des Prinzen Studiengang, seine Reisen, Urlaubswünsche u. s. w. direkt an den König (Friedrich Wilhelm IV.), den Minister des königlichen Hauses, den vortragenden General-Adjutanten erstattet werden. Wiederholt empfing Roon in solchen Angelegenheiten auch eigenhändige Schreiben des Königs, des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, und namentlich auch von der um das Wohl ihres Enkels sehr besorgten Großherzogin von Sachsen-Weimar (Großfürstin Maria von Rußland.) Überall wurde die Schwierigkeit seiner Aufgabe vollkommen gewürdigt. „Sie scheinen eben nicht auf Rosen zu wandeln," „Sie befinden sich in der schwierigen Lage, nach verschiedenen Seiten hin Front machen zu müssen" . . . solche Äußerungen wiederholten sich mehrfach in diesen Zuschriften, verbunden mit den von allen Seiten ihm und seinem Charakter ausgesprochenen Bezeugungen achtungsvollsten Vertrauens. —

Es würde zu weit führen, in die näheren Details dieser Korrespondenz einzugehen, aus welcher sich immer wieder ergiebt, mit welcher Treue und Umsicht Roon die ihm gestellte Aufgabe behandelte und wie erfreuliche Erfolge er schließlich auch erreichte. Der volle Umfang der letzteren sollte sich freilich erst in dem späteren Leben seines Zöglings — dann aber auch in glänzendster Art — erweisen. Prinz Friedrich Karl hatte unter Roons Leitung nicht nur die ausgezeichneten Eigenschaften seines Charakters entwickeln, die ungünstigeren beherrschen gelernt — sondern er gewann durch Roons ernsten Einfluß auch die Freude und den Sinn für wissenschaftliche, gediegene Beschäftigung, welcher den künftigen Feldherrn Preußens schon frühzeitig in bemerkenswerter Weise auszeichnete. Mit dieser Fähigkeit, sich in nutzbringender Art wissenschaftlich selbst fortzubilden, hatte der Prinz die Möglichkeit erlangt, sein allgemeines und militärisches Wissen so zu vermehren, daß es ihm die ersprießliche — aber auch unentbehrliche — Grund-

lage für sein späteres Können, für seine lorbeergekrönten Thaten werden konnte und auch geworden ist. —

Aus jener Bonner Zeit ist — auf Grund von Roons Aufzeichnungen — noch eine bemerkenswerte und hochherzige That zu erwähnen, bei welcher Prinz Friedrich Karl in großer Lebensgefahr schwebte.

Roon schrieb darüber (am 14. Juli 1847) an die Frau Prinzessin Karl (die Mutter „seines" Prinzen):

. . . „Vorgestern Nachmittag war der Prinz mit dem Grafen Bismarck ausgegangen und in einen Garten am Rhein getreten, in welchem eben die allwöchentliche musikalische Unterhaltung für die hiesige Gesellschaft stattfand. Diese wurde jedoch auf eine sehr unerwartete Weise durch einen vom Strom heraufschallenden Hilferuf gestört. Mehrere junge Männer sprangen die Terrasse hinab, unter ihnen der Prinz und Graf Bismarck. Eine auf den Wellen treibende Mütze, eine dann und wann aus ihnen hervorragende Hand ließen leicht erkennen, was vorgegangen. Graf Bismarck und fast im selbigen Augenblicke auch der Prinz warfen ohne Zaudern die Röcke ab und sich in den Strom. Der Graf war so glücklich, den Ertrinkenden zuerst zu erreichen und ihn über dem Wasser zu erhalten, bis er in einen herbeieilenden Nachen gebracht wurde, wobei der Prinz hilfreiche Hand leistete. Zwei andere, der junge Herr von Orlich und ein Unbekannter, hatten sich ebenfalls ins Wasser gestürzt, kamen aber zu spät. Der Gerettete, ein elfjähriger Knabe (Sohn des Weinhändlers Nettekoven) fand schnell die Besinnung wieder und eilte nach Hause, ebenso die Retter, denen ja Gott sei Dank! das unerwartete Bad bis jetzt in keiner Weise geschadet. — Der dankbare Vater machte am gestrigen Tage einen Besuch und erschien heute Abend unter dem Balkon des Prinzen an der Spitze des hiesigen Männergesang-Vereins „Konkordia", der unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge eine sehr gelungene Serenade ausführte. —

„Der Prinz war gleich nach dem Vorfall unzufrieden mit sich, daß ihm der Graf B. bei Ausführung des verdienstlichen Werkes zuvorgekommen; ich suchte Ihn zu trösten durch die Bemerkung, daß der Erfolg unseres Thuns immer in Gottes Hand stehe und daß nur die ihm zum Grunde liegende Absicht den einzig richtigen Maßstab für die Beurteilung von Gott und Menschen abgeben können.

„Diese kurze, schmucklose Darstellung wird ausreichen, um Ihre Königliche Hoheit vollständig über ein Ereignis in Kenntnis zu setzen, welches in seinem Verlaufe wie in seinem End-Resultat so viel Erfreuliches darbietet, daß man wohl von der drohenden Möglichkeit absehen kann, zu denen es, namentlich einem besorgten Mutterherzen, gleichfalls Veranlassung gegeben. Wenn Ihre Königliche Hoheit erwägen, daß mein hoher Pflegebefohlener in dem vorliegenden Falle so gehandelt, wie es einem beherzten und edlen Gemüte natürlich war: so werden Sie Ihm gewiß auch freudig verzeihen, daß Er dabei ein Ihnen teures Leben in Gefahr brachte, an welches das Vaterland mit Recht Ansprüche und Erwartungen knüpft;

und mit uns Gott dankbar und freudig preisen, dessen schützende Vaterhand den edlen Sprößling unseres erhabenen Königshauses gnädig bewahrt hat."—

Gleichzeitig ergingen Meldungen über den Vorfall an die Großmutter des Prinzen sowie an den General von Neumann, vortragenden General-Adjutanten Sr. Majestät.

Letzterer antwortete am 24. Juli:

. . . daß „Se. Majestät geneigt sei, beiden Rettern die Rettungsmedaille am Bande zu verleihen. Insofern hierzu jedoch vorschriftsmäßig die Überzeugung von der Lebensgefahr zum Grunde liegen muß, welcher sich dieselben, wie ich wohl glaube, wirklich ausgesetzt haben, ersuche ich Sie noch ergebenst, mir hierüber Ihre nähere und ausführliche Mitteilung gefälligst zu machen.

„Der König hat sich über das Benehmen des Prinzen herzlich gefreut und dies von Rechtswegen."—

Wenige Tage darauf berichtete Roon:

. . . „des Prinzen Friedrich Karl Königliche Hoheit hat, nachdem ich Ihm Mittheilung von Hochdero Schreiben gemacht, sich direkt an Se. Majestät gewandt, um als Augenzeuge und Mithandelnder dazuthun, daß der Graf Bismarck sich bei der Rettung des jungen N. allerdings in Lebensgefahr befunden habe, daß hingegen für den Prinzen eine solche nicht stattgefunden habe, weil er den Ertrinkenden erst dann erreicht und berührt, als sein eigentlicher Retter denselben bereits über dem Wasser gehalten und ein Nachen herbeigeeilt sei. Ich vermag diesem . . . nur wenig hinzuzufügen, da ich leider nicht Augenzeuge gewesen bin. Aus lokalen und allgemein in der Sache liegenden Gründen bemerke ich jedoch, daß die männliche und augenblickliche Entschlossenheit, welche der Prinz sowohl als Graf B. bewiesen, als sie bei dem ersten Hülferuf ohne alles Bedenken, fast im vollen Anzuge, in den tiefen reißenden Strom sprangen, gewiß die volle Anerkennung selbst jedes fertigen Schwimmers verdient, da sie offenbar unabhängig von der Fertigkeit ein Pflichtgefühl und eine Charaktertüchtigkeit bekundet, die nicht gewöhnlich sind. . .

. . . „Der hiesige Oberbürgermeister hat gleich nach dem Vorfall die Zeugen vernommen und das Protokoll darüber auf dem gewöhnlichen Instanzenwege, den bestehenden Vorschriften gemäß, eingesandt. —

„Schließlich füge ich noch hinzu, daß die besprochene Handlung und die Beteiligung des Prinzen an derselben im hiesigen Publico, wie leicht begreiflich, einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht hat und daß hier wohl nicht leicht jemand bezweifeln möchte, daß die Rettung nur mit wirklicher Lebensgefahr ausgeführt worden und auszuführen gewesen sei." . . .

Die erwähnten amtlichen Erhebungen führten dann dazu, daß beiden Rettern, dem Prinzen Friedrich Karl und dem Grafen Bismarck-Bohlen, von des Königs Majestät die Rettungsmedaille am Bande verliehen wurde. Der König hatte sich überzeugt, daß die edelmütige Bescheidenheit des Prinzen in seinem (oben erwähnten) Proteste gegen die in Aussicht gestellte Auszeichnung denn doch zu weit gegangen war. — Mit Recht hat der Prinz denn auch später auf diesen

wohlverdienten Orden einen ebenso hohen Wert gelegt als auf die später auf zahlreichen Schlachtfeldern erworbenen hohen Auszeichnungen. —

Nach Obigem ist — beiläufig — die Erzählung jenes Vorfalles zu berichtigen, wie sie auf Seite 6 der Lebensskizze des Prinzen-Feldmarschalls (Berlin 1885 bei E. S. Mittler erschienen) von D. Rogge mitgeteilt ist und welche angiebt, daß Major von Roon bei der betreffenden Lebensrettung Hilfe geleistet habe, dagegen des Grafen Bismarck gar nicht erwähnt wird. Unsere authentische Darstellung hat diesen Punkt richtig gestellt und nachgewiesen, daß Roon nicht anwesend war, also auch an der edlen That nicht beteiligt sein konnte. —

Zu Ostern 1848, mit Schluß des Semesters, sollte der Prinz Friedrich Karl seine Studien beenden. Die Ereignisse dieses Frühjahrs (Februar-Revolution in Paris) brachten es mit sich, daß er Bonn schon früher verließ. Hören wir auch darüber wieder Roons eigene Worte (Bericht an die Großherzogin von Sachsen-Weimar vom 8. März 1848):

„Ihrer Königliche Hoheit habe ich heut die plötzliche Abreise Allerhöchst Ihres Herrn Enkelsohnes nach Berlin zu melden. Nachdem mir Tags zuvor von seiten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Karl der Befehl zugegangen, den Prinzen zur Mitreise aufzufordern, passierte hier am Sonntag Nachmittag das Schiff, welches die gesammte hohe Familie trug, und nahm den Prinzen an Bord; ich begleitete die Herrschaften bis Köln, von wo ich hierher zurückgekehrt bin, um den Haushalt aufzulösen und dann nach Berlin zu folgen.

„Auf diese Weise ist der hiesige Aufenthalt meines hohen Pflegebefohlenen um 3 Wochen abgekürzt worden. Eine wesentliche Beeinträchtigung seiner Studien kann ich darin zwar nicht erblicken, da die mit den Tagesereignissen verknüpfte Aufregung in der That jedes andere Interesse verschlang. Auch ist es an der Zeit, daß der Prinz sich gegenwärtig ohne Säumen militärischer Beschäftigung zuwende, damit die Zukunft ihn vorbereitet finde zu Leistungen, die das Vaterland von seinen jungen Fürsten mit Recht erwartet. Dennoch würde ich es lieber gesehen haben, wenn der Prinz nicht gestört worden wäre in seinem Gange; denn das ohnehin aufgeregte Publikum wird durch derlei außerordentliche und plötzliche Maßregeln leicht noch mehr irritiert und noch lebhafter angeregt zu falschen Beurteilungen der in den höchsten Kreisen herrschenden Meinungen und Ansichten über die gegenwärtigen bedenklichen Zeitereignisse. Bei diesem Anlasse kommt es indessen auf mein persönliches Dafürhalten nicht an“ . . .

„Es wird Ihrer Königlichen Hoheit übrigens nicht unangenehm sein zu erfahren, daß das Scheiden Ihres Herrn Enkelsohnes vom hiesigen Musensitze von den lebhaftesten und ungeheucheltsten Merkmalen herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit begleitet war. Die Behörden der Stadt, die Universität, das Offizierkorps, alle, die sich nur irgend dazu berechtigt glaubten, eilten am Morgen, als die plötzliche Abreise bekannt geworden, herbei, um dem lieben jungen Herrn Lebewohl zu sagen; zuletzt kamen noch die Studenten mit Musik in feierlichem Aufzuge mit einem Lebehoch. Der Prinz benahm sich bei allen diesen Demonstrationen vortrefflich. Sichtlich bewegt, ja erschüttert, verlor er dennoch keinen Augen-

blick eine wünschenswerte Fassung. Er wußte jedem etwas Passendes und Freundliches zu sagen, und immer sah man, daß es von Herzen kam und zu Herzen ging. Ihre Königliche Hoheit können ermessen, wie wohl mir das that! Ich muß mich jetzt von ihm trennen: das ist mir in diesen Abschiedsszenen mit erhöhter Deutlichkeit entgegengetreten. Die dabei und früher kundgegebene Reife — die freilich noch immer weiterer Entwicklung bedarf — macht es, eben dieser Entwickelung wegen, nötig, daß der Prinz der von mir bisher ausgeübten positiven Leitung enthoben werde. Nun habe ich zwar dieselbe, in dem Maße als der Prinz sich dazu reif zeigte, schon in den letzten Jahren mehr und mehr zurücktreten lassen, und es ist denkbar, daß dies auch ferner in noch höherem Maße geschehen könnte. Allein bei dem strebsamen, zur Autoritätseifersucht neigenden Charakter des Prinzen ist es mir sehr zweifelhaft, ob ich im stande sein würde, den hinreichenden Einfluß zu behalten, nachdem ich, wie es doch Alter und Reife des Prinzen verlangen, meiner amtlichen Machtvollkommenheit entkleidet worden. Zur Bewahrung eines solchen persönlichen, durch Nichts gestützten Einflusses fehlt es meinem Charakter an Geschmeidigkeit und Elastizität. Es ist daher im Interesse Dessen, dem seit zwei Jahren alle meine Kräfte gewidmet waren, daß ich einem Andern Platz mache, der sich für die veränderte Stellung in höherem Maße eignet. Ich glaube einen solchen Mann in der Person des Major ** gefunden zu haben, und die fürstlichen Eltern sind auf den Vorschlag eingegangen; ich erwarte die desfallsige Entscheidung Seiner Majestät des Königs. Wie diese auch ausfalle: immer werde ich mit dem höchsten Interesse der ferneren Entwicklung des teuren Prinzen folgen, dessen nicht ohne Kampf gewonnene Zuneigung mir eine wahre Genugthuung gewährt; immer werde ich auch mit der innigsten Dankbarkeit der vielen Beweise des Wohlwollens und Vertrauens gedenken, welche mir von Seiten der Mitglieder seiner hohen Familie, namentlich auch durch die Gnade Ihrer Königlichen Hoheit zu Theil geworden sind" . . .

In der Antwort (vom 12. März 1848) schreibt die Frau Großherzogin u. a.: „Ihr Urteil über die Studien meines Enkels hat mich erfreut, ganz besonders aber die gedeihliche Entwickelung seines Gemütes wie seines Geistes, die unter Ihrer einsichtsvollen Leitung einen so guten Fortgang gehabt hat" . . . und schließt mit den besten Wünschen für die Zukunft des Major von Roon: „der Großherzog und ich hoffen, daß Sie von nun an niemals Weimar passieren werden, ohne sich darin aufhalten zu wollen" ꝛc.

Noch im März folgte Roon mit seiner Familie dem Prinzen nach Berlin, und im April 1848 wurde sein, aus den oben angegebenen Motiven von ihm für unerläßlich gehaltener Antrag um Entbindung von seiner Stellung als militärischer Begleiter genehmigt. Er trat zum großen Generalstabe zurück, wurde jedoch sehr bald darauf nach Koblenz zum Generalstabe des Generalkommandos VIII. Armeekorps versetzt und noch im August desselben Jahres (an Stelle des Oberstleutnant von Höpfner) zum Chef des Generalstabes dieses Armeekorps ernannt. —

Das warme und innige Interesse und die weitere Entwickelung des Prinzen Friedrich Karl hat R. jedoch lebenslang in treuester Anhänglichkeit

bewahrt; und selten ist auch wohl ein Mentor zu gleich hohem Stolze auf die Thaten seines Pflegebefohlenen berechtigt gewesen! Es wird sich später die Gelegenheit bieten, auch noch Mitteilungen über die spätere Korrespondenz dieser beiden Männer zu machen, welche, bei aller sonstigen Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und Eigenart, doch das gemeinsam hatten, daß sie beide den allerwichtigsten Einfluß auf die Entwickelung und Ausbildung der vaterländischen Heeresmacht zu nehmen berufen wurden, und daß sie beide, jeder an seinem Platze, diese ihre Aufgabe durch unsterbliche und unerreichte Leistungen zu lösen verstanden. —

Wie sehr R. aber — und zwar gerade im Momente der Trennung von „seinem“ Prinzen — das Wohl desselben auf seinem Herzen trug, wie tief er nachgedacht hatte über die Eigentümlichkeiten seines Wesens und Charakters, und wie sorgsam er bemüht war, auch für die nähere und fernere Zukunft die Wege zu ebnen, damit die bedeutenden Gaben des Prinzen in jeder Weise fortgebildet würden und zur vollen Geltung kommen könnten — das zeigt ganz besonders die durch den Vater des Prinzen dem Könige zur Genehmigung unterbreitete Instruktion, welche Roon schon Ende Februar 1848 für seinen Nachfolger entworfen hatte. In diesem Aktenstücke findet sich die Summe der Erfahrungen und Beurteilungen, welche R. im Verkehr mit seinem Prinzen gewonnen, vereinigt mit den sorgfältigsten und zweckmäßigsten Vorschlägen und Anweisungen für den ferneren Studien- und Lebensgang. Es sei gestattet, auch aus dieser Instruktion einige Auszüge mitzuteilen, da auch aus diesen eigenhändigen Aufzeichnungen Roons seine innersten Lebens- und Weltanschauungen deutlich erkannt werden können.

. . . „Von der guten Gesinnung des Prinzen und dem Interesse für sein eigenes Heil wird erwartet, daß er sich in christlicher Demut und Bescheidenheit zugleich fortwährend erinnern werde, wie vieles ihm noch zu erlernen und anzueignen übrig ist, wie sehr er sich überall noch als Anfänger zu betrachten hat und wie lebhaft ihn seine hohe Stellung auffordert, die gepflanzten Keime sorgfältig zu pflegen und zu entwickeln, damit ihnen reiche Früchte entsprießen; Früchte, die dem Vaterland Segen, seiner hohen Familie Freude, ihm selbst Befriedigung gewähren.“ . . .

. . . „Auf der anderen Seite wird dem Major ** (Roons Nachfolger) aufgegeben, mit allen seinen Kräften dahin zu wirken, damit der Prinz in der ihm, als Mitglied des königlichen Hauses, vorzugsweise wohlanstehenden christlichen Gesinnung, in der ihm bisher eigenen Reinheit der Sitten und in der Lauterkeit des Wandels verharre, welche mit Recht in jedem Stande als schönste Zierde gelten, aber in Wahrheit vornehmlich für den unerläßlich sind, dessen hohe Stellung ihn für Millionen zum ruhmwürdigen Vorbild oder — zum demütigenden Ärgernis macht.“ . . .

. . . „Nachdem der Prinz durch die nunmehr beendeten zweijährigen Universitätsstudien die unentbehrlichen Grundlagen allgemeiner Bildung gewonnen, wird sein nächstes Augenmerk dem üblichen Brauche gemäß darauf zu richten sein, daß

er ein guter Offizier werde, womit indeß die fernere Kultur allgemeiner, namentlich staatsmännischer Interessen und Studien keineswegs ausgeschlossen werden soll. Weil der Prinz aber nicht bloß, wie jeder andere Offizier, dem Vaterlande nach Vermögen zu dienen, sondern auch kraft seiner hohen Geburt ganz ausdrücklich dazu berufen ist, dereinst einen ausgezeichneten Platz im Heere würdig einzunehmen und diesem in Tüchtigkeit und Einsicht vorzuleuchten: so wird sich seine militärische Bildung, die ihrer Natur nach eine theoretische und eine praktische Seite hat, auch weder auf die eine noch auf die andere ausschließlich zu beschränken haben . . . Denn es ist einleuchtend, daß der allseitigeren Reife auch das einflußreichere Wirken, der tieferen Ausbildung auch die höhere Geltung entsprechen wird, diese wie jene zur Freude seiner hohen Angehörigen, zum Frommen des Vaterlandes und zur Verherrlichung der Armee." . . .

Es folgen nun Vorschriften zur weiteren Ausbildung im Frontdienste der verschiedenen Waffen, deren taktische Elemente zunächst gründlich zu erlernen seien; nach und nach sei dann zu höheren Aufgaben und Stellungen auf diesem Gebiete vorzuschreiten und würde sich dabei auch bald ergeben, für welche Waffe der Prinz eine besondere Neigung zeige. — Nach Beendigung des praktischen Kursus durch alle drei Waffen werden sodann größere Reisen, „zur ferneren Erweiterung des Gesichtskreises" in Aussicht genommen, und zwar auch Reisen zu den wichtigsten größeren Truppenzusammenziehungen und Manövern des In- und Auslandes, sowie kriegshistorische Reisen nach Art der Generalstabs-Übungsreisen ꝛc.

Die Wintermonate sollen ferner besonders zu theoretischen Studien benützt und diese auf die höheren Teile der Kriegskunst und das Studium der Kriegsgeschichte ausgedehnt werden.

„Hierbei ist von dem Eifer des Prinzen zu erwarten, daß er die bereits gewonnenen Resultate seiner bisherigen historisch-politischen und staatsmännischen Studien nicht wieder aufgeben, sondern vielmehr thätig weiter entwickeln werde durch wohlgewählte Lektüre und geistigen Verkehr mit solchen ausgezeichneten Personen, deren reife Erfahrung und gediegene Welt-Anschauung das Urteil des Prinzen über öffentliche Zustände und Verhältnisse zu vervollständigen und zu berichtigen geeignet ist. Der Prinz wird die Nützlichkeit eines solchen Verkehrs auch fernerhin anerkennen, indem er sich der durch seine Lebensstellung gegebenen ernsten Notwendigkeit erinnert, immer, selbst wenn es augenblicklich lästig fällt, das Würdige und Bedeutende aufzusuchen und dem bloß Unterhaltenden und Angenehmen, auch da, wo es an sich nicht eben unwürdig oder verwerflich erscheint, vorzuziehen. —

„Vorzüglich wünschenswert ist es endlich, wenn der Prinz mit zunehmender Reife auch mehr und mehr lernt, sich auf angemessene und selbstbelehrende Weise selbst zu beschäftigen: denn nur dem unreifen Jugendalter ist es zu verzeihen, wenn es die dem Menschen zugemessene Lebensspanne als ein unerschöpfliches Kapital betrachtet, mit dem nicht nötig sei Haus zu halten, während der gesinnungsvolle Ernst einer hohen und reichen Zielen nachstrebenden reifen Per-

sönlichkeit nichts Wichtigeres kennt, als, jede Minute nutzbar anlegend, mit dem anvertrauten Pfunde tausendfältig zu wuchern."

Es folgt der Vorschlag zu der Bestimmung des Königs, daß diese Instruktion auch dem Prinzen mitgeteilt werden soll. „Von seiner treuen Anhänglichkeit an König und Vaterland — dem sein Leben gehört — von dem hochsinnigen Berufseifer, der aus der richtigen Würdigung seiner fürstlichen Stellung entspringt; von dem sittlichen Ernst seiner christlichen Gesinnung — wodurch erst jede männliche und fürstliche Tugend ihre Weihe und Wahrheit erhält — wird erwartet, daß er tief beherzigen werde, was hiermit aus königlicher und freundlicher Fürsorge für sein wahres Wohl „ebenso ernstlich als „gnädig" angeordnet worden ist." — (Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Die Basis der Pyramide.

Erzählung

von

L. Westkirch.

In der Gießhütte der Gebrüder Steinwedel ging es heute ungewöhnlich lebhaft her. Ein Vetter des Fabrikherrn war von Berlin herübergekommen, um die Werke zu sehen. Da er seine Frau mitbrachte, schlenderte auch Paul Steinwedel, der sich sonst um den Betrieb wenig kümmerte, mit der seinigen in die Gießerei hinunter, und eine junge Base, welche seit acht Tagen im Steinwedel'schen Landhaus als Gast weilte, hatte die Gelegenheit benutzt, dem Guß zuzusehen und sich der Gesellschaft angeschlossen.

Es war ein Ereignis, als die modischen hellen Sommerkleider der Damen am Eingang der rußgeschwärzten Halle auftauchten, in deren Dunkel zwei einander an den Langseiten gegenüberliegende Reihen mächtiger Fenster mit nur mäßigem Erfolg ihr Licht warfen. Die plötzlich aus dem grellen Sonnenschein der Straße Eintretenden unterschieden zunächst nichts als ganz am anderen Ende des langgestreckten Baues ein glühendes Viereck und in Manneshöhe darüber zwei kleinere, kreisrunde Glutflecken, gleichsam ein Paar Feueraugen über einem feurigen Rachen, die aufdringlich durch den dämmerigen Raum strahlten, eine groteske Physiognomie bildend, das Riesenantlitz des Götzen, dessen Dienst dieser Tempel geweiht war.

„'S ist ein hohler Kürbis mit einem Lichte drin," erklärte Paul und lachte über seinen Witz. Sein Bruder Oskar rief unterdessen in das Dunkel hinein: „Brückner!"

Er hatte keine sehr laute Stimme, der hagere, fast schwächlich aussehende Chef des Hauses Steinwedel mit seinem schlichten, braunen Haar und dem spär-

lichen Bart um einen auffallend schmallippigen Mund, aber es lag etwas von dem Klang aufeinander schlagenden Eisens in ihrem Schall; klar, trocken, kurz tönte sie durch die Halle, die Stimme des Gebieters, der Widerspruch weder erwartet, noch duldet, und seine kleine, nervige Hand räumte im Vorübergehen eine umgefallene Eisenschiene aus dem Weg, als wäre sie ein Spazierstöckchen.

Aus einer der Gruppen von rußgeschwärzten Männern, welche mit aufgestreiften Hemdsärmeln und auf der Brust offenstehenden Hemden, deren ursprüngliche Farbe unter dem Überzug von Kohlenstaub nicht mehr erkennbar war, in den halbdunklen Ecken über ihren Formkasten kauerten oder auch an die Pfeiler geräkelt, abwartend herumlungerten mit den langsamen, trägen Bewegungen von Leuten, die berufsmäßig mit ungewöhnlich schweren Lasten umzugehen haben, löste sich eine untersetzte Gestalt und watete schweren Schrittes durch den grauschwarzen Staub, der zollhoch den Boden bedeckte, den Eintretenden entgegen.

Die Augen seiner Kameraden folgten ihm mit Stolz, wie er, eine Art Kratzfuß vollführend, sich mit dem roten, baumwollenen Taschentuch den Schweiß und Kohlenstaub unter dem überhängenden Haar von der Stirn wegfegte und dann mit einem Blick auf die Damen den Mund zu einem anmutvoll ermutigenden Lächeln so breit zog, daß die Winkel sich in dem kurzgeschnittenen Vollbart verloren, dessen Gelbblond eigentümlich scheckig unter der Rußschicht hervorschien, welche den Mann vom Kopf bis zu den Füßen umhüllte. Nur die Zähne, lückenlos in fast quadratischen Vierecken aneinandergereiht, zeigten die verblüffende Weiße eines Raubtiergebisses. Ja, der Brückner war ein Tausendsassa! und die Hütte empfand's mit dankbarer Genugthuung, daß der Herr gerade ihn zur Führung der Damen beorderte, welche auf diese Weise den vorteilhaftesten Eindruck von ihnen insgesamt erhalten mußten.

Wie die beiden sich einander gegenüberstanden, konnte man sich keinen mehr in die Augen fallenden Gegensatz denken als den blonden, untersetzt gebauten Arbeiter mit seinem gutmütigen, breiten Lachen und den zierlichen, dunkeläugigen Prinzipal mit den scharf geschnittenen, statuenhaft unbeweglichen Zügen.

„Brückner, die Gesellschaft hier wünscht dem Guß zuzusehen, — es wird doch heut noch gegossen?"

Der Mann rückte seine Mütze. „Jawohl, Herr Steinwedel; das haben die Herrschaften ganz ausnehmend gut getroffen. In fünf Minuten geht's los. Vielleicht beliebt's, sich unterdessen hier eine Kleinigkeit umzuschauen?"

Und mit einer einladenden Handbewegung schlurfte er voraus, den Staub unter seinen Tritten aufwirbelnd, rückte hier einen der mit festgestampftem, nassem Sand gefüllten Formkasten bei Seite, um Platz zu schaffen, hielt dort eine kunstvoll durchbrochene Ofenthür in das rechte Licht, trat dann mit einer höflichen Schwenkung seitwärts, um den Damen den Vortritt zu gewähren zu einem etwas helleren und saubereren Verschlag, in welchem die Hohlformen für Glücksschweinchen und Sechszehnender zum Schmuck für Briefbeschwerer angefertigt wurden. „Die Gnädige haben ohne Zweifel so ein Dings auf Ihrem Schreibtisch stehen; da sehen Sie nun, wie's gemacht wird." Paul bummelte immer

hinterdrein, des Arbeiters ehrbar verständige Erläuterungen durch seine Witze ergänzend.

Oskar hatte indessen den Vetter mit sich genommen, der war vom Fach. Ohne einen Blick auf das drum und dran, welches des Laien Auge beim Eintritt in eine Gießhütte gefangen nimmt, stiegen die beiden an dem fauchenden Hochofen vorüber, der ihnen aus einem seiner beiden Glutaugen bösartig nachzuschielen schien, eine ausgetretene Wendeltreppe hinauf zu einem langgestreckten Bretterboden, auf welchem abwechselnd Eisenerze und Koks aufgeschichtet lagen. Seine knarrenden Dielen erschütternd, drehte sich unter ihm das Schwungrad des Gebläses; durch die Ritzen und Astlöcher sah man den breiten Lederriemen der Transmission sich bewegen. Und mitten in dem Sausen und Zischen der Blasbälge, dem Surren der Räder, dem Keuchen und Stampfen der Maschine, welche den Boden unter ihm schwanken machte wie ein Schiffsdeck, in dem Höllenlärm über, unter, neben ihm, und der Höllenglut, die aus einem weit offenen Viereck zu seinen Füßen, dem nimmersatten Schlund des Hochofens, zu ihm aufstrahlte, stand gelassen der Heizer, in schwieliger Faust die Schaufel wiegend, mit welcher er kunstverständig in abwechselnder Folge Koks und Erze, Erze und Koks nachfüllte in dem Maß, wie die Glutmasse im Bauch des Ofens zusammensank.

Als Oskar sich niederbeugte und von einem der Haufen eine Handvoll Erze aufnahm, um sie seinem Begleiter zu weisen, mischte der Mann am Ofen sich ins Gespräch.

„Schlechtes Material, Herr Steinwedel, besonders der letzte Waggon; giebt nichts aus, gedeiht nicht. Wir könnens fuderweise hier oben in den Ofen schaufeln, unten am Krahn läuft nichts heraus! 'S ist der reine Betrug."

„Geben Sie mehr Koks zu," riet der Vetter.

„Hab's versucht, Herr. Dann ist erst recht der Teufel los. Das Zeug reißt und springt in den Formen, so wie es nur kalt wird. Wir haben seit Menschengedenken nicht so viele Fehlgüsse gehabt. Da sehen Sie, das ist von einem einzigen Tag."

Er wies auf eine Anhäufung geborstener Eisenplatten, verbogener Ofenseiten, brüchiger Zylinder — unglückliche Mißgeburten, welche in trübseliger Unbrauchbarkeit des Augenblicks warteten, da sie abermals in die brodelnde Glut des Ofens untertauchen und sich auflösen durften, in der Hoffnung, zu einem zweiten, nützlicheren Dasein wiedergeboren zu werden.

„Ich hab's kommen sehen," sagte Oskar Steinwedel finster, „'s ist nichts mehr mit den G.'schen Gruben."

„Warum beziehst du deine Erze nicht aus Schlesien?" fragte der Fremde.

„Erbarm' dich! wie soll ich die Fracht erschwingen bei den teuren Löhnen, die ich hier am Ort zahlen muß?!"

Der Fremde sagte nichts mehr. Er besah und befühlte sorgfältig die Eisenerze, prüfte mit Kennerblick die Bruchflächen der Fehlgüsse und zuckte die Achseln.

Auch Oskar schwieg. Er sah durch das offene Mansardenfenster, vor welchem er stand, hinaus in die sonneverdunkelnde Rauchwolke, die tagaus, tagein über

dem Industrieort hing, auf den Wald roter und gelber Fabrikschornsteine, die kerzengerade in diese Wolke hineinragten, und dann wieder den Speicher entlang, über die Erze, die Fehlgüsse, die Kokshaufen hinweg mit einem Blick, der nichts von dem allen zu sehen schien, und endlich sagte er sehr leise und sehr bestimmt, nicht zu dem Arbeiter und nicht zu dem Freunde, sondern gleichsam als das Endergebnis einer langen Kette von Schlüssen: „Ich muß es anders versuchen," und wußte es vielleicht selbst nicht, daß seine Gedanken Worte angenommen hatten.

Der Boden schütterte und dröhnte; die Maschine, welche jetzt mit gesteigertem Dampfdruck arbeitete, keuchte und stampfte, das Gebläse heulte und fauchte. Dennoch, durch all' dies Getöse, hatte der Mann am Ofen des Herrn leises Wort vernommen, und die Schaufel zuckte in seiner Hand.

Dem Vorarbeiter, welcher ihn abzulösen kam, raunte er's mit krauser Stirn zu: „Er wird's anders versuchen!" Als er die knarrende Wendeltreppe hinuntergestampft war, packte er zwei der berußten Gesellen, welche, die Gußkellen in der Hand, auf das Aufschlagen des Krahnes warteten, am Arm, nickte furchtbar ernsthaft und flüsterte ihnen ins Ohr: „Er wird's anders versuchen, er hat's eben gesagt." Und wie ein Lauffeuer flog das Wort von einer der Gruppen zur anderen: „Er wird's anders versuchen", und die Fäuste ballten sich, und die Gesichter nahmen unter der schwarzen Rußmaske einen drohenden Ausdruck an. „Anders versuchen! — Die Kartoffelernte mißrät, das Heu ist auf den Wiesen verfault, eine Teuerung steht vor der Thür — und dann anders versuchen! Kreuzelement! Dann versuchen wir's eben auch anders!"

Wie wenn der Wind ein Ährenfeld aufwühlt, so ging ein Wogen und Rauschen durch den weiten Raum, ein unheimliches Murmeln und Raunen, das nur da jäh verstummte, wo die hagere Gestalt des Chefs auftauchte und einen seltsamen Untergrund bildete für das fröhliche Lachen, welches Brückners bewährte Scherze den Damen entlockten.

Auf einem Korb mit Eisenabfällen unter einem der schwarzbestaubten Riesenfenster, welche nur zu den drei Jahresfesten einer oberflächlichen Säuberung unterworfen wurden, hockte, mit dem Rücken faul an die Steinwand geflegelt, ein rotbärtiger Bursch. Sie nannten ihn in der Hütte den „Leipziger," obgleich er ehrlich und christlich Anton Winter getauft war, und man sagte von ihm, daß er den Teufel nicht fürchte, ja, nicht einmal den Oskar Steinwedel. Bei einer Meinungsverschiedenheit hatten die Beiden einander eine halbe Minute lang unentwegt in die Augen gesehen, und der Arbeiter war es alsdann nicht gewesen, der zuerst seinen Blick fortwandte. Seitdem aber sah man verschiedene neugierige Herren das Haus umschwärmen, in welchem Winter auf Logis lag, — eine Aufmerksamkeit, welche dieser überzeugt war, seinem Brotherrn zu verdanken, doch versicherte er lachend: „Seinetwegen könnten die Spitzel ihm den Buckel hinaufsteigen; ihn kriegten sie nicht dran." Übrigens war der Mann ein Former, der seinesgleichen suchte, und ein Kamerad dazu, dessen Geldbeutel, aus einer geheimnisvollen, nie versiegenden Quelle allzeit mit frischem Zufluß gespeist, jedem seiner Freunde geöffnet war.

Bis in seine Ecke war das aufregende Wort gedrungen, aber von seinen Zügen verscheuchte es nicht das höhnisch überlegene Lächeln, welches denselben so unabänderlich anhaftete, als wäre es ihm angeboren, und achselzuckend murmelte er zu seinem Nachbar gewandt: „Arme Tröpfe! Ballen die Faust im Sack! Kommt's zum Klappen, parieren sie wie die Rekruten auf dem Exerzierplatz. Paß' auf, Roth, er wird ihnen einen Hungerlohn bieten, und die Schwachköpfe küssen ihm noch die Hand dafür. Wetter, wir sollten klug sein! — Ist dir's recht, so sag' ich dir nachher was."

Aber er erfuhr zunächst nichts über die Geneigtheit des Anderen, zu hören. Der ungewöhnlich hübsche Bursch hatte die Hand auf den Rand seines Formkastens gestützt und starrte traumverloren die blonde Base der Steinwedels an, die einsam inmitten der Halle stehen geblieben war, unschlüssig, ob sie ihr lichtweißes Gewand durch weiteres Vordringen in den schmutzigen Raum in Gefahr bringen oder umkehren solle. Vielleicht lag etwas in dem Blick des jungen Formers, das sie mehr anzog als der Fabrikbetrieb ihrer Vettern, denn mit einer plötzlichen vornehmen Nichtachtung ihrer Kleidung schritt sie durch den Kohlenstaub gerade auf ihn zu.

„Was machen Sie da?"

Das Blut stieg dem Burschen heiß ins Gesicht, — so unvermittelt war sie an ihn herangetreten, die weichen, weißen Falten ihres Gewandes streiften fast seinen rußgeschwärzten Arm, ein starker, süßer Duft umwogte ihn, nie hatte er eine vornehme Dame so nahe gesehen, sie kam ihm vor wie ein Wesen aus einer anderen Welt.

„Ich forme," stammelte er.

„Wie machen Sie das? Ich möchte gern zusehen."

Er überstürzte sich vor Eifer. „Die Form wird dem nassen Sande eingedrückt. Dies hier, sehen Sie, wird diese Ofenthür. Sie bemerken die Zeichnung im Sande in diesem Kasten und in jenem, — die Figuren müssen aufs Haar aufeinander passen. Der zweite Kasten wird dann vorsichtig dem ersten als Deckel aufgestülpt, — so. Durch die Öffnung hier wird das Eisen mittelst einer jener Gießkellen eingegossen, und diese anderen Öffnungen sind notwendig für das Entweichen der Luft."

„Gießkellen nennen Sie das?" Das Mädchen erfaßte den langen Eisenstiel eines der den Schöpflöffeln ähnlichen Geräte, welche regellos gegen den Pfeiler gelehnt waren, und versuchte dasselbe aufzuheben, aber ihre Kräfte reichten nicht aus; lachend ließ sie den Stiel los und stäubte den Ruß von ihren hellen Handschuhen.

„Wir haben viel größere," erklärte der Arbeiter. „Einige fassen zweihundert Pfund. Aber die kann ein Mann nicht regieren."

„Und das Eisen ist so flüssig, daß sie's herüber und hinüber gießen können?"

„Flüssig wie Wasser. Wenn Sie sich's ansehen wollen — — Es macht Fremden meist großen Spaß."

Er führte sie zu dem Hochofen und deutete auf einen der beiden runden, mit einem grünlichen Marienglas verkleideten Ausschnitte. „Sehen Sie nur herzhaft hinein."

Das Innere des Ofens füllte eine weißglühende Masse, leuchtend helle Tropfen sickerten ununterbrochen von einem Stückchen Kohle zum anderen. „Das Flüssige, das ist das Eisen."

Das junge Mädchen fand Gefallen an dem Schauspiel; sie interessierte sich urplötzlich lebhaft für alles, was die Fabrik anging.

„Sie arbeiten wohl schon lange bei meinem Vetter?"

„Seit meiner Einsegnung. Herr Steinwedel hat mich gleich hingenommen — meines Vaters wegen."

„Arbeitet der auch hier?"

„Ach nein, er ist verunglückt. Er hatte Pech, wissen Sie, beim Aufschlagen des Krahns; die Masse ist ihm über die Füße geflossen. Das hat er denn nicht durchgehalten, sagen die Leute. Ich selbst weiß nichts, ich lief noch nicht damals."

„Es war hart für Ihre Mutter."

„Ja. Mutter ging in die Spinnerei, welche Sie drüben liegen sehen."

„Nun, dann war für Sie trotzdem gesorgt," meinte das Mädchen und lächelte dem Manne freundlich zu. „Mein Vetter hat uns die prächtige Krippe gezeigt, das Asyl, in welches die in der Spinnerei beschäftigten Frauen ihre Kinder tagsüber bringen. Wir waren ganz entzückt! Diese weiten Gänge, diese hohen, luftigen Säle!"

„Ja," stimmte der Arbeiter bedächtig bei, „Raum genug ist drin."

Und als kehrte er noch einmal in seine Kindheit zurück, sah er die kahlen, graugetünchten Wände um sich aufragen, deren Einförmigkeit nur durch die Zapfenbretter mit den Tageskittelchen für jedes Kind unterbrochen wurde. Am Nagel über der Waschschale baumelte der große Schwamm, welcher einem der sich sträubenden Schreihälse nach dem anderen mit maschinenmäßiger Gleichmäßigkeit durchs Gesicht fuhr, nachdrücklich und immer verkehrt herumgeführt von Schwester Beatens kalten Knochenhänden. Die Berührung dieser Hände hatte sich ihm unauslöschlich eingeprägt; noch zur Stunde konnte er nicht die Tollfaltenhaube und den weiten Tuchmantel einer Diakonissin sehen, ohne das zuwidre Gefühl des verkehrt geführten Schwammes im Gesicht zu haben.

„Also dort sind Sie aufgewachsen?"

„Ja, bis Mutter starb. Das große Rad riß sie mit. Es war mit eins vorbei."

Die Fremde blickte mit wirklicher Teilnahme auf den Burschen. — „Gewiß erinnern Sie sich Ihrer Mutter noch genau"?

Nein, er erinnerte sich nicht. Wie sollte er? Es war immer soviel anderes zu denken gewesen. Und was konnte es helfen? Sie war ja tot. Nur, da die Fragen seiner Begleiterin mit greifbarer Lebendigkeit die Bewahranstalt heraufbeschworen, in welcher er während seiner ersten Lebensjahre die Tage zuzubringen pflegte, fiel ihm durch eine natürliche Ideenverbindung zugleich die Ungeduld ein,

mit welcher er Abend für Abend auf den Flur hinausgehorcht hatte, bis er seiner Mutter Schritt heraushörte aus all' den anderen Schritten und Tritten draußen, und wie glückselig er sich von ihr forttragen ließ in ihr winziges Kämmerchen, dessen niedrige Wände von oben bis unten bedeckt waren mit Photographien, gestickten Stecknadelkissen, Grassträußen, muschelbesetzten Mappen, lauter Wundern, um deren jedes seine kindliche Einbildungskraft ganze Geschichten spann. Wie wonnig saß sich's auf ihrem Schoß! Wie gut schlief sich's neben ihr auf dem Strohsack, weit besser als in dem überreinlichen Anstaltsbett! — und unter dem Eindruck dieser Erinnerungen erwiderte er träumerisch ins Leere starrend:

„Sie hatte eine ungemein weiche Hand, die Mutter," — eine Antwort, mit welcher die Fragerin nichts anzufangen wußte. Dennoch setzte sie das Gespräch fort.

„Wir sind also in gleichem Falle, Herr — — Wie nennt man Sie?"

„Philipp Roth."

„— Herr Philipp Roth. Auch ich bin früh verwaist. Mein Vater fiel auf dem Schlachtfeld wie der Ihre in seinem Beruf. Wie Sie, stehe ich allein und mittellos im Leben, einzig auf meine Kraft, auf meine Arbeit angewiesen."

Ungläubig starrte er ihre lichte Erscheinung an und schüttelte den Kopf.

„Ach nein," sagte er dann scheu, „das ist doch anders. Sie sind eine vornehme Dame, eine Verwandte von den reichen Steinwedels, wenn ich recht berichtet bin — — Sie brauchen nicht zu arbeiten."

„Arbeiten müssen wir alle," sagte das Mädchen mit schöner Überzeugung, „auch mein Vetter. Mir aber trauen Sie's hoffentlich nicht zu, daß ich Almosen von meinen Verwandten annehme! Ich fühle das Zeug in mir, mir meinen Weg selbst zu bahnen. Nicht ein bischen fürchte ich mich vor dem Kampf mit dem Leben!"

Sie stemmte ihren glanzledernen Hackenstiefel fester in den Kohlenstaub und stand kühn wie eine Siegesgöttin im Widerschein des Hochofens, der sie aus seinen schielenden Gnomenaugen höhnisch anglotzte, als wolle er sagen: „Weiß schon, was es mit deinem Arbeiten auf sich hat! Ich fordere andere Frohn von meinen Dienern."

Aber der Bursche war nicht so klug. Zu der ungeheueren Bewunderung, welche sein Herz lange schon für die schöne Dame erfüllte, gesellte sich nun ein fast schmerzliches Mitleid. Arbeiten wollte, — mußte! dies holde Menschenwunder, arbeiten wie die Grete, die Hanne, die Trude und all' die Mädchen, die er kannte! Die waren's gewohnt von Kindesbeinen an und hielten's doch oft nicht durch, sanken und wurden schlecht. Und nun diese da! Gewiß, Herr Steinwedel sollte das nicht leiden!

Ehe er jedoch Worte für die auf ihn einstürmenden Empfindungen finden konnte, schnitt der helle Ton einer Glocke ihm die Rede ab und erweckte jählings wie durch einen Zauber hastige Regsamkeit weithin durch die dämmerige Halle. Sämtliche Gruppen lösten sich; die Gießkellen in der Hand, drängten die eben noch schwerfällig Träumenden zum Hochofen. Auch die Herrschaften hatten sich

eingefunden. Ein altes Sprüchlein zwischen den Zähnen murmelnd, schlug Brückner den Krahn auf, und nun prasselte und rauschte der Feuerstrom hervor in die untergehaltenen Kellen, anzuschauen wie ein körperloser Lichtstreif und doch jeder Tropfen ein Gewicht. Schweren Schrittes keuchten die Gießer zu ihren bereitstehenden Formen und wieder zum Ofen, um neue Eisenmasse zu holen. Und das flüssige Erz zischte in den nassen Sand, und der Dampf entwich brodelnd aus den Öffnungen der Formen. Es war ein Hasten, Stoßen, Drängen, Staubaufwirbeln; der Schweiß rann den Männern von der Stirn, einer suchte es dem anderen zuvorzuthun in wildem Wetteifer, denn das Material war knapp, das wußte man in der Hütte, die Letzten würden zu kurz kommen, darum galt es Eile. Wirklich entströmten nach kaum drei Minuten dem Krahn nur mehr gluckſende Feuerdämpfe und Kohlenbrocken: — der Guß mußte zu Ende sein, unheilvoll, unerwartet früh! Stumm, mit finsterer Miene schloß Brückner den Krahn wieder. Die wenigsten Arbeiter hatten bekommen können, was sie brauchten. Die Gießkellen in der Hand standen sie unbefriedigt, verwirrt. Eine dumpfe Schwüle brütete über der Hütte, ein Gefühl von Niedergeschlagenheit, das einer dem anderen umsonst zu verbergen suchte.

„Ist's vorbei?" fragte Pauls rundliche Frau vergnügt in die unheimliche Stille.

„Ganz vorbei. Wir können gehen," antwortete Oskar Steinwedel, ohne daß ein Zug in seinem Statuengesicht sich regte. Sein kaufmännisch geschulter Verstand überschlug dabei auf die Mark genau den Verlust, welchen die Firma in diesem Augenblick erlitt.

Paul war einige Schritte zurückgeblieben, nachdenklich an dem Nagel seines kleinen Fingers saugend. Endlich wandte er sich entschlossen um: „Brückner!"

„Ja wohl, Herr Steinwedel."

„Ich hätte einen Auftrag für Sie, Brückner, einen außergeschäftlichen, auf ein Fäßchen Bier sollt's mir dabei nicht ankommen."

„Auch ohne das, Herr Steinwedel, auch ohne das! Sie kennen mich doch, ich bin nicht so interessiert."

„Montag ist der Geburtstag meiner Frau. Um sie zu überraschen, möchte ich gern unser Haus von oben bis unten mit Eichenlaub bekränzt haben, aber zur Nachtzeit und heimlich. Wissen Sie das anzustellen, Brückner?"

„Ei, ja wohl, ja wohl, Herr Steinwedel! Warum denn nicht! Da müßte es keine Lehrbuben geben! Ich besorg's Ihnen, verlassen Sie sich darauf. Vollends, wenn's eine Freude für die Frau Gemahlin sein soll! Montag früh um sieben ist der Zauber fertig."

„Vortrefflich! ich wußte ja, daß man auf Sie rechnen kann, Brückner."

Und schon ertönte vom Eingang her Oskars befehlende Stimme: „Brückner!"

Wie von Goldgrund hob die scheidende Gesellschaft sich ab von dem hellen Viereck der weit offenen Thür, hinter welcher die Straße in blendendem Sonnenschein lag. Und, umflossen von diesem Sonnenschein, wandte die Base sich noch einmal nach der dämmerigen Halle zurück, ihr Auge begegnete dem Philipp Roths,

der wie eine Bildsäule neben seinem Formkasten stand und ihr nachstarrte. Ein Luftzug hob die Enden ihres weißen Schleiers, ihr helles Kleid warf die Sonnenstrahlen so leuchtend zurück, daß ihre Gestalt im eigenen Licht zu strahlen schien, und um ihre Strahlbrosche zuckten kleine Blitze. So stand sie einen Augenblick regungslos, dann nickte sie noch einmal sehr freundlich zurück, und die Schwelle war leer.

„Kommst du mit zum „Guckloch" heut Abend?" fragte der Leipziger leise, seine Hand auf Philipps Schulter legend.

„Ja, das ist's," antwortete der, „jetzt geht mir ein Licht auf!"

„Ein Licht?"

„Es ist der Engel, weißt du, über dem Altar, an dem ich eingesegnet worden bin. Zuerst konnt ich's nicht herauskriegen, aber, das ist wahr, dem gleicht sie, daß es zum Erschrecken ist."

Der Andere zog unwirsch seine Hand zurück und wußte nicht, sollte er lachen oder sich ärgern.

„Damit sie sich als Engel herausstaffieren kann, mußt du deinen Buckel gewaltig krumm biegen. An deinem Wochenlohn zwackt der Alte dir die Engelsmaskerade ab. Sei kein Narr, Philipp! Frauenzimmer ist Frauenzimmer, ob ein paar Fetzen mehr oder weniger darum hängen. Ich für mein Teil, bin für weniger; 's ist ehrlicher." —

Unterdessen wandelte Oskar Steinwedel mit Brückner vor der Gießerei auf und nieder. Es befand sich dort noch ein schmaler Vorhof, durch ein eisernes Stacket von der Straße geschieden. Formkasten standen daselbst aufeinandergetürmt; Eisenplatten und Schienen, für welche man augenblicklich keine Verwendung hatte, lehnten an der Wand; zwischen den Steinen der Pflasterung erhoben einzelne verstaubte Grasbüschel ihre spärlichen Halme. Der Chef der Firma befand sich in großer Erregung.

„Gerade heraus, es ist ein Vertrauensamt, das ich Ihnen übergeben möchte, Brückner."

Der Mann nickte. „Sie kennen mich ja lange genug, Herr Steinwedel, denk' ich."

„Die neuesten Erze sind schlecht, der Guß giebt nichts aus, die Arbeit stockt aus Mangel an Material, dazu sinken die Preise von Tag zu Tag. Erwöge ich nur mein eigenes Heil, so würde ich jetzt mein Geschäft einschränken und die Hälfte meiner Arbeiter verabschieden. Ich meine aber, daß es richtiger ist, wenn wir die schlimmen Tage ehrlich, Schulter an Schulter, miteinander durchkämpfen. Darum rede ich mit Ihnen. Ich bin gezwungen eine Veränderung eintreten zu lassen, entweder in der Bemessung des Lohnes oder in der Einteilung der Arbeitsstunden. Sie sind ein verständiger Mann, Brückner, machen Sie den Leuten begreiflich, daß nicht Geiz, sondern die Not der Zeit mich zwingt und daß es zu ihrem eigenen Besten ist, wenn sie Vernunft annehmen."

Der Arbeiter kratzte sich bedächtig hinter dem Ohr. „Ich werd's versuchen, Herr Steinwedel, ja wohl, das werd' ich! Aber es wird schwer halten, das sage

ich Ihnen gerade heraus, denn die Unvernunft unter den Menschen ist groß. Und da ist dies Jahr die Kartoffelernte mißraten, und das Mehl schlägt um zwei Pfennige auf, der Kinder werden auch nicht weniger, sondern alle Jahre mehr — und das muß wahr sein, Herr Steinwedel, es giebt auf der Welt gar nichts Unverständigeres als einen hungrigen Magen. Der spuckt Ihnen auf die Vernunft, wenn sie ihn nicht satt macht, — und predigten sie unseres Herrgotts Erzengel."

„Sie sollen sie predigen, Brückner, und das wird hoffentlich bessere Wirkung haben. Bereiten Sie die Leute vor, ich baue auf Ihre Einsicht." —

Oskar Steinwedel eilte die Straße hinunter, der ihn erwartenden Gesellschaft nach. Die Base hing sich an seinen Arm.

„Weißt du, Oskar, daß eure Gießerei mir über alles Erwarten gut gefallen hat?"

Zum erstenmal flog etwas wie ein Lächeln durch des Mannes Erzgesicht. „Weil so viele Burschen drin arbeiten, denen du die Köpfe verdrehen kannst, Hexe, was?"

Sie sah schnell zur Seite, flammend rot. Hatte er das bemerkt, er, der in der Halle sie auch nicht mit einem Blick zu streifen schien? Jedenfalls war es ein gutes Zeichen, eine Ermutigung, weiter zu schreiten auf der Bahn zu Reichtum und Geltung, die sie sich vorgezeichnet hatte. Arbeiten, — in halber Dienstbotenstellung anderer Leute nichtsnutzige Kinder groß ziehen, — nein, das war kein Schicksal für Leontine von Ambach! —

Vom Kirchturm schlug es sechs. Die Gießer streiften ihre Jacken über und schlurften schweren Schrittes hinaus in den roten Abendsonnenschein. Andere Arbeiter zogen gruppenweise desselben Wegs, abgemattet von der Tagesarbeit und stumm, die Farbe ihres Handwerks auf ihren Röcken tragend, die Ziegelarbeiter rot bestaubt, die Maurer grau, die Eisenarbeiter schwarz, die aus der Zementfabrik weiß, und die Anstreicher bunt betupft mit allen Farben wie die Stieglitze. Brückner ging mit Philipp Roth und dem Leipziger, die Burschen lagen bei ihm auf Logis; er hatte die Hände in den Hosentaschen vergraben und schaute finster vor sich hin, keiner von ihnen sprach. Nur unter dem dunklen Thorbogen, der den gassenartigen Hof, in welchem ihre Wohnung lag, von der Straße abschloß, sagte der Mann leise: „heut also." Und der Leipziger nickte: „heut."

Auf den ausgetretenen Stufen vor einem der schmalbrüstigen, schmutzig grauen Häuser hockte eine Schar kleiner Kinder und spielte mit Steinchen. Ein etwa achtjähriges Mädchen, sehr zart gebaut, das dicke, blonde Haar, das von dem Wasser, mit welchem es täglich gekämmt wurde, schon ganz scheckig geworden war, glatt wie eine Aalhaut hinter die Ohren und über den Schädel zurückgestrichen, saß, ehrbar an einem blauen Baumwollenstrumpf strickend, daneben. Beim Anblick des Heimkehrenden nahm sein rundes Gesicht einen Ausdruck scheuer Verlegenheit an, und die hellen Augen wandten sich angstvoll nach der offenen Hausthür. Mit eiliger Hand schob es ein paar der kleinen zappelnden Geschöpfe von den Stufen, um Platz zu schaffen, und rückte selbst stumm und ängstlich bei-

seite bis zur Hauswand. Brückner würdigte das Kind keines Blickes, obgleich es seine eigene Tine war; aber er hatte sie nie recht leiden mögen: sie war ihm zu „mierig." Überhaupt schwand in dem Maße, wie er sich seinem Heim näherte, von seinem Gesicht völlig das gutmütige Lachen, das im Verkehr mit Fremden seine Mundwinkel breit zog bis in den Bart hinein. Jetzt standen sie in scharfer Krümmung nach unten eigensinnig fest, wie es sich ziemte im Antlitz eines mürrischen Haustyrannen.

Während die Burschen ihre Kammern aufsuchten, um sich vor der Mahlzeit vom Kohlenstaub zu säubern, stieß Brückner die Küchenthür auf, blieb jedoch mit einem Fluch auf der Schwelle stehen. Was ihn stutzig machte, war nicht der schwüle Brodem, welcher ihm vom Herdfeuer und den dampfenden Töpfen und Kesseln darauf entgegenschlug und dem aus der frischen Luft Eintretenden fast den Atem benahm, auch nicht das Gewirr zappelnder Kinderarme, Beine und Köpfe hart über dem Stubenboden, das ihm den Weg versperrte: an beides war er gewöhnt. Vor dem Küchenschrank bewegte sich eine Frau, zart gebaut wie das Kind auf den Treppenstufen, mit derselben wunderbaren Fülle glatt gezöpfter und gestriegelter Haare von verdorbenem Blond und denselben grellen, blauen Augen, und schnitt eine dicke Scheibe rund um einen Leib Schwarzbrot. Vor ihr aber stand, rothaarig, keck und schlank, das Schurzfell der Schusterlehrlinge umgeschnallt, ein Paar fertiger Herrenstiefel über den Rücken geworfen, ein etwa fünfzehnjähriger Bengel, Fritz Brückner der Jüngere, und kaute eilfertig an einer mächtigen Butterstulle. Beim Anblick des Vaters freilich blieb ihm der Bissen im Halse stecken und seiner Mutter das Messer mitten im Brot.

„Verdammter Tagedieb!" schrie Brückner, rot vor Zorn, ihn an. „Was hast du hier herumzuschnökern? Pack' dich zu deinem Meister, wo du hingehörst!" Er deutete nach der Thür.

Der Junge aber getraute sich nicht so nahe an der väterlichen Faust vorüber. Er duckte sich und, die Hand mit dem halb aufgegessenen Butterbrot über den Kopf haltend, wie um einen drohenden Schlag abzuwehren, schlüpfte er eilig in die Kammer.

Die Frau legte den Laib Brot mit dem darin steckenden Messer nieder und sagte mit einem Anflug von Trotz: „Bei dem Schandessen, das der Wedemeier giebt, hat noch kein Lehrbub' bestehen können."

„Hab' ich den Taugenichts geheißen, Lehrbub' zu werden? Wenn er in die Fabrik ginge, brächte er jetzt schon alle Woche einen hübschen Batzen Geld heim, während er uns so noch drei Jahre auf der Tasche liegt. Aber nein! ein Handwerk mußte es sein! Mag er's denn ausbaden. Ich will, verstehst du! ich will mich nicht zu Schanden arbeiten für deinen und seinen Hochmut! Faullenzer füttere ich nicht. — Halt's Maul!" fuhr er auf, als die Frau zu einer Erwiderung ansetzte. „Wasser!"

Frau Brückner hatte schon einen Zuber unter der Wasserleitung zur Hälfte voll laufen lassen, jetzt nahm sie den Kessel vom Herd und goß kochendes Wasser zu, dann schleppte sie das schwere Gefäß in die Kammer.

„Nicht hierhin," grollte Brückner, „dorthin! — Und wenn du dich noch ein einziges Mal unterstehst, dem Buben heimlich von dem Brote zuzustecken, das ich bezahlt habe — du kennst mich!"

Die Frau antwortete nichts. Schwer keuchend von der Last, welche sie getragen hatte, richtete sie sich auf und ging in die Küche zurück. Dort nahm sie die Kleinen und trug und schob sie in ein Kämmerchen nebenan. „Haltet Euch ruhig, Kinder. Der Vater hat seinen Tag."

Es waren noch sehr winzige Dinger, das Älteste kaum vier Jahre alt, aber sie verstanden's alle, was das hieß: „der Vater hat seinen Tag." Mit großen, angstvollen Augen starrten sie verschüchtert nach der Thür, hinter welcher der Mann mit dem platschenden Wasser, einigen hin und her geschleuderten Stühlen und dazwischen gemurmelten Schimpfwörtern einen beträchtlichen Lärm vollführte.

Jetzt wurde zaghaft die Stubenthür geöffnet. Tinens glatter Kopf guckte herein. „Ist er drin?"

„Dummes Mädchen! warum hast du mir's nicht angesagt?"

„Er kam so schnell, Mutter. Ich hab' mich nicht getraut. Der Fritz ist aus dem Kammerfenster gesprungen, er sitzt bei Frau Wimmer drüben."

Die Frau hatte die Scheibe völlig heruntergeschnitten und mit Butter bestrichen. „Da, bring' ihm die Stulle für den Abend."

Aber das Kind weigerte sich. „Vater haut mich."

„Hasenfuß!" sagte da eine tiefe Stimme hinter Tine, und eine Hand streckte sich über ihren Kopf weg nach dem Brote aus.

„Gieb nur her, Mutter. Ich steck's dem Fritz schon zu."

Es war Brückners Älteste, die eben in Regenmantel und Hut von der Arbeit heimkehrte, des Vaters Ebenbild und sein Abgott. Die dünkte sich nicht zu vornehm, um in die Fabrik zu gehen, wie es sich für ein rechtschaffenes Arbeiterkind ziemte, war überhaupt nicht so „marzipanern" und „zimperlich" wie ihre Mutter, die Tine und selbst der Fritz, sondern ein resolutes, frisches Ding, das den Burschen, die nach ihr schauten, einen freundlichen Blick und ein derbes Scherzwort gern gönnen mochte. Es schauten aber viele nach ihr, denn sie war so hübsch, wie vollkommene Gesundheit und außergewöhnliche Kräftigkeit ein siebenzehnjähiges Dirnlein nur machen können. Als sie wieder hereinkam, ohne Hut und Mantel, nahm sie den Griffel aus Tinens Federkasten, erhitzte ihn im Herdfeuer und begann, vor dem winzigen Spiegelchen am Fensterpfeiler stehend, die bräunlichen Löckchen über ihrer Stirn darum zu wickeln und zu kräuseln.

Mit mißbilligendem Kopfschütteln sah die Mutter ihr zu.

„Mädchen, wo soll das mit dir noch hinaus? — du thätest besser, wenn du mir hülfest den Tisch decken. An dir erleben wir noch ein Unglück — — Aber das sag' ich dir, mir kommst du nicht, wenn das Ding einmal schief geht!"

Die brave Frau redete sich allgemach in Zorn, denn Ursel fuhr so ruhig in ihrer Beschäftigung fort, als piepste hinter ihr ein Sperling. Gerade als sie fertig war, trat Brückner wieder ein. Er hatte sich einen Teil seiner üblen Laune mit dem Kohlenstaub heruntergewaschen, der Anblick seines Lieblingskindes und

seiner Leibspeise, der auf dem Tisch dampfenden Schüssel voll Erbsenbrei mit Pökelfleisch, vollendete, ihn zu besänftigen. Jetzt traten auch die Burschen ein, der Leipziger in einer über der Brust weit offen stehenden schwarzen Sammetjacke, Philipp Roth in einem grauen Sommeranzug, in dem er aussah wie ein Herr.

Ursel warf ihm einen versengenden Blick zu. „Der Tausend, Herr Roth, wo wollen Sie denn noch hin? Haben sich ja so fein gemacht!“

„Nur mit Ihrem Vater und dem Anton auf die Nachbarschaft. Es kommen noch mehrere von den Gießern. Wir haben was zu bereden.“

Der Leipziger stieß seinen Freund warnend an.

Ursel bemerkte es. „So, so,“ brach sie gleichgültig ab, „ich hab' gemeint, Sie wollten zu Ball.“

Die Vier setzten sich zu Tisch. Die Frau, welche längst gegessen hatte, wusch klappernd ihre Kochtöpfe auf. Tine hatte es auf irgend eine Weise möglich gemacht, unbemerkt zu entschlüpfen.

„Wo sind denn die Kinder?“ fragte Brückner. „Du weißt, ich kann's nicht leiden, wenn sie sich bis in die sinkende Nacht auf der Straße herumtreiben.“

„Wie werden sie sich denn herumtreiben? Ich hab' nur gemeint, weil du wiederkamst, gar nicht wie ein Mensch —“

„Dummes Geschwätz! — Für die Kleinen schaff' ich, das ist in der Ordnung; die Großen sollen für mich schaffen, das ist auch in der Ordnung.“

Aus der Kammerthür, welche Frau Brückner öffnete, trippelte die junge Brut noch etwas scheu hervor, der vierjährige Otto, die dreijährige Marie, der zweijährige Ernst. Brückner, wohlgelaunt wie der Löwe, wenn er satt ist, fütterte Erbsenbrei in die begehrlich aufgesperrten Mäulchen; sogar die Grete, welche noch im Steckkissen lag, bekam ihren Anteil, konnte allerdings Papa's Leibgericht vorerst keinen Geschmack abgewinnen.

Plötzlich verfinsterte sich des Mannes Gesicht wieder, er schüttelte die dreist gewordenen Kinder von sich ab und sprang auf. Daraufhin wünschten die Burschen gesegnete Mahlzeit und gingen ihre Hüte holen.

Philipp Roth hatte über Tisch beständig die Ursel anschauen müssen; sonst pflegte er sich mit ihr herumzunecken, das rasche, muntere Ding war ihm wie ein guter Kamerad gewesen. Heut zum erstenmal, im Vergleich zu der Lichtgestalt, die seiner Phantasie vorschwebte, fand er sie roh, widerwärtig, gemein. Wie sie mit dem Löffel in die Schüssel einhieb, wie sie mit der gesunden Eßlust ihrer Jahre den heißen Brei hinabschlang, die Schweinsknöchelchen, um sie besser abnagen zu können, mit beiden Händen umklammernd — und mit was für Händen! Immer wieder sah er im Gegensatz die vom Handschuh entblößte Rechte der anderen den wehenden Schleier zurückhalten, durchsichtig, zart, wie das Blatt einer blassen Rose, die Spitzen rötlich angehaucht wie die Blattspitzchen der Marienblümchen im Grase. Am nächsten Sonntag würde er in die Kirche gehen, er mußte den Engel auf dem Altarbilde noch einmal sehen.

Als er aus der Kammer trat, rief ihn jemand an. „Herr Roth!“

Ursel stand auf dem Flur, einen Gegenstand hinter sich haltend, ihre Augen blitzten vor Vergnügen. „Ich hab' was für Sie, Herr Roth, — was Extrafeines!"

Der Gegenstand war eine Zigarre. „Nehmen Sie nur," drängte Ursel, als der junge Arbeiter zögerte. „Haben mir eine so feine Tuchnadel geschenkt letzten Markt, und die da kostet kein Geld! Die Lotte Wendisch, das närrische Ding, hat sie mitgebracht. Ihre Schwester arbeitet in der Zigarrenfabrik, und da fällt öfter mal was ab. Heut in der Pause haben die Mädchen alle geraucht. Es war zum Kranklachen! Wie sie wieder hereinkamen in die Druckerei, waren sie so torkelig, daß keine ihren Bogen gerade unter die Maschine bringen konnte, es hat einen halben Ballen Papier gekostet, und die Mannsleut', was die Drucker sind, waren fuchsteufelwild. — Ich hab' nicht mitgethan, für was? Wenn ich schon einen dicken Kopf haben soll, dann tanze ich mir ihn lieber dick, als daß ich ihn dick rauche. Aber an Sie hab' ich gedacht, Herr Roth, und meine Zigarre eingesteckt. Nehmen Sie doch!"

„Wenn Sie denn durchaus wollen, dann dank' ich auch schön, Fräulein Ursel. Vielleicht kann ich Ihnen einmal wieder etwas zu Gefallen thun."

Sie sah sich scheu um, dann trat sie ganz nah an ihn heran.

„Hüten Sie sich vor dem Anton Werner! Glauben Sie ihm nicht, was er daherredet. Er meint's falsch."

Jetzt zuckte ein Lächeln gutmütigen Spottes über Philipps Gesicht. Er dachte an allerlei, was ihm in der Gießerei erzählt worden war. „Haben Sie selbst etwa schlimme Erfahrungen mit ihm gemacht, Fräulein Ursel?"

Sie war feuerrot geworden, und in ihren Augen blitzte etwas auf, Philipp konnte nicht erkennen, war es Zorn oder waren es Thränen? Ohne ein Wort drehte sie sich auf dem Absatz herum und schlug die Thür ihrer Kammer hinter sich zu. —

Die drei Männer wanderten langsam durch die Dämmerung des lauen Sommerabends die sanft berganſteigende Straße hinauf. Je höher sie stiegen, um so kleiner und unscheinbarer wurden die Häuschen zu beiden Seiten des Wegs, um so häufiger drängten sich zwischen die einzelnen Gebäude weitgedehnte Gemüsegärten oder auch nur verwahrloste Grasflächen, über welche hinweg das Auge den weitgestreckten Fabrikort überschaute, der wie eine aufgerollte Landkarte sauber und deutlich erkennbar Haus für Haus um den Fuß des Hügels gebreitet lag, — am höchsten die Wohnungen der Arbeiter, etwas tiefer die der Handwerker, die Verkaufsläden; — in der Thalsohle selbst bis zum Ufer des Flusses und den Lauf desselben hinauf und hinunter, endlos, unabsehbar, die einzelnen Fabrikbetriebe, einen größeren oder geringeren Flächenraum einnehmend, einen größeren oder geringeren Beitrag an roten oder gelben Schornsteinen beisteuernd zu dem Schornsteinwald, welcher das ganze linke Flußufer bedeckte, und der in der grauen Dämmerung schier spukhaft anzuschauen war wie ein wirklicher Wald von riesenhaften, unbeweglichen Baumstämmen, deren jedem die Krone fehlte. Jenseits des Flusses erhoben sich die Landhäuser der Besitzer jenes steinernen

Waldes, sehr verschieden und oft phantastisch in ihrer Bauart und doch durch die Entfernung und das hereinbrechende Dunkel bis zur Einförmigkeit gleichartig anzuschauen mit der an jedem einzelnen wiederkehrenden Veranda, dem bis zum Ufer abfallenden Garten mit seinem zwischen zwei gelbe Kieswege eingeklemmten grünen Grasfleck und den hellen Tupfen in voller Blüte stehender Rosenbeete darauf.

Und über all' diesem hing Tag und Nacht unverändert die zähe Wolke des aus hunderten von Schloten unablässig strömenden gelbschwarzen Qualms. Die Röte des Abendhimmels schimmerte nur matt durch diesen Schleier, und der etwas untersetzte Kirchturm schien sich vergeblich zu recken und zu strecken, um mit der Spitze durch den trüben Dunst hinauf zum Himmel zu weisen.

An der Stelle jedoch, welche die Männer jetzt erreicht hatten, lag die Stadt samt der über ihr schwebenden Rauchwolke tief unter ihnen. Kaum ein Laut von dem noch regen Treiben in den Straßen drang zu ihnen herauf. Nur die Grillen zirpten in dem staubigen, versengten Grasstreifen, welcher sich bis zur Spitze des Berges emporzog und dessen Halme sich jetzt aufzurichten und zu dehnen begannen im kärglich sinkenden Nachttau. Es war ein schwüler Abend, die Windmühle, welche den Gipfel des Berges krönte, stand stockstill; ihre Flügel zeichneten sich schwarz und ungeheuerlich gegen den hellen Westhimmel ab. Im Osten und Norden dagegen ballten sich dunkle Massen wie zu künftigen Gewittern. Aber noch war die Höhe des Himmels klar, die schmale Sichel des Mondes gewann eben Glanz, und der Abendstern, ungewöhnlich groß in der schweren, dumpfen Atmospäre, stand ihr zur Seite. Hier und da blitzte wie ein Silberstreif eine Krümmung des Flusses auf, weithinein ins Land, bis zu den ewig unveränderten Linien der fernen Gebirgskette.

Es war ein ganz kleiner Berg, auf dem sie standen, eigentlich nur ein Hügel, aber weil er als der einzige seiner Art aus der weiten, platten Ebene aufragte, nahm er sich ganz stattlich aus, und sein Gipfel gewährte einen weiteren Rundblick als mancher von zehnmal höherem Maß. Dieses Rundblicks wegen war ein anschlägiger Kopf darauf verfallen, neben der Windmühle einen Kaffee- und Biergarten anzulegen für vornehme Naturfreunde, und dieser erfreute sich eines guten Zuspruchs vonseiten des Adels und einer hochverehrlichen Bürgerschaft. Weil aber auch der gemeine Mann mitunter gern ein Stück Welt und Himmel sehen mag, hatte ein anderer Wirt ein wenig tiefer am Berge eine Arbeiterschenke eingerichtet, „Zum Guckloch" genannt, und nur so weit von dem letzten Häuschen der Stadt entfernt, daß ein etwa hinter den Bierkrügen ausgebrochener Streit ohne Aufsehen und Weitläufigkeit auf freiem Felde mit Fäusten oder Knüppeln — je nach dem Geschmack der beteiligten Parteien, — zum Austrag gebracht werden konnte, ohne die in den Straßen patrouillierenden Nachtwächter unliebsam zu bemühen. Auch dieser Mann hatte großen Zuspruch.

Eben lehnte er am Pfeiler seines Thorwegs, ein breitbrüstiger, muskelstarker Gesell, wie sein Gewerbe das mit sich brachte, mit einem durch einen kurzen Vollbart umrahmten, runden Gesicht von unglaublich glattem, lächelndem Ausdruck,

— wie das gleichfalls sein Gewerbe mit sich brachte. Mit untergeschlagenen Armen schien er, ausruhend von des Tages Last und Mühe, einzig den warmen Sommerabend in süßem Nichtsthun zu genießen. Aber seine beweglichen Augen hielten scharfe Wacht.

„Schönen guten Abend, Herr Brückner! Nur links herein, wenn's beliebt. Die Andern warten schon."

Und zu einem Bäuerlein, das, die Stalllaterne in der Hand, eben vom Hofe, wo es sein Vieh für den kommenden Markttag eingestellt hatte, zurückkehrte und mit mißtrauischem Blick den drei Schlapphüten durch den matterleuchteten Flur nachsah, bemerkte er, behaglich erklärend, ohne nur die untergeschlagenen Arme zu lösen: „'S ist ein Stammtisch, feiern ihren Stiftungstag heut, oder etwas dergleichen; wird wohl ein bischen laut hergehen. — Was kümmert's mich? wenn nur brav getrunken wird! — Übrigens ist das Bier vorn im Saal ebenso gut. Na, das wißt Ihr, Vater Heinze." Und das Bäuerlein nickte beruhigt und stapfte in den allgemeinen Wirtssaal.

Brückner hatte inzwischen die Thür zur Hinterstube geöffnet; ein enger Raum war's, durch eine von der Decke herabhängende Petroleumlampe erhellt; um den mit einem schwarzen Wachstuch bedeckten Tisch drängten sich etwa ein Dutzend Arbeiter, deren Umrisse fast verschwammen in dem blauen Rauch ihrer Zigarren. Bierkrüge klapperten auf den hölzernen Untersätzen, und lautes Willkommen tönte den Ankömmlingen entgegen. Brückner hängte seinen Schlapphut an einen Nagel neben der Thür und fuhr sich mit dem roten Taschentuch über die Stirn. Hinter ihm war der kleine Kellner eingetreten, ein seit Ostern eingesegneter Junge, dem der Kellnerfrack um die unausgewachsenen Glieder schlotterte und dessen von anhaltenden Nachtwachen grau gewordenes und schier blödsinnig dreinschauendes Gesicht hinter der ungeheuren Schleife einer nicht mehr ganz weißen Halsbinde zu versinken drohte.

Der Arbeiter nickte ihm zu. „Flink, Georg! einen frischen Tropfen! Und dann ans Werk, Jungens, ans Werk! Ein Familienvater gehört ins Haus, und morgen um sechs fängt die Quälerei schon wieder an."

Geradeaus saß ein untersetzter Mann, dem guckte das weiße Hemd an jedem Ellenbogen neugierig durch den Rock. Bei Brückners Worten seufzte er tief und leerte sein Seidel glatt auf einen Zug, — aus schierer Gutherzigkeit: so brauchte der Georg doch nicht zweimal zu gehen.

Zu den Bildern, welche Philipps Phantasie beschäftigten, paßte diese Umgebung schlecht. Er schob sich sacht bis zu dem einzigen Fenster, um es zu öffnen, es war jedoch mit schweren, hölzernen Läden von außen verwahrt. In der einen Ecke der Fensterbank hockte ein bleicher, schlanker Mensch, baumelte ungeduldig mit den Füßen und rückte sein kaum berührtes Seidel hin und her.

„Bloß zum Saufen kommt ein verheirateter Mann doch nicht hier herauf! Philipp, sag' du's ihnen, daß sie sich sputen. Ich — wenn ich was sag', lachen sie mich aus obendrein."

Er hatte vor acht Tagen eine Frau genommen, der Wilhelm Hinse, eine gar feine und vornehme, eine Mamsell aus einem Blumenladen, und es ging die Rede, sie habe es eigentlich auf den Buchhalter Petersen abgesehen gehabt. Roth begriff die Qual der Eifersucht, die der junge Ehemann, in seinen Winkel eingeklemmt, fern von seinem Heim erlitt. Aber sonderbar! er kam ihm heut gar nicht lächerlich vor, im Gegenteil, die närrische Liebe, welche der arme Tropf für seine Frau empfand, rückte ihn seinem Empfinden näher. Er setzte sich in die andere Ecke der Fensterbank und fragte freundlich: „Wie geht's denn in der neuen Wirtschaft, Wilhelm!"

„Gut, obergut," versicherte der andere eifrig. „Wie wär's denn auch anders möglich bei meiner Martha? Es ist ein Unterschied zwischen Frau und Frau, Roth, kannst mir's glauben! Da giebt's welche, die scheuern und putzen vom Morgen bis in die sinkende Nacht, und es wird nicht sauber. Meine dahingegen, wo sie nur mit der Fingerspitze antippt, da ist alles blitzblank und aufgeräumt und ordentlich von früh an, und sie selbst sitzt dir in der Küche, wie aus dem Ei geschält, und häkelt feine Kragen für ein Geschäft, gewiß und wahrhaftig! und verdient einen hübschen Batzen Geld. Ich weiß wohl," der Mann lachte nervös — „es haben's einige aufgebracht, sie mache sich nichts aus mir, und ich würde am Ende doch der Betrogene sein — sie mögen sich vorsehen, wenn ich mal über sie komme! — Denn, siehst du, Philipp, dir sag' ich's, sie hat mich lieb, mich! keinen sonst! Und sie wollt's auch gar nicht leiden, daß ich heut von ihr ginge hier herauf. Aber du begreifst, man hat nicht eine Frau wie meine, um sie Hunger leiden zu lassen und wenn das wahr ist mit der Lohnverkürzung, wie sie alle sagen, Himmelelement noch einmal! da bin ich auch dabei und red' ein Wort mit! — — Aber nicht wahr, Philipp? mit heimbringen muß ich ihr schon etwas für das lange Warten? — Was meinst du? Sie hat gern einen Spiegel haben wollen für unsere Kammer, denn in der Stube hängt schon ein feiner, oder soll ich ihr lieber ein blaues Kopftuch kaufen? Was die Weiber an sich herumhängen können, macht ihnen gemeiniglich den größesten Spaß! Ja, wenn man nur immer das Geld hätt'! Keine Prinzessin sollt' mir die Martha zu beneiden haben!"

Er leerte seinen Beutel auf die Fensterbank und begann zu rechnen. Den Spiegel bekam er für fünf und siebenzig Pfennige, das Kopftuch nicht unter einer Mark fünfzig Pfennigen.

„Kurios, wie einem das Geld durch die Finger rinnt, besonders wenn man eben Hochzeit gemacht hat! — Aber ein verheirateter Mann braucht abends nicht zu Bier zu gehen — hab' ich nicht Recht? — Und das Rauchen ist eigentlich auch nur Dummheit. Wenn der Groschen zum Groschen kommt, dann läßt sich das blaue Kopftuch gewiß erschwingen." — —

Während er rechnete, waren die Verhandlungen in Fluß gekommen. Der Wirt hatte den übernächtigen Kellner hinaus geschickt und bediente selbst seine Gäste mit einer Miene würdigen Beileids. Er wußte schon, was bevorstand, und war entrüstet. Er war immer entrüstet, sobald ein Zwist zwischen seinen

Kunden und deren Brotherren drohte. Ein ausbrechender Strike war seine höchste Wonne, denn, mochte derselbe auch Arbeitgeber und -Nehmer zu Grunde richten, ihn, den Wirt, bereicherte er unfehlbar.

„Wenn man nur den Aufwand bedenkt, den die Frau Paul Steinwedel betreibt! Neulich erst sind drei Kisten auf dem Bahnhof für sie angekommen, Kisten, so hoch! ich habe sie selbst gesehen, alles aus Paris! Den deutschen Arbeitern gönnt sie ja nicht das Schwarze unter dem Nagel! Und die Köchin muß Spargel für sie kaufen zu halben Scheffeln, wenn das Pfund noch zwölf Groschen kostet, das weiß ich von dem Langmeier, der die Plantage drüben hat. Und dann wollen sie reden von schlechtem Verdienst und teuren Zeiten und ehrlichen Arbeitern am sauer verdienten Lohn abkargen, was sie verschwelgen und verprassen! Ich will nicht zum Bösen reden, meine Herren, beileibe nicht! Was geht's mich auch an, nicht wahr? — Aber es ist ein starkes Stück! Ein starkes Stück!"

„Und wir leiden's nicht! wir können's nicht leiden," versicherte der Heizer, welcher zuerst die leise Rede des Fabrikherrn aufgefangen hatte, und er packte seinen Nachbarn am Arm, um ihm noch einmal auseinanderzusetzen, wie er dort gestanden und der Herr hier und dicht neben ihm der Fremde, und wie die ganze Sache sich zugetragen habe. Aber Vater Waldmann seufzte nur und streckte sein leeres Bierglas dem Wirt entgegen, der den ganzen Arm voll leerer Gläser mit trübernster Miene, aber im Herzen froh des blühenden Geschäftes, hinaus eilte.

„Versuchen wird er's, den Lohn herunterzuschrauben, das ist richtig," sagte Brückner und fuhr sich mit dem roten Taschentuch über die Stirn. „Ihr kennt mich, Jungens, daß ich auf Geträtsch nichts gebe, mag's von oben oder von unten ausgehen. Ich weiß die Schweinerei aus seinem eigenen Munde, und er hat's mir auf die Seele gebunden obenein, euch zu bearbeiten, daß ihr die bittere Pille mit zuckersüßer Miene schluckt."

Ein wildes Hohngelächter unterbrach ihn.

„Ihr wollt nicht? Kann ich mir denken! Nun fragt sich's nur: vermögen wir's zu zwingen, daß es beim Alten bleibt?"

Da sprang der Leipziger auf. „Wir vermögen's nicht! Wie sollten wir, ohne Mittel, ohne Stütze, ohne Rückhalt, wie wir sind! — Und thäten wir's selbst wider alles Erwarten, würd' uns unser jetziger Lohn verbrieft und versiegelt für alle Ewigkeit, — kröchen wir darum minder armselig und geknechtet durchs Leben? Darum hört mich! Hört, was ich euch sage! Alles muß anders werden, von Grund auf! Mit weniger ist uns nicht zu helfen! Weg mit der jetzigen Gesellschaft! Weg mit dem Kapital! Gleiche Arbeit für alle und gleicher Lohn! gleiches Recht! gleiche Ehre! Das ist mein Ziel, und darum gilt's zu ringen, nicht um ein paar Pfennige Tagelohn mehr oder weniger! — Allein, das ist wahr, vermögen wir nichts! Aber da sind Tausende, Millionen von Arbeitern, die dasselbe verlangen. Sie haben Geld, Rat, Hilfe, ein Herz für ihre Brüder! An sie müssen wir uns anschließen. Einer für Alle! Alle für einen!"

Eine lange Pause folgte dieser unerwarteten Rede. „Das klingt wie aus einem Buch, Leipziger," sagte Heinz Berger, der Heizer, endlich. „Mit dem

Anschluß aber ist's ein kurioses Ding. Bin selbst mal in so einer Verbindung gewesen. Da kriegt man dies auf zu thun und das, weiß nicht, wer's einem befiehlt, und noch weniger, warum man's thut, und verliert darüber die Führung seiner eigenen Angelegenheiten aus der Hand."

Wilhelm Hinse saß längst wie auf Kohlen. Wenn er noch eine Viertelstunde zögerte, fand er kein Geschäft für seine Einkäufe mehr offen. Darum nahm er die Gelegenheit beim Schopf.

„Ich hab gemeint, wir reden hier über unseren Lohn, wir, die Arbeiter der Steinwedel'schen Gießerei! Mit Welt anders machen geb' ich mich nicht ab. Wer die Kastanien haben will, soll sie sich selbst aus dem Feuer holen! Guten Abend."

Er war entschlüpft, ehe einer ihm ein Spottwort über seine Frau nachrufen konnte.

Der Leipziger zuckte die Achseln. „Ich will gewiß keinen bereden. Ihr werdet selbst sehen, was euch nützt. Nur, wer ein rechter Kerl ist, der unterrichtet sich und sieht und prüft mit eigenen Augen, ehe er ja oder nein sagt. Und darum hab ich euch das Blatt hier mitgebracht. Darin könnt ihr sonnenklar sehen, was ich meine."

Er zog ein paar Dutzend Nummern eines Flugblattes aus der Tasche seiner Samtjoppe und warf sie auf den Tisch.

„Die Basis der Pyramide," stand in schlechtem Druck auf der Vorderseite, und der Text war mit Holzschnitten durchsetzt. Stumm und verständnislos starrten die Männer auf die fremdartige Überschrift. Noch streckte keine Hand sich nach den Blättern aus. Eine ahnungsvolle Scheu hielt alle in ihrem Banne.

„Das dreieckige Ding da," erklärte der Leipziger mit Überlegenheit, indem er mit dem Zeigefinger auf einen der Holzschnitte tippte, „ist eine Pyramide und dreimal so groß als unsere Hauptkirche. Darin wurden die toten Könige eingesargt, vor vielen tausend Jahren, versteht sich! Es war aber dazumal gerade wie heut: die Arbeiter mußten die Steine im Steinbruch brechen in furchtbarer Sonnenglut und mußten bauen hunderte von Jahren im Schweiße ihres Angesichts für den einen, der dahinein zu liegen kam, und sie sind verschmachtet und verdorben zu tausenden in Elend und Siechtum bei der übergroßen Beschwerde, gerade wie wir heutzutage. — Ein standfestes Bauen freilich war's: die Pyramiden stehen bis auf diese Stunde, und die alte Weltordnung von dazumal ist mit ihnen stehen geblieben, als wäre sie versteinert, aber in ihrem Innern birgt sie gerade wie die Pyramiden nichts als Leichen und Moder. Hat auch sonst viel mit ihnen gemein; denn ganz wie diese kuriosen Bauten hier sich von einer breiten dreieckigen Grundfläche allmählich zuspitzen, so auch die Rangordnung im heutigen Staat. Die Basis, das Unterste, was die ganze Sache trägt, — das sind wir, die Arbeiter; darauf gipfeln sich dann die anderen Stände, einer über dem anderen bis zum König hinauf. — Na, das könnt ihr euch hier selbst ansehen. Kosten thut's nichts. Und hängen werden sie euch auch nicht gleich, weil ihr lest, was euch angeht. Der das geschrieben hat, ist ein feiner Kopf, sag' ich euch. Dümmer wird keiner davon, wenn er's liest."

Schon hatten einige nach den Blättern gegriffen, unter ihnen Philipp Roth. Nach des Erklärung des Leipzigers redeten die Zeichnungen für sich selbst. Auf der zweiten Seite war eine riesige Pyramide abgebildet. Jede einzelne ihrer Quadern stellte einen Menschen dar, verblüffend charakteristisch in seiner rohen Ausführung.

In den untersten Reihen wanden sich, halb erdrückt von der auf ihnen wuchtenden Last, die Gestalten der verschiedenen Arbeiterklassen, durch die Werkzeuge, welche sie in der Hand hielten, charakterisiert. Da sah man die Grubenarbeiter, die Straßenarbeiter, die aus den Fabriken, den Ziegeleien, den Druckereien, die Maurer, die Weber, die Tagelöhner vom Lande, es fehlte keiner, und alle rangen, wie im Ersticken, nach Raum, nach Licht, nach Luft! Und alle preßte mit stumpfer Gleichmäßigkeit die ungeheuere Masse über ihnen zu Boden. Eine Reihe höher kamen die Handwerker: Tischler, Sattler, Schneider, auch noch bedrückt und kämpfend mit der Last, die sie trugen, aber doch etwas freier in ihren Bewegungen. Die Kaufleute, die kleinen Beamten und die grundbesitzenden Bauern über ihnen saßen schon ganz behäbig da, mit untergeschlagenen Beinen wie die Türken; auf ihren etwas gebeugten Köpfen standen die Bankiers, die Agenten, die Künstler so ziemlich aufrecht. Darüber wurden die Reihen sehr schmal; die Finanzgrößen, Fabrikbesitzer, die hohen weltlichen und geistlichen Würdenträger auf ihren Quadern waren in den ausgelassensten Tanzstellungen abgebildet, sie hatten Raum nach allen Seiten und nutzten ihn mit Übermut, kaum daß sie mit einer Schulter, fast unmerklich, die Schlußquader stützten. Auf diesem Stein saß eine Teufelsfratze mit einem Kronreif um die Hörner, als Szepter einen Steuerzettel in der Hand, und grinste hohnvoll nieder auf die Masse zappelnder, menschlicher Leiber, die ihr Gewicht fast zermalmte.

In ihrer ungemeinen Anschaulichkeit griff diese bittere Satire mit fast körperlicher Gewalt in die Herzen der Arbeiter. Da war keiner so beschränkt, der nicht den Sinn dieser Zeichnung voll und ganz erfaßt hätte. Und es lag auf ihnen allen bleischwer, als empfänden ihre Schultern thatsächlich den Druck der Masse, die ihren Stand auf dem Bilde bedrückte. Etwas wie Zaghaftigkeit kam über sie.

„Die andere Seite," sagte der Leipziger, und da sie gehorsam umblätterten, fanden sie dieselbe Pyramide abgebildet, nur daß es den gekrümmten, niedergedrückten Leibern der Arbeiter, welche auch hier die Basis bildeten, gelungen war, sich aufzurichten zu ungeheurer Größe; und während sie die befreiten Riesenglieder dehnten und reckten, stürzte durcheinander zu Boden, was auf ihnen gelastet hatte, die Geldprotzen und die Makler, die Hohen der Erde, die Pfaffen und Juden, der Teufel oben selbst, alles kopfüber in den possierlichsten Verzerrungen. Sie aber standen aufrecht und sahen ruhig dem allgemeinen Sturze zu.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte Philipp Roth der Anblick dieses Bildes. Wenn die Teufel herniederstürzten aus ihrer Höhe, so sanken wohl auch die Engel zu ihm herab. Sie sollten nicht hart fallen. Für den einen wenigstens, der ihm seit heute Sinn und Herz erfüllte, hielt er beide Arme weit ausgebreitet,

ihn im Sturz aufzufangen. Nur ein wenig sich dehnen und recken galt's? Nun, da that er mit! Er hatte eine breite Brust und kräftige Arme. Sein Atem ging pfeifend vor Erregung, und das Herz klopfte ihm, daß es sich für ihn selber anhörte, als poche ein Finger gegen ein Brett.

Eben steckte der Wirt den Kopf durch die geöffnete Thür. Die Herren würden entschuldigen, seit der Schlägerei vom vorigen Sylvesterabend sei er gezwungen, eine Stunde früher Feierabend zu bieten als die Wirte in der Stadt. Wenn's nach ihm ginge, er würde die Herren gern bis zum lichten Morgen in seinem Lokal behalten, aber die Wächter hätten „das Guckloch“ nun einmal besonders auf dem Strich.

Brückner schob das Flugblatt in die Tasche und stand auf. „Also, Jungens, das ist ausgemacht: zu Kreuze kriechen thun wir nicht! Vorsichtig aber fest! Vielleicht nimmt der Alte in letzter Stunde noch Vernunft an.“

„Wo nicht, so schütteln wir die Gesellschaft da oben, daß ihr Hören und Sehen vergeht,“ murmelte der Heizer und hob drohend die Faust.

Philipp Roth ging als Letzter aus dem Hause; als er ins Freie trat, taumelte Vater Waldmann ihm in die Arme.

„Bist du's, Roth? — Bist ein guter Kerl! Bring' mich heim, ich — ich kann die Straße nicht finden.“

„Aber Vater Waldmann, schämt Ihr Euch nicht? Ein Mann in Eueren Jahren! und wenn so wichtiges verhandelt wird obenein!“

„Wichtig? — Wichtig ist nur eins: Trinken! Ich sage dir, Kleiner, das einzig Reelle auf der Welt, — das ist — ein guter Tropfen.“ —

Roth faßte den Arm des Betrunkenen und leitete ihn, so gut er konnte, nach seiner Wohnung. Vor der Thür des schmalen Häuschens hob Waldmann mit einem gewaltsamen Ruck den Kopf empor und richtete die in feuchtem Schimmer schwimmenden Äuglein auf seinen jugendlichen Begleiter.

„Es hat dich wohl hart angepackt, was? — Glaub's gern! bist ja noch ein Grüner! und der Leipziger, der versteht's. — — Basis der Pyramide! — Verfluchter Einfall! — Ich — siehst du, ich bin ein alter Kerl und ich sag' dirs, Roth: sie hat sich schon oft gerührt, seine Basis — — 's war immer dieselbe Geschichte — so hat's angefangen und so hat's aufgehört, — zuletzt war alles beim Alten. Ich bin kein Spielverderber, ich geh' mit den Andern, immer mit — weiß doch, denn ich hab's erprobt: das einzig Reelle für Unsereinen ist ein guter Tropfen, — ein guter Tropfen, Roth! — Und du mußt nicht glauben, daß ich betrunken bin, weil ich das sage, — ich bin kein bischen betrunken, nur meine Beine.“ —

Von innen wurde jetzt die Thür aufgerissen, eine helle Frauenstimme schalt aus dem Dunkel des Flurs heraus, und während Waldmann über die Schwelle stolperte, hörte Philipp ihn noch wiederholen: „Ein guter Tropfen — nicht böse sein, Mariechen! — ein guter Tropfen, das ist das einzige Reelle!“ —

Der junge Arbeiter aber preßte die Hand auf die Brusttasche, wo das Flugblatt steckte, und eilte mit langen Schritten in seine Wohnung. Dort kramte er

einen Stearinstumpf aus der Lade, steckte ihn auf einen Flaschenhals und las im Bett mit glühender Stirn die Schrift von Anfang bis zu Ende, und als er sie gelesen hatte, begann er sie von neuem, und wieder, und noch einmal. Das Blut raste ihm durch die Adern wie im Fieber. Als der Lichtstumpf endlich niedergebrannt war, warf er den Kopf auf das Kissen zurück, und vor seinen geschlossenen Augen tanzten die Bilder, welche seine heut aus langem Schlaf zu unnatürlicher Regsamkeit erwachte Phantasie mit so viel Farbe und Körperlichkeit umkleidete, als hätten sie wirkliches Leben. Er sah die Arbeiter jener vergangenen Jahrhunderte, wie die Flugschrift sie schilderte, in den Steinbrüchen verschüttet, erschlagen, vor der Zeit hingerafft, wie seine eigenen Eltern in den Fabriken. Er sah sie schaffen, sich mühen am Bau der mächtigen Pyramiden, welche ihnen keine Aufnahme gewährten, wie er selbst, wie seine Kameraden schafften an den Erzeugnissen der Gießerei, die sie selbst nicht bereicherten. — Auf sich lasten fühlte er den ganzen Druck der menschlichen Gesellschaft und er bäumte sich thatsächlich im Bett auf, ihn abzuschütteln. Nie zuvor hatte er an all diese Dinge gedacht, jetzt brannten sie ihm im Hirn wie eine hitzige Krankheit. Es mußte anders werden, anders, anders! Das schwur er sich. Und sollte er selbst das Leben einsetzen, er würde seinen Arm der großen Sache nicht entziehen.

Vom gegenüberstehenden Bett aus begleiteten die tiefen Atemzüge des sorglos schlafenden Leipzigers das feurige Gelübde, welches ein warmherziger, glaubensfroher Bursche sich mit der Zuversicht erfahrungsloser Jugend ablegte.

(Schluß folgt.)

Ein gemeinsames deutsches Gotteshaus.

Offene Antwort auf die Mahnung und Frage von Friedrich Martin im Maiheft der deutschen Revue.

Von

M. Carriere.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben ein freies Wort an mich gerichtet, ich ehre Ihr Vertrauen und werde Ihnen eine eben so freie und offene Antwort geben. Sie gedenken eines Friedensbriefes an Ernst Renan, der voriges Jahr in diesen Blättern erschien; ist Ihnen das keine schlimme Vorbedeutung, daß er ohne Frucht geblieben? Ich erwartete mit dem Leiter der Deutschen Revue, daß Renan erwidern, daß sich in französischen und unseren Zeitungen reichliche Erörterungen anreihen und die Einsichtigen und Freimütigen diesseits und jenseits der Vogesen bekennen würden: die gemeinsame Kulturarbeit der Menschheit kann und soll auch fürderhin durch einträchtige Wechselwirkung des germanischen und romanischen

Geistes vollbracht werden; ein Krieg stellt sie in Frage und bringt für unser ganzes Jahrhundert unsägliches Elend! Aber der Widerhall meiner Rede blieb schwach, Renan antwortete zwar persönlich recht freundlich, behielt sich aber die Wahl des Zeitpunktes für eine öffentliche Erklärung vor, die Gegensätze sind seitdem schärfer und bitterer geworden, und ein Rückgang in der freiheitlichen Stimmung und Stellung der Völker ist schwerlich zu leugnen. Wir und die Franzosen haben trübe Tage erlebt, und noch immer mahnen die dräuenden Wetterwolken vergebens zur Eintracht, zum Friedensbund.

Doch Sie glauben an das Ideal, und ich ehre solchen Sinn, wo ich ihn finde, zumal gegenüber dem heutigen Strebertum, das sich nur nach äußerem Erfolge richtet, gegenüber einer Afterweisheit, die sich aufbläht mit der dreisten Behauptung: alle Ideale seien Illusionen, vielleicht nützlich um die Welt über das Elend des Daseins hinwegzutäuschen oder den Kampf ums Dasein zu erleichtern. Aber würde nicht die Menschheit sich zerfleischen oder verwesen ohne den Glauben an die sittliche Weltordnung, ohne die sieghafte Bewährung derselben durch Männer, die ihrem freien Dienst sich weihen als die Heroen des Geistes?

Ihr Wunsch nach einer Gotteskirche ruft mir eine Jugendschrift ins Gedächtnis. Sie erschien 1843, als der Ausbau des Kölner Doms begonnen wurde, und der Titel lautete: Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche. Ich nahm das Zusammenwirken von Nord und Süd, von Protestanten und Katholiken für ein schönes Zeichen der Zeit. Ein Symbol der Einheit des Vaterlandes trotz seiner Zersplitterung, ein künstlerischer Ausdruck des Sehnens und Verlangens der Nation dünkte mir der Bau, und als 1848 die schwarzrotgoldene Fahne erhoben ward, da wehte sie auch auf seiner Zinne; als das Kreuz die Türme bekrönte, da war auch das neue deutsche Reich aufgerichtet; eines der Ziele unserer Jugendbegeisterung war erreicht, wenn auch auf anderem Wege, als wir gedacht, aber um so glücklicher, als es ohne Umsturz der staatlichen Ordnung in freudigem Zusammenwirken von Volk und Fürsten errungen wurde. Die freie deutsche Kirche! Mir stellte sie sich dar als die Einigung der Konfessionen nicht auf der Grundlage der alten Konzilienbeschlüsse der Dogmen des vierten und sechzehnten Jahrhunderts, sondern als ein ewiges Evangelium, wie es schon mittelalterliche Seher geahnt, wie es Lessing in Erinnerung gebracht: als das Christentum der Vernunft, als die Verbindung der eigenen Worte Jesu und seines vorbildlichen Lebens mit den Natur- und Geschichtserkenntnissen der Gegenwart. Wie die Kirchenväter die griechische Weisheit herangezogen, um die christlichen Ideen wissenschaftlich für ihre Zeit zu formen, so wollten und sollten auch wir das Recht haben, in unserer Philosophie die Begriffe von Gott und Mensch so zu gestalten, daß der Vater, den Jesus offenbart, daß die Schuld der Welt und ihre Versöhnung durch Christus, daß die Lebensgemeinschaft der Menschheit mit Gott als das Reich des Geistes verständlich und wissenschaftlich begründet werde. Zu solch' einem Bunde sollten Katholiken und Protestanten einander die Hand reichen, der Dom ihm geweiht werden.

Zweimal mochte es scheinen, als ob eine religiöse Bewegung in Deutschland auch zu diesem Ideal hinstreben und hinführen könnte. Das erstemal, als der vermeintliche heilige Rock in Trier zur Verehrung ausgestellt wurde und in einem Brief an den Bischof Arnoldi der sittliche Zorn des religiösen Sinnes gegen diese Materialisierung des Heiligen, gegen diesen Dienst des Äußerlichen und Scheinsamen mächtig und kühn hervorbrach. Aber der Mann, dessen Name unter dem Briefe stand, war wohl ein Kaplan, aber kein Reformator, ohne Tiefe der Gedanken, ohne Innigkeit des Gefühls; flacher Rationalismus verband sich mit redseligem Liberalismus, nichts Neues, nur schwächliches kam zu Tage, und auf einem Konzil der Deutschkatholiken zu Frankfurt versuchte vergebens Leonhardi, der Jünger des Philosophen Krause, die Versammelten zu höheren Begriffen über Gott und Welt und ihre Liebeseinheit zu führen. Mit Tafelreden vollbringt man keine religiöse Reformation, aber ein Dowiat rief: „Wir machen jetzt bei Champagner und Lachsforellen Weltgeschichte!“ Nun sie war auch darnach.

Und als am Ende der sechziger Jahre der Papst sich anschickte, seine Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Moral bestätigen und als Dogma verkündigen zu lassen, da ratschlagten ernste und gelehrte deutsche Männer, wie sie dem vorbeugen möchten; sie fürchteten davon einen Riß in der katholischen Kirchengemeinschaft, sie erklärten: Dogma könne nur sein, als Dogma nur verkündigt werden, was immer und überall von allen geglaubt worden; das sei aber mit der Unfehlbarkeit nicht der Fall, Konzilien hätten über Päpste zu Gericht gesessen, die angedrohte Lehre sei eine Neuerung, unzeitgemäß und verhängnisvoll. Durch Döllinger erhielten die deutschen Bischöfe Waffen geschmiedet und geschliffen, sie gebrauchten sie auch anfänglich, aber sie zogen sich aus dem Streit zurück, und als die Verkündigung des Dogmas ohne sie geschah, da unterwarfen sie sich. Protestanten sahen darin eine Verleugnung des selbständigen Gewissens, auf das die Reformation sich gestellt, aber von katholischer Seite konnte man sagen: Ist einmal ein unfehlbares Lehramt der Kirche anerkannt, das durch die Versammlung der Bischöfe und der Päpste ausgeübt wird, so verschlägt es für die Gläubigen gar nichts, wenn die Bischöfe auf ihre Mitwirkung verzichten und es dem Papst allein überlassen. Das neue Dogma ist durch den Beschluß des Konzils rechtskräftig, ob die Deutschen dabei mitstimmten oder nicht; ja ich hörte die Äußerung: um ihres Widerstands willen hat der heilige Geist sie der Erleuchtung zuerst nicht gewürdigt, dann aber hat er sie zustimmen lassen. Daß die Laien, vornehmlich die wissenschaftlich gebildeten, sich nicht sofort dem unterwerfen wollten, was sie bestritten hatten, ist selbstverständlich; aber schwerer ist einzusehen, daß sie als Altkatholiken verharren wollen. Halten sie an allem fest, was in Nicaea und Trient festgesetzt worden, so müssen sie folgerichtig auch einem neuen Konzil einen bindenden Beschluß gestatten. Wollen sie protestieren, wollen sie sich auf ihre Überzeugung stellen, so bietet sich der Anschluß an die Reformation dar. In deren Geiste liegt die Befreiung von allen Dogmen, die nicht auf die Bibel und die hellen Gründe der Vernunft begründet sind. Und so hab' ich damals geschrieben, und das war auch im Sinne von Johannes Huber: eine religiöse Bewegung ist

möglich, wenn sie über das dogmatische Luthertum, den dogmatischen Kalvinismus hinausgeht, wenn sie sich an den Heiland selber hält, wenn sie dessen eigene Worte, dessen vorbildliches Leben zum Leitstern und zur Grundlage nimmt und damit die Ergebnisse der gegenwärtigen Weltanschauung in Zusammenhang bringt. Aber dazu hat keiner der Altkatholiken aufgerufen. Und wenn es einer gethan hätte, wäre seine Stimme nicht verhallt? Döllinger trat dafür ein, daß auf der Basis der noch für alle Christen gemeinsamen Konzilien eine Wiedervereinigung der griechischen, römischen und protestantischen Konfessionen angebahnt werde, aber von jenen Dogmen haben Millionen in Europa sich abgewandt; sie bleiben wohl innerhalb der angestammten gewohnten Kirche, aber wenn es sich um ein neues Glaubensbekenntnis zu den Satzungen des vierten Jahrhunderts handeln sollte, würden sie sich wohl bedenken es abzulegen. Wir müssen zurückgehen zu Christus selbst, der Strom des neuen Lebens muß frisch von ihm hervorquellen, der ewig junge Lebenswein in neuen Schlauch gefaßt worden. Da soll wieder ein Dom gebaut werden in der Reichshauptstadt, zugleich ein Dank- und Siegesdenkmal, eine Festkirche für nationale Feierlichkeiten, ein Werk des ganzen Volkes, und die Jugendgedanken erwachen wieder in meiner Seele: wäre es denn nicht möglich, dort einen Altar der Katholiken neben dem Altar der Protestanten aufzurichten, ein Hochamt zu halten und eine Predigt zu hören? Wäre es nicht möglich zu bezeugen, daß wir alle Christen sind uns als Brüder bekennen, einsehen: was uns eint, gemeinsam geblieben, das ist das Wesentliche? Wenn Jesus der Samariterin sagte, nicht auf Garizim oder Zion komme es an, sondern auf das Gebet im Geist und in der Wahrheit, sollen wir daraus nicht folgern, Katholiken und Protestanten können in einem gemeinsamen Hause dem Herrn dienen?

In Indien beten die Kinder zu den Göttern der Veden, in welchen der Kindheit des Volkes die Gottesidee in Bildern und Mächten der Natur sich darstellte, und wer dabei bleibt, der verrichtet die vorgeschriebenen Opfer und bindet sich an die Gebräuche, die von Alters her als heilsam für die Läuterung und Zügelung der Herzen, für den Ausdruck religiöser Gefühle bewährt sind. Wer aber weiter denkt, wer in den vielen Göttern Offenbarungsweisen des Einen, in den vielen Erscheinungen der Welt Entfaltungen der Weltseele und in der Menschenseele einen Funken des Lichtes der Weltseele erkennt, der bindet sich selbst nicht mehr und wird nicht mehr gebunden an die Gesetzbetformeln und Zeremonien, er lebt als ein geistiger Mensch neben den natürlichen Menschen, er hebt die Scheidung zwischen sich und Gott selbstkräftig auf, indem er sich in das eine ewige Wahre versenkt, dessen Lebensatem er in sich spürt, indem der eigene Wille dem göttlichen Willen sich ergiebt und Werke der Liebe für die Brüder übt. Kann uns das nicht ein Vorbild sein? Schon leben längst ja auch bei uns Gläubige mannigfacher Art einträchtig zusammen, ja auch Wissende, die, dem Glauben abgesagt, statt seiner Wahrheitsgehalt in freier Form bewahren; sie werden ja staatlich nicht mehr verfolgt, sind nicht mehr durch die Sitte oder die öffentliche Meinung geächtet, und der Atheist kann seine Gottlosigkeit, der Materialist seine Stoffvergötterung offen kundthun. Sollen da nicht auch alle, die sich zu Jesus

und durch ihn zu Gott dem Vater bekennen, die von christlicher Bildung und Gesinnung genährt sind, zu gemeinsamer Verehrung des Ewigen und Idealen zusammenkommen?

Einige indische Weisen unseres Jahrhunderts sehen in der nie versiegenden Offenbarung Gottes im Menschenherzen, im Gewissen, die Quelle der Wahrheit, aus der die Veden nur in die Bibel geflossen seien; sie wählen die edelsten Sprüche aus allen Religionsbüchern, um sie zum Gemeingut ihrer Gemeinde zu machen. Der Katechismus der Brahmas verweist auf den einen wahren Gott, den alle Weisen verkündigen, ihr Gottesdienst ist Liebe zu ihm und Übung der Werke, die er liebt, ihr Tempel das reine Herz, ihre Zeremonien gute Werke, ihr Opfer die Überwindung der Selbstsucht, ihre Losung: sei gut und thue gutes.

Dies, verehrter Herr, ist wohl auch Ihr Bekenntnis, und Sie beklagen mit mir die Verwirrung und den Zwiespalt, die im neuen deutschen Reiche durch religiösen Parteihader angerichtet werden, Sie erkennen mit mir die Gefahr, welche der Glaubenshaß dem Volke bringt, Sie zürnen mit mir dem Jesuitismus, der die Geisteshelden von Luther bis Kant und Goethe, Lessing und Schiller dem Volk verleiden möchte, indem er alles, was menschliche Schwäche, oft die Kehrseite der Größe, gefehlt oder was Schmäh- und Klatschsucht ihnen angeheftet, eifrig zusammenscharren und zu Zerrbildern zusammenfügen. Sie eifern mit mir gegen die verfinsternden Mächte, die den freien Geist an unbegriffenen oder begriffswidrige Formeln binden möchten. Sie schreiben den Brahmas gleich: „Wir tragen keinen Haß, keinen Argwohn, keinen Neid im Herzen gegen unsere Brüder, die sich zu einem anderen Dogma bekennen, denn wir alle glauben an Einen Gott, beten den Einen Höchsten an und fühlen reine Liebe, die uns alle eint."

Aber Sie werden nicht leugnen wollen: Die konfessionellen Gegensätze haben sich nicht gemindert, sondern verschärft; die Eifrigen im Luthertum wie im Papsttum betonen energischer und feindseliger als vor hundert Jahren ihre Sonderlehren, und ihnen gegenüber stehen nicht bloß einige, die das Gemeinsame höher achten als das Trennende und die diesem Gemeinsamen den rechten Ausdruck zu geben trachten, sondern viele, die sich dem Christentum entfremdet haben, die überhaupt der Religion wie einer abgeworfenen hemmenden Schale der Menschheit absagen, ja ihres Unglaubens sich berühmen und im Atheismus der Weisheit letztes Wort zu sprechen wähnen. Gilt denn wirklich Ihr Ausspruch: „Im Glauben an einen Gott vereinigen sich alle Kinder unseres großen deutschen Vaterlandes?" Soll ich Sie auf die Sozialdemokratie verweisen? Das ist ja gerade das Gefährliche ihrer Bestrebungen, daß sie nicht auf die gleiche Kindschaft aller Menschen in Gott ein Reich der sittlichen Freiheit und der Liebe gründen wollen, sondern daß die Selbstsucht der Atome, der rücksichtslose Kampf ums Dasein, das Sinnenglück in der einzig wirklichen Sinneswelt die Losung bilden. Daß unser deutsches Reich dem entgegen die Sorge für die Kranken, die von Unfällen Betroffenen, die Invaliden der Arbeit auf sich nimmt und das als praktisches Christentum bezeichnet, ist die größte That, die sein Gründer am Abend seines Lebens für einen neuen Morgen der Volkswohlfahrt eingeleitet hat.

Männer, die sich für Förderer und Freunde der Wissenschaft halten, bemühen sich, die Freiheit, die sie praktisch fordern, theoretisch zu leugnen, alles als nur blinden Mechanismus der Natur zu erklären, blinden Stoß und blinden Druck für die einzigen bestimmenden Weltmächte auszugeben. Wie diese dann doch eine selbstbewußte Vernunft, ein Gefühl der Freiheit, der sittlichen Selbstbestimmung hervorbringen, das wissen sie uns freilich nicht zu sagen. Einer der liebenswürdigsten und geistvollsten Dichter der Neuzeit hat die Frage nach dem Leben ohne Gott als eine Gewissensfrage der Menschheit aufgeworfen und, in seinen Kindern der Welt ihre Lösung auf seine Art darstellend, gegeben. Hervorragende Denker des In- und Auslandes halten das Sinnfällige für das allein Wißbare; die Forschung nach dem Grund und Zweck des Lebens soll die Grenzen unseres Erkennens überschreiten; sie lassen sich an der äußeren Erfahrungswelt genügen. Andere erkennen ein Unbekanntes, Unendliches an, aber dies große X bestimmen zu wollen, sei vergebliche Mühe. Wir vertrauen unserer Vernunft etwas mehr; wir halten uns an das durch die innere und äußere Erfahrung Erkennbare und Erkannte, aber wir fragen: wie muß jenes X, jener Grund und Zweck des Lebens beschaffen sein, wenn diese Welt der Naturgesetze und Naturkräfte, diese Welt der Freiheit und der Liebe aus ihr hervorgehen soll? Und nach der Erfahrung selbst schließt unsere Vernunft auf eine weltordnende Vernunft, unser Gewissen und Gefühl der Liebe auf einen Willen der Gerechtigkeit und der Liebe und hofft der Idealismus unseres Herzens auf eine selige Lebensvollendung.

„Hörte der Himmel auf den Schöpfer zu verkünden,
Ja gäb' es keinen Gott, wir müßten ihn erfinden."

So sang Voltaire im 18. Jahrhundert, im 19. parodierte das ein Pariser Kommuneheld: „Wenn es einen Gott gäbe, so müßte man ihn füsilieren lassen." Ich habe im vierten Band meines Kunstbuchs darauf hingewiesen. Voltaire wollte in Gott einen Vater lieben, der Dogmatiker zeigte ihm einen Gott, der ihm hassenswert dünkte, der den Menschen schwach erschafft und dann, den Fehltritt des ersten zu strafen die Nachkommen, zum Tod und zur Hölle verdammt oder sie nicht selig werden läßt, weil sie drüben in Amerika nichts davon gehört haben, daß er sich einmal von einer Jüdin habe gebären lassen. Doch vor dem Thron des wahren Gottes wird das Herz der Guten geschätzt; nur böse Thaten können ihn beleidigen, nicht der Freimut. Voltaire sucht nicht den tieferen Sinn in der ihn abstoßenden Hölle, er ruft mit Bitterkeit: „Gott aus Mehl mit einigen Worten schaffen, sagen, daß Brot und Wein durch Priesterspruch in Fleisch und Blut verwandelt werde, diesen Gott täglich so vielmal hervorbringen und verzehren, — wenn man uns ähnliche Hirnlosigkeit von der dümmsten Hottentottenheerde erzählte, wir würden glauben, man hätte uns zum besten, und doch geschieht es im gebildeten Europa; Fürsten dulden es, Weise schweigen dazu! Was wir jetzt Christentum nennen, das würde Jesus mit Abscheu verwerfen; man hat ihn zum Vorwand unsinniger Lehren und böswilliger Verfolgungen genommen. Laßt uns Gott durch Jesum anbeten, allein er sei nicht mehr die Losung für Brand und Mord! Beschneiden wir dem Pfaffentum die Nägel, mit

denen es unser Vaterland zerfleischt; brechen wir ihm die Zähne aus, mit welchen es unsere Väter zermalmt hat! Die Verachtung der ehrlichen Leute, die Stimme der Vernunft wird den Fanatismus besiegen."

Einigermaßen ist es geschehen, und das freie Denken und Forschen hat besser als Voltaire die Religion verstehen gelernt; er setzt sie nicht mehr in Formelbekenntnisse, sondern in das gottergebene Gefühl, in die fromme Gesinnung, in das Leben der Liebe und das Wollen des Guten, es unterscheidet die sinnige Sagenbildung, die dichterische Sprache von der selbstsüchtigen Erfindung trügerischer Pfaffen, die Voltaire meinte verfolgen zu sollen; aber die Läuterung der Glaubensbekenntnisse, die Darstellung des Wahrheitsgehaltes in einer die Gegenwart befriedigenden Form ist noch nicht erfolgt, ist noch immer Sache der einzelnen, noch nicht der Gesamtheit. Wir haben Prediger, die sie vollziehen, solche, die von Luther und Zwingli ausgehend, an die Überlieferung anknüpfend, den Sinn der herkömmlichen Worte auslegen und zum Verständnis bringen, und andere, die den freien Gedanken der Gegenwart und das eigene Gottesbewußtsein für das Volksgemüt in der anheimelnden Bibelsprache verkündigen; und derartige Geistliche, die nicht an toten und tötenden Buchstaben hangen, sondern Priester des lebendigen Geistes sind, könnten und würden in der deutschen Kirche, wie ich sie mir im neuen Dom vorstelle, vor Katholiken und Protestanten, vor Orthodoxen und Freisinnigen reden; sie sind es, welche wohl auch von Ihnen für die Gotteskirche verlangt werden. (Ich habe einen Freund, vor dessen Kanzel sich die pietistisch Gläubigen wie die rationalistisch Aufgeklärten zusammenfinden. Beide Parteien rechnen ihn zu sich; „welcher gehört er eigentlich an?" fragte mich eine Dame; „er predigt das Evangelium in deutscher Sprache," gab ich zur Antwort.)

Wird es gelingen, die Ungläubigen wieder in eine Kirche hineinzupredigen, aus der sie durch die Dogmatiker hinausgepredigt worden sind? Ich habe das einmal eine Lebensfrage des Christentums genannt und die Beantwortung derselben darin gesehen, daß wir Christi eigene Worte mit der Weltanschauung der Gegenwart zusammenbringen, darthun, daß der Naturmechanismus sein Recht hat, aber nicht als das allein wahre Sein, sondern als die Basis und Verwirklichungsmittel der Kräfte und Zwecke des geistigen Lebens, der sittlichen Weltordnung; darthun, daß das erste und unmittelbare Gewisse für uns unser Selbst, unser Fühlen, Denken und Wollen ist, daß wir erst aus unseren Empfindungen nach dem Kausalgesetz in uns auf eine Außenwelt schließen, die sie veranlaßt. Unser Freiheitsbewußtsein, unser Gewissen, unsere Unterscheidung von gut und böse, unser Pflichtgefühl sind unleugbare Thatsachen der Erfahrung, so gut wie das Licht der Sonne. Aber die Innen- und Außenwelt, die Schwingungen des Aethers, der Bau des Auges, die Anlage unserer Innerlichkeit, aus den Wellenbewegungen des Aethers die Farben in uns auszulösen, die Denkgesetze und die Weltgesetze — das alles stimmt zusammen, wir sind eingegliedert in den Weltzusammenhang, das All ist ein System von Kräften, die ursprünglich auf einander bezogen sind, ein Totalorganismus. Die Fortschritte der Erfahrungs-

wissenschaften machen dies immer klarer, immer bewundernswerter. Unsere Vernunft erkennt darin keinen Zufall. Kraft unseres eigenen Selbstbewußtseins schließen wir aus Lauten, die wir hören, aus zweckmäßigen Bewegungen, die wir sehen, daß diese in uns Vorstellungen erweckenden Töne der Worte, daß diese Handlungen der anderen gleichfalls ein Werk des selbstbewußten Willens sind. Wir reden mit einander und verstehen einander, weil dieselbe Vernunft mit denselben Denkgesetzen in uns waltet, weil die Bewegungen unserer Sprachorgane, die Schwingungen der Luft, die Gebilde unserer Gehörwerkzeuge unter einander zusammenstimmen, weil unsere fühlende, denkende, wollende Innerlichkeit und unsere Leiblichkeit und die anorganische Natur ein in sich zusammenhängendes Ganzes darstellen. Diese Harmonie von Natur und Geist, von Welt- und Denkgesetzen ist kein Zufall, die allwaltende, den Willen erleuchtende Vernunft giebt sich darin kund, und thatsächlich sind wiederum Denken und Wollen keine Realitäten für sich, sondern die Bethätigung eines Seienden, das sich durch sie als persönlicher Geist bezeugt.

Das Seiende ist, das wird niemand leugnen; was das Seiende ist, das lehrt uns, wie ich eben erörtert habe, die Erfahrungswissenschaft und das freie Denken; es ist kein Haufwerk beziehungsloser, blinder Stoffpartikelchen — Gott ist das Seiende.

Ich habe diese Betrachtungsweise in einer Schrift „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" den herkömmlichen Beweisen für das Dasein Gottes gegenübergestellt; sie sind unzulänglich erschienen, um ein außerweltliches höchstes Wesen darzuthun, sie gewinnen aber ihre Kraft, wenn sie zur Erkenntnis des Ewigeinen führen, das in allem sich entfaltet und gestaltet und durch die Ordnung der Welt sich als ordnendes Prinzip, durch die Freiheit und Liebe des Geistes sich als Geist offenbart. Und dazu stimmt das Wort von Jesus: Gott ist der Vater, wir sind die Kinder; das Wort Paulus': In ihm leben, weben und sind wir; von Gott, in Gott, zu Gott alle Dinge; das Wort von Johannes: Gott ist die Liebe. Liebe ist Einigung des in einer höheren ursprünglichen Einheit Unterschiedenen, Zusammengehörigen.

„Wir alle glauben an Einen Gott," schreiben Sie; ich kann Ihnen beistimmen, wenn es der Eine und ganze Gott ist, den Sie im Auge haben. Denn was die Atheisten leugnen, das ist nicht Er, sondern das ist ein von der Welt abgeschiedenes, sie äußerlich wie ein Werkmeister produzierendes, wie ein Uhrmacher sie ausbesserndes Wesen, ein naturloser Geist, ein Gedankending, oder auch ein willkürlicher, an kein Gesetz gebundener, zur Verdammnis oder Seligkeit die Geschöpfe vorausbestimmender Herrscher. Neben die Welt gestellt hat er an ihr sein Ende und ist nicht unendlich; zeit- und raumlos in seiner vermeintlichen Ewigkeit und reinen Geistigkeit ist er nirgendwo und nirgendwann. Er ist nicht der Unsere. Unser Gott ist allwaltende und unendliche Naturmacht, die in sich einige Fülle aller Lebenskräfte, die im Mechanismus ihrer Wechselwirkung ein wohlgeordnetes Ganzes darstellen und in einer aufsteigenden Wesenreihe sich entwickeln. Dies sieht der Materialismus, daran hält er sich, und daß er dies betont, daß er die

Unzerbrüchlichkeit der unserer Vernunft gemäßen Gesetze behauptet, das ist sein Recht. Er glaubt an diese eine Seite unseres Gottes. Ich erinnere Sie an die tiefsinnig schönen Schiller'schen Worte, bei denen wir aber nicht einen von außen formenden, sondern einen innerlichen, von innen heraus entwickelnden Künstler im Sinne haben:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? spricht er; die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Unser Gott ist die Liebe, der freie, sich selbst und das Sittengesetz bestimmende Geist. — Daran hält sich das religiöse Gefühl, das Gewissen. Es ist innerlich überzeugt, daß die Verwirklichung des Guten der Zweck der Welt ist, daß wir darin das Wohlgefühl der Lebensvollendung erreichen. Es verlangt Erlösung von dem Druck und den Schranken der Endlichkeit und erhebt sich über sie, indem es sich von dem allwaltenden Einen ebenso getragen wie abhängig fühlt. Und das allwaltend Eine ist ihm kein blinder Stoff, keine blinde Kraft, sondern ein Vaterherz, eine Vorsehung, ein Wille der Liebe, der alles wohl macht, der das Heil uns bietet, wenn wir es nur ergreifen wollen. Denn er, der Freie, will ein Reich der Freiheit; das Gute ist nur wirklich als unsere eigene Willensthat, und seine Verwirklichung ist an sich beseligend.

Dies scheint mir das Wesentliche in allen Religionen zu sein: dem Willen Gottes sich ergeben und den Willen Gottes thun. Das ist die Ruhe im Sturm des Lebens, das ist der wahre Gottesdienst. Daraus quillt die Überzeugung: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. Und hier stimmen protestantische und katholische Priester überein mit uns; sie glauben an diese Seite unseres Gottes, an seine Geistigkeit, an den Geber des Sittengesetzes, den Richter und Beseliger. Daß sie diesen verkennen, ist der Irrtum der Materialisten, sowie die Verkennung der Natur in Gott der Irrtum der Rationalisten und Orthodoxen, des abstrakten Idealismus ist.

Die Erlösungsreligion, das Christentum verlangt einen tieferen Blick in das Wesen der Dinge. Das Gute ist nur in der Gesinnung der Liebe, als freie Willensthat möglich. Das bedingt notwendig die Möglichkeit des Bösen, dies, daß der Wille auch anders wollen und sich entscheiden kann als das Gesetz es verlangt; das Sittengesetz ist darum kein zwingendes Muß wie das Naturgesetz, sondern ein Soll; wir können es übertreten, aber unser Heil ist an seine Befolgung geknüpft, denn es ist ja die Bestimmung unserer eigenen ethischen Natur. Nun sind aber Freiheit und Selbstbewußtsein keine fertigen Zustände, sondern ihrem Begriff nach Selbstbestimmung, Selbsterfassung, Selbstgestaltung. Wir sind nicht von Haus aus wir selbst und frei, wir müssen uns dazu machen, das ist unsere Gottesehre, das ist zugleich das Schwere unseres Lebens. Es ist der Begriff des Geistes, sein Wesen zu seiner That zu machen, seine Anlage mit eigner Kraft zu verwirklichen, sich selbst zu bilden, Herr des Seins zu werden. Wir

kommen aber zu uns selbst, werden Selbst, indem wir uns von allem andern unterscheiden und uns als Ich erfassen und setzen. Unsere erste geistige Geburt ist die zur Selbstheit. Darin liegt die Gefahr, daß die Seele, die sich selber sucht, indem sie sich findet und sich als Bewußtsein hervorbringt, daß sie, sage ich, selbstsüchtig wird, sich von den andern nicht bloß unterscheidet, sondern auch abscheidet; sie meint und strebt für sich allein zu sein, ihr Wohl ohne Rücksicht auf das Ganze zu finden, und das ist des Irrtums und der Sünde Quell, denn thatsächlich besteht die Seele nur als Glied eines höheren Ganzen, endlich im Unendlichen, thatsächlich kann sie ihren Zweck nur im Anschluß an den Weltzweck erreichen; ihr Wohl kann sie nicht in Widerstreit mit dem Gemeinwohl, sondern nur im Einklang mit ihm finden. Aber die Möglichkeit der Selbstsucht, des Irrtums, der Sünde ist notwendig, um der Freiheit, des Guten, der selbsterkannten Wahrheit willen. Und was Augustinus als Erbsünde, Kant als das radikale Böse bezeichnet, das ist diese sich abscheidende Unterscheidung in unserer ersten Geburt zur Selbstheit. Die Selbstsucht ist nicht notwendig, die Möglichkeit der freien ursprünglichen Gesetzeserfüllung besteht; aber thatsächlich ist die Sünde in der Welt, ist die Umkehrung des Willens wirklich und damit die Erlösung notwendig geworden. Die Wiedergeburt geschieht nun in der Selbstüberwindung, darin daß der Sonderwille sich dem allgemeinen Willen, der menschliche sich dem göttlichen ergiebt, darin, daß wir uns mit Gott wieder vereinigen, von dem wir in der Selbstsucht uns geistig getrennt halten. Und wäre solche Selbstüberwindung möglich, wenn nicht der Unendliche im Endlichen einwohnend waltete, wenn nicht unser Selbst ein Glied des großen Ganzen wäre, aus dessen Quelle es seine Lebenskraft empfängt? Das einwohnende Göttliche bezeugt sich in der Stimme des Gewissens, und das Mächtigwerden des allgemeinen Geistes im besonderen habe ich von jeher als Offenbarung bezeichnet, namentlich in meiner Ästhetik als die Erleuchtung des Weisen, die Eingebung des Künstlers, die Weihe des Propheten, die Begeisterung des Helden dargestellt. Ich dachte, das werde den Theologen willkommener sein, aber so viel ich sehe, hat nur der eine Otto Pfleiderer darauf Bezug genommen. Was sonst für unvollziehbar, was für ein Wunder oder eine Illusion erklärt wird, es erscheint verständlich vom Gesichtspunkt der Einheit alles Seins und Lebens in der Erkenntnis des ganzen Gottes, der, in allem gegenwärtig und bei sich selbst, persönlich ist.

Sein erlösendes Walten ist offenbar geworden in Jesus, der sich ihm von Anfang an rein und voll ergeben und so das durch die Sünde verlorene Bewußtsein der Einheit mit Gott wieder hergestellt hat, Gott als den Vater, sich als den Sohn erkannte und diese Kindschaft der Menschen in Gott, diese Einigung der Liebe zu den Menschen und zu Gott, als das Gottesreich verkündigte und in sich persönlich darlebte. Indem wir seinen Geist in uns walten lassen, leben wir in Gott und lebt Gott in uns, und ist unsere Wesenseinheit Liebesgemeinschaft, selige Lebensvollendung.

All' das sind wieder keine Theorien, sondern Thatsachen der Erfahrung, innere Erlebnisse menschlichen Gemüts, geschichtlicher Wirklichkeit. Und mir scheint: wer dies in Ihrer Gotteskirche predigt, der kann von Katholiken und Protestanten gehört werden. Und es ist Zeit, daß es dem Volke zum Bewußtsein kommt: die Dogmen der Konfessionen sind Versuche, um die Wahrheit des religiösen Lebens, um die Thatsachen frommer Erfahrung, um die Offenbarung Gottes in der Geschichte denkend zu begreifen, mit der Weltanschauung ihrer Tage in Zusammenhang zu bringen. Wir werden niemand stören, den diese Bekenntnisse befriedigen, es liegt uns das Wesen der Religion ja nicht in ihnen, sondern in der Gesinnung, in dem Leben der Liebe. Und das ist ja das Große des Christentums, daß es sich die sittliche Wiedergeburt der Menschheit, den Kampf mit dem Bösen, die Versöhnung der Welt mit Gott als Aufgabe und Ziel gesteckt. Es ist die Verkehrtheit des Pfaffentums, wenn solchem echten Priestertum zum Trotz das Heil an die Annahme von Satzungen, an die Zeremonien und Äußerlichkeiten geknüpft wird. Macht der Glaube selig, dann kann nur Glaubenssatz das sein, dessen beseligende Macht jeder in eigener Seele zu erleben vermag.

Wenn wir für uns das Recht freier Religiosität und selbständiger Fortbildung der wissenschaftlichen Grundlagen und Folgerungen des religiösen Lebens fordern, so wollen wir doch allen die Freiheit ihrer Auffassung des Evangeliums der Erlösung gewähren, und so bitte ich Sie: sprechen Sie nicht mehr von Lichtfeindschaft, Geisteskuechtung und blindem Eifer bei den Altgläubigen. Ihre Formulierung hat früheren Zeiten genügt, hat in festen Formen den Gehalt bewahrt und gesichert und ist heute noch Millionen das Gefäß, in welchem sie das Heil empfangen. Und es giebt Altgläubige genug, Geistliche und Gemeindeglieder, Römische und Lutherische, die ihr Denken, Fühlen und Wollen an diese Satzungen knüpfen und sich dieselben dadurch innerlich aneignen; was Geistesheroen wie Augustinus und Luther im heißem Geisteskampf errungen, das ist ein Erbgut der Menschheit, auch wenn sie dem gediegenem Golde ein neues Gepräge giebt, während viele gerade an der Münze, die das Bild dieser großen Männer trägt, das größte Wohlgefallen haben.

Und wir selber wollen bekennen, daß wir die reale und erschöpfende Idee des Unendlichen in unserem endlichen Geiste nicht haben und von Gott und Unsterblichkeit weder die sinnliche noch die mathematische Gewißheit besitzen, — und um unserer Freiheit, um der Verwirklichung des Guten willen nicht besitzen können. Kant und Klinger haben schon vor hundert Jahren darauf hingewiesen, ich selber habe davon (in meinem Kunstbuch Band 5) den Gedanken geknüpft. Es frage sich ein jeder, ob seine Freiheit möglich wäre, ob er das Gute in der Selbstbestimmung des Willens vollbringen würde, wenn ihm Gott und das ewige Leben in voller unmittelbarer Gewißheit vor Augen ständen. Und in einem geistvollen Buch „der christliche Glauben und die menschliche Freiheit“ ist dieser Gedanke in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt: eine unleugbare Erkenntnis von Gott und Unsterblichkeit würde der Befolgung göttlicher Gebote aus freiem Willen sehr im Wege stehen. „Gott und sein Reich wäre ein Gegenstand der Spekulation

und der begehrteste Artikel auf dem Jahrmarkte der Eitelkeit; wir könnten unser Herz Gott nicht schenken, sondern nur verkaufen. Alle halbwegs verständigen richtig rechnenden Leute, zumal die jetzt von ganzem Gemüte und aus allen ihren Kräften das goldene Kalb anbeten oder nach Macht und Ehre jagen, die Jobber, Gründer, Streber würden dann aus allen ihren Kräften Gott — lieben? nein, das wäre unmöglich; aber ihm dienen, so dienen, wie Lucifer in Byrons Kain sagt:

> Mit süßlichem Geheul der Schmeichelei,
> In Sang und Harfenspiel, selbstsücht'gem Flehn
> Zu jenem Allgewaltigen, eben weil
> Er allgewaltig, doch aus Liebe nicht,
> Aus Selbstsucht und aus Angst, —

und während sie jetzt, wenn sie die Nichtigkeit ihres Treibens inne werden, Gott in Wahrheit die Ehre geben können, würden sie alsdann gar niemals zur Erkenntnis ihres wirklichen Herzenszustandes kommen." Klinger hat das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit unter den Greueln der französischen Revolution geschildert; auf die Frage Wozu, Warum, Wohin herrscht tiefes zermalmendes Schweigen. Denn diese Frage nach Gott, nach der Ewigkeit, nach der Bestimmung des Menschen beantwortet nichts als unsere moralische Kraft und auch sie nur ganz durch reines thätiges Wirken. Denn nur eben dieses Schweigen konnte der moralischen Welt zu unserem erworbenen Eigentum und durch das Erwerben zum verdienten Genuß oder Erkenntnis des errungenen Zweckes unseres Daseins machen.

Meine Philosophie geht nicht von abstrakten Begriffen aus, um aus ihnen die Wirklichkeit herauszuklauben oder die Wirklichkeit nach ihnen zu maßregeln, sondern sie hält sich an das volle, blühende Leben, an die Freiheit, die Liebe, die Beseligung der Ideale als Erlebnisse und forscht nun nach den denknotwendigen Bedingungen derselben, nach Grund und Ziel der Entwickelung, in welcher wir uns und die ganze Welt erblicken. Die Modewissenschaft von heute aber setzt voraus, daß alles in der Welt mechanisch durch Druck und Stoß geschehe, und so leugnet sie die Freiheit und erklärt die Liebe samt ihren Idealen für eine Illusion, wobei sie es freilich unterläßt zu erklären: wie dann die blinden Stoffpartikelchen dazu kommen, ein einheitliches Selbstbewußtsein hervorzubringen, das sich über sie erhebt und sich die Illusionen der Freiheit und Liebe vorspiegelt. Theorien aber, welche der Thatsache nicht gerecht werden, verbürgte Erfahrungs-Thatsachen leugnen, erklärt die echte Wissenschaft für unzulängliche Hypothesen. So steht es mit dem Materialismus, dem Naturalismus, sie leugnen die sittliche Welt der Freiheit, den Unterschied von gut und böse, „Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker" sagt der vielgepriesene Taine, — Ergebnisse des Naturprozesses, die man weder zu billigen noch zu mißbilligen oder zu verantworten hat! Ich aber fühle mich ebenso sicher für meine Thaten verantwortlich, ich weiß ebenso gewiß, daß ich mich selbst bestimme, diese Worte zu schreiben, als ich das Licht der Sonne in meinen Augen spüre, ja daß die Sonne nicht bloß ein Em-

pfindungsreiz in meinem Auge ist, sondern am Himmel scheint, ist erst ein Vernunftschluß zur Erklärung dieser Lichtempfindung, so wie Gott ein Vernunftschluß ist zur Erklärung meiner sittlichen Gefühle wie der Übereinstimmung der Denk- und Weltgesetze, zum Verständnis der Welträtsel. Und daß der Hervorgang des Organischen aus dem Unorganischen oder der Anfang des organischen Lebens, daß die Auslösung von Luft- und Ätherschwingungen in Ton- und Farbenempfindungen, daß Selbstbewußtsein und Freiheit Welträtsel, für die analytische Mechanik unlösbare Welträtsel sind, hat Duboys Reymond ja in seiner glänzenden Weise dargethan. Aber sie sind Thatsachen, sind Wirklichkeit, und müssen nach dem Kausalgesetz einen Grund haben. Und der für sie ausreichende vernunftnotwendige Grund ist Gott.

Daß das Seiende ist, daß ein Unendliches ist, von dem wir umfangen sind, geben viele ja zu, nur meinen sie, wir sollten darauf verzichten, es verstehen zu lernen, und uns an das sinnlich gegebene halten. Das heißt dem freien Denken, der Vernunft, der Würde des Geistes entsagen. So wollen wir uns geistig nicht entmannen oder entmannen lassen. Aber wir sollen uns wenigstens keine menschlichen Vorstellungen vom Unendlichen machen! Allein wonach sollen wir uns das Ganze und Unendliche deuten als nach dem höchsten uns bekannten Endlichen? Thatsächlich ist Fürsichsein, Selbstsein das wahre Sein. Wertvoll ist etwas nur durch das Gefühl und im Gefühl. Das blos Seiende, das nicht empfunden und gedacht wird, nicht seiner selbst inne ist, das wäre so gut wie gar nicht da. So müssen wir die wahre wertvolle Wirklichkeit dem Seienden als solchen absprechen, wenn wir es nicht als Fürsichsein, als Selbst erkennen. Das Unendliche, in allem entfaltet und zugleich in sich Eins und bei sich selbst, ist Gott.

Aber das unendliche Eins soll nicht selbstbewußt sein, nicht persönlich sein können, weil wir dadurch uns als Selbst erfassen und hervorbringen, daß wir uns von anderen unterscheiden; das Unendliche aber habe kein Anderes außer ihm, von dem es sich unterscheiden könne. J. G. Fichte, dem Gott Leben und Wissen, Liebe und Seligkeit war, wollte ihn darum nicht persönlich nennen. Strauß hat danach die Persönlichkeit Gottes geleugnet, und ihm wird vielfältig nachgesprochen. Auch nachdem ich mich in „Jesus und die Wissenschaft der Gegenwalt" widerlegend darüber erklärt, wird mir jener Satz entgegengehalten. So muß ich wiederholen: Selbstsein, Subjektivität, Fürsichsein ist keine Schranke, sondern die Innerlichkeit und wertvolle Erfüllung des Seins. Auch wir kommen nicht dadurch zu uns selbst, daß wir uns von etwas Anderem außer uns, sondern dadurch, daß wir uns als das Eine Ganze von unseren mannigfachen Empfindungen und Vorstellungen unterscheiden. Diese sind uns das Ursprüngliche und unmittelbar Gewisse, aus ihnen formen wir das Bild der Erscheinungswelt und versetzen es außer uns in Raum und Zeit, — das ist ja die gemeinsame Errungenschaft der Physiologie und Physik wie der kritischen Philosophie; Kant, Johannes Müller, Helmholtz stimmen darin überein. So unterscheidet auch Gott als der Unendliche sich von seinen besonderen Lebensakten als der Eine, Schöpferische und ist dadurch bei sich selbst. Er unterscheidet sich gleich uns von dem, was in ihm

ist, nicht von dem, was außer ihm wäre, es ist nichts außer ihm; wir aber als endliche Wesen haben anderes außer uns und bedürfen seiner Mitwirkung für unser Empfinden, Denken und Wollen. Dadurch sind wir von Gott unterschieden, aber wir sind Gott darin gleich, daß wir objektiv, real oder Natur sind und subjektiv, Selbst, Geist durch eigene Willenskraft werden, wir zeitlich, er ewig, wir innerhalb seiner Kraft, seiner allgegenwärtigen Wesenheit, er in und über allem, das Ich des Universums.

So ist der eine ganze Gott nicht nur einfache Wesenheit, sondern in sich Natur, Gemüt und Geist, als schöpferische Macht in allem sich entfaltend, sich in der Welt und die Welt in sich wissend; und wie das von ihm Ausgegangene, das in der Selbstsucht ihm Widersagende kraft seiner schöpferischen Liebesmacht zu ihm zurückkehrt, ist er der ewige Ein- und Ausgang — und so können wir ihn den Dreieinigen nennen, den Alleinen. Ihm wollen wir die Kirche bauen, und wenn sich der neue Dom in Berlin dazu gestaltete, es wäre im Sinne des edlen Dulders, der angesichts des Thrones und einer weltgeschichtlichen Thätigkeit seine Leibeskraft von anhaltender Krankheit verzehrt sah und in dieser Fülle des sinnlichen und geistigen Leidens an den Tempelbau zum Denkmal für das neu errungene deutsche Reich dachte. Wie schön wäre es, wenn dazu Protestanten und Katholiken, Freisinnige und Altgläubige zusammenwirkten, dort ihre Gottesdienste einträchtig feierten, und aus diesem gemeinsamen religiösen Leben sich auch eine neue Darstellung der Glaubenslehre in organischen Zusammenhang mit der Überlieferung, eine künstlerische Fortbildung des Cultus herausgestaltete! Wir schmücken im Geist die Räume mit Bildwerken, Meisterwerken Michel-Angelos und Raffaels, Dürers und Holbeins sowie neuerer Künstler um die großen Thatsachen des Heils, das vorbildliche Leben Jesu für Auge und Gemüt plastisch und malerisch zu veranschaulichen. Wir öffnen im Geist diese Hallen, um an Festtagen die Passionsmusik von Bach oder Schütz, die Weihnachtscantaten der alten Meister, den Messias von Händel, die Messe von Beethoven erklingen zu lassen. Und sollte nicht auch die Poesie neben der Predigt des Wortes und dem Kirchenliede ihre Stimme erheben, um die entscheidenden Ereignisse der Religionsgeschichte dramatisch in lebenden Bildern darzustellen und ihren idealen Gehalt dichterisch auszulegen? Unsere Künstler verfallen dem Naturalismus, der technischen Virtuosität, dem Sinnenreiz ohne die höchsten Ziele und Stoffe, welche das Volksbewußtsein in der Religion ihnen bietet und setzt. Statt des Häßlichen muß das Heilige, das in der Vollendung und Verklärung der Natur und des Menschlichen sich offenbarende Göttliche wieder die Aufgabe der Kunst werden; die neuen Mittel, die schärfere Charakteristik, der vollere frische Sinn für die Wirklichkeit sollen zur Darstellung des ewigen Gehalts der Ideale des Volkes verwertet werden und so die bildende Kunst die religiöse Weihe wieder erhalten, wieder Verkündigerin des Göttlichen werden wie zu Phidias und Raffaels Zeit, die Poesie eine Prophetin und Priesterin der sittlichen Weltordnung wie in den Dichtungen des Jesaias und Äschylos, wie bei Dante, Shakespeare und Calderon. Und wie in Englands Westminsterkirche könnte das Volk auch in dieser Gotteskirche die Denkmäler seiner Geisteshelden aufstellen.

In solcher Kirche braucht „der Philosoph, der Forscher, der Dichter nicht mehr außerhalb vor dem Thor zu stehen," wie Sie beklagen; in solcher Kirche werden die Millionen, von denen Sie reden, die nur äußerliche Protestanten und Katholiken sind, aber im Herzen keiner der Konfessionen angehören, wieder ein Gotteshaus haben. Wer die Natur für seine Gottheit erklärt, den würden wir zum Eintritt einladen, denn Gott ist auch Natur, er offenbart sich in ihren Gesetzen, er läßt innerhalb derselben den Lebenskräften ihren Lauf, und wenn die Forscher von der Weisheit der Natur reden, wenn die Neugläubigen mit Strauß davon reden, daß das innerste Wesen des Universums Vernunft und Güte sei, und daß die Natur, wenn auch nicht von der Vernunft, doch für und auf die Vernunft angelegt sei, so heißen wir das willkommen und sagen ihnen: die Weisheit der Natur, das ist ja der in ihr waltende Geist Gottes, Güte und Vernunft sind ja Gesinnung und Einsicht nicht blinder Massen, sondern selbstbewußten Willens; im Herzen glaubt ihr an unsern Gott, ihr leugnet nur einen jenseitigen, einen rein naturlosen, nicht den im All Lebendigen. Und wer die Heiligkeit Gottes betont und im Kampf mit der Sünde, in der Versöhnung des Gemüts mit der ewigen Gerechtigkeit, in der Erlösung durch die Liebe das Heil des Christentums findet, dem sagen wir, daß auch uns das ethische Wesen des Vaters, Wahrheit und Gnade, in Jesus offenbar geworden, menschlich persönlich geworden, und daß im Anschluß an ihn und durch ihn auch wir die Kindschaft empfangen. Und das alles steht ja in keinem Widerspruch mit der wirklichen Wissenschaft der Natur und Geschichte. Ja wer Wunder verlangt und Wunder glaubt, den verweisen wir auf den alten indischen Weisen, der jeden Morgen von neuem darüber erstaunt, daß etwas ist und nicht nichts — das große Wunder des Seins, um so größer und wunderbarer, als es kein Chaos, sondern ein Kosmos ist, ein wohlgeordnetes Ganzes, Natur und sittliche Welt in harmonischem Zusammenhang. Auch wir erkennen die Zeichen Gottes, wenn auch nicht in der Aufhebung der Gesetze, die der Ausdruck seiner Vernunft und des Wesens der Dinge und darum unzerbrüchlich sind, sondern innerhalb dieser Normen, wie der Kaiser Wilhelm im Sieg und Erfolg von Sedan „welch' eine Wendung durch Gottes Fügung" erkannte, nicht ohne Moltke und Bismarck, nicht ohne Tapferkeit und Leibeskraft so vieler deutscher Männer, nicht gegen den Lauf der Natur, sondern in und mit all' diesen bedingenden Mächten, im Einklang mit der sittlichen Weltordnung, als Willen der Vorsehung. Als ihre Organe, als beseelte Werkzeug derselben haben von jeher große Männer sich selber gefühlt und Gott die Ehre gegeben.

Ein freies Wort der Liebe und des Glaubens haben Sie von mir verlangt: hier ist es! Ob es zünden wird? Nach Dantes Spruch: Aus kleinen Funken wird oft große Flamme! Aber der Atem des Weltgeistes muß sie nähren, und die Idee muß die Herzen der Menschen rühren, bewegen, das Volk muß selber das Heil ergreifen. Ich schrieb einmal, nach Licht und Frieden ringend, in einer Schmerzensstunde:

Freiheit und Liebe nicht zu teuer kaufst
Du je sie ein. Sie schenken kann dir niemand,

Nicht die Natur, selbst Gott im Himmel nicht;
Nur rufen und berufen kann er dich.
Willst du das höchste Gut, so sei erst gut.
Das wahre Glück ist eigener Thaten Preis;
Dir ist vergönnt, daß du's gewinnen kannst,
Es will erbetet und errungen sein.
Freiheit und Liebe sind das Schöpfersiegel
Auf deiner Stirn und sind die Siegeskrone,
Des Geistes Wesen und des Geistes Frucht.
(Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen. S. 81.)

München, den 1. Mai 1889. M. Carriere.

Haben wir Deutsche noch eine Metrik?

Bemerkungen
von
Robert Hamerling.

Die Frage ist nicht so unbegründet. Ist doch in neuester Zeit sogar die Frage aufgeworfen worden: „Haben wir überhaupt noch eine Litteratur?“ Wir haben keine deutsche Orthographie, wir haben keine feststehende deutsche Grammatik, und fast möchte man sagen: auch keine rechte, genügende deutsche Sprache. Wenigstens behaupten viele Deutsche, sie seien nur mit Hilfe des Wortschatzes der fremden Sprachen im stande, die wunderfeinen „Nuancen“ ihrer kostbaren Gedanken auszudrücken, während es den Franzosen, Engländern, Italienern u. s. w. nicht im Traume einfällt, unablässig deutsche Worte in ihre Schrift und Rede einzustreuen, um die „Nuancen“ ihrer Gedanken klar zu machen. Seltsamer, aber bei den Deutschen nicht vereinzelt dastehender Widerspruch, daß wir uns des Reichtums unserer Sprache dann und wann ausdrücklich rühmen und auf die Sprachen der Nachbarvölker mit einer Art von Geringschätzung herabsehen, uns aber doch auch wieder förmlich bankerott mit ihr erklären! —

Es soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß von Prosodie und Metrik und metrischen Regeln nach wie vor in unseren Ästhetiken und Kritiken viel die Rede ist, daß man die metrischen und prosodischen Schulregeln manchmal sogar mit einer Art von Wichtigthuerei bei Beurteilung von poetischen Neuigkeiten des Büchermarktes geltend macht. Es geschieht dies aber meist in einer Art, welche befremdet und mehr auf ein Bemühen, auch in diesem Punkte dem kunstrichterlichen Ansehen nichts zu vergeben, als auf ein wirkliches ästhetisch-kritisches Bedürfnis zu deuten scheinen könnte. Man sucht etwas aus dem Buche heraus, was den metrischen Regeln, deren man sich von der Schulbank her erinnert, entgegen ist. Der Eine stochert einen Trochäus heraus, der Andere eine kurz gebrauchte lange Silbe, oder einen cäsurlosen Vers, oder einen solchen, in welchem zu viel einsilbige Wörter hinter einander stehen. Das wäre nun

ganz in der Ordnung, aber es pflegt etwas Auffälliges und Sonderbares dabei mitunterzulaufen. Man achtet nämlich dabei immer weniger auf den Umstand, ob man es mit einem dilettantischen, stümperhaften Werke, das von Fehlern wimmelt, zu thun hat, oder mit einer im ganzen und großen sorgfältigen, gewissenhaften Arbeit. Man scheint diesen Unterschied gar nicht mehr zu bemerken. Es ist, als ob man keinen Sinn, kein Ohr mehr hätte für das Bessere dem oft jämmerlich Schlechten, wie es der Tag bringt, gegenüber. Das verhältnismäßig Treffliche geht ohne Dank und ohne Beachtung vorüber.

Da indessen diese Thatsache auch auf Flüchtigkeit im Durchblättern des beurteilten Werkes zurückführbar erscheinen könnte, so würde ich kein sonderliches Gewicht darauf legen, kündigte nicht eine Art Krise des metrischen Gefühls der Deutschen scheinbar auch in anderen Vorkommnissen sich an.

Ich habe schon mehrere deutsche Poeten der Gegenwart versichern hören, sie machten zwar aus alter Gewohnheit gute Hexameter, es geschehe dies aber gegen ihre eigentliche innere Überzeugung. Paul Heyse erklärte irgendwo, wir Deutsche sollten den Trochäus aus dem Hexameter deshalb nicht verbannen, weil sonst das Wort Vaterland nicht in den Vers ginge. Vorausgesetzt aber, daß der Trochäus im Hexameter keinen guten Klang hat, bin ich der Meinung, daß man auch aus Patriotismus keine schlechten Verse machen dürfe.

Manche treten geradezu mit der Forderung auf, daß man die sogenannte „quantitierende“, d. h. sich auf die Quantität, die Länge und Kürze der Silben stützende Metrik ganz über Bord werfen und sich ausschließlich an die accentuierende halten solle.

Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich 1878 mit Wilhelm Jordan, dem Hauptvertreter dieser Richtung, hatte. Er behauptete mit aller Entschiedenheit, es gebe gar keine Längen und Kürzen in der deutschen Sprache, sondern nur accentuierte und nicht accentuierte Silben. Nebenbei äußerte er, der Jambus in den deutschen Schauspielen dürfe auf der Bühne nicht so gesprochen werden, daß man die Jamben als solche heraushört, sondern mit 3—4 Hebungen, ganz wie die Stabreimverse. Er habe diesen Rat schon vielen Schauspielern gegeben, und manche hätten erst durch Befolgung desselben entschiedenen Erfolg auf der Bühne errungen.

Nun, dann wäre ja ein entschiedener schauspielerischer Erfolg gar leichten Kaufs zu erringen, und es ist zu verwundern, daß nicht längst alle Schauspieler zu Jordans Fahne geschworen!

Indessen, ich komme den auf Beseitigung der deutschen Prosodie und Metrik abzielenden Bestrebungen ohne Vorurteil, mit aller möglichen Unparteilichkeit entgegen. Denn wenn auch die Vernachlässigung strengerer Kunstformen meist mit einem Niedergange des poetischen Vermögens selber zusammentrifft, so könnte sie doch eben so gut einmal einen Fortschritt zu bedeuten haben. Es kommt alles darauf an, ob es sich um Beseitigung eines wirklich falschen Regelzwanges handelt, der dem wahrhaften, natürlichen Bedürfnisse des deutschen Ohres, Sinnes und Geistes widerspricht.

Ich gebe durchaus zu, daß es eine Prosodie und Metrik von dem Augenblicke an nicht mehr giebt und nicht zu geben braucht, wo ihre Gesetze nicht mehr als Forderungen des feinfühligen Ohres, sondern nur als äußerlich gegebene pedantische Regeln gelten; wie es ja z. B. auch kein wahrhaft bindendes Sittengesetz mehr gäbe, wenn es nur mehr als von außen gegebenes Gebot und nicht mehr als innere Stimme, als Forderung der eigenen menschlichen Natur sich vernehmbar machte. Ließe sich allen Ernstes nachweisen, das deutsche Ohr habe schlechterdings kein prosodisches und metrisches Bedürfnis mehr in der Art desjenigen, was bisher als solches gegolten, so wäre Folgerichtigkeit das einzige, was man noch verlangen könnte: nämlich diese Prosodie und Metrik nicht bloß in der Theorie, sondern auch in der Praxis ganz und gar über Bord zu werfen.

Aber das deutsche Ohr scheint in dieser Beziehung keineswegs mit sich selbst so völlig im Reinen zu sein, um sofort diesen äußersten Schritt thunlich erscheinen zu lassen.

Es kommt vor, daß ein Mensch theoretisch sich auf etwas erpicht zeigt, sich eine Maxime bildet, welcher insgeheim ein natürlicher, halb unbewußter Instinkt in ihm fortdauernd widerspricht; wie z. B. ein Mensch von schlechten moralischen Grundsätzen oft sein bewußtes, unmoralisches Wollen an einer plötzlichen besseren Regung zu Schanden werden sieht.

Das beste Mittel, die Ohren derjenigen, welche ihr prosodisches und metrisches Gefühl in der Theorie verleugnen, entscheidend zu prüfen, wäre ohne Zweifel die oben erwähnte, an sie gestellte Forderung strenger Folgerichtigkeit. Entweder läßt ein Solcher Längen und Kürzen in der deutschen Sprache und einen maßgebenden Einfluß ihrer Gruppierung auf den Wohlklang des deutschen Verses gelten, oder nicht. Im ersteren Falle muß er sie überall und immer gelten lassen, immer und überall in der Praxis auf sie Rücksicht nehmen; im letzteren muß er den Mut haben, seine Verse überall und immer ohne jede Rücksicht auf Längen und Kürzen zu gestalten. So weit ist aber meines Wissens bis jetzt in der Ausübung keiner gegangen, sondern es wird, namentlich in Hexameterwerken, eine zwanglose Mischung von Versen geboten, von welchen die einen nach den Regeln der Quantität, die anderen bloß nach Maßgabe des Accents behandelt sind. Diese Halbheit, dieser Mangel an einer bestimmten Richtschnur, einem festen Grundsatz, verrät offenbar einen inneren Zwiespalt. Es müßte nur sein, daß man ernstlich die Kunstregel aufzustellen gedächte: „Wo es einem ganz leicht ankommt, gestaltet man den Hexameter nach der Quantität, wo dies aber nur im mindesten unbequem oder schwierig ist, hält man sich an den bloßen Accent!" Eine solche Regel der Trägheit könnte doch in der Poesie so wenig als in irgend einer anderen Kunst auf die Dauer ernst genommen werden.

Die Poeten, welche trotzdem vor der Hand nach dieser Maxime handeln, scheinen mir noch nicht frei von dem instinktiven Gefühl zu sein, daß Hexameter mit reinen Daktylen oder Spondeen am Ende doch noch immer angenehmer ins Ohr fallen als andere, und daß sechs Daktylen à la Holzklotzpflock hinter einander wirklich einigermaßen ohrzerreißend, ja abscheulich klingen würden.

Wollte man diesen Eindruck auf Gewöhnung zurückführen und auf die Nachwirkung eingetrichterter Schulregeln, so wäre nicht zu begreifen, warum er ganz derselbe ist auch bei Frauen, die von metrischen Regeln nichts wissen und nur eben einigen Sinn für Poesie und für Wohlklang des Verses haben. Sie werden den guten, fließenden Hexameter leicht und mit Wohlgefallen, den schlechten und holprigen schwer und ohne Genuß lesen. In Daktylen à la Holzklotzpflock wird ihnen das Musenrößlein mühsam dahin zu humpeln scheinen wie ein lahmer Gaul auf einem Knüppeldamm.

Es dürften zunächst doch wohl nur wenige sein, die behaupten, daß es Längen und Kürzen in der deutschen Sprache überhaupt nicht giebt. Unzweifelhaft betonen wir viele Silben nicht bloß, sondern wir dehnen sie auch. Wir unterscheiden ganz bestimmt in der Aussprache die zwar unbetonte, aber gedehnte zweite Silbe in „Erdbeere", „Waldmeister", „Großvater" u. dergl. von wirklichen Kürzen.

Und jedenfalls sollen unbetonte, wiewohl gedehnte Silben auf die Gestaltung des deutschen Verses keinen Einfluß mehr haben dürfen? Daktylen wie

– ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡

„Erdbeeren", „Seeschiffe", „Hufschmiede", „Dampfmühle" u. dergl. sollen dem deutschen Ohre gerade so lieb sein wie andere? Möglich — aber ich glaube es vor der Hand noch nicht. —

Unter den Vorwürfen, welche man auch besseren Hexameterdichtern macht, wird kaum einer mit so vielem Eifer vorgebracht, als daß manchmal eine unbetonte mittelzeitige (nicht kurze) Silbe in die Hebung (Arsis) des Versfußes, und eine lange betonte daneben in die Senkung (Thesis) gestellt wird. So z. B. in den Versanfängen Platen'scher Hexameter:

– – | – ◡ ◡ | –
Mit Schießscharten verseh'n,

– – | – ◡ ◡ | –
An's treulose Gestad,

– – | – ◡ ◡ | –
Aus unwirtlichem Stein.

Hier stimmen Wortaccent und Versaccent nicht überein; aber durch eine entsprechende nachhelfende Betonung von Seite des Lesers wird diese Nichtübereinstimmung leicht und in anmutender Weise ausgeglichen. Das aber ist's nun, was man als unnatürliche, dem Genius der deutschen Verskunst widerstrebende Künstelei gelehrter Poeten verdammt und als eine Zumutung an den Leser, welcher auch nur Gelehrte entsprechen können. Aber was man gerade beim Hexameter so arg befehdet, das geschieht auf dem ganzen Gebiete der deutschen Poesie, im jambischen Fünffüßler des Dramas, in Liederstrophen jeder Art, bis zum einfachsten, naivsten Volksliede hinunter, wird da von den Kritikern unbedenklich hingenommen und setzt beim Vortrage auch den Ungebildetsten und Ungeschicktesten nicht in Verlegenheit.

Nehmen wir z. B. die beiden Heine'schen Verse in dem Gedichte „Bimini":

„Und es landet dort kein Dampfschiff,
Mit langweiligen Philistern."

Kein Mensch wird hier im Zusammenhange des Gedichtes lesen:

„Und es landet dort kein Dampfschiff
◡ – ◡ ◡ ◡ ◡ – ◡
Mit langweiligen Philistern;

jeder wird unwillkürlich beim Vortrage den Vers so betonen, daß das Versmaß nicht zerstört und der Wortaccent mit dem Versaccente so gut als möglich ausgeglichen erscheint. Und das wird unbewußt auch der Ungelehrte und Ungeschulte thun, auch die Frau, auch der Knabe und das Mädchen, die von Metrik und metrischen Regeln keine Kenntnis haben.

Denjenigen möchte ich doch sehen, der in Goethes Lied „an Lottchen" einzig nach dem Wortaccent betonen würde:

„Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
– ◡ ◡ – ◡ ◡ ◡ ◡ –
Schwankt das leicht unruhige Gefühl";

oder im „Klagesang der edlen Frauen des Asan Aga":

„Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
– ◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ – ◡
Eingehüllet in hochrote Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung;"

oder in Schillers Gedicht „An die Künstler":

„Da schürte heil'ge Mordlust keine Flamme,
◡ – ◡ ◡ – ◡ ◡ –
Da rauchte kein unschuldig Blut;"

und:

◡ ◡ – ◡ ◡ –
„Den heitern Geist, der die Notwendigkeit
Mit Grazie umzogen."

Den Schauspieler möchte ich sehen, der in Kleist's „Penthesilea" deklamieren wollte:

◡ ◡ – ◡ ◡
„Wenn zu wetteifernd frohen Übungen
Die ganze Jugendpracht zusammenströmt."

Aber das ist Kunstdichtung, wird man sagen. Nun, ich gebe Schorer's Volksliedersammlung „Jungbrunnen" einem Ungeschulten in die Hand, einem Menschen aus dem Volke, der nur eben eine Spur hat von poetischem Sinn und Takt. Er wird nicht lesen:

– ◡
„Ich wollt' einmal recht früh aufsteh'n",

oder:

– ◡ ◡
„Graf Friedrich wollt ausreiten
Mit seinen Hochzeitsleuten."

oder:

„Ich und du und alle
Müssen vor's Gericht,
– ◡ ◡
Müssen dort anhören,
Mit Seufzern und mit Zähren,
Was der Richter spricht."

Unzählige Male wird namentlich der sonst völlig tonlose Artikel metrisch bebetont, und ihm diesen metrischen Accent zu verweigern, fällt beim Vortrage dem Ungebildeten ebensowenig ein wie dem Gebildeten.

Was wären die Verse der Franzosen, der Italiener und anderer Nationen ohne die Gepflogenheit und instinktive Kunst, im Vortrage neben dem natürlichen Wortaccent auch dem Versaccent durchklingen zu lassen?

Bei den Dante'schen Versen z. B.:

> **Nessun maggior dolore**
> **Che ricordarsi d e l t e m p o f e l i c e**
> **Nella miseria —**

wird es keinem italienischen Schulknaben, der überhaupt einmal Verse gelesen hat, einfallen, deklamierend zu betonen:

> – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑
> Che ricordarsi del tempo felice.

Der Franzose wird ebenso instinktmäßig betonen La petite fille, oder La petite fille, je nachdem es der Versaccent verlangt.

Jene wunderlichen Leute unter uns Deutschen, welche allen Ernstes der Meinung sind, beim Vortragen von Versen thäte man eigentlich am besten, das Versmaß ganz und gar zu eskamotieren und die Verse nach dem bloßen Wortaccent, rein in Prosa, zu lesen, möchte ich nur fragen, ob sie wirklich glauben, der Dichter habe sich nur deshalb Mühe gegeben, seine Gedanken in ein bestimmtes Versmaß zu kleiden, damit der Vortragende die Spur dieses Versmaßes so viel als nur immer möglich wieder verderbe und verwische?

Ich erörtere hier gar nicht die Frage, ob die poetische Freiheit eines Widerstreites zwischen Wort- und Versaccent im Deutschen i m m e r und ü b e r a l l zu b i l l i g e n; Zweck des über diesen Widerstreit und seine Ausgleichung Vorgebrachten war bloß: fürs erste, nachzuweisen, daß auch dem deutschen Ohr der Wortaccent nicht a l l e s ist und daß in Fällen der Nichtübereinstimmung von Wort- und Versaccent der natürliche Instinkt in der Praxis, einer feindlichen Theorie zum Trotz, auch bei uns noch immer das Rechte trifft; fürs zweite aber, auf die Grundlosigkeit der Strenge hinzuweisen, mit welcher man dem Hexameter eben das als eine fremdartige, unnatürliche Künstelei vorwirft, was in der gesamten Kunst- und Volksdichtung der Deutschen sowohl als anderer Nationen etwas ganz Gewöhnliches ist.

Nach diesen kleinen Plänkeleien ist es vielleicht an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, ob wir von den aus dem klassischen Altertum überkommenen Versmaßen nicht wenigstens den Hexameter, und zwar den bisher üblichen „quantitierenden," d. h. Länge und Kürze der Silben respektierenden Hexameter beibehalten und noch weiter pflegen sollen?

Ein Versmaß, in welchem die beiden Großmeister der Litteratur unvergängliches ausprägten, in welchem Goethe „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs", seine klassischen Elegien und Epigramme gedichtet — dies Versmaß, sollte man glauben, könne doch wohl in der deutschen Litteratur als für immer eingebürgert gelten.

Es waren nicht schlechte, nachlässig hingeworfene, holprige Hexameter, welche die beiden Meister schrieben; im Gegenteil, sie ließen sichs einigermaßen sauer

werden, gute zu schreiben. Vor Stümperei bewahrte sie ihr Genius. Trotz kleiner Abweichungen von der strengen Regel gehören die Hexameter Goethes und Schillers zu den schönsten, fließendsten, wohllautendsten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Verletzen sie einmal die strenge Regel, so verletzen sie doch nie das Ohr.

Vielsagend und in der That lehrreich für jene Prüden, welche der Hexameter gar so wildfremd anmutet, ist ferner der Umstand, daß unsere besten deutschen Dialektdichter mit einer gewissen Vorliebe nach dem Hexameter griffen als Versmaß für Idyllen und kleinere Erzählungen. So Hebel, der Schwabe; so die Österreicher Stelzhamer, Misson, Rosegger. Und es war zumeist ihr Allerbestes, was diese Besten im alten, ewig jungen homerischen Versmaß fertig brachten. Wäre es möglich gewesen, daß der Natursinn dieser urwüchsigen, dieser volkstümlichen Talente ersten Ranges sich auf ein Metrum eingelassen hätte, das dem deutschen Ohre eigentlich fremd ist, dem Wesen der deutschen Sprache und Dichtung widerstrebt?

Wenn es Dilettanten giebt, welche sich für Vortragskünstler halten und welche beim Anblick eines Hexameters die bekannte „Gänsehaut" überläuft, weil das ein gar so künstliches, für den Vortrag schwieriges und „undankbares" Metrum sei, so will ich im Gegensatz hierzu die Ansicht eines wirklichen Vortragskünstlers, und zwar eines der trefflichsten in Deutschland, die des k. k. Hofschauspielers Joseph Lewinsky ins Treffen führen.

„Auch mir," sagt er in einem am 7. April 1869, nach Erscheinen des „Königs von Sion", an mich gerichteten Schreiben, „auch mir kam von vielen Seiten ein Seufzer darüber zu, daß Ihr Gedicht in Hexametern geschrieben ist. Der Ärger darüber gab mir zu Anfang dieses Jahres den ersten Gedanken ein, das Werk und den Vers den Menschen mundgerecht zu machen. Ich kann Sie als vom Handwerk versichern, daß der Hexameter mir gehorcht wie weiches Wachs. Jeder Ausdruck ist leicht mit ihm erreichbar, und in gewaltig erschütternder Rede gewährt er dem Sprecher Vorteile wie kein anderes Versmaß. Warum er so viele Leser fremdartig berührt, kann ich nicht begreifen; mir erscheint dieser Vers dem Genius und Wesen unserer Sprache ganz angemessen. Ich bin daher sehr erfreut gewesen, als ich in den Anmerkungen Ihr Versprechen las, später einmal eine breitere Auslassung über den Hexameter geben zu wollen. Der Beginn der kommenden Wintersaison ist vielleicht geeignet zu einer Vorlesung, damit Sie selbst ein Urteil darüber haben können, und belehrender Winke halber, die ich von Ihnen erbitten würde, möchte ich einmal in Graz lesen." —

Lewinsky kam dann wirklich nach Graz und las den ersten Gesang des „Königs von Sion" öffentlich vor, in einer schlichten, ungekünstelten und doch wirksamen Weise, die auf eine zahlreiche Zuhörerschaft und mich selbst den besten Eindruck machte.

Es käme also, meines Erachtens, nur darauf an, sich über eine prosodische und metrische Behandlung des Hexameters zu verständigen, die, einer berechtigten Forderung unserer Zeit entsprechend, alles Pedantische völlig abstreifte, aber doch auch ein feinfühliges Ohr befriedigte, ein Ohr, das für metrischen Wohlklang

empfänglich und nicht etwa geradezu von der Art wäre, wie es der Weber Klaus Zettel im „Sommernachtstraum“ nach seiner Verzauberung zur Schau trug.

Ich habe an die Hexameter meines „Königs von Sion“ bei jedem Neudruck, vom zweiten an bis zum neunten, der kürzlich die Presse verlassen hat, von neuem die Feile angelegt; nicht als ob sie ursprünglich nachlässig hingeworfen gewesen wären, sondern weil auch gutes sich immer noch besser machen läßt, und weil bei jeder neuen, der Korrektur des Druckes halber nötigen Beschäftigung mit dem Werke mir immer neue Möglichkeiten einleuchteten, hier der strengeren Regel, dort dem natürlichen und leichten Fluß des Verses weitere Zugeständnisse zu machen.

Es sind nur wenige besondere Punkte, über die ich schließlich mit der Leserwelt, mit den Kritikern und mit den dichterischen Kollegen mich kurz auseinanderzusetzen wünschte.

Vor allem gestehe ich, daß ich ein Feind des Trochäus im Hexameter bin und bleibe. Das Wesen und der Reiz des Hexameters besteht in dem schönen Gleichmaß, dem gemessenen, taktfesten Schritt seiner Versfüße, welcher dem lebendig bewegten, ausdrucksvollen Wechsel seiner schwebenden Daktylen und seiner wuchtigen Spondeen einen festen Halt verleiht. Eingestreute schwächliche Trochäen machen diesen seinen getragenen, ebensowohl feierlichen als anmutigen Gang unsicher und hinkend.

Ich muß sogar gestehen, daß ich mir ein paar nicht allzugewichtige Längen in der Senkung des Daktylus noch lieber gefallen lasse als einen solchen schwindsüchtig-kurzatmigen Trochäus an der Stelle des Daktylus oder Spondeus. Denn es lassen zwei nicht allzu wuchtige Längen sich beim Vortrage des Hexameters noch immer leichter und zwangloser verkürzen, als die verschieden kurze Silbe des Trochäus bis zu jener Länge sich dehnen läßt, welche das taktfeste Gleichmaß des Hexameters erheischen würde.

Und doch bin ich bereit, auch in Beziehung auf den Trochäus von Fall zu Fall das Ohr entgiltig entscheiden zu lassen. Abgesehen davon, daß es kaum möglich sein dürfte, ein größeres Hexameterwerk ohne einen einzigen Trochäus herzustellen, kann es in der That Trochäen geben, die das Ohr wenig oder gar nicht beleidigen. Ich kenne vereinzelte Hexameter mit einem Trochäus, so namentlich bei Goethe, Schiller, Voß, die ich nicht missen möchte. Zu Fällen solcher Art rechne ich unter andern diejenigen, in welchen das, was man bei griechischen und lateinischen Versen Positionslänge nennt — wenn nämlich ein kurzer Vokal vor zwei Konsonanten zu stehen kommt — der Kürze einer Silbe ein etwas größeres Gewicht verleiht. Von einer „Positionslänge“ im Deutschen weiß freilich die Schule nichts; für ein feineres Ohr aber macht sie meines Erachtens auch im Deutschen sich fühlbar. Es ist z. B. durchaus nicht gleichgiltig, ob ein Trochäus im Hexameter lautet: „Dulde, du liebes Kind!“, oder: „Dulde du liebe Frau!“ „du liebes Kind“ klingt bei weitem voller; die Position des kurzen e vor der Konsonnantengruppe sk bewirkt diesen, einer Länge sich schon

etwas mehr sich nähernden Vollklang, während in der Form: „du liebe Frau" das stützenlose e einen entschieden schwächlichen, leeren Klang und einen entschieden hinkenden Versfuß giebt.

Bezüglich der vom Versmaß des Hexameters geforderten Kürzen unterschreibe ich selbstverständlich die Verurteilung der mehrerwähnten Daktylen à la „Holzklotzpflock." Weiterhin aber trennt mein Weg sich von dem derjenigen, welche in der Senkung des Daktylus auch nicht zwei mittelzeitige Silben neben einander gestatten wollen, d. h. Silben von der Art, welche weder als entschiedene Längen, noch als entschiedene Kürzen gelten können, und welche man deshalb nach Bedarf kurz oder lang zu gebrauchen die Erlaubnis hat.

Im Nachwort zur letzten Auflage des „Königs von Sion" habe ich über diesen Punkt meine Ansicht und meine Gepflogenheit dargelegt. Nachdem von der Vermeidung des Trochäus in besagter Richtung die Rede gewesen, wird gesagt, nur ein solcher könnte sie leugnen, dem die Kenntnis der mittelzeitigen Silben abginge, und der dieselben dem Dichter als Kürzen anrechnete. „In diesem Falle," fahre ich fort, „wäre er auf das Lehrbuch von Minckwitz zu verweisen. Zu den von Minckwitz festgestellten Mittelzeiten nehme ich aber ferner: die persönlichen Fürwörter, die Verbalform ist, die nicht zu gewichtigen Präpositionen, das zwar gewichtige, aber in einem umfangreichen Werke unmöglich immer als Länge zu gebrauchende „durch". Kurz nehme ich nach Bedarf auch die erste Silbe des unbestimmten Artikels in den Beugungsformen („eine", „einen", u. s. f.), was durch die Tonlosigkeit, mit welcher ja doch immer ein Artikel gesprochen wird, als entschuldigt gelten kann. „Hierher" gebrauche ich als Spondeus, „hieher" aber nötigenfalls als Jambus oder Trochäus. Kein Bedenken trage ich ferner, zwei mittelzeitige Silben nebeneinander als Kürzen zu gebrauchen; mit reifem Bedacht gestatte ich mir vielmehr im Gebrauch dieser doch meist sehr wenig betonten Mittelzeiten eine größere Freiheit, mehr darauf achtend, was ein feinfühliges Ohr, als was eine pedantische Theorie gestattet."

Dies also wären in aller Kürze meine hauptsächlichen Ansichten über deutsche Prosodie und Metrik, insbesondere über den Hexameter, und nebenbei die praktischen Maximen, die ich bei Ausführung und wiederholter Feile des „Königs von Sion" mir aneignete und erprobte. Die volle, auf alle Einzelheiten dieses Werkes sich erstreckende Verantwortlichkeit übernehme ich natürlich nur für die Gestalt, welche in der neuesten, neunten Auflage vorliegt.

Mirabeau und Deutschland.

Von

F. A. von Winterfeld.

Die große französische Revolution von 1789, deren hunderjähriges Jubelfest zu feiern unsere unruhigen Nachbarn jenseits der Vogesen sich bereits anschicken, erneuert das Andenken an eine der hervorragendsten und interessantesten Erscheinungen derselben, den Grafen Gabriel Riquetti von Mirabeau, für uns Deutsche namentlich deshalb, weil er unserem Vaterlande eine aufrichtige und lebhafte Teilnahme gewidmet und vielfache intime Beziehungen zu demselben angeknüpft und unterhalten hat. Diese Beziehungen, hervorgerufen durch mehrfachen längeren Aufenthalt in Deutschland, insbesondere in Berlin, sollen uns hier beschäftigen, nicht aber die Wirksamkeit Mirabeau's in der Revolution, in welcher er stets, bis zu seinem frühzeitigen Tode[1]), alle seine Kraft für die Befestigung und Erhaltung der konstitutionellen Monarchie einsetzte.

Das Verdienst, von den Franzosen zuerst sich eingehend mit Deutschland beschäftigt zu haben, wird gewöhnlich der Frau von Staël zugeschrieben, gebührt aber mit größerem Rechte Mirabeau, der die Früchte seiner vielseitigen und gründlichen Studien über das ihn höchlichst anziehende Land mit eben so viel Geist, jedoch mit viel größerer staatsmännischer Einsicht als seine berühmte Landsmännin, in mehreren bedeutenden Werken niedergelegt hat.

Seine erste Reise nach Berlin trat Mirabeau im Dezember 1785 an, teils um sich dem Zorne des Ministers Calonne zu entziehen, teils aber um sich, wie er sagte, „das Bedauern zu ersparen, der Zeitgenosse eines so großen Mannes wie Friedrich II. gewesen zu sein, ohne ihn persönlich kennen gelernt zu haben."

In Berlin eingetroffen, stieg Mirabeau in der „Stadt Paris" in der Brüderstraße, damals dem ersten Gasthofe der Residenz, ab.

Seiner Gewohnheit nach, wenn er in eine ihm fremde Stadt kam, brachte er den ersten Tag auf den Straßen zu, um einen allgemeinen Eindruck von der Stadt und ihrem täglichen Treiben zu empfangen. Dieser Eindruck war zuerst nicht ganz günstig. Zwar erschien ihm Berlin zum Teil schön, allein nach dem damals so viel größeren Paris still und öde. Bald aber wußte er allem, was er sah und hörte, einen bedeutsameren Charakter abzugewinnen.

Mirabeau verkehrte gern mit dem Volk, und so hatte er auch gleich am ersten Tage mit einen ehrsamen Schuhmachermeister, der eine ganze Galerie von Stiefeln und Schuhen an einem Stock auf der Schulter trug und diese Last gerade eine Zeit lang auf dem eisernen Gitter ruhen ließ, das Schlüters Standbild des Großen Kurfürsten umgiebt, Bekanntschaft gemacht, indem er ihn über das Denkmal befragte. Der gesunde Verstand, der gute Humor und der urwüchsige Witz des Mannes zogen Mirabeau so an, daß er, obgleich der deutschen

[1]) Mirabeau starb am 2. April 1791.

Sprache noch nicht ganz kundig, beschloß, den wackeren Meister auf dessen Berufsgängen durch die ganze Stadt zu begleiten.

Ein eigener Zufall wollte es, daß der erste Gang Mirabeau's Begleiter in das Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Herzberg, führte, für welchen er ein paar Stiefel gefertigt und für den Mirabeau ein Empfehlungsschreiben bei sich trug, das er nun sogleich Gelegenheit fand, abzugeben.

Beim Abschied von seinem Cicerone verfehlte Mirabeau nicht, zum Dank für die mannigfache, nicht zu unterschätzende Belehrung, welche er von ihm empfangen, ein paar Stiefel bei ihm zu bestellen, zumal er auch das spitzige Berliner Pflaster Berlins wenig geeignet für sein zierliches Pariser Schuhwerk gefunden hatte.

Mirabeau's zweite Sorge war, einen geeigneten Lehrer für die deutsche Sprache zu suchen, denn er wußte wohl, daß man die Eigenart eines Volkes niemals ohne vollständige Kenntnis von dessen Sprache zu erfassen vermag.

Unvermuteter Weise sollte er den Gesuchten in seinem Hotel finden.

Als er nämlich einen Boten für einige Besorgungen verlangte, stellte sich ihm ein ältlicher, hagerer, verkümmert aussehender Mann, in abgeschabtem, schwarzem Anzug vor, um seine Befehle zu empfangen. Durch das gebildete Benehmen und den intelligenten Gesichtsausdruck des Mannes angezogen, erkundigte sich Mirabeau bei ihm nach seinen Verhälnissen und erfuhr nun zu seiner Überraschung, daß er den Kandidaten der Theologie Johann Ludwig Schmidt, auch Dichter und Kritiker für die „Berliner Monatsschrift" der Herren Biester und Gedicke, vor sich habe. Als ehemaligen Erzieher der Kinder des Hotelbesitzers hatte ihn dieser aus Mitleiden im Hause behalten, wo er sich durch Führung der Bücher, Schreiben der Speisezettel und Übernahme von Besorgungen nützlich zu machen suchte.

Mirabeau, nicht wenig erstaunt über die Vereinigung so entgegengesetzter Funktionen in ein und derselben Person, nahm den litterarisch gebildeten Kandidaten als Lehrer in der deutschen Sprache an, worüber dieser unendlich erfreut war.

Nachdem dies geordnet, sandte Mirabeau, der vor Verlangen brannte, den großen König kennen zu lernen, obgleich es bei dessen höchst leidendem Zustande kaum zu hoffen war, folgenden Brief nach Sanssouci:

„Sire!

Gewiß ist es eine zu vermessene Voraussetzung, Ew. Majestät um eine Audienz zu bitten, wenn man nicht in der Lage ist, von einer Angelegenheit sprechen zu können, die ein besonderes Interesse darbietet. Aber wenn Sie einem Franzosen, der seit seiner Kindheit an die Welt erfüllt gefunden hat von Ihrem Ruhme, den Wunsch verzeihen, den größten Manne dieses Jahrhunderts und vieler anderen näher zu sehen, als man gewöhnlich die Könige sieht, so erweisen Sie mir die Gunst, Ihnen persönlich meine Huldigung darbringen zu dürfen.

In tiefster Ehrerbietung

Ew. Majestät unterthänigster Diener

Der Graf von Mirabeau."

Die erbetene Audienz wurde Mirabeau ausnahmsweise mittelst eines sehr gnädigen Schreibens gewährt, damit, wie es in demselben in verbindlicher Wendung heißt, „der König vom Grafen selbst erfahre, welch' ein glücklicher Zufall ihn nach Berlin geführt habe."

Hierüber sich vertraulich auszusprechen, scheint Mirabeau bei diesem ersten Empfange keine Gelegenheit gefunden zu haben, da verschiedene Personen aus der Umgebung des Königs zugegen gewesen waren. Wenigstens deutet Mirabeau dies in seinem Dankschreiben an den König an, und dieser — ein Beweis dafür, wie anziehend die Persönlichkeit des Grafen auf ihn gewirkt hatte — bewilligte ihm eine zweite Audienz, worauf Mirabeau um so stolzer war, als er der letzte Fremde gewesen zu sein behauptet, welchem eine solche Auszeichnung zu teil geworden.

Diesen zweiten Empfang, der ohne Zeugen stattfand, schildert Mirabeau in einem Briefe an Frau von Nehra folgendermaßen:

„Ich war fast eine Stunde beim König. Man kann sich unmöglich einen lebhafteren Geist und eine anziehendere Unterhaltung vorstellen, aber ich konnte mich dieses Genusses nicht recht erfreuen, denn das mühsame Atmen des Königs beklemmte mich mehr als ihn. Es ist ein ungemein rührender Anblick, einen großen Mann leiden zu sehen. Übrigens wird dieser außerordentliche Mann die Zügel der Regierung bis zu seinem letzten Atemzuge führen. Als ich, da sich das Gespräch auf die Litteratur wendete, äußerte, es sei zu bedauern, daß er nur der Cäsar und nicht auch der Augustus seines Volkes habe sein wollen, sah er mich scharf an und sagte: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen; gerade dadurch, daß ich meinem Volke freien Spielraum ließ und mich nicht in seine litterarischen Angelegenheiten mischte, glaube ich für dieselben und für die Aufklärung mehr gethan zu haben, als wenn ich die letztere hätte erzwingen wollen."

Unzweifelhaft hegte der berühmte Mann, dessen Stern erst im Aufgehen begriffen war, eine tiefe, wenn auch nicht blinde Bewunderung für den, dessen Stern bereits verblich.

Mirabeau hatte, wie fast alle seine Landsleute, welche es der Mühe für wert halten, Deutschland zu besuchen, eine große Unwissenheit und sehr verworrene Begriffe über dessen politische, soziale und litterarische Verhältnisse mitgebracht. Sehr bald aber erkannte er dies selbst und war eifrigst bemüht, sowohl durch eingehendes Studium wie durch praktische Anschauung und lebhaften Verkehr mit allen Klassen der Bevölkerung sich zu belehren und seine Vorurteile über die „habitants du Nord" abzulegen. Fleißiges Studium der deutschen Sprache brachte ihn bald so weit, daß er deutsche Bücher lesen und deutsche Reden verstehen konnte. Nun brachte er alles zusammen, was über Deutschland geschrieben worden war, machte sich mit dem Inhalt bekannt und ließ dann das, was ihm für seine Zwecke brauchbar erschien, ausziehen. Doch war diese Quelle des Unterrichts nicht diejenige, welche er am meisten schätzte. Er verkehrte mit Staatsmännern, Militärs, Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten und, wie wir bereits erfahren haben, sogar mit Handwerkern und wußte von allen

zu lernen. Die Kunst zu fragen besaß er in seltenem Grade. Auf diese Weise erwarb er binnen einiger Monate, welche er in Berlin war, verhältnismäßig sehr eingehende Kenntnisse über preußische und deutsche Staatseinrichtungen und sonstige Zustände.

Ungemein schnell war Mirabeau mit den gelehrten und litterarischen Kreisen Berlins vertraut geworden und beteiligte sich lebhaft an der Erörterung der Fragen, welche die Hauptstadt bewegten. Zwei Strömungen standen damals einander gegenüber, die der Aufklärung, welche durch den sterbenden König, und die des Mystizismus, welche durch den Thronfolger an höchster Stelle repräsentiert wurden.

Auf welcher Seite Mirabeau stand, kann nicht zweifelhaft sein, selbst wenn er seinen Standpunkt in seiner im März 1786 erschienenen Streitschrift: „Brief des Grafen Mirabeau über Cagliostro und Lavater" nicht klar gelegt hätte. Der Irrtum, welchen er darin beging, Lavater mit jenem Charlatan in eine Linie zu stellen, sollte ihm viel Haß und Anfeindung seitens der Anhänger des Verfassers der „physiognomischen Fragmente" zuziehen. Lavater selbst aber rächte sich durch die äußerst abfällige Beurteilung Mirabeaus — nach einem Bilde desselben.

Anfang Mai 1786 verließ Mirabeau Berlin, jedoch nur, um bald wieder dahin zurückzukehren. Zunächst besuchte er Braunschweig, wo er die Bekanntschaft des Major Mauvillon machte, welcher sich durch mehrfache staatswirtschaftliche und kriegswissenschaftliche Werke vorteilhaft ausgezeichnet hatte. Nicht nur gemeinsame Abstammung — Mauvillon war ein Abkömmling französischer Refügiés — sondern auch die Übereinstimmung ihrer politischen Anschauungen führte die beiden Männer zu einer durch steten Briefwechsel unterhaltenen Freundschaft, welcher Mirabeau einen nicht geringen Teil seiner Kenntnisse über Deutschland zu verdanken haben sollte.

In Paris, wohin Mirabeau sich begab, fand er in den Kreisen der Regierung eine geneigtere Stimmung als vor seiner Reise nach Deutschland. Seine Briefe von dort hatten nicht wenig Aufsehen erregt, das Ministerium sah ein, daß es besser sei, ihn zum Freunde als zum Feinde zu haben, und beschloß, ihn in geheimer Sendung nach Berlin zu schicken, nachdem er in einer Denkschrift überzeugend nachgewiesen, daß Preußen mit seinem gefüllten Schatz und dem besten Heere in Europa der kräftigste Bundesgenosse für Frankreich sein würde. Vorläufig sollte es Mirabeaus Aufgabe sein, die mit dem nahe bevorstehenden Thronwechsel eintretenden Veränderungen zu beobachten und darüber zu berichten.

Nachdem Mirabeau auf dem Rückwege abermals einige Tage in Braunschweig im Umgange mit Mauvillon verweilt hatte und hier auch dem Herzog vorgestellt worden war, welchem er als Regenten und als preußischem General das höchste Lob zollte, kam er gegen Ende des Juli 1786 zum zweiten Mal in Berlin an. Obwohl bei dem Zustande des Königs an einen Empfang nicht mehr zu denken war, so versicherte doch ein freundliches Billet den Grafen der unverminderten Huld des Monarchen. Inzwischen brachte Mirabeau, der Einladung des Prinzen Heinrich folgend, einige Tage in Rheinsberg zu. Sein Urteil über den Bruder

des großen Königs faßt er in den Worten zusammen, „daß ein kleinlicher Charakter die größten Gaben nicht zur Geltung kommen lasse."

Am 17. August 1786 starb Friedrich, und dieses Ereignis, obwohl vorhergesehen, erschütterte Mirabeau tief. So schreibt er darüber an Mauvillon: „Nun ist einer der größten Charaktere, die je den Thron geziert, vernichtet!" In dem Bericht nach Paris äußerte er sich folgendermaßen: „Friedrichs Krankheit, die zehn andere Menschen sogleich getötet hätte, hat ohne Unterbrechung und ohne Milderung ein Jahr gedauert, und man darf sagen, daß die Natur eines ihrer herrlichsten Meisterwerke erst dann preisgegeben, als die unaufhörliche Spannung der Seele und des Geistes während einer sechsundvierzigjährigen, durch Erschütterungen und Kämpfe aller Art ausgezeichneten Regierung völlige Erschöpfung herbeigeführt hatte ... Zwei Drittel der Berliner bemühen sich jetzt zu beweisen, daß Friedrich ein ganz gewöhnlicher Mensch war, ja anderen fast nachstand. „O," ruft Mirabeau in bitterer Empörung aus, „o, wenn seine leuchtenden Augen, die bald bezauberten, bald schreckten, sich wieder öffneten, müßten dann diese elenden Speichellecker nicht vor Scham vergehen?!"

Die glänzendste Huldigung hat Mirabeau Friedrich in seinem Werke: „Über die preußische Monarchie unter Friedrich II." dargebracht, worauf wir noch zurückkommen werden.

Obgleich Mirabeau's Meinung über den neuen König, Friedrich Wilhelm II., den er für schwach und dem Einfluß der Mystiker und Geisterseher, wie Bischofswerder, zugänglich hielt, keine günstige war, so versuchte er es doch, durch eine Denkschrift, in welcher er dem neuen König mit edlem Freimut seine Herrscherpflichten vorhielt, ihm einsichtsvolle Ratschläge erteilte und ihn namentlich beschwor, Glaubens-, Gewissens- und Preßfreiheit zu gewähren, auf ihn einzuwirken.

Daß diese Denkschrift zwar mit freundlichem Danke aufgenommen, sonst aber nicht beachtet, geschweige denn befolgt wurde, reizte den enttäuschten und gekränkten Mirabeau zu jener nicht selten in Bosheit übergehenden Schärfe und Bitterkeit in der Beurteilung des Königs und seiner Umgebung, welche in der „Geheimen Geschichte des Berliner Hofes" so sichtlich hervortraten, wenn er auch für einzelne, wie den Minister Grafen Herzberg, den General Möllendorf, Struensee und Görz Worte lobender Anerkennung fand.

Von seiten derer, welche sich getroffen fühlten, mit leidenschaftlicher Entrüstung verdammt, wurde der Wert des Buches doch von unbefangen Urteilenden nicht verkannt. Übrigens erschien dasselbe erst 1788 in Paris, wo sich gerade der darin scharf mitgenommene Prinz Heinrich aufhielt und wo es aus Rücksichten für die preußische Regierung verboten wurde.

Von Friedrich Wilhelm wenig erwartend, richtet Mirabeau sein Augenmerk bereits auf dessen Nachfolger, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm III., von welchem er mit offenbarer Sympathie spricht. Er sieht in ihm „alle Anzeichen eines trefflichen, geradsinnigen, wenn auch nicht durch Anmut verschönerten Charakters, der streng, aber wohlwollend, überall den Dingen auf den Grund geht."

Mirabeau's Stellung in Berlin war eine schwierige und wenig angenehme. Als unbeglaubigter Agent sah man ihn nicht selten für einen Spion an, und selbst der französische Gesandte, Graf d'Esterno, beobachtete seinen Landsmann mit Eifersucht und Mißtrauen. Dabei schenkte man seinen Berichten in Paris nicht einmal die Beachtung, welche sie verdienten, sondern betrachtete sie mehr als eine amüsante und pikante Lektüre. „So peinlich auch meine Lage hier ist," schreibt Mirabeau einmal an Mauvillon, „so biete ich ihr doch Trotz, weil mir die Hoffnung, Nutzen aus ihr zu schöpfen, die Last erleichtert."

Und in der That war die Arbeitslast, welche sich Mirabeau in beständigen Studien unterzog, eine ganze ungeheure. Seine langjährige Freundin, Frau von Nehra, welche ihn mit seinem Sohne nach Berlin begleitet hatte, um ihn dort eine Häuslichkeit nicht vermissen zu lassen, sagt darüber in ihren Memoiren: „Es ist unbegreiflich, wie Mirabeau die Zeit auszunutzen wußte. Oft ging er erst eine Stunde nach Mitternacht zu Bett und setzte sich doch bereits um fünf Uhr morgens wieder an die Arbeit, und zwar mitten im Winter, nur in einen leichten Schlafrock gekleidet, ja sogar ohne seinen Diener zu wecken und sich von ihm Feuer anzünden zu lassen. . . . . . Abends, wenn er nicht in Gesellschaft ging, unterhielt er sich wie ein Kind mit seinen Sekretairen, und alle suchten einander um die Wette Possen zu spielen. Mirabeau wurde dabei am meisten geschont, nicht weil er der Herr, sondern der stärkste war, und die anderen seine Püffe fürchteten."

Als erste Frucht von Mirabeau's Studien und Beobachtungen erschien um diese Zeit sein Buch: „Über Moses Mendelssohn und über die bürgerliche Verbesserung der Juden", wodurch er bei dem König einige für die Juden, deren Lage noch eine sehr gedrückte war, günstige Maßregeln durchzusetzen hoffte.

Nicht nur die Hauptfrage darin behandelt Mirabeau mit ebensoviel Klarheit wie Beredsamkeit, sondern er weiß auch interessante und erhellende Streiflichter auf die deutsche Literatur zu werfen, welche, wie namentlich seine Urteile über Kant und Lessing, von einer für einen Franzosen merkwürdigen Kenntnis und Schätzung derselben Zeugnis ablegen. Nicht dringend genug kann Mirabeau hierbei seinen Landsleuten das Studium fremder Sprachen — bekanntlich heute noch eine Schwäche der Franzosen — empfehlen.

Über Mirabeau's äußere Erscheinung in jener Berliner Zeit giebt eine spätere briefliche Mitteilung der menschenkundigen Rahel Varnhagen eine interessante Schilderung. Sie sagt: „Als Mirabeau in Berlin war, sah ich ihn im bürgerlichen Anzuge, ganz das Ansehen habend, wie die damaligen Hofleute seiner Nation, in einer Kleidung, die schon sehr nach dem englischen Geschmack hinneigte. Er trug ein gepudertes, leicht gekraustes Toupet, Haarbeutel, Schuhe und Strümpfe und Kleider ohne Gold, Silber, noch Stickerei. Er hatte dunkle, feurige Augen, die mit starken Augenbrauen dennoch weich blickten, war pockennarbig und von breiter, aber nicht feister Gestalt; er hatte das Ansehen wie einer, der viel und mit vielen gelebt hat. Er zeigte sich als sehr thätig und als einer, der alles selbst untersucht, kennen lernt und ergründet. — Er ging in die deutsche Komödie, in

die Kulissen, brachte täglich seine Briefe selbst auf die Post, wo ich ihn zu halben Stunden verweilen sah, während eine Dame und sein achtjähriger Sohn ihn im Wagen erwarteten. Mein Vater zeigte ihn mir als den Grafen von Mirabeau; ich wußte gar nichts von ihm und desto zuverlässiger traue ich meinem damaligen Urteil. Er gefiel mir, obgleich er mir weder jung noch hübsch vorkam, weil ich damals fast noch ein Kind war und nur blonde und schlanke Menschen liebte ..... Er sah aus wie einer, der viel gelitten und viel gekämpft hat."

Die inzwischen in Paris eingetretenen Ereignisse riefen Mirabeau Ende Januar 1787 dorthin zurück, nachdem er, einige Ausflüge nach Dresden und Braunschweig abgerechnet, über ein halbes Jahr in Berlin zugebracht hatte.

Doch sollte seines Verweilens in Paris nicht lange sein. Die Offenheit, mit welcher er in einer Flugschrift die wundesten Stellen des Staates bloßgelegt, zogen ihm einen Verhaftsbefehl seitens des Ministeriums zu. Um sich den Folgen desselben zu entziehen, verließ Mirabeau abermals sein Vaterland und begab sich im Mai 1787 zum dritten Mal nach Deutschland, aber diesmal nicht nach Berlin, sondern nach Braunschweig, wo Mauvillon auf sein Ersuchen bereits alles für seinen und seiner Begleitung Aufenthalt vorbereitet hatte. Mirabeau hatte dem Freunde geschrieben: „Ich wünsche monatlich nicht mehr als dreißig bis vierzig Louisdore auszugeben. Ich werde Frau von Nehra mitbringen, ferner ihre Kammerfrau, meinen Sekretär, einen Kammerdiener, noch einen Diener und eine deutsch redende Wärterin für meinen Knaben, dem ich diesen Vorteil nicht entziehen möchte."

Das kleine, ruhige Braunschweig hatte Mirabeau gewählt, um hier unabgezogen sein großes Werk: „Über die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen," gemeinsam mit Mauvillon zu vollenden, dessen Beistand für ihn sehr wertvoll war. Mirabeau selbst bezeichnet diese Mitarbeiterschaft als eine geistige Ehe.

Es war nicht Mirabeaus Absicht gewesen, eine Geschichte Friedrich II. zu schreiben, sondern nur ein Gemälde des Zustandes zu entwerfen, in welchem er sein Land und Volk hinterlassen hatte. Trotzdem enthält das groß angelegte, umfangreiche Werk in seiner Einleitung eine geschichtliche Entwickelung des preußischen Staates, welche von äußerst gründlichem Quellenstudium Zeugnis ablegt. Zu den Glanzstellen des Buches gehört die am Schlusse des ersten Bandes befindliche Charakteristik Friedrichs. Trotz aller Bewunderung für den großen König geht doch durch das ganze Werk der Grundgedanke, daß, wenn ein solcher Mann so oft getäuscht wurde und so oft sich selber täuschte, die unumschränkte Monarchie zu Gunsten der konstitutionellen zu verwerfen sei.

In dem Abschnitt, in welchem Wissenschaft, Litteratur, Schulen 2c. besprochen werden, ruft Mirabeau einmal aus: „Gehört die Welt in letzter Instanz nicht den Gebildeten?!"

Mit wie genialer Divinationsgabe Mirabeau schon damals den Beruf Preußens erkannt hat, geht aus der schönen, offenbar von innigster Überzeugung durch-

drungenen Anrede hervor, welche er an die Deutschen richtet, nachdem er sich über die Nebenbuhlerschaft zwischen Österreich und Preußen geäußert. „Bürger Deutschland's," ruft er, „hört einen Ausländer, der euch achtet, weil ihr ein großes, verständiges und aufgeklärtes Volk seid, ein Volk, das weniger verdorben ist wie die meisten anderen und durch seinen Charakter ebenso wie durch seine Verfassung abgehalten wird, Europa zu bedrohen und zu verheeren! Betrachtet das Banner des Hauses Brandenburg als das Wahrzeichen eurer Freiheit, schart euch um dasselbe, unterstützt es, fördert sein Wachstum auf rechtlichem Wege, freut euch über seine Erfolge und bewahrt es, soweit ihr dies vermögt, vor Fehltritten. Ein Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg seine Macht am meisten zu verdanken hat, würde ich diesem schönen, obgleich auf zu schwacher Grundlage errichteten Baue schon deshalb die lebhafteste Teilnahme widmen, weil er hauptsächlich das Werk dieses außerordentlichen Mannes ist. Wenn jedoch das Glück Deutschlands damit in keiner wesentlichen Verbindung stände, würde ich euch, mein Vaterland, ja ganz Europa nicht beschwören, die preußische Monarchie zu stützen und ihre Grundlage erweitern und befestigen zu helfen. Die Mittel dazu auseinander zu setzen, war ein Hauptzweck dieses Buches. Sie sind aber keine anderen als Friede und Freiheit. Hieraus entsprießt, wie aus einem fruchtbaren Keime, die Wohlfahrt der Staaten. Und kein anderes Land ist berufen, diese herrlichen Früchte in so naher Zukunft zu ernten, wie Preußen. Möge der Schutzgeist Europas und der Menschheit über seine Geschicke wachen! Möge er es vor seinen eigenen Verirrungen bewahren und es aufrecht erhalten in den Gefahren, die ihm drohen! Möge er es auf jenen Gipfel der Größe und Macht führen, den es nur durch Weisheit und Gerechtigkeit erreichen kann!"

Diese Weissagungen, diese Wünsche — mit Hochgefühl sehen wir sie, nach fast einem Jahrhundert des Ringens, erfüllt. Merkwürdig aber will es uns heute erscheinen, daß ein Franzose mit solcher Einsicht, solcher Gerechtigkeit, solcher Liebe über unser Volk hat urteilen können.

Der teilweise gerechtfertigte Unwille, welche die „Geheime Geschichte" erregt hatte, wurde durch „Die preußische Monarchie" verwischt. Das Werk, welches später auch in deutscher Übersetzung von Mauvillon und Blankenburg erschien, fand bei allen Unbefangenen die verdiente Würdigung. Die hervorragendsten Stimmen vereinigten sich in dem Urteil, daß das unstreitig wichtige und lehrreiche Werk, welches viele Wahrheiten von bleibendem Wert, neben manchen Irrtümern, enthielt, das Aufsehen, das es in- und außerhalb Deutschlands gemacht, vollkommen verdiente.

Im Herbst 1787 verließ Mirabeau Braunschweig und begab sich nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Hamburg, wo sein Werk erscheinen sollte, und wo er mit Niebuhr, Büsch und Reimarus in Verbindung trat, in sein Vaterland und in dessen Hauptstadt zurück, welche er, wie er an Mauvillon schrieb, „in Flammen fand, ohne daß irdische Klugheit im stande sei, vorher zu sehen, wohin dies alles führen werde."

Die Rolle, welche Mirabeau fortan in den Kämpfen gespielt, welche Frankreich durchtoben und zerfleischen sollten, haben wir hier, wie schon gesagt, nicht zu erörtern. Uns genügt es zu wissen, daß er mit einem bei seinen Landsleuten in bezug auf andere Völker höchst selten zu findenden Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit unser Land und Volk eifrig erforscht und ihnen unverkennbare Zuneigung und Teilnahme geschenkt hat, um ihm ein dankbares Andenken nicht zu versagen.

Die Thronentsagung König Milans.

Von

Theodor Ritter von Stefanovic-Vilovsky.

Die Thronentsagung des Königs Milan hat in ganz Europa gerechtes Staunen und bei allen jenen, die den serbischen Herrscher gut kannten und die überdies mit seinen politischen Ansichten und Zielen vertraut waren, Gefühle des aufrichtigsten Bedauerns hervorgerufen.

Thronentsagungen sind überhaupt seltene Ereignisse. Sie waren bisher entweder Folgen revolutionärer Bewegungen oder großer kriegerischer Unternehmungen, durch deren unglücklichen Ausgang die betreffenden Herrscher um ihrer nur wenig befestigten Dynastien willen in die Lage versetzt wurden, die Abdikation einem schmählichen Untergange des ganzen Herrschergeschlechtes vorzuziehen. Das wohl einzig dastehende Beispiel Karls V., der freiwillig von der Höhe seiner Macht herabsteigt, um von den Regierungssorgen auszuruhen und den Rest seines ruhmreichen und vielbewegten Lebens in stiller Beschaulichkeit und Weltvergessenheit zu beschließen, ist nur eine Ausnahme von der Regel. Auch können mitunter, wie beispielsweise bei der Thronentsagung Kaiser Ferdinands I. von Österreich, Gründe einer höheren Staatsnotwendigkeit maßgebend sein. In den meisten Fällen aber sind es Zwangslagen, in die, wie schon erwähnt, hauptsächlich Repräsentanten solcher Dynastien versetzt werden, deren Existenzberechtigung von der Durchführung irgend einer großen, volksbewegenden Idee abhängt. Das Beispiel Napoleons I. dürfte an dieser Stelle nicht ganz zutreffend sein; desto mehr aber dasjenige Carl Alberts. In diesem Falle kann sogar von einer auffallenden Ähnlichkeit zwischen dem italienischen Savoyer und dem serbischen Obrenovic gesprochen werden.

War es dort die unaufhaltsam vordringende Idee der nationalen und staatlichen Einigung, in deren Dienst sich Carlo Alberto notgedrungen stellen mußte und die zu den Ereignissen von Novara und zur Thronentsagung führte, so war es hier der mit elementarer Kraft auftretende Radikalismus der Bevölkerung, der die Sicherheit des Herrschers und seiner Dynastie zu bedrohen schien und Milan zur Abdikation veranlaßte. Ein Unterschied besteht nur darin, daß der unglückliche Sardenkönig der unvermeidlichen Katastrophe entgegenging in der Hoffnung,

das Glück könnte sich ihm irgendwie noch in letzter Stunde zuwenden, während der klug berechnende König von Serbien dem endgiltigen Kampfe mit dem Radikalismus sorgsam auswich und, die Entscheidung vermeidend, seines Sohnes Erbfolge sicherte. Beide Herrscher sahen sich vor schwierige, fast unlösbare Aufgaben gestellt. Novara mußte gewagt, der Radikalismus mußte versucht werden. Carlo Alberto wagte den Einsatz und verlor; Milan gab sich selbst auf, um den Thron für seinen Sohn zu retten. Vielleicht hätte auch Milan auf die Entscheidung warten sollen. Wer weiß, ob dem politisch klugen Serbenkönige der Versuch mit den Radikalen nicht gelungen wäre, wie ihm so manches in seinem wechselvollen Leben gelungen ist. Hatte er ja doch während seiner langen Regierungszeit so vieles versucht und gewagt; stand er ja doch so oft in seinem Leben am Rande des Abgrundes! Doch um diesen scheinbaren Widerspruch zu verstehen, ist es notwendig, die Persönlichkeit des ehemaligen Serbenkönigs besser ins Auge zu fassen.

König Milan I. von Serbien, ein Großneffe des Fürsten Milosch, des Begründers der Dynastie Obrenovic, und ein Neffe des im Jahre 1868 im Hirschpark von Topschider ermordeten Fürsten Michael I. Obrenovic, konnte sich einer nur wenig beneidenswerten Kindheit rühmen. Als Milan Obrenovic am 22. August (10. August alten Stils) 1854 das Licht der Welt erblickte, stand es um die Familie Obrenovic schlecht. In Serbien herrschte Fürst Alexander Karageorgievic, während der alte Milosch und dessen Sohn Michael in Wien in der Verbannung lebten. Auch Milans Vater, Milosch, ein Brudersohn des alten Fürsten, der mit Marie Catargi verheiratet war, lebte weitab von den Seinen in Rumänien. Niemand dachte damals daran, daß die Obrenovice je wieder auf den serbischen Thron gelangen könnten. Die Herrschaft der Karageorgievice schien gesichert; ein reicher Kindersegen ließ auf die Kontinuität in der Erbfolge schließen. Was war damals der junge Sprößling des dahinsiechenden Prinzen Milosch Obrenovic und seiner schönen und lebenslustigen Gemahlin Marie Obrenovic? Wohl niemandem konnte es zu jener Zeit einfallen, in dem kleinen Milan den zukünftigen Fürsten oder gar den ersten König Serbiens zu erblicken. Die äußerst unglücklichen Familienverhältnisse, in denen Milan Obrenovic aufwuchs, erklären und entschuldigen die Vernachlässigung seiner ersten Erziehung. Das Kind hatte nach dem Tode seines Vaters niemanden, von dem es aufrichtig geliebt und herangebildet worden wäre. Ohne Eltern, sich selbst überlassen, eine Waise im wahrsten Sinne des Wortes — so wuchs Milan Obrenovic heran. Als eine Revolution im Jahre 1858 den Fürsten Alexander Karageorgievic und dessen Familie aus Serbien hinweggefegt hatte und der alte Fürst Milosch abermals den serbischen Thron bestieg, da ahnte der kleine Milan in Bukarest kaum, welches bedeutende historische Ereignis sich in Belgrad vollzog. Und doch brachte ihn gerade dieses Ereignis dem serbischen Throne näher. Wie konnte er es auch ahnen? Niemand bekümmerte sich um ihn. War ja doch der Fürst Michael der Thronerbe des Fürstentums. Damals hoffte man im Belgrader Konak noch immer, die

Gemahlin des jungen Fürsten, die reizende Gräfin Julie Hunyady[1]), könnte doch eines schönen Tages ihren fürstlichen Gemahl mit einem männlichen Sprossen beglücken. Als Michael später den Thron bestieg und zur Kinderlosigkeit sich auch eheliche Zwistigkeiten gesellten, da erinnerte er sich seines Neffen Milan und schickte ihn zur Ausbildung nach Paris. Manchmal nur gestattete man dem kleinen Milan, seine Ferien in Belgrad bei Großmutter Tomania zu verbringen. Dies war aber auch alles; im Lande selbst wußte man vom Thronerben so gut wie garnichts.

Der Fürstenmord von Topschider sollte in Milans Leben eine entscheidende Wendung herbeiführen. Das fast ungekannte, in der Fremde geborene und auferzogene Kind, hatte es einer merkwürdigen Verkettung von Umständen und einer ganzen Reihe von Zufälligkeiten zu verdanken, daß es schon in so zartem Alter den serbischen Fürstenthron besteigen konnte. Dem mit der neueren serbischen Geschichte vertrauten Leser wird es bekannt sein, daß während der Minderjährigkeit des Fürsten ein aus drei Personen bestehender Regentschaftsrat die Regierung des Landes führte. Den meisten Einfluß und die größte Macht hatte damals General Blasnawatz, von dem man allgemein behauptete, daß er unlautere Absichten habe und seine Stellung mißbrauche. Der zweite Regent, Ristic, beschäftigte sich mit der äußeren Politik und der Verfassungsfrage. Der dritte, Gavrilovic, widmete sich der Pflege von Litteratur und Kunst und nahm an der Politik fast gar keinen Anteil. Entscheidend war daher auch für die Erziehung des jungen Fürsten der Einfluß des General Blasnawatz. Diesem Manne sagte man damals wenig Gutes nach; hauptsächlich wurde ihm vorgeworfen, daß er für den jungen Fürsten nicht jene Liebe und Vorsorge an den Tag lege, wozu er seiner Stellung nach verpflichtet war. Ob und wieviel daran wahr ist, wird der zukünftige Geschichtsschreiber festzustellen haben. Interessant bleibt es immerhin, daß sich das Urteil, das man sich damals allgemein über Blasnawatz bildete, selbst bis in die neueste Zeit erhielt und daß der Fürst in den späteren Jahren auf die Periode der Regentschaft und den ersten Regenten nur sehr ungern zu sprechen kam. Milan hatte sich während der ganzen Zeit nicht im geringsten darüber zu beklagen, daß ihn Blasnawatz irgendwie mit Staatsgeschäften beläftige. Übrigens stellte er sich, als ob ihn derlei Sachen nicht kümmern würden und er weit mehr Freude an Spiel und Belustigungen fände. Vermutlich suchte Blasnawatz die Abneigung des jugendlichen Herrschers gegen Staatsgeschäfte zu fördern, weil er darin eine Gewähr für die Fortdauer seiner Macht und seines Einflusses selbst für spätere Zeiten zu erblicken glaubte. Milan, obzwar noch ein Kind, hatte schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft Erfahrungen gesammelt, die ihn gegen seine Umgebung klug und wachsam sein ließen. Unheimliche Gerüchte drangen damals bis in den Konak. Man sprach sehr viel von Attentatsversuchen gegen den Fürsten. Man bezeichnete bald diese, bald jene Partei als die Urheberin derselben. Andererseits beschuldigte die öffentliche Meinung den Regenten

[1]) Jetzige Prinzessin Arenberg.

Blasnawatz gewisser Aspirationen. Sehr oft geschah es, daß Fürst Milan nur mit knapper Not einer Gefahr entrann. Man denke sich die Situation eines Kindes, das unter derartigen, selbst für Erwachsene wenig erbaulichen Verhältnissen aufwächst. Welche Begriffe mußten sich da in der Seele des jungen Herrschers festsetzen, der während seiner Kindheit nie wahre Liebe genossen hat und, jung und unerfahren auf den Thron gelangt, sich von Egoismus, Neid und antidynastischen Bestrebungen umlauert sah! Milan war ein in hohem Maße geistig veranlagter Knabe, dessen schnelle Auffassungsgabe von allen seinen früheren Lehrern besonders gerühmt wurde. Er begriff schnell und verstand es, sich in die unbequemste Situation hinein zu finden. Damals schien er ruhig und gelassen; seine wahre Natur, die sehr leicht äußeren Eindrücken unterworfen ist und deren Lebhaftigkeit sich in solchen Fällen bis zu ausgelassensten Freuden- und heftigsten Schmerzesausbrüchen steigert, scheint erst in den reiferen Jahren völlig zum Durchbruch gekommen zu sein. Hätte dieser talentierte, mit allen Gaben des Geistes verschwenderisch ausgestattete Knabe in der für seine Zukunft so wichtigen Zeitepoche, in die seine Lehrjahre fallen, nur noch die sorgsame Hand eines aufrichtigen, zugethanen Jugendbildners verspürt; hätte sein vom Grunde aus gutes und edles Herz jene aufmerksame und liebevolle Pflege gefunden, deren nur das Elternhaus fähig ist, wahrlich, der junge Herrscher hätte sich im reifen Mannesalter zufriedener und glücklicher gefühlt. So aber wurde er von der frühesten Jugend an sich selbst überlassen. Er vertraute nur sich und seinem eigenen Scharfsinne. Die eigentümlichen politischen Verhältnisse des Landes, zu dessen Herrschaft er berufen wurde, zwangen ihn, unausgesetzt auf der eigenen Hut zu sein. Er mußte erraten, was um ihn herum vorging; dem jungen Gemüte schwebten nur Schreckbilder vor. Wem sollte er Glauben schenken? Den Regenten, die ihm fremd waren? Den Lehrern, zu deren Beruf es gehörte, vom Knaben alles fernzuhalten, was ihn unangenehm berühren könnte? Den Adjutanten, die nur nach Befehl handelten? Und doch sah und hörte Milan alles, was vorging. Die ohnehin lebhafte Phantasie des Knaben wurde immer mehr und mehr angeregt. Er begann seine Lage zu begreifen. Sein scharfer Geist ließ ihn erkennen, daß ein serbischer Herrscher nicht auf Rosen gebettet ist. Man lehrte ihm die neuere und neueste serbische Geschichte. Was mußte Milan von seinen Lehrern vernehmen? Kara-Georg, der erste Befreier Serbiens, endete durch Mord, Milosch Obrenovic, der Begründer des serbischen Staates, mußte fliehen, Alexander Karageorgievic, der Sohn des schwarzen Georg, wurde auf schmähliche Weise entthront, Fürst Michael endlich, sein Oheim und unmittelbarer Vorgänger, hauchte unter den Dolchen von Verschwörern sein augenscheinlich nur dem Wohle seines Volkes geweihtes Leben aus!

Mußte sich da nicht in der Seele des jungen Fürsten schon sehr früh auch das Bild des eigenen Schicksals festsetzen? Mußte er nicht schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft zur Einsicht gelangt sein, daß in seinem Reiche das Schicksal großer Männer und Herrscher wandelbarer sei als in jedem anderen Lande? Jeder dieser serbischen Herrscher hatte sich Verdienste um Land und Volk er-

worben; einem jeden von ihnen jubelte man bei der Thronbesteigung zu, und doch gab es für alle nur ein Ende — Tod durch Mörderhand und Verbannung!

Nicht unmöglich ist es, daß dem sonst mutigen und willensstarken Monarchen diese und ähnliche Jugendeindrücke vor nicht langer Zeit wieder, als er sich entschloß dem Thron zu entsagen, vorschwebten und daß sie zur Steigerung der in der letzten Zeit so bewegten Gemütsstimmung des Königs nicht unwesentlich beitrugen.

Es ist demnach kein Wunder, wenn Milan Obrenovic nur sich selbst und seinem eigenen Scharfsinne vertraute und wenn er während seines ganzen Lebens auf die Sicherung seiner Person und seiner Dynastie so sehr bedacht sein mußte. So wuchs Milan heran, äußerlich teilnahmlos, innerlich aber erfüllt von dem Ernste der Aufgabe, die zu lösen er berufen war. Von der Überzeugung durchdrungen, daß die Erfüllung der Herrscherpflichten in seinem Lande ein steter Kampf um die eigene Existenz, und daß dazu ungeheuer viel Klugheit und Selbstüberwindung, vor allem aber Vorsicht und Menschenkenntnis von nöten sei, schloß Milan seine Jugendzeit ab, deren Freuden er eigentlich niemals genossen hat. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie groß das Erstaunen der Regenten sein mußte, als der achtzehnjährige, kaum den Kinderjahren entrückte Fürst selbständig in die Politik seines Landes eingriff. Schon am ersten Tage nach seiner erfolgten Großjährigkeitserklärung, die am 22. August 1872 stattgefunden hat, entwickelte der junge Regent Ansichten, die ein großes Verständnis für Staatsgeschäfte und eine seltene Vertrautheit mit der allgemeinen politischen Lage, insbesondere mit den politischen und ökonomischen Zuständen Serbiens bekundeten. Mit dem Eintritte dieses von der Bevölkerung lang ersehnten Ereignisses und dem kurz darauf erfolgten Tode des Ministerpräsidenten und bisherigen Regenten General Blasnawatz betrat Serbiens Politik neue Bahnen. Von da an ist die Geschichte der Wirksamkeit des Königs Milan zugleich auch die Geschichte Serbiens.

* * *

Die politische Wirksamkeit Milans füllt zwei wichtige Perioden der neuesten serbischen Geschichte aus. Die erste umfaßt alle jene Bestrebungen, die zur größeren Machtentfaltung des Staates, zur Erweiterung seiner Grenzen und zur Erlangung seiner vollständigen Unabhängigkeit führten. Die zweite Periode umfaßte die Lösung nicht minder schwieriger Aufgaben, die eine völlige Umgestaltung Serbiens in einen modernen Kulturstaat zur Folge hatte. Die dritte, soeben beginnende Periode, soll der Konsolidierung des jungen Staatswesens und dem völligen Ausbau seiner neuen Verfassung gelten. König Milan gebührt das Verdienst, diese eingeleitet zu haben, wiewohl er durch die am 6. März d. J. erfolgte Thronentsagung an der weiteren Entwickelung der politischen Ereignisse kaum mehr Anteil nehmen wird.

Die Lösung aller dieser Aufgaben war keineswegs so leicht, als man glauben mag. Ununterbrochene innere Kämpfe erschwerten die Thätigkeit des jungen Fürsten. Der zu jener Zeit auf der Balkanhalbinsel angehäufte Zündstoff ließ

das serbische Volk nicht zur Ruhe kommen. Die von außen her genährten Aspirationen des serbischen Volksstammes, die eifrig betriebene Agitation zur Befreiung der Balkanvölkerschaften, zum nicht geringen Teile auch der richtige Instinkt der Nation, die das Eintreten entscheidender Ereignisse vorher zu sehen schien, ließ eine Übereilung befürchten, die, mag man auch wie immer darüber urteilen, im Falle des Nichterfolges selbst die blutigen Errungenschaften von Jahrzehnten in Frage gestellt hätte. Fürst Milan bemächtigte sich der nationalen Idee mit dem ganz löblichen Vorsatze, durch Hilfe derselben sich und seinem Lande so viel als möglich Vorteile zu sichern. Es gab aber damals Parteien, die zu einer raschen Entscheidung drängten. Man wollte den Krieg um jeden Preis und verhöhnte jeden, der sich dagegen stemmte. Man war in den ultranationalen Kreisen nur zu sehr gewohnt, die Frage der Befreiung der Balkanchristen von der leichten Seite zu nehmen. Unstreitig war auch hierin die Ansicht Milans die richtige, weil er, als der verantwortliche Lenker der Geschicke Serbiens, nicht gestatten konnte, daß die Existenz des Staates und der Wohlstand seiner Bevölkerung, ohne jede Garantie für den Erfolg, leichtsinnigerweise auf das Spiel gesetzt werde. Auch mußten ihm, selbst für den Fall einer Aktion, die Grenzen wohlbekannt sein, bis zu welchen ihm ein Vordringen gestattet war. Mit einer seltenen Energie widerstand er allen Verlockungen der erregten Phantasie des Volkes, mit wohlerwogenen Gründen trachtete er, beruhigend auf die Gemüter zu wirken, und mit löblichem Eifer war er gleichzeitig bestrebt, die militärischen Vorbereitungen zu treffen, die zu einer Kampagne unumgänglich notwendig waren. Er hatte dafür die ungerechtesten Vorwürfe zu erdulden.

Man warf ihm Verrat an der nationalen Idee, Genußsucht, Mutlosigkeit und dergl. mehr vor. Die schärfsten Pfeile wurden auf ihn gerichtet, selbst sein Privatleben wurde in Diskussion gezogen, alles nur, um ihn aus seiner vermeintlichen Ruhe und Teilnahmslosigkeit aufzurütteln. Es war zur Zeit des bosnischen Aufstandes, zu Ende des Jahres 1875, als die in der Belgrader Hochschule tagende Skupschtina auf den Krieg bezügliche Beschlüsse fassen sollte. Die Erregung der Gemüter hatte bereits den Höhepunkt erreicht. Das Kriegsgetöse der patriotischen Organe übertönte das Urteil der Besonnenen und Einsichtsvollen. Soeben hatte das aus der liberalen Partei hervorgegangene Ministerium der Skupschtina einen Rechenschaftsbericht unterbreitet, in welchem alle getroffenen militärischen Vorbereitungen und die mit den übrigen Balkanstaaten abgeschlossenen Bündnisse aufgezählt und der Versammlung zur Genehmigung vorgelegt wurden. Nicht so leicht war aber Milan zu bewegen, die Zukunft des Staates einem momentanen Ausbruch der Volksleidenschaft zu opfern. Er erschien ganz unverhofft in der Skupschtina und erklärte den Abgeordneten, daß der Bericht nicht auf Wahrheit beruhe, die Vorbereitungen keineswegs beendet und auch die Bündnisse nicht abgeschlossen seien. Freimütig stellte nun der Fürst an die Volksvertretung die Frage, ob sie unter solchen Verhältnissen den Krieg wolle. „Ich bin bereit“ — sagte der Fürst — „aber die Verantwortung dafür werdet ihr auf euch nehmen müssen. Ich habe euch die Wahrheit gesagt, meine

Minister haben sie euch verschwiegen. Wer ist unter euch, der sein Volk und sein Vaterland mehr liebt als ich, euer Fürst!" — Die Skupschtina war ob solch' kühner und patriotischer Rede ganz verblüfft. Es währte aber nicht lange, so durchbrauste den Saal ein donnerndes „Zivio" zum Zeichen, daß die Versammlung gleicher Meinung sei mit ihrem Fürsten. Das Ministerium gab seine Demission, aber der Krieg war verschoben und zwar, wie sich dies später zeigte, zur glücklichen Stunde.

Als aber Milan, der sich in seinen Vorsätzen bis dahin durch gar nichts einschüchtern ließ, den Zeitpunkt für gekommen erachtete, zu handeln, berief er das sogenannte Aktionsministerium Ristic-Michailovic. Der serbisch-türkische Krieg vom Jahre 1876, obzwar scheinbar erfolglos, war eine politische Notwendigkeit, derjenige von 1877—79 eine Folge der durch den russisch-türkischen Krieg geschaffenen Lage. Der Fürst, dem zu jener Zeit die Stellung Österreich-Ungarns und Rußlands zur Balkanfrage bekannt war und der überdies ahnen mochte, innerhalb welcher Grenzen sich die zwischen diesen beiden Großmächten geführten Verhandlungen bewegten, wendete alles an, um sich und seinem Lande alle halbwegs erreichbaren Vorteile zu sichern. Es ist heute eine ausgemachte Sache, die selbst von heftigsten ultranationalen Gegnern Milans zugegeben wird, daß in jenen für die Geschichte Serbiens so wichtigen Fragen das richtige Verständnis und die äußerste Klugheit dieses Herrschers ausschließlich dazu beitrugen, daß das Fürstentum Serbien aus jenen Ereignissen bedeutenden Gewinn zu ziehen vermochte und daß es, an Macht und Ansehen gekräftigt, in die Reihe der europäischen Kulturstaaten eintreten konnte. Ein energieloser Herrscher würde der herrschenden Strömung ganz sicher erlegen sein. Popularitätshascherei und übertriebene Gefühlsduselei zum Nachteile eines wirklichen Staatsinteresses war Milans Sache nicht. Vielmehr verstand er es in solchen Fällen mit dem ganzen Aufwand seiner Autorität als Herrscher, gefährlichen Strömungen entweder Halt zu gebieten oder dieselben nach einer anderen Richtung hin abzulenken, was jedesmal, wie es sich gewöhnlich nachträglich herausstellte, dem Staate unermeßliche Vorteile brachte. Hatte Serbien bis jetzt ausschließlich Unterstützung bei Rußland gesucht, so mußte es nach dem Friedensschluß von St. Stefano darauf bedacht sein, durch eine Annäherung an Österreich-Ungarn, in dessen Hand augenblicklich das ganze Schwergewicht der Orientpolitik ruhte, die bisherigen Mißerfolge wett zu machen und aus dem Schiffbruch von St. Stefano zu retten, was noch gerettet werden konnte. Daß der Friedensvertrag von St. Stefano für Serbien einem Schiffbruche gleichkam und daß es der wohlwollenden Haltung der Mächte, namentlich derjenigen Österreich-Ungarns, eine vollständige Revision der auf das serbische Fürstentum bezüglichen Bestimmungen zu verdanken hatte, beweist eine bedeutsame Rede des damaligen Ministerpräsidenten und nunmehrigen ersten Regenten Ristic, deren Zweck es war, die nach Kragujevaz einberufene Skupschtina mit den Beschlüssen des Berliner Kongresses bekannt zu machen und dieselbe für die mit Österreich-Ungarn abgeschlossene Konvention zu gewinnen. Herr Ristic sagte damals folgendes:

„Die Stellung würdigend, welche Österreich-Ungarn auf dem Kongresse einnehmen durfte, hat sich Se. Hoheit der Fürst der Einsicht nicht verschließen können, daß das Schwergewicht der uns betreffenden Entscheidungen in den Händen Österreich-Ungarns liegen werde. Infolgedessen hat mir Se. Hoheit den Auftrag erteilt, mich auf meiner Durchreise durch Wien mit dem kaiserlich-königlichen Minister des Äußeren ins Einvernehmen zu setzen . . . Der Abschluß der Separatkonvention, auf die ich soeben Ihre Aufmerksamkeit lenkte, ist mir zur Bedingung für die Unterstützung, welche uns Österreich-Ungarn gewährt hat, gestellt worden. Wenn wir nun die Verpflichtungen, die wir durch die Konvention auf uns genommen haben, mit den Vorteilen vergleichen, die Serbien mit Hilfe Österreich-Ungarns erlangt hat, dann, ich bin dessen sicher, wird sich keine einzige Stimme aus Ihrer Mitte erheben, um die Korrektheit der Handlungen der Regierung Sr. Hoheit in Zweifel zu ziehen. Aus meinem heutigen Exposé werden Sie im stande sein zu ermessen, wie schlecht es um Serbien ohne die Unterstützung der Nachbarmonarchie auf dem Berliner Kongresse stehen würde . . . Dank der in Wien gepflogenen Vorverhandlungen war die Stimme des Grafen Andrassy fast in allen Fragen, die unser Interesse betrafen, entscheidend. Der kaiserliche Minister hat sein Wort ritterlich gehalten. Die fürstliche Regierung hofft, daß die Skupschtina, indem sie der vorliegenden Konvention ihre Zustimmung erteilt, die Regierung Sr. Hoheit in den Stand setzen werde, daß auch sie ihr verpfändetes Wort einlöst." Es ist wohl überflüssig hinzuzufügen, daß der Erfolg, den Fürst Milan auf dem Berliner Kongresse errang, die Erwartungen übertraf, die man nach den für Serbien so nachteiligen Bestimmungen im Vertrage von St. Stefano in die Beratungen des großen europäischen Friedensaraeopags zu setzen den Mut hatte. Serbien ging aus den Verhandlungen in Berlin mit einem bedeutenden Gebietszuwachs und der von Europa garantierten Unabhängigkeit hervor. Das Land lenkte in die Bahn einer gesunden Realpolitik ein, während sich die Gefühlspolitik von ehemals immer nur auf jene Kreise beschränkte, die von der unmittelbaren Leitung der Staatsgeschäfte ausgeschlossen waren. Der redliche Eifer des Fürsten Milan und sein eminentes staatmännisches Talent fanden hinreichenden Lohn in dem eigenen Bewußtsein, sein Land aus einer gefährlichen Situation gerettet und demselben in Europa eine seiner Bedeutung auf der Balkanhalbinsel angemessene Stellung gesichert zu haben. Mit der im Jahre 1882 erfolgten Erhöhung Serbiens zum Königreiche konnte Milan die größte und schwierigste Aufgabe seines Lebens als gelöst betrachten.

Mit der neuen Stellung waren auch neue Anforderungen an Serbien herangetreten. Das bisher nur wenig gekannte und bloß auf den allernotwendigsten Verkehr mit dem Nachbarreiche beschränkte Land sollte dem europäischen Westen erschlossen werden. Die neuen Souveränitätsrechte bedingten den Abschluß von Staatsverträgen. Die Aufhebung der fremden Konsular-Jurisdikton, wie sie zur Zeit des Vasallenverhältnisses zur Pforte bestand, erweiterte den Wirkungskreis der heimischen Gerichtsbarkeit und brachte diese in Verbindung mit derjenigen der Nachbarländer. Endlich mußten auch dem Handel neue Wege eröffnet und mußte

der unmittelbare Verkehr mit den Absatzgebieten der serbischen Ausfuhr hergestellt werden. Ein engerer Anschluß an Mitteleuropa war mithin für Serbien ein Gebot der Notwendigkeit. Rußland, mit dem das serbische Volk durch die Bande des Blutes und der Religion verknüpft war, lag fern. Österreich-Ungarn und das deutsche Reich, auf die Serbien durch materielle Interessen der mannigfachsten Art angewiesen war, lagen dagegen nahe. Wenn es auch im Volke russische Sympathien gab, so mußte andererseits der Selbsterhaltungstrieb des jungen Staatswesens jedes andere Interesse in den Hintergrund drängen. Es mußte an die Stelle der bisherigen Gefühlspolitik eine Interessenpolitik treten, durch die das Land in den Stand gesetzt werden konnte, die ökonomischen Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Selbst die geographische Lage und die politischen Grenzen übten keinen geringen Einfluß auf den neuen Zustand der Dinge aus und bewirkten eine merkliche Schwenkung der politischen Magnetnadel nach links. Endlich mußte auch das Verhalten Rußlands sowohl zur Zeit des Abschlusses des Vertrages von St. Stefano wie nicht minder während der Verhandlungen des Berliner Kongresses berücksichtigt werden.

Mithin waren die Bedingungen für eine Änderung der gesamten Politik gegeben. Das unbestrittene Verdienst des Königs Milan bleibt es, daß sein klar sehender Geist dies sofort erkannte und daß sein Streben dahin ging, die veränderte politische Lage zum Vorteile seines Landes auszunützen. Er hatte Serbien eine Vermittlerrolle zwischen dem Orient und dem Occident zugedacht. Der Schienenstrang, der mitten durch das Land gezogen wurde, sollte den kleinen serbischen Staat zu einer kaum geahnten Bedeutung erheben und ihm einen angesehenen Platz unter den Ländern der Balkanhalbinsel sichern.

Leider ist der Erfolg weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben, und wenn Milan auf der Bahn, die zu betreten er den unleugbaren Mut hatte, den größten Widerwärtigkeiten begegnete und wenn er mitunter sogar auf einen unüberwindlichen Widerstand stieß, so lag die Schuld zum Teil in seinem eigenen Naturell, zum Teil in den Verhältnissen, die bisweilen stärker sind als der gute Wille selbst des aufgeklärtesten und energischsten Monarchen.

Das kleine Serbien befindet sich schon seit zwei Jahrzehnten in einem politischen und gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß. Im Lande gährt es daher unaufhörlich wie in einem Weinfasse. Politische und gesellschaftliche Fragen von mitunter großem praktischen Werte sollen im Handumdrehen gelöst werden. Das Alte stürzt, um neuem Platz zu machen; ein Kampf entbrennt, wie er leidenschaftlicher in einem jungen Staate nie geführt wurde. Und inmitten dieses inneren Kampfes, der an und für sich alles Interesse absorbiert und an dem alle Schichten der Gesellschaft teilzunehmen gezwungen sind, tritt an die Bevölkerung die Forderung heran, die Grundlagen der Staatspolitik zu ändern und in seinem wirtschaftlichen System einen Wechsel vorzunehmen.

Wahrlich, eine große Aufgabe, die einer ungewöhnlichen Kraft und Ausdauer bedurfte! Das größte Hindernis war der serbische Radikalismus, der aus ganz unbedeutenden Anfängen entstand und mit der Zeit zu einer mächtigen, man

kann sagen, unbezwingbaren Strömung heranwuchs. Seinen Ursprung verdankt er einigen Sozialisten, die in der Schweiz und in Deutschland ihre Studien absolvierten und die neue Lehre von dorther auch nach Serbien zu verpflanzen suchten. Svetozar Markovic, ein Schüler des Marx, begründete im Jahre 1873 in Kragujevaz das sozialistische Blatt „Javnost". Doch was sollte der Sozialismus in Serbien, wo es keinen Großgrundbesitz, mithin keine Taglöhner, wo es keine Fabriken, mithin keine Arbeiter gab? Was sollte man mit einer Lehre anfangen, für die das patriarchalisch demokratische Serbien unmöglich ein günstiges Terrain sein konnte? Dafür gab es andere Fragen. Serbien war trotz des neuen, im Jahre 1868 votierten Verfassungsgesetzes ein bureaukratischer Staat. Es kannte weder einen Adel noch einen Bürgerstand, es hatte weder eine Großindustrie noch einen Großgrundbesitz. Die Masse der Bevölkerung gehörte dem Bauernstande an; das übrige waren Beamte. Schon lange vorher hatte sich zwischen beiden Ständen ein Gegensatz herausgebildet. der zu Reibungen mannigfacher Art Veranlassung gab. Diesen Umstand benützte die sozialistische Partei, um sich in der Bevölkerung einen Anhang zu verschaffen. Die Lehren des Markovic und seiner Gefährten fanden eine sehr rasche Verbreitung. Der politische Druck des Regierungssystems, wie er sowohl unter dem Fürsten Michael als auch unter der Regentschaft auf das gesamte öffentliche Leben des Volkes ausgeübt wurde, trug nicht wenig zur Bildung einer mächtigen, in der Masse der Bevölkerung wurzelnden Opposition bei und ließ demgemäß die sozialistische Partei in einem ganz anderen Lichte erscheinen als zu Anfang ihrer Begründung. Sie streifte mit der Zeit die meisten ihrer sozialistischen Grundsätze ab und wurde nach und nach, insbesondere aber nach dem Tode des Markovic, eine politische Partei mit einem radikal-republikanischen Programme, das in der großen Masse sowohl als in der jüngeren Intelligenz ungeteilten Beifall fand. Während sich die beiden großen Beamtenparteien des Landes, die Liberalen und Konservativen, um die Macht stritten, und während König Milan seine politischen Pläne bald mit Hilfe der einen, bald mit Hilfe der anderen durchzuführen bestrebt war, wuchs die ehemals sozialistische, nunmehr radikale Partei fast unmerklich heran, jedesmal diejenige der beiden Beamtenparteien unterstützend, die sich zufällig in der Opposition befand. Die Radikalen hatten zu dieser Zeit noch kein eigentliches positives Programm, aber sie kämpften für größere politische Freiheiten, eine neue Verfassung mit allgemeinen Stimmrecht und die Herabminderung der Steuern und des Militärdienstes. Daß sie nebenbei auch die Rechte der Krone geschmälert und diejenigen der Volksversammlung bis zum äußersten erweitert wissen wollten, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Radikalen ursprünglich auch republikanische Tendenzen verfolgten und daß zu dieser Partei auch alle diejenigen gehörten, die insgeheim mit der vertriebenen Dynastie der Karageorgievice sympathisierten. Hatten die Konservativen unter Marinovic und Cumic vom Jahre 1873 bis 1875 den Radikalen gegenüber schon eine schwierige Stellung, so war diejenige Ristics von 1876—1880 noch schwieriger, da mit diesen auch die Alt- und Jungkonservativen unter Siroranaz und Garaschanins Führung verbündet waren.

Die Letzteren bildeten das Gros der Intelligenz und haben überdies ganz europäische Ansichten über die Verwaltung des Staates und die politische Leitung desselben. König Milan, dem es vor allem darum zu thun war, seinen Lieblingsplan durchzuführen und sein Land dem europäischen Westen zu nähern, berief die aus der konservativen Partei hervorgegangene Fortschrittspartei ans Ruder, die sich damals der uneingeschränktesten Sympathie selbst der Radikalen erfreute. Es ist bekannt, in welcher Weise die Fortschrittspartei bestrebt war, im Sinne der Ideen Milans zu handeln. Eine ganze Reihe der befähigtsten Männer, über die Serbien verfügte, hatte sich zur Aufgabe gemacht, das Land zu regenerieren und demselben zu einer womöglich besseren Existenz zu verhelfen. Nur zu rasch und fast ohne Übergang wurde — man gestatte uns den Ausdruck — europäisiert und modernisiert. Die Hast, mit der König Milan und seine neue Regierung dem alten patriarchalischen und fast gänzlich abgeschlossenen Serbien ein neues und glänzendes Kleid anzulegen im Begriffe waren, mußte den Haß der Radikalen von neuem anfachen. Waren sie schon damit unzufrieden, daß man sie von der Regierung vollkommen ausschloß, so mußte ihnen das neue Programm der Fortschrittspartei, das ganz den Intentionen Milans entsprach, ein wahrer Greuel sein. In dem Maße, als die neue Regierung auf der eingeschlagenen Bahn mit immer wachsender Selbständigkeit und Rücksichtslosigkeit verharrte und sich zur Durchführung ihrer Pläne energischer Mittel bediente, wuchs auch die Unzufriedenheit der radikalen Opposition, die ihrerseits kein Mittel unversucht ließ, um dem Könige und der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten und das begonnene Werk zu vereiteln. Statt einer Verminderung der Steuern trat eine nicht unwesentliche Vermehrung derselben ein. Die Verlängerung der Militärdienstzeit, die Vermehrung des Beamtenpersonals und die durch den Eisenbahnbau erhöhte Schuldenlast des Staates, alles das, von geschickten Agitatoren ausgebeutet, mußte in der Bevölkerung, namentlich in dem bäuerlichen Teil derselben, eine begreifliche Aufregung hervorbringen und den Radikalismus als den einzigen Retter in der Not erscheinen lassen. Das Programm der Fortschrittspartei wurde zwar durchgeführt, doch konnte über die im ganzen Lande herrschende Unzufriedenheit selbst die im Jahre 1882 erfolgte Königsproklamierung nicht hinüber helfen. Das im Herbst desselben Jahres gegen Milan versuchte Attentat zeigte die Erregung, in die alle Gemüter durch die unerhörte Agitation der radikalen Partei versetzt wurden. Die Regierung wurde des Verrats und der Bestechlichkeit geziehen, König Milan als ein Feind seines Volkes und als Freund der Deutschen und Österreicher dargestellt. Man drohte ganz offen mit der Revolution und forderte, zur Regierung zugelassen zu werden. Die im Herbste 1883 gewählte Skupschtina ergab eine erdrückende Majorität; das Ministerium mußte zurücktreten. Die Reformarbeit des Königs war mithin nur bis zur Hälfte gediehen. Und nun stand Milan wieder vor der inneren Frage. Sollte er zur Lösung derselben so ohne weiteres herantreten? Und wenn, war er nicht der Gefahr ausgesetzt, seine bisherigen Errungenschaften einzubüßen? Konnte er zugeben, daß man alles, was geschehen, wieder in Frage stellte? Überdies glaubte er in einem Momente nicht

nachgeben zu sollen, wo man von ihm forderte, sich den Beschlüssen des radikalen Zentralkomitees zu fügen. Weder das Programm noch die bisherige agitatorische Wirksamkeit der Radikalen konnten ihn zu einer günstigen Auffassung der Lage bestimmen. Er fürchtete für seine äußere und innere Politik. Vielleicht war auch die Frage seiner persönlichen Sicherheit mit im Spiele. Genug an dem, Milan vertagte die Lösung der inneren Frage und berief ein Ministerium Nicola Christic, das die Aufgabe hatte, die radikale Erhebung womöglich im Keime zu ersticken. Die Niederwerfung des radikalen Aufstandes und die Verkündung der vom Zajcarer Standgerichte gefällten Urteile wider die Führer der radikalen Partei machten die Kluft, die ohnehin zwischen dem Könige und der radikalen Regierung bestand, unüberbrückbar. Selbst die nach dem bulgarisch-serbischen Kriege erfolgte Amnestierung eines Teiles der radikalen Führerschaft vermochte weder den Haß der Opposition gegen den König noch das Mißtrauen des letzteren gegen seine Widersacher zu mildern. Alle Bemühungen des Königs und seines inzwischen wieder zur Regierung gelangten Ministerpräsidenten Garaschanin, Serbien auf der eingeschlagenen Bahn zu erhalten, fanden einen unübersteiglichen Widerstand in der Gesinnung der Bevölkerung, die sich durch die Neuerungen in ihren Interessen geschädigt glaubte und willig der Fahne des Radikalismus folgte.

Zu mächtig war bereits die radikale Strömung, als daß die neue Ordnung der Dinge in der großen Masse der Bevölkerung auf Verständnis oder gar auf Sympathien rechnen konnte. Der wirtschaftliche Aufschwung mit all' seinen Licht- und Schattenseiten, mit der Vermehrung der Staatsschulden und der Einführung neuer direkter und indirekter Steuern, mit der Vermehrung des Beamtenheeres und dem überhandnehmenden Zuflusse von Fremden, endlich mit der etwas leichtfertigen Art in der Gebahrung der Staatsfinanzen, stand im offenbaren Widerspruche zu der im Volke vorhandenen Gährung. Der Kampf der Radikalen gegen das herrschende System umfaßte nunmehr alle Gebiete des staatlichen Lebens. Der Kaufmannsstand klagte über die neuen Steuern, ohne zu berücksichtigen, daß der Staat derselben bedarf und daß die frühere Art der Besteuerung ungerecht war, da derselben nicht das wirkliche Einkommen, sondern eine ganz willkürliche Abschätzung zu Grunde lag. Ebenso klagte der Landmann über die ungeheure Steuerlast und die Bedrückung von seiten der Beamten. Den Radikalen schlossen sich auch die Liberalen an und suchten auf diese Weise die Regierung in den Augen des Volkes herabzusetzen und die eigene Partei in ein gutes Licht zu stellen. Die guten Beziehungen, die der König zu Österreich-Ungarn unterhielt, sowie dessen Bestreben, seinem Lande dadurch Dienste mancherlei Art zu erweisen, wurden absichtlich anders gedeutet. Der Haß, welcher in der Bevölkerung gegen die großen Geldinstitute, deren Schuldner Serbien war, aus leicht begreiflichen Gründen herrschte, wurde auf die österreichische Regierung übertragen, wiewohl zwischen dieser und den erwähnten Banken keineswegs jene Kordialität bestand, die man vermutete, und insbesondere die Länderbank in Wien stets darüber klagte, daß die österreichische Regierung das Interesse derselben in keiner Richtung fördere.

Es war dies eben ein Vorwand, um die Abhängigkeit Serbiens von Österreich-Ungarn in leicht faßlicher Form dem ohnehin leichtgläubigen Publikum vor Augen zu führen. Natürlich wurde dafür in erster Linie der König selbst verantwortlich gemacht, dem man alles Mögliche andichtete. Die radikale Emigration, die seit dem Aufstande von 1883 im Auslande weilte und zu gewissen russischen Kreisen Beziehungen unterhielt, trug gewiß nicht wenig dazu bei und wurde darin von der gegen Milan haßerfüllten russischen Presse auf das beste unterstützt. Andererseits muß zugegeben werden, daß sich auch das herrschende System eine große Anzahl von Fehlern, Übergriffen und Unterlassungssünden zu Schulden kommen ließ. Namentlich war es der mißlungene Kriegszug gegen Bulgarien, der eine große Summe Geldes verschlang und das Land in neue Schulden stürzte, der die öffentliche Meinung zur Kritik herausforderte und der radikalen Agitation neue Nahrung gab. So viel auch auf dem Gebiete der inneren Reformen geleistet, so sehr auch Handel und Wandel gehoben und das Verkehrswesen vervollständigt wurden, so bedeutend auch die Errungenschaften Serbiens auf dem Gebiete des öffentlichen und sozialen Lebens waren und so mächtig dadurch das Ansehen Serbiens in Europa stieg, so wenig Beifall fanden alle diese Erfolge im eigenen Lande. Der bis zum äußersten angefachte Parteihaß kannte weder Gnade noch Gerechtigkeit. Für das Gute hatte man kein Auge, für die Fehler dagegen deren hundert.

Zu allen diesen Schwierigkeiten und Kämpfen gesellte sich auch noch eine neue Frage, deren Lösung den König Milan fast gänzlich der Geduld beraubte. Das schon seit geraumer Zeit getrübte eheliche Verhältnis zwischen den beiden königlichen Ehegatten kam dermaßen zum Ausbruch, daß ein vollständiges Zerwürfnis nicht mehr vermieden werden konnte.

Des Königs ohnehin schwierige Lage verschlechterte sich und wurde geradezu unerträglich, als die Angelegenheit vor die Öffentlichkeit gelangte. Die Fortschrittspartei, die bisher treu zum Könige hielt, trennte sich in der Frage der Ehescheidung von ihm. Er stand isoliert da. In dieser unerquicklichen Lage blieb ihm nichts anderes übrig, als die vereinigte Opposition zur Regierung zu berufen. Ristic trat zu Ende des Jahres 1887 zurück, dessen Stelle nahm der Führer der Radicalen, General Sawa Gruic, ein. Diese waren bereits viel ruhiger und gemäßigter geworden; vielleicht hätte Milan mit Geduld und gutem Willen den Versuch zu Ende führen können. Gewiß hätten sich die Radikalen ebenso abgenützt wie alle übrigen herrschenden Parteien, zum mindesten aber wären sie zur Einsicht gelangt, daß das Regieren weit schwieriger als das Agitieren sei. Es war dies der gradeste Weg, der gewiß zum Ziele geführt hätte. Doch konnte sich der König des Mißtrauens gegen die Radikalen nicht entschlagen; es wurzelte zu tief in seinem Innern. Wie konnte er in der Ehescheidungsfrage eine endgiltige Entscheidung fällen, während seine persönliche Sicherheit durch die Anwesenheit eines radikalen Ministeriums gefährdet schien? König Milan war zu wenig von der Aufrichtigkeit und Treue seiner neuen Freunde überzeugt, als daß er das Wagnis so ohne weiteres unternommen hätte. Überdies befand er sich in einem Zu-

stande der größten Aufregung. Die Schwierigkeiten häuften sich zusehends, er besorgte, die Königin könnte, von unberufenen Freunden beraten, auch in den Gang der Politik eingreifen. Man muß sich in die Lage Milans hineindenken, um dessen weitere Entschlüsse beurteilen zu können. Wer kann entscheiden, ob sie zweckmäßig oder übereilt waren? Wer könnte über den handelnden Personen einer häuslichen Tragödie so leichten Herzens zu Gericht sitzen? Wer vermöchte zu beurteilen, wo das Recht, und wo das Unrecht ist? Es ist über diesen gewiß traurigen Fall, der seiner Zeit die ganze Welt in Atem hielt, gar vieles geschrieben worden. Unberufene Federn haben ihn genügend beschrieben — ob mit der nötigen Objektivität, das ist eine andere Frage. Gewiß ist nur soviel, daß die Ehescheidungsfrage nicht ohne Folgen für den weiteren Gang der Politik geblieben ist und daß sie Ereignisse und Entschlüsse hervorrief, die ohne diese Veranlassung gewiß erst später, vielleicht auch gar nicht eingetreten wären. Der Sturz der Radikalen war allerdings keineswegs die unmittelbare Folge dieser Fatalitäten; er wurde aber als ein solcher aufgefaßt und ausgebeutet. Die Berufung des Kabinets Christics, die Wiesbadener Ereignisse und die im Herbste 1888 nach der Rückkehr des Königs erfolgte Ehescheidung schienen den Feinden des Königs Recht zu geben. Jedenfalls trug dieser Umstand nicht wenig zur gegenseitigen Verbitterung bei. Die Königin erschien der von den Radikalen beeinflußten öffentlichen Meinung als eine willkommene Fahne, die im Kampfe gegen den König vorangetragen werden sollte. Die Gegensätze verschärften sich immer mehr. Und als vollends König Milan der immer mächtiger werdenden feindlichen Strömung seine persönliche Autorität hervorkehrte, nahm der nun entbrennende Kampf den Charakter der Leidenschaft und Gehässigkeit an. Es war dies ein Zweikampf zwischen dem König und dem von den Radikalen großgezogenen Volksgeist. Dieser fordert den König vor seine Schranken und will ihn für alles verantwortlich machen; jener vertritt das persönliche Regime und erblickt in dem anstürmenden Radikalismus eine Gefahr für sich, für den Thron und das monarchische Prinzip.

Konnte unter solchen Umständen König Milan an eine Reaktion denken? Die Verhältnisse waren zu kompliziert, als daß ein solcher Versuch genützt hätte. Überdies war bei der allgemeinen Verbitterung der Gemüter zu besorgen, daß sich die Reaktion irgendwie in eine Revolution verwandeln könnte. Die Lage war für Milan mehr als unerquicklich. Womit konnte er die öffentliche Meinung beruhigen? Was konnte er thun, um die Gefahr zu bannen, in der sein Thron sich zu befinden schien?

Wir sagten im Eingange, König Milan mußte sich selbst opfern, um die Situation zu retten. Er that dies auch. Er gab dem Lande die Verfassung, die es forderte, er gab ihm die Freiheiten, nach denen es lechzte, er befriedigte alle, die befriedigt sein wollten, er selbst aber mußte in den Hintergrund treten, weil sein autoritativer Charakter und seine politischen Anschauungen dem neuen Zustand der Dinge nicht entsprachen. Vielleicht erinnerte er sich auch seiner Vorgänger und der Geschichte der übrigen Balkanherrscher. Er selbst wies im Ge-

spräche mit Diplomaten und Journalisten auf diesen Umstand hin. Das Schicksal Kusas, König Ottos von Griechenland, Danilos von Montenegro und endlich dasjenige Alexanders von Battenberg schwebten ihm jederzeit vor, wenn er an sich und seine Lage dachte.

König Milan abdizierte, um den Sturm, der sich wider ihn erhob, zu beschwören. Er opferte sich selbst, um seinem Sohne die Krone zu retten. Die Zukunft wird lehren, ob Milan damit Recht oder Unrecht gethan hat, sie wird entscheiden, ob die Art, wie er den gordischen Knoten durchschnitten hat, die einzig mögliche war, oder ob sich derselbe nicht etwa auch auf eine andere Weise mit Geduld und Ausdauer lösen ließ.

Jedenfalls ist es bedauerlich, daß ein Monarch von den geistigen Qualitäten Milans so früh dem Throne entsagen mußte. Er meinte es mit dem Fortschritte seines Landes gewiß gut und hatte redlich zu dem engeren Anschluß Serbiens an den mitteleuropäischen Friedensbund beigetragen. Und wenn nach seinem Rücktritte selbst die Radikalen beflissen sind, in der äußeren Politik den Schein vollständigster Neutralität zu wahren und öffentlich Deutschland und Österreich-Ungarn ihrer Freundschaft zu versichern, so ist dies nur ein Beweis mehr, daß die Bemühungen König Milans nicht ganz erfolglos geblieben sind.

Vier Briefe an Jean Paul.

Mitgeteilt von

Paul Nerrlich.

Von Gustav von Brinkmann[1]).

Berlin, den 20. Februar 1805.

Seit wie viel Jahren habe ich Ihnen schreiben wollen, als dem Manne, dem ich seit so lange, und in den verlassensten Augenblicken meines herumwandernden Lebens den schönsten Genuß heimischer Gefühle und die edelsten Thränen der Freude wie der Wehmut verdanke! Ich schwieg nur aus Bescheidenheit, weil ich mich so ungern zu einem berühmten Dichter hindränge und immer die Hoffnung behielt, irgendwo Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Aber gerade izt hat mich Ihr letztes Werk[2]) wieder in eine Begeisterung versetzt, die ich nicht unterdrücken mag. Ich vergesse Ihren Ruhm; das Leben ist so kurz, das

[1]) Karl Gustav Baron v. Brinkmann, geb. 1764 auf einem Gute bei Stockholm, studierte in Upsala, dann in Halle, wo er mit Schleiermacher in engste Verbindung trat. 1798 wurde er Geschäftsträger in Paris, später in Berlin, hierauf Gesandter in London. Schleiermacher hat ihm die Reden über die Religion zugeeignet; bereits 1789 hatte er zwei Bände Gedichte erscheinen lassen; er ist auch später vielfach als Dichter aufgetreten.

[2]) 1804 war Jean Pauls Ästhetik erschienen.

meinige so unstät, daß ich Ihnen Einmal wenigstens sagen muß, nicht so wohl wie tief ich Sie verehre, sondern nur wie innig und herzlich ich Sie liebe, wie ganz ich Sie zu würdigen weiß, und wie keine erhabene Idee, keine schöne Empfindung in allen Ihren Worten für mich jemals verloren gewesen.

Vor ein paar Wochen schrieb mir unser Freund Jacobi: „Die Vorschule wird Ihnen wie mir ein köstliches Büchlein gewesen sein. Aber nun thun Sie mir und Perthes auch den Gefallen, das Werk zu rezensiren. Ich sollte es thun, und fühle mich allerweile ganz untüchtig dazu. Was mich allenfalls noch in einige Verlegenheit dabei sezen möchte — sein Hinneigen zu den neuen Poetikern und Filosofikern, wird Ihnen ja ohnehin kein Anstoß sein ꝛc."

[Folgt begeistertes Lob der Vorschule, namentlich Zustimmung zu der Stelle über das passive Genie] . . .

. . . Ich werde es nie vergessen, wie ich Jahre lang nach Herders Bekanntschaft geschmachtet hatte, und wie er mir nach der ersten Stunde derselben so väterlich die Hand drückte: „Wir sind Freunde; ich möchte Sie zum Sohne annehmen; Sie haben es früh gelernt, was aus dem innern Menschen zu machen ist." — Mit Jacobi, den ich im frömmsten Sinne anbete, ging es mir ebenso, wiewohl ich schon früher, als ich ihn sah, mit ihm Briefe gewechselt hatte — und o! möchte ich einst mit Jean Paul eben so glücklich sein! . . .

Ein geborner Schwede, wurde ich schon als ein Knabe in eine Herrnhutische Erziehungsanstalt in Deutschland geschickt, um ein Gelübde zu lösen, das mein Vater schon bei meiner Geburt abgelegt hatte: „Das Kind dem Herrn zu weihen," wenn das Leben meiner Mutter gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit gerettet würde. Ich ward also ganz eigentlich jener Gemeine geopfert, und meine Bestimmung war, der Welt auf ewig zu entsagen, um in Grönland oder Indien einst Heiden zu bekehren. In diesem Sinne wurde ich erzogen und gebildet; und mit dem feurigsten Geist und einem zartfühlenden Herzen ging ich so ganz in diese Idee ein, daß vielleicht in der neuern Zeit kein eifrigerer Religionsschwärmer existirt hat. Zugleich war unser Schulunterricht vortrefflich, aber völlig in Widerspruch mit unserer Bestimmung. Wie lasen die Alten mit der gründlichsten Aufmerksamkeit, und ich besinne mich noch recht gut, wie an einigen Platonischen Gesprächen, und vorzüglich an Luzians Hermotimus, meine orthodoxe Unbefangenheit zuerst scheiterte. Aber dieser Schiffbruch war für mich fürchterlich. Ich rettete mich nicht an das Ufer, sondern in das aufgestürmte Meer der Zweifel, und endlich des bodenlosen Aberglaubens. Aus Redlichkeit opferte ich meine intellektuelle Freiheit und mein ganzes Denken auf und arbeitete ein paar Jahre daran mich zum Fantasten zu konstituiren. — Bis an die Grenze des Wahnsins gelang es mir; aber ohne irgend einen Frieden in meinem Innern zu erkämpfen. Die Verzweiflung erschöpfte alle meine Kraft, und die Hölle trat mir so nah, daß der 17jährige Jüngling fest entschlossen war — sich durch Selbstmord zu retten. In diesem Zustand fiel mir durch ein Ungefehr Spaldings

Buch über den Wert der Gefühle[1]) in die Hände — und nun glaubte ich zum erstenmal, ich könnte doch wohl noch ein Christ bleiben, ob ich gleich nicht heilig genug wäre ein Herrnhuter zu werden. Unmerklich klärten sich meine religiösen Ideen auf, nur unter fortgesetztem Kampf; und mit Verzichtleistung auf jeden Genuß des Lebens verbrachte ich noch beinah 3 Jahre in einem Zustand, den kein Galeerensklave mir beneiden würde. Damals zuerst lernte ich Herders Schriften kennen — und meinem Geiste wuchsen weiter Flügel. Aber nun mußte ich auch die Ketten brechen, die mich an eine Sklaverei fesselten, in der ich nicht länger ohne Heuchelei bleiben konnte . . . Mein Vater betrachtete diesen Schritt als einen Treubruch gegen Gott, und sein geistlicher und weltlicher Fluch war die Antwort auf meine Bitte um Erlösung.

Das Unglück gab mir eine Selbständigkeit, die ich seitdem bewundert habe. Ein Fremdling in der Welt, von allen verlassen, nichts weniger als übereinstimmend mit mir selbst, faßte ich den Entschluß, von nun an meinen Weg allein zu gehen. — Ich verließ die Gemeine und ging auf Universitäten; Sie können denken, mit welcher brennenden Lernbegierde. Wie natürlich, daß ich jetzt Filosofie mit Begeisterung studirte. Kant regirte eben und ich machte Wallfahrten zu Reinhold[2]), um diese Weisheit nur reiner und lauter zu schöpfen. Natürlich, daß ich bald so aufgeklärt wurde, daß mir Nicolai!! eine Weile als ein höchst interessanter Mann erschien. Aber das Nüchterne dieser Schule befriedigte mich nicht lange. Die wohlthätigste Revoluzion in meinem Innern machten Jacobis Schriften, und zwar (ich muß mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen) zu einer Zeit, da mich alle meine Lehrer für einen Wirrkopf hielten . .

Das Büchlein meiner Gedichte sende ich Ihnen wahrlich nicht als ein Kunstwerk — ob es gleich vielleicht nichts anderes ist; denn das einzige untadelhafte daran ist die streng Vossische Versifikazion — sondern als eine Huldigung; . . .

von Brinckmann
Kgl. Schwedischer Chargé d'affaires
am Preuß. Hofe.

Von Achim v. Arnim[3]).

Heidelberg, d. 12. März 1808.

Ich bedaure es, verehrter Mann, daß meine erste Annäherung zu Ihnen ein literarischer Bettelbrief seyn muß; ich habe eine Zeitung für Einsiedler unternommen, die ich doch nicht immer mit meinen sieben Sachen zeitigen möchte, ich lege die Ankündigung bey, welche das Glück gehabt hat meist mißverstanden

[1]) Joh. Joachim Spalding, Gedanken über den Wert der Gefühle in dem Christentum, Berlin 1761.

[2]) Karl Leonhard Reinhold, geb. 1758 zu Wien, seit 1794 Professor der Philosophie in Kiel. 1786 waren seine „Briefe über die Kant'sche Philosophie“ erschienen.

[3]) Über Achim v. Arnims Verhältnis zu Jean Paul s. Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen, Berl. 1876 S. 251. Ein Brief von und ein zweiter an Jean Paul findet sich Denkwürdigkeiten &c. III, S. 227. 230.

zu werden, also niemand in dem zu beschränken, was dazu mitgetheilt werden könnte. Ich könnte Sie vielleicht mit der Geschichte der traurigen Verfolgungen rühren, die ich wegen dieser armseligen Ankündigung erlitten, mir etwas von Ihrem Reichtume zu gönnen, etwa ein Stück der Friedenspredigt[1]), über die sich mein Verleger freut; aber aufrichtig gesagt, nachdem ich die große Preußische Pestilenz mit angesehen, ist mir die kleine literarische Impfung gar nicht mehr gefährlich, ein kleiner Stich, nichts weiter. Mich quält außerdem etwas ganz andres, wovon Sie mich vielleicht befreyen können. Als ich bey Beyreis in Helmstädt war[2]) und ich mit ihm aus allen den Schätzen bey der Küche vorbey ging, wo statt gewöhnlicher Kochtöpfe einige Retorten langsam destillirten, und ging durch den kleinen wüsten Garten, wo alle Bäume so wunderlich beschnitten und einige magere Katzen auf und niedergingen und sah den alten Mann mit der Mandoline und den Flötenspieler mit der Flöte und die Ente mit ihrem Futter, da ist es mir so jämmerlich einsam geworden und wieder so herrlich wunderbar in allem was er besitzt und was er dazu faselt, daß ich wünschte den Eindruck darstellen zu können, das führt mich aber in solche Unmöglichkeiten, es reist mich in allerley alte Geschichten, wobey mir die Lust ausgeht, ist es Ihnen nicht möglich mir dieses Bild von Kometeneinsamkeit abzunehmen, ich habe keine Farbe und keinen Pinsel dazu, besonders wird mir die Umgebung . . . nicht reich genug zu dem Gemüthe des Menschen, das meiste was ich mir denke paßt nicht genug hinein. Sie skiziren das leicht in einer Nebenstunde[3]), wie Michael Angelo zu seiner Erholung und Bewegung die Steine zu Statuen umarbeitete. Ich fühle sehr wohl, daß Sie mich mit der Unbescheidenheit dieses Briefes vor aller Welt lächerlich machen könnten, wenn er nicht an Sie gerichtet wäre und so unterschreibe ich ihn zutraulich mit der Versicherung meines herzlichen Danks für Ihren Siebenkäs und einer Hochachtung, woran ich wünschte, daß Ihnen mehr gelegen, als ich erwarten kann.

Ludwig Achim v. Arnim.
Adresse An Hr. Buchhändler Zimmer
in Heidelberg.

Von Wilibald Alexis.[4])

Berlin den 25. August 1820

Grade vor einem Jahre wanderte der Schreiber dieses Briefes auf einer schönen Fußreise, welche fast ganz Nord- und Süddeutschland durchstreifte, auch durch die reizenden Berge und Thäler des Fichtelgebirges und seiner merkwürdigen Umgebungen. Klassisch war ihm jeder Strauch am Wege, jeder Fußpfad, jede

[1]) 1808 war von J. P. erschienen: „Friedenspredigt an Deutschland."

[2]) G. Chr. Beyreis, seit 1759 ord. Professor der Physik an der Universität Helmstedt, gest. 1809, ein gelehrter Sonderling, der u. a. Gold machen zu können vorgab.

[3]) Vielleicht hat J. P. einzelne Züge dieses Berichtes für seinen Fibel benützt.

[4]) Wilibald Alexis (Wilhelm Häring), geb. 1791 zu Breslau, hatte 1815 den Feldzug mitgemacht und 1817 erst zu Berlin, dann zu Breslau die Rechte studiert. J. P.'s Antwort auf vorstehenden Brief ist vom 26. Dezember 1820 (s. Denkwürdigkeiten III S. 314).

Benennung eines Dorfes, indem er den Wanderstab mit der einen Hand ergriffen, als er eben mit der anderen Jean Pauls Fata und Werke vor und in Nürnberg niedergelegt hatte.[1]) Dennoch war ihm nächst der Sonne in Baireuth[2]) in der er natürlich wohnen mußte, das kleine Häuschen vor Eremitage[3]) der schönste Feenpalast, den er auf der ganzen Reise traf. Der Held desselben aber war fern; und der Reisende war gewissermaßen damit recht zufrieden, wenn er sich überdachte, wie peinlich und schmerzlich es für ihn sein müßte, wenn er späterhin gestehen müßte: Ich war in Baireuth, Jean Paul war da, aber ich habe ihn nicht gesehn und nicht gesprochen.[4]) Es ist ein wunderbares Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Individuum des Lesers. Jener ist nur mit der Gesammtmasse der Leser bekannt; dieser dagegen glaubt ganz genau mit dem Individuum des Dichters vertraut zu sein; es ist ihm unglaublich, daß dieses innige Verhältnis, dieses Ganzdurchdrungensein nicht gegenseitig sein sollte, und daß es ein Erwachen aus dem seligen Traumleben gäbe, wo dann im wirklichen er ganz fremd vor demjenigen stehen müsse, den er eben in glücklichern und heiligern Momenten ganz als den Seinigen umfaßt hatte. Aber leider ist es nun einmal so nach dem unabänderlichen Gange der Dinge; und wie lebhaft ich es mir auch überdachte, ich konnte keinen Grund finden, weshalb eben Jean Paul näher bekannt mit dem namenlosen wandernden Studenten als mit dem ganzen gelehrten Deutschland sein sollte; und weshalb jener den Vorzug verlangen könnte mit Jean Paul zu sprechen, da jeder andre gebildete Deutsche dasselbe Recht hätte; dessen Ausübung aber wiederum rein unmöglich würde, wenn jeder darauf Anspruch machen wollte. So überdenkend war es mir recht lieb, daß ich Sie nicht fand, und ich begnügte mich mit meinen Freunden eine Stunde lang mich mit Frau Rollwenzel von Ihnen zu unterhalten und alsdann, nachdem wir von der entzückten Frau Alles vernommen hatten, in Ihr Arbeitsstübchen zu gehen und mich auf alle Ihre Stühle zu setzen und auf Ihre Fenster und die Ecken des Tisches zu lehnen.

Beim Zurückgehn sann ich über die Mittel nach, wie es mir wohl möglich werden könnte, auf gerechte Weise mir einen Zutritt zu Ihnen zu verschaffen, und es ward mir nicht schwer zu finden, daß man bei Privilegirten nur durch gleiche Privilegien eingehe. Aber dieser Weg war mir in Bezug auf die Gleichheit durchaus verschlossen, denn wenn ich auch nicht davon überzeugt gewesen wäre, so hätte doch die Äußerung der Frau Rollwenzel mich zurückschrecken müssen: „Es giebt nur einen Jean Paul! Viele können auch gut schreiben und was vorbringen, aber den Witz haben sie nicht. Woran ein Anderer einen Tag lang schreibt und simulirt, das schreibt Meiner in einer Minute; das müssen Alle anerkennen!“ Das erkannte ich auch wohl an; dennoch regte sich in mir eine leise Hoffnung, welche mir sagte: Wer irgend einmal etwas hat drucken lassen, ist gewissermaßen mit den Matadoren in den gedruckten Werken verwandt und kann somit wenigstens erwarten, daß er

[1]) Erschienen 1798, vergl. J. P.'s sämtliche Werke, 3 Aufl. Band 14.

[2]) Im Gasthof zur Sonne spielen einzelne Szenen des Siebenkäs.

[3]) Die Rollwenzelei liegt etwa halbwegs zwischen Baireuth und der Eremitage.

[4]) J. P. war damals gerade in München.

nicht beim Eintritt aus der Thür herausgeworfen werde. — Leider aber war mir selbst diese unterste Sprosse der Leiter, welche zum Himmel führt, verschlossen und ich hatte nichts, worauf ich hätte pochen können. Manuscript zwar genug, aber keine schwarze Letter. Buchhändler waren in Deutschland wie Sand am Meere, aber kein einziger, welcher die Erzeugnisse eines namenlosen Neulinges angenommen hätte.

Plötzlich wandte sich bei diesem Sinnen die ganze Schlußfolge meiner Gedanken um. Es war der Zeitpunkt meines Lebens, wo ich in mächtigem Selbstkampf befangen war, ob ich ein Dichter werden könne oder nicht. Schnell stand der Entschluß in mir fest: Sie sollten entscheiden, ob ich Alles den Flammen zu opfern oder dem Opferlamm weiter opfern solle. Ich hatte ein Gedicht, in dem Sie als Heros angerufen werden, dieses sollte als Dedication gelten, Ihnen zugeschickt um Ihre Meinung, und im Fall einer günstigen Antwort um Ihr Vorwort bei einem Sosier gebeten werden. So hatten sich die Sachen gänzlich umgewendet: Ich wünschte berühmt zu sein um mit Ihnen bekannt zu werden, jetzt wollte ich mit Ihnen bekannt werden um berühmt zu werden. —

Es ist mir lieb, daß ich meinen Vorsatz nicht ausgeführt habe, denn ich hätte vermuthlich nur eine Post, welche ein Autodafe zu feiern befiehlt, erhalten. Ich ließ das Manuscript ohne weitere Nachfrage drucken, und mein früherer Entschluß verwandelte sich in den: Ihnen das Gedicht zu dediciren. Aber auch dieser verschwand bald indem ich glaubte, Jean Paul könne sich schämen, seinen Namen einer Treibjagd, einem Gedichte, das er vielleicht als gänzlich schlecht verwirft, vorgesetzt zu sehen. So ist für jetzt der einzige Beschluß, den ich eben ins Werk setze, geblieben, Ihnen das Gedicht zuzusenden. Ich glaube die Krisis, welche ich früher erwähnte, überstanden zu haben und zu der lange bekämpften Erkenntnis gekommen zu sein: daß zwar kein großer, gottbegabter, phantasiereicher Dichter aus mir hervorgehen werde, wohl aber daß ich für einen engeren Kreis mit beschränkteren Aussichten mit hinlänglicher Phantasie, Gemüth und Fähigkeit begabt bin. Die Treibjagd gehört nicht in diesen Kreis. Sie ist die verunglückte Rückkehr aus einem Lande, in welchem ich heimischer war und noch heimisch zu werden hoffe. Einigen Balladen im nächsten Frauentaschenbuche (von 1822) gehören mir eigenthümlich an und sprechen meinen ganzen Sinn wiederum an, während die in der Zeit nähere Treibjagd dem Gedanken und Gemüthe so ziemlich entfremdet ist.

Dennoch nehme ich mir die Freiheit sie Ihnen zu überreichen und Sie zu bitten, wenn Zeit und Umstände es erlauben, einige kurze und strenge Worte zur Würdigung des Dichters demselben zukommen zu lassen. Er ist darauf vorbereitet, daß sie eine niederdrückende Wahrheit enthalten werden, aber er glaubt wenigstens jetzt aus Werken der Zukunft, in denen er im Geiste ahnend und hoffend blättert, daß sie ihn nicht gänzlich werden unterdrücken können. — Mit der Bitte die Rollwenzel zu grüßen, schließt sein dreistes Schreiben

Ew. Wohlgeboren

inniger Verehrer

W. Häring, Referendar, Jäger-Straße Nr. 18.

Von Karl von Holtei.[1])

Breslau, 18. 2. 23.

Verehrter Herr Legazions-Rath!

Eben bin ich dabei, Ihren Kometen[2]) abermals zu lesen. Es überfällt mich dabei eine unaussprechliche Sehnsucht Sie zu sehen, und weil das nicht möglich ist, — an Sie zu schreiben. Diesen kühnen Gedanken trage ich schon seit vorigem Herbste mit mir herum, wo ich kurz nach Ihrer Abreise von Dresden dort ankam und bei Tiecks fast nur von Ihnen sprechen hörte.[3]) Ich wagte es aber noch nicht. Später lernte ich den Baron Baerst hier kennen. Er kam täglich zu uns und erzählte oft, daß Sie die Preußen lieb hätten. Steffens[4]) sagte, er wüßte, daß Sie die Schlesier wohl leiden möchten. Und der Buchhändler Max weiß es ganz bestimmt, weil Sie es in einem Briefe nach Heidelberg wirklich einmal mit klaren Worten geschrieben haben. Da ich nun ein Breslauer, ja ein recht eingefleischter Breslauer bin — (es that mir, wie ich ein Probejahr als Schauspieler verlebte, großen Schaden wegen des Dialekts —) so faß' ich endlich Mut, Ihnen beifolgende Erinnerungen zu schicken, mit der Bitte: dieselben wo möglich zu lesen. Sie haben sicher sehr viel dergleichen zu lesen und mögen oft nicht wissen, wie Sie sich durcharbeiten sollen. Aber weil ich doch ein Schlesier bin — und auch sonst Ihrer Liebe nicht unwert, denk' ich, Sie werden ein Übriges für mich thun.

Dann hab' ich noch eine Bitte an Sie, eigentlich ist es eine Frage. Ich will ein kleines Lustspiel schreiben, welches heißen soll: J. P. Fr. Richter. Sein Inhalt gründet sich auf eine Anekdote, die Dr. Waagen[5]) mir erzählte, und ist folgender:

Tochter und Eltern leben im häuslichen Zwist, weil erstere einen reichen, jungen Mann nehmen soll, den sie nicht kennt. Sie glaubt ihn uninteressant, weil er reich und von den Eltern begünstigt ist und weil dergleichen Bräutigame in allen Romanen und Komödien schlecht wegkommen. Gestern ist er angekommen, aber ohne sich zu melden, mit dem Vorsatz, seine Bestimmte und ihre Verhältnisse erst aus der Ferne zu betrachten; denn er hegt ähnliche Besorgnisse wie sie. Zur selbigen Zeit, Herr Legazionsrath, sind Sie in der Stadt, wo mein Stück spielt. Eine Freundin des jungen Mädchens vertraut ihr, daß Sie, erdrückt von dem Andrang verehrender Geselligkeit, sich vorgenommen hätten, den nächsten schönen Sommertag zwei Meilen von der Stadt zuzubringen und einsam und ungestört zu verleben. Dies Geheimnis erfährt eine Familie von der andern und jede

[1]) Karl v. Holtei, 1798 zu Breslau geboren, trat 1815 als Freiwilliger in das preußische Heer und studierte nach dem Pariser Frieden in seiner Vaterstadt. Bald jedoch wurde er Schauspieler und veröffentlichte einzelne seiner Dichtungen; sein erstes größeres Werk war das Liederspiel: „Die Wiener in Berlin."

[2]) Der Komet, oder Nikolaus Marggraf. Werke. Bd. 28.

[3]) Vergl. Nerrlich, a. a. O. S. 103.

[4]) Ueber dessen Besuch bei St. s. „Steffens, Was ich erlebte", Bd. 8. Breslau 1843.

[5]) G. Fr. Waagen, der 1868 gest. Kunstschriftsteller, studierte in Breslau und lebte dann eine Zeitlang in Dresden.

nimmt sich im Stillen vor, denselben Ort zu besuchen, Sie zu entdecken, als Naturfrommen zu überfallen, durch ländliche Freiheit kennen zu lernen und Sie, wie eine neuentdeckte Insel (— weil Sie wirklich isoliert sind —) in Besitz zu nehmen. Der junge Jeremias Peter Fürchtegott Richter (auch diese Nahmen schreckten das Mädchen ab) hat durch einen gewonnenen Dienstboten aus dem Hause seiner zukünftigen Schwiegereltern erfahren, wo sie den Tag zubringen wollen und benutzt diese Gelegenheit, sich ihnen unbekannt zu nähern. Er kommt im zweiten Akte an den sonst so wenig besuchten Luftort und nach ihm eine Familie nach der andern. — Allgemeine Verwunderung über das schlecht verwahrte Geheimniß! — Keiner der Anwesenden kennt Sie persönlich. Der junge Richter verliert beim Einstecken der Schreibetafel eine Visitenkarte. Man liest Ihren Namen J. P. F. Richter. Alle jubeln: das ist Er. Sie drängen sich an ihn. Er, klug und gewandt, kommt bald hinter den Irrthum. Jeder bemüht sich ihm zu zeigen, daß er Sie gelesen und verstanden. Er, auch bibelfest in Ihren Büchern, geht darauf ein. Die Gesellschaft vereint sich zu einem geistreichen Kreise, dessen Mittelpunkt Ihr Doppelgänger wird. (Fürchten Sie keine Chrestomathie aus Ihren Werken!) Die Braut besteht am Besten. Sie kommt ihm immer näher, sie macht ihm Avancen, so weit es die Natur der Grazie vergönnt. — Ich weiß schon, wie's die Dresdner gemacht haben mit Ihnen. Als sie endlich Ihre Gesundheit trinken wollen, giebt er sich zu erkennen. Das Ende liegt nahe. Er hat bei dem Mädchen gewonnen und sie bei ihm. Das Stück schließt mit einem Toast, den Richter Ihnen bringt.

Aus mitfolgenden Jahrbüchern werden Sie ersehen, wie weit ich etwa berufen wäre, die Bearbeitung zu wagen. Erlauben Sie mir, das Stück auf die Bühne zu bringen?

Einen Brief verlang' ich nicht von Ihnen; es wäre zu viel. Schreiben Sie auf einen Zettel: Ja oder Nein, den heb' ich mir, aber Ihr Nahme muß darunter steh'n, im Büchlein auf, wo einige theure Namenszüge ruhn — und gehorche.

Karl von Holtei
Theater-Dichter und Sekretair bei der Bühne in Breslau.

Aus dem ungedruckten Briefwechsel Wessenbergs mit Mittermaier.

Von
Arthur Kleinschmidt.

(Schluß.)

Das Jahr 1849 verstrich in schweren Sorgen, und wie ein Angstruf klingt die Frage Wessenbergs vom 2. Januar 1850 aus Vevey:

„. . . Wieviel und mancherlei ist inzwischen erstrebt worden! Und wie wenig oder nichts ist das Ergebnis davon! Das Chaos scheint sich von Tag zu Tag

zu erweitern und zu vertiefen. Welche Aussichten und Hoffnungen haben Sie aus alledem gerettet? Welchen Anteil wollen und werden Sie ferner an unserer Wiedergeburt Deutschlands nehmen?" —

Am 23. Januar fuhr er in derselben Stimmung fort:[1])

„..Leider umhüllt unsere deutschen Angelegenheiten noch die traurigste Ungewißheit. Wie mir scheint, tappen die Regierungen selbst noch im Nebel umher, und die Maßregeln, die ich ergreifen sehe, sind so beschaffen, daß ich darin keine Bürgschaft einer besseren Zukunft erblicken kann und manche sogar die Besorgnis in mir erwecken, die Politik wolle trotz der derben Lektionen unserer Zeit, von dem Gelüst, im Trüben zu fischen, nicht ablassen. Von den Gestirnen, die über Karlsruhe walten, begreife ich gar nichts. Mich dünkt, man habe sich durch uns ganz fremde Interessen in die leidige Sack- und Hohlgasse von unabsehlichem Standrecht und Belagerungszustand und Unselbständigkeit hineinbugsieren lassen, woraus man sich nicht wieder herauszuhelfen weiß. Nur ein zugleich beherztes, unbefangenes und besonnenes und patriotisches Auftreten der Landstände, wenn sie je zusammen kommen, könnte meines Erachtens in eine Bahn hineinlenken, die eines selbständigen und an Hilfsmitteln nicht armen Staates würdig wäre. Die Revolution hat unsere Finanzen zerrüttet. Mithin ist möglichste Vereinfachung der Verwaltung und der Ausgaben dringendes Bedürfnis. Der Bureaukratie muß ein Ende gemacht und somit auch das Staatsdieneredikt wesentlich abgeändert werden. Wie es uns auf die Beine helfen soll, daß unser Militär in einem 150 Stunden weit entlegenen Lande[2]) neu organisiert werde, ist schwer zu fassen. Auch die Finanzen werden nichts dabei gewinnen. Was diese betrifft, so dürfen wir wohl mit Zuversicht auf die Bereitwilligkeit unseres Fürsten zählen, persönliche Opfer zu bringen. Dafür bürgt uns sein edler, volkstümlicher Sinn. —

Verzagtheit und feige Wohldienerei könnte uns jetzt nur vollends zu Grunde richten. Baden ist führwahr bei weitem nicht so tief gefallen als Preußen nach der Niederlage von Jena. Das sollte man wohl beherzigen . . .

Noch Eins! So lange man nicht überall zur Einsicht kommt, daß die Spaltung Deutschlands in einen engeren und einen weiteren Bund nur zur Auflösung und zum Untergang führen könne, ist kein Heil zu hoffen. Dies sollte doch jetzt jedem, der nicht blind ist, zu Berlin wie zu Wien einleuchten. Aber freilich lieben viele die Finsternis mehr als das Licht."

Mittlerweile war Mittermaier aus dem politischen Treiben nach Heidelberg zurückgekehrt und schrieb am 9. Dezember 1849 dem Freunde (irrtümlich ist der Brief von 1850 datiert.):

„Wie lieb hat Sie Gott, daß Ihre Seele auf Schwingen der Poesie[3]) sich so herrlich zu ihm erheben kann! Die Worte des Dichters schlagen an mein Herz, sie sind der Ausdruck auch meiner Gefühle. Wohl darf ich vieler Dummheiten, Selbsttäuschungen und Irrlichtereien in meinem politischen Treiben mich anklagen,

[1]) Aus Vevey.

[2]) Preußen.

[3]) Wessenberg hatte Mittermaier wieder poetische Gedenkblätter gesandt.

aber Gott ist mein Zeuge! ich habe mit reinen Absichten gehandelt und das, was ich wollte, für gut für die Menschheit gehalten. Ich habe die Menschen in den hohen Regionen wie in den niedrigen für besser gehalten. Jetzt stehe ich mit gebrochenem Herzen und arm an Hoffnungen, reich an Enttäuschungen da; ich sehe unsere Zustände im deutschen Vaterland und im engeren Heimatsland als heillose an. Es ist ein Zustand in Baden, wie in der englischen Geschichte nach der Zurückberufung Karls II., vielleicht noch schlimmer. Jene Ausnahmszustände, in denen wir leben, werden den Rest des Vertrauens zum Gesetze vernichten; gerechte Strenge und Ernst sind notwendig, aber Standgerichte geben keine Gerechtigkeit, und der Heiligenschein der Justiz macht die militärischen Richter nicht zu Richtern, zu denen man Vertrauen hat.

Ich sehe eine Reihe von Menschen, die ich seit Jahren exzentrisch, unartig, das Volk aufregend kannte, die mich oft als einen Halben tadelten und die jetzt in Servilität sich überbieten und denen keine Schreckensmaßregel stark genug ist. Ich weiß, daß wohl Beamte an Brentano und Mördes[1]) die zärtlichsten Ergebenheitsbriefe schrieben und jetzt sich als die treuesten Freunde des Großherzogs darstellen und andere verfolgen . . . .

Meine Gesundheit ist sehr angegriffen, und so muß ich meine Kraft zusammennehmen, um nicht zu erliegen. Ich will daher nur meiner Familie . . . ., der Wissenschaft und meinem Lehrerberufe leben. Gern würde ich noch einmal meine Kräfte meinem Vaterlande widmen, wenn ich mir einbilden könnte, auf dem Felde der Politik etwas nützen zu können! allein ich habe keine Hoffnung; die Kammer wird eine sonderbare Stellung einnehmen; ich will mich freuen, wenn Kraft, Vertrauen und Ordnung zurückkehren; ich möchte jedes Unangenehme von dem Großherzoge abwenden; aber eine zu große Nachgiebigkeit, die um jeden Preis Frieden will, alle Ausnahmszustände und Verletzungen der Verfassung gut heißt, könnte ich nicht billigen; die Gefahr, daß der Rechtssinn im Volke durch solche Zustände ganz untergraben wird, liegt zu nahe; dennoch fürchte ich, daß die Mehrheit der Kammer alles gutheißt; ohnehin herrscht jetzt eine Partei (Bassermann, Mathy), die ich schon zu oft von der wildesten Opposition an die Farbe wechseln sah und mit der ich nicht gehen möchte. In bezug auf den Reichstag zu Erfurt[2]) fürchte ich, so gern ich alles ergreife, was nur möglicherweise zur Einheit uns führt, daß nach dem schlechten Wahlgesetz und nach der Übermacht, welche die preußischen Abgeordneten haben werden, dort nur Preußens, aber nicht die deutschen Interessen siegen werden. Beschuldigen Sie mich nicht der Gleichgültigkeit, ich kann als Schriftsteller und Lehrer mit ganzer Kraft nützen, während ich sonst in der Zersplitterung nichts wirken kann.

Sie haben mit jugendlichem Feuer, aber mit preisvoller Mäßigung und der reichen Erfahrung des Mannes sich wieder der Sache der Synode angenommen; ich teile Ihre Ansichten, aber die Gleichgültigkeit und Feigheit gehen so weit, daß jetzt auch für diese wichtige Sache nichts geschehen wird. Die Anfeindung

---

[1]) Lorenz Brentano und Florian Mördes, Führer der Rebellen.

[2]) Unionsparlament vom März/April 1850.

ist auf der Tagesordnung. . . Möchten Sie noch heiterere Tage im großen Vaterlande schauen!"

Wessenberg freute sich über die Rückkehr seines Freundes zum akademischen Berufe, blickte hingegen mit wachsender Bangigkeit auf die Wirrsal Deutschlands. So schrieb er Mittermaier am 29. Dezember 1850:

„Ach! eine solche anhaltende, sich immer steigernde Ungewißheit wird zuletzt zur Folterpein, zumal für einen Greisen, der sich danach sehnt, noch vor seinem Scheiden durch einen heiteren Einblick in die Zukunft seines lieben Vaterlandes erquickt zu werden. . .

Mit den sogenannten Konferenzen in Dresden [1]) tritt die deutsche Sache in ein neues Stadium. Man sollte glauben, die Monarchen könnten nach den erhaltenen triftigen Belehrungen unmöglich mißkennen, daß ihr Beruf jetzt darin bestehe, für das gesamte Deutschland einen solchen Bund zu errichten, der die Sicherheit von innen und von außen fest und dauerhaft begründe, indem er allen Rechten ohne Unterschied kräftigen Schutz gewährt und alle Sonderbundsgedanken unnötig macht und für unzulässig erklärt. Der Bund kann Deutschland nur dann zum Heil gereichen, wenn er durch seine Gesetze und Organisation allen Gelüsten zu Machtvergrößerung mit Ernst und Kraft entgegentritt . . .

In jedem Falle werden wir noch einem langen Kampf für die höchsten Güter der Menschheit entgegen sehen müssen. Er kann und wird aber mit guten Erfolgen gekrönt werden, wenn man nur gerechter und redlicher Waffen sich bedient und von der Überzeugung ausgeht, daß weder Wühlerei noch Gewaltstreiche zum Guten führen können."

Mittermaier beantwortete, aus England zurückgekehrt, dies von einer poetischen Gabe begleitete Schreiben am 6. Januar 1851:

„Welche Jugendfrische, welcher Geist, der sich himmelwärts schwingt, welche Vaterlandsliebe sprechen sich in Ihren Gedichten aus. Ich bewundere Sie. Wie der rote Faden alles Eigentum der Krone Englands durchdringt, so läuft dieser von Gott erfüllte und das Vaterland zur Einheit mahnende sittliche Geist durch Ihre Gedichte. Wie wunderherrlich schildern Sie den Zauber der Natur! Wie wahr sprechen Sie eine Art von Fluch über das arme Rom! Ich habe im August, September und einem Teil des Oktobers schöne Zeiten in England und Schottland verlebt und habe jetzt erst wieder recht gefühlt, wie gesund der Kern dieses Landes ist, und wie eigentlich nur in England und in Belgien konstitutionelle Staaten sind, während unsere Staaten nur eine Fratze des konstitutionellen Lebens sind. Ich verstand nun Macaulays Geschichte; ich fühlte, daß nur da, wo ein Volk, wie das englische, eifersüchtig, mutig und entschlossen seine Freiheiten verteidigt und nicht in jedem Augenblick, wie in Kurhessen, eine rohe Gewalt jeden Aufschwung des edelsten und gesetzlichen Widerstands vernichten kann, wahre Freiheit herrscht. Ich habe Englands Einrichtungen jetzt verstanden und erkenne, daß dort die Aristokratie ihre Aufgabe im ganzen begreift und daß jene Scheidewand, die uns

[1]) Eröffnet 23. Dezember 1850.

unglücklich macht, nicht besteht. Bei uns ist es so weit gekommen, daß bald nunmehr zwei feindliche Lager einander gegenüberstehen; die Losung des einen ist: Ruhe um jeden Preis, keine Nachgiebigkeit, selbst wenn auch das Bestehende schlecht ist, während die Losung der anderen Umsturz um jeden Preis ist, selbst wenn auch Gutes vernichtet werden sollte. Mit Freude habe ich in Belgien verweilt: dort ist Aufrichtigkeit des konstitutionellen Systems; der König ist ehrlich oder wenigstens klug genug, an der Verfassung festzuhalten. Das Volk achtet den König, ist aber entschlossen, sich von der Regierung kein Recht rauben zu lassen. Die Geistlichkeit ist schlau; sie weiß, daß der Versuch einer Einmischung in die Politik ihr übel bekommen würde. Von Dresden[1]) hoffe ich nichts; man denkt dort nur an die Dynastieinteressen und an diplomatische Künste; das Volk gilt den Herren nichts: solche Ansichten aber führen zum Verderben; denn ist einmal eine Idee in einem Volke erwacht, so bringt keine Macht der Erde sie mehr zum Schweigen. Preußen hat sich in eine schlimme Stellung gebracht. Das Vertrauen auf seine Macht ist geschwunden, weil es Drohungen machte, die es nicht ausführte.[2]) O, mein hochverehrter Freund! Mit unendlicher Wehmut schaue ich in die nächste Zukunft. Es ist nichts zu hoffen. Der Rechtssinn im Volke schwindet, die Verständigung der Parteien wird bald nicht mehr möglich.

Was sagen Sie zu dem Kampfe Wisemans[3]) und der Engländer? Ich finde es sonderbar, daß die immer von Freiheit sprechenden Engländer nicht auch den Katholiken die Freiheit geben wollen; ich tadle aber, daß der Papst den Kampf begann. Ich war im August und September in der Lage, interessante Erkundigungen über die religiösen Zustände in England einzuziehen; man fing an, gegen den Hochmut und den Druck der Hochkirche sich immer mehr aufzulehnen. Jetzt ist alles anders geworden; die ruhigsten Männer, die ich vor drei Monaten so verständig urteilen hörte, schreiben mir jetzt über das religiöse Verhalten ganz aufgeregt.

Trüb sieht es in Italien aus. Der Papst, der wieder ganz in den Händen der Jesuiten ist, hat der katholischen Religion ungeheuer geschadet. In Toskana geht es schlecht, in Neapel scheußlich; in Piemont scheint es gut zu gehen, der König[4]) gleicht dem von Belgien.

Gott schütze unser teures Vaterland! Wir sind schlimmer daran als 1846. Ich will nun bloß der Wissenschaft leben und finde darin Trost . . ."

Hierauf antwortete Wessenberg am 27. März:

„. . . Ihre Wanderung durch England war ein glücklicher Gedanke. Welches andere Land hätte Ihnen in den jetzigen Verhältnissen die Erholung gewähren können, deren Ihr Geist nach so großen Anstrengungen und vielseitig betrübenden Erlebnissen in hohem Grade bedurfte? Leider wollen sich unsere Aus-

---

[1]) Reaktion unter Friedrich August II.

[2]) Niederlage Preußens in Olmütz.

[3]) Kardinal W., Erneuerer des Katholizismus in England.

[4]) Viktor Emanuel.

sichten für unser teures Vaterland noch immer nicht aufhellen. Das Schauspiel der Verhandlungen über seine Zukunft während der letzten Monate[1]) war mir nicht nur höchst unerquicklich, sondern hat mich aufs tiefste betrübt. Die Umsturzpartei hatte alles Mögliche gethan, um in den Volksmassen das tiefste Mißtrauen gegen die Regenten zu erregen. Nach Unterdrückung der Aufstände war es daher die nächste Aufgabe für die Regenten, alle Mittel zur Herstellung des Volksvertrauens anzuwenden. Es ist auch bei mehreren der gute Wille, dieser Aufgabe zu genügen, nicht zu bezweifeln, allein ihre glückliche Lösung kann nur das Werk der aufrichtigen Vereinigung des ganzen deutschen Bundes und seiner Glieder sein; gerade dieser Vereinigung aber scheinen wir ferner zu stehen als je. Auch dürfen wir wohl hierin keinem heilsamen Umschwung entgegen sehen, solange die preußische Politik in dem deutschen Bund nur ein Vehikel zur Machtvergrößerung des preußischen Staates erblicken will. Welcher deutsche Staat kann vernünftigerweise wünschen, daß Deutschland in Preußen aufgehen soll? Eine solche Neugestaltung des deutschen Bundes kann nur der Kreuzzeitung in Berlin wohlgefällig dünken. Der König von Württemberg hat ein wahres deutsches Wort gesprochen,[2]) und sollte es auch keiner Beachtung gewürdigt werden, so wird es doch in der deutschen Geschichte einen Ehrenplatz finden.

Die politischen Zustände in England und auch in Belgien haben, wie Sie bemerken, große Vorzüge. Doch fehlt es auch hier nicht an faulen Flecken. Die britische Politik ordnet alles (auch Recht und Billigkeit) dem Handelsinteresse und dem Streben nach dem Monopol oder der Herrschaft im Handelsverkehr unter. Die Kolonien beherrscht England tyrannisch. Irlands Elend hat seinen Grund in den grausamen Folgen alter Unduldsamkeit. Die katholische Kirche in Irland genießt im Grund große Freiheit, aber die Katholiken müssen den Kirchenzehnten an Hirten entrichten, die sie nichts angehen. Die Jesuiten treiben in England und Irland ihr Unwesen ungestört. Die Regierung sollte eigentlich die Bestellung ordentlicher Bischöfe apostolischen Vikarien vorziehen. Sie selbst hat aber längst de facto dem Aufsichtsrecht über das katholische Kirchenwesen entsagt. Dies kann keine Regierung ohne große Gefahr. Diese wird in Deutschland sich bald offenbaren, aber ich fürchte, zu spät."

Und Wessenberg schloß das Jahr am 29. Dezember mit den Worten:

„... Noch ist unser Gesichtskreis mit vielen trüben Wolken umhüllt, und wir schreiten auch jetzt wieder in ein neues Jahr nicht ohne Bangigkeit wegen des uns Deutschen bevorstehenden Loses hinüber. Auch ist der betäubende Wetterschlag, der sich neulich aus Frankreich vernehmen ließ,[3]) keineswegs geeignet meine Besorgnisse zu beschwichtigen. Der glückliche Tag scheint noch sehr fern, wo die die Schicksale der Völker lenkende Politik sich entschließen wird, mit der Moral ein

[1]) Die Dresdner Konferenzen.

[2]) Brief König Wilhelms vom 18. Januar 1851 an den Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg.

[3]) Staatsstreich vom 2. Dezember.

festes Bündnis abzuschließen und auf dieses Bündnis die dauerhafte Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu gründen . . ."[1])

Mittermaier antwortete hierauf am 9. Januar 1852:

„Ich habe mit großem Interesse die Gedichte gelesen, welche der edelsten Seele des Mannes entströmen, welcher im vorgerückten Alter die Geistesfrische, den begeisterten Sinn für die Natur und die Fortschritte des Menschengeschlechts sich bewahrt. Es ist immer ein großer Genuß für mich, Ihre Denkblätter zu lesen, und der Gedanke, daß Sie, indem Sie mir ein Exemplar senden, mich zu Ihren Freunden rechnen, macht mich stolz.

. . . Möge Gott uns bessere Tage für unser deutsches Vaterland senden und jene Zustände aufhören lassen, welche den moralischen und gesetzlichen Sinn im Volk ganz zu zerstören drohen. Zu dem vielen Schlechten ist der Staatsstreich vom 2. Dezember noch gekommen; er hat dem Verrathe und der schamlosesten Gesetzesverletzung den Sieg verliehen. Ich verstehe die Wege der Gottheit nicht; es scheint, daß sie durch eine Schule schwerer Leiden uns führen will, damit der moralische Sinn und die Kraft erstarken.

Sie fragen mich über Italien. Noli renovare dolorem! Es geht jämmerlich. Unser edler Gino Capponi,[2]) Ridolfi[3]) und ähnliche Männer sind verfolgt, weil man sie zu den Liberalen zählt . . . In Rom ist ein furchtbarer Zustand, und merkwürdig ist, daß in Italien der größte Indifferentismus in religiösen Dingen herrscht und nur aus Schlauheit oder Furcht die Menschen religiöse Gebräuche mitmachen. — Nur in Toskana geht es gut; man fürchtet jedoch dort den französischen Einfluß . . ."[4])

Die Korrespondenz der Freunde ruhte bis zum 31. Dezember 1852, wo Wessenberg wieder zur Feder griff:

„Ein Jahr ist verflossen, seitdem wir unsere Ansichten uns mitgeteilt haben. Dieses Jahr hat wenig Gutes, Heilversprechendes gebracht, vielmehr die Gefahren, die die Menschheit bedrohen, anstatt ihnen zu begegnen, vermehrt . . . ."

Und auf seine Reiseeindrücke in Oberitalien zurückblickend, fuhr er fort:

„Manchen Italienern von der liberalen Partei bin ich begegnet. Daß sie von dem durch Mazzini, Gioberti und Konsorten eingeimpften Wahn, als ob die Verdrängung Österreichs und die Übertragung der Herrschaft an einen Carlo Alberto ein goldenes Zeitalter für Italien begründen könne, geheilt sind, möchte ich geradezu nicht behaupten. Die Vornehmen, die nur aus Eitelkeit rumorten, den unteren Volksschichten aber wenig nachfragen, fühlen sich gedemütigt und haben in der Volksmeinung viel verloren. Daß Italien vom Einfluß Frankreichs mehr zu hoffen habe als vom Einfluß Österreichs, scheint mir ein schwerer Irr-

[1]) W. stellt auch an M. eine Verlagsfrage wegen Bassermanns und sandte M. Denkblätter zu.

[2]) Staatsmann und Gelehrter.

[3]) Staatsmann, † 1865.

[4]) Wegen Verlags seiner kleinen ungedruckten Schriften riet M. dem Prälaten zu Mohr in Heidelberg.

tum, der durch nichts gerechtfertigt wird. Im Jahr 1848 war die Regierung in Wien aufrichtig und fest entschlossen, einer gründlichen Verbesserung der Zustände die Hand zu bieten, und der Aufstand zu Mailand war in diesem Augenblick nichts als eine künstlich hervorgerufene Raserei. Jetzt freilich wird es viel Mühe kosten und ebensoviel Großmut als Weisheit erfordern, um den Samen des Mißtrauens zu vertilgen, wozu England mitzuwirken jedenfalls nicht geneigt scheint. —" [1])

Von seiner Reise nach Italien, wo er so häufig weilte, heimgekehrt, dankte Mittermaier am 10. Januar 1853 für die Denkblätter und meinte: „Sie sind frisch, wie sie eine ewig jugendliche Seele hervorbringt, voller Begeisterung für alles Große, voll Freimut und Kraft gegen alles Schlechte. Wie wahr ist die Schlußstrophe im Gedichte an die Lobpreiser der Finsternis! Der Prophet spricht aus dem Gedichte an den Kaiser der Franzosen. Ich bewundere diese geistige Frische . . .

Italien habe ich weit besser gefunden, als ich gedacht. Ich war zwar nur in Sardinien (in Turin und Genua) und in Mailand, allein ich sah soviel Bekannte, die tief eingeweiht sind, und ging so viele aus allen Klassen des Volkes an, daß ich wohl ein Urteil fällen darf. Am schlimmsten ist es im Kirchenstaat und Neapel — zum Teil in Toskana; das Vertrauen kehrt dort nicht wieder, der moralische Sinn ist vernichtet. In bezug auf die Religion sagte mir ein Mann, der an der Spitze der katholischen Bewegung steht und treu dem Papste ergeben ist, daß er mit Betrübnis den Zustand sehe, daß in Toskana ein freier Voltairianismus, im Kirchenstaat gar keine Religion herrscht. Besser ist es in der Lombardei, am besten in Piemont. Zwar ist dort auch eine aber kleine Partei, die alle Religion untergraben will. Ein scheußliches, viel verbreitetes Buch ist von Ferrari Filosofia della rivoluzione [2]) mit drei Abteilungen (Christo, Papa, Il Re); es wird gezeigt, daß das die größten Feinde der Menschheit und des Fortschritts seien.

In Piemont — selbst in Genua — ist im ganzen religiöser Sinn, allein neunzehntel des Volkes wollen der Geistlichkeit keine Herrschaft und keine Einmischung in weltliche Angelegenheiten gestatten. Es ist merkwürdig, darüber Urteile zu hören. In Piemont muß man staunen, wie allmählich das konstitutionelle System vom Volke aufgefaßt und geliebt wird. Der König von Sardinien ist sehr geachtet, und gestaunt habe ich über die Fortschritte, die in bezug auf Schulunterricht gemacht werden. Was man von der Anhänglichkeit an Mazzini schwätzt, ist ohne Grund. Die allgemeine Stimme nennt ihn einen unpraktischen Menschen, die Jugend und ein Teil der Arbeiter hat wohl republikanische Gesinnungen, aber nicht allgemein verbreitet. Am allgemeinsten ist die Überzeugung in Italien, daß für Italien von den Franzosen kein Heil zu erwarten ist. Nicht die geringsten Sympathien finden sich für Frankreich.

---

[1]) Wieder schloß W. Denkblätter bei.

[2]) Das Buch des 1876 verstorbenen Giuseppe Ferrari erschien 1851 in Capolago (2. Aufl. in 2 Bänden, Mailand 1873.)

In der Lombardei ist Schwarzenberg in gutem Andenken und, wenn er geblieben wäre,[1]) so wäre eine rechte Versöhnung entstanden. Ich habe im allgemeinen den Charakter der Italiener weit ernster als früher gefunden und nicht so wetterwendisch wie die Deutschen, welche den Mantel nach dem Winde hängen.

O Gott — was könnte unser Deutschland sein! Mit Wehmut blicke ich auf Frankreichs Zustände. Nach zuverlässigen Nachrichten ist dort eine Liederlichkeit (wenigstens in Paris) und eine Heuchelei, die ihre schlimmen Früchte tragen wird."

Wiederum nach längerer Unterbrechung des Briefwechsels äußerte sich Wessenberg am 26. Dezember 1853:

„Auch in die Schweiz verfolgte mich das häßliche Gespenst der kirchlichen oder vielmehr jesuitischen Umtriebe, die zuletzt durch einen förmlichen Angriffskrieg gegen die Regierungen kundgaben, daß die Partei nichts Geringeres als die Herstellung des mittelalterlichen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat im Auge habe. Wer nicht blind war, konnte bereits in dem verhängnisvollen Jahr 1848 die Vorboten des nahenden Gewittersturms wahrnehmen, wovon schon im Jahr 1830 in den Niederlanden ein starkes Wetterleuchten erschienen war. Wie auffallend war nicht 1830 und wieder 1848 der Ungestüm, womit die kirchlichen Eiferer die Forderung unbeschränkter Freiheit laut werden ließen, welche die politische Umsturzpartei zu ihrem Losungswort gewählt hatte! —

Sie haben vielleicht das Schweigen getadelt, welches ich, der seine besten Kräfte der Begründung einer heilsamen Eintracht zwischen Kirche und Staat gewidmet hat, in der letzteren Zeit beobachtet habe? Allein wie hätte ich mir auch nur den geringsten Erfolg von meinem öffentlichen Auftreten erwarten dürfen, nachdem die Anführer des Angriffskrieges gegen den Staat bestimmt erklärt hatten, daß sie von keiner ihrer Forderungen abstehen würden, weil sie Gott mehr als menschlichen Gesetzen gehorchen müßten? Wo man sein Ohr allen Gründen zum voraus verriegelt hat, hätte auch die gründlichste und unbefangenste Erörterung der Sache nur Öl ins Feuer gießen können. Deswegen verschließe ich auch eine frühere Arbeit über die Grundlagen einer wahren Eintracht von Kirche und Staat im Pult. —

Auf der anderen Seite stehe ich mit den süddeutschen Regierungen in keiner solchen Verbindung, die mir die Möglichkeit der Aussicht gewährte, auf ihr Verhalten einen dem Gemeinwohl vorteilhaften Einfluß ausüben zu können. Meinen Grundsätzen und Überzeugungen untreu zu werden, bin ich außer stand und daher in der Gegenwart, wo man meist schwankend gesinnt und nur auf Mittel und Wege bedacht ist, den Verlegenheiten des Augenblicks zu entschlüpfen, ein Prophet in der Wüste!"

Und am 20. Februar 1854 setzte er hinzu:

„. . . Über die wohlmeinenden Versuche der badischen Regierung für Herstellung des kirchlichen Friedens bin ich ohne alle Nachrichten, und auf meine gutachtlichen Andeutungen in der Sache erhielt ich keine Antwort. Es scheint,

---

[1]) D. h. am Leben; Fürst Felix starb 5. April 1852.

daß Hof und Regierung nicht recht einig sind und daß man stets geneigt ist, Ratschlägen Gehör zu geben, die der folgenreichen Wichtigkeit der Sache nicht entsprechen. Ich betrachte den ganzen Handel als ein Gespinnst jenes Ordens, mit dessen Wirksamkeit ein wahrer Kirchenfrieden unmöglich ist, dem aber die Regierungen selbst durch Gestattung der Missionen den Eingang eröffnet haben."

Als ihm Wessenberg am 4. Juli das 7. Bändchen seiner Gedichte [1]) übersandt und geklagt hatte:

„Wir sind leider in eine solche Periode der Verrücktheit geraten, in welcher es fast unmöglich ist, der schlichten Wahrheit und einem vernünftigen und besonnenen Rat Gehör zu verschaffen,"

antwortete der Heidelberger Freund am 11. Juli bewundernd und gleichgestimmt:

„Welche Frische des Geistes weht in diesen Gedichten! Wie spricht sich darin die edelste Gesinnung, die reinste Weltanschauung aus! Wo ist ein Ereignis, ein großes Verhältnis, welches auf die Entwickelung der Menschheit sich bezieht, worüber nicht ein Gedicht als Erguß aus der Fülle des trefflichsten Herzens fließt? Sie haben durch Ihr Gedicht über den Kirchenstreit . . . den Nagel auf den Kopf getroffen. Wo ich blättere, finde ich Wahrheiten, erhabene Gefühle, wie sie nur in dem Gemüte des edlen Menschenfreundes aufsteigen können, in der herrlichsten Form.

Ja, Sie sind ein Liebling der Gottheit, dem sie ihre kostbarsten Schätze so lange erhalten hat! . . Ich zeigte dem Prälaten Ullmann und mehreren meiner Kollegen, z. B. Rau [2]) die Gedichte — alle waren entzückt, priesen den Dichter und den Mann, der allein durch sein Wirken die katholische Religion auf jenen Höhepunkt nach echter Fortbildung gestellt, auf welchem die Kirche in keinen Konflikt mit dem Staate kommen kann. — O wie traurig sieht es aus! Die Moralität des Volks leidet. Der Dämon des Fanatismus und der Parteiung ist heraufbeschworen. Mißtrauen vergiftet die heiligsten Kreise. Ich bin überzeugt, daß die durch gewisse Menschen — manche aus Unkenntnis der wahren Verhältnisse, manche aus Fanatismus — geleiteten Geistlichen und Bürger unserer bürgerlichen Ordnung mehr Schaden zufügen als die Stürme von 1848 und 1849. Ich sehe keine Hoffnung des Besserwerdens."

Von einer Badereise aus klagte Wessenberg am 18. August über die Verhältnisse in der Gascogne [3]): „Pfaffentum und Mönchtum prangen in der üppigsten Fülle" und nach Konstanz zurückgekehrt, rief er am 28. Dezember aus:

„ . . Wie sehr ist der Wohlstand und die Freude des Lebens seit 1848 in Frankreich gesunken . . . Was Frankreich aus dem jetzigen Krieg im Orient [4]) für Vorteile ziehen könne, ist mir bisher nicht klar geworden. Selbst die gloire militaire der grande nation hat einen etwas blassen Glanz . . . Frankreich hat

[1]) Lyrische und epische Gedichte, 7 Bände, Stuttgart 1834—1854.

[2]) Nationalökonom, † 1870.

[3]) Bagnères de Bigorre.

[4]) Krimkrieg.

für mich seinen Reiz verloren. Allein wo ist jetzt das Land, wo das Leben nicht ein gedrücktes wäre? Mit Bangigkeit blicke ich in die Zukunft. Unserer kirchlichen Zustände mag ich gar nicht erwähnen. Im Vatikan glaubt man gar, das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der demutvollen Mutter unseres Erlösers[1]) solle allen Übelständen abhelfen. Ich besorge vielmehr, aus der Pandorabüchse dieses Jesuitenkunststücks werde neues Unheil hervorsteigen."

In vollster Harmonie mit dem hochverehrten Mann „der, ein seltenes Beispiel und Vorbild des unermüdlichen Kämpfers für jeden Fortschritt, mit der Weisheit des Alters die Begeisterung der Jugend verbinde," betrachtete Mittermaier die Weltlage mit kummervollem Auge, und der letzte uns vorliegende Brief an Wessenberg vom 1. Jan. 1855 bekundet diese Ansichten:

„Mit welchen trüben Aussichten sehen wir in das neue Jahr! Dennoch hat für mich der ernste Kampf gegen Rußland etwas Erhebendes. Ich lasse mich nicht durch die Schlangenwindungen der Diplomatie, nicht durch die egoistischen Beweggründe der Kriegführenden täuschen: aber die Idee, die unbewußt den Menschen treibt, ist groß; es ist die Idee der Zivilisation und das Anstreben, jene Fesseln zu zerbrechen, welche Rußland durch seine Macht der freien Entwickelung überall anlegt.

Was Sie von Frankreich sagen, unterschreibe ich ganz — und wo ist es gut? Man will angeblich durch religiöses Leben bessern; wie herrlich, wenn es so wäre! Die Ehrlichkeit fehlt. Wenn Sie die römische Zeitschrift Civilta cattolica lesen, so müssen Sie oft schaudern, wie diese Herren gegen jede freie Entwickelung zu Felde gehen. Auf der anderen Seite beklage ich die Richtung eines großen Teils der jungen Schriftstellerwelt, (und unsere Jugend huldigt diesen Ansichten), mit ihren atheistischen und materialistischen Bestrebungen. Es ist wohlthuend zu bemerken, daß in Italien die überwiegende Mehrzahl der Schriftsteller sich von solchen Richtungen fern hält und von höheren religiösen Ideen beseelt ist . . .

Meine Wünsche sind Gebete, daß Gott noch lange Sie der Menschheit zum Heile als Leuchtturm für alle erhalte! . ."

In Wessenbergs Korrespondenz mit Mittermaier walten eine Zeit lang litterarische Interessen vor[2]); selten berührt sie politische oder kirchliche Dinge. Diese machen erst seit Ende 1856 wieder ihre Rechte geltend, indem der Prälat der Äußerung vom 20. Oktober: „Die Extreme stehen einander noch immer drohend gegenüber, und zu einer aufrichtigen Versöhnung zeigt sich noch geringe Aussicht," am 2. November die Betrachtung folgen läßt:

„. . Das schöne Verhältnis zwischen dem Regenten und Volk in Belgien, dessen Augen- und Ohrenzeuge Sie jüngst gewesen, ist eine die Seele erquickende Erscheinung, die jetzt wegen ihrer Seltenheit doppelten Wert hat. Um so betrübender ist es, daß gerade von der Seite die beglückende Eintracht in diesem gesegneten Lande gestört wird[3]), von welcher sie am vorzüglichsten gefördert werden sollte. Dies ist dermalen ein schwarzer Fleck in der Geschichte unserer Tage.

[1]) Am 8. Dezember 1854 in Rom verkündet.

[2]) Es handelt sich um W. Werk „Gott und die Welt", das 1857 in 2 Bänden erschien.

[3]) Kampf der liberalen Partei gegen das „Klostergesetz".

Der Beherrscher Frankreichs setzt sich immer entschiedener mit den von ihm früher kundgegebenen liberalen Ansichten in Widerspruch. Seine Manie für Hofetiquette, selbst bei Parforcejagden, fällt ins Lächerliche, und steht nur mit seiner Scheu der Öffentlichkeit und seiner Vorliebe für unbeschränkte Gewalt in Einklang, während seine vielseitig angeknüpften Einmischungen in die inneren Anliegen anderer Staaten die Welt in neue Verwirrung zu stürzen drohen. Leider begegnet er aber noch überall in den höheren politischen Regionen vielen Sympathien."

Die Neufchâteler Frage veranlaßte den Greis am 13. und 27. Jan. 1857 zu den Bemerkungen:

„. . . Der schreckliche Handel wegen Neuenburg scheint sich einer friedlichen Lösung zu nähern[1]), da es für die Diplomatie eine große Schmach wäre, wenn sie sich dafür unmächtig erweisen würde. . . .

Der kirchlich-religiöse Gesichtskreis scheint sich immer mehr zu verdüstern. Ich besorge, daß der noch immer zunehmende Einfluß der Gesellschaft ad majorem Dei gloriam noch viel Unheil stiften werde . . .

Recht betrübend ist der unversehens hereindrohende Kriegssturm wegen Neuenburg. Hoffentlich wird es bei den bloßen Drohungen bleiben und ein guter Genius den Ausbruch noch abwenden, welcher schwere Übelstände herbeiführen könnte. Ich begreife nicht, warum man in Berlin die Ehre Preußens für so schwer angetastet oder gefährdet glaubt, während doch der Schweiz auch das Recht zusteht, ihre Ehre zu haben."

Ein Blick auf Rom bereitete ihm stets Herzeleid; so schrieb er Mittermaier am 29. Januar 1857:

„. . Die römische Kurie will nicht einsehen, daß die große Veränderung der Bedürfnisse und Zustände in der Welt eine andere Behandlung der Kirchensachen erfordert . . ."

Eine tiefe Wehmut und stille gottergebene Entsagung klingt aus seinen letzten Briefen an den heißgeliebten Freund, 30. Dezember 1857 und 8. Januar 1859:

„ . . Überall wohin ich meine Blicke wende, sehe ich beinahe nur trübselige Erscheinungen in den Weltzuständen auftauchen, und meine früheren Hoffnungen, sie vor meinem Scheiden sich noch aufheitern zu sehen, erlöschen täglich mehr. .

Noch ist der politische Himmel voll trübem Gewölk. Doch beharre ich im Vertrauen auf Gottes väterliches Walten, das ewig nicht schwankt in der Führung zum Wahren und Guten."

Noch mußte Wessenberg das unselige Konkordat Badens mit der Kurie erleben; erst 9. August 1860 starb er, 86 Jahre alt, „voll zuversichtlichen unbegrenzten Vertrauens zu dem Vater des Lichtes, dem Urquell der ewigen Liebe." Er setzte Mittermaier, der ihn aufrichtig beweinte, zu seinem litterarischen Testamentsvollstrecker ein. Am 28. August 1867 aber folgte der Greis dem Greise vor den Thron des Königs der Könige, zum Urquell der ewigen Liebe.

[1]) Geregelt durch Vertrag vom 26. Mai 1857 in Paris zwischen Frankreich, Großbritannien Österreich, Preußen, Rußland und Schweiz.

Brasilische Sitten und Zustände und die Brasilische Gesellschaft.

Von
P. Gandtner in Sao Paulo.

Es ist für einen Fremden, welcher nicht ausgezeichnete Empfehlungen an vornehme Brasilianer besitzt, sehr schwer, Leben und Sitten kennen zu lernen, und noch schwerer, in die Brasilische Gesellschaft eingeführt zu werden; denn die Angesessenen pflegen allen Fremden ein auffallend großes Mißtrauen entgegen zu bringen. Woher dieses Mißtrauen stammt, ist schwer zu sagen, ich möchte aber annehmen, daß es die Folge der Handlungsweise ist, welche die ersten nach Brasilien gekommenen Fremden eingeschlagen haben. Denn wie mir ein Deutscher in Rio de Janeiro erzählt, welcher siebenundfünfzig Jahre hier im Lande ist und welchem man ein einigermaßen richtiges Urteil über brasilische Verhältnisse gewiß nicht absprechen darf, sind diese Fremden meistens Kaufleute; sie haben den Brasilianern oft Waren, welche ein sehr gutes und schönes Aussehen hatten, in Wahrheit aber Schund waren, angeschwindelt und sind dann wieder fortgereist. Auffallender Weise bringt man übrigens den Deutschen das meiste, den Franzosen das geringste Vertrauen entgegen.

Dabei aber ist der Brasilianer, wenn man ihn nach etwas fragt oder um etwas bittet, stets höflich. Wenn es heißt, daß das zehnte Wort des Franzosen ein „s'il vous plait“ sei, so ist das dritte Wort des Brasilianers ein „se faz favor“, eine Redensart, welche ganz dieselbe Bedeutung hat. Bei allem aber, was man erreichen will, muß man Geduld, Geduld und noch einmal Geduld besitzen. Die Brasilische paciencia ist das erste, was der Ankömmling hier lernen muß. Geht man in eine loja (Laden), um etwas zu kaufen, so ist die Redensart: „espera um pouco“ (warte ein wenig) sicherlich des erste, was man hört, nachdem man seinen Wunsch geäußert. Dieses „wenig“ dauert aber öfters eine halbe Stunde und länger, denn der Brasilier läßt sich in seiner augenblicklichen Beschäftigung durch nichts stören. Wenn man in ein Café geht, um eine Tasse Kaffee zu trinken, so ist wieder das erste, was man hört, das unvermeidliche „espera um pouco“, selbst dann, wenn man sofort bedient wird. Diese drei Worte sind eben zu einer Redensart geworden, von welcher der Brasilier nicht lassen kann. Sie ist übrigens sehr bezeichnend für den Volkscharakter.

In seiner Erscheinung macht der Brasilier im allgemeinen keinen günstigen Eindruck. Er ist von kleiner, höchstens mittelgroßer Gestalt und sehr schmächtig gebaut. Die gelbliche Gesichtsfarbe, welche im scharfen Gegensatz zu dem schwarzen Haare steht, die schlaffe, krumme Haltung, in der er langsam umherschlendert, geben ihm ein recht verlebtes Aussehen; auch die Frauen Brasiliens, welche übrigens vollkommen nach europäischer Sitte gekleidet gehen, sehen in gleicher Weise verlebt aus. Frische und Kraft findet man nirgends.

Wenn man das Alter einer jeden Dame wüßte, müßte man erstaunen: zwanzigjährige sehen aus wie dreißigerinnen, dreißigjährige fast, als ob sie

fünfzig Jahre alt wären. Dem entsprechend finden die Heiraten eigentlich unter Kindern statt. Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren sind heiratsfähig, und die jungen Männer zählen nicht mehr als sechzehn oder siebzehn Sommer. Die Erziehung der Kinder ist von der unseren sehr verschieden; so würde eine brasilische Mutter ihr Kind niemals schlagen, denn das ist hier nicht „landesüblich."

Es gehört zum guten Tone, ausländische Dienstboten zu haben; die beliebtesten sind die Deutschen, und zwar sowohl als Kindermädchen wie als Köchinnen; ihr Lohn ist verhältnismäßig hoch. Daher kommt es, daß sehr viele Mädchen aus den deutschen Kolonien Südbrasiliens, aus Joinville, Blumenau u. s. w. und selbst Frauen mit ihren Kindern, welche ihre Männer und Wirtschaft im Stiche gelassen haben, in die großen Städte ziehen, um hier in Dienst zu treten. Wenn diese Frauen und Mädchen auf dem Dampfer in Rio de Janeiro oder in Santos ankommen, so warten die Agenten der brasilischen Herrschaften bereits am Landungsplatze auf sie und überbieten sich gegenseitig in der Höhe des Lohns, welchen sie ihnen anbieten. So reißt man sich förmlich um deutsche Dienstboten. Die meisten derselben treten ihren Dienst als stockdumme Geschöpfe an, sie können nicht lesen und nicht schreiben und erhalten dabei als Kindermädchen einen Lohn von 40 bis 50 Milreis (80—100 Mark) im Monat; sobald sie sich eingelebt haben, sind sie grenzenlos aufgeblasen und machen die unglaublichsten Ansprüche. Die Kindermägde bestimmen, wann die Kinder aufstehen, wann sie sich ankleiden, welche Kleider sie anziehen, wann sie essen, um welche Stunde sie in die öffentlichen Gärten spazieren gehen, kurz sie kommandieren das ganze Haus. Die als Mägde dienenden Frauen, welche ihre Kinder mitgebracht haben, besorgen diese neben denen der Herrschaft und natürlich besser, denn sie können alles wagen, was sie wollen, weil sie niemals eine Kündigung zu befürchten haben. Eine Gesindeordnung besteht nicht, und wenn sie bestände, so würde sich doch niemand nach ihr richten. Wenn die Mädchen aus irgend einem Grunde ihren Dienst verlassen, so sind schon zehn andere Herrschaften da, welche sich um sie reißen. Ja noch während dieselben im Dienste sind, kommt es öfters vor, daß in den öffentlichen Gärten, wohin die Kinder spazieren geführt werden, fremde Herrschaften an die Dienstboten herantreten, um sie durch Anerbieten eines höheren Lohnes in ihr Haus zu ziehen. Ich selbst habe gesehen, wie eine Dame auf der Straße vor einer Hausthür wartete, bis ein Dienstmädchen herauskam, um eine Besorgung zu machen. Die Dame redete das Mädchen an, und es gelang ihr wirklich, sie durch Zureden und Versprechungen zum Aufgeben ihres Dienstes zu vermögen und für sich zu gewinnen. So ist die Brasilische Hausfrau keinen Augenblick sicher, ob sie in der nächsten Stunde noch eine Magd hat oder nicht. Die Köchinnen bekommen noch einen viel höheren Lohn als die Kindermädchen. Derselbe beträgt fünfzig bis sechzig, ja achtzig Milreis, also bis zu einhundertundachtzig Mark im Monat. Unter den Mägden sind manche verständig genug, ihren Lohn zu sparen, dies sind aber wenige und meistens solche, welche direkt aus Europa gekommen sind. Die meisten verbrauchen das Geld ebenso schnell, wie sie es erworben haben. Diesen Verhäl-

nissen gegenüber befinden sich die hier ansässigen deutschen und englischen Familien in einer sehr schwierigen Lage; wenn sie überhaupt Dienstboten haben wollen, so müssen sie wohl oder übel denselben hohen Lohn geben wie die Brasilier und sich die Launen dieser Geschöpfe in gleicher Weise gefallen lassen. Auch deutsche Erzieherinnen und Hauslehrer finden sich vielfach in Brasilien; dieselben werden gleichfalls sehr gut bezahlt.

Man könnte einwenden, daß der Brasilier nicht sehr folgerichtig handelt, wenn er dem Deutschen auf der einen Seite ein solches Mißtrauen entgegenträgt und sie auf der anderen Seite wieder aufsucht. Darauf ist aber folgendes zu erwidern: einmal ist es „landesüblich“ und gehört zum guten Tone, deutsche Dienstboten zu haben, und den Vorschriften des guten Tones folgt der Brasilianer, ohne viel darüber nachzudenken, ob dieselben sich im übrigen mit seinen Gesinnungen vertragen oder nicht, und andererseits darf man von dem Brasilier keine Folgerichtigkeit verlangen; diese Eigenschaft besitzt er nun einmal nicht.

Standesbewußtsein ist hier etwas ganz Unbekanntes; dasselbe findet sich in keinem Stande, weder bei den Beamten, die höchsten einbegriffen, noch bei den Offizieren. Ja der Militärstand ist in Brasilien geradezu verachtet; deshalb wirft auch jeder Offizier, sobald der tägliche Dienst beendet ist, seine Uniform in die Ecke und legt den schwarzen Zivilanzug an. Das Militär wird hier allgemein als Gesindel bezeichnet, und es hat dazu auch Anlaß gegeben. Eine Kompagnie brasilianischer Infanterie, welche ich mir in Rio de Janeiro näher angesehen habe, bestand zum Teil aus Brasiliern, zum Teil aus Negern, zum Teil aus Portugiesen (welche hier Bleifüße genannt werden), und machte einen geradezu schrecklichen Eindruck. Leider findet man in der Armee auch eine ganze Anzahl von Deutschen und Schweizern, welche sich nicht schämen, dem selbst von allen Brasilianern verachteten Stande anzugehören; aber sie werden gut bezahlt!

Folgendes Beispiel möge die bei dieser Armee herrschende Disziplin kennzeichnen. Ein Oberst hatte sich kürzlich in der Presse gegen verschiedene Anschuldigungen verteidigt, welche im Parlament wider ihn erhoben worden waren. Der Kriegsminister gab darauf dem Präsidenten der betreffenden Provinz (Rio Grande do Sul) den Befehl, dem Obersten eine Rüge zu erteilen. Dieser billigte dagegen das Verhalten des Obersten und veröffentlichte in einer größeren Zeitung eine energische Verwahrung gegen die Anweisung des Kriegsministers; dieselbe war außer von ihm noch von mehreren anderen hochgestellten Personen der Provinz unterzeichnet. Dieser Verwahrung schlossen sich einige andere Militärs durch öffentliche Kundgebungen in den Zeitungen in der demonstrativsten Weise an; darunter einige Marschälle, vier Generäle, zwei Regiments- und vier Bataillons-Kommandeure. Der Kriegsminister wurde infolge dieser Kundgebungen im Parlament interpelliert und erklärte, er halte durch die Vorgänge in Rio Grande do Sul seine Autorität nicht für verletzt. Dies ist nur ein Beispiel für die Disziplin und das Standesbewußtsein, welches in Brasilien herrscht; ich könnte aber noch hunderte anführen.

Gesetze giebt es in Brasilien sehr viele; aber sie stehen nur auf dem Papier; kein Mensch kümmert sich um dieselben, und die Polizeisoldaten, deren Amt es ist, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die richtige Befolgung der Gesetze zu überwachen, sind selbst die größten Spitzbuben. Neulich wurden in Para zwei Einbrecher auf frischer That ergriffen; als man sich die Leute bei Licht besah, waren es zwei Polizeisoldaten. In einem anderen Orte hatten sich die Polizeibeamten ähnliches zu Schulden kommen lassen; die Stadtbehörde mußte eine Anzahl von Zivilisten aufbieten, um sie zu verhaften; als die Verbrecher Widerstand leisteten, wurden sie niedergeschossen, und kein Hahn hat nach ihnen gekräht.

Wenn der Brasilier sich auf der Straße zeigt, so geht er immer im feinsten schwarzen Anzuge und trägt einen Zylinder. Im übrigen dreht er beständig Zigarretten, raucht, spuckt aus und denkt an gar nichts; das ist seine ganze Beschäftigung. Auch die Brasilische Dame hält es für die größte Schande, zu arbeiten, und sie würde lieber verhungern als eine Arbeit anrühren.

Es gilt auch nicht für anständig, zu Fuß über die Straße zu gehen. Wenn man es irgend ermöglichen kann, fährt man in der Bonds. Die Bonds ist eine Eselbahn, genau nach Art der deutschen Pferdebahn eingerichtet, wie man sie auch schon in Spanien und Portugal hat. Die Bonds fährt aber bedeutend schneller als die deutsche Pferdebahn und mäßigt ihre Gangart auch in den engsten Straßen nicht. Man findet sie in allen größeren Städten, in Rio de Janeiro, in Bahia, in Pernambuco, in Sao Paulo, in Santos und in Campinas; in Rio de Janeiro ist sie eine geradezu lebensgefährliche Einrichtung, denn die Straßen sind daselbst sehr eng, und die Bonds fährt im schnellsten Tempo dicht an den Häusern entlang. Wenn man die Eselbahn kommen sieht oder ihr Glockensignal hört, muß man sofort in das nächste Haus hineintreten, sonst wird man unfehlbar übergefahren. Ich habe mich in Rio de Janeiro darüber gewundert, daß eine so große Menge von dreibeinigen Hunden und von einbeinigen Menschen auf der Straße umherlief. Als man mir sagte, dies seien Opfer der Bonds, wollte ich es anfangs nicht glauben und fragte daher den einen oder den andern von den armen Krüppeln selbst; ich bekam aber jedesmal dieselbe Antwort: „Die Bonds, Herr, hat mich übergefahren.“

Es giebt in allen Städten Brasiliens verhältnismäßig viele Cafés, in denen meist zwei bis vier, oft auch noch mehr Billards stehen, während sie im übrigen in der einfachsten Weise ausgestattet sind. Man trinkt da eine kleine Tasse Kaffee für 100 Reis (20 Pfennige). Der Kaffee ist eines von den wenigen Dingen, welche hier zu Lande billig sind; für andere Sachen muß man fabelhafte Preise bezahlen, so kostet in den größeren Städten der Liter frische Milch 60 Pfennige, das Kilogramm frische Butter 8 Mark 40 Pfennige.

Ebenso wie die Cafés in der einfachsten Weise eingerichtet und ausgestattet sind, so findet man auch in den Hotels und Restaurationen keine Malerei und keinen Bilderschmuck. Die Wände sind kahl, höchstens daß man einmal einen Spiegel sieht; und auch die Möbel sind so einfach wie möglich.

Im Theater habe ich noch kein brasilianisches Schauspiel gesehen; aber ich habe eine italienische Oper gehört und hatte dabei den Eindruck, daß die Brasilier sich wie Kinder benahmen. Was einer that, machten alle nach; wenn einer lachte, so lachten sie alle; einer rief „evviva," und sofort brüllte das ganze Haus „evviva." Ich glaube, ich hätte ein beliebiges deutsches Wort ausrufen können, und alle hätten es mir nachgerufen.

Wie toll sich die Brasilier geberden können, sobald ihnen ein außergewöhnliches Ereignis geboten wird, zeigte sich bei der Anwesenheit Sarah Bernhardts. Als dieselbe in Sao Paulo gastierte, hatten sich die Brasilier auf der Bühne geprügelt. Über die Vorstellung in Rio de Janeiro schrieb damals eine der größten Zeitungen, die O Paiz: „Obgleich man sich infolge der nicht sehr schönen Prügelszene in Sao Paulo der Künstlerin gegenüber sehr kühl zeigte, hat der Enthusiasmus der Paulistaner Studentenschaft, welche in einer Stärke von 132 Mann der hiesigen Vorstellung beiwohnte, zuletzt doch noch ansteckend gewirkt. Von der ersten Szene, in der Sarah auftrat, bis zur letzten herrschte ein fortwährender Blumenregen und Beifallssturm. Nach jedem Akte (des Dramas Fedora) wurde sie fünf bis sechs mal heraus gerufen. Nach dem dritten Akte deklamierte ein Paulistaner Student ein Gedicht, worauf Sarah nur sechzehnmal herausgerufen wurde. Nach dem Schlusse des letzten Aktes stürzten sich ungefähr vierhundert Personen auf die Bühne und bildeten von da an bis zu der Thür, welche auf die Straße führte, knieend zu beiden Seiten Spalier und küßten die Kleider der vorbeigehenden Sarah Bernhardt.

„Bei der Einschiffung der Künstlerin nach La Plata, welche auf dem Dampfer Britannia erfolgte, wiederholten sich dieselben Auftritte. Vielleicht um sich den ihr zuletzt doch lästig gewordenen Demonstrationen zu entziehen, hatte Sarah sich von der Praia de Botafogo aus mittelst einer Dampflancha nach dem Dampfer begeben, während an dem üblichen Einschiffsplatze alles von Menschen wimmelte, welche sie erwarteten. Als es bekannt wurde, daß sie bereits an Bord der Britannia sei, fuhren fast alle in Booten und Lanchas nach dem Dampfer, wo die Studenten wieder in einer Anzahl von langen phantastischen Reden und Hymnen ihren Gefühlen freien Lauf ließen. Schließlich wurde der Künstlerin noch die brasilische Flagge umgehängt, welche ihr auf ihre Bitte als Andenken überlassen wurde; darauf begannen sämtliche Boote und Lanchas unter Hochrufen ihrer Insassen dreimal die Britannia zu umkreisen, und zum Abschied warfen alle Verehrer der großen Sarah ihre Schnupftücher in die See.

„Außer den zahlreichen der Künstlerin zu ihrem Benefiz gespendeten, meist kostbaren Geschenken wurde ihr auch eine Marmortafel angeboten, welche an der Frontseite des Theaters Dom Pedro II angebracht werden und folgende Inschrift tragen soll: Neste theatro fundado por Joao Caetano representou Sarah Bernhardt em 1886." (In diesem von Joao Caetano gegründeten Theater hat Sarah Bernhardt im Jahre 1886 eine Vorstellung gegeben.)

Wie bereits erwähnt, ist es für Fremde sehr schwer, zu der brasilischen Gesellschaft Zugang zu finden, und man wird nur dann aufgenommen, wenn man

ganz vorzügliche Empfehlungsbriefe besitzt. Ist dies aber einmal geschehen, so genießt man die größte Gastfreundschaft, welche sich erdenken läßt. Ein großer Vorzug derselben besteht darin, daß dem Gaste in allen Dingen vollkommene Freiheit gelassen wird. Nur zu den Mahlzeiten muß er pünktlich erscheinen, darauf wird großes Gewicht gelegt; im übrigen ist ihm niemand im Wege, und er kann thun und lassen, was er will. Hat er einen Wunsch, so braucht er ihn nur frei auszusprechen, und derselbe wird, wenn es irgend möglich ist, erfüllt. Wünscht er in andere Familien eingeführt zu werden, so hat er dies nur anzudeuten, und sofort beeilt sich der brasilische Wirt, dem Begehren zu entsprechen. Es ist aber andererseits erforderlich, daß man alles frei heraus sagt, denn der Brasilier belästigt seinen Gast nicht mit Fragen; es ist auch keine Gefahr, daß man sich durch die Äußerung eines Wunsches Anstoß erregt, vielmehr erwartet der Brasilier dieses von seinem Gaste.

Ich genieße zur Zeit die Gastfreundschaft eines der ältesten Familien Brasiliens, welche eine der größten Kaffee-Fazendas in der Provinz Sao Paulo besitzt und jetzt zur Zeit der Kaffeeernte auf der Fazenda lebt. Kein Mensch wird daran denken, mich zu fragen, wann ich wieder abreisen will, oder wie lange ich noch bleibe.

Die Hausordnung ist in allen vornehmen brasilischen Häusern dieselbe. Während die Familie auf dem Lande lebt, also zur Zeit der Kaffeeernte, bringt des Morgens um 6 Uhr ein schwarzer Diener oder eine schwarze Magd jedem Hausgenossen den Kaffee auf sein Zimmer, und zwar stets in schwerem silbernen Geschirr und auf einem silbernen Theebrett. Um 10 Uhr ertönt ein Glockensignal, auf welches sich alles zum almoço (Frühstück) in dem Empfangszimmer versammelt. Die Einrichtung eines solchen Empfangszimmers ist durchaus eigenartig; sie ist bei allen brasilischen Familien die gleiche, und die reichen Häuser unterscheiden sich von den armen nur durch die Güte und den Wert der aufgestellten Möbel. An der Wand steht ein Sofa, und zwar immer von Rohrgeflecht, davor ein Tisch; dann stehen aber nicht wie bei uns ein paar Fauteuils oder Stühle um den Tisch herum, sondern zu beiden Seiten des Tisches steht, genau senkrecht zum Sofa, je eine Reihe von vier bis sechs, in größeren Zimmern von acht Rohrstühlen. Genau ausgerichtet, der eine Stuhl dicht neben dem andern, mit der Sitzseite einander zugekehrt, ragen diese beiden Kolonnen weit in das Zimmer hinein, und hinter denselben findet sich in mäßigem Abstande oft noch eine zweite Reihe von Stühlen. Vor den Stühlen stehen auf beiden Seiten eine Anzahl Spucknäpfe; ich habe schon bis zu sechs Stück gezählt. Der Brasilier spuckt nämlich fortwährend, und diese häßliche Sitte haben sich auch schon die Damen angewöhnt. Daher treibt der Brasilianer mit diesem Geräte einen förmlichen Luxus. Je größer sein Reichtum, desto feiner ist das Porzellan der Näpfe, desto kostbarer die Malerei auf denselben, desto reicher die silbernen und goldenen Verzierungen. Sonst sieht es im Zimmer ziemlich kahl aus. Selten haben die Wände einen anderen Schmuck als den eines Spiegels. In diesem Empfangszimmer empfängt der Senhor wie die Senhora auch jeden Besuch

und läßt ihm ein Glas Wasser oder, wenn es hoch kommt, eine Tasse Kaffee reichen.

Der vornehme Brasilier ißt gut, kocht ihm doch auch meist eine deutsche Köchin. Der Speisezettel ist aber immer derselbe. Zum almoço giebt es unabänderlich Huhn mit Reis, gebratenes Huhn, schwarze Bohnen und Boeuf. Die Sitte des Herumreichens ist unbekannt. Es steht alles auf dem Tische, und jeder nimmt nach Belieben. Ein schwarzer Diener geht herum und fragt, welchen Wein man befiehlt. In der Regel werden zwei Sorten gegeben, Portwein und Bordeaux, und beide von vorzüglicher Qualität. Leider aber geht der Schwarze mit dem Wein nur einmal herum; wer noch Durst hat, muß Wasser trinken. Nach dem Frühstück wird gleich Kaffee herumgereicht; die Tafel wird nicht formell aufgehoben, sondern jeder steht auf, wann er will.

Um 3 Uhr bringt ein Schwarzer wieder einem Jeden Kaffee aufs Zimmer.

Um 6 Uhr läutet es zum Jautar (Mittagessen), welches ganz in derselben Weise verläuft wie das Frühstück. Auch der Speisezettel ist derselbe, nur giebt's vorher Suppe und außerdem verschiedene Gemüse; auch wird beim Jautar vor dem Kaffee ein Teller süße Milch herumgereicht und ein Dessert, bestehend aus dôce (Zuckerbrot), Konfekt und Obst, gegeben.

Abends um acht Uhr bringt der Schwarze jedem nach Belieben Kaffee oder Thee aufs Zimmer.

Große Toilette wird im Hause nicht gemacht; man erscheint auch zu den Mahlzeiten im bequemsten Anzuge, die Damen in weißem Rocke und weiter, reich mit Spitzen besetzter Jacke, welche den Hals fest umschließt und oft bis hinab auf die Erde reicht, übrigens alles deutsche Ware. Manche Damen wissen die Jacke recht kokett zu tragen; in dieser Jacke, das Haar mit Lockenwickeln aus weißem Papier aufgebunden, sehen sie manchmal des Nachmittags stundenlang zum Fenster hinaus.

Während die Familie in der Stadt wohnt, frühstücken die Damen öfters allein, während die Herren des Morgens ausgehen oder ausfahren und in der Regel in einem der größeren Hotels oder in einer Restauration das almoço mit ihren Freunden und Bekannten zusammen einnehmen. Wenn des Nachmittags Stierkämpfe stattfinden, so fährt der Brasilier mit seiner Familie natürlich dahin. Wer in Spanien das Schauspiel eines Stierkampfes mit angesehen hat, sollte in Brasilien nicht dahin gehen, denn hier gehen diese Kämpfe in der einfachsten Weise in einer großen Bretterbude vor sich und zeigen nichts von dem bunten Gepränge und dem Pomp, der meiner Ansicht nach dazu gehört. Nach dem Jautar fährt man ins Theater oder Konzert, oder, wenn keine Aufführung stattfindet, so gehen die Herren in der Regel in den Klub, zu späterer Stunde wohl auch in die Spielhäuser, deren es in Rio de Janeiro wie in Sao Paulo eine ganze Anzahl giebt.

Die Spielhäuser sind natürlich verboten, aber niemand kümmert sich um das Verbot. Von außen sieht man ihnen nichts an; sie werden in der Regel von einer Familie bewohnt, die gewissermaßen jeden Abend ihren jour fixe hat;

gespielt wird eine Art von Roulette. Für einen Fremden ist die Einführung in ein solches Spielhaus übrigens mit vielfachen Umständen verknüpft.

Die Sitte, sich gegenseitig einzuladen, besteht nur hier und da; manche Familien geben ihrer Kinder wegen einen Ball. Sonst, wenn etwa einer Person zu Ehren Festessen u. dergl. veranstaltet werden, so bestehen dieselben fast immer aus einem Lunch, welcher in einem Hotel eingenommen wird. Bei allen derartigen Gelegenheiten werden viele Toaste in Versen ausgebracht.

Skandalgeschichten passieren in der Gesellschaft unendlich häufig, man hört aber sehr wenig von ihnen, denn es fehlt an einem richtigen Klatschblatte, welches solche Geschichten gern aufnähme.

Diese Lebensweise der brasilischen Gesellschaft wird, wie ich glaube, in kurzer Zeit eine große Veränderung erfahren, denn das Land steht vor einem großen wirtschaftlichen Krache. Die Kaffee-Ernte, welche sehr gut zu werden versprach, ist wegen des anhaltenden Regens sehr schlecht ausgefallen. Für die Fazendeiros, welche in der Gesellschaft doch schließlich die Hauptrolle spielen, ist die Aufhebung der Sklaverei zu schnell eingetreten; während sie früher bei dem Betriebe ihrer Pflanzungen keine Kosten und Auslagen gehabt haben, mußten sie in diesem Jahre für 100000 bis 120000 Mark Kolonistenhäuser bauen und an ihre Arbeiter, deren Zahl auf jeder Fazenda zwischen 600 und 1000 schwankt, monatlich 50 bis 60 Mark Lohn pro Kopf bezahlen.

Infolge dieser ungünstigen Verhältnisse haben die meisten den Kopf verloren, sie lassen sich nicht mehr öffentlich sehen und leben auf den Fazendas zurückgezogen, meist verstimmt und traurig. In der Provinz Sao Paulo haben sich allein fünf Fazendeiros das Leben genommen; kein Fazendeiro denkt daran, einen Teil des Jahres wie sonst in der Hauptstadt zuzubringen.

Dieser wirtschaftliche Umschwung wird zweifellos bald dazu führen, auch dem gesellschaftlichen Leben eine andere Gestaltung zu geben; vielleicht werden auch die Rollen wechseln und statt der Fazendeiros in Zukunft die Großkaufleute und Bankiers in der Gesellschaft den Ton angeben.

Naturwissenschaftliche Revue.

Vererbung erworbener Eigenschaften. — Intercellulare Pangenesis. — Spaziergänge eines Naturforschers. — Das klinische Naturleben im Kreislauf des Jahres. — Wiesel und Katze. — Abstammung des Haushundes. — Darm der Eintagsfliegen. — Sehen der Gliedertiere. — Ameisenpflanzen. — Natürliche Pflanzenfamilien. — Encyklopädie der Zoologie ꝛc. und Chemie. — Spektralanalyse irdischer Stoffe. — Geschichte der Astronomie im 19. Jahrhundert. — Meteorologie. — Mond des Neptun. — Dunkle Wärmestrahlen. — Spektren der Blitze. — Strahlen elektrischer Kraft. — Nordlicht. — Chladnis Leben. — Beruhigung der Meereswellen durch Öl.

Während sich die Ansichten Darwins über die Entstehung der Arten immer allgemeinerer Zustimmung erfreuen, ist dasselbe nicht von dem Versuche zu sagen, den der Reformator der biologischen Wissenschaften unternahm, um die Thatsachen der Erblichkeit, die ja so viel Unbegreifliches bieten, darunter namentlich das Zurückgreifen auf Eigenschaften, welche

längst vergangene Generationen oder lange verstorbene Ahnen eines lebenden Wesens besaßen, zu erklären. Er hatte den Gedanken ausgesprochen, daß eine jede Einheit eines Lebewesens kleinste Teilchen abgebe, welche sich in den Keimzellen oder Knospen anhäuften und bei der Entwickelung derselben zu selbständigem Sein den Ausgangspunkt der nämlichen Eigenschaften des neuen Organismus abgäben. Indem sie sich durch Teilung vermehrten, könnten sie von der Mutterzelle auf die Tochterzelle übergehen, und indem sich bald nur der eine, bald der andere Teil entwickelte, Eigenschaften des Großvaters am Enkel hervortreten lassen, welche beim Vater nicht beobachtet wurden. Solche Keimchen sollten dann auch während des Lebens von allen Teilen des Körpers ausgehen und sich in den Keimzellen anhäufen. So soll es sich erklären, daß, was Darwin für erwiesen hielt, auch während des Lebens eines Einzelwesens erworbene Eigenschaften vor allem Verletzungen vererbt werden können.

Da aber Verletzungen häufig genug vorkommen, Vererbungen derselben aber, wenn überhaupt, doch sehr selten beobachtet werden, so wurde dieser zweite Teil seiner „Pangenesis" genannten Hypothese die Ursache, warum man sich so recht mit derselben nicht befreunden konnte. Er erschien späteren Forschern vielmehr als ein Rest Lamarkscher Lehren, und so unternahm es Weismann[1]), ihre Richtigkeit experimentell zu prüfen. Versuche mit zwölf weißen Mäusen, denen sämmtlich die Schwänze abgeschnitten wurden, ergaben indessen ein negatives Resultat. Die in sechs ebenso verstümmelten Generationen erhaltenen über 850 Nachkommen derselben zeigten bei ihrer Geburt normale Schwänze, obgleich gerade Fälle der Vererbung von Verletzungen dieses Anhängsels zur Begründung jener Ansicht herangezogen waren. Da nun überdies Weismann in einem auf der vorjährigen Naturforscher-Versammlung in Köln gehaltenen Vortrage den Nachweis liefern konnte, daß in den meisten und gerade den, wie man annahm, bestbeglaubigten Fällen von Vererbung erlittener Verletzungen die Beobachter sich getäuscht hatten, so stand er nicht an, diesen Teil der Darwin'schen Pangenesis fallen zu lassen.

Daraus folgt aber nicht, daß man nun die ganze Hypothese aufgeben müsse. Vielmehr zeigt de Vries[2]), daß namentlich für den Botaniker — aber auch für den Zoologen, wenn auch für ihn die Sache nicht so einfach liegt — der Gedanke Darwins als intercellulare Pangenesis ungemein fruchtbar werden kann. Die organischen Körper bestehen bekanntlich aus den mikroskopischen Zellen, welche den Anfang aller, auch der höchst entwickelten Wesen bilden. Sie bestehen aus dem Zellkern (Nucleus), dem aus sogenanntem Protoplasma gebildeten Zellsaft und der diesen kleinsten Organismus nach außen abschließenden Zellhaut von Holzsubstanz. In dem Zellkern nun sammeln sich die Keimchen, die Pangene, wie sie de Vries lieber nennt, von denen jedes eine erbliche Eigenschaft vertritt. So lange sie sich im Kern befinden, bleiben die betreffenden Eigenschaften latent. Da aber fortwährend Strömungen vom Kern in das Protoplasma stattfinden, so werden stets Pangene in dasselbe eingeführt und diese können nun in die Erscheinung treten. War die Zelle der Anfang eines neuen Organismus, so wird sich dies bei dem Wachstume des letzteren in der Weise geltend machen, daß er, völlig ausgebildet, aus den verschiedenartigen Zusammenstellungen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Eigenschaften besteht. So würde sich die Thatsache zwanglos erklären, daß erbliche Charaktere ganze Generationen überspringen können, aber auch die so häufig vorkommenden Parallelbildungen innerhalb größerer Gruppen würden leicht verständlich werden. Daß im allgemeinen zwei Organismen zur Hervorbringung eines neuen zusammenwirken müssen, würde durchaus keine Schwierigkeit bilden. Der Kern der Anfangszelle entsteht dabei ja durch Verschmelzen zweier aus jenen beiden Organismen stammenden Zellkernen, und so bedeutet die Notwendigkeit jenes Zusammenwirkens nur die Sicherung des Vorhandenseins einer großen Menge von Pangenen.

Die Begründung und der Inhalt der Lehre Darwins dürften in jetziger Zeit wohl allbekannt sein. Immerhin kommen stets neue Beobachtungen hinzu, und so ist eine zeitweise wiederholte Zusammenstellung derselben von großem Werte. Eine solche giebt in ansprechender

[1]) Weismann, Über die Hypothese einer Vererbung von Verletzungen. Jena, Gust. Fischer.

[2]) De Vries, Intercellulare Pangenesis. Jena, Gust. Fischer.

Form ein Spaziergänge eines Naturforschers betiteltes Buch von Marshall[1]), dem die in Holzschnitt beigegebenen reizenden Vignetten von Wagen zur besondern Zierde gereichen. Der Leser kann sich aus ihm über eine Menge älterer und neuerer Beobachtungen auf das bequemste unterrichten, wenn ihm auch die vielen, die Person des Verfassers angehenden überall eingestreuten Bemerkungen schwerlich sehr interessieren werden. Auch an manchen anderen Klippen der Darstellung darf er sich nicht stoßen, wie der unschönen Schilderung tierischer Eigenschaften und Sitten am Gleichnis menschlicher. Er wird mancher neuen Hypothese zur Erklärung einzelner Beobachtungen begegnen, mit deren Begründung er sich vielleicht nicht immer einverstanden erklären kann, trotzdem wird er das wunderschön ausgestattete Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

In anderer Weise sucht Ruß[2]) dem Wissensbedürfnis des Publikums entgegen zu kommen. Er hat den glücklichen Gedanken gehabt, für jeden Monat des Jahres das Leben der Natur und in der Natur zu schildern. Jagd-, Forst- und Landwirtschaft, Gärtnerei, Blumen- und Stubenvögelpflege finden eingehende Berücksichtigung. Was im Stall, im Garten, in Wald und Feld vor sich geht und in jedem Monat geschehen muß, läßt sich leicht aus beigefügten ausführlichen Tabellen entnehmen, auch Himmels- und Witterungskunde kommen zur Sprache. Die vorliegende erste Lieferung enthält den Januar und den Anfang des Februar, und hoffen wir auch über den Inhalt der folgenden berichten zu können.

Von Abstammung der Arten, verkümmerten Organen, Anpassung und sonstigen Einzelheiten der Darwin'schen Lehre wird in diesem Buche freilich nicht die Rede sein, doch darüber sprechen sich andere Forscher aus. Allerdings nur sekundär, indem er die Ansichten Eimers anführt, thut dies Placzek[3]) in einer interessanten Abhandlung über Wiesel und Katze, welcher eine Menge sprachvergleichendes, zoologisches, kulturhistorisches, ja litterarisches Material zusammenstellt. Die Ergebnisse, die Placzek erhalten hat, unterscheiden sich indessen nicht wesentlich von denen Hehns. Das im Augenblick modernste Tier, welches heute den beliebtesten Schmuck für Gratulationskarten, Briefbogen und illustrierte Blätter bildet, war den alten Griechen und Römern unbekannt. Ihre Bundesgenossen gegen die Mäuse waren Wiesel und Iltis. Die Hauskatze stammt von der noch in Nubien wild vorkommenden Falbkatze, die von den Egyptern gezähmt wurde und dann wahrscheinlich über Asien nach Europa kam. Katzen, Hunde und Hyänen glaubt Eimer von den Zibethkatzen ableiten zu müssen, womit Funde übereinstimmen, die man im unteren und mittleren Miocän gemacht hat und die nach Boule[4]) Ähnlichkeiten mit den Hundearten, den Bären und den Zibethkatzen zeigen. Nach demselben Gewährsmann finden sich im Pliocän die Reste eines Tieres, dessen Gebiß mit dem unseres Haushundes solche Ähnlichkeit zeigt, daß der französische Gelehrte in ihm den Stammvater unseres Haushundes sehen zu müssen glaubt. Bis jetzt leitete man ihn bekanntlich vom Wolf und Schakal ab; ist das nicht der Fall, so wäre die Stammform im wilden Zustande nicht mehr vorhanden.

Die Annahme Boules kann sich freilich nur auf die Untersuchung eines noch mit Zähnen versehenen Unterkiefers stützen. Doch sind ja gerade die Zähne die wichtigsten Hilfsmittel zur Unterscheidung der Arten. Und mit Recht! Denn da die Zähne zugleich Mittel zur Erlangung und Aufnahme der Nahrung und Waffen sind, so wird ihre Bedeutung für die Erhaltung des Individuums eine sehr hohe sein, und eine veränderte Lebensweise wird am allerersten durch natürliche Zuchtwahl Änderungen im Zahnbau hervorrufen. Weiter aber müssen derartige Änderungen auch sämtliche Ernährungsorgane beeinflussen, und so finden wir denn auch hinsichtlich dieser beträchtliche Unterschiede. Daß dabei ein Teil derselben für ganz andere Verrich-

[1]) Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers. Leipzig, Verlag des litterarischen Jahresberichts (Arthur Seemann).

[2]) Ruß, Das heimische Naturleben im Kreislauf der Jahre. Berlin, R. Oppenheim. 1. Lief.

[3]) Placzek, Wiesel und Katze. Brünn, Verlag des naturforschenden Vereins.

[4]) Boule, Comptes rendus. CVIII. S. 201.

tungen als für solche, die die Ernährung angehen, herangezogen werden könnte, scheint freilich kaum möglich. Trotzdem kommt es vor in dem allerdings ganz außerordentlichen Falle der Eintagsfliegen, welche während einer Periode ihres Lebens keine Nahrung zu sich nehmen, obwohl sie volle Bewegungsfähigkeit behalten.

Die Larven der Ephemeren leben ebenso wie ihre Nymphen im Wasser, das vollkommen ausgebildete Insekt tummelt sich in der Luft umher, geht aber, nachdem es die Eier abgelegt hat, rasch zu Grunde. Seine Mundteile sind verkümmert, sein Darm ist ungeschickt geworden zur Aufnahme von Nahrung. Er ist nach den Untersuchungen von Fritze[1]) bei der Nymphe mit Wasser gefüllt, welches während oder kurz nach der letzten Häutung durch Luft ersetzt wird, die bei einigen Arten zum Teil wieder entleert werden kann. Dadurch wird das Flugvermögen dieser Tiere in hohem Grade gesteigert, auch erleichtert die den früheren Darmkanal erfüllende Luft, worauf schon Palmèn hingewiesen, sehr das Eierlegen.

Der Einblick in das Leben der Gliedertiere wird namentlich dadurch nicht wenig erschwert, daß sie das Endglied einer ganz anderen Entwickelungsreihe darstellen wie die Wirbeltiere. Vor allem macht sich dies bei der Untersuchung des Sinneslebens jener mit Gliedmaßen soviel reicher ausgestatteten großen Tiergruppe geltend. Zwar sind sie auf dieselben Mittel zur Erkennung der Außenwelt angewiesen, aber die Deutung der Werkzeuge, die sie für diesen Zweck besitzen, ist bisher keineswegs immer gelungen. So ist noch nicht festgestellt, ob die Fühler Geruchs- oder Tastorgane oder beides sind, und wenn auch für andere Sinnesorgane feststeht, daß sie dem Sehen dienen, so bietet die Erklärung der Wirkungsweise derselben doch immer noch nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Diese vermindert zu haben, ist das Verdienst sorgfältiger Untersuchungen, welche neuerdings Plateau[2]) über das Sehen der Gliedertiere angestellt hat. Daß sich das Auge der Lebensart seines Besitzers in hervorragender Weise anpaßt, erfordert die Wichtigkeit dieses Organs. Ist ja doch auch noch bei den Wirbeltieren, worauf hinzuweisen frühere Revuen Gelegenheit nahmen, die durch Cartesius so berühmt gewordene Zirbeldrüse ein letzter Rest eines, oder auch nach den Untersuchungen Owsjannikows[3]) am Neunauge zweier früheren Scheitelaugen. Solche kommen aber bei Gliedertieren als Punktaugen durchaus nicht selten vor, vielfach namentlich bei ausgebildeten Insekten im Vereine mit großen, kugeligen Facettenaugen, welche aus einer großen Zahl nach außen mit einer Linse versehener, von innen her ein Nervenende aufnehmender Röhrchen bestehen. Nach Plateaus Untersuchungen sind nun Punktaugen für ihren Besitzer nur dann von Nutzen, wenn derselbe nicht auch zugleich Facettenaugen hat, also für Tausendfüße, Spinnen, Raupen ꝛc., in Verbindung mit diesen sind sie wertlos. In jedem Fall geben sie nur für Entfernungen von höchstens 3 cm so verschwommene Bilder, daß sie den Tastsinn entfernt nicht ersetzen können. Auf größere Entfernung wie 60 cm versagen übrigens auch Facettenaugen ihren Dienst, die zudem unfähig sind, Formen auffassen zu lassen. Dafür eignen sie sich sehr wohl zum Unterscheiden von hell und dunkel und zur Wahrnehmung von Bewegungen und ermöglichen daher den mit ihnen ausgestatteten Tieren das Auffinden freier Stellen in ruhigen oder hin und her schwankenden Busch- und Baumpartien, das Erhaschen lebender Beute oder die Flucht vor nahenden Feinden. Auch Farben vermögen sie zu erkennen, im übrigen sind auch ihre Besitzer namentlich zur Erlangung der Nahrung auf den Geruchssinn angewiesen. Übrigens scheint bei allen Insekten auch die Haut befähigt zu sein, Licht zu empfinden, eine Eigenschaft, welche sie namentlich mit den Regenwürmern teilen.

Die Anpassung von Insekten an Pflanzen und umgekehrt ist, seit Darwin auf sie zuerst hingewiesen hatte, Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden. Während man aber an-

---

[1]) Fritze, Berichte der naturw. Gesellschaft zu Freiburg i. Br. IV, S. 59, nach naturwissenschaftlicher Rundschau 1889, S. 86.

[2]) Plateau, Sitzungsberichte und Abhandlungen der belgischen Akademie der Wissenschaften nach naturw. Rundsch. 1889, S. 173.

[3]) Owsjannikow, Mem. der Petersb. Akad. 1888, S. 369, nach naturw. Rundsch. 1889, S. 162.

fänglich die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die so verschiedenen Arten richtete, bei welchen der Blütenstaub auf den Griffel übertragen wird, ist sie neuerdings namentlich auf die Einrichtungen gelenkt worden, welche als ein Schutz- und Trutzbündnis von Pflanzen und Tieren aufgefaßt werden müssen. Die ersten Beobachtungen dieser Art hatten wohl die Domatien zum Gegenstand, Haarbüschel in den Winkeln von Blattnerven, die schädliche Pilzsporen vertilgenden Milben zum sicheren Zufluchtsort dienen. Neuerdings fand dann Schimper an südamerikanischen Pflanzen von bestimmten Ameisenarten bewohnte blasige Auftreibungen des Stengels, für deren Ernährung besondere Erzeugnisse derselben Pflanzen sorgen. Er konnte feststellen, daß die Pflanze durch diese Gastfreundschaft geschützt ist gegen die ihr sonst so verderblichen Blattschneiderameisen, mit denen ihre Mietsleute in bitterer Feindschaft leben. An den Stengeln, ja auch Blättern getrockneter Pflanzen, die aus Amerika und aus Asien stammen, hat später Schumann[1]) ähnliche Vorrichtungen nachgewiesen, deren analoge Bestimmung freilich nicht immer festzustellen war. Doch wird man nicht fehlgehen, wenn man auch sie als Ameisenwohnungen ansieht.

Daß für das Studium derartiger Verhältnisse die natürlichen Pflanzenfamilien von Engler und Prantl[2]) und die Encyklopädie[3]) der Naturwissenschaften ausgezeichnete Hilfsmittel bieten, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Von dem erstgenannten schönen Werke liegen der heutigen Revue die 24. — 28. Lieferung vor, welche den Schluß der Orchideen, die Rosengewächse, Laichkräuter, Linsen, Froschlöffel, Wasserliesche, Froschbisse, Wasserbinsen und den Rest der arum-artigen Gewächse ꝛc. enthalten. Konnten wir die Orchideen bereits öfters als Beispiele genannter Anpassung an bestimmte Insekten durch, menschlich gesprochen, höchst raffinierte Einrichtungen zu ihrer Heranziehung, Bewirtung und Benutzung zur Beförderung des Blütenstaubes anführen, so sind die rosenartigen Pflanzen in dieser Hinsicht viel weniger wählerisch. Während bei einigen derselben die Bestäubung durch den Wind geschehen kann, locken andere durch weithin sichtbare Blüten oder starken Geruch Insekten jeder Art an. Zugleich aber suchen viele von ihnen der Unsicherheit des Ansetzens der einzelnen Blüte dadurch zu begegnen, daß sie deren in erstaunlicher Zahl entwickeln. Die übrigen, meist im Wasser wachsenden Pflanzen verhalten sich ähnlich, nur bei einer Familie übernimmt das Wasser die Bestäubung.

Die Encyclopädie ist bis zur 24. Lieferung des Handwörterbuches der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie und zur 31. und 32. des Handwörterbuches der Chemie vorgeschritten. Jenes reicht von Nervenstimmung bis Ophiactis und enthält von größeren Artikeln u. a. die interessante vergleichend anatomische Beschreibung des Nervensystems und seiner Entwickelung, die Schilderung des Nestbaus der Vögel, des afrikanischen Volksstammes der Niamniam, die Beschreibung der Sitten verschiedener Völker bei der Niederkunft ꝛc. Das Handwörterbuch der Chemie bespricht das 1800 zuerst von Davy hergestellte Magnesium und seine Verbindungen, ein Metall, welches und nicht zum wenigsten durch das bei seiner Verbrennung entwickelte weiße Licht für die Technik große Bedeutung gewonnen hat, den Magnetismus, die in den Zuckerrüben vorhandene Malonsäure, das Mangan, das für die Kunstbutterfabrikation so wichtige Margarin, ferner die Mekon- und Mellithsäure, die Mercaptane, das Mesitylen, die Methylverbindungen, wozu Holzgeist und Sumpfgas gehören, endlich die Milch, deren bekanntes Verhalten chemisch geprüft wird.

Obwohl mit dem Jahre 1860 in der Spectralanalyse der Chemie ein neuer, vielverheißender Weg der Forschung eröffnet war, so zögerte sie zunächst doch, denselben einzuschlagen und überließ ihn den Astronomen, welchen es mit seiner Hilfe gelang, die Gegenwart einer Reihe der auch auf der Erde vorkommenden Elemente in der Sonne und den Fixsternen nachzuweisen. Als aber die Entdeckung mehrerer neuen Elemente, welche man der neuen Methode verdankte, die Benutzung derselben bei der Durchführung chemischer Prozesse im großen die

[1]) Schumann, Naturwissenschaftliche Wochenschrift, IV. S. 9.

[2]) Leipzig, W. Engelmann.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

Vorteile, die sie dem Chemiker gewähren konnte, immer klarer vor Augen führte, suchte man sie allgemeiner zu verwenden, und dabei ergab sich bald genug die Notwendigkeit der Zusammenstellung ihrer Anwendung auf irdische Stoffe. Der erste Teil des eine solche enthaltenden Buches, welches von Vogel[1]) herrührt, liegt in schöner Ausstattung bereits in zweiter Auflage vor und erlaubt, das Verhalten des Lichtes glühender Körper und dasjenige des durchsichtige Körper durchsetzenden Lichtes bequem zu finden. Es wird den Leser, um nur eines daraus mitzuteilen, beruhigen, daß das Absorptionsspektrum des Weins etwaige Fälschungen desselben mit aller Sicherheit erkennen läßt.

Wie die eben besprochenen Werke ist Clerkes Geschichte der Anatomie im 19. Jahrhundert[2]) bestimmt, die Ergebnisse einer Fülle von Einzelforschungen zusammenzustellen und dadurch nutzbarer zu machen. Das vortreffliche Buch beginnt mit William Herschels Forschungen und schließt mit der Gegenwart ab. Wie kaum ein zweites dürfte es das Interesse aller derjenigen, welche der Astronomie nicht gleichgültig gegenüberstehen, erregen. Finden doch alle die neuen Arbeiten, welche, auch wenn sie Gegenstand der Mitteilung allgemein verständlicher Zeitschriften gewesen sind, man sich doch immer wieder zusammensuchen muß, ihre Stelle, wodurch ein Bild neuerer Forschung und ihrer Ergebnisse entsteht, wie wir bisher noch keines besaßen. Es ist eigentümlich zu sehen, wie sich die Sternwarten, nachdem sie von ihren Türmen auf den erschütterungfreien Boden herabgestiegen waren, jetzt anschicken, sich gar auf hohe Berge zurückzuziehen, denn dort nur ist die Durchsichtigkeit der Luft eine so große und beständige, daß die Riesenteleskope der Neuzeit verwendbar sind. So richtet sich namentlich die gespannte Erwartung auf die von einem Millionär in San Franzisko, James Lick, auf dem Mount Hamilton in der kalifornischen Cordillere in 1280 m Meereshöhe errichtete Sternwarte, die allen bisherigen gelegentlichen Beobachtungen in solcher Höhe zufolge die überraschendsten Resultate liefern wird. Ob ein solches hochherziges Beispiel auch einmal bei unseren deutschen Millionären Nachahmung finden wird?

Wie viele der Himmelserscheinungen aber bedürfen noch der Aufklärung! Um nur eine zu erwähnen, so hat seit den letzten 30 Jahren die Ebene der Bahn des Neptunmondes eine sehr beträchtliche Veränderung erfahren. Tisseraud[3]) aber hat berechnet, daß dieselbe sich aus der Voraussetzung einer sehr geringen Abplattung der Neptunkugel ergiebt. Doch würde auch hier nicht eine dauernde Störung bestehender Gleichgewichtsverhältnisse anzunehmen sein, es wird vielmehr wahrscheinlich jedesmal nach 500 Jahren die Ebene der Neptunsmondbahn in die Lage wieder zurückkehren, welche sie am Anfang dieses Zeitraumes besaß.

Besonders günstig würde auch ein so hoher Beobachtungsort für die Untersuchung der Wärmestrahlen sein, die unser Mond aussendet und die in dem jenseits des Rot gelegenen Teiles des Sonnenspektrums vorhanden sind. Zu ihrer Erkennung hat Langley[4]) in seinem Bolometer ein genügend empfindliches Meßinstrument geschaffen und damit neuerdings das bemerkenswerthe Ergebnis erhalten, daß der Mond Wärme zwar ausstrahlt, aber von solcher Beschaffenheit, wie sie schmelzendes Eis ausstrahlen würde, daß deren wärmende Kraft aber nur ein Hundertstel derjenigen gleicher Art ist, welche die Sonne aussendet. Da diese Strahlen in unsere Atmosphäre eindringen, so müssen sie auch durch dieselbe entweichen können, und so würde auch aus den Polargegenden der Erde noch Wärme ausgestrahlt werden. Das Spektrum der Sonne aber ist hiernach noch nicht zu einem Zwanzigstel seiner wirklichen Länge sichtbar.

Aus diesen Thatsachen würde der Beweis zu entnehmen sein, ein wie großer Vorteil auch der Meteorologie aus Beobachtungen an solchen hochgelegenen Punkten erwachsen würde, wenn dieser Beweis noch nötig wäre. Sind doch durch solche Stationen die meteorologischen Probleme bereits wesentlich gefördert worden, und in den neueren Werken über Meteorologie sind

---

[1]) Vogel, Praktische Spektralanalyse irdischer Stoffe. I. Teil. Berlin, R. Oppenheim.

[2]) Deutsch von Maser. Berlin, Springer.

[3]) Tisseraud, Comptes rendus. C. VII, S. 804.

[4]) Langley, Pilosophical Magazine 1888, S. 505. Nach Naturw. Rundschau 1889, S. 157.

infolge davon ganz andere Aufschlüsse über sie zu finden wie in den früheren. Dies zeigt die Darstellung der genannten Wissenschaft, welche Günther[1]) mit bekannter Belesenheit in der Absicht gegeben hat, ihre Resultate in genügender Vollständigkeit, aber gedrängter Form allgemeiner zugänglich zu machen. Die meteorologischen Instrumente, die Winde, die Gewitter und sonstigen elektrischen Phänomene, die Klimate, die praktische Witterungskunde werden gleichmäßig berücksichtigt, auch die optischen Erscheinungen der Atmosphäre, darunter die durch den Ausbruch des Krakatau hervorgerufenen, besprochen.

Wie in der Astronomie, so ist auch in der Meteorologie die Photographie, wenigstens für die Beobachtung einzelner Phänomene, von Wichtigkeit geworden. Namentlich schien die Augenblicksphotographie über den Blitz interessante Aufschlüsse geben zu können, da Kaiser als Bild desselben eine Anzahl parallele Linien erhalten hatte, die auf mehrere auf einander folgende Entladungen zu deuten schienen, währende die breiteste derselben in unerklärlicher Weise in lauter Querstriche zerfiel. Die Photographien, die Prinz[2]) von Blitzen, die in geringen Entfernungen vom Beobachter niederfuhren, bekam, zeigen dieselben Erscheinungen. Da sich aber die parallelen Linien schneiden, so ist Kaisers Ansicht fallen zu lassen, und da das Bild einer aufsteigenden Rakete das nämliche Zerfallen in Querbänder zeigte, so sieht der belgische Forscher den Grund der seltsamen Erscheinung in Spiegelungen und optischen Unvollkommenheiten der angewandten Linse. Alle aus jenen Bildern abgeleiteteten Folgerungen würden dadurch hinfällig werden.

Ist also hier ein Vorstoß zur Eroberung eines trotz so häufiger Beobachtung immer noch recht dunklen Gebiet zurückgewiesen, so dürfte auf einer anderen Seite der Front ein solcher um so besser geglückt sein und Gebiete der Untersuchung geöffnet haben, die vielleicht den Schlüssel des Geheimnisses, was Elektrizität ist, in sich bergen. Daß der Aether, dessen Querschwingungen Licht und Wärme hervorrufen, auch der Träger der elektrischen Erscheinungen sei, ist bereits öfters angenommen. Edlund hielt sie für eine fortschreitende Bewegung desselben, während Sir W. Thomson einer Annahme von Wirbeln den Vorzug giebt. Nun hat aber in einer Anzahl von Abhandlungen, welche in Wiedemanns Annalen mitgeteilt worden sind,[3]) Hertz gezeigt, daß gewisse (Induktions-) Wirkungen der Elektrizität sich nach den Gesetzen der Wellenbewegung fortpflanzen, daß sie alle Einzelnheiten aufwiesen, welche wir bei einer solchen Bewegung finden, also namentlich Zurückwerfung und Brechung. Dabei verhielten sich die Leiter der Elektrizität, also vor allem die Metalle, gegen sie wie undurchsichtige Körper gegen das Licht, die Nichtleiter wie durchsichtige. In mehreren Fällen war Hertz sogar imstande, die Wellenlänge zu bestimmen, die den überraschend großen Wert von 4 bis 5 m ergab. Man darf also, wie von Lichtstrahlen, nunmehr auch von den Strahlen elektrischer Kraft reden und dieselben vielleicht als Lichtstrahlen von sehr großer Wellenlänge bezeichnen.

Diese Untersuchungen dürften namentlich bedeutungsvoll werden für alle die irdischen Erscheinungen elektrischer Natur, welche Abhängigkeit von Vorgängen auf der Sonne zeigen, also namentlich für die des Nordlichtes, die noch immer rätselhaft ist, obwohl man es an Versuchen, sie zu erklären, natürlich nicht hat fehlen lassen. Experimente Lemströms schienen zwar die Frage wesentlich gefördert zu haben, da es ihm gelungen war, durch ein auf dem Gipfel eines Berges gelegtes System von Drähten Lichterscheinungen zu erhalten, die auch in spektroskopischer Hinsicht alle Eigentümlichkeiten des Nordlichtes zu zeigen schienen. Dagegen ist Lockyer[4]) der Ansicht, daß die eigentümliche gelbgrüne Linie in seinem Spektrum falsch gedeutet sei, daß sie weder, wie Loomis wollte, dem Eisenspektrum gehöre noch, wie Lemström fand, dem der Luft eigentümlich sei, daß sie vielmehr von Mangandämpfen herrühre. Mangan aber ist flüchtiger als Eisen und in den meisten Meteoren enthalten. Lockyer hielt deshalb das Nordlicht für einen Ausgleichungsprozeß zwischen der Erdatmosphäre und einer über derselben

---

[1]) Günther, Die Meteorologie München, Th. Ackermann.

[2]) Prinz, Bulletin de l'Acad. royale de Belgique 1888, S. 244. Nach Naturw. Rundschau 1889, S. 25.

[3]) Zusammengestellt in Sitzungsber. der Akad. der Wissensch. in Berlin. 1888, S. 1297.

[4]) Lockyer, Electrician. 25. Jan. 1888, S. 338.

befindlichen Schicht meteorischer Substanz, die in großen Höhen und hohen Breiten erfolgt und in freilich kalten, aber auch sehr luftverdünnten Räumen stattfindet, sich damit, sie wenig abändernd, früher öfters aufgestellten Hypothesen anschließend.

Derartige Hypothesen konnten nur entstehen, nachdem man sich überzeugt hatte, daß die Zahl der sichtbaren Meteore groß genug sei, um der Erde meteorische Substanz in genügender Menge zuzuführen. Dazu war eine große Anzahl Beobachtungen derselben nötig, die von Chladni's Untersuchungen ihren Ausgangspunkt nahmen, dessen größeres Verdienst aber in seinen mannigfaltigen akustischen Versuchen liegt. Sein Leben und seine Arbeiten hat Melde[1]) bereits 1867 in einem kleinen, empfehlenswerten Werkchen beschrieben, das jetzt in 2. Auflage vorliegt. Interessieren schon die Schicksale des vielgewanderten Mannes, so thun dies in weit höherem Grade seine Arbeiten, die den Anlaß gaben zu der wissenschaftlichen Darstellung einer allgemeinen Weltenlehre. Wenigstens widmeten die Gebrüder Weber ihr 1825 erschienenes, eine solche zum ersten Male enthaltendes berühmtes Werk Chladni. In ihm fanden alle damals bekannten Erscheinungen ihren Platz und so auch eine genaue Untersuchung der den Alten bereits bekannten wellenberuhigenden Kraft des Öls, die, wie der Leser weiß, erst in neuerer Zeit zur Rettung hartbedrängter Schiffe in Anwendung gekommen ist. Die Wellenbewegung selbst kann die dünne Ölschicht, die aus durchlöcherten Segeltuchsäcken tropfend sich um das Schiff ausbreitet, natürlich nicht aufheben, aber sie bricht in dessen Nähe die so gefährlichen Sturzseen, die dem Schiffe den Untergang bereiten, indem sie geschlossene Lucken einstoßen, die Maste kappen und die Mannschaft verhindern, dann auf Deck zu arbeiten, wenn dies gerade am allernotwendigsten ist. In richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Sache hatte vor kurzem Duncker in Hamburg dem dortigen nautischen Verein eine Summe als Preis für die beste Arbeit über die Anwendung von Öl zur Beruhigung der Wellen zur Verfügung gestellt, welche dem Kapitän Karlowa und Kapitän-Leutnant Rottock zu gleichen Teilen zugesprochen wurde. Die Arbeit Karlowa's[2]) liegt gedruckt jetzt vor und wird sich vor allem den Seefahrern sehr nützlich erweisen. Neun Fälle werden darin aufgezählt, in denen dies Mittel mit größtem Vorteil anzuwenden ist und die Art, wie dies geschehen muß, durch Zeichnungen, aber auch an Beispielen, darunter solche, wo die Ölsäcke nicht richtig angebracht waren, erläutert wird. Es ist erfreulich, zu sehen, wie unsere junge deutsche Marine alle Kräfte regt, um so vieles Versäumte nachzuholen.

Revue über die Fortschritte im Kunstgewerbe, Handel und in der Industrie.

I.

Die Kraftübertragung und die Kleinindustrie.

Als eine der Signaturen des jetzigen Jahrhunderts kann die Ausnützung maschineller Kräfte, der Kampf der Handarbeit gegen die auf der Anwendung von Maschinenkraft basierte Großindustrie bezeichnet werden. Vor allem die Krafterzeugung durch die mehr und mehr verbesserte Dampfmaschine, die sich so leicht allen sonstigen Bedingungen anpaßt, und die Kombination derselben mit den jedem Bedürfnisse entsprechenden Arbeitsmaschinen beraubte zahlreiche bisherige Handbetriebe geradezu der Möglichkeit, zu existieren. Handspinnerei und

[1]) Melde, Chladnis Leben und Wirken, Elvertsche Verlagshandlung.

[2]) Karlowa, Die Verwendung von Öl zur Beruhigung der Wellen. Hamburg, Eckardt und Meßtorff.

Handweberei, um nur ein Beispiel anzuführen, mußten nach langem, verzweiflungsvollem Kampfe vor Maschinenspinnerei und dem mechanischen Webestuhl die Waffen strecken. Es wäre fast humaner gewesen, wenn man rechtzeitig den Handbetrieb unterdrückt hätte, als dieses unheilvolle Ringen mit Hungerlöhnen länger hinauszuziehen, wie es durch die immer noch nicht gänzlich erloschene Fiktion, daß handgesponnenes und handgewebtes Zeug besser sei als Maschinenware, geschehen ist. Erscheint doch der Fundamental-Satz unanfechtbar, daß dasselbe Maß Energie oder Kraftleistung billiger mit Steinkohlen unter dem Dampfkessel als mit Kartoffeln und Brot im Menschenleibe zu erzielen ist.

Den hungernden Arbeitern leuchtete dies freilich anfangs nicht ein, und so berichtet die Geschichte von zahlreichen Arbeiteraufständen, welche ihre Schmerzen in der Zerstörung der Maschinen zu lindern suchten. Über diesen leicht begreiflichen Irrtum ist man im allgemeinen belehrt; die richtigere Erkenntnis führt jetzt dahin, daß man die Vorteile der Maschinenkraft immer größeren Kreisen, auch den selbständigen Arbeitern im Kleinbetriebe zugänglich zu machen sucht. Was man sonst zur Erhaltung des Arbeiter-Mittelstandes durch Gewerbeordnungen und Zunftzwang, durch Hebung des Kunstgewerbes, das der fleißigen Hand und der künstlerischen Begabung des Einzelnen nicht entbehren kann, und durch sonstige sozialpolitische Maßregeln erzielen will, reicht an Bedeutung nicht an die Aufgabe heran, auch dem Handwerker und wenig bemittelten Arbeiter die nötige Beihilfe durch Maschinenkraft zu gewähren.

Diese Aufgabe hat man in verschiedenen Richtungen mit mehr oder weniger Erfolg zu lösen versucht. In Nürnberg z. B. hat man die Wasserkraft der Pegnitz schon vor mehr als dreißig Jahren dazu benützt, in der sogenannten Schwabenmühle eine Anzahl Werkstätten durch gewöhnliche Transmissionen mit Maschinenkräften von $^1/_2$—2 Pferden auszurüsten. Diese Werkstätten wurden samt der Kraft an die betreffenden Arbeiter vermietet. In anderer Richtung bestrebte man sich, selbständige Kleinmotoren für den Handwerker zu erfinden, die teils als kleine Dampfmaschinen, teils als heiße Luftmaschinen, als Gas- und Petroleummotoren — in einfacher Art, mit geringen Anlagekosten und unter einer nicht streng fachmännischen Wartung die nötigen geringen Arbeitskräfte liefern sollten. Wie großen Wert man hierauf legt, zeigt das große Interesse, welches verschiedene Ausstellungen solcher Kleinmotoren in den betreffenden Fachkreisen hervorgerufen haben. Gegen die Kleindampfmaschinen sprach die notwendige Zugabe des regelmäßig zu wartenden Dampfkessels, die Belästigung und Gefährdung der Nachbarschaft durch Rauch und Explosionsmöglichkeiten. Den relativ günstigsten Erfolg erzielte man mit den Leuchtgas-Explosionsmaschinen. In den meisten, irgend wie industriell bedeutenden Städten steht das Gaslicht in Verwendung. Nur wo dies Leuchtgas fehlt, nimmt man zum leichten Petroleum seine Zuflucht, das, im Luftstrome verdampft, ebenfalls ein explosibles Gemenge liefert.

Die Heißluft- oder kalorischen Maschinen müssen relativ zu große Dimensionen annehmen, um nur einigermaßen genügende Kraft zu liefern.

Mit den Gasmaschinen bietet sich der Übergang zu der dritten und wohl zweckmäßigsten Art, kleine Maschinenkräfte für den Handwerker zu gewinnen, d. i. die Verteilung der Kraft von einem Zentrum aus, das hier die Gasfabrik ist; die Distribution wird fast kostenlos durch die bestehenden Leitungen zur Lichterzeugung vermittelt und endlich die erforderte Energie durch die explosive Verbrennung des Gases lokal entwickelt. Bedenkt man freilich, daß unter den gewöhnlichen Verhältnissen nur ca. 20 Prozent des Gewichtes und auch der Wärmemenge der verwendeten Steinkohlen als Gas gewonnen wird, so liegt hier natürlich ein ziemlich kostspieliges Energiematerial vor. Es ist freilich nicht unmöglich, daß eines Tages für die Gasmotoren ein billigeres Gas, z. B. durch unvollkommene Verbrennung (sogenanntes Generatorgas) oder durch Zersetzung von Wasserdampf mittelst Kohle (Wassergas) erzeugt wird. Bei passender Konstruktion der Gasmotoren erzeugen dieselben die Kraft recht vorteilhaft. Selbst bei den besten Dampfmaschinen wird kaum mehr als 5 Prozent der entwickelten Verbrennungswärme in Kraft umgewandelt; bei den Gasmotoren finden wir Angaben über eine viel weitergehende Ausnützung. Ein Übelstand bleibt übrigens, daß neben dem Gas auch ein nicht unbedeutendes Quantum Wasser zum Kühlen der Wandungen des Explosionszylinders gebraucht wird.

Wenden wir uns nunmehr zu dem eigentlichen Transmissions- oder Distributions-Verfahren, so können wir dabei unterscheiden die direkte Zuführung von Dampf, von Wasser, gepreßter Luft und Elektrizität. Nach Zeitungsberichten aus New York und anderen Städten Nordamerikas soll dort in einer großen Zentralanlage Dampf von mäßig hoher Spannung erzeugt und in gut umhüllten Röhrenleitungen den Einzelkonsumenten teils zur Heizung, teils zur Kräfteerzeugung zugeführt werden. So genial in der That oft die technischen Erfindungen der Nordamerikaner erscheinen, so schwer ist es in Europa, zu unterscheiden, wie viel davon für die blühende Phantasie der Reporter und die aufs höchste ausgebreitete Reklame abzurechnen ist. Dem erfahrenen Techniker erscheinen die erheblichsten Wärmeverluste nach so weiten Distancen schwer zu vermeiden. Es heißt auch, daß man die Leitungen nur auf ca. 1200 Meter fortführen will, was bei einer großen Stadt zahlreiche Zentralstellen erfordern würde.

Die Transmission durch Druckwasser findet in den Städten mit Hochdruck-Wasserleitungen schon seit längerer Zeit Verwendung, ist zwar bequem durchzuführen, da die Drehung eines Hahnes genügt, um die Maschine in Gang zu setzen, die Schmierung leicht und die Abnützung gering ist; die bequeme Ableitung des gebrauchten Wassers ist meist durch die vorhandene Kanalisation dargeboten. Das Heben des Wassers, die ausgedehnten Leitungsanlagen machen aber den Wasserbezug meist sehr kostspielig. Der Hauptübelstand liegt aber darin, daß die Kleinmotoren immer mit ganzer Füllung arbeiten müssen, daß das gebrauchte Wasser mit vollem Druck entweicht und von der so zweckmäßigen Expansion, d. h. Ausdehnung bis zum Atmosphärendruck wie bei Dämpfen und Gasen hier kein Gebrauch gemacht werden kann. Ein Minderverbrauch an Wasser, wenn der Motor weniger belastet, weniger Kraft erforderlich ist, erscheint bisher unthunlich, trotzdem verschiedene Konstruktionen vorliegen, welche dies versucht haben. Bei elastischen Flüssigkeiten genügt es, das Einströmen des Dampfes &c. auf eine kurze Strecke des Kolbenlaufs zu beschränken, wo dann die elastische Ausdehnung das Weiterschieben des Kolbens übernimmt. Das Kraftbedürfnis und der Verbrauch der nötigen Energie lassen sich demnach ziemlich übereinstimmend, selbst automatisch gestalten, was beim Wasser nach obigem kaum möglich ist.

Mit den neuen Fortschritten der Elektrizitäts-Entwickelung, die vorwaltend zwar für Lichterzeugung dient, glaubte man auch einen vortrefflichen Weg der Transmission und Verteilung von Kraft gefunden zu haben. Durch Dampfmaschinen, event. durch billig zu beschaffende Wasserkräfte sollte eine elektrodynamische Maschine gedreht, der so erzeugte galvanische Strom durch Leitungsdrähte nach den Verbrauchsstellen geleitet und dort durch Umkehrung des Prozesses mittelst dynamoelektrischer Motoren wieder in mechanische Kraft umgesetzt werden. Man hat z. B. in Amerika daran gedacht, einen Teil der Wasserkraft des Niagarafalles auf diese Art zur Elektrizitätserzeugung zu benützen, die dann durch Leitungen von Kupferstangen nach den großen Industriezentren hingeführt werden sollte.

Ein anderer ebenfalls versuchter Weg ist die Verwendung der Elektrizität zur Leitung von Accumulatoren, die dann nach dem Platze des Kraftbedarfs transportiert werden sollten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Art der Kraftübertragung in einzelnen Fällen sich bewährt hat, daß z. B. Fabriken, die eine Zweigniederlassung am anderen Ufer eines Stromes besaßen, es zweckmäßig gefunden haben, derselben von der Hauptfabrik die nötige Kraft mittelst eines einfachen Leitungsdrahtes zuzuführen. Auch der Betrieb elektrischer Eisenbahnen mittelst Leitungsdrähten oder von Straßenbahnwagen mittelst Accumulatoren ist mit Erfolg versucht worden. Daß diese Art Transmission aber ebenfalls ihre Übelstände besitzt, daß vor allem bei der doppelten Umwandlung von mechanischer Kraft in Elektrizität und von dieser in mechanische Kraft, sowie in langen Leitungen viel Kraft in der Form von Wärme verloren geht, wenn man nicht übertrieben starke und deshalb kostspielige Leitungen verwenden will, dient immer noch als Hemmschuh für die Ausbreitung dieser Art Kraftübertragung. —

Um so erfreulicher ist es, daß die letzte Art der Kraftübertragung durch komprimierte Luft in den beiden letzten Jahren eine Probe größter Art mit vollkommenem Erfolge bestanden hat. Dieser Betrieb mittelst komprimierter Luft ist bekanntlich zuerst beim Bau der großen Tunnel

zum Steinbohren angewendet worden und hat auch bei dem in vielen Punkten analogen Bergbau sich gut bewährt. Hier, wo die Zufuhr frischer Luft für die Arbeiter, das Wegspülen schädlicher, explosiver Gase eine so hervorragende Rolle spielt, nahm man natürlich gern die Ventilation und Kühlung durch die aus der Maschine entweichende, durch die Ausdehnung stark abgekühlte Luft in den Kauf. Die Anlagen bei Tunnels waren nur für eine kurze Bauzeit berechnet, man hatte in den Gebirgsflüssen überschüssige Kraft zur Disposition, und auf einen sparsamen Betrieb wurde daher nur geringer Wert gelegt. Dem gegenüber ist in der großen Anlage des Herrn Popp in Paris nach Möglichkeit darauf hingearbeitet, den Betrieb der Dampfmaschinen und die Kompression der Luft nach den besten Erfahrungen der modernen Maschinentechnik möglichst ökonomisch einzurichten, und es dürften in den notwendig gewordenen Neuanlagen noch weitere Fortschritte gemacht werden. Wie günstig für den Kohlenverbrauch die Anwendung bester stabiler Kessel und vervollkommneter Dampfmaschinen mit ausgedehnter Expansion und Kondensation ist, ersieht man daraus, daß bei derartigen Anlagen schon 0,8 **kg** Steinkohle per Pferdekraft und Stunde genügen, während kleinere Maschinen, wie sie sonst angewendet werden, bis 4 **kg** Kohlen, also fünfmal soviel für dieselbe Leistung verbrauchen. Wenn dann auch durch die Transmission mittelst der komprimierten Luft 50 Prozent der Kraft verloren gehen, so bleibt noch eine erhebliche Ersparnis übrig. In Wirklichkeit gehen nur 33 Prozent bis 25 Prozent verloren. Die Popp'sche Anlage war zuerst nur mit 500 Pferdekräften dotiert; schon nach einjährigem Betriebe mußte eine neue Anlage mit ca. 2000 Pferdekräften hinzutreten, die wieder nach einem Jahre den Anforderungen nicht mehr entspricht und jetzt schon einer weiteren Verdoppelung entgegen geht. Dies zeigt einen praktischen Erfolg von geradezu exceptioneller Bedeutung. Die Anlage ist auf der Höhe von Belleville plaziert, im Osten von Paris, derzeit mit 11 Dampfkesseln und 6 Expansions-Compound-Maschinen versehen, von denen jede 350 Pferdekräfte liefert. Einige Schwierigkeiten bot die Beschaffung von Kühlwasser, das als Leitungswasser bezahlt werden mußte. Durch ein sinnreiches Gradiersystem gelang es, das gebrauchte heiße Kondensationswasser soweit (auf 20° C.) abzukühlen, daß es von neuem verwendet werden konnte. Jede Maschine ist in der Lage, bei 38 Kolbenspielen in der Minute 50 **cm** Luft auf ca. 6 Atmosphären zu komprimieren. Durch Verbesserungen in den Luftpumpen hofft man die Kompression um noch eine Atmosphäre zu erhöhen.

Wenn Luft so stark komprimiert wird, erwärmt sie sich sehr stark. Diese Erhitzung kann im Luftkompressionsfeuerzeug selbst bis zur Entzündung von Zündschwamm gesteigert werden. Man kühlt die Kompressoren daher teils durch einen Wassermantel, teils durch Einspritzen von Wasser ab, das diese Wärme aufnimmt und teilweise auch wohl verdampft. Diese Abkühlung ist schon deshalb nötig, damit die Dichtungen des Kolbens und der Kolbenstangen sowie das Schmieröl nicht verbrennen oder verkohlen. Vom theoretischen Standpunkte aus ist von dieser unvermeidlichen Erhitzung resp. Kraftverlust ein Haupteinwurf gegen diese Transmissionsart abgeleitet worden. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Teil der aufgewendeten Kraft dadurch nutzlos in Wärme umgesetzt wird, die sich bei der Aufbewahrung und Leitung der komprimierten Luft gänzlich zerstreut. Ein weiterer praktischer Nachteil liegt aber auch darin, daß die verdichtete Luft bei ihrer Ausdehnung im Kleinmotor wieder Wärme bindet und unter 0° C. abgekühlt wird, wodurch die beigemengte Feuchtigkeit in Reif und Eis verwandelt wird, das den Kolben zum Festsetzen bringen kann. Schon bei den Tunnelbohrmaschinen und Luftlokomotiven der Tunnel mußte die Luft vor ihrer Verwendung durch Umgeben mit heißem Wasser vorgewärmt werden. Trotzdem trat sie mit sehr niedriger Temperatur aus, was aber gerade in diesem speziellen Falle erwünscht war, um die hohe Temperatur, die in Tunneln unter hohen Gebirgskämmen herrscht, auf eine erträgliche Höhe herabzusetzen. Bei den Kleimotoren hilft man sich durch den einfachen Kunstgriff, daß man die Luft durch einen doppelwandigen Kasten hindurchleitet, der durch ein darin brennendes kleines Gas- oder Kohlenfeuer erwärmt wird. Die Luft nimmt darin eine Temperatur bis zu 170° C. an. Nach der Wirkung entweichend, zeigt sie dann eine Temperatur von ca. 8° C., wo das Einfrieren nicht mehr zu fürchten ist. Man braucht dann zur Erreichung derselben Kraft weniger an komprimierter Luft. Eine noch weitere

Ersparnis erwächst, wenn man in das Heizgefäß etwas Wasser einspritzt, das sich in Dampf verwandelt, der gleichzeitig mit der Luft wirkt. Da bei der Verdampfung aber mehr Wärme gebunden wird als bei der nur wenig Wärme fordernden Luft, so muß die Heizung dem entsprechend gesteigert werden. Dadurch aber, daß man die Luft nur mäßig oder gar nicht erwärmt, hat man es in der Hand, neben der Krafterzeugung gleichzeitig eine oft erwünschte Kühlung zu gewinnen. In den Pariser Restaurationen und Konditoreien dienen die Luftmaschinen vielseitig zu Kühlungszwecken für Wasser und können selbst Eismischungen ersetzen. Hat man keine andere Art der Verwendung der Kraft, so kann man damit elektrische Lichtmaschinen betreiben oder gar durch die Ausdehnung der Luft neue Luft komprimieren und in die Hauptleitung zurückleiten. In heißen Tagen könnte man die Luft direkt in die Zimmer treten und dieselben so sehr angenehm abkühlen lassen.

In der Belleviller Hauptstation sind acht starke Eisenblechreservoire von zusammen 250 Cbm Inhalt aufgestellt, die durch Schieber einzeln mit dem Kompressor einerseits, mit dem Rohrsystem andererseits in Verbindung gebracht werden. Bei der beträchtlichen Ausdehnung des 50 km langen Leitungsnetzes dient dieses selbst als ein Reservoir, welches die Kleinmaschinen noch eine Zeitlang in Bewegung erhalten könnte, wenn selbst die Luftlieferung für kurze Zeit stockte.

Das Hauptrohr ist ca. 300 mm im Durchmesser. Eine 7 km lange Hauptleitung geht von Belleville bis zur Madeleine, eine zweite 10 km lange nach dem Bastilleplatz ist derzeit in der Ausführung begriffen. Die Verlegung der Röhren ist durch das ausgezeichnete Kanalisationsnetz unter der Straße von Paris sehr erleichtert. An tiefster Stelle der sogenannten Enceinte läßt sich durch Stauung des abfließenden Wassers eine fahrbare Bahn für Boote herstellen, die auch den Transport der Luftleitungsröhren von den Einsteigschächten aus auf das bequemste vermittelt. Die Stadt Paris kommt durch sehr günstige Bedingungen der Luftkompressionsanstalt entgegen, sie fordert nur einen minimalen Zins für die Benützung der Kanäle und hat sogar die Verzehrungssteuern für die zur Heizung der Kessel nötigen Kohlen aufgehoben.

Die Erfahrungen des letzten Betriebsjahres haben gezeigt, daß besonders in den Abendstunden, wo die Luftmaschinen zur Erzeugung des elektrischen Lichtes neben den sonstigen mechanischen Arbeiten verwendet werden, die Leistungsfähigkeit der Anlage auf das äußerste angestrengt werden muß, während zu anderer Tageszeit der Luftverbrauch unter die Produktionsfähigkeit sinkt. Dem ließe sich natürlich durch Einschalten großer Reservoire abhelfen, die den Überschuß aufnehmen und zur nötigen Zeit abgeben würden, oder in analoger Art, wie die großen Gasbehälter bei Tag gefüllt, bei Nacht entleert werden. In gewöhnlicher Art aus Kesselblech konstruierte Reservoire würden aber sehr voluminös und wegen der dicken, dem Drucke widerstehenden Wände sehr kostspielig ausfallen. Die Unternehmer haben in höchst genialer Art eine Abhilfe geschaffen. Es wird derzeit ein 80 m tiefer Schacht abgeteuft, von dem aus ein großer, weiter Stollen ausgeht, der wasser- und luftdicht ausgemauert wird. Der Schacht selbst ist mit einer Blechröhre ausgesetzt. Der große Luftdruck wird durch das umgebende feste Gestein aufgenommen. Im Schacht nach abwärts führt ein Leitungsrohr die komprimierte Luft in den Stollen, ein zweites Rohr, von dort im Schachte aufsteigend, nach dem Leitungsnetz. Stollen und Schacht sind mit Wasser gefüllt. Wird die Luft eingepumpt, so treibt sie das Wasser im Schacht nach aufwärts, von wo es in einen Sammelteich fließt. Die komprimierte Luft steht so unter einem Druck von 8 Atmosphären, und dieses Reservoir von 12000 Cbm Inhalt vermag daher eine ganze Zeitlang als Aushülfsvorrat zu fungieren. —

Der Verbrauch in den Kleinmotoren wird in der allereinfachsten Art durchgeführt. Das Abzweigungsrohr an der Hauptleitung führt zuerst zu einem Eröffnungshahn, dann zu einem Siebe, das etwaige gröbere Verunreinigungen zurückhält, dann zu einer Erweiterung, analog dem Gasbeutel bei den Gasmaschinen, die etwaige Druckschwankungen ausgleichen soll, dann zu einem Zählwerk, um den Verbrauch zu bestimmen, ferner zu einem Reduzierviertel, wodurch der Druck auf 4—4½ At. herabgebracht wird. Durch Wegnahme der Belastung kann im Bedarfsalle die Kraft der Kleinmaschine wesentlich gesteigert werden. Dann folgt der Erhitzungsapparat

und endlich die Maschine. Für kleinere Kräfte werden vielseitig Rotationsmaschinen, für größere ehemalige Dampfmaschinen angewendet; die Bedienung derselben beschränkt sich auf das nötige Schmieren. Durch einfaches Drehen des Lufthahnes kann die Maschine an- und abgestellt werden, eine Arbeit, die selbst dem simpelsten Arbeiter überlassen werden kann. Die Expansion kann wie bei Dampfmaschinen durch Verstellung der Exzenter, auch selbstthätig geregelt werden.

Die Zwecke, zu denen diese Luftmaschinen verwendet werden, sind mannigfaltigster Art, wobei die Zahl der konsumierten Pferdekräfte in den weitesten Grenzen schwankt. Verschiedene Journalunternehmungen betreiben ihre Pressen mit Luftmaschinen von 50—100 Pferdekräften. Eine große Anzahl Elektrodynamomaschinen zu galvanischer Beleuchtung zahlreicher Theater, Restaurationen, Kaffees, Läden und Magazine werden mit Luftmaschinen erfolgreich betrieben, wobei die Sicherheit und Ungefährlichkeit des Betriebes ganz besonders günstig sich gestaltet. Die Größe dieser Maschinen schwankt zwischen 100—10—5 Pferdekräften. Kleinere Kräfte werden in den zahlreichen Handwerksstätten zum Drehen, Mahlen, Schleifen, Polieren, Weben, Wirken u. s. w. ausgenützt. Für Nähmaschinen wird der kleine rotierende Motor unmittelbar an der Hauptachse angebracht. Der bisherige Fußtritt dient nur zum Regulieren des Zuströmens von Luft. In den Eisenhandlungen wird das Zuschneiden der Bleche, das Abschneiden der Eisenstangen jetzt mit Hilfe der Luftmotoren durch die Handlungsgehilfen durchgeführt. Elevatoren in Hotels und Magazinen, die sonst durch Wasser direkt fungierten, benützen jetzt komprimierte Luft. Sehr wichtig ist es, daß eine große Zahl gefahrdrohender Kessel, Rauch produzierender Schornsteine aus den besten Stadtteilen entfernt sind; die Kraft läßt sich in der leichtesten Art regeln und verwenden. Gegenüber den direkt betriebenen Kleinmotoren ist die Kostenersparnis bedeutend. Die Mitgewinnung kühler Luft und guter, kostenloser Ventilation ist ein nicht zu unterschätzender Nebenvorteil. Es muß dem französischen Nationalcharakter doch eine bestimmte Neigung zur Beschäftigung mit leichten, luftigen Dingen innewohnen! Das wissenschaftliche Studium der Gase ist zuerst in Frankreich entwickelt. Lavoisiers Ruhm basiert nicht am wenigsten auf den Analysen der Luft. Die Aeronautik ist eine französische Erfindung und im Jahre 1870 bestens von den Franzosen ausgebeutet und der erste praktische Erfolg der Leitung des Luftballons von Franzosen errungen worden. So sind sie zuerst praedestiniert gewesen, auch hier durch Krafttransmission mit Luft das erste, glänzend sich bewährte Beispiel gegeben zu haben.

Anmerkung. Die wesentlichsten Daten über die Pariser Lufttransmission verdankt Referent einem ausgezeichneten Vortrage, welchen Professor Riedel von der technischen Hochschule in Berlin im Vereine für Beförderung des Gewerbfleißes daselbst über seine Studien gehalten hat, was er hier mit bestem Danke konstatieren möchte.

II.

Die chemische Wirkung der Seife.

Im Anschluß an unsere Besprechung im letzten Heft über die chemische Zusammensetzung der Seife werden folgende Mitteilungen über die Art der Wirkung der Seife von Interesse sein.

Die Wirkung des Wassers auf die Seife und das Reinigungsvermögen der letzteren sind Gebiete, auf denen zwar schon sehr viel gearbeitet und studiert worden ist, die aber trotzdem auch heute noch nicht als vollkommen erforscht betrachtet werden können.

Die von Berzelius seinerzeit aufgestellte Theorie wird als allgemein richtig anerkannt und die Nützlichkeit von Seifen zum Reinigen von Stoffen gewöhnlich auf folgende Ursachen zurückgeführt. —

1. Auf die Leichtigkeit, mit welcher neutrale Seifen in kaltem Wasser in saure Seifen und freies Alkali zerlegt werden.

2. Auf die Eigenschaft der Seife, mit fettigen Substanzen Emulsionen zu bilden. —

Die erstere Ansicht, welche sich auf Chevreul's Experimente stützt, ist schon längst als unrichtig nachgewiesen worden. Wäre sie richtig, dann wäre der Prozeß des Waschens mit Seife weiter nichts als eine recht teure Art und Weise, verdünnte Alkalien zu verwenden, und

gleicherzeit würde folgen, daß heiße Seifenlösung eine geringere Reinigungskraft besitze als kalte. Nun ist es aber eine durch die Praxis erwiesene Thatsache, daß gerade das Gegenteil der Fall ist.

Um die Möglichkeit solcher Einwürfe zu beseitigen, haben Persoz und andere behauptet, daß neutrale Seifen löslich sind, sich aber in heißem Wasser nicht zersetzen, während sie in kaltem Wasser in basische Seifen und saure Seifen zerfallen.

Die basische Seife verseift die fettigen Substanzen und macht sie löslich, während die saure Seife die durch die basische Seife geformten Körper umhüllte und sie verhinderte, sich wieder an die Faser festzusetzen. Diese Hypothese aber ist ebenfalls irrig und erklärt auch keineswegs, aus welchem Grunde heiße Seifenlösungen wirksamer als kalte sind.

Demnach erschien die Frage der Reinigungskraft von Seife wichtig genug, um Experimente zu ihrer Lösung zu veranstalten.

Man verwandte eine Marseiller Seife, welche erst mit Kochsalz ausgefüllt und in Alkohol gelöst wurde. Das Resultat war eine in heißem Wasser vollständig lösliche Seife, mit alkalischer Reaktion auf Lackmus und frei von Alkalihydraten oder Karbonaten, wie das durch chemische Untersuchung der alkalischen Lösung der mit Kochsalz gefällten Seife konstatiert wurde.

Die wie oben beschrieben behandelte Seife enthielt in 100 Teilen Trockensubstanz:

	lufttrocken	über Schwefelsäure getrocknet
Fettsäuren	69,40 %	91,43 %
Wasser	29,41 %	—,— %
Natron	7,82 %	11,32 %
Rückstand	0,16 %	0,32 %

Nun wurden Lösungen der Seife von verschiedenem Konzentrationsgrade hergestellt und dieselben dialysiert; die dialysierten Lösungen wurden eingedampft und der Rückstand analysiert.

Es ergaben sich folgende Resultate:

1. Neutrale Seifen, in warmem oder kaltem Wasser löslich, werden im Wasser in basische und saure Seifen zersetzt, die in warmem Wasser wenig, in kaltem Wasser hingegen vollständig löslich sind.

2. Die Zersetzung der neutralen Seife erfolgt in warmem Wasser viel leichter als in kaltem, und die benötigte Zeit variiert mit der Konzentration und der Temperatur der Lösung.

3. Basische Seifen dialysieren leicht, saure hingegen nicht.

4. Die dialysierte Lösung einer basischen Seife, welche noch neutrale Seife enthalten kann, wird weiter in saure und basische Seife zersetzt, bis die Lösung nur noch basische Seifen enthält, die durch die Dialyse von den sauren Seifen getrennt werden.

5. Bei Zersetzung der neutralen Seifen in Gegenwart von Wasser entstehen weder Alkalihydrat noch Karbonate; hiervon kann man sich leicht überzeugen, wenn die basische Seifenlösung mit Kochsalz gefällt und die filtrierte Flüssigkeit analysiert wird.

Ferner wurde die Einwirkung des Wassers auf Seifen untersucht. Zu diesem Zwecke wurden 100 Gramm Seife in 1 Liter heißem, destilliertem Wasser gelöst und diese Lösung 24 Stunden in einer offenen Flasche hingestellt, hierauf wurde filtriert und die filtrierte Lösung des löslichen Teiles und der unlösliche Rückstand untersucht.

Nachstehend die proportionellen Mengen basischer Seife, vollständig löslich in Wasser; dieselben wurden durch Trennung von der sauren Seife, die bei der Behandlung mit Wasser neutrale Seifen bildet, ermittelt.

1. Basische Seifen sind in kaltem Wasser vollständig löslich, während saure Seifen selbst in heißem Wasser nur wenig löslich sind.

2. Wässerige Lösungen basischer Seifen, besonders wenn sie warm sind, geben mit Ölsäure und anderen Fettkörpern eine klare Flüssigkeit, die auch beim Abkühlen klar bleibt, wenn eine genügende Menge basischer Seife verwendet wurde.

Setzt man die Lösung der Luft aus, so wird sie nach einigen Tagen trübe, und die dann entstandene Mischung von basischer und neutraler Seife wird weiter in basische und saure Seifen zerlegt.

3. Basische Seifen werden mittelst Kochsalz vollständig gefällt, und ihr Alkali wird nicht frei gemacht.

4. Basische Seifen geben beim Erwärmen ein Lösungsmittel für saure Seifen ab, und die so hergestellten Lösungen werden nach kürzerer oder längerer Zeit trübe, je nach dem Verhältnis von basischer zu saurer Seife.

Dieses ist die Ursache, warum die gewöhnlichen Handelsseifen in heißem Wasser löslich sind, obgleich sie sowohl in Berührung mit kaltem Wasser als warmem Wasser in basische und saure Seifen zersetzt werden.

5. Die wässerigen kalten Lösungen basischer Seifen werden sich mit Fett nicht verbinden lassen, sondern sie emulsionieren nur das Fett.

Mit Triolein wurde eine dicke, weiße Masse erhalten, die sich Monate lang unverändert hielt.

Durch Erwärmen wird die Masse durchaus nicht beeinflußt; wird hingegen 80% Spiritus hinzugefügt, so trennen sich die Fettsubstanzen und schwimmen auf der Oberfläche der klaren Lösung, die kein Glyzerin enthält.

Dieser Umstand ist wieder ein Beweis, daß, entgegen der allgemeinen Annahme, keine Verseifung stattgefunden hat, sondern daß vielmehr nur eine Emulsion gebildet wurde.

Gewöhnliche neutrale Kernseifen, wie sie im Handel vorkommen, besitzen dieselbe Emulsionsfähigkeit, nur in einem geringeren Grade, und das besonders, wenn sie in heißem Wasser aufgelöst werden.

Aber auch hier tritt keine Verseifung ein.

Saure Seifen besitzen diese Eigenschaften nicht, oder doch nur in geringerem Grade.

6. Die Behandlung kalter Lösungen basischer Seifen mit Kohlensäure macht die Lösung milchig, trübe; beim Erwärmen wird die Flüssigkeit wieder klar. Vorausgesetzt, daß diese Behandlung von basischen Seifen mit Kohlensäure enthaltenen unlöslichen Verbindungen ein geringeres Reinigungsvermögen besitzt als basische und neutrale Seifen, so erklärt sich damit zur Genüge, warum man ein Kohlensäure-reiches Wasser industriell nicht mehr zur Herstellung von Seifenlösungen gebrauchen kann.

Das Vorstehende erklärt nicht allein das größere Reinigungsvermögen heißer Seifenlösungen im Vergleich mit kalten, sondern erklärt auch die Unterschiede, die man eventuell in der Quantität und im Reinigungsvermögen von Seifen auffinden kann, die aus denselben Rohmaterialien hergestellt wurden.

So passiert es z. B., daß man mit Seifen von gleicher chemischer Zusammensetzung bei verschiedenen industriellen Prozessen ganz verschiedene Resultate erzielt. Der Grund hierfür ist der, daß die Seifen, obgleich vielleicht frei von freiem Alkali, dennoch basische und saure Seifen enthalten.

Dies wieder beweist aber die hohe Bedeutung des Umstandes, nicht allein Seifen frei von freiem Alkali herzustellen, sondern auch möglichst neutrale Seifen zu produzieren, da selbst die Gegenwart basischer Seifen für einzelne Industrien, wie z. B. das Kochen von Seidenwaren, Türkischrotfärberei 2c., von Nachteil sein kann.

Da neutrale Seifen das Produkt einer Verbindung von basischer mit saurer Seife sind, so stellen sie das Produkt dar, welches man bei der Seifenfabrikation zuerst erhält.

Da man ferner, wie wir oben gesehen haben, neutrale Seifen mit Kochsalz vollständig fällen kann, so wird es damit leicht verständlich, daß einzelne Handelsseifen kein freies Alkali enthalten und doch größere Mengen einer Basis, als für eine neutrale Seife notwendig ist, und daß Seifen, mit einer unzureichenden Menge von Basis hergestellt, leistungsfähiger sein können als neutrale Seifen.

Dies sind Gesichtspunkte, welche man im Auge haben muß, wenn man durch chemische Untersuchung einer Seife feststellen will, ob sie für bestimmte industrielle Zwecke brauchbar ist.

Zum Schluß mag nochmals zusammengefaßt sein, daß das Reinigungsvermögen einer Seife von nachfolgenden Thatsachen abhängig ist:

1. Wasser, besonders heißes Wasser, zersetzt die neutralen Seifen in basische und saure Seifen, ohne daß sich freies Alkali bildet.

2. Die Lösungen basischer Seifen wirken als Lösungsmedien für saure Seifen, und die freien Fettsäuren emulsionieren die fettigen neutralen Körper, ohne sie zu verseifen.

3. Saure Seifen besitzen nicht die Eigenschaft, weder Fettsubstanzen noch fettige neutrale Bestandteile aufzulösen oder zu emulsionieren.

4. Kohlensäure macht basische Seifen unlöslich, ohne daß freies Alkali gebildet wird.

Litterarische Berichte.

Wilhelm Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission, von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahresberichten ergänzt, fortgeführt und zum Besten der Hinterbliebenen herausgegeben von E. Pfitzner, Konsistorialrat in Stolberg a. H. und D. Wangemann, Missionsdirektor in Berlin. Berlin 1888. Im Buchhandel zu beziehen durch Max Herbig (Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlung).

Wir bitten jeden Leser des Posselt'schen Buches, sich nicht durch die hier und da erscheinende pietistische Färbung der Sprache und durch die wunderliche Anschauung, die in jedem, beim Umwerfen eines Wagens ganz gebliebenen Arm ein Gnadenwunder Gottes sieht, beirren zu lassen. Posselt zeigt sich in seinem Leben wie in seinem Buch als eine gesunde und gediegene Natur. Seine Liebe zu seinen Kaffern hat sein Urteil in keiner Weise getrübt. Er sieht in den bekehrten Schwarzen nichts weniger als Engel und bekennt naiv genug: „bei den getauften Kaffernfrauen zeigt selbst das Christentum sich unzulänglich. Der Stock muß ihm zu Hilfe kommen" (S. 101). Seine Beobachtungen über das Leben der Kaffern, Zulukaffern und Buschmänner sind nicht ohne Wert, und der Humor des Mannes und die Frische und Urwüchsigkeit seiner Darstellung machen die Lektüre zu einer recht angenehmen. A. B.

Du Danube à la Baltique. Allemagne, Autriche-Hongrie, Danemark. Descriptions et Souvenirs par Gabriel Thomas. Paris et Nancy 1888. Berger-Levrault et Cie.

Ein stattlicher, eleganter Band von 590 Seiten in dem bekannten angenehmen Oktavformat der französischen Belletristik bietet uns die Reiseerinnerungen, die ein gewandter, wohlunterrichteter und im ganzen objektiv und gemäßigt urteilender Schriftsteller aus Deutschland, Oesterreich, Ungarn und Dänemark heimgebracht hat. Die Darstellung ist anziehend, warm und geistreich, ohne gesucht zu sein. Verbindet man die Punkte Freiburg im Breisgau, Innsbruck, Budapest, Berlin, Malmö, Baden-Baden durch Linien, so ist das eingeschlossene Gebiet ungefähr das, welches der Verfasser nach verschiedenen Richtungen durchwandert und geschildert hat. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte abgesehen, wird sich über diese Gegenden schwerlich etwas noch nicht Beobachtetes, etwas noch nicht Dargestelltes sagen lassen; trotzdem können individuelle Reiseschilderungen auch bekannter Landschaften immer ihren Reiz behalten, und dieser Reiz wohnt den Schilderungen des Herrn Thomas in hohem Maße bei, zum Teil allerdings aus dem Grunde, weil er Franzose ist. Seite 2 bekennt Herr Thomas, daß ein Hauptbedenken gegen seine Reisen in deutschen Landen seine fast vollständige Unkenntnis der deutschen Sprache gewesen sei. Dieser Umstand machte dem Reisenden den mündlichen Verkehr mit den Landeseinwohnern unmöglich, und von einem solchen ist in dem ganzen Buche in der That auch nirgends die Rede. Selbst Unterhaltungen in seiner eigenen Sprache, zu denen doch die meisten gebildeten Deutschen befähigt sind, scheint er vermieden zu haben. Er bewegt sich überall wie ein stummer Gast, nur beobachtend und reflektierend. Trotzdem ihm aber aus diesem Grunde eine Hauptquelle wertvoller gelegentlicher oder systematischer Information verschlossen blieb, ist es ihm, augenscheinlich nicht ohne Beihilfe guter Vorstudien, gelungen, eine große Menge meist richtiger Anschauungen zu erwerben, zu fixieren und mit mancherlei mehr oder weniger gehaltvollen Reflexionen zu versehen. Einen besonders scharfen Blick hat Herr Th. für das Landschaftliche, für Städte-Physiognomieen, für Architektonik, Kunstwerke und Kunstsammlungen. Jeder Gebildete, der sich für diese Dinge interessiert, sofern er nicht selbst gelehrter Fachkenner ist, wird in diesen Partien mancherlei anregende und wirklich schätzenswerte Belehrung finden. Sehr geschickt und gut orientierend sind z. B.

die Besprechungen der Museen in München, Dresden und Berlin. Sie machen den Bädecker oder den Spezial-Katalog nicht überflüssig, würdigen aber die Gesamteinrichtung und die hervorragendsten einzelnen Kunstwerke in so anziehender und unverkennbar sachkundiger Weise, daß der Kunstgenuß und das Kunstverständnis des Besuchers dadurch sehr wesentlich gefördert werden kann. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß die Urteile über die neuere deutsche Kunst, zu denen der Besuch der Berliner National-Gallerie Veranlassung giebt, der Wahrheit wohl kaum entsprechen dürften. Ebensowenig die übertriebene Behauptung (S. 180), daß „für den deutschen Geist alle Kultur von Griechenland und der Reformation hergeleitet werde; daß Homer und Luther allein die Friedens- und Kunstschöpfungen beherrschen ꝛc.“ Solche Uebertreibungen sind Rückfälle in die alte Krankheit der französischen Litteratur, die Rhetorik, von der sich der Verf. sonst ziemlich frei hält. Ohne kleine, aber harmlose Bosheiten geht es auch nicht ganz ab. So z. B. ist die Schilderung des Lebens und Treibens auf der Bastei in der sächsischen Schweiz (S. 223 und 224) nichts als eine pikante Karrikatur. Der Anfang lautet: „**Les tables sont prises d'assaut; les domestiques ahuris accourent à tous les cris, les doigts dans les poches, etc.**“ Hat Herr Th. diese Art zu servieren dort oder irgendwo in Deutschland wirklich beobachtet? Sie wäre in der That eben so unbequem als unsauber. Die vielfach eingestreuten historischen Betrachtungen (z. B. über die geschichtliche Bedeutung der Donau) sind zum Teil recht hübsch, zum Teil aber werden sie den deutschen Leser weniger angenehm berühren. Daß die Franzosen Karl den Großen ausschließlich für ihre Nationalität in Anspruch nehmen, ist bekannt und wird so bleiben. Neu aber dürfte es sein, wenn das Recht der gegenwärtigen Deutschen selbst auf Hermann den Cherusker bezweifelt wird. (S. 148). Die preußische Geschichte erfreut sich des Wohlwollens des Herrn Th. selbstverständlich nicht; doch wenn die wenigen antipreußischen Expektorationen auch das historische Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl vermissen lassen, so überschreiten sie wenigstens nicht die Grenze des Anstandes. Sie sollen durch das mancherlei Anerkennende, das über preußisches Wesen und preußische Einrichtungen gesagt wird, als kompensiert gelten. Uebrigens thut man wohl, sich solche Dinge bei der Lektüre ausländischer Bücher nicht allzusehr zu Herzen zu nehmen. Nur sehr wenige Menschen vermögen sich der Macht der nationalen Vorurteile zu entziehen ebensowenig wie dem Einfluß der sozialen, der Standes-, der Berufs-, der religiösen Vorurteile. Es ist selten, daß einzelne Personen sich gegenseitig völlig verstehen, sich völlig gerecht werden; von den großen Kollektiv-Individuen, den Nationen, Völkern und Staaten, ist dies noch weniger zu erwarten. Nicht Erfahrungen, Gründe und Beweise — selbst wenn sie von allen gleich aufgefaßt würden und werden könnten — beherrschen in erster Linie die Menschheit, sondern Sympathien und Antipathien. Darin giebt es keine prinzipiellen, sondern nur Gradunterschiede. Herr Thomas giebt sich anerkennenswerte Mühe, möglichst unbefangen zu sein; eben deshalb wird er mit seiner Schrift auf seine eigenen Landsleute schwerlich viel Eindruck machen. Das Buch zerfällt in drei Teile, von denen jeder eine Reise (excursion, wie sie der Verfasser nennt) beschreibt; die erste fällt in die Zeit vor 1870, wie aus S. 11 hervorgeht, wo der Verfasser angiebt, wie ein Schild mit der Inschrift „**Fabrique de crinolines**“ den Zauber zerstört, den die malerischen Häuser der alten Stadtteile Stuttgarts auf ihn ausübten. Die Erzählung dieser Reisen bildet den Faden, an den sich alles Uebrige natürlich und ungezwungen anreiht. Wir begleiten den Wanderer mit Vergnügen auf seinen Fahrten und Gängen. Gelegentlich finden sich recht hübsche Bemerkungen über die vom Verfasser beobachtete Reisepraxis. Der Stil ist ein vortreffliches Muster des heutigen Französisch, und da das Buch von jeder Anstößigkeit völlig frei ist, so kann es der reiferen Jugend ohne Bedenken in die Hände gegeben werden. In einem geschickten Auszuge würde es sich sogar zur gelegentlichen Schullektüre vortrefflich eignen. Der Preis von 5 Francs ist sehr niedrig. Das Buch des Herrn Thomas kann allen Freunden einer angenehmen Lektüre aufrichtig empfohlen werden; es ist, wenn auch alles gelehrten Apparates entbehrend, ernst gemeint und ernst zu nehmen. Es darf mit den berüchtigten Tissot'schen Machwerken in keinen Vergleich gestellt werden. Als die Aera der Eisenbahnen sich zu entfalten begann, machten sich viele die weitestgehenden Vorstellungen von den beruhigenden, versöhnenden Wirkungen des gesteigerten internationalen Verkehrs; diese Illusion ist gründlich zerstört worden. Nichtsdestoweniger müssen Nachbarstaaten und Nachbarnationen von einander Notiz nehmen; und schon das Bewußtsein dieser Notwendigkeit ist ein Beweis, daß die fast unlösbar scheinende Aufgabe einer gewissen gegenseitigen Verständigung wenigstens anerkannt und fortwährender Erwägung wert gehalten wird. Die Schrift des Herrn Th. wird die Stimmung gebildeter Franzosen gegen Deutschland wenigstens nicht verschlimmern, wenn sie auch dem nationalen Pharisäismus gelegentlich einige Befriedigung gewähren mag. **Bm.**

Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von Ludwig Fritze. Leipzig 1888. Verlag von Otto Wigand.

Daß die uralten Wunder des Orients, mögen sie uns in Bau- oder Schriftdenkmälern

sich offenbaren, ihren Zauber in der Gegenwart noch nicht verloren haben, beweist neben vielem Anderen das immer wieder erneute Eindringen der Forscher in die Litteratur der alten orientalischen Völker. Wie fruchtbar diese Forschung für die so wichtige Wissenschaft der Sprachvergleichung geworden ist, ist allgemein bekannt; aber auch der inhaltliche Wert jener antiken Litteratur verdient die ihr gewidmete Mühe und die Sorgfalt in dem Studium und der Herausgabe derjenigen Werke, welche ganz besonders die Lebensweisheit der orientalischen Völker erkennen lassen. Unter diesen Werken nimmt Hitopadeça, welches in neuer Uebersetzung von L. Fritze uns vorliegt, einen hervorragenden Platz ein. Mit vollem Recht hat der Herausgeber anstatt der Versform des Originals einen unserer Poesie und Sprache entsprechenden Versbau mit Reimen angewendet; denn wenn wir erkennen sollen, wie ein einer fremden Litteratur angehörendes Produkt auf das Volk, in dem es entstanden, gewirkt hat, so müssen wir es in einer uns geläufigen, uns anheimelnden Form empfangen, und wir machen dem Verfasser nur daraus einen Vorwurf, daß er von dieser berechtigten Freiheit nicht einen größeren Gebrauch gemacht hat, d. h. daß er Vers und Reim nicht noch viel freier und gewandter gestaltet hat; denn die meisten metrischen Uebertragungen wollen uns nicht wohlklingend und gewandt genug erscheinen, besonders wegen der so großen Länge der Verse. Was den Wert des Werkes selbst betrifft, so wird die Lektüre (was aber kein Vorwurf gegen den Uebersetzer, sondern eine Eigentümlichkeit des Buches selbst ist), durch die fortwährende Ineinandermischung der einzelnen Erzählungen oft erschwert; aber abgesehen hiervon finden wir in diesem ehrwürdigen Denkmal altindischer Litteratur eine solche Fülle von herrlichen Gedanken und großen, durch reiche Erfahrung gewonnenen Lehren, eine so unerschöpfliche Erfindungskraft ohne lästige Wiederholungen, daß Hitopadeça einer aufmerksamen Lektüre und — auch für den gereiften Mann — einer fürs Leben wertvollen Beachtung und Befolgung der darin enthaltenen Lehren unbedingt zu empfehlen ist. C. S.

Ueberseeische Reisen. Von Amand Goegg. Zürich 1888. Verlag von J. Schabelitz.

Der greise Verfasser berichtet mit jugendlicher Frische die Erlebnisse und Eindrücke, welche er in einem Zeitraum von 50 Jahren in Nord- und Südamerika und in Australien hat auf sich einwirken lassen. Sein Blick ist der eines praktischen Mannes, sein Urteil ist ehrlich und wird, vor allem was die brasilischen Verhältnisse betrifft, für alle, welche an der Frage der Auswanderung nach Brasilien ein materielles oder doch ein moralisches Interesse haben, von Wert sein. A. B.

Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion mit besonderer Berücksichtigung der daselbst bestehenden allgemeinen Zustände (Algier und Tonkin 1880 — 1885) von Franz Lüthi, gew. Korporal. Bern. Verlag von Rud. Jenni's Buchhandlung (H. Köhler).

Dem Verfasser hatte „das Bier- und Jaßleben eines schweizerischen Kleinstädtchens die Lust zur Arbeit genommen", und aus freiem Antriebe läßt er sich zum Dienst in der französischen Fremdenlegion anwerben. Nach einer Schilderung der Zustände zu Friedenszeiten in den algerischen Garnisonen erzählt er in schlichter, freilich wenig formvollendeter Weise, wie er nichts Anderes schließlich heimbrachte, als „kranke, mit einer gelben Haut überzogene Knochen", während er das Fleisch und Fett der nation de la gloire in einem Leben voll Arbeit, Mühe, Not, Entbehrung in Algier und Tonkin geopfert hatte. Wer sich danach sehnt, fünf lange Jahre unter den größten Mühsalen in förmlicher Knechtschaft zu verbringen, der lasse sich sofort in die französische Fremdenlegion anwerben. Mit diesen Worten schließt der Verfasser sein Büchlein, das interessante Aufschlüsse und beherzigenswerte Thatsachen mitteilt und wohl geeignet erscheint, abenteuerliche Gemüter zum Verbleiben in der Heimat und zu verständiger Verwertung ihrer Kräfte zu veranlassen. L.

Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung, dargestellt von Dr. Phil. C. N. Starcke, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen. Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 66. Band. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. Mit Inhaltsverzeichnis und Register.

Die Arbeit eines scharfdenkenden Forschers, auf einer sehr umfangreichen Lektüre aufgebaut; eine durchaus selbständige Untersuchung, deren Resultate von der herrschenden Meinung grundsätzlich abweichen, denen Referent aber gleichfalls im Grundsatz nicht zustimmen kann, wenngleich der Verfasser in vielen einzelnen Dingen mit hergebrachten Irrtümern scharf und wohl hoffentlich endgültig aufgeräumt hat. Das Werk ist nur an die wenigen Fachforscher gerichtet und wird in größeren Leserkreisen vielleicht wenig Interesse finden. K. F.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Abel, Curt, Im Lande des Goldes. Dramatisches Zeitbild in 5 Akten. 8. (Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg.)

Baron, Richard, Das Christfest in der Familie Frommhold. Dritte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Berendt, M., Die rationelle Erkenntnis Spinozas. 8. (Verlag der Preuss. Philologen-Zeitung, Berlin.)

Bismarck-Dynastie, Die. Ein Seitenstück zu dem Artikel in der „Contemporary Review“. 8. (Richard Eckstein Nachfolger, Berlin.)

Collins, Mabel, Das Lied von der weißen Lotos. 8. (Th. Griebens Verlag, Leipzig.)

Duncker, D., Morsch im Kern. Roman. 8. (Freund und Jeckel, Berlin.)

Ehrenberg, Dr. Richard, Hamburg und Antwerpen seit 300 Jahren. 8. (Herold'sche Buchhandlung, Hamburg.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 60. Lief., enthält Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 25. — Zweite Abtheilung, 53. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 33. — Dritte Abtheilung, 1. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 1. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Erfurth und Lindner, Deutsche Litteraturkunde. 8. (Aug. Stein, Potsdam.)

Friedrich, Georg, Die persönliche Kraft. 8. (G. Friedrich'sche Buchh., München.)

Gesellhofen, Julius, Am Webstuhl der Zeit. 8. (Baumert und Ronge, Großenhain.)

Hamel, Richard, Die reaktionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. 8. (Tausch & Große, Halle.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Winkelmann** unter Mitwirkung von Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. L. Waitz. Lex. 8. — Erste Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hartmann, Eduard von, Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. 8. (Wilhelm Friedrich Leipzig.)

Hérisson, Graf M. J. von, Die Legende von Metz. Autorisierte Uebersetzung von O. Th. Alexander. 8. (Carl Ulrich & Co., Berlin.)

Kapff-Essenther, F. von, Auf einsamer Höhe. 8. (Hermann Costenoble, Jena.)

Kuhlenbeck, Dr. Ludwig, Giordano Bruno und seine Weltanschauung. 8. (Theodor Ackermann, München.)

Kühner, Dr. A., Das Buch der Mutter. 8. (Gebr. Knauer, Frankfurt.)

Lampert, Friedrich, Aus Alt-Ansbacher Zeit. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Lingg, Hermann, Furchen. Neue Novellen. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Mayet, P., Japanische Bevölkerungsstatistik. 4. (R. L. Prager, Berlin.)

Milow, Stephan, Aus dem Süden. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Neubürger, Emil, Aus der alten Reichsstadt Frankfurt. 8. (Mahlau und Waldschmidt, Frankfurt.)

Pfau, Ludwig, Gedichte. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Schack, Adolf Friedrich Graf von, Geschichte der Normannen in Sicilien. 2 Bände. 8. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Schmidt-Cabanis, Richard, Die Frau von Mehreren. 8. (Herm. Lazarus, Berlin.)

Schwetschke, Dr. Eugen, Bilder der Erinnerung aus dem Drei-Kaiser-Jahre. Gr. 8. (G. Schwetschke's Verlag, Halle.)

Stoll, G., Obstbaulehre. Zweite Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Strindberg, August, Die Verheiratheten. 8. (G. Grimm, Budapest.)

Walcker, Dr. Karl, Grundriss der Statistik und Staatenkunde. 8. (Mayer & Müller, Berlin.)

Weck, Gustav, Unsere Toten. 8. (Ferd. Schöningh, Paderborn.)

Wehl, Feodor, Zeit und Menschen. Erster Band. 8. (A. C. Reher, Altona.)

Wendlandt, Franz, Lampra. Epische Dichtung aus der Zeit des Perikles. 8. (Hinricus Fischer, Norden.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.